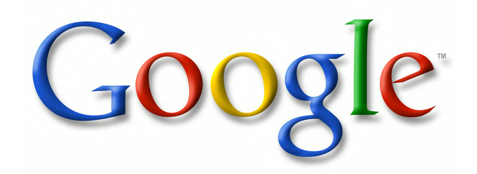




Beleuchtung

der

Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle:

„Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich"

von

Rupert Ebner S. J.

Erstes Heft.

Linz, 1874.
Franz Ignaz Ebenhöch'sche Buchhandlung
(Heinrich Korb).

Das zweite Heft befindet sich unter der Presse und erscheint demnächst.

Beleuchtung

der

Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle:

„Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich"

von

Rupert Ebner S. J.

„Der Zweck heiliget die Mittel."
(Beliebter Grundsatz aller Jesuitenfeinde.)

„Veritas odio omni et invidia debet esse antiquior."

„Die Wahrheit muß mehr gelten, als aller Haß und alle Mißgunst." (Just. Lipsius var. Lect. l. I. c. 5.)

Τοῦτο γάρ ἐστιν ὁ συκοφάντης, αἰτιάσασθαι μὲν πάντα, ἐξελέγξαι δὲ μηδέν.

„Darin besteht das Wesen des Sykophanten, daß er alle möglichen Beschuldigungen vorbringt, aber nichts beweist." (Demosth. geg. Eubul. §. 34.)

Erstes Heft.

Linz, 1874.
Franz Ignaz Ebenhöch'sche Buchhandlung
(Heinrich Korb).

„J'ai eu la curiosité de lire ce que les Jésuites ont répondu aux accusations de leurs ennemis, ce qu'on leur a repliqué, ce qu'ils ont repliqué eux mêmes; et il m'a parû, qu'en plusieures choses leurs accusateurs demeuroient en reste. Cela me fait croire, qu'on leur impute beaucoup de choses, dont on n'a aucunes preuves: mais que l'on croit facilement à l'instigation des préjugés." (Bayle lettr. 322. a M. Pecher. T. IV.)

„Ich hatte den Vorwitz zu lesen, was die Jesuiten auf die Anklagen ihrer Gegner erwiderten, was man ihnen entgegnete, was sie selbst wieder antworteten; und es schien mir, daß ihre Ankläger in mehreren Stücken im Nachtheil blieben. Dies führt mich auf den Glauben, daß man ihnen gar Vieles zur Last legt, wofür man keine Beweise hat: daß man es aber von Vorurtheilen getrieben leichtgläubig hinnimmt." (Bayle Br. 322. an M. Pecher.)

„D'un defaut ils (les mauvais Critiqueurs) en font un vice, d'une faute un crime, d'un acte une habitude, d'un soupçon une certitude, d'une seule faute plusieurs, d'un seul defaut tout ceux, qui peuvent y avoir quelque rapport, ils étendent, grossissent, multiplient." (Mr. l'Abbé Trublet. Essais T. IV.)

„Solche Kritikaster machen aus einem Versehen ein Vergehen, aus einem Fehler ein Verbrechen, aus einem Akt eine Gewohnheit, aus einer Vermuthung eine Thatsache, aus einem einzigen Fehler mehrere, aus einem einzigen Mißgriffe so viele andere, als damit etwa in Verbindung stehen können; sie erweitern, sie vergrößern, sie vervielfältigen." (Herr Abbé Trublet.)



Vorwort.

Ueber Veranlassung und Zweck dieser Schrift sei kurz Folgendes bemerkt: Im letzten Sommer erschien eine Broschüre in Prag von einem gewissen Herrn Dr. Kelle — so viel wir wissen, Professor des Mittelhochdeutschen an der dortigen Universität — unter dem Titel: „Die Jesuiten-Gymnasién in Oesterreich", welche eine Geschichte der Wirksamkeit der Jesuiten an den österreichischen Gymnasien seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart sein soll.

Dem Herrn Verfasser war es aber um nichts weniger, als um eine Geschichte der Jesuiten-Gymnasien zu thun; die Schrift kündet sich gleich in dem Vorwort als tendenziöses Machwerk an, und man braucht nur flüchtig einige Blätter zu durchgehen, um alsbald zu sehen, daß beinahe jede Seite von Verdächtigungen, Entstellungen, Einseitigkeiten und Unwahrheiten strotzt, wie ich im Verlaufe meiner Beleuchtung zeigen werde. Von dem Grundsatze: „Der Zweck heiliget die Mittel", den die Feinde der Jesuiten nur gar zu oft und gerade dadurch befolgen, daß sie ihn diesen zur Last legen, obgleich noch Niemand selbst nicht

auf erfolgte öffentliche*) Aufforderung und Aussetzung eines Preises von 1000 Gulden, hat nachweisen können, daß er in der Lehre oder Praxis der Jesuiten begründet sei; von diesem Grundsatze, sage ich, hat Herr Dr. Kelle ungenirt den ausgedehntesten Gebrauch gemacht.

Solchen Angriffen gegenüber ist es oft schwer zu entscheiden, ob Schweigen oder Antworten besser sei; ist es ja in vielen Fällen die beste Apologie, gewissen Leuten stille Verachtung entgegenzusetzen, wozu schon der hellenische Dichter räth, wenn er singt:

Ἥδιον οὐδὲν, οὐδὲ μουσικώτερον
Ἔστι, ἢ δύναθαι λοιδορούμενον φέρειν.
Ὁ λοιδορῶν γὰρ, ἂν ὁ λοιδορούμενος
Μὴ προσποιῆται, λοιδορεῖται λοιδορῶν.

„Nicht gibt es ein so lieblich, ein so artig Ding,
Als unbeirrt zu tragen schnöde Schimpferei:
Zeigt der Geschmähte, daß die Schmähung ihn nicht trifft,
Der Schmäher selbst wird durch sein Schmähen dann geschmäht."

(Philemons Fragm.)

*) Bekanntermaßen hat der nun verewigte P. Roh in einer zu Frankfurt am Main gehaltenen Predigt 1000 Gulden Demjenigen ausgesetzt, der aus einer jesuitischen Schrift die Anklage, daß sein Orden sich zu diesem Grundsatz bekenne, in der Art beweise, daß die juristische Facultät von Bonn oder Heidelberg den Beweis als einen vollgiltigen anerkenne. Da fand sich ein Lübecker, der in aller Eile das hübsche Sümmchen so leichter Dinge gewinnen wollte; aber der Arme hatte aus einer gar trüben Quelle — aus einem Machwerke des Jesuiten-Fressers Jordan geschöpft, und aus diesem Machwerk eine Stelle aus dem Institut citirt, wo dieser Grundsatz klar ausgesprochen sein soll, nämlich: Just. Soc. Jes. edit. Prag 1757 Vol. I. p. 414; allein statt die 1000 Gulden zu bekommen, sah er sich mit seiner Leichtgläubigkeit unerwartet an den Pranger gestellt; denn während Herr Jordan den Jesuiten diesen Grundsatz vorwarf, hatte er ihn eben selbst und gerade durch diesen Vorwurf auf die schamloseste Weise in Anwendung gebracht: und er war hierin weder der erste noch der letzte.

So haben die Jesuiten schon oft gedacht, und darnach gehandelt, indem sie wohl auch von der Ueberzeugung ausgingen, daß Lüge und boshafte Schmähung, maßlose Uebertreibung, schnöde Verleumdung und unverschämte Entstellung von Thatsachen die Probe der Zeit nicht bestehen, sondern früher oder später entlarvt werden, und der Wahrheit und einem vernünftigeren Urtheile Platz machen müssen; denn groß ist, wie schon Seneka sagte, „die Kraft der Wahrheit, welche gegen alle menschliche Schlauheit, gegen List und Trug, gegen alle noch so fein berechneten Kunstgriffe sich durch sich selbst vertheidiget.“ Allein da nur zu viele Menschen gewohnt sind, Alles, was sie schwarz auf Weiß lesen, für bare Wahrheit hinzunehmen, auch von Natur aus geneigt sind, von Andern eher das Schlechte als das Gute zu glauben, besonders in Dingen, in denen sie von Vorurtheilen befangen sind, so mag es manchmal als rathsam, ja als pflichtmäßig erscheinen, ungerechte Angriffe zurückzuweisen, und den wahren Sachverhalt zu erörtern, nach der Mahnung der heiligen Schrift (Pred. 3. 7), daß es nicht blos eine Zeit zum Schweigen, sondern auch zum Reden gebe. Dies gilt namentlich in Fällen, wo die Angriffe in der Presse gemacht werden, und von der Art sind, daß geradezu bei weitem dem größten Theile der Leser die Mittel fehlen, die Wahrheit durch eigene Forschung ausfindig zu machen, wie es mit der Broschüre des Herrn Dr. Kelle buchstäblich der Fall ist.

Mit dem Thema, das Herr Dr. Kelle sich wählte, verhält es sich nämlich so, daß nicht nur der größte Theil der Leser sich über die meisten in seiner Broschüre angeregten Fragen anders woher keine Aufschlüsse verschaffen kann, sondern auch der Angegriffene, wenn ihm nicht eben zufällig einige alte Bücher, die schon seit mehr als einem Jahrhunderte aus dem Buchhandel verschwunden sind, und von denen höchstens einzelne hie und da in dem abgelegenen Winkel einer Bibliothek sich finden, zu Gebote stehen, dem Angreifer gegenüber schweigen

muß, wenigstens auf eine genaue und umständliche Discussion hinsichtlich jener Bücher, die eben der Gegner als Waffe zum Angriff gebraucht, der Angegriffene aber zur Abwehr nicht benützen kann, sich nicht einlassen kann; denn er steht ihm waffenlos gegenüber, so daß die Vertheidigung nur eine unvollständige sein kann, die gewöhnlich schlechter als gar keine ist.

Klug also ging Herr Dr. Kelle in der Wahl seines Themas zu Werke, und allem Anscheine nach hat er auf diese Schwierigkeit einer Replik gerechnet, denn sonst hätte er doch in seiner Darstellung wenn nicht redlicher so doch behutsamer zu Werke gehen müssen.

Die Motive, die den Herrn Doctor bei seiner Arbeit leiteten, wird er selbst am besten wissen; das aber hat er nicht gewußt, daß Wahrheit und Unparteilichkeit das erste und höchste Gesetz für den Geschichtschreiber ist, und besonnene und billige Beurtheilung aller Verhältnisse, besonders der Zeit, ihn gegen jedwede Ausschreitung des Hasses und Vorurtheils bewahren müsse. „Die Wahrheit," sagt so schön Justus Lipsius, „muß uns höher stehen, als aller Haß und alle Mißgunst;" und ein anderer älterer Schriftsteller spricht sich so über die Aufgabe des Geschichtschreibers aus: „Wahrheit ist die Seele der Geschichte, und ein Heiligthum, so daß wer ihr die Lüge vorzieht, ein Sacrilegium begeht." Daß Herr Dr. Kelle in diesem Geiste seine Geschichte der Jesuiten-Gymnasien verfaßt habe, wird wohl er selbst nicht behaupten wollen; eher dürfte er wohl zu jener Zunft egoistischer Büchermacher gehören, über welche schon Seneca klagte, daß sie ihre Schriften nicht anders populär machen zu können glauben, als wenn sie sie mit Lüge würzen; oder zu jenen gewandten Kritikern, die der französische Gelehrte, Mr. Trublet, mit den auf dem Titelblatt angeführten Worten so trefflich kennzeichnet; ja Herr Dr. Kelle versteht sich nicht bloß auf das „Erweitern, Vergrößern und Ver-

vielfältigen“, sondern auch auf das Verstümmeln und Verdrehen von Texten, und auf das gänzliche Auslassen von Dingen, die seinem Zwecke eben nicht förderlich sind. Ich aber hoffe Herrn Dr. Kelle gegenüber dargethan zu haben, daß Bayle (wahrlich kein Jesuitenfreund, sondern ein Calvinist und ungläubiger Philosoph) richtig geurtheilt, wenn er schrieb, daß man den Jesuiten vieles ohne Grund zur Last lege, und daß sie deßhalb bei genauerer Prüfung der Gründe meistens ihren Gegnern gegenüber Recht behalten.

Da übrigens Herr Dr. Kelle seine Schrift auch für solche Leser berechnet hat, die der lateinischen und griechischen Sprache nicht mächtig sind, so mußte auch ich darauf bedacht sein, meine Gegenschrift solchen Lesern zugänglich zu machen, und habe deßhalb alle lateinischen und griechischen Citate, die allgemeines Interesse haben können, sorgfältig ins Deutsche übersetzt.

Auch nahm ich sorgfältig darauf Bedacht, aus der Schrift des Herrn Dr. Kelle keine Behauptung, ja nicht einmal eine Anmerkung von irgend welcher Bedeutung zu übergehen, ohne sie zu erörtern und ins gehörige Licht zu stellen; ich citire Seite für Seite, Satz für Satz aus dem Buche des Herrn Dr. Kelle, so daß der geehrte Leser, wenn er auch nicht im Besitze desselben ist, dennoch eine vollständige und klare Uebersicht von dem Inhalte der Kelle'schen Schrift gewinnen, und sich leicht über die angeregten streitigen Fragen orientiren kann.

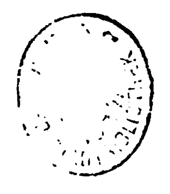
Schließlich sei bemerkt, daß ich bei dieser Erwiederung auf die maßlosen Angriffe des Herrn Dr. Kelle nur solche Leser im Auge gehabt, die erstens selbst denken und zweitens billig denken können; die frei von Parteigeist und Schmähsucht hohlen Phrasen und Declamationen nicht blindlings Glauben schenken, sondern selbstständig unter Erwägung aller Umstände die Dinge betrachten, um den wahren Sachverhalt kennen zu

lernen; sie muß einsehen lernen, daß vor 100 und 150 Jahren die Schulzustände eben andere waren, als sie heut zu Tage sind, und daß es Mängel und Mißstände in allen menschlichen Verhältnissen zu allen Zeiten gegeben habe und geben werde.

Mit Lesern hingegen, die einmal in dem Grade von Vorurtheilen und Antipathien eingenommen sind, daß sie eines selbständigen, unparteiischen, auf vernünftige und billige Würdigung aller Umstände beruhenden Urtheils nicht fähig sind, die eben nur tadeln und schmähen wollen, habe ich nichts zu thun, ihnen gegenüber getröste ich mich mit dem Spruch des weisen Menander's:

Ὅστις δὲ διαβολαῖσι πείθεται ταχύ,
Ἤτοι πονηρὸς αὐτός ἐστι τοὺς τρόπους,
Ἢ παντάπασι παιδαρίου γνώμην ἔχει.

„Wer der Verleumdung leiht ein willig Ohr,
Der ist entweder selbst ein schlechter Mann,
Oder übertrifft ein Kind nicht an Verstand.“



Erstes Kapitel.

Beleuchtung der Vorrede des Herrn Dr. Kelle.

Zwölfjährige Vorarbeiten des Herrn Dr. Kelle, was von seinen langwierigen Forschungen und Studien zu halten sei; Pflicht des Geschichtschreibers. Der Exjesuit Cornova. Motive, die Herrn Dr. Kelle bei seiner Arbeit leiteten. Drohung des Herrn Dr. Kelle; er vindicirt seiner Schrift europäische Bedeutung. Der kriegerische Orden. Gedruckte und ungedruckte Ministerial-Erlässe, ämtliche Decrete und Berichte. Anachronismus; die Gymnasien einst und jetzt.

Wir wollen unsere Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Kelle alsogleich mit der Vorrede desselben beginnen. Gleich Anfangs sagt uns der Herr Doctor, daß ihm bei seinen Nachforschungen nach altdeutschen Handschriften in den zahlreichen Bibliotheken sowohl in- als außerhalb Prags schon seit vielen Jahren Aufzeichnungen von jesuitischen Vorlesungen, Sammlungen von Thesen, Zusammenstellungen von Schul- und Hausaufgaben u. s. w. in solch großer, überall wiederkehrender Anzahl in die Hand gekommen, daß sie nicht unbeachtet bleiben konnten. (S. III.) Dadurch sei seine Neugierde gereizt worden, und so habe er mit ununterbrochenem Eifer die Spuren jesuitischer Schul-Erudition — nach seiner eigenen Anmerkung (S. III) zu schließen — mehr als zwölf Jahre lang in den böhmischen Bibliotheken verfolgt, um aus den dortigen Originalquellen sich über den Jesuiten-Unterricht zu belehren (S. IV), und das so gewonnene Material habe er endlich dadurch zum Abschluß zu bringen gesucht, daß er die sämmtlichen gedruckten Lehr- und Hilfsbücher sammelte und studirte, welche die Jesuiten in ihren Schulen und bei Vorbereitung ihrer Lehrer benützten (S. V); während der Fortsetzung seiner Sammlungen habe er sein Augenmerk bald auch auf jene Quellen gerichtet, welche darüber Aufschluß geben, was die Jesuiten seit ihrer Wiedereinführung bis auf die Gegenwart lehrten. (S. V und VI.)

Ob nun die Veranlassung, die dem Herrn Dr. Kelle den ersten Anstoß zur Veröffentlichung seiner Schrift gegeben, wirklich eine so zufällige und harmlose gewesen, wollen wir dahingestellt sein lassen; Ton und Inhalt derselben sprechen dagegen; was aber seine zwölfjährigen Forschungen und Sammlungen betrifft, so führt er zwar mehrere einschlägige Werke und Citate an; wir können aber dennoch nicht begreifen, wie dazu eine Arbeit von zwölf Jahren soll nöthig gewesen sein, und dies um so weniger, da Herr Dr. Kelle die in jener Zeit so wichtigen Schulbücher, wie die Rudimenta grammatices (Anfangsgründe der lateinischen Sprachlehre) und die grammatischen Werke des P. Alverez und des P. Gretsers gar so schnell abfertigt, so daß der Leser keine klare und auch nur einigermaßen vollständige Vorstellung von diesen Büchern gewinnt, aus welchen und nach welchen doch in den Schulen der alten Societät gelehrt wurde; eine Vorstellung, die er doch als Geschichtschreiber der Jesuiten-Gymnasien seinen Lesern zu vermitteln verpflichtet war; dasselbe gilt von mehreren pädagogischen Werken, wie vom Büchlein des P. Juvencius: De ratione discendi et docendi — (Von der Art und Weise zu studiren und zu unterrichten); von der Paraenesis und dem Pratrepticon (Ermunterung an die Lehrer) des P. Sacchini; von der Ratio et via etc. (Anleitung, wie der Gymnasial-Unterricht ertheilt werden soll) und von dem die Disciplin betreffenden Theil der Ratio studiorum (Studienplan der Gesellschaft Jesu), aus welchen Werken Herr Dr. Kelle nur sehr wenige vereinzelte Stellen anführt, woraus sich die Leser wiederum keine entsprechende Vorstellung von der Pädagogik, der Schuldisciplin und der Erziehungsmethode der Jesuiten machen können; z. B. welche Motive die Lehrer beim Studiren und Unterrichten leiten, wie sie die Schüler behandeln, durch welche Mittel sie ihren Fortschritt in Wissenschaft und christlicher Frömmigkeit fördern, wie sie untereinander selbst, wie sie gegen Auswärtige sich benehmen sollen u. s. w., lauter wichtige Dinge, worüber unseres Bedünkens ein Schriftsteller, der eine Geschichte der Jesuiten-Gymnasien schreiben will, seine Leser nicht im Unklaren lassen darf, wenn anders sein Werk einigermaßen auf Vollständigkeit und historische Treue und Genauigkeit Anspruch machen will.

Wenn aber Herr Dr. Kelle von seinen Studien böhmischer Originalquellen spricht (die soeben genannten Bücher wird er doch nicht zu diesen rechnen wollen), so verliert sich die Sache gar ins Kleinliche: denn er nennt uns nur die Titel von einigen dramatischen und epischen Gedichten, nebst denen von vier Briefen; außerdem gibt er noch das Exordium

eines lateinischen Epos nebst der Inhaltsanzeige des ersten Buches desselben, ein Fragment von einem deutschen Gedichte und die kurze Uebersicht von einem Drama. Mit diesen böhmischen Originalquellen darf sich also wohl der Herr Doctor nicht schmeicheln, die Literatur über den Jesuiten-Unterricht bereichert oder geklärt zu haben: denn Epen und Dramen, ja Gedichte aller Arten und in jeglicher Form, die natürlich mehr oder weniger gelungen waren, wurden in allen Provinzen, nicht bloß in der böhmischen, in Hülle und Fülle zu Tage gefördert.

Wenn ferner Herr Dr. Kelle behauptet, daß er „die sämmtlichen gedruckten Lehr- und Hilfsbücher gesammelt und studirt habe, welche die Jesuiten in ihren Schulen und bei Vorbereitung ihrer Lehrer bis zur Aufhebung der Societät benützten," so ist ihm wohl etwas Menschliches begegnet. Bekannter Maßen waren die Jesuiten-Bibliotheken mit Büchern aller Art reichlich ausgestattet, sowohl mit solchen, die innerhalb als außerhalb des Ordens waren herausgegeben worden. Zu den Hilfsbüchern der Lehrer, sowohl während der Vorbereitung zum Lehramte, als während der Verwaltung desselben, gehörten also eigentlich alle in die Gymnasialfächer einschlägigen und im Hause vorfindigen Bücher, und läßt sich über die Zahl und den Gebrauch derselben in den einzelnen Collegien gar nichts Bestimmtes sagen.

P. Zacharia gibt in einem Handbüchlein der Römischen Alterthümer einen Katalog von Hilfsbüchern für Jene, denen es um vollständigere Belehrung in diesem Fache zu thun ist; der Katalog umfaßt 42 Seiten und enthält ungefähr dritthalb hundert Titel einschlägiger Werke. Natürlich fanden sich alle diese Bücher nicht in jedem Collegium, aber sie waren den Jesuiten bekannt, und in größerer oder geringerer Zahl waren sie in allen Häusern vorräthig, die böhmischen nicht ausgenommen. Einen sprechenden Beweis hiefür finden wir in dem trefflichen Werke des berühmten böhmischen Jesuiten Bohuslaw Balbin, das er: Vesisimilia humaniorum disciplinarum betitelte (ein Werk, das selbst ein schätzbares*) Hilfsbuch für angehende Gymnasiallehrer war, und den Scholastikern

*) So schätzbar, daß Christian Weise, Director des protestantischen Gymnasiums in Zittau, mit Erlaubniß des Balbin eine neue Ausgabe (Leipzig 1687) veranstaltete, und selbe in einer sehr schmeichelhaften Zuschrift dem Verfasser dedicirte. Der vollständige Titel des Werkes ist: Bohuslai Balbini Verisimilia humaniorum disciplinarum, seu Judicium privatum de omni literarum (quas humaniores appellant) Artificio. Quo in libello Praecepta Epistolarum, Latinitatis, Grammaticae, Poeseos (generatim et speciatim) Emblematum Symbolorum, Historiae, Rhetoricae (sacrae et profanae) aliaque hujusmodi summa brevitate

und Gymnasiallehrern der böhmischen Provinz, wie wir sehen werden, gar wohl bekannt war, und das Herr Dr. Kelle, wenn er uns auch kein Wörtchen davon sagt, doch sicherlich in den böhmischen Bibliotheken gefunden haben dürfte). In diesem Werke gibt nun Balbin zum Behufe Derjenigen, die sich in den Humanitäts-Wissenschaften gründlichere und umfassendere Kenntnisse verschaffen wollen, auf sechs Seiten die Namen einiger Schriftsteller an (nur „einige", wie er selbst bemerkt, er wollte nicht mehrere anführen), die über all die einzelnen Zweige der klassischen Literatur geschrieben haben; nämlich über Etymologie, Orthographie, Interpunction, Aussprache, Partikeln, veraltete Wörter, Reinheit und Eleganz der Latinität, über das Münzwesen der Alten, über die verschiedenen Arten des Styls, über Grammatik, über die Dichtkunst und die einzelnen poetischen Darstellungsformen — von der Tragödie bis zum Epigramm herab — ferner über Rhetorik, Geographie und Geschichte, Gesetze der Geschichtschreibung über griechische und römische Alterthümer. So dürfte Herr Dr. Kelle in den böhmischen Bibliotheken wohl auch das großartige Werk des P. Possevin gefunden haben, nämlich die „Bibliotheca selecta de ratione studiorum etc.", eine Art Encyklopädie, worin sämmtliche Materien des Unterrichtswesens in Kürze zusammengestellt sind und sammt den Werken der respectiven Schriftsteller besprochen werden. Das Werk erschien zuerst 1593 in Rom — 2 Bände Fol. — dann 1603 in Venedig und 1607 in Köln; überdies wurden von den einzelnen Theilen des Gesammtwerkes wiederholte Auflagen an verschiedenen Orten veranstaltet.

Ich will nur noch auf die trefflichen Werke des P. Pontanus, eines deutschen Jesuiten, aufmerksam machen. P. Pontanus war in Böhmen, in der Stadt Brüx (daher der angenommene Name, der eigentliche war „Sparmüller") 1542 geboren, und trat zu Prag in die Gesellschaft; im Jahre 1596 aber kam er in die oberdeutsche Provinz, wo er zu Augsburg 1626 starb. Seine hiehergehörigen Werke sind: Commentarius in Ovidii Metamorphoses (Antwerpen 1618); Commentarius in Ovidii libros Tristium et de Ponto — Fol. (Ingolst. 1610); Ethicorum Ovidianorum libri IV. (Ingolst. 1617); Atticabellaria — 3 Theile (Augsb. 1715); Progymnasmata Latinitatis Vol. IV. — in echt klassischem Latein. Symbolarum Libri XVII. quibus universum Virgilium illustrat. (Augsburg 1599), und Lyon. 1601 Fol., und noch manches Andere.

---

adferuntur, et quid in singulis Verisimile sit, proponitur. In eorum potissimum gratiam, qui Humaniora Studia a prima origine repetere cupiunt.

Aber Herr Dr. Kelle hat nicht nur nicht die sämmtlichen Lehr- und Hilfsbücher, die bei der Vorbereitung der Lehrer gebraucht wurden, gesammelt und studirt, sondern nicht einmal diejenigen, die in den Schulen und neben den Schulen, in den Akademien oder zur Privatlectüre von den Studirenden benützt wurden. So sagt er uns kein Wort von jenen von Jesuiten veranstalteten, mit Commentaren versehenen Klassiker-Ausgaben, die in den Schulen der alten Societät so zahlreich waren, daß sie noch in den Dreißiger Jahren, wo ich die Gymnasialstudien machte, unter den Studenten nicht selten zu finden waren, und wohl auch jetzt noch hin und wieder bei Antiquaren sich finden dürften. Ich nenne hier nur beispielsweise: P. Ovidii Nasonis Tristium Libri V cum Jac. Pontani S. J. commentario in compendium redacto. Ad usum Scholarum S. J. Ingolstadii et Augustae Vind. 1752. (Dritte Auflage, wie aus den Facultas R. P. Provincialis erhellt.) P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon Libri XV — expurgati et explanati cum Appendice de diis et horoibus poeticis. Auctore J. Juvencio e S. J. Venetiis 1758 (aber die 1. Auflage war in Rom schon 1704 erfolgt).

Q. Horatii Flacci Carmina expurgata et accuratis notis illustrata — Auctore Jos. Juvencio S. J. Coloniae Agrippinae 1729 (auch dies war schon eine wiederholte Auflage, wie wir aus dem Privilegium Caesareum ersehen, und die dritte in Deut chland erfolgte im Jahre 1763, in Köln und Frankfurt a. M.).

M. Tullii Ciceronis Orationes selectae, opera et studio Christph. Wahl S. J. Interpretatione ac notis ad usum humaniorum Scholarum illustratae. Tyrnaviae — Typis academicis S. J. 1754 (3 Bände ebenfalls eine wiederholte und vermehrte Auflage, wie aus der Admonitio Typographi zu ersehen).

P. Virgilii Maronis opera, cum interpretatione et nonnullis notis P. Car. Ruaei S. J. etc. Tyrnaviae 1735 (3 Bände mit vierfacher Register 2c.).

P. Ovidii Nasonis Epistolae de Ponto. Libri IV. Cum J. Jac. Pontani S. J. commentario in compendium redacto. Tyrnaviae, 1769.

Auch Martial's Epigramme und Juvenal's und Persius' Satiren und die Comödien des Terentius hat P. Juvencius zum Gebrauche der studirenden Jugend mit einem sehr guten Commentar versehen herausgegeben.

Dies also waren lauter Lehr- und Hilfsbücher für die Studirenden in den Gymnasien der alten Societät, wie schon die Titel, die Vorreden und der Umstand, daß es purgirte Ausgaben sind, bezeugen; daß sie



auch fleißig gebraucht wurden, dafür sprechen die wiederholten Auflagen: von diesen Büchern nennt uns aber Herr Dr. Kelle kein einziges; er hat sie wohl zu sammeln und zu studiren vergessen. Es würde mich zu weit führen, sollte ich noch umständlicher nachweisen, wie die Jesuiten neben den gewöhnlichen Schulbüchern noch gar mancherlei andere Werke verfaßten, um ihre Schüler zu einer gründlichen Kenntniß der lateinischen Sprache anzuleiten und sie dahin zu bringen, sich correct und einigermaßen auch elegant und mit Fertigkeit in derselben auszudrücken, die Theorie der prosaischen und poetischen Darstellungsarten wohl zu erfassen und praktisch anzuwenden; ich erinnere hier nur an das treffliche Werklein des um die österreichischen Gymnasien hochverdienten Jesuiten Franz Wagner: Syntaxis ornata — seu de tribus Latinae Linguae virtutibus, Puritate, Elegantia, Copia. Viennae Austriae 1733. Das Büchlein, das auf theoretischem und praktischem Wege zeigt, wie der Schüler zur Reinheit, Schönheit und Fülle im lateinischen Ausdrucke gelangen kann und neben dem lateinischen Text auch den deutschen gibt, war für die dritte und vierte Grammatikalclasse bestimmt, und erlebte viele Auflagen nicht nur in Wien, sondern auch in Tyrnau, Klausenburg und Regensburg. Derselbe P. Wagner war es auch, der das bekannte Werk: Universa Phraseologia Latina etc. verfaßte; ein lateinisch-deutsches Wörterbuch „zum Gebrauch der studirenden Jugend", nebst einem Inhaltsverzeichnisse barbarischer und minder richtiger Ausdrücke auf 50 Seiten und einem andern von technischen Wörtern und Phrasen auf 28 Seiten. Das Werk erschien zuerst in Augsburg 1718, ward dann wegen seiner Vortrefflichkeit in verschiedenen Ländern und Städten aufgelegt, insbesondere in Wien und Triest noch im Jahre 1825 sammt der oben genannten Syntaxis ornata vom Professor Martin Span, der in der Vorrede unter Anderem sich so äußert: „Hac opus egregium, quam saepissime et variis in regionibus et urbibus typis iteratis recusum, quippe inter alia ejusdem generis praeeminens, ulteriori commendatione non indiget. Profecto nullum adjumentum utilius Juventuti, se in elegantiori stylo exercitaturae, uspiam inveniatur. ..... juvenculus, legum grammaticarum probe gnarus, si Wagneri syntaxin ornatam, hujus operis calci subnexam praevio studio sibi familiarem reddiderit, brevi temporis spatio magnam verborum recte intellectorum copiam, atque expeditam elocutionum elegantiorum facultatem acquiret etc."

Nicht übergehen kann ich, da ich einmal von der Syntaxis ornata des P. Wagner gesprochen, ein anderes ähnliches Hilfsbuch von dem

französischen Jesuiten Franz Pomey: Flas latinitatis ex Auctorum, Latinae Linguae Principum, monumentis excerptae etc. Es ward von österreichischen Jesuiten zum Gebrauch der Schüler mit fortlaufender deutscher Uebersetzung versehen und in Wien öfters aufgelegt, theils mit der Syntaxis ornata in einem Bande, theils allein ohne dieselbe: ich wenigstens habe zwei so verschiedene Auflagen vor mir, die ältere von Jos. Hödl, die neuere von Maximilian Grund verlegt. Ein besonderes viel benütztes, in Deutschland und Oesterreich sehr verbreitetes Hilfsbuch für den Schulunterricht war auch das Werk von P. Le Jay: Bibliotheca Rhetorum... Discipulis pariter ac Magistris perutilis etc., 6 Bände. Nach der Pariser Ausgabe von 1725 folgte schon 1726 eine in München, und im Jahre 1756 erschien die fünfte, die ich nebst der ersten vor mir habe.) Doch der Name solcher und ähnlicher Bücher, die zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Ländern erschienen, ist Legion, und nur ein paar Werke dieser Art seien noch genannt, die der deutsche Jesuit Jacob Masen um die Mitte des 17. Jahrhunderts veröffentlicht hat unter dem Titel: Palaestra styli Romani etc. (Coloniae Agrippinae 1659); es umfaßt 800 Seiten mit kleinem Druck, ward öfters auch noch im 18. Jahrhundert aufgelegt und ist eine wahre Fundgrube theoretischer und praktischer Erudition für die studirende Jugend; ferner: Polaestra oratoria (Köln 1678 und 1701.) Palestra poetica etc. (Köln 1682.) Argutiae — (Köln 1687). Daß endlich auch griechische und römische Mythologie und Alterthumskunde in den Jesuiten-Gymnasien gelehrt wurde, dafür zeugen die noch vorhandenen Bücher, z. B. Manuale legendis expeditius Rerum Romanarum scriptoribus perutile — ab anonymo Societatis Jesu Graecii anno 1736 editum, nunc a Fr. Ant. Zacharia ex eadem S. J. emendatum etc. — Venetiis 1757; ferner: „Rituum, qui olim apud Romanos obtinuerunt, succincta explicatio etc. Tyrnaviae 1765 — Typis Collegii Academici S. J.,“ ein Buch von 552 Seiten 8^0^, ohne den weitläufigen Index. „Historia poetica ad faciliorem Poetarum et veterum auctorum intelligentiam — A Rev. P. Gautruche S. J. Coloniae Agrippinae 1716“ (nachdem bereits in Frankreich die 7. Auflage erschienen war) — „Pantheum Mythicum, seu fabulosa deorum historia etc., Auctore P. Franc. Pomey. Glogoviae 1795 — gegen 300 Seiten 8^0^, mit Abbildungen. Die Ausgabe also, die ich vor mir habe, ward nicht mehr von Jesuiten besorgt, was um so mehr für den Werth des Buches spricht. Herr Dr. Mor. Seyffert dürfte also wohl Recht haben, wenn er in der Vorrede zu seinem Werke: „Scholae Latinae“ — nachdem er war auf-

merksam gemacht worden, daß ein ähnliches Werk schon existire, geradezu erklärt: „Das Verdienst der Erfindung gebührt, wie ich nunmehr weiß, dem 17. Jahrhundert und zwar, wie sich das kaum anders erwarten läßt, dem für **Beschaffung pädagogischer Hilfsmittel aller Art unermüdlichen Fleiße des Jesuitenordens**"; woselbst man auch lesen kann, welch große Anerkennung Herr Seyffert dem in Rede stehenden Buche des niederländischen Jesuiten Jacob Hugues zollt. Dieses Urtheil eines so gelehrten, so erfahrenen, um die lateinische Sprache hochverdienten Schulmannes, wie Herr Dr. Seyffert ist, wird Herr Dr. Kelle, nach seinem Buche zu schließen, wohl nicht unterschreiben wollen. Indeß erhellt aus dem Gesagten, daß er offenbar zu viel, ja das Unmögliche behauptet habe, wenn er sagte, daß er „die sämmtlichen gedruckten Lehr- und Hilfsbücher sammelte und studirte, welche die Jesuiten in ihren Schulen und bei Vorbereitung ihrer Lehrer bis zur Aufhebung der Societät benützten." Und Herr Dr. Kelle sage etwa nicht, daß er bei dieser Behauptung nur die böhmische Provinz im Auge gehabt, er würde nur in Widerspruch mit sich selbst gerathen, denn er schrieb ja eine Geschichte der „Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich"; nun aber in Oesterreich gab es nicht blos eine böhmische Ordensprovinz, sondern auch eine österreichische — vielleicht die ausgedehnteste unter allen damaligen Provinzen des Ordens in Europa, sie reichte von Linz bis Klausenburg in Siebenbürgen, von Wien bis Agram in Croatien — es gab überdies noch eine Mailändische Provinz, und zu Oesterreich gehörten auch die zahlreichen Collegien in Tirol und in den Vorlanden; ja Herr Dr. Kelle sagt uns (S. VII), sein Buch habe nicht bloß für Oesterreich, sondern auch für außeröſterreichische Länder Geltung, daher kann auch ich das Schulwesen außerösterreichischer Provinzen in meinen Bereich ziehen; ferner wurden alle Werke, die von Mitgliedern der Gesellschaft herausgegeben wurden, bald Gemeingut aller Provinzen; endlich habe ich im Obigen nur einige von den Büchern genannt, die in Oesterreich entweder gedruckt oder doch in den Schulen und bei der Vorbereitung zum Lehramte gebraucht worden waren. Bei dem Allen muthen wir dem Herrn Doctor keineswegs zu, daß er all die angeführten Lehr- und Hilfsbücher oder auch andere, die angeführt werden könnten, hätte nennen oder gar übersichtlich darstellen sollen — weil dies eben unmöglich ist, obgleich Herr Dr. Kelle behauptet, das Unmögliche gethan zu haben — doch konnten wir mit Recht von ihm, als einem Geschichtschreiber der Jesuiten-Gymnasien, erwarten, daß er von den wichtigsten Lehrbüchern in der Schule, sowie von den wichtigsten pädagogischen Werken und wenigstens

von einigen Hilfsbüchern, die sowohl bei der Vorbereitung der Lehrer, als auch von den Schülern gebraucht wurden, eine hinreichend vollständige und klare Skizze entwerfe: dazu war er als Geschichtschreiber verpflichtet, denn solche Bücher gehören zum Organismus des Schulwesens, und hievon den Lesern seines Buches eine einigermaßen der Wirklichkeit entsprechende Klarstellung zu vermitteln, war Aufgabe des Verfassers. Das hat aber Herr Dr. Kelle nicht gethan, und so der Pflicht eines Geschichtschreibers in quantitativer Hinsicht nicht entsprochen.

Aber entsprach er ihr in qualitativer Hinsicht? — Auch das müssen wir entschieden, ja noch entschiedener verneinen. Denn eine solche Kritik üben, wie Herr Dr. Kelle an den Rudimenta Grammatices, an der Grammatik des Alverez und der des Gretser übt, heißt einen Auctor nicht kritisiren, sondern maltraitiren; und wenn er dabei statt gründliche Beweise zu bringen, gar auf die Verstandlosigkeit der Jesuiten sich beruft, so zeugt dies eben nicht von jener strengen Objectivität und Unparteilichkeit, die man vom Geschichtschreiber erwartet; was die vom Herrn Doctor angeführten Citate betrifft, so herrscht darin große Ungenauigkeit, Mangelhaftigkeit und Willkür*); durch das ganze Buch endlich zieht sich

*) Ich glaube im Interesse der Leser zu handeln, wenn ich ihnen vorläufig an einem eclatanten Beispiele zeige, wie Herr Dr. Kelle Texte citirt, und wie er selbst, was er citirt, versteht. Es ist das allerletzte seiner Citate (S. 276), womit er würdig seine Broschüre beschließt. Der Herr Doctor sagt dort im Texte, daß der Staat sowohl von Angehörigen als von Fremden Achtung für seine Gesetze erzwingen kann, was Niemand in Abrede stellen wird; unter Fremden versteht er aber dort zunächst Obere an den Lehranstalten der Societät in Oesterreich, die etwa zufällig Ausländer sind. Dann sagt der Herr Doctor in einer Anmerkung: „Was die Fremden anbelangt, so sind diese nach der jesuitischen Lehre an Beobachtung der Gesetze jenes Staates, in dem sie leben, überhaupt nicht gebunden. Petrus Gury lehrt in seinem 1868 erschienenen Comp. Theol. mor. (editio in Germ. 4.) unter Nr. 95 (wohl 93). Fremde sind zur Beobachtung eines Particulargesetzes, welches für jenen Ort, wo sie sich eben aufhalten, gegeben ist, nicht verpflichtet, wenn auch das nämliche Gesetz an ihrem Wohnort bestünde. Denn sie sind durch die Gesetze ihres Vaterlands nicht gebunden, weil sie abwesend sind, und nicht durch die Gesetze ihres Aufenthaltsortes, weil sie als Fremde denselben nicht unterworfen sind."

In diesem einen Citate sind dem Herrn Doctor einige unschuldige Hallucinationen zugestoßen, die aber gar nicht als unbedeutend erscheinen dürften.

Erstens hat er an die Spitze des Textes das Wörtchen Probabilius „Wahrscheinlicher" zu setzen vergessen; wodurch P. Gury anzeigt, daß die Meinungen der Gelehrten in dieser Frage getheilt seien; er selbst freilich sammt andern namhaften Moralisten (die er citirt) halte die Nichtverpflichtung der Fremden für wahrscheinlicher. Zweitens weiß der Herr Doctor offenbar nicht, was für Leute unter den Peregrini „Fremden" zu verstehen seien; nämlich Reisende, die nur einige Tage oder Wochen

ein hämischer spöttischer Ton, woraus man gleich erkennt, daß es dem Verfasser um eine ruhige, unparteiische, auf thatsächliche Beweise, unter billiger Berücksichtigung der obwaltenden Umstände, sich stützende Erörterung keineswegs zu thun war, sondern daß er, von persönlichen Anschauungen und Motiven beherrscht, einen bestimmten Zweck verfolgte und diesem seine ganze Darstellung dienstbar machte: kurz, nach unserer Ueberzeugung ist Herr Dr. Kelle weder quantitativ, noch qualitativ der Pflicht eines Geschichtschreibers nachgekommen.

Um aber auf die böhmischen Originalquellen zurückzukommen, so gibt es allerdings eine, welche Herr Dr. Kelle sehr fleißig, ja am fleißigsten unter allen studirt, sehr fleißig gebraucht und auch mißbraucht hat; ich meine Cornova's Briefe an Grafen von Lažansky. Wer war Cornova? — Cornova war ein böhmischer Exjesuit: er war im Jahre

---

an einem Orte sich aufhalten und dann ihre Reise fortsetzen. Nur solche Leute werden in der Sprache der Moral-Theologen und wohl auch der Juristen mit dem Worte „Peregrini" oder Fremde bezeichnet, und nur solche meint P. Gury. Von diesen „Fremden" im strengen Sinn sind aber diejenigen zu unterscheiden, welche im Auslande an einem Orte sich aufhalten in der Absicht, wenigstens einen bedeutenden Theil eines Jahres dort zuzubringen; diese werden gewissermaßen ansässig (quasi domicilium habent) und sind nach der Lehre des P. Gury (Nr. 92) zu allen Landesgesetzen, wo in sie sich aufhalten, verpflichtet. Dies gilt noch vielmehr von solchen Fremden die im Auslande sich niedergelassen haben, um dort ihr ganzes Leben, oder doch mehrere Jahre zuzubringen; denn diese sind Ansässige im strengen Sinn, und wie die Eingebornen allen Landesgesetzen unterworfen. Drittens was nun Ausländer betrifft, die etwa in der österreichischen Provinz in den Orden treten, so werden sie schon dadurch Ansässige im strengen Sinne, und sind nach den Grundsätze der Moral, d. h. im Gewissen, verpflichtet, allen Landesgesetzen zu gehorchen; dieselbe gilt, wenn etwa ein Jesuit aus einer ausländischen Provinz in die österreichische geschickt wird; denn er wird nur geschickt, um wenigstens einige Jahre dort zuzubringen, wodurch er gewisser Maßen ansässig, und hiemit allen Staatsgesetzen, sowohl den allgemeinen, als besonderen unterworfen wird; bis aber einer erst Ober wird, vergeht ohnehin eine lange Reihe von Jahren, so daß das Citat des Herrn Dr. Kelle aus Gury sich als ganz verfehlt erweist.

Endlich ist es nicht wahr, daß P. Gury so ausnahmslos auch die Fremden im eigentlichen Sinne — die Durchreisenden — von allen Particulargesetzen des Landes, durch welche sie ihren Weg nehmen, freispricht; denn Nr. 92 lehrt er mit allen Theologen, sie müssen die Particulargesetze beobachten, die sich auf die Abschließung von Contracten oder sonst auf das allgemeine Wohl beziehen, und hinsichtlich der anderen Particulargesetze müsse jeder Scandal vermieden werden; sollte dieser im Falle der Nichtbeachtung nicht vermieden werden können, so seien sie auch zur Beobachtung der Particulargesetze verpflichtet.

Mit diesem .nen Citate hat Herr Dr. Kelle also nicht einen Fehlschuß gethan; wir werden auf mehrere ähnliche stoßen, und die Klage über Ungenauigkeit, Mangelhaftigkeit und Willkür in seinen Citationen vollends gerechtfertigt finden.

1756 in die Gesellschaft eingetreten, weil es ihm, wie er selbst sagt, schön dünkte, auf den Lehrkanzeln zu herrschen („pulchrum videbatur regnare in cathedris“ Brief 1, S. 4), der Weg zu einem solchen Lehrstuhle aber nur in der Societät ihm offen zu stehen schien; war dann wirklich, so lange dieselbe bestand, Gymnasiallehrer, wurde dann wegen seiner anerkannten Tüchtigkeit (gleich vielen andern Jesuiten der böhmischen und österreichischen Provinz) als Professor am Prager akademischen Gymnasium angestellt und lehrte dort 10 Jahre lang in den Humanitätsklassen. (S. 6.) Später wurde er Dr. der Philosophie und öffentlicher Lehrer der allgemeinen Geschichte an der Hochschule zu Prag, auch Mitglied der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften; machte sich durch mehrere Gedichte, besonders aber durch seine historischen Arbeiten als Schriftsteller einen Namen, und es war im Jahre 1804 (also 31 Jahre nach Aufhebung der Gesellschaft), als er die obengenannten Briefe veröffentlichte.

Manche erkennen nun in Cornova einen klugen Apologeten der Jesuitenschulen, welcher, indem er einzelne Mängel im Unterrichtswesen der böhmischen Provinz tadelt, dasselbe doch im Großen und Ganzen in einem vortheilhaften Lichte erscheinen lasse; nach Herrn Dr. Kelle ist er sogar „ein begeisterter Anhänger und Vertheidiger der Societät“ (S. 136); offenbar nur in der Absicht, um den paar Citaten aus Cornova mehr Kraft und Nachdruck zu verleihen; Andere hingegen halten ihn für einen unberufenen böswilligen Kritiker.

Für einen Apologeten der Gesellschaft kann man nun Cornova nach meiner Meinung nicht halten; denn einerseits erklärt er selbst mit glatten Worten (Brief 2 S. 9), daß er keine Apologie schreiben wolle, die ohnehin aus der Feder eines ehemaligen Jesuiten keine glückliche Wirkung haben könnte, ja findet sich sogar bemüßigt, gegen etwaige schiefe Auffassung seiner Erörterungen von Seite früherer noch lebender Ordensbrüder Verwahrung einzulegen (S. 10), ein Beweis, daß ihm selbst seine Kritik als etwas verdächtig, übertrieben und nicht genugsam begründet vorkam; und andererseits ist seine Kritik nicht selten wohl allzustreng und kleinlich, und im Ganzen von der Art, daß sich schwer begreifen läßt, wie er mit derselben die schuldige Pietät gegen seine ehemalige Ordensprovinz, die doch den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung und späteren literarischen Berühmtheit und ehrenvollen Stellung gelegt hatte, vereinbaren konnte. Einen unberufenen Kritiker mag man ihn allerdings nennen, denn vergebens sieht man nach einem hinreichenden Motive sich um, das ihn bestimmen konnte, seine Briefe zu veröffentlichen; denn dasjenige, das er selbst angibt, nämlich die Stifter in Oester-

reich, die entweder Gymnasien schon leiteten, oder unter ihre Leitung bekommen sollten, zu belehren, was sie vom Jesuiten-Unterrichtswesen nachahmen, was sie vermeiden sollten, ist nicht recht stichhältig, da diese Stifter eine Studienverfassung, welche jener der Gesellschaft gliche, nie hatten und auch nicht haben können; und überdies war ja das ganze Gymnasialwesen durch die gesetzlichen Bestimmungen der Regierung im Jahre 1804 bereits ein total anderes und fest normirtes geworden. Jener dürfte also wohl das Richtigste treffen, der da sagen würde, Cornova habe bei Veröffentlichung seiner Briefe nichts Weiteres bezweckt, als ein interessantes, die Aufmerksamkeit des Publikums anziehendes Büchlein zu schreiben, um dadurch seinen literarischen Ruf in weiteren Kreisen zu verbreiten.

Bei dem Allen möchte ich ihn doch nicht einen böswilligen, von Haß geleiteten Kritiker nennen. Es ist wahr, seine Kritik scheidet nicht gehörig zeitweilige und locale Mängel von der allgemeinen und festgesetzten Norm; sie hält sich überall an das Ideale, an das Vollkommenste, und wird deßhalb übertrieben und ungerecht; sie trägt den einmal bestehenden Verhältnissen zu wenig Rechnung, verliert sich öfters in subjective Anschauungen und Wünsche, hebt Mängel hervor, die bei ruhiger Erwägung als keine oder nur als geringe erscheinen; gibt öfters bloße Reminiscenzen und Eindrücke aus dem Jugendalter; aber bei diesem Allen zollt Cornova unverholen an vielen Stellen dem Orden, dem er einst angehört, und dessen Einrichtungen Achtung und Lob, erklärt auch zu wiederholten Malen, daß seine Erörterungen nicht die Societät, sondern nur die böhmische Provinz betreffen; legt aber auch für diese und seine früheren Ordensbrüder in derselben große Sympathie an den Tag, und hebt auch das Gute und Treffliche hervor, das in dieser gerade in Bezug auf das Schulwesen sich fand, so daß, wie seine Briefe dem Herrn Dr. Kelle theilweise die Waffen zu seinen Angriffen boten, so auch mir selbe zur Abwehr bieten.

Denn, wenn ich eben sagte, daß Herr Dr. Kelle eine böhmische Originalquelle besonders fleißig studirt und benützt habe — nämlich eben diese Briefe Cornova's — so bitte ich, mich nicht mißzuverstehen. Allerdings bilden diese Briefe, wie ich zeigen werde, den unsichtbaren Leitfaden, welchem Herr Dr. Kelle ungefähr durch ein Drittel seiner Broschüre folgt: aber es wäre eine Täuschung, würde man glauben, daß der Herr Doctor mit historischer Treue überall nach denselben referire. Um den Gebrauch, den Herr Dr. Kelle von Cornova's Briefen gemacht hat, richtig zu beurtheilen, muß man folgende Gesichtspunkte festhalten.

Alles, was Cornova am Unterrichtswesen der böhmischen Provinz bemängelt, greift Herr Dr. Kelle begierig auf, schlägt es gehörig breit und stellt die Sache so allgemein hin, daß der Leser auf den Glauben gebracht werden muß, solche Mängel haben sich nicht nur in der böhmischen Provinz, sondern in allen österreichischen Provinzen, ja in der ganzen Societät gefunden.

Das Gute und Löbliche, das Cornova an seiner früheren Ordensprovinz hervorhebt, übergeht Herr Dr. Kelle regelmäßig.

Nicht selten sagt er gerade das Gegentheil von dem, was Cornova berichtet, während man doch deutlich sieht, daß er dessen Briefe bei Besprechung mancher Punkte vor sich gehabt: Punkte, auf welche er ohne Cornova nie gekommen wäre.

Die Kritik endlich über die Rudimenta grammatices, über Alverez und Gretser sind Herrn Dr. Kelle eigenes Product und haben damit Cornova's Briefe gar nichts zu schaffen. Daß dieß Alles sich so verhalte, wird sich unten aus dem Gang meiner Beleuchtung ergeben.

Wohlbedächtig suchte Herr Dr. Kelle diese böhmische Originalquelle vor seinen Lesern geheim zu halten, und vermied es in seiner sogenannten Geschichte Carnova's Briefe als Quelle zu citiren; erst Seite 65 nennt er sie so im Vorbeigehen in einer Anmerkung, nachdem er sie doch gerade in den Partien über die Aufnahme in den Orden, über das Noviziat, über die Repetitio humaniorum, über die philosophischen und theologischen Studien, über das Lehramt der jungen Magistri, die Komödien und Akademien am meisten in seiner Art benützt hatte. Denn obgleich Cornova's Büchlein seit 1804 nicht mehr aufgelegt worden und deshalb sehr selten geworden ist, so konnte Herr Dr. Kelle doch befürchten, daß es sich immerhin in den Händen einiger Leser befinden und bei einer etwaigen Vergleichung des Originales mit der Copie sich keine allseitige Harmonie herausstellen dürfte.

Aber was waren denn die Motive, die Herrn Dr. Kelle bewogen, die absonderlichen Wanderungen durch die böhmischen Bibliotheken zu machen und am Ende eine Broschüre von 272 Seiten vom Stapel zu lassen? Der Herr Doctor sagt uns (S. IV und V), daß ihn Anfangs hiebei bloße Neugierde geleitet, später aber in ihm der Wunsch erwacht sei, die Welt über das Unterrichtswesen der Jesuiten aufzuklären und das hierüber bereits Bekannte zu berichtigen und zu vervollständigen: allein man braucht nur, wie ich bereits in meiner Vorrede bemerkt, die ersten Seiten seiner Broschüre zu durchlesen, um sich zu überzeugen, daß es der Herr Doctor darin auf keine einfache, objective Discussion abge-

sehen hat, sondern daß er selbst Partei und feindliche Stellung nimmt, und wohl weder durch den bloßen Zufall zur Abfassung derselben veranlaßt, noch bei der Abfassung von den lautersten Absichten geleitet worden sei.

Unter anderen Motiven, die Herr Dr. Kelle selbst am besten wissen wird, war wohl auch dieses, einen einst in der ganzen Welt blühenden und einflußreichen, dann unterdrückten, jetzt wieder auflebenden und nach Maßgabe seiner Kräfte seinen Berufspflichten ohne Geräusch und Aufsehen obliegenden Orden zu schmähen; besonders über sein Schulwesen recht pikante, nagelneue Aufschlüsse zu geben und zu zeigen, daß die Jesuiten-Schulen trotz der rühmlichen Anerkennung dreier Jahrhunderte, trotz zahlreicher unverwerflicher Zeugnisse von Freunden und Feinden, trotzdem daß die Gelehrten-Lexika seit dem 16. Jahrhundert beinahe auf jedem Blatte einen oder mehrere Namen von Jesuiten aufweisen, trotzdem daß die Bibliotheken von Europa voll sind von Werken, die Mitglieder der Societät zu Verfassern haben, daß trotz dem Allen, sage ich, die Jesuiten-Schulen dennoch immer höchst miserabel und ganz unfähig gewesen, Wissenschaft und Bildung zu verbreiten; besonders aber im 18. Jahrhundert die Gesellschaft Jesu als eine altersschwache Greisin aller geistigen Frische, aller productiven Kraft bar gewesen sei.

Wohlan denn! wenn es dem Herrn Dr. Kelle gelungen, den dreihundertjährigen Wahn von jesuitischer Gelehrsamkeit zu zerstreuen und die Welt von einem so großen, tiefgewurzelten Irrthume zu befreien, so lohnte es sich wahrlich der Mühe, so schwierigen, zwölfjährigen Nachforschungen und Studien sich zu unterziehen; denn auf herrliche Weise sieht er sie belohnt, und Mancher wird ihm mit Recht zurufen: „Wahrhaft, die Arbeit war „des Schweißes des Edlen werth“.

Indeß leitete Herrn Dr. Kelle bei seiner Arbeit nicht bloß dieses allgemeine Motiv — die Tadelsucht — sondern noch, wie es scheint, ein specielles — noch eine andere edle Sucht — die Verfolgungssucht. Denn S. VI. belehrt er uns ausdrücklich, daß er sich noch nicht so bald entschlossen haben würde, sein Vorhaben auszuführen (nämlich die Resultate seiner jahrelangen Forschungen zu veröffentlichen), „wenn nicht die Jesuitenfrage in Deutschland wieder mächtiger in den Vordergrund getreten und Grund zu der Annahme vorhanden wäre, daß sie über kurz oder lang auch Oesterreich wieder beschäftigen wird und muß.“ Nun hatten aber die Jesuiten in ganz Deutschland kein einziges Gymnasium oder eine andere Lehranstalt, nicht einmal eine Trivialschule: wie hängt denn also die Jesuitenfrage in Deutschland mit der Frage der Jesuiten-

Gymnasien in Oesterreich zusammen? Weder der gesunde Menschenverstand, noch die schärfste Dialektik wird darin einen anderen Zusammenhang erkennen, als beiläufig diesen: Gleichwie man in Deutschland wider alles Recht und Gesetz, ja mit der brutalsten Verletzung aller Menschen- und Bürgerrechte, aus bloßer despotischer Willkür und antichristlichem Fanatismus über siebenhundert Ordensmänner aus dem Lande gejagt hat, ohne auch nur einen Einzigen irgend eines Verbrechens oder einer Gesetzverletzung überführen zu können, ohne auch nur einen Einzigen vor ein gerichtliches Verhör zu ziehen, ja trotz zahlreicher Gegenvorstellungen und Proteste von den hochwürdigsten Bischöfen und katholischen Vereinen, trotz massenhafter Bittschriften des katholischen Volkes aus allen deutschen Gauen, wo Jesuiten wirkten, endlich trotzdem, daß seit zwanzig Jahren die Regierung keine Veranlassung gehabt, mit den Jesuiten unzufrieden zu sein, ja die Verdienste derselben in zwei schweren Kriegen lobend anerkannt, mit Ehren-Medaillen belohnt hatte*); gleichwie man also in Deutschland auf solche Weise über siebenhundert Jesuiten fortgejagt hat, so soll man auch in Oesterreich die Frage der Jesuiten-Gymnasien dazu benützen, um den Jesuiten kurzen Prozeß zu machen und sie alle sammt und sonders aus dem Lande zu jagen. Dieser rohe, alle Gerechtigkeit ins Gesicht schlagende Gewaltact, woran der unparteiische Beobachter nur einen Schandfleck in der Geschichte des

---

*) „Ich hebe hervor," sagte Herr Malinkrodt im Abgeordnetenhause des deutschen Reichsrathes, „daß nach 25-jähriger Wirksamkeit des Jesuitenordens in den deutschen Ländern auch nicht ein einziges Vergehen, nicht eine einzige Gesetzesübertretung gegen auch nur ein einziges Mitglied des Jesuitenordens zur Sprache gebracht ist, im Gegentheil, es hat selbst dasjenige Mitglied des hohen Hauses, welches mit größter Leidenschaftlichkeit gegen den Orden sprach, und welches die Behauptung des Herrn Reichs-Commissarius, daß diese Frage mit einem Angriffe gegen die Kirche gar nichts gemein habe, dahin illustrirte, daß es sogar den Spruch wiederholte écrasez l'infâme; dieses Mitglied hat sich selbst für verpflichtet gefühlt, den einzelnen Angehörigen des Jesuiten-Ordens das Leumundszeugniß auszustellen, daß sie „durchweg achtbare und ehrenwerthe Leute" seien u. s. w.

Bezeichnend sind auch die Worte, welche Herr August Reichersperger in demselben Reichstage gesprochen: „Meines Erachtens, ja meiner Ueberzeugung nach ist Ihr Beschluß eine Bankerotterklärung des modernen Liberalismus auf dem geistigen Gebiete. . . . . Sie haben einfach durch diesen Beschluß und durch die Art, wie sie denselben vertheidiget haben, für alle Welt, die unbefangen urtheilt, die ruhig die Dinge an sich vorüberlaufen sieht, zu erkennen gegeben, daß sie mit geistigen Waffen gegen die geistige Macht der Kirche nicht mehr auskommen können und das nenne ich eine geistige Bankerotterklärung". (Katholik, Juli-Heft 1872.)

neuen deutschen Reiches erkennen kann, scheint den ganzen Beifall des Herrn Dr. Kelle zu haben und ein wahres Labsal für sein human fühlendes Herz zu sein, so daß er mit der Veröffentlichung seines Buches eilen zu müssen glaubte, um so bald als möglich auch in Oesterreich das Publikum und die hohe Regierung für einen solchen zu bearbeiten. Dies scheint der Sinn seiner soeben angeführten Worte zu sein, um so mehr, da er (S. IX) von dem immer zunehmenden Einflusse des kriegerischen Ordens spricht, „den zu bekämpfen um so schwerer wird, je mehr man ihm einmal, namentlich auf die Erziehung, Einfluß gestattet hat. Und hier können Oesterreich die Vorgänge in Deutschland ein warnendes Vorbild sein.“ — Letzterer Passus enthält zwar einen Unsinn, da, wie gesagt, die Jesuiten in Deutschland gar keine Lehranstalt besaßen und so keinen Einfluß auf die Erziehung haben konnten, hiemit auch ihr Schicksal in Deutschland kein warnendes Vorbild für Oesterreich sein kann; allein gewisse Leute, auch wenn sie Doctoren sind, bilden sich nicht wenig ein, wenn sie aus falschen Prämissen falsche Schlüsse ziehen — und eine Art von Consequenz liegt ja wirklich darin.

So wenig wir indeß den logischen Zusammenhang der Argumentation des Herrn Dr. Kelle begreifen, könnten wir uns doch vielleicht hinsichtlich der Absicht desselben irren; und wollen wir in Anbetracht der Bildung und Humanität des 19. Jahrhunderts gerne annehmen, daß Herrn Dr. Kelle bei der Abfassung und Veröffentlichung seines Buches so grausame Tendenzen ferne lagen.

Ferner sagt uns Herr Dr. Kelle (S. VII), daß sein Buch nicht bloß eine specielle Bedeutung für Oesterreich, sondern eine universelle für alle Länder habe, d. h. daß der Gymnasial-Unterricht der Jesuiten nicht bloß in Oesterreich, sondern auch in andern Ländern nie und nimmer etwas getaugt habe. Dadurch berechtigt, ja nöthigt mich Herr Dr. Kelle, die Wirksamkeit der alten Gesellschaft nicht bloß in den österreichischen Gymnasien, sondern in allen Ländern, wo sie solche zu errichten berufen ward, in den Bereich meiner Beleuchtung zu ziehen, und da einerseits der Gymnasial-Unterricht die Grundlage für den in den höheren Wissenschaften bildet, auf einem schlechten, schadhaften Fundamente aber kein solider stattlicher Bau sich erheben kann, und andererseits Herr Dr. Kelle droht, auch über die jesuitische Lehrweise auf den Universitäten ein Buch zu schreiben, (S. VII), so sehe ich mich wiederum genöthigt, auch über die Thätigkeit und Erfolge der ehemaligen Societät auf allen Gebieten der Wissenschaften und Literatur einige Bemerkungen einzuflechten und selbe mit unverwerflichen Zeugnissen gelehrter, außerhalb der Societät stehenden Männer

zu belegen, insoweit drängende Berufsgeschäfte und die sehr beschränkten Hilfsmittel ein solches gestatten.

Wenn aber Herr Dr. Kelle die Gesellschaft einen kriegerischen Orden nennt (S. IX) und von einem Kampfe spricht, den dieser Orden nicht bloß in Oesterreich geführt hat und noch führt, sondern auch gegen alle Regierungen immer geführt hat und noch führen wird, in deren Ländern er geduldet wird (S. VIII), so müssen wir erstens gegen den Ausdruck „Kampf", welchen Herr Dr. Kelle zu gebrauchen beliebt, ernstliche Verwahrung einlegen, über das aber, was er darunter versteht, werden wir später zu sprechen Gelegenheit haben; für jetzt sei nur bemerkt, daß die Jesuiten seit ihrer Wiederherstellung durch Pius VII. bis zum Ausbruche der italienischen Revolution in allen Staaten Italiens ohne allen Kampf mit den verschiedenen Regierungen zahlreiche Lehranstalten leiteten; dasselbe gilt ebenfalls bis zum Ausbruche der Revolution von ihren Anstalten in der Schweiz, so auch von denen in Frankreich während der ganzen Regierungsperiode Napoleons III., ferner von denen in Belgien, wo König Leopold bei einem Besuche ihres Collegiums in Namur sie belobte, daß sie den Studien eine weise und gute Richtung und der Jugend eine echt nationale Erziehung geben.*) Dasselbe gilt vom protestantischen England und vom republikanischen Amerika. Wo bleibt denn da der Krieg mit allen Regierungen? Heißt das nicht absichtlich auf die Leichtgläubigkeit des Publikums speculiren und Irrthum und Wahn, und in Folge dessen den Geist des Hasses und der Verfolgungssucht unter den Massen verbreiten?

Was uns endlich Herr Dr. Kelle von der Menge seiner theils gedruckten, theils ungedruckten amtlichen Quellen mit geschwätziger Umständlichkeit auf drei Seiten mittheilt, wollen wir ihm aufs Wort glauben;

*) „Es freut mich, meine Herren," waren die Worte des Königs, in ihrer Mitte zu sein. Ich weiß, daß Sie den Studien eine weise und gute Richtung geben, arbeiten Sie mit Eifer, die Jugend bedarf guter Grundsätze. Es gibt nichts Wichtigeres, besonders in unseren Tagen, wo man die Leidenschaften aufzuregen strebt. Es ist in der Welt ein Kampf zwischen guten und bösen Lehren. Es gilt rüstig zu kämpfen gegen den Geist der Ordnungslosigkeit, der die Staaten zu verwirren strebt. Wenn man nicht von vorn herein dagegen aufträte, so hätten wir von den Tagen des Sturmes viel zu befürchten. Wenn man ihn aber besiegt, so geht Belgien einer schönen Zukunft entgegen, da es eine so glückliche und günstige Lage in Europa einnimmt..... „Was mir besonders gefällt, meine Herren, das ist die echt nationale Erziehung, die Sie der Jugend geben. Fahren Sie fort, sie in diesem Geiste zu erziehen, so wird sie die Stütze des Vaterlandes werden." (Ami de l'ordre de Namur. 1843. 31. Juli.)

ist es ja für unsern Zweck ganz gleichgiltig, und wird es auch das Publicum wenig interessiren, ob die angezogenen Documente gedruckt oder nicht gedruckt sind: man möchte fast meinen, Herr Dr. Kelle habe ein Vorgefühl gehabt, es dürften denkende Leser nicht so leichterdings allen seinen Behauptungen Glauben beimessen und habe, wie er im Anfange seiner Vorrede hinter seine jahrelangen Forschungen und Studien in den böhmischen Bibliotheken sich verschanzt, so am Ende derselben die imposante Masse seiner gedruckten und ungedruckten Documente in Reih und Glied aufmarschiren lassen, um vor aller Welt seinen Forscherfleiß, seine Genauigkeit, seine Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit zu beurkunden und jeglichen Zweifel, ob er diese Tugenden eines echten Geschichtschreibers und Kritikers besitze, gleich von vorneherein in den Gemüthern der Leser niederzuschlagen.

Bevor ich nun zur Beleuchtung der Kelle'schen Darstellung übergehe, scheint es mir zweckmäßig, folgende Bemerkung vorauszuschicken. Der größte Theil des Buches des Herrn Doctors ist, insofern es dabei auf die gegenwärtige Ordensprovinz der Gesellschaft in Oesterreich abgesehen sein sollte, ein arger Anachronismus. Alles, was er über die damalige Vorbereitung der Lehrer zum Gymnasial-Unterrichte, was er von Schulbüchern und der Lehrmethode in der alten böhmischen Ordensprovinz, was er von lateinischen Comödien und Epopöen und sonstigen Gedichten mit Recht oder Unrecht sagt, ferner was er über die Erfolglosigkeit des Unterrichtes in der lateinischen und griechischen und die Vernachlässigung der deutschen Sprache, was er über den Unterricht in der Geschichte, Geographie, Arithmetik und Religion zusammenraisonnirt, was geht das die österreichische Ordensprovinz von 1873 an?

Es scheint aber der Herr Doctor in seiner ganzen Darstellung anzudeuten, als ginge die Gesellschaft mit dem Plane um, die alten Lateinschulen, wie sie vor 150 Jahren waren, wieder repristiniren zu wollen. Dies hieße das Unmögliche anstreben; man müßte freiwillig die Augen verschließen, um die ungeheure Kluft nicht zu sehen, welche die heutigen Gymnasien von den ehemaligen Lateinschulen trennt. Mit Utopien trägt sich die Gesellschaft nicht; sie hat ihre Lehranstalten in Belgien, Holland und Frankreich, in England und Amerika; aber die alten Lateinschulen sind es nicht mehr. Und was die Lehranstalten der österreichischen Ordensprovinz betrifft, so richteten sich seit der Uebernahme des Gymnasiums in Innsbruck 1839 bis auf den heutigen Tag die Jesuiten im Ganzen genommen nach dem österreichischen Schulplane, gebrauchten die in Oesterreich vorgeschriebenen Schulbücher (nur mit dem Religionsunterricht

ward — vor 1848 — mit Erlaubniß der k. k. Schulbehörden eine Aenderung vorgenommen), und hielten sich an die übliche Zahl der Schulstunden und Ferialtage; Akademien und Concertationen wurden allerdings vor 1848, insoweit es ging, hin und wieder gehalten, — Niemand aber wird im Stande sein, den Beweis zu liefern, daß dergleichen Schulübungen an und für sich verwerflich seien — Herr Kelle wenigstens hat ihn nicht gebracht; nach 1848 sind selbe ohnehin in Folge der vermehrten Lehrgegenstände und Unterrichtsstunden so ziemlich unmöglich geworden, so daß auch in dieser Hinsicht die Recriminationen des Herrn Dr. Kelle ein Anachronismus sind. Wie aber die österreichische Ordensprovinz ungeachtet der Ratio studiorum bei der Ertheilung des Gymnasial-Unterrichtes sich immerhin an den österreichischen Studienplan halten konnte und kann, dieß zu zeigen wird weiter unten Gelegenheit sein: kurz das Buch des Herrn Dr. Kelle erweist sich größtentheils der gegenwärtigen österreichischen Provinz der Gesellschaft Jesu gegenüber als ein arger Anachronismus, als eine ebenso eitle als böswillige Verdächtigung.

Indeß kann es Niemand verwehrt sein, eine Geschichte der Jesuiten-Gymnasien zu schreiben: aber auch an den Verfasser einer solchen Geschichte, wer er immer sein mag, tritt, wie ich oben bemerkt habe, die heilige Pflicht heran, mit höchster Gewissenhaftigkeit objectiv zu Werke zu gehen; unberückt von Sympathien und Antipathien die Thatsachen sammt allen Umständen sorgfältig zu sammeln und zu prüfen, die Gründe und Gegengründe aufmerksam und unparteiisch gegen einander zu halten und dann einfach die Resultate seiner Forschungen darzulegen.

Nachdem wir diese Bemerkung vorausgeschickt, wollen wir getrosten Muthes vor den Richterstuhl des gestrengen Herrn Dr. Kelle hintreten und dessen Darstellung des jesuitischen Gymnasialunterrichtes beleuchten.

Zweites Kapitel.

Der Candidat der Gesellschaft.

Aufnahme in die Gesellschaft. Herr Dr. Kelle über die Candidaten-Werberei der Jesuiten. Seine sonderbare Beweisführung aus einem verstümmelten Citat aus dem Institut. Seine wahre Quelle ist offenbar Cornova. Unterschied zwischen diesem und Herrn Dr. Kelle. Aus dem Institut hätte der Herr Doctor über diesen Punkt sowohl sich selbst als seine Leser vollständig belehren können; als Geschichtsschreiber war er dazu verpflichtet. Nachlese aus Cornova.

Herr Dr. Kelle beginnt seine Fehde gegen die Jesuiten-Gymnasien mit der Aufnahme der Candidaten in die Societät, ebenso Cornova seinen dritten Brief — (die beiden ersten bilden die Einleitung zu den folgenden), aber auch gleich Anfangs schon auf der zweiten Seite zeigt uns der Herr Doctor seine hämische Tadelsucht, indem er uns sagt, daß manche Gymnasiallehrer aus dem Anwerben von Candidaten für die Societät ein förmliches Geschäft machten, und als Beleg für seine Behauptung führt er die 33. Regel für den Provinzial — aber richtiger nur ein Bruchstück derselben — an, wo es heißt: „Der Provinzial soll Acht haben, daß die Unsrigen nicht gar zu eifrig seien, Leute für die Societät zu gewinnen.“ — Wie kann denn aber der Herr Doctor aus diesen Worten den Schluß ziehen: also machten manche Jesuitenlehrer aus dem Anwerben von Candidaten für die Societät ein förmliches Geschäft? Was würde Herr Dr. Kelle sagen, wenn Jemand so raisonniren wollte: In dem Staate N. N. ist den Lehrern dieser oder jener Unfug, dieses oder jenes Vergehen durch das Gesetz untersagt: also machen in diesem Staate die Lehrer aus diesem Unfuge oder Vergehen ein förmliches Geschäft?

Jedermann sieht leicht, daß die Consequenz aus dem Antecedens sich nicht ergibt und Niemand, ohne sich an den Regeln der Logik stark zu versündigen, aus dem ersten Satz den zweiten ziehen kann: beide Argumentationen sind aber vollständig analog, und daher beide gleich schlecht und verwerflich. Ueberdieß gibt Herr Dr. Kelle nicht einmal den ganzen Wortlaut der von ihm angezogenen Regel — seine Pflicht war es wohl, aber es entsprach nicht seinem Zwecke — denn in dieser heißt es ferner: „sondern sie sollen sich eifrig bemühen, durch Tugendhaftigkeit

und den Geruch eines frommen Lebens Alle zu Jesu Christo hinzuführen."*) Also nicht so sehr für den eigenen Orden, als überhaupt für Jesu Christo sollten nach dieser Regel die Jesuiten-Lehrer durch erbaulichen Lebenswandel die jungen Leute zu gewinnen trachten**). Dieß der Wortlaut der Regel — und die daraus gezogene Schlußfolgerung des Herrn Dr. Kelle?! Wahrlich er scheint über seinen jahrelangen antijesuitischen Studien am logischen Denken nicht geringe Einbuße gelitten zu haben. Doch mochte immerhin Herr Dr. Kelle selbst mehr oder weniger klar es herausfühlen, daß sein aus der Regel — besonders wenn er den vollen Wortlaut derselben geben würde — gezogener Schluß sich logisch nicht rechtfertigen lasse; allein er befand sich in einer Zwangslage: er mußte nämlich seinen Lesern gegenüber doch eine Quelle angeben, woher er seine Kenntniß von jesuitischer Candidatenwerbung geschöpft habe; und da er die wahre nicht angeben wollte, um das Publicum mit seinem Gewährsmann nicht bekannt zu machen, so wagte er auf gut Glück den salto mortale.

Woher hat denn also Herr Dr. Kelle seine Anklage geschöpft? Nun denn, aus den Briefen des schon mehrmals genannten Exjesuiten Cornova; seine Worte sind folgende (3. Brief S. 25): „Mehr hat der Vorwurf der Candidatenwerberei auf sich; ob ich schon weit entfernt bin, ihn dem Geiste des Ordens zur Last zu legen. Einzelne Jesuiten könnte ich selbst nennen, welche dieses Handwerk getrieben haben; aber weder zu ihrer Ehre, noch zum Vortheile der Societät. Die von ihnen erkünstelten Candidaten verließen den Orden zum Theil wieder, zum Theil waren sie als ganz mißrathene Mitglieder demselben nur zur Last." So viel Cornova über die Candidatenwerberei: er spricht nur von einer einzelnen, nämlich seiner eigenen — der böhmischen Provinz; er erklärt ausdrücklich, daß selbe im Geiste des Ordens nicht gelegen, daß auch nur Einzelne mit solchen Versuchen sich abgegeben haben, daß der Erfolg selbst solches indiscrete Bemühen als schädlich verurtheilt habe — (so daß die Obern, wie sich denken läßt, durch die Erfahrung belehrt, solchen unberufenen Eiferern wohl werden entgegengetreten sein), und beruft sich dabei auf eigene Beobachtung, während Herr Dr. Kelle solchen

*) „Attendat (provincialis) ne nimii sint nostri in hominibus ad Societatem alliciendis, sed per virtutes et bonae vitae odorem omnes ad Christum trahere studiose curent." (Regula Pov. 33.)

**) Diese Regel des Provinzials hat übrigens mit den Gymnasiallehrern direct gar nichts zu schaffen; sie findet sich gar nicht unter jenen Regeln des Provinzials, die auf das Studienwesen sich beziehen und in der Ratio studiorum stehen, sondern sie gehört zu den allgemeinen Regeln desselben, nach welchen er die Provinz überhaupt leiten soll.

Unfug dem ganzen Orden zur Last legt und dabei, weil er seinen Gewährsmann nicht nennen will, albern genug ist, seinen Tadel mit der Berufung auf die 33. Regel des Provinzials zu begründen, eine Regel, die schon länger als zwei Jahrhunderte bestand, ganz im Allgemeinen, nicht etwa mit specieller Beziehung auf die Gymnasiallehrer gegeben worden war, und gerade das verbot, was den Gegenstand seines Tadels bildet, und die er noch dazu verstümmeln muß, um nur einigermaßen vor einem gedankenlosen und leichtgläubigen Publicum (auf ein solches hat er wahrlich gerechnet) den Schein der Wahrheit zu retten.

Herr Dr. Kelle citirt gar oft die Constitutionen und Regeln der Gesellschaft, natürlich um als wohlunterrichteter, zuverlässiger und unparteiischer Kritiker zu erscheinen; er citirt auch (S. 4 A. 2) das Examen oder die Prüfung, die mit jenen, die um Aufnahme in die Gesellschaft baten, vorgenommen wurde. Es sind darin in 14 Nummern die Fragen enthalten, die an die Candidaten vor der Aufnahme gerichtet wurden. Hätte nun Herr Dr. Kelle die Constitutionen wirklich so fleißig studirt oder richtiger gelesen — denn von einem Studium kann in solchen Dingen keine Rede sein — oder wäre er wirklich so unparteiisch zu Werke gegangen, als er sich den Schein gibt, so hätte er in dem genannten Examen, das er zu wiederholten Malen citirt, gar leicht gefunden, wie ferne dem Geiste der Societät die Candidatenwerberei liegt: er hätte nur Nummer 14 des Examens oder die letzte Frage, die an den Candidaten gestellt wurde, zu lesen gebraucht. Dort — Nr. 14 — wird befohlen, unter anderen Dingen den Candidaten zu befragen, ob er durch Jemand aus der Societät bewogen worden, um die Aufnahme in selbe nachzusuchen; in diesem Falle heißt es weiter, auch wenn dabei nichts Ordnungswidriges und Ungesetzliches mituntergelaufen wäre, scheine es doch dem geistlichen Nutzen des Aspiranten angemessen zu sein, wenn ihm eine gewisse Frist festgesetzt werde, damit er innerhalb dieser die Sache bei sich selbst überlegen und seinem Schöpfer und Herrn sich ganz überlasse, als hätte niemals Jemand von der Gesellschaft auf seine Entschließung eingewirkt, auf daß er so mit kräftigerer Entschiedenheit seines Geistes vorgehen könne zu größerem Diensteifer und Verherrlichung der göttlichen Majestät.*)

*) Exam. 14 — si affirmaret, se (ab aliquo de Societate) fuisse motum (quamvis licite et cum merito moveri potuisset) ad majorem tamen ipsius utilitatem spiritualem fore videtur, si tempus ei aliquod praescribatur, ut eade re cogitando, Creatori et Domino suo se totum commendet, proinde ac si nullus de Societate eum movisset; ut majori cum robore spiritus procedere ad majus obsequium et gloriam Divinae Majestatis possit.

Warum citirte denn der mit den Constitutionen und den Regeln der Societät so vertraute Herr Doctor nicht diese Stelle? Weil sie nicht für seinen Zweck paßte. Aus eben demselben Grunde verschweigt er die sechste unter den gemeinschaftlichen Regeln der Lehrer in den unteren Schulen, die so lautet*): Auch in Privatgesprächen soll er (der Lehrer) dergleichen Ermahnungen zur Frömmigkeit einschärfen, doch so, daß er keinen Schüler zu unserem Orden anzulocken scheine, sondern wenn er etwas dergleichen erfährt, soll er ihn an den Beichtvater verweisen."

Aus dem bisher Gesagten mag der geehrte Leser mehr als zur Genüge erkennen, was es entweder mit der Kenntniß des Institutes, deren sich Herr Dr. Kelle rühmt, oder mit der Unparteilichkeit desselben für eine Bewandtniß hat.

Ferner, wenn uns der Herr Doctor sagt (S. 3 u. 4), daß die Jesuitenlehrer einen gewissen Ruhm darein setzten, nur Solche, welche sie als allseitig brauchbar erachteten, zur Aufnahme zu empfehlen, oder wie sie sich ausdrückten, in die Societät zu promoviren — woher weiß er denn dieses? und besonders, daß der Ausdruck „promoviren" gänge und gäbe war. Wiederum aus Cornova, bei dem sich (S. 21) folgende Stelle findet: Auch suchten die Jesuiten, als Lehrer der Rhetorik oder der Philosophie, durchgängig eine Art Ruhm darin, wackere Schüler zur Aufnahme empfohlen, oder wie unser Kurialstyl, wenn ich so reden darf, lautete, in die Societät promovirt zu haben."

Aber warum wollte Herr Dr. Kelle den Cornova nicht nennen? Ich habe dieses bereits in der Beleuchtung seines Vorwortes bemerkt — weil nämlich Cornova gerecht genug ist, neben den gerügten — bis zum Uebermaß gerügten — Mißständen in seiner ehemaligen Ordensprovinz dennoch an mehreren Stellen sowohl dieser als der ganzen Societät Achtung und Lob zu zollen; die Leser aber, wenn auch nur einen geringen Theil derselben — denn Cornova's Briefe, seit 1804 nicht mehr aufgelegt, sind sehr selten geworden, und dürften sich wohl nur in dem Besitze gar Weniger befinden — mit einem solchen Buche gleich Anfangs bekannt zu machen, den Plan des Herrn Doctors in mehrfacher Hinsicht gar arg durchkreuzt haben würde.

Aber hatten denn die Jesuiten Ursache, Candidaten-Werberei zu treiben? fehlte es denn an jungen Leuten, die um die Aufnahme in

---

*) Privatis etiam colloquiis eadem ad pietatem pertinentia inculcabit, ita tamen, ut nullum ad religionem nostram videatur allicere: sed si qui hujusmodi cognoverit, ad confessarium rejiciat. — Reg. comm. professor. etc. 6.

den Orden nachsuchten? zeigte sich denn in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Abnahme der Zahl der Ordensmitglieder in der Societät überhaupt, oder insbesondere in der böhmischen Provinz? Mit nichten; die Ordensgeschichte weist eine stete Zunahme der Mitglieder desselben nach, und was besonders die böhmische Provinz betrifft, erzählt uns Cornova (S. 17 u. 18), daß mit ihm sieben und zwanzig Jünglinge aufgenommen worden, das Jahr vorher ebenfalls sieben und zwanzig Novizen eingetreten seien, und ein Jahr nach seinem Eintritt die Zahl der neu Aufgenommenen fünf und dreißig betragen habe. So erzählt uns auch der bekannte Exjesuit Michael Denis in seiner Selbstbiographie, daß mit ihm im Jahre 1747 im Noviziathause bei St. Anna in Wien neun und dreißig junge Leute aus Oesterreich, Ungarn, Croatien, Dalmatien, Steiermark, Kärnthen, Krain und Friaul eingetreten seien, viele aus vornehmem Hause, alle mit nicht gewöhnlichen Geistesgaben ausgestattet. (M. Denisii Coment. L. II cp. I.)

Hier mag im Vorbeigehen wohl bemerkt werden, daß diese große Menge junger Leute, die jährlich das Noviziat füllten, ein sprechender Beweis sind, daß der Orden bis zum Tage seiner Auflösung geschätzt und beliebt, in weiten Kreisen populär war, und daß insbesondere sowohl in der böhmischen als in der österreichischen Provinz zwischen Lehrern und Schülern ein intimes, auf gegenseitiger Achtung und Zutrauen beruhendes Verhältniß bestand; denn ohne ein solches Verhältniß wäre wohl alle Werberei nicht im Stande gewesen, so viele Candidaten den Noviziathäusern zuzuführen; und so finden denn die Verdächtigungen des Herrn Dr. Kelle in laut sprechenden Thatsachen ihre Widerlegung — die gründlichste, die es geben kann.

Daß übrigens Herr Dr. Kelle aus Cornova's Briefen geschöpft habe, dagegen läßt sich im Allgemeinen nichts einwenden; aber ebenso gewiß ist es, daß er als Geschichtschreiber verpflichtet war, nicht bloß die Schatten-, sondern auch die Lichtseiten daraus zu entnehmen. Dies hat aber der Herr Doctor nicht gethan, weder hier, wo er die Aufnahme der Candidaten bespricht, noch, wie wir sehen werden, an vielen anderen Stellen seiner Broschüre, wo andere Dinge erörtert werden. Deshalb fühle ich mich bemüßigt, aus Cornova eine kleine Nachlese zu halten und nachträglich ein paar Punkte zu erwähnen, die allerdings auch zur Sache gehören und mit der Geschichte der Jesuiten-Gymnasien und der Beurtheilung ihres Unterrichtswesens im inneren Zusammenhange stehen; nämlich: Worauf richteten die Jesuiten bei der Aufnahme von Candidaten vorzüglich ihr Augenmerk? und: Was urtheilte die öffentliche

Meinung in gebildeten Kreisen über die Jesuitenschulen im Jahre 1804, als Cornova seine Briefe veröffentlichte?

Ueber den ersten Punkt belehrt uns Cornova in seinem 3. Briefe (S. 16—25); er sagt geradezu, daß man weder auf Reichthum, noch auf ein schönes Aeußere (selbst krüppelhafte Candidaten seien nach Umständen manchmal aufgenommen worden), sondern auf Moralität, Talent und wissenschaftlichen Fortschritt der Candidaten achtete. „Auf Köpfe," sind seine eigenen Worte (S. 20), „bei der Auswahl der Candidaten zu sehen, war eben darum die heiligste Pflicht des Ordens, weil er die Verbindung auf sich genommen hatte, die öffentlichen Schulen mit Lehrern zu versehen. Und die Erfüllung jener heiligen Pflicht ward dem Orden um so leichter, weil er, da die Schulen in seinen Händen waren, auch alle Mittel in den Händen hatte, die Anlagen und die Denkungsart der Candidaten genau kennen zu lernen, sowie ihre literarischen Fortschritte und ihre Sitten zu beobachten." — Mißgriffe hierin, belehrt uns ferner Cornova, seien äußerst selten gewesen, so selten, daß man den Jesuiten die kluge Auswahl ihrer Candidaten sogar zum Vorwurfe machte. „Indeß", sagt er selbst S. 24, „waren dergleichen Mißgriffe nicht so häufig, daß nicht in jedem Transporte neuer Recruten der bei weitem größere Theil sehr gute Köpfe gewesen wären. Diese gute Auswahl haben auch den Jesuiten ihre Feinde so wenig abgestritten, daß sie selbst eine Anklage der Societät darauf gebaut haben, diese: daß der Orden dem Staate die besten Köpfe entziehe. Die Jesuiten hätten darauf antworten können: daß sie ja diese besten Köpfe der Bildung der Staatsbürger in den Schulen widmen, und also dem Staate das eigentlich nur Entlehnte mit Wucher zurückgeben, oder waren der Wohlgerathenen in ihren Schulen gerade nur immer so viel, als die Jesuiten brauchten?" Der Umstand also, daß die Jesuiten bei der Aufnahme von Candidaten auf Moralität und wissenschaftliche Befähigung derselben das Hauptgewicht legten, zeigt, daß sie schon bei der Aufnahme den künftigen Beruf des Candidaten, einst in den Schulen zu lehren, im Auge hatten und sorgfältig bedacht waren, tüchtige Lehrer für die Gymnasien heranzubilden: gewiß auch ein wichtiges Moment zur Beurtheilung ihrer Lehranstalten und des ganzen Unterrichtswesens.

Was man im Jahre 1804 in gebildeten Kreisen von den Schulen der Jesuiten dachte und sprach, darüber äußert sich Cornova in seinem 2. Briefe an Herrn Grafen von Lažanzky (S. 8—9) in folgender Weise: „Ich glaube, theuerster Graf! schon seit einer geraumen Zeit bemerkt zu haben, daß der Tadel jesuitischer Lehranstalten bei weitem

nicht mehr so laut erschalle, als es gleich nach der Aufhebung des Ordens und selbst vor diesem Zeitpunkte geschehen ist. Je länger, je öfter hört man in gebildeten Zirkeln Aeußerungen, aus welchen man schließen sollte, daß man im Urtheil über die Jesuiten als Lehrer, vorzüglich an Gymnasien, nun doch irre gehe. Selbst aus dem Munde manches erklärten Feindes der Jesuiten und ihrer Verfassung, der seine Feindschaft durch Belege aus China und Portugal zu rechtfertigen wußte, überraschten mich mitunter Lobsprüche ihrer Lehrmethode, sowie ihres Eifers, bei der ihnen anvertrauten Jugend den Grund einer soliden Erudition zu legen."

Diese Worte Cornova's sind eben so entscheidend, als sich daran nichts deuteln läßt, mögen wir den Adressanten oder den Adressaten ins Auge fassen; sie constatiren auf unwidersprechliche Weise, daß mehr als dreißig Jahre nicht im Stande gewesen waren, die Verdienste des aufgehobenen Ordens um den öffentlichen Unterricht in Vergessenheit zu bringen, daß das Modegeschrei gegen die Jesuitenschulen aus der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts bereits verstummte, daß der seit 1773 erwartete Fortschritt der Jugend in Moralität und Wissenschaft nicht eingetreten, oder wenn auch hie und da ein Fortschritt bemerkt wurde, doch auf anderen Seiten sich auch Rückschritte zeigten: so daß endlich selbst bei früheren Gegnern des Ordens eine mehr nüchterne, der Wahrheit näherstehende Ueberzeugung sich geltend machte. Cornova bei seiner Stellung als öffentlicher Professor an der Hochschule in Prag und als gefeierter Schriftsteller, der viel in gebildeten Kreisen verweilte, kannte nur zu gut die öffentliche Meinung und mußte sie kennen, sonst hätte er nicht, ohne sich zu blamiren, weder dem Grafen Lažanzky, noch dem Publicum gegenüber in so entschiedenem Tone sich darüber aussprechen können.

Und was folgt aus dem Gesagten? Ganz einfach dieses: daß die Lehranstalten der Jesuiten, sowohl die höheren als die niederen, im vorhergegangenen Jahrhundert lange nicht so schlecht waren, als wie Herr Dr. Kelle uns selbe in seiner Broschüre gerne darstellen möchte.

Drittes Kapitel.

Erste Probation. Das Noviziat.

Erste Prüfungszeit des angenommenen Candidaten; lächerliche Citationen des Herrn Dr. Kelle. Ungenauigkeit in der ganzen Darstellung. Herr Dr. Kelle und Cornova im Noviziate. Höchst trauriges Los eines Novizen in den Augen des Herrn Doctors. Verdummung der Novizen. Der Gehorsam im Ordensstande. Zerreißung der heiligsten Bande der Natur. Der Herr Doctor spielt den Bibel-Exegeten. Die ascetischen Uebungen gelten ihm als geistige Unthätigkeit; das mündliche Gebet als Formelkram. Cornova theilt nicht die philosophische Entrüstung des Herrn Doctors. Entferntere Vorbereitung des Novizen zum Gymnasiallehramt. Arger Irrthum des Herrn Doctors. Was sagt hierüber Cornova? Erinnerungen des P. Ravignan an das Noviziat. Der Noviz, was er that und wie er war, geschildert vom Exjesuiten Michael Denis.

Wenn ein Candidat vorläufig die Aufnahme in die Gesellschaft erhalten hatte, so mußte er zur bestimmten Zeit im Noviziathause sich einfinden, um dort noch vor dem Eintritt in das Noviziat zwei oder drei Wochen lang die erste Prüfung zu bestehen. Was uns Herr Dr. Kelle hierüber mittheilt (S. 4 und 5), ist sehr mangelhaft, zum Theil auch unrichtig: er hätte wenigstens über die Punkte, die er berührt, genauere Aufschlüsse geben sollen. So z. B. sagt der Herr Doctor, daß die Candidaten gefragt wurden, warum sie in die Societät eintreten wollten; hätte er doch lieber gleich gesagt, wie die speciellen Fragen lauteten, die in dieser Hinsicht an die Candidaten gestellt wurden; sie stehen ja in dem von ihm citirten Examen, nämlich: „Ob er durchaus entschlossen sei, die Welt zu verlassen und die Räthe unseres Herrn Jesu Christi zu befolgen"*) (Cap. III Nr. 13); — „Ob er den festen Vorsatz habe, zu leben und zu sterben im Herrn mit dieser und in dieser Gesellschaft unsers Herrn und Schöpfers Jesu Christi"**) (Nr. 14) u. s. w. Worin aber das eigentliche Ziel und die Aufgabe der Gesellschaft bestehe, wird in eben demselben Examen mit klaren Worten ausgesprochen: „Das Ziel unserer Gesellschaft ist, mit der göttlichen Gnade nicht nur dem Heile und der Vollkommenheit der eigenen Seelen obzuliegen, sondern

---

*) „An omnino decreverit saeculum relinquere, et consilia Domini Nostri Jesu Christi sequi."

**) „Num deliberatum habeat animi propositum vivendiet moriendi in Domino cum hac et in hac Societate Jesu, Creatoris et Domini Nostri."

mit derselben auch an dem Heile und an der Vollkommenheit der Nebenmenschen mit allem Eifer zu arbeiten."*) (Cap. I Nr. 2.)

Lächerlich ist die Art und Weise, wie hier Herr Dr. Kelle citirt: er nennt einige Theile des Institutes, ohne die respectiven Stellen selbst anzuführen oder auch nur die Capitel und Nummern zu nennen, wo sie zu finden seien: sollten denn die Leser ihm blind auf's Wort glauben? oder gleich ihm in die Bibliotheken gehen und dort mühsam, vielleicht auch erfolglos in den bestaubten Folianten oder Quartbänden herumblättern? Unter Anderem, sagt da Herr Dr. Kelle, mußten die Candidaten versichern, daß sie nie ein eigenes Urtheil haben und stets mit dem zufrieden sein wollten, was die Oberen über sie beschließen würden. Diese Worte sind offenbar dem Examen (der Candidaten) entnommen (Cap. III Nr. 11); der Text ist aber so verstümmelt und dabei so schlecht übersetzt, daß der Sinn des Originals geradezu ganz verdreht wird. Dieses lautet**): „Er" (der Candidat) „soll gefragt werden, ob er irgendwelche Ansichten oder Meinungen hege oder gehegt habe, die von jenen, welche im Allgemeinen von der Kirche und den von ihr approbirten Lehrern festgehalten werden, abweichen; und wenn er je von solchen Meinungen befangen gewesen sei, ob er bereit sei, sein Urtheil zu unterwerfen und so zu denken, wie in der Gesellschaft darüber zu denken vorgeschrieben ist." Also nur von extravaganten der allgemeinen Kirchenlehre widersprechenden Meinungen ist hier die Rede, und hierüber wird der Candidat befragt, ob er sein Urtheil unterwerfen und sich an die in der Societät geltende Regel halten wolle; und etwas ganz Anderes ist es, sein Urtheil dem Urtheile der Kirche oder auch eines einzelnen Menschen unterwerfen (wie oft thun wir dieses, ja müssen es in vielen Fällen thun) und etwas Anderes, wie Herr Kelle übersetzt: „nie ein eigenes Urtheil haben"; ersteres geschieht vermöge eines Actes des eigenen Urtheils und Willens mit vollkommen freier Selbstbestimmung, letzteres heißt weder Verstand noch freien Willen haben. Und seit wann heißt denn sentire „zufrieden sein"? wie Herr Kelle übersetzt; weder

---

*) „Finis hujus Societatis est non solum saluti et perfectioni propriarum animarum cum divina gratia vacare, sed cum eadem impense in salutem et perfectionem proximorum incumbere."

**) „Interrogetur, an habuerit vel habeat conceptus aliquos vel opiniones ab iis differentes, quae communius ab Ecclesia et Doctoribus ab eadem approbatis tenentur: et siquando hujusmodi opiniones animum subierint, num paratus sit ad judicium suum submittendum, sentiendumque, ut fuerit constitutum in Societate de hujusmodi rebus sentire oportere."

hier noch sonst jemals hat es diese Bedeutung, sondern es bedeutet einfach: fühlen, merken, wahrnehmen mit den äußeren Sinnen oder auch mit dem inneren Sinn und daher auch, wie an unserer Stelle: urtheilen, denken. Wahrlich Herr Dr. Kelle scheint keinen Grund zu haben, über das Jesuiten-Latein in so wegwerfendem Tone, wie wir sehen werden, den Stab zu brechen: scheint er ja selbst es noch nicht bis zum Verständniß ganz gewöhnlicher Wörter gebracht zu haben.

„Waren die Antworten (des Candidaten) der Art," sagt Herr Dr. Kelle weiter, „daß die Aufnahme rathsam schien, . . . so wurde ihm weiter mitgetheilt, was er leisten und erwarten müßte, wenn er in die Societät treten und in ihr bleiben wollte." — Richtig, und habe ich nur noch beizufügen, daß man hiebei nicht oberflächlich zu Werke ging; die gemachten Mittheilungen — enthalten im 4. Cap. des Examens — begreifen auf 25 Seiten 46 Nummern und machen so ziemlich mit all den Schwierigkeiten bekannt, mit denen das Ordensleben in der Societät verbunden ist; so daß der Candidat vollständig wußte, was auf ihn wartete und wozu er sich entschlöße, und wenigstens Unwissenheit, wenn er später den Entschluß änderte, nicht vorschützen konnte. Es ist daher nicht ganz richtig, wenn Herr Dr. Kelle in Folgendem sagt, daß diese erste Prüfung „den Hauptzweck hatte, Diejenigen, die sich zum Eintritt gemeldet hatten, nach allen Seiten hin kennen zu lernen"; sondern eben so wichtig war der andere Zweck, daß der Candidat mit den Einrichtungen der Societät bekannt wurde; wie denn beide Zwecke in der 9. Regel des Novizenmeisters klar ausgesprochen sind *): „damit er (der Candidat) während dieser Zeit über das, was die Societät betrifft, selbst belehrt werde und die Societät ihn vollständiger im Herrn kennen lerne." Wiederum, wenn Herr Dr. Kelle sagt, daß der Candidat „während dieser Zeit völlig abgesondert von der Außenwelt" war, so gab es auch hierin Ausnahmen, und sein Citat (reg. magistri novit. 10) ist wieder unvollständig, denn die 10. Regel des Novizenmeisters lautet **): „Am folgenden Tage wird ihm (dem Candidaten) angezeigt werden, wie er sich hier im Hause zu verhalten habe und namentlich, daß er nicht mündlich oder schriftlich (wofern es nicht der Obere aus einem wichtigeren

*) „— — ut eo tempore de iis, quae pertinent ad Societatem, ipse certior reddatur, et Societas eundem plenius in Domino cognoscat."

**) „Postridie ei declarabitur, quomodo in eo loco se gerere debeat, ac nominatim ne verbo aut scripto (nisi Superiori aliquade causa non tenuis momenti aliud videretur, cum externis vel domesticis agat, praeterquam cum iis, quos ad id Superior designaverit."

Grunde anders für gut fände) mit Auswärtigen oder mit Personen im Hause verkehre, als nur mit Jenen, welche der Obere dazu bestimmen wird.“ Hiemit ist auch schon als unrichtig bezeichnet, was Herr Dr. Kelle (übrigens im Widerspruche mit seinem eigenen Citat reg. commem. 27) weiter beifügt, daß der Candidat „selbst ohne jeden Verkehr mit den Mitgliedern des Ordens .... lebte.“ Es verkehrte mit den Candidaten der Obere des Hauses, es verkehrte der Novizenmeister; es befand sich immer bei ihnen der sogenannte Angelus Custos (Schutzengel); es konnten endlich mit Erlaubniß des Obern auch andere Patres und ältere, bereits erprobte Novizen mit ihnen verkehren. Wenn endlich Herr Dr. Kelle bemerkt, daß, wenn „ein Candidat dem Provinzial tauglich schien, er ... zum Noviziate zugelassen wurde“, so ist dieß ein neuer Verstoß: nicht der Provinzial urtheilte über die Zulassung der Candidaten ins Noviziat, der gewöhnlich im Noviziathause nicht zu wohnen pflegte und oft 20 bis 30 und mehr Meilen davon entfernt war, sondern der Vorsteher des Hauses theils nach eigenen Beobachtungen, theils nach denen des Novizenmeisters und des Angelus Custos, und Anderer, die mit den Candidaten verkehren durften.

Auf so kleinem Raume also so viele Mängel, so viele Verstöße in den Citaten und in der ganzen Darstellung! — Was beabsichtigte denn aber auch Herr Dr. Kelle mit all seinen Citaten? — Der Zweck seiner Schrift wenigstens machte eine Erörterung der ersten Probation nicht nothwendig; daß er nun dennoch in eine solche sich einließ, hiefür sehe ich keinen anderen Grund, als etwa diesen, weil der Herr Doctor besonders gleich im Anfange seines Werkes die Leser in supererogatorischem Maße überzeugen wollte, wie genau er mit den Ordensstatuten und den Regeln bekannt und wie vorsichtig und gewissenhaft er in seinen Angaben sei: nun aber nach meiner Meinung dürfte ihn das Zeugniß, das er sich selbst ausgestellt, nicht sonderlich empfehlen.

Doch gehen wir mit Herrn Dr. Kelle einige Schritte weiter, wir kommen in das Noviziat. Vom Noviziate handelt auch Cornova in seinem 4. Briefe an Herrn Grafen von Lažanzky; und es unterliegt wohl keinem Zweifel, wie wir unten sehen werden, daß Herr Dr. Kelle diesen Brief vor sich gehabt, ja dieser Brief ihn zur Besprechung des Noviziates und dabei zu einem argen Irrthum veranlaßt habe: kurz, wir sehen auch hier, wie Herr Dr. Kelle dem Cornova auf dem Fuße folgt; freilich nicht als getreuer Referent, sondern, wie ich bereits oben bemerkt habe, wo Cornova den Intentionen des Herrn Doctors nicht entspricht, da weiß dieser von seiner Erfindungsgabe Gebrauch zu machen, klüglich zu

verschweigen oder auch gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was Cornova berichtet: doch immerhin so, daß man deutlich sieht, wie seine Darstellung im Ganzen an die Briefe desselben sich anlehnt, und inwiefern er seine Quelle benützt oder mißbraucht oder verleugnet. Dieß ist nun auch in der Darstellung des Noviziates der Fall; Cornova leistet hier dem Herrn Doctor schlechte Dienste; denn er weiß nichts von „Verdumpfung" der Novizen, von „Zerreißung der heiligsten Bande der Natur" und dergleichen Barbareien zu berichten; ja er berichtet sogar Dinge, die mit den Absichten des Herrn Doctors nicht wohl harmoniren. Da muß er denn zur Dichtung greifen, und um diese mit dem Schein der Wahrheit zu umgeben, Texte aus dem Institut herbeiziehen, um trotz Cornova das Noviziat in recht schwarzen Farben, sogar bis zur offenbaren Uebertreibung zu malen, weil es denn einmal so der gesetzte Zweck zu fordern schien. In der Darstellung des Noviziates, wie sie Herr Dr. Kelle gibt, können wir bei aufmerksamer Betrachtung (denn der Herr Doctor mengt alles in wirrer Unordnung durcheinander) zwei Hauptmomente unterscheiden, nämlich das ascetische und das wissenschaftliche. Ueber das eine, wie über das andere weiß Herr Dr. Kelle nur schlimme, ja entsetzliche Dinge zu sagen. Natürlich von der christlichen Ascese versteht der Herr Doctor so viel als nichts; die Uebung jener Tugenden, die besonders im Ordensstande nothwendig sind, hat für ihn keinen Werth, kommt gar nicht in Betracht; Selbstverleugnung, Brechung des eigenen Willens, Demuth, Ertödtung der Sinnlichkeit u. s. w. sind für ihn inhaltslose Begriffe, eitle Chimären. Daher kein Wunder, daß er uns von den Novizen ein gar so trauriges Bild entwirft. Der Noviz war nach Herrn Dr. Kelle das unglücklichste aller Geschöpfe; er mußte sich seines Willens und hiemit auch seines Verstandes, seines Urtheils begeben; er war unglücklicher als ein auf einer Frohnfeste sitzender Gefangener, denn dieser hat doch den freien Gebrauch seines Verstandes, seines Willens und seiner übrigen Geisteskräfte, während der Noviz sich dieser kostbaren Gaben Gottes sich immer mehr und mehr berauben und zu einer seelenlosen Maschine herabdrücken lassen mußte.

Wahrlich, wenn man da liest, daß das Noviziat „eine Zeit der Verlernung alles bisherigen Lebens und Wissens, eine Zeit fast gänzlicher Unthätigkeit des Geistes" (S. 7), „daß man den Jüngling nicht bloß von allen Studien, sondern selbst von allen Anregungen des Geistes abschloß", ferner „daß man ihn zu einem willenlosen Werkzeug in den Händen der Oberen zu machen suchte" (S. 9), „daß er auch nie ein eigenes Urtheil haben sollte", ward nach Herrn Dr. Kelle schon dem

Candidaten gesagt (S. 4) und nachdrücklich dem Novizen auch viel nachdrücklicher eingeschärft. — daß endlich der Noviz unter dem Drucke seiner Umgebung bald abgestumpft wurde und in einen Zustand der Verdummung gerieth (S. 10): wahrlich, sage ich, wenn man dies Alles liest, so muß ein Leser vom gewöhnlichen Schlage, der in den Geist und die Uebungen des Ordensstandes so wenig als Herr Dr. Kelle eingeweiht ist, geradezu auf den Glauben gebracht werden, daß der Noviz und hiemit auch der spätere Jesuit der von Gott ihm verliehenen Urtheils- oder Denkkraft, d. i. des gesunden Menschenverstandes sich entäußern und so ziemlich als ein verstand- und willenloses Wesen sein Leben hinschleppen müsse. Denn Herr Dr. Kelle sagt uns ja, daß der Jesuiten-Noviz sich müsse abstumpfen und verdummen lassen. Belehrt uns aber nirgends, wie oder wann er aus dem schlammigen Sumpfe der Verdummung und geistigen Ohnmacht wieder herausgezogen, und in das Bad geistiger Wiedergeburt gebracht wird, denn auch nach dem Noviziate erhält er, wie der Herr Doctor uns weiter unten belehrt, nur einen gar kümmerlichen, zerfahrenen, geistlosen und mehr verdummenden Unterricht; und haben die Jesuiten überhaupt für ihr ganzes Leben, wie der Herr Doctor (S. 20—21) behauptet, „die des Menschen unwürdige, ihn entehrende Verpflichtung auf sich genommen, neben dem Willen auch das edelste Geschenk der Gottheit, den Verstand aufzugeben", so daß der arme Noviz wohl sein Leben lang ein stumpfsinniges, energieloses, jeglicher Bildung und geistigen Aufschwunges unfähiges Subject bleibt; und der Orden, dem er angehört, nichts weiteres ist, als ein Verein von Leuten, die schon in früher Jugend an allen Seelenkräften Bankerott gemacht und in Folge totaler geistiger Verarmung zu gar nichts zu brauchen sind. Doch — könnte da mancher Leser denken — ich gehe in meinen Schlußfolgerungen zu weit und treibe alles auf die Spitze; so hat es auch Herr Dr. Kelle selbst nicht gemeint. Letzteres mag der Fall sein, doch meine Folgerungen ergeben sich aus seinen Prämissen und Behauptungen; und um zu zeigen, wie gehaltlos diese sind, weil eben nur dem Samen unwürdiger Schmähsucht entsprossen, ist es zum Glücke für mich gar nicht nothwendig, auf die Zeugnisse der Kirchen- und Weltgeschichte hinzuweisen — mit beiden ist die Geschichte des Ordens durch drei Jahrhunderte hindurch innig verflochten, und Freund und Feind stimmen darin überein, daß die Wirksamkeit derselben auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit eine überaus große, eine ausgezeichnete war*). — sondern

*) Statt vieler anderer Zeugnisse wird es genügen, das des protestantischen englischen Staatsmannes und berühmten Geschichtschreibers aus der neuesten Zeit

um die Tiraden des Herrn Dr. Kelle in ihrem Nichts zu zeigen, genügt es, sich auf sein eigenes Buch von 276 Seiten zu berufen. Gegen wen schrieb er denn dieses? Gegen Leute, die in ihrer Jugend in Dummheit und Stumpfsinn und in geistiger Verwahrlosung erzogen und immer darin erhalten worden sind? und wenn man erwägt, wie er (Vorwort S. VIII und IX) von einem stets kampffertigen kriegerischen Orden spricht, der sich immer und überall allen Regierungen feindlich gegenüberstellt, so begreift man gar nicht, wie so was von so armseligen, geistig verkümmerten Menschen gesagt werden könne: und der gewöhnliche Menschenverstand wird da nur Widersprüche entdecken, in die sich der Herr Doctor verwickelt hat, und der Worte des Psalmisten gedenken: „Die Bosheit hat wider sich selbst gelogen." (Psalm 26, 12.)

Indeß wird der verständige, vorurtheilsfreie, nur einigermaßen mit

---

Macaulay anzuführen, welches er in der Edinbourg Review niederlegt hat. Es lautet also:

„Alle Seiten der europäischen Geschichtsbücher zeugen während einer langen Reihe von Menschenaltern von der Kraft, der Politik, der vollkommenen Zucht, dem unerschrockenen Muthe, der Selbstverläugnung, der Vernachlässigung jener Bande, die dem Privatmanne am theuersten sind, der tiefen und dauerhaften Begeisterung für ein bestimmtes Ziel, der unbeschreiblichen Klugheit in Anwendung der Mittel, durch welche sich die Jesuiten im Kampfe für ihre Kirche ausgezeichnet haben. Der Geist des Katholicismus hatte sich im Innern der Gesellschaft Jesu concentrirt und ihre Geschichte ist die Geschichte der großen katholischen Reaction.

Dieser Orden bemächtigte sich aller jener Institutionen, welche am mächtigsten auf die Geister wirken, der Kanzel, der Presse, des Beichtstuhles, der Akademien. Wo ein Jesuit predigte, konnte die Kirche die Zuhörer nicht fassen. Der Name eines Jesuiten auf dem Titel eines Werkes sicherte seine Verbreitung. Dem Ohre eines Jesuiten vertrauten die Mächtigen, die Großen, die Adeligen die Geschichte ihres geheimen Lebens an.

Aus dem Munde eines Jesuiten erhielten die Jünglinge der hohen und mittleren Stände den ersten Unterricht in den Wissenschaften bis zur Schule der Beredsamkeit und Philosophie. Literatur und Wissenschaft, sonst die Gefährtinnen des Unglaubens und der Ketzerei, zeigten sich jetzt im Bündniß mit der rechtgläubigen Lehre. So zur Beherrscherin des Südens von Europa geworden, rüstete sich die Gesellschaft Jesu zu anderen Eroberungen. Sich wenig kümmernd um Meere und Wüsten, um Hunger, um Pest, um Spione und Strafgesetze, um Gefängnisse und Martern, um Galgen und Beil zeigten sich die Jesuiten in allen Ländern unter allen Gestalten: als Schüler, Aerzte, Kaufleute, Bediente; man sah sie an dem feindlichen Hofe Schwedens, in den alten Burgen des Grafen Chester, mitten auf den Feldern Connaugths; sie disputirten, unterrichteten, trösteten; sie gewannen die Herzen der Jugend, belebten den Muth der Furchtsamen, trugen das Crucifix an die Lippen der Sterbenden." (Cretineau-Joly: Geschichte der Gesellschaft Jesu. B. 1. S. 399.)

dem Wesen, den Einrichtungen, Ziel und Zweck des Ordensstandes vertraute Leser von selbst begreifen, was unter der Verleugnung des eigenen Urtheiles und Willens, die jede Ordensregel in mehr oder weniger markirten Ausdrücken hervorhebt und zur Pflicht macht, gemeint ist; nämlich nichts Anderes, als daß der Ordensmann es sich angelegen sein lasse, nicht seinem eigenen Ermessen und Gutdünken zu folgen, sondern zur Richtschnur seines Thuns die heilige Ordenssatzung zu wählen und sein Urtheil und seinen Willen dem Urtheil und dem Willen des jeweiligen Obern, in dem er den Interpreten der Satzungen und Gottes Stellvertreter erkennen soll, zu unterwerfen. Es ist eben die Subordination, der Gehorsam gemeint, ohne welchen gar keine Genossenschaft, um so weniger eine Ordensgenossenschaft bestehen kann: denn Auctorität auf der einen und Subordination auf der andern Seite sind das erhaltende Princip der menschlichen Gesellschaft sowohl im Großen als im Kleinen. Dieser Gehorsam hebt aber im Ordensmanne das eigene Urtheil (oder gar die vom Schöpfer in ihn gelegte Urtheilskraft) nicht auf, sondern lehnt es nur an eine sichere, durch die Erfahrung erprobte, von weisen und heiligen Männern festgesetzte, durch die kirchliche Approbation bestätigte, durch die religiöse Weihe geheiligte Norm an, damit er um so weniger von marternden Zweifeln verwirrt, um so weniger in Irrthümer verstrickt, damit er, wie der heil. Ignatius so schön sagt, „um so mehr gleichförmig werde der ersten und höchsten Regel jeglichen guten Willens und Urtheils, welche Gottes ewige Güte und Weisheit ist.“*) Von dieser Wahrheit überzeugt und durchdrungen ruft ein französischer Jesuit der neuesten Zeit den Feinden seines Ordens, die den blinden Gehorsam zur Zielscheibe ihrer Angriffe machten, die Worte zu: „Nein, er (der Jesuit) hat auf seine Vernunft nicht verzichtet, weil er sie zum Schutze vor Stürmen unter die sichere Obhut des Princips der Autorität stellte. Wenn das innere Zeugniß ihm nicht laut diese Wahrheit zurufen würde, so gäben ihm Beispiele genug das Recht, sie auszusprechen. Es würde ihm nicht an Namen fehlen, zu beweisen, daß die menschliche Einsicht unter dem schützenden Joche der Regel mehr an Würde und Stärke gewinnt, noch weniger würde es ihm an Beweisen mangeln, wie sogar unter dem Priesterrocke die sich selbst überlassene und in ihrem Hochmuthe sich absondernde Vernunft von Irrthum in Irrthum verfällt und damit endigt, der Welt das traurige Schauspiel einer wirklichen

*) Summarium const. n. 31. — „quo exactius conformentur primae ac summae regulae omnis bonae voluntatis et judicii, quae est aeterna Bonitas et Sapientia.“

Lossagung zu geben.“ (P. Ravignan. Von der Existenz und Anstalt der Jesuiten, Cap. 4, S. 103.)

In diesem Sinne verpflichtet sich der Ordens-Neuling zur Verleugnung seines eigenen Urtheils — nach reiflicher Erwägung (in der Gesellschaft hat er dazu zwei Jahre Zeit) aus freier Selbstbestimmung, in Folge eigenen Urtheils (denn dieses gehört doch zu jener) — und in diesem Sinne bleibt auch der spätere Ordensmann dazu verpflichtet: will er sich dazu nicht verstehen, so taugt er nicht für den Orden, und der Orden nicht für ihn.

Nun aber ein solcher Gehorsam, eine solche Verleugnung des eigenen Urtheils ist nicht bloß in der Gesellschaft Jesu, sondern in allen Ordensständen, und nicht bloß im Ordensstande, sondern mehr oder weniger in allen Ständen nothwendig, ja ist geradezu eine Lebensbedingung der menschlichen Gesellschaft.

Eine solche Verleugnung des eigenen Urtheils erfordert erstlich die Religion gegenüber der kirchlichen Lehrautorität; denn wenn einer diese nicht hört (ihrem Ausspruche sein eigenes Urtheil nicht unterwerfen will), so ist er nach den Worten Jesu Christi einem Heiden und öffentlichen Sünder gleich zu halten (Matth. 18, 17), und der Apostel Paulus belehrt uns in seinem Briefe an Titus (3, 10 u. 11), daß ein Mensch, der nach ein- oder zweimaliger Zurechtweisung von Seite des kirchlichen Vorgesetzten diesem trotzig sein eigenes Urtheil entgegenhält, verkehrten Sinnes und ein Frevler und durch sein eigenes Urtheil verdammt ist. Diese Verläugnung des eigenen Urtheiles ist durchaus nothwendig im Familienleben: die Frau muß ihr Urtheil dem des Mannes, die Kinder müssen das ihrige dem der Eltern unterwerfen; diese Verläugnung des eigenen Urtheiles sehen wir im Beamtenstande: der Subaltern muß sein Urtheil dem seines Vorgesetzten unterwerfen, sollte er auch diesem an Kenntniß und Einsicht weit überlegen sein; ferner wenn der junge, talentvolle, begeisterte Künstler sein eigenes Urtheil nicht durch die Lehren und Rathschläge des erfahrenen Meisters will läutern und lenken lassen, so wird er sicher trotz seinem Talente auf dem Wege der Kunst sich verirren und in seinen Schöpfungen große Mängel und Fehler nicht vermeiden; am strengsten aber wird diese Verläugnung des eigenen Urtheiles im Militärstande gefordert und gehandhabt — ein wirklicher blinder Gehorsam ist da unerläßliche Pflicht: der Hauptmann, der Oberst muß sein Urtheil dem des Generals, dieser das seine dem des Heerführers und seines Kriegsrathes unterwerfen: sollten auch die vom letzteren getroffenen Anordnungen und Dispositionen offenbar verfehlt und

siegreichem Erfolge hinderlich sein; mögen auch untergeordnete Offiziere dies einsehen, sie müssen ihr Urtheil verläugnen, schweigen und gehorchen, denn nirgends wird Insubordination so strenge wie in der Armee bestraft.

Nun denn, wenn diese Verläugnung des eigenen Urtheils für alle Stände und Berufsarten eine unumgängliche Nothwendigkeit, ein unabweisbares Postulat ist, weil ohne sie alle Bande der Ordnung und Zucht sich lösen würden: warum verargen denn dann gewisse Leute dieselbe so sehr den Ordensständen und besonders der Gesellschaft Jesu?

Aber, kann man da oft hören, die Jesuiten müssen sich einem „blinden Gehorsam" unterwerfen; sie müssen sein wie ein todter Körper, wie ein Stab in der Hand eines Greises. Nun denn — auch der Soldat, auch der Beamte u. s. w. muß manchmal diesen blinden Gehorsam sich gefallen lassen; was aber den blinden Gehorsam in der Gesellschaft — die caeca obedientia — betrifft, so war der heilige Ordensstifter erstlich discret genug, die anscheinende Härte des Ausdruckes durch das beigefügte „quadam" — „eine Art blinden Gehorsams" — zu mildern (Summar. const. Kurzer Inbegriff der Constitutionen Nr. 35); dann beschränkt er selbst den Ausdruck „caeca quadam obedientia", indem er ausdrücklich erklärt (Summar. const. 31), daß der Untergebene zu gehorchen nicht verpflichtet sei, falls er im Befehle des Obern eine Sünde zu erkennen glaubt (also kann der Untergebene troß des blinden Gehorsams das Auge des Geistes doch offen halten), endlich erlaubt der Heilige seinen Ordensgenossen, daß, sollte ihnen etwas von der Meinung des Obern Abweichendes in den Sinn kommen und es ihnen, nachdem sie sich mit Gott im Gebete berathen, nothwendig scheinen, die Sache dem Obern vorzutragen, sie dieses immerhin thun können (Ep. de virtute obed. Brief über die Tugend des Gehorsams Nr. 39): eine solche Erlaubniß setzt aber ja doch einen gewissen, innerhalb der Schranken der Bescheidenheit, Klugheit und Pietät sich haltenden Gebrauch des eigenen Urtheils voraus, und zwar selbst in solchen Dingen, wo es sich nicht um eine Sünde handelt. Vergleicht man ferner mit dieser so erklärten „caeca quaedam obedientia" des heil. Ignatius die schwerwiegenden Ausdrücke, mit denen andere Ordensstifter, z. B. der heil. Benedictus, der Wiederhersteller des Ordenslebens im Abendlande, zum Gehorsame verpflichten, so wird der so viel geschmähte, weil mißverstandene oder absichtlich mißdeutete „blinde Gehorsam" der Gesellschaft Jesu in minder grellem Lichte erscheinen.

Aber „gleichsam zu einem todten Körper — zu einem Stabe

werden" (Summar. 36), das ist doch eine unerträgliche Zumuthung an den menschlichen Geist, eine frevelhafte Entwürdigung desselben.

Das ist eben nur Bildersprache, um das Ideal eines gehorsamen Ordensmannes zu veranschaulichen: nun sind aber, wie der geehrte Leser wissen wird, hier unter dem Monde Ideale in concreter Gestalt sehr selten, ja vollkommenes Tugend-Ideal gab es wohl nur eines, nämlich Jenen, der vom Himmel zur Erde herniederstieg, um die Menschen zum Himmel zu erheben; von Ihm sagt auch der Apostel, daß Er sich selbst erniedrigte und gehorsam ward bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze (Philipp. 2. 8). Diesem göttlichen Vorbilde des Gehorsams nach Kräften nachzueifern, schärft der heil. Ignatius seinen Ordensgenossen an verschiedenen Stellen ein und bedient sich dazu auch der so eben angezogenen bildlichen Ausdrücke.

Uebrigens hat der Stifter der Societät solche Ausdrücke nicht zuerst gebraucht: sie waren gang und gäbe bei den älteren Ordensstiftern, und finden sich ähnliche der Sache nach gleichbedeutende Anschauungen in den Büchern ascetischer Schriftsteller, besonders solcher, die über Ordensdisciplin schrieben, in verschiedenen Stellen niedergelegt. „Es sind Todte, welche ich zu Schülern will, nicht Lebendige" („mortuos non vivos ego meos volo"), sagte nach dem Berichte des heil. Bonaventura der große Ordensstifter und Wundermann des 13. Jahrhunderts, der heil. Franziscus Seraphicus, als er seine Ordensgenossen über den Gehorsam belehrte und 800 Jahre vor ihm hatte der berühmte Ascet und Klosterstifter Kassianus sich desselben Bildes bedient, um die Vollkommenheit des Gehorsams zu bezeichnen.

Um alle Anderen zu übergehen, wollen wir nur noch des heil. Basilius des Großen gedenken. Dieser ausgezeichnete Mann, gebildet in den heiligen wie profanen Wissenschaften, Kaiser Julianus des Apostaten Studiengenosse in Athen, einer der hervorragendsten Väter der morgenländischen Kirche, einer der großartigsten Charaktere, welchen die Geschichte kennt, groß durch seine Tugenden und Thaten, groß durch seine Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und schriftstellerische Thätigkeit; der heil. Basilius also, dieser große Bischof und Gesetzgeber der Mönche im Orient, verlangt im 22. Capitel seiner Klosterregeln, daß der gehorsame Ordensmann wie das Werkzeug in der Hand eines Holzhackers sein soll. Im Vergleiche mit diesem Bilde des großen, heil. Basilius ist des heil. Ignatius „Stab in der Hand eines Greises", doch wahrlich recht manierlich, ja geradezu graziös. — Endlich waren es nicht bloß die Ordensstifter, die sich solcher Bilder und Ausdrücke bedienten. Lange schon vor

allen Ordensstiftern hatte der Weltapostel die bedeutungsvollen, eine Welt von Ideen in sich fassenden Worte, und zwar etwa nicht für Ordensleute, sondern für alle Christen ohne Ausnahme, gesprochen: „Denn wir sind mitbegraben mit Ihm durch die Taufe in den Tod.“..... „Sind wir aber gestorben mit Christo, da, glauben wir, werden wir auch leben mit Christo“ (Röm. C. IV. 4 u. 8), und wiederum: „Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott“ (Koloss. C. III. 3). Solche Aussprüche ließen sich noch mehrere anführen, und wer diese Sprache des Apostels versteht, wird auch die Sprache der Ordensstifter verstehen.

Nach diesem Allen glaube ich im Interesse der Leser zu handeln, wenn ich hier eine Stelle aus dem bekannten Briefe des Ordensstifters von Loyola über den Gehorsam*) in getreuer Uebersetzung folgen lasse. Sie lautet: „Was nun bisher von dem Gehorsame gesagt worden, haben sowohl die Untergebenen gegen die unmittelbaren Obern als auch die Rectoren und örtlichen Vorsteher gegen die Provinziale, die Provinziale gegen den General, und der General endlich gegen Denjenigen, welchen Gott ihm zum Obern gegeben hat, nämlich gegen seinen Statthalter auf Erden zu beobachten, damit die vollkommen geschiedene Stufenordnung und dadurch der Friede und die Liebe erhalten werde, ohne welche weder in unserer Gesellschaft, noch in irgend einer anderen Gemeinde eine wohl geordnete Leitung bestehen kann. Denn auf diese Weise ordnet die göttliche Vorsehung Alles mit Milde, indem sie Alles, das Unterste durch das Mittlere, das Mittlere durch das Höchste zu seinem Ziele führt. Daher nämlich bei den Engeln jene Reihenfolge, welche eine Hierarchie der andern unterordnet; daher auch jene zweckmäßige Verbindung unter den himmlischen und allen beweglichen andern Körpern an bestimmten Orten und Standpunkten, deren Wendungen und Bewegungen alle bis zu den untersten von Einer obersten bewegenden Kraft sich stufenweise herleiten. Dasselbe sieht man auch auf Erden sowohl in jedem durch gute Gesetze geordneten Staate, als besonders in der kirchlichen Hierarchie, deren Glieder und Verrichtungen alle von dem Einen allgemeinen Statthalter Christi unseres Herrn sich herleiten. Und je genauer diese Ordnung und Stellung bewahrt wird, desto geregelter und besser ist die Regierung. Im Gegentheile aber, wie große Uebelstände durch die Vernachlässigung dieser Ordnung in vielen menschlichen Gesellschaften herbeigeführt werden, ist Niemandem unbekannt. Deßhalb wünsche ich nun

*) Epistola de virtute obedientiae — 20.

sehnlichst, daß auch in dieser Gesellschaft, deren Verwaltung und Obsorge der Herr einigermaßen mir anvertraut hat, eben diese Tugend so fleißig geübt werde und in Kraft bestehe, als bestände in ihr die Wohlfahrt und das ganze Heil unserer Gesellschaft."

Nun, glaube ich, wird sich der verständige und von Vorurtheilen nicht befangene Leser ein Urtheil über den Gehorsam eines Ordensmannes bilden können, und was von der Abstumpfung und Verdumpfung der Novizen zu halten sei. — Von einer solchen weiß auch Cornova gar nichts; sie existirt nur im Kopfe des Herrn Dr. Kelle, und taugte zu seinem heiligen Zwecke; aus mehreren Stellen Cornova's geht im Gegentheile hervor, daß er und seine Mitnovizen ein ziemlich munteres, aufgewecktes, „beinahe muthwilliges Völklein" waren (Brief 4, S. 30); daß auch die Novizen über dies und das sich belustigten und witzelten, weshalb er auch Martial's Worte auf sie anwendet: „Et pueri nasum rhinocerotis habent." (Brief 3 S. 24.)

Aber nicht bloß erzdumm, sondern auch entsetzlich grausam gieng es im Jesuiten-Noviziate zu, „da man," wie Herr Dr. Kelle uns versichert, „schlauer Weise mit frevelnder unbarmherziger Hand die heiligsten Bande der Natur zerriß." Ach weh! das ist doch Jammerschade! o des unglücklichen Loses der armen Novizen! und was das Schlimmste ist, auch heut zu Tage noch, trotz der Jeremiaden des Herrn Dr. Kelle, gibt es zahlreiche junge Leute jeglichen Alters, Geschlechtes und Standes, die Einsicht und Muth genug haben, die Welt zu verlassen und um Gott besser zu dienen und ihr eigenes und fremdes Seelenheil leichter und sicherer zu fördern, in das Noviziat irgend eines geistlichen Ordens einzutreten: der Menschenfreund mag da wohl in Anbetracht solch gräulichen Unfuges mit Herrn Dr. Kelle von einem gewissen Weltschmerz durchzuckt werden.

Daß nun der Herr Doctor von dem Wesen, der Aufgabe, dem Ziel und Ende des Ordensstandes überhaupt nichts versteht, mag man ihm zu gute halten, daß er aber über Dinge abspricht, von denen er nichts versteht, ist ihm nicht zu verzeihen.

Der obige Vorwurf, den Herr Dr. Kelle der Societät macht, würde, wenn er begründet wäre, alle Orden treffen: denn jeder Orden verlangt von seinen Novizen Losreißung von der Welt, d. h. von den schlechten, die Welt beherrschenden Leidenschaften und Begierden, von den Zerstreuungen, Freuden und Genüssen der Welt, von den verderblichen Grundsätzen und Maximen der Welt, nämlich jener Welt, von welcher der Apostel spricht: „Habet nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist.

Wenn Jemand die Welt lieb hat, so ist nicht die Liebe des Vaters in ihm. Denn Alles, was in der Welt ist, das ist die Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit“ (Joann. B. 1. C. 2. 15—17). Um aber diese Losreißung von der Welt zu bewerkstelligen und zu sichern, wird es in jedem Orden als nothwendig erachtet, daß dem angehenden Ordensmanne der freie willkürliche Verkehr mit seinen früheren Freunden, Bekannten und Verwandten, ja selbst mit seinen Geschwistern und Eltern beschränkt werde; dies ist allgemeine Praxis, dies weiß der Candidat schon vor seinem Eintritt, dies wissen seine Eltern, bevor sie ihm die Erlaubniß zum Eintritt gewähren; ebenso erkennt nicht blos die Gesellschaft Jesu, sondern jeder Orden, in dem durch die feierliche Profeß ihm einverleibten Mitgliede sein Eigenthum, so daß selbes fortan jedem fremden Einflusse entrückt nur ihm angehöre und in Uebereinstimmung mit der Ordensregel, unter der Leitung des jeweiligen Obern, Gott diene und nach Maßgabe seiner Kräfte zum Besten seiner Mitmenschen wirke.

Wenn Herr Dr. Kelle dies ein Zerreißen der heiligsten Bande der Natur nennt, so mag er es immerhin thun: aber richtig ist es nicht.

Aber war oder ist vielleicht gerade in der Gesellschaft die Praxis in der Losziehung der Novizen von der Außenwelt eine rigorose? Im Gegentheile, im Vergleiche mit manchen anderen Orden eine sehr milde. Cornova wenigstens weiß nichts von einem solchen Rigor, und ich weiß auch nichts; ja ich kann geradezu an alle Ordensgenossen der österreichischen Provinz — an ältere und jüngere, von Innsbruck in Tirol bis Szathmar im östlichen Ungarn, von St. Andrä in Kärnthen bis Mariaschein im Norden Böhmens — appelliren, ob auch nur ein Einziger von einer solchen frevlerischen, gewaltsamen Zerreißung der heiligsten Bande der Natur etwas weiß, von welcher Herr Dr. Kelle träumt, und Jedermann, der da Lust hat, kann allenthalben Nachforschungen anstellen, und zuvörderst vor allen Anderen sollte dies Herr Dr. Kelle thun — (Jesuiten sind in Prag, in nächster Nähe), um sein Urtheil zu rectificiren und fernerhin nicht solche Albernheiten und leere Verdächtigungen in die Welt hinauszuschreiben. Wer immer da Nachfrage anstellen will, wird finden, daß auch der Novize nicht blos an Eltern und Geschwister, sondern auch an Freunde und Bekannte Briefe schreiben, und solche von diesen auch empfangen kann; ja daß er auch Besuche der Seinigen hin und wieder annehmen und unter gewissen Bedingungen auch machen kann.

Doch Herr Dr. Kelle tritt uns mit Texten aus dem Institut entgegen, um seine Behauptung von der grausamen Behandlung der Novizen zu erhärten: wir wollen ihm gerne Rede stehen.

Zuerst führt der Herr Doctor den Bruchtheil eines Textes aus dem Examen generale cp. IV. 7 oder aus der Prüfung an, die nach erfolgter Aufnahme mit den Candidaten vorgenommen wurde.*) Ich sage „einen Bruchtheil" — denn leider sah sich Herr Dr. Kelle wiederum genöthigt (der heilige Zweck, der alle Mittel heiligt, hatte ihm diese Zwangsjacke angeworfen), einen Text zu verstümmeln — und zwar in recht arger Weise, die ganz geeignet ist, in den Gemüthern der Leser starke Zweifel an seiner ehrlichen Absicht bei Abfassung seines Buches wachzurufen. Die ganze Nummer 7 des Examen generale, worauf sich Herr Dr. Kelle beruft, umfaßt über fünfzehn Zeilen, von diesen fünfzehn Zeilen citirt aber Herr Dr. Kelle nur zwei, weil eben nur diese zwei einigermaßen zu seinem Zwecke paßten. Ich sage „einigermaßen" — denn auch diese wenigen Worte haben, wenn man sie versteht, wie sie lauten, und ihnen nicht absichtlich einen andern Sinn unterschiebt, mit der unbarmherzigen frevelhaften Zerreißung der heiligsten Bande der Natur gar nichts zu schaffen. Die von Herrn Kelle citirten Worte lauten: „Und so soll er (der Candidat) Sorge tragen, alle fleischliche Neigung gegen die Blutsverwandten abzulegen": also nur die fleischliche oder bloß sinnliche Neigung oder Anhänglichkeit an die Seinen, die oft mehr ein blinder instinctmäßiger Trieb als wahre Liebe ist, abzulegen soll man trachten, nicht aber eine vernünftige und noch viel weniger eine geistliche, durch die Religion geheiligte, veredelte und potenzirte Liebe. Doch wollen wir hören, wie der ganze Text lautet.**) „Jeder von Denjenigen, welche in diese

*) Hier ist zu bemerken, daß Alles, was Herr Dr. Kelle aus dem Examen citirt, schon dem Candidaten vor dem Eintritt ins Noviziat mitgetheilt wurde; während nach der Darstellung des Herrn Doctors der Leser nothwendig auf den Glauben gebracht werden muß, daß erst der schon wirklich eingetretene, und mit dem Ordensgewande bekleidete Noviz mit diesen Forderungen bekannt gemacht wurde, was grundfalsch ist. Nein, nicht erst dem Novizen, sondern schon dem Candidaten wurde Alles, was das Examen im 4. Kapitel mit 46 Nummern enthält, mitgetheilt, und seiner reiflichen Erwägung anheimgestellt, und nur, wenn er sich mit dem Allen einverstanden erklärte, ward ihm der Eintritt ins Noviziat eröffnet.

**) „Unusquisque eorum, qui Societatem ingrediuntur, consilium illud Christi sequendo: Qui dimiserit Patrem etc. existimet sibi patrem, matrem, fratres et sorores, et quidquid in mundo habebat, relinquendum esse; imo sibi dictum existimet verbum illud: „Qui non odit patrem et matrem, insuper et animam suam, non potest meus esse discipulus." Et ita curandum est ei, ut omnem carnis affectum erga

Gesellschaft eintreten, soll zu Folge jenes Rathes Christi: „Wer seinen Vater u. s. w. verläßt" dafür halten, daß er Vater, Mutter, Brüder und Schwestern und was er immer in der Welt hatte, verlassen müsse; ja er soll auch jenes Wort als für sich gesagt betrachten: „Wer Vater und Mutter und überdies auch seine Seele nicht hasset, kann nicht mein Schüler sein." Und so soll er Sorge tragen, alle fleischliche Anhänglichkeit an die Blutsverwandten abzulegen und sie in eine geistliche zu verwandeln, und er soll gegen sie nur eine solche Zuneigung hegen, wie sie eine geordnete Liebe erfordert als Einer, welcher der Eigenliebe abgestorben Christo unserem Herrn allein lebt und ihn anstatt der Eltern, der Brüder und aller Dinge besitzt."

Dies genügt ohne allen weiteren Commentar, die Umsicht und den redlichen Forscherfleiß des Herrn Dr. Kelle in klares Licht zu stellen. Ferner sagt uns Herr Dr. Kelle: „Der Noviz durfte nur mehr sagen, daß er Eltern gehabt habe" — und citirt für diese seine Behauptung wiederum das Exam. gen. cp. IV. 7 C. Was Herr Dr. Kelle hier behauptet, bezieht sich auf eine Stelle in den Declarationen oder Erläuterungen des Institutes, welche absichtlich durch kleineren Druck von dem eigentlichen Texte des Institutes unterschieden und durch eine Linie getrennt unterhalb desselben gesetzt sind. Und der lateinische, von Herrn Dr. Kelle in der Anmerkung [2]) angeführte Text ist allerdings richtig; allein er weicht gar sehr ab von seiner Behauptung, daß der Noviz nur sagen durfte, er habe Eltern gehabt; denn der lateinische Text ins Deutsche übersetzt, lautet: „Es ist ein heiliger Rath, daß sie (die Candidaten) sich angewöhnen, nicht zu sagen, sie haben Eltern oder Brüder, sondern, sie haben solche gehabt." — Also nur einen Rath enthält der Wortlaut des Textes, Herr Dr. Kelle aber macht ein strenges Gebot daraus: „Der Novize durfte nicht mehr &c." Wahrlich, der Herr Doctor versteht sich auf freie Uebersetzung.

Uebrigens hat es auch hier wieder Herr Dr. Kelle nicht für gut befunden, den vollständigen Wortlaut der bezüglichen Stelle zu geben.

Harmlos, wenn sie nicht absichtlich verdreht werden, sind die soeben angeführten Worte, aber sie klingen noch harmloser, wenn sie im Zusammenhange mit der ganzen betreffenden Stelle gehört werden. Diese lautet: „Damit die Art und Weise des Sprechens der des Denkens und

---

sanguine junctos exuat, ac illum in spiritualem convertat: eosque diligat eo solum amore, quem ordinata charitas exigit, ut qui mundo ac proprio amori mortuus Christo Domino Nostro soli vivit, eumque loco parentum, fratrum rerumque omnium habet." (Exam. gen. cp. IV. — 7.)

Fühlens zu Hilfe komme, ist es ein heiliger Rath u. s. w. . . . . . indem sie dadurch zu verstehen geben, daß sie das nicht mehr haben, was sie, um Christum anstatt aller Dinge zu besitzen, verlassen haben. Doch sollen daran sich mehr Jene halten, welche in größerer Gefahr zu sein scheinen, daß sie von einer gewissen natürlichen Zuneigung verwirrt werden; und solche pflegen meistens die Novizen*) zu sein." Dieser gut gemeinte Rath gilt also zunächst nur den Candidaten und Novizen; es dürfte aber nur wenige Jesuiten in der österreichischen Provinz geben, denen die Oberen diesen Rath jemals zu ertheilen für nothwendig erachtet hätten; ich wenigstens kann mich nicht erinnern, je etwas der Art von Seite der Oberen oder meiner Mitnovizen gehört zu haben.

Nun spielt Herr Dr. Kelle auch den Exegeten der heil. Schrift, macht sich aber dabei über alle Maßen lächerlich. Herr Dr. Kelle fährt fort: „er (der Noviz) mußte die, welche Gott zu lieben gebot, nach den Regeln der Societät hassen" (S. 9); und um diese in den Augen übelgesinnter und gedankenloser Leser (auf solche, wie ich bereits bemerkt, scheint mir der Herr Doctor besonders gerechnet zu haben) schwer wiegende Anklage zu beweisen, citirt er wiederum ein Bruchstück aus Exam. gen. cp. IV. 7. Ich habe kurz vorher (S. 42) den lateinischen Text von Ex. gen. cp. IV. 7 mit der deutschen Uebersetzung vollständig gegeben; die Worte, die Herr Dr. Kelle herausreißt, sind diese: — — „ja er soll erachten, daß jenes Wort für ihn gesagt sei: Wer nicht Vater und Mutter und überdieß seine Seele haßt, kann nicht mein Schüler sein." — Nun, wer hat denn dieses Wort gesprochen? Nach der Darstellung des Herrn Dr. Kelle wäre es ein jesuitisches Wort, und nach seiner Behauptung geradezu ein blasphemisches, weil es die Eltern zu hassen befiehlt, während Gott sie zu lieben gebietet. So möge denn der Herr Doctor, der natürlich bei seinen Forschungen nach „altdeutschen Handschriften" und bei seinen jesuitischen Quellenstudien unmöglich im Bibelstudium es weit bringen konnte, ein neues Testament sich anschaffen, und da wird er im Evangelium nach dem heil. Lukas Cap. 14 V. 26 zu seiner Ueberraschung finden, daß dieses Wort jener Lehrmeister gesprochen, der von sich selbst mit vollem Rechte sagen

---

*) Ut loquendi modus sentiendi modum juvet, sanctum est consilium, ut assuescant non dicere, quod parentes vel fratres habeant, sed quod habebant etc. prae se ferendo, se id non habere, quod, ut Christum omnium rerum loco habeant, reliquerunt. Hoc tamen illis magis est observandum, qui majori in periculo versari videntur, ut ab aliquo naturali amore perturbentur; cujusmodi ut plurimum Novitii esse solent."

konnte: „Ich und der Vater sind Eins“ (Joh. 10. 30); „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater“ (16. 28); „Das Wort, welches ihr gehört habet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat“ (14. 24); „Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als durch mich“ 14. 6); „Das ist aber das ewige Leben: daß sie Dich erkennen, den Einigen wahren Gott, und den Du gesandt hast, Jesum Christum“ (17. 3).

Ja dieser göttliche untrügliche Lehrmeister (dem schon seine Lehre selbst, abgesehen von andern Beweisen, den Stempel der Göttlichkeit aufdrückt) hat auch die von Herrn Dr. Kelle als ruchlose, jesuitische Erfindung gebrandmarkten Worte gesprochen: „Wer nicht Vater u. s. w.“ — und sowohl das Gebot, die Eltern zu lieben, als auch das Gebot, sie zu hassen, ist Gottes Gebot. Wenn Herr Dr. Kelle es durchaus nicht begreifen kann, in welchem Sinne Liebe und Haß gegen die Eltern und andere Angehörige sich gar gut vereinigen lassen, so braucht er eben nicht lange sich den Kopf zu zerbrechen, sondern nur einen Bibelerklärer, z. B. Allioli oder Kistemaker, zu Rathe zu ziehen. Die von Herrn Dr. Kelle mißverstandenen oder mißbrauchten Worte bedeuten beiläufig dasselbe, was jene anderen Worte desselben göttlichen Meisters bedeuten, die wir bei Markus (Cap. 9 V. 42—46) lesen: „Aergert dich deine Hand, haue sie ab! Es ist dir besser, daß du als ein Krüppel zum Leben eingehest, als daß du, beide Hände habend, in die Hölle fährst, in das unauslöschliche Feuer &c. Aergert dich dein Fuß, hau' ihn ab. Es ist dir besser, daß du lahm zum ewigen Leben eingehest, als daß du &c. Aergert dich dein Auge, reiß es aus! Es ist dir besser, daß du einäugig in das Reich Gottes eingehest, als daß du, beide Augen habend, in das höllische Feuer geworfen werdest.“ Verlangt der Herr Doctor noch eine andere Parallelstelle, welche die obigen Worte theils erklären, theils gar nachdrücklich bestätigen, so findet er eine solche bei dem Evangelisten Matthäus, wo es Cap. 10 Vers 34—38 heißt: „Meinet nicht, daß ich gekommen sei, Friede zu senden auf Erden; ich bin nicht gekommen, Friede zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu trennen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schwiegertochter wider ihre Schwiegermutter. Und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als Mich (bei Lucas in der oben angeführten Stelle heißt es ganz in demselben Sinne: Wer Vater und Mutter nicht haßt &c.),

der ist Meiner nicht werth; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, als Mich, der ist Meiner nicht werth."

Nach dem Allen will sich doch in mir eine gewisse Zweifelsucht regen, trotz aller Anstrengung will es mir nicht gelingen, sie gänzlich niederzukämpfen; nämlich der Zweifel, ob denn doch dem Herrn Doctor, als er die fragliche Stelle im Exam. gen. las, gar kein Bedenken kam, daß die Worte: Qui non odit 2c. (Wer nicht haßt u. s. w.) nicht dem Text des Institutes als solchem angehören, sondern anderswoher entlehnt und selbem nur eingefügt seien. Im Institut wenigstens ist dies in gewöhnlicher Weise bezeichnet; vor den Worten: Qui non odit etc. (Wer nicht haßt 2c.) steht ein Doppelpunkt, um die Anführung der Worte eines andern Auctors zu bezeichnen, und die Worte sind durch den großen Anfangsbuchstaben und durch den Druck deutlich von dem übrigen Text unterschieden. Herr Dr. Kelle hingegen setzt in seinem Citat weder einen Doppelpunkt, noch einen großen Anfangsbuchstaben, noch distinguirt er es durch den Druck. Da kommt denn Einem ganz natürlich der Zweifel, ob nicht Herr Dr. Kelle dies Alles mit Absicht gethan, um die Wucht der entsetzlichen Lehre, daß man die Eltern hassen solle, mit desto mehr Wahrscheinlichkeit auf jesuitische Schultern zu wälzen. In diesem Falle wäre zwar die Unwissenheit des Herrn Doctors minder groß, aber wie stünde es mit der Ehrlichkeit des Mannes, wie mit der historischen Treue des Geschichtschreibers? Das wäre nicht nur Textverstümmelung oder Textverdrehung, sondern Textverfälschung; ein gar unheiliges Mittel, das selbst der heiligste Zweck nicht heiligen könnte.*)

*) Da die Drucklegung meiner Schrift aus unvorhergesehenen Gründen sich sehr verzögerte, kann ich nicht umhin, hier eine Bemerkung anzubringen. Der bewußte oder unbewußte Mißbrauch, den Herr Dr. Kelle mit den Worten: „Wer nicht Vater und Mutter u. s. w." gemacht hat, hat, wie ich soeben aus dem „Vaterland" ersehe, Nachahmung im österreichischen Reichsrathe gefunden. Herr Dr. Sueß hat auch seine Kenntniß des Instituts zur Schau tragen wollen, und in diesem statt im Evangelium Denjenigen zu finden geglaubt, der diese Worte zuerst gesprochen, und allein selbe an alle Menschen zu richten berechtigt war. Ich glaube, die oben im Text angebrachten Erörterungen dürften den Herrn Referenten über diesen Punkt, sowie über „den Stock" hinreichende Aufklärung bieten.

Eine Schwierigkeit anderer Art hat Herr Dr. Giskra vorgebracht, nämlich die Reservatio mentalis (innerlicher, geheimer Vorbehalt), welche bei den Jesuiten Geltung habe, so daß selbst auf ihre Eide kein Gewicht zu legen sei. Möchten sich doch so hochansehnliche Herren nicht gar so oft in so vagen, allgemeinen Behauptungen ergehen, die noch Niemand bewiesen hat, und sie selbst nicht beweisen können. Nichts ist leichter als solche Behauptungen hinwerfen; dadurch wird aber

„So auch aus der Familie herausgerissen," fährt Herr Dr. Kelle im Tone des Weltschmerzes fort, „und Jenen entfremdet, welche ihnen etwa noch mit Rath hätten beistehen können, wurden die allein auf sich angewiesenen unerfahrenen Jünglinge, die man, waren sie einmal angenommen, als der Societät für verfallen erachtete und daher sogar an einen anderen Ort brachte, wenn sich ihre Angehörigen angelegentlicher um ihr geistiges und körperliches Befinden erkundigten, in der Regel unter dem Druck ihrer Umgebung bald abgestumpft." (S. 9 und 18.) — Wie hart! wie unmenschlich wurden doch die armen Novizen in der Societät maltraitirt! Wahrlich, sie müssen doch jetzt noch nach hundert, ja nach zwei- bis dreihundert Jahren, wenn sie den Schmerzensschrei des Herrn Dr. Kelle vernehmen, im Grabe sich umdrehen und mit jäm-

---

auch nur Irrthum und Unwissenheit und Fanatismus in immer weiteren Kreisen verbreitet. Die Reservatio mentalis, wozu auch die Amphibolia (Zweideutigkeit im Reden) gehört, ist in der Praxis so alt, als das Menschengeschlecht, und nicht die Theologen, oder gar erst die Jesuiten haben sie erfunden. Im Leben bestand sie immer, und schwerlich gab es je, und gibt es heut zu Tage noch ein Menschenkind, das nicht in gewissen Fällen von einem zweideutigen Ausdruck oder von einer Art innerlichen Vorbehaltes Gebrauch gemacht hätte. Schon die Kirchenväter stellen über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit solcher Ausdrücke und Redeweisen Untersuchungen an; und ganz richtig bemerkt der h. Augustinus, daß zwar Jeder, der lügt, die Wahrheit zu verbergen suche, aber nicht Jeder, der die Wahrheit zu verbergen sucht, lüge. Im 17. Jahrhundert ward dann die Frage genauer in den Schulen ventilirt, und der Unterschied zwischen der reservatio pure mentalis (rein innerlicher Vorbehalt) und der non pure mentalis (nicht rein innerlicher Vorbehalt) fixirt; letzterer sei in gewissen Fällen aus wichtigen Gründen erlaubt, weil er keine eigentliche Lüge sei, da man immer den wahren Sinn aus den Worten des Redenden herausfinden könne; ersterer hingegen sei aus den entgegengesetzten Gründen durchaus unerlaubt. In einzelnen, speciellen Fällen gingen freilich die Meinungen der Theologen öfters auseinander, wie dies auf dem Gebiete der Casuistik nicht anders möglich ist; einige gar laxe Ansichten wurden von dem heiligen Stuhle verdammt. Uebrigens wäre es grundfalsch zu glauben, daß die Jesuiten hinsichtlich der reservatio mentalis eine eigene Lehre haben; sie schließen sich der allgemeineren Lehre der Theologen an, und auf jeden Fall stehen sie unter der Autorität der Kirche. Um sich hievon zu überzeugen, vergleiche man nur, was P. Gury, einer der neuesten Moral-Theologen und Casuisten, in seinem Compendium Theologiae Moralis Bd. I. N. 456—458 in Uebereinstimmung mit den namhaftesten Theologen und besonders dem heiligen Kirchenlehrer Alphons von Liguori lehrt. Sollte die allgemeine Lehre der Theologen in diesem Punkte dem Herrn Dr. Giskra zu lax erscheinen, so ehren wir seine strengen, moralischen Grundsätze — streng moralische Charaktere thun ja besonders unserer Zeit noth — als maßgebend werden uns indeß die Lehren des Kirchen-Doctors, des h. Alphonsus, und anderer bewährten Doctoren gelten.

merlicher Wehklage in denselben einstimmen. Doch zum Glück für die Entschlafenen, zum Glück und zur Ehre der alten (und wohl auch der gegenwärtigen) Societät sind die pathetischen Phrasen des Herrn Doctors nichts weiteres als hohles Wortgeklingel, worin nur phantastische Uebertreibung und böswillige Verdrehung ihren Ausdruck findet, und kein vernünftiger und billig denkender Mann wird selbe in den vom Herrn Doctor citirten Stellen begründet finden.

Die erste Stelle, die Herr Dr. Kelle aus dem Exam. gen. cp. IV. 6 (Cum communicatio, quae etc.) — leider wieder verstümmelt — anführt, lautet vollständig folgendermaßen *): „Da aber der Verkehr, welcher mit Freunden oder Blutsverwandten mündlich oder schriftlich stattfindet, eher zur Störung der Ruhe, als zum Fortschritt Derjenigen, welche geistlichen Uebungen obliegen, besonders im Anfange, beizutragen pflegt: so sollen sie (die Candidaten) gefragt werden, ob sie sich dazu verstehen, mit solchen nicht zu verkehren, weder Briefe (von ihnen) zu empfangen, noch (an sie) zu schreiben (bis hieher Dr. Kelle, der Text lautet weiter:); ausgenommen es würde der Obere in gewissen Fällen anders zu handeln für zweckmäßig erachten; und ob sie, so lang sie im Hause sein werden, es sich wollen gefallen lassen, daß von allen Briefen, sowohl von jenen, die an sie werden geschrieben werden, als auch von jenen, welche sie selbst an Andere schreiben werden, Einsicht genommen werde; indem sie Demjenigen, der mit diesem Geschäfte beauftragt ist, die Sorge überlassen, ob er die Briefe abgeben oder nicht abgeben wird, je nachdem er es für zweckmäßiger in unserem Herrn erachten würde.“ Der Unterschied zwischen dem verstümmelten Citat des Herrn Doctors und dem vollständigen Wortlaute des Textes liegt auf flacher Hand, gerade bei der entscheidenden Stelle hat Herr Dr. Kelle abgebrochen, so daß der Leser nothwendig urtheilen muß, der Candidat mußte sich verpflichten, absolut keine Briefe zu schreiben oder zu empfangen. Aus dem vollständigen Text hingegen ersieht man, daß beides gestattet war, unter der beigefügten Beschränkung, wodurch eben-

*) „Cum autem communicatio, quae cum amicis et sanguine junctis verbo aut scripto fit, potius ad quietis perturbationem, quam ad eorum, qui spiritui vacant, profectum, praesertim in initiis, facere soleat: interrogentur, num contenti sint cum hujusmodi non communicare, nec litteras accipere nec scribere; nisi aliqua occasione Superiori aliter videretur: et quamdiu domi fuerint, num contenti sint, ut videantur litterae omnes, et quae ipsis scribentur, et quas ipsi aliis scribent; ei, cui hujusmodi munus commissum est, cura relita, ut eas det vel non det, quemadmodum in Domino Nostro magis expedire judicabit.“

sowohl der dem Untergebenen schuldigen Liebe, als der Disciplin und dem Gesammtwohle des Ordens Rechnung getragen ward.

Im innigsten Zusammenhange mit dieser Stelle steht eine andere (Const. P. III. cp. I. 2), die Herr Dr. Kelle weislich ganz übergangen hat; sie lautet: „Da es hinsichtlich der Seele (der Förderung des geistlichen Fortschrittes) von solcher Wichtigkeit ist, daß man Jene, die in den*) Prüfungen sich befinden, von allen Unvollkommenheiten und von Allem, was den größeren Fortschritt im Geiste hindern könnte, ferne halte: so trägt es dazu viel bei, daß sie allem mündlichen und schriftlichen Verkehr mit solchen Leuten entsagen, die ihnen eine Veranlassung sein könnten, in dem ihnen vorgesetzten Lebensberufe lau zu werden; und daß sie, fortwandelnd auf dem Wege des Geistes, nur mit solchen Personen und von solchen Dingen reden, welche sie im göttlichen Dienste fördern können, um so das zu erreichen, was sie bei ihrem Eintritt in die Gesellschaft als ihr Ziel sich vorgesteckt haben.**)

Zu dieser Stelle findet sich im Institut eine Erläuterung, die Herr Dr. Kelle anführt, aber wiederum in auffallender Weise zu verstümmeln beliebt. Sie lautet***): „Sollte es manchmal als zuläßig erscheinen, daß Einer (der in der Prüfung sich befindet, denn nur von solchen ist die Rede) mit Verwandten oder Freunden, die er, als er in

---

*) In der Gesellschaft gibt es nämlich drei Prüfungen: die erste gleich nach dem Eintritt bis zur Einkleidung, sie dauert 2—3 Wochen; dann folgt das Noviziat, zwei Jahre dauernd; nach Absolvirung der theologischen Studien endlich findet das dritte Probejahr statt.

**) „Quod ad animam attinet, cum tanti referat, eos qui in probationibus versantur, ab omnibus imperfectionibus et quibusvis impedimentis majoris profectus spiritualis removere; multum ad id confert, omnem communicationem per verba et scripta ut abjiciant cum iis, qui in proposito sibi instituto intepescendi causa esse possent; et ut in via spirituali incedendo cum iis dumtaxat personis, et iis de rebus agant, quae juvent in divino obsequio ad id consequendum, quod in ingressu Societatis sibi ut scopum praefigebant."

***) „Si aliquando permittendum videretur, ut consanguineos vel amicos, quos, cum esset in saeculo, habebat, alloqueretur; coram aliquo a Superiore designato id fiat, et breviter; nisi particulares ob causas is, qui supremam curam habet, aliud statueret. Sic etiam, si aliquis ex iis, qui domi sunt, cuiquam scriberet, nonnisi obtenta facultate, litteris ei ostensis, quem Superior destinaverit, id faciet. Si ad eundem litterae mitterentur, ei primo reddentur, qui a Superiore fuerit constitutus; qui eas lectas reddet, aut non reddet illi, ad quem sunt destinatae; prout in Domino expedire ad melius ipsius bonum et Dei gloriam existimabit."

der Welt (Gegensatz zum Ordensstande) lebte, hatte, sich unterrede: so soll dies in Gegenwart eines von dem Obern dazu Bestimmten geschehen, und auf kurze Zeit: wofern nicht Jener, der die höchste Leitung (des Hauses) führt, wegen besonderer Gründe es anders verordnet." (Gerade diesen letzten Passus, aus dem erhellt, daß nach Umständen der Novize auch ohne Zeugen mit Auswärtigen reden konnte, läßt Herr Dr. Kelle weg.) Dann heißt es im Original weiter: „So auch, wenn Jemand von Denjenigen, die im Hause sind, an Jemand schreiben will, so soll er dies nur nach erhaltener Erlaubniß, und nachdem er den Brief Demjenigen gezeigt hat, den der Obere dazu bestimmt hat, thun." (Auch diesen Passus überspringt Herr Dr. Kelle, damit der Leser ja nicht erfahre, daß der Noviz Briefe schreiben durfte, und so er selbst in Widerspruch mit seinem vorhergehenden Citat käme.) Nun folgt das zweite von Herrn Dr. Kelle citirte Bruchstück des ganzen Textes: „Wird aber ein Brief an ihn gesendet, so soll er zuerst dem übergeben werden, der von dem Obern dazu beauftragt ist, und der denselben, nachdem er ihn gelesen, Jenem, an den er gerichtet ist, zustellen oder nicht zustellen wird" (die folgenden Worte von großer Wichtigkeit, weil sie den Grundsatz und das Motiv bezeichnen, von welchem der Obere sich hiebei sollte leiten lassen, fehlen wiederum bei Herrn Dr. Kelle), „je nachdem er es zu dessen größerem Nutzen und zur Ehre Gottes im Herrn für ersprießlich hält." Also in einem einzigen Texte drei Verstümmelungen, an drei bedeutungsvollen Stellen: dies ist zwar nach den Grundsätzen der gewöhnlichen Moral nicht recht; aber der Herr Doctor verfolgte einen heiligen Zweck.

Doch Herr Dr. Kelle ist unermüdlich in Aufbringung von Citaten, um den Schein eines fleißigen und wahrheitsliebenden Forschers in den Augen seiner Leser aufrecht zu erhalten; er citirt wiederum eine Declaration oder Erläuterung zu derselben von mir kurz vorher übersetzten Stelle aus Const. P. III. cp. I. 2. Sonderbar — Herr Dr. Kelle gibt seinen Lesern zwei Erläuterungen zu einer Stelle des Instituts — die Stelle selbst aber mißgönnt er ihnen. Uebrigens ist auch diese Erläuterung („Si in aliquo loco sollicitatur" etc.) vom Herrn Doctor dem Zwecke zu Liebe verstümmelt worden; in ihrer Vollständigkeit lautet sie: „Wenn Jemand an einem Orte zum Abfall verleitet (diesen Sinn hat hier das lateinische Wort: sollicitatur) oder beunruhiget wird von Leuten, die auf dem Wege des Geistes nicht recht wandeln, so soll der Obere erwägen, ob es nicht besser ist, ihn an einen andern Ort zu schicken" (nur so weit das lateinische Citat des Herrn Dr. Kelle; das folgende taugte nicht zu seinem Zwecke), „wo er ungestörter dem Dienste Gottes sich hin-

geben kann; und in diesem Falle soll der Vorsteher, an den er geschickt wird, über die Verhältnisse desselben unterrichtet werden, insoweit dies nothwendig ist, um ihm und den Andern, denen er vorsteht, besser zu helfen."*)

Man vergleiche nun den Wortlaut dieser Stelle mit der Behauptung des Herrn Dr. Kelle, „daß man die unerfahrenen Jünglinge sogar an einen andern Ort brachte, „wenn sich ihre Angehörigen angelegentlicher um ihr geistiges und körperliches Befinden erkundigten": und man wird finden, daß letztere rein aus der Luft gegriffen oder wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, einfach erlogen ist. Von Angehörigen — Eltern, Geschwistern, Verwandten — ist gar keine Rede, sondern von Leuten, die auf dem Wege des Geistes nicht recht wandeln, d. h. die den Geist des Ordensstandes, der ein Geist der christlichen Vollkommenheit ist, nicht kennen, sondern von dem diesem schnurstraks entgegengesetzten Weltgeiste und fleischlichem Sinne sich leiten lassen; ebenso wenig ist von Erkundigungen der Eltern oder Angehörigen über das geistige oder körperliche Befinden der Novizen in der von Herrn Dr. Kelle angezogenen Stelle die Rede (solche unschuldige Erkundigungen konnten immerhin stattfinden, wiewohl sie überflüssig waren, denn für geistiges und körperliches Wohlbefinden der Novizen sorgten mehr als hinreichend die Ordensstatuten), sondern von Versuchen, die Novizen zum Abfall vom Ordensstande zu verleiten (der Herr Doctor wird wohl nichts dagegen haben, wenn ich das Wort „sollicitatur" so übersetze) und von solchen störenden Einwirkungen, die den Geist des jungen Ordensmannes in seinem Streben nach Vollkommenheit erschlaffen machten, und mit der Erfüllung seiner heiligen Berufspflichten unvereinbar waren. Daß überhaupt eine solche Versetzung eines Novizen in ein anderes Haus äußerst selten stattfand, brauche ich wohl nicht erst zu bemerken: denn einerseits war das Noviziat ohnehin in den meisten Fällen weit, ja auch sehr weit von der Heimat der Novizen, wo sie ihre Angehörigen und Bekannten hatten, entfernt, und andererseits wandelten Leute, „die nicht recht auf dem Wege des Geistes wandelten," sicherlich auch nicht gerne in Jesuitenhäuser, oder wurden, wie die Regel es befahl, nach gemachter Erfahrung nicht mehr zugelassen. Was nun das für Leute sind, die nicht recht auf dem Wege des Geistes

*) „Si in aliquo loco sollicitatur, vel perturbatur aliquis ab hominibus, qui in via spiritus non bene procedunt; videat Superior num eundem in alium locum transmitti expediat, ubi divino obsequio commodius insistat, et tunc Superior, ad quem mittitur, certior fieri debet de rebus ipsius, quantum sit satis ad eum magis juvandum, et alios, quibus praeest."

wandeln, darüber scheint freilich Herr Dr. Kelle sehr unklare Vorstellungen zu haben; nach den Grundsätzen und Lehren, die der jesuitische Codex darüber aufstellt, dürfte er wohl mit seiner Broschüre sich noch nicht gar sehr auf diesem Wege orientirt haben.

Doch Scherz bei Seite! Aus allen von Herrn Dr. Kelle angeführten und von mir in aller Vollständigkeit gegebenen Citaten aus dem Institute geht zur Genüge hervor, daß all' die haarsträubenden Anklagen des Herrn Doctors, „daß man mit frevelnder Hand die heiligsten Bande der Natur zerriß," — „daß die Novizen Jene hassen mußten, die Gott zu lieben befohlen," — „daß man die unerfahrenen, einmal angenommenen Jünglinge als der Societät verfallen erachtete" u. s. w. nichts anderes als hohles Wortgeklingel, baare Invectiven und Inzichten seien: nirgends wird darin verboten, daß Eltern, Geschwister und andere Angehörige oder auch Bekannte an die Novizen und diese an jene schreiben konnten; ausdrücklich wird erwähnt, daß auch Besuche nach Umständen mit oder ohne Zeugen stattfinden konnten; alles freilich mit Maß und in der Weise, daß die Oberen wußten, was der Noviz mache: dies erforderte nothwendig die Ordensdisciplin, dies der Geist der Sammlung und Vereinigung mit Gott, an die der Noviz sich gewöhnen, dies der Geist solider Tugend und Frömmigkeit, wozu er in der Prüfungszeit das Fundament legen sollte. Das erste Capitel des dritten Theiles der Constitutionen (woraus Herr Dr. Kelle seine meisten Citate entnommen) führt die Ueberschrift: „Von der Bewahrung und Erhaltung der Novizen in jenen Dingen, die sich auf das geistliche Leben und den Fortschritt in den Tugenden beziehen", und das ganze Capitel handelt davon; das zweite handelt dann über die Mittel, das körperliche Wohlsein zu erhalten und zu fördern: und so gibt es noch viele andere Regeln und Vorschriften, wodurch für geistige und körperliche Wohlfahrt Sorge getragen wird.

Jedermann, der nicht absichtlich von Haß oder Bosheit verblendet, das zweite Capitel liest, wird darin nur ebenso weise als heilige Vorschriften, nicht aber, wie Herr Dr. Kelle, verbrecherische Attentate auf das natürliche und göttliche Gesetz finden. Unser Herr Doctor scheint eben von einem Noviziate und dem Berufe eines Ordensmannes curiose Begriffe zu haben; und ist mit ihm hierüber nicht weiter zu rechten.

Wenn Herr Dr. Kelle seinen Lesern weiter weiß machen will (S. 10), daß solchen Novizen, welche „gegen solche Verdumpfung Widerstreben empfinden, die Societät außer andern Mitteln namentlich stete Hingebung an Lippengebete empfahl, weil man, so lange man Lippengebete

recitirt, nichts denkt, und durch diesen **Formelkram**, dem jede inbrünstige Erhebung der Seele, somit die eigentliche Weihe des Gebetes mangelt, der Geist allmälig eingeschläfert wird," so weiß man nicht, ob man mehr über die Ignoranz oder die Leichtfertigkeit oder die Grobheit erstaunen soll, womit er dem mündlichen Gebete das Verdammungsurtheil spricht. Herr Dr. Kelle hat also nie erfahren, daß auch das mündliche Gebet mit Andacht, mit Erhebung der Seele zu Gott gepaart sein könne: natürlich — er verlegte sich sein Leben lang auf das innerliche Gebet, er ist eine contemplative Natur, sein Gebiet ist die Mystik, und nur der liebe Gott weiß es, wie oft sich der Herr schon zur Intuition erschwungen: daher kein Wunder, daß er in so wegwerfendem Tone von dem mündlichen Gebete spricht. Indeß möchten wir den Herrn Doctor fragen: Wenn der königliche gottbegeisterte Sänger in seinen Psalter griff und zu Gott flehte: „Herr, öffne meine **Lippen**, und mein **Mund** wird verkündigen dein Lob" — „mit Freuden wird meine **Zunge** deine Gerechtigkeit preisen" (Ps. 50), und wenn er in seinen herrlichen, die Seele mit unwiderstehlicher Macht ergreifenden Liedern Jehova's Allmacht, Güte und Weisheit, Milde und Gerechtigkeit, des Frommen Lob und selige Hoffnung, des Sünders eitles Streben und endliches Verderben sang, war dieses leerer Formelkram? und wenn Jesus Christus selbst eine mündliche Gebetsformel seinen Jüngern und durch diese allen seinen Gläubigen lehrte; wenn Jesus Christus selbst während des Ostermahles ein langes Gebet zu seinem himmlischen Vater verrichtete (Johannes XVII) und wenn er mit seinen Jüngern nach beendetem Mahle den Hymnus sprach (Matth. XXVI. 30) — war dieß alles leerer Formelkram? und wenn der Weltapostel die Gläubigen auffordert: „Seid voll des heil. Geistes; **redet** miteinander in Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, und jubelt dem Herrn in eueren Herzen" (Ephes. 5) — fordert er sie da zu leerem Formelkram auf? Und wenn die vom Geiste Jesu Christi geleitete Kirche in Seinem Namen ihren Priestern befiehlt, das Officium gemeinschaftlich im Chore zu singen oder privatim zu recitiren, befiehlt sie da leeren Formelkram? Sind ferner die Gebete und die Segnungen, mit welchen die Kirche seit den apostolischen Zeiten das heil. Meßopfer darbringt, leerer Formelkram? Sind endlich der englische Gruß, der heil. Rosenkranz, die lauretanische und Allerheiligen-Litanei und so viele andere von der Kirche approbirte und vom gläubigen Volke allgemein gebrauchte Gebetsweisen leerer Formelkram? — Will denn Herr Dr. Kelle im Ernste behaupten, daß der gewöhnliche Christgläubige, der im Allgemeinen auf das Vaterunser, den englischen

Gruß, das apostolische Glaubensbekenntniß, auf den Rosenkranz und sein Gebetbuch angewiesen ist, gar nie Andacht empfinden, gar nie die Nähe Gottes fühlen, gar nie die Einwirkungen seiner Gnade verspüren kann? Möchte sich doch der Herr Doctor nicht gar so lächerlich machen! Manche schlichte Dienstmagd, mancher einfache Handwerker oder Landmann, der mit gläubigem gesammelten Gemüthe sein mündliches Gebet verrichtet, steht Gott viel näher als mancher von seinem Wissensdünkel aufgeblähte Doctor auf einer Universität. Stehen denn Geist und Körper im Menschen gar so viele Meilen weit auseinander, daß ersterer nicht denken, nicht fühlen kann, was der Mund ausspricht? Wenn Demosthenes und Cicero ihre Philippiken herunterdonnerten, hat denn da ihr Geist nicht gewußt und gefühlt, was ihre Zunge sprach? Unser Herr Doctor hat es eben, möchte man denken, nicht nur in der Theologie, sondern auch in der Philosophie nicht gar weit gebracht.

Doch des Lächerlichen ist nicht so bald ein Ende. Herr Dr. Kelle beruft sich, wo er von Formelkram und andern Mitteln spricht, wodurch die Obern der Societät „gegen die Verdumpfung sich sträubende Novizen" in Schach zu halten suchten, auf die Industriae (S. 10 Anm.), und das ist sehr lächerlich. Denn diese Industriae oder Anweisungen für die Vorsteher, um Seelenkrankheiten der Untergebenen zu heilen, haben mit der Unterweisung und Leitung der Novizen nichts zu thun, sondern sind vom General P. Claudius Aquaviva zum Behufe der Oberen verfaßt worden, um gleichsam als geistliche Heilmittel angewendet zu werden, wenn sich Symptome einer gefährlichen geistigen Krankheit an einem Ordensmitgliede (nicht Novizen) zeigen sollten: sie sind in 18 Capitel abgetheilt und umfassen ungefähr 120 Seiten 8°.

Schon aus der Vorrede (Procemium) und aus der Ueberschrift mehrerer Capitel konnte Herr Dr. Kelle erkennen, daß die Industriae mit der Erziehung der Novizen nichts zu thun haben; in welchem Capitel aber unter allen den achtzehn vom mündlichen Gebete („dem Formelkram" des Herrn Doctors) die Rede ist, das muß er uns immer noch nennen; er wird es aber wohl ebensowenig als ich ausfindig machen, so daß einem die Vermuthung sich aufdrängt, Herr Dr. Kelle habe die Maxime gewisser Kritiker befolgt: Wo man nicht findet, was man zu seinem Zwecke braucht, da muß man es erfinden.

Das dreizehnte allenfalls hieher gehörige Capitel trägt die Ueberschrift: „Versuchung gegen das Institut und einige mißfällige Regeln" (Tentatio contra Institutum et aliquas regulas, quae non placent) — dies die geistige Krankheit; dann werden verschiedene Heilmittel da-

gegen angegeben, unter diesen auch folgendes (7): „Er (der geistig Kranke) soll sich selbst gestehen, wie oft er (bei den der Profeß vorhergegangenen Gelübde-Erneuerungen) dieses (den Ordensstatuten sich zu fügen) unter Anrufung der allerseligsten Jungfrau und der Engel als Zeugen Gott versprochen," — „ob es ihm denn jetzt freistehe, in einer so wichtigen Sache sein Versprechen nicht zu halten, ohne welches er nie in die Societät aufgenommen worden wäre u. s. w.*)

Von Professen ist hier offenbar und nicht von Novizen die Rede, und in diesem Ganzen geschieht des mündlichen Gebetes mit keiner Silbe Erwähnung. Ueberhaupt ist im ganzen Institut vom mündlichen Gebete sehr selten und nur gelegentlich die Rede: man lese nur, was im Buche der geistlichen Uebungen (Exercitia spiritualia — Modi tres orandi (S. 117) und im Commentar dazu, in dem sogenannten Directorium, „Von den drei Weisen zu beten" (Cap. 37) gelehrt wird; wie nämlich selbst mit dem mündlichen Gebete immer die Betrachtung verbunden werden kann und soll. Gar oft wird auch in den „Industriae" das Gebet als Heilmittel geistlicher Krankheiten empfohlen: aber es ist immer ein affectvolles, ein mehr innerliches, als mündliches Gebet; man vergleiche nur Cap. III. P. VI. 7. VII. 3. VIII. 10. u. s. w.

Im Folgenden (S. 11) gesteht Herr Dr. Kelle, daß der Novize austreten konnte; ganz natürlich, weil das Noviziat eben die Probezeit war, in welcher der Novize die Societät und diese ihn kennen lernen konnte; er hatte gegen den Orden noch gar keine Verpflichtung, er wurde nur über die Statuten desselben und seine künftigen Berufspflichten belehrt und vorläufig darin geprüft, ob sie ihm gefallen oder nicht; im letzteren Falle stand ihm zu jeder Zeit der Austritt aus dem Orden offen; gefielen sie ihm aber und verlangte er nach zwei Jahre langer Ueberlegung und Prüfung die Aufnahme, so wird sie ihm gewährt, wenn er nach dem Urtheile der Oberen durch sein Benehmen im Noviziate sich derselben würdig gemacht hatte.

Also freiwillig trat der junge Mann ins Noviziat ein, freiwillig verharrte er dort — denn es stand ihm immer frei, auszutreten — freiwillig unterzog er sich den Uebungen und Prüfungen desselben, freiwillig, aus selbsteigener Ueberzeugung, nachdem er über seine künftigen

---

*) „Dicat sibi ipsi, quoties, Beatissima Virgine et Angelis testibus, haec Deo promiserit, an non cum Societate pactum inierit; firmans etiam scriptura, se contentum esse omnia servare; an nunc liceat in re tam gravi promissis non stare, sine quibus numquam fuisset in Societatem admissus ut post tot annorum spatia renuat, seque affirmet quietum esse non posse?"

Pflichten genau unterrichtet worden war, trat er in den Orden ein: was wird denn da aus den jämmerlichen Auslassungen des Herrn Dr. Kelle über das harte Loos der Novizen? er kennt doch den bekannten Rechtssatz: „Volenti non fit injuria“ (Kein Unrecht geschieht Demjenigen, der da mit etwas einverstanden ist) — das eigene Geständniß des Herrn Doctors, daß der Noviz austreten konnte, reicht hin, um das düstere Gemälde, das er mit so grellen Farben vor uns hingepinselt, mit einem Male auszuwischen.

Dies fühlte wohl Herr Dr. Kelle selbst, und darum kommt er gleich mit einem Zaubermittelchen daher, um die Leser gegen solche Auffassung und Schlußfolgerung zu verwahren — mit den „Annuae tristes“.

Von diesen „Annuae tristes“ habe ich nie etwas gehört, bis ich nicht zufällig davon im Cornova las; und wohl die meisten Mitglieder der jetzigen österreichischen Provinz wissen noch heut zu Tage nichts davon, es sei denn, daß dem Einen oder dem Andern eben Cornova's Briefe in die Hände gekommen; und aus derselben Quelle hat wohl auch Herr Dr. Kelle seine Notiz von den „Annuae tristes“ geschöpft, nur ist zwischen dem Original und dem Copisten dieser Unterschied, daß Letzterer von „erdichteten Unglücksfällen“ spricht und die Verlesung dieser sogenannten „Annuae tristes“ als eine in der ganzen Societät bestehende Sitte darstellt (so erforderte es der heilige Zweck), während Cornova von „erdichteten“ Unglücksfällen nichts weiß und gegen letztere Annahme förmlich protestirt, und das Gegentheil mit Beweisen belegt. Doch hören wir Cornova selbst. „Es ist freilich besser,“ sagt er (B. 4 S. 32), „man überlegt durch zwei Jahre, als nur durch eines, ob man Kräfte und Muth genug haben werde, in einem Stande auszuharren, den man, vielleicht ohne seine Beschwerden ganz zu kennen, beinahe als Knabe gewählt hat. Aber dann hätte die Freiheit der Ueberlegung nicht durch die angedrohte Rache des Himmels beirret werden sollen, wie es durch das Verlesen der „Annuae tristes“ geschehen ist; eines handschriftlichen Verzeichnisses der Unglücksfälle, welche Diejenigen betroffen haben sollen, die den Orden wieder verlassen hatten. Ich darf diesen schon mit der Natur eines Noviziats schlechterdings im Widerspruch stehenden Gebrauch um so freimüthiger tadeln; weil er gewiß nicht allgemeine Sitte des Ordens war.*) Französische Jesuiten, die in ihrem Exil eine Zuflucht bei uns gefunden hatten, erzählten mir mehr als einmal, daß ihre Novizenmeister sie vielmehr zur freien Prüfung ihres Berufes während der Probejahre aufgemuntert; ihnen väterlich gerathen, den Orden, wenn

*) Im ganzen Institut wird dieser Annuae tristes mit keiner Silbe erwähnt.

sie an seiner Verfassung keinen Geschmack fänden, lieber gleich, als später zu verlassen."

Wie man sieht, mißbilligt Cornova diese Gewohnheit seiner ehemaligen Ordensprovinz, und mag der geehrte Leser über selbe urtheilen, wie er will: dies kann jedoch, wenn man das ganze Institut, den Geist und das Endziel der Societät, sowie die günstigen Verhältnisse der damaligen Zeit, in welcher eine Menge junger Leute alljährlich die Noviziathäuser aller Provinzen füllte, ins Auge faßt, immerhin mit Sicherheit behauptet werden, daß diese Sitte der böhmischen Provinz in einem frommen und anerkennungswerthen Pflichtgefühle der Oberen wurzelte, indem sie auch in den Novizen gleichsam von Gott ihnen anvertraute Unterpfänder erkannten, woran sie ihre Liebe und Treue gegen Gott erproben, die sie zu seinem Dienste mit der größten Sorgfalt aufbewahren und heranbilden sollten, wofür sie auch einst strenge Rechenschaft würden geben müssen: nicht aber, daß sie, wie Herr Dr. Kelle zu verstehen gibt, durch Vorhaltung „erdichteter" Schreckbilder die jungen Leute im Orden zurückzubehalten und gleichsam mit den eisernen Ketten der Furcht an denselben festzuschmieden suchten: denn einerseits ist der Geist knechtischer Furcht durch das Institut selbst an vielen Stellen verpönt, und andererseits war ja, wie bereits erwähnt, damals kein Mangel an Candidaten, sondern drängten sich auch in der böhmischen Provinz die jungen Leute schaarenweise ins Noviziathaus.

So glaube ich denn die hämischen, schmähsüchtigen und verläumderischen Auslassungen des Herrn Dr. Kelle über die naturwidrige, verdummende und grausame Erziehung der Novizen in der Societät — Punkt für Punkt — ins rechte Licht gestellt zu haben; doch der Herr Doctor läßt uns noch nicht los, wir müssen mit ihm noch das Capitel über die wissenschaftliche Vorbildung der Novizen zum Gymnasial-Lehramte durchmachen; und auch hier wird es nicht an Irrthümern und Entstellungen der ärgsten Art fehlen.

Aus dem, was uns Herr Dr. Kelle S. 5 sagt, geht offenbar hervor, daß er der Ansicht ist, die Novizen der Societät erhielten eine beabsichtigte förmliche Vorbildung zum bevorstehenden Lehramte im Gymnasium, denn so lesen wir daselbst: „Hier in den mit den Profeßhäusern oder Collegien verbundenen Novizenhäusern sollten sich die Jünglinge durch Lectüre, namentlich aber durch Umgang mit gleich wenig unterrichteten Genossen und mit Männern, welche der Sprache Latiums oft nicht weniger Gewalt anthaten, wie die Jünglinge, im praktischen Gebrauche der lateinischen Sprache üben, um sich dadurch gewissermaßen

zum Gymnasiallehramt, das sie bald alle antreten mußten, vorzubereiten."

Da haben wir gleich ein paar recht drollige Irrthümer, in welchen der mit dem jesuitischen Institut so vertraute Herr Doctor befangen ist; denn gerade das Gegentheil fand Statt; ein beabsichtigter Unterricht der Novizen in was immer für einer Wissenschaft, ausgenommen in der Ascese oder der Wissenschaft der Heiligen, war förmlich durch das Institut verpönt; so heißt es ausdrücklich im ersten Canon der zweiten Congregation*): „Die Novizen sollen zwei Jahre lang und tüchtig geprüft werden, wobei sie nicht auf das Studium der Wissenschaften, sondern der Abtödtung und des geistlichen Fortschrittes sich verlegen sollen." Zu dieser lächerlichen Behauptung hat unsern Herrn Doctor offenbar Cornova verleitet, der allerdings im vierten Briefe S. 27 von einer entfernteren Bildung des Novizen zum Lehramte spricht, aber S. 42 ausdrücklich bemerkt, daß dieses „nicht Plan gewesen". Wenn der Herr Doctor ferner bemerkt, daß die Novizen „namentlich im praktischen Gebrauche der lateinischen Sprache sich üben sollten," so ist dies ein zweiter Irrthum, welcher zu starken Zweifeln an seiner Kenntniß des Instituts berechtigt. Denn nie und nimmer war der Gebrauch der lateinischen Sprache den Novizen befohlen; dazu waren nur die Studirenden (oder die Scholastiker) verpflichtet, und auch bei diesen konnte diese Verpflichtung nach dem Urtheile des Oberen ermäßigt werden (Constitutionen 4. Theil, 6. Cap. 13. u. K).

Auch zu diesem Irrthum hat Herrn Dr. Kelle Cornova verleitet, der uns allerdings (4. Brief S. 28 und 29) erzählt, daß der Gebrauch der lateinischen Sprache im Noviziate der böhmischen Provinz herrschende Sitte war, zugleich aber in ebenderselben Stelle bemerkt, daß dieser Gebrauch nicht „die Folge eines Gebotes" war, sondern eben nur eine Sitte, die aus dem Zusammenleben junger Leute, von denen manche kein deutsches, manche kein böhmisches Wort verstanden, und die also nur in einer dritten Sprache sich einander mittheilen konnten, sich von selbst mit einer gewissen Naturnothwendigkeit herausgebildet hatte. Dann gibt uns Herr Dr. Kelle ein schönes Beispiel von Bescheidenheit, indem er so ohne weiters behauptet, der Noviz konnte nur „durch Umgang mit gleich wenig unterrichteten Genossen" im Lateinsprechen sich üben: wie kann Herr Dr. Kelle behaupten, daß alle die jungen Leute im Noviziate

*) Biennio ac bene probentur Novitii, non litterarum, sed mortificationis, ac profectus spiritualis studio vacando."

wenig unterrichtet waren? Ist denn er in ihrer Gesellschaft gewesen, hat er ihre Unterredungen gehört oder gar ein Examen im Latein mit ihnen vorgenommen? — oder glaubt er, daß es erst, seitdem er selbst das Licht der Welt erblickt, gescheidte, unterrichtete junge Leute gebe? — Wir werden bald sehen, was Cornova, ein unverwerflicher Zeuge, von seinen Mitnovizen urtheilt, und Cornova hätte auch den Herrn Doctor eines Andern belehren können; allein dieß hätte nicht zum heiligen Zwecke getaugt. Noch größer ist die Unbesonnenheit des Herrn Dr. Kelle, wenn er von „Männern" spricht, „welche der Sprache Latiums oft nicht weniger Gewalt anthaten, wie die Jünglinge". — Wiederum — wo bleiben die Beweise? hat denn etwa der Herr Doctor mit diesen Männern in lateinischer Sprache conversirt und ihnen ihr schlechtes Latein abgelauscht? — Ich glaube nicht befürchten zu dürfen, auf irgend welcher Seite Anstoß zu geben, wenn ich behaupte, daß ein Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts, wenn er in der lateinischen Sprache conversirte, sich darin so geläufig und so richtig ausdrückte, als es jetzt nur wenige Lehrer der lateinischen Sprache zu thun im Stande sein dürften; aus dem einfachen Grunde, weil eben der Brauch des Lateinredens in den Schulen abhanden gekommen. Daß diese lateinische Conversationssprache nicht die Sprache des Cicero oder Cäsar war, brauche ich nicht erst zu bemerken: es war ein einfaches, im Ganzen correctes Latein. Doch diese hämische Bemerkung des Herrn Doctors ist ohnehin, wie ich bereits gezeigt, gegenstandslos, denn in seinem täglichen Verkehre mit den Vorgesetzten bediente sich der Noviz der Muttersprache; und Herr Dr. Kelle überträgt aus Irrthum oder aus Schmähsucht die zufällige Gewohnheit einer Provinz auf die ganze Societät.

„Wie die Jesuiten nämlich", fährt Herr Dr. Kelle fort (S. 6), „die Latinität als den eigentlichen Schlüssel zur gründlichen Gelehrsamkeit, als das Organ für jede wissenschaftliche Forschung und Mittheilung auffaßten und glaubten, daß sie allein den Zugang zu jeder höheren Bildung eröffne, so betrachteten sie die praktische Kenntniß der lateinischen Sprache als das wesentlichste Erforderniß eines Gymnasiallehrers."

Wohlan! will denn der Herr Doctor die Auffassung der Jesuiten mit Rücksicht auf die Zeit, in welcher sie in den Gymnasien lehrten (denn von der alten Societät ist die Rede), daß Kenntniß der lateinischen Sprache der eigentliche Schlüssel zur gründlichen Gelehrsamkeit, das Organ für jede wissenschaftliche Forschung und Mittheilung war, will, sage ich, der Herr Doctor diese jesuitische Auffassung wirklich als eine irrige, als eine lächerliche bezeichnen? weiß er — der Doctor auf einer

Universität — denn nicht, was jeder nur halbwegs Gebildete, was schon ein Gymnnasialschüler weiß? daß nämlich bis zur zweiten Hälfte des achtzehnte Jahrhunderts die lateinische Sprache die gemeinsame Sprache, das gemeinsame Forschungs- und Mittheilungs-Organ der Gelehrten in allen Ländern Europa's war, daß Theologen und Philosophen, daß Historiker, Mathematiker und Naturforscher, daß Mediciner und Juristen ihre Werke, mit nur wenigen Ausnahmen, in lateinischer Sprache verfaßten, ja daß auch heut zu Tage noch in vielen Ländern die Theologie in lateinischer Sprache vorgetragen und Werke von namhaften Theologen in dieser Sprache abgefaßt werden, ja hin und wieder auch Naturforscher sich ihrer bedienen und nicht selten zu Festreden und zu Programmen an Gymnasien uud Universitäten immer noch Latiums Sprache gebraucht wird; und daß es also auch für den Gelehrten unserer Tage, der auf dem Gebiete der Wissenschaften etwas Großes leisten will, durchaus nothwendig ist, die lateinische Sprache gründlich zu erlernen, um sich mit diesem „Schlüssel" die Schätze der Gelehrsamkeit der früheren Jahrhunderte zu erschließen. War also diese Ansicht der alten Jesuiten eine richtige, eine auf handgreiflichen Thatsachen beruhende, so war es nicht minder die andere, daß „die praktische Kenntniß der lateinischen Sprache das wesentlichste Erforderniß eines Gymnasiallehrers" sei, denn diese ergibt sich mit logischer Consequenz aus jener. Ich sage mit Herrn Dr. Kelle „praktische Kenntniß", denn ohne diese kann der Lehrer den Schüler nie dahin bringen, daß er die lateinische Sprache vollends erfasse und sich aneigne und allmälig mit Liebe und Lust selbst sie lese und schreibe; dies war aber eben die Hauptaufgabe der damaligen Lateinschulen, die unerläßliche Vorbedingung des Fortschrittes in den wissenschaftlichen Fächern.

Um allem weiteren Gezänke hierüber ein Ende zu machen, verweise ich meinen hochgelehrten Antagonisten auf das, was der österreichische Organisations-Entwurf (S. 101) in dieser Beziehung eben so wahr als bündig sagt: „Die lateinische Sprache ist eine geraume Zeit hindurch der wesentliche und fast der ausschließliche Gegenstand des Gymnasialunterrichtes gewesen. Diese Stellung war natürlich und vollkommen berechtigt zu einer Zeit, wo die lateinische Sprache das Organ für jede wissenschaftliche Forschung und Mittheilung bildete und daher ihre Kenntniß den Zugang zu jeder höheren Bildung fast allein eröffnete."

In diesem Passus wird nun geradezu der Ansicht und der Praxis der alten Societät das Wort gesprochen; und Herr Dr. Kelle mag zu-

sehen, inwieweit er sein wissenschaftliches Renommé durch seine unbesonnene Tadelsucht gefördert habe.

„Weiter aber,“ belehrt uns dann Herr Dr. Kelle (S. 6), „geschah für die Vorbereitung des Novizen zum Lehramte oder überhaupt für seine geistige Ausbildung Nichts.“ Was die Vorbereitung zum Lehramt betrifft, so geschah im Noviziate, wie ich soeben bemerkt habe, direct und vorschriftsmäßig gar Nichts, denn dieses war nicht eine Vorbereitung zum Lehramt, sondern eine theoretische und praktische Schule der Frömmigkeit; und dennoch geschah, wie wir bald hören werden, indirect und ohne alle Vorschrift, blos in Folge der obwaltenden Verhältnisse auch zur Vorbereitung auf das Lehramt mehr, als Herr Dr. Kelle seine Leser glauben machen will: was aber „die geistige Ausbildung“ belangt, so scheint Herr Dr. Kelle gar nicht zu ahnen, daß es auch eine religiöse Ausbildung des menschlichen Geistes gibt, und daß gerade diese die allerwichtigste und alleredelste ist, die auch jeder anderen Bildung zu Grunde gelegt werden muß, wofern diese nicht eines einigenden, leitenden und erhaltenden Principes ermangeln und in eine wirre verderbliche Vielwisserei und Verbildung ausarten soll. Wenn nun der junge Mann im Noviziate in die Erkenntniß seines letzten Ziels und Endes und der daraus sich ergebenden Pflichten gegen Gott, sich selbst und seinen Nächsten eingeführt, wenn er in der Selbstüberwindung, Demuth, Gehorsam und in allen Tugenden, die den vollkommenen Christen und guten Ordensmann ausmachen, geübt und so auf seinen heiligen Beruf, um Gott zu dienen und nach Kräften dessen größere Ehre zu fördern, vorbereitet wurde, geschah da „Nichts für seine geistige Ausbildung“? war das „fast gänzliche Unthätigkeit des Geistes?“

„Ja, man entzog“, sagt Herr Dr. Kelle weiter, „dem fünfzehn-, höchstens siebenzehnjährigen Jüngling während der ganzen zweiten Prüfung sogar sorgfältig jedes wissenschaftliche Buch.“ Diese Notiz hat Herr Dr. Kelle offenbar aus Cornova (B. 4. S. 28) geschöpft, wäre er nur auch so unparteiisch gewesen mit demselben Cornova seine Leser zu belehren, wie der Noviz dennoch Bücher las und lesen hörte, aus denen er für seinen künftigen Beruf als Gymnasiallehrer viel gewinnen konnte. Uebrigens ist Cornova's Bemerkung nicht einmal ganz richtig; wahrscheinlich hatte er, als er seine Briefe veröffentlichte (im Jahre 1804, also ungefähr 45 Jahre nach Vollendung seines Noviziats in der Gesellschaft), auf das im Noviziat gebräuchliche „studium linguarum“ (Sprachstudium) und die „lectio libera“ (beliebige Lectüre) bereits vergessen. Sowohl zum „Sprachstudium“ als zur „beliebigen Lectüre“

ward regelmäßig das Zeichen gegeben, und konnte der Noviz beim Sprachstudium sich auf die Erlernung oder vollständigere Erkenntniß irgend einer Sprache — einer antiken oder modernen — verlegen und dabei mit Grammatik und Wörterbuch sich behelfen; für die „beliebige Lectüre" (so genannt zum Unterschiede von der „geistlichen Lesung" lectio spiritualis) bot die sogenannte Novizen-Bibliothek eine reiche Auswahl; man wählte gewöhnlich lateinische Bücher, deren Verfasser der Gesellschaft angehörten und bekanntermaßen durch gute Latinität sich empfahlen, wie z. B. die Werke von Turselin*), Orlandin, Sacchini, Juvencius, Maffei, Aguilera, Reiffenberger, Wagner, Socher u. s. w. Dazu kam noch die „lectio vitarum", die Lesung der Lebensbeschreibungen heiliger oder doch durch große Tugenden und Thaten ausgezeichneter Diener Gottes; auch von diesen waren viele in schönem Latein geschrieben, so daß der Noviz auch aus dieser Lectüre Nutzen für seine künftige Stellung als Gymnasiallehrer ziehen konnte. Also nicht blos ascetische Bücher, von denen Herr Dr. Kelle uns (S. 7 und 8) einige nennt, wurden von den Novizen gelesen, sondern auch solche, durch deren Lectüre sie nicht nur ihre Kenntniß der lateinischen Sprache sich bewahren und vervollkommnen, sondern auch ihren wissenschaftlichen Ideenkreis erweitern konnten: nur war dies alles kein förmliches vorgeschriebenes planmäßig geleitetes Studium, immerhin aber doch eine geistige Thätigkeit auch im Sinne des Herrn Dr. Kelle.

Wenn derselbe Herr weiter bemerkt, daß der Novize über wissenschaftliche Gegenstände nicht einmal reden durfte, als höchstens in den Mußestunden und auf Spaziergängen, so macht diese Bemerkung seinen

---

*) Turselin schrieb das Leben des heil. Franciscus Xav. in 6 Büchern (De Vita S. Francisci Xav. etc. Libri sex.) — eine Geschichte des wunderbaren Gnadenhauses in Loretto (Lauretanae Historiae Libri quinque) — ferner vier Bücher ausgewählter Briefe des h. Franciscus Xav. in lateinischer Sprache. (Epistolae selectae S. Francisci Xav.) Orlandini, Sacchini, Juvencius sind Verfasser einzelner Theile der Ordensgeschichte. Sacchini schrieb auch das Leben des sel. Pet. Canisius. P. Maffei schrieb die Lebensgeschichte des h. Ignatius (De Vita et Moribus S. Ignatii Lojolae etc.) ferner 16 Bücher indischer Geschichten —(Historiarum Indicarum Libri XVI.) nebst einer Auswahl von Briefen aus Indien in lateinischer Uebersetzung. P. Aguilera verfaßte einen Theil der Geschichte der Sicilischen Provinz; P. Socher der Oesterreichischen, P. Reiffenberger der Provinz am Niederrhein; P. Wagner schrieb die Geschichte Kaiser Leopold's des Großen, und des Kaiser Joseph's I.; all diese Werke waren in trefflicher Latinität verfaßt und konnten nebst vielen anderen der Art von den Novizen während der lectio libera und lectio Vitarum gelesen werden.

vieljährigen Studien des Instituts wieder wenig Ehre. Natürlich durfte der Novize außer der Erholungszeit von Wissenschaften nicht reden, weil er überhaupt auch von anderen Dingen (wenn sie nicht durchaus nothwendig waren) nicht reden durfte, sondern zur Beobachtung des Stillschweigens verpflichtet war, wovon Herr Dr. Kelle trotz seiner zwölfjährigen jesuitischen Quellenstudien gar nichts zu wissen scheint. Zu diesem Stillschweigen waren die Novizen verpflichtet kraft der 79. Regel des Novizenmeisters*): „Daß die Novizen miteinander sprechen, kann nicht gestattet werden: sondern sie sollen das Stillschweigen unter sich und mit Andern beobachten, außer in den Fällen, in denen man nothwendig sprechen muß; mit Ausnahme der Erholungszeit." Dieses Stillschweigen ist mehr oder weniger in allen Orden, in vielen strenger als in der Societät, vorgeschrieben, und wenn diese Vorschrift, die alle Ordensstifter ihren Jüngern gegeben, dem Herrn Doctor als eine mönchische Alfanzerei erscheint, so möge er bedenken, daß auch der Philosoph Pythagoras (und ein Philosoph wird Herr Dr. Kelle doch sein wollen) seine Schüler zu mehrjährigem Stillschweigen verpflichtete, in der Ueberzeugung, daß man, um gut zu reden, früher schweigen gelernt haben muß, zur Warnung für alle red- und schreibseligen Leute, die zum bekannten Sprichworte Veranlassung gaben: „Si tacuisses, philosophus mansisses." „Hättest du stille geschwiegen, so wärest du ein Philosoph geblieben."

„Er" (der Novize) „durfte namentlich nicht zeigen," orakelt unser Herr Doctor weiter, „daß er die Wissenschaften schätze, und sollte sich auf ein gegebenes Zeichen im Allgemeinen nur über einen oder den andern von jenen siebenzehn Punkten unterhalten, welche die „Instructio Claudii Aquavivae pro Superioribus" (Unterweisung des Claudius Aquaviva — 5. Ordensgeneral — zum Behufe der Obern) „als Gesprächsstoffe der Erholungszeit vorschreibt." — In Hinsicht auf diesen ganzen Passus dürfte das soeben erwähnte Sprichwort: Si tacuisses etc. „Wenn du stille geschwiegen hättest u. s. w." auf den Herrn Doctor seine volle Anwendung finden, denn es fehlt seiner Behauptung aller Grund und Boden. Der Noviz durfte gar wohl zeigen, daß er die Wissenschaften schätze, war ja doch Werthschätzung der Wissenschaften eines der Momente, worauf man bei der Aufnahme eines Candidaten das Augenmerk richtete; aber nur zur Zeit der Erholung durfte er davon sprechen, weil er, wie so eben gesagt, die übrige Zeit zum Still-

*) „Novitios inter se conversari non convenit: sed silentium invicem et cum aliis observare, nisi in rebus, in quibus loqui necesse sit; excepto recreationis tempore."

schweigen verpflichtet war, das gegebene Zeichen zur gewöhnlichen Unterhaltung ist vollends aus der Luft gegriffen; denn zu dieser begab man sich ohne jegliches Zeichen nach geendetem Mittags- und Abendessen; ebenso ist aus der Luft gegriffen, was der Herr über die siebenzehn Punkte sagt; denn diese waren nicht der Novizen wegen gegeben, und wer etwas Verstand hat, sieht gleich, daß die meisten derselben als Unterhaltungsstoff für Novizen gar nicht taugen.*) Was das Institut in

*) Hier mögen alle die 17 Punkte folgen, sie finden sich im Institut nach der Instructio XIII — und sind bekannt unter dem Namen: „Catalogus Patris Natalis" — „Verzeichniß des Pater Natalis" — denn dieser hat sie zusammengestellt.

Nach diesem Verzeichniß konnte und sollte man reden:

1. Ueber das Leben Christi und der Heiligen und die Kirchengeschichte.
2. Ueber die Geschichte der Gesellschaft.
3. Ueber die guten Vorsätze zum Fortschritte auf dem Wege der Vollkommenheit und über die Frucht der Betrachtung.
4. Von den frommen Wünschen dem Nächsten zu helfen, besonders den Irr- und Ungläubigen.
5. Von den Gegenständen, die man bei den Vorlesungen und Predigten gehört.
6. Vom Geiste unseres Instituts, den Regeln und der Gnade des Berufes, jedoch im Geiste der Demuth und Einfalt, um sie vollkommen zu beobachten.
7. Von dem eigenen Berufe.
8. Von den Tugenden, die Religiosen besonders eigen sind, und zwar nach der Gnade und Eigenthümlichkeit unseres Berufes.
9. Von den entgegengesetzten Sünden, aber nicht von denen des Fleisches.
10. Vom Tode, Gericht, von der Hölle, dem Himmel.
11. Von den geheimen und offenbaren Gerichten Gottes.
12. Vom Elende der Welt und den Gefahren derjenigen, die in der Welt leben.
13. Von der Sicherheit jener, die in der Gesellschaft leben, jedoch im Geiste der Demuth, ohne sie anderen religiösen Orden vorzuziehen, sondern in eifriger Anerkennung ihrer hohen Bestimmung.
14. Ueber die guten Werke gegen den Nächsten.
15. Ueber die Tugenden und den religiösen Wandel der Väter und Brüder, besonders jener, die weit entfernt sind oder im Herrn ruhen.
16. Ueber die Irr- und Ungläubigen unserer Tage zur Ermuthigung, um gegen sie mit dem Schwerte des Geistes zu kämpfen, und für ihre Bekehrung zu beten.
17. Endlich sollen sie von solchen Dingen sprechen, welche sowohl das Gemüth erheitern (Herr Kelle übersetzt „zerstreuen") als den Geist erbauen können. Dergleichen Dinge sind aber solche, welche fern sind von wissenschaftlicher Speculation, wohl aber, wie es sich für Ordensleute geziemt, die Seele in eine fromme und zugleich heitere Stimmung versetzen.

Diesen 17. Punkten des P. Natalis fügt Herr Dr. Kelle noch einen 18. hinzu: „doch sei alles vermieden, was die freie Forschung zuläßt."

dieser Hinsicht für die Novizen vorschreibt, ist mit wenigen Worten in der 74. Regel des Novizenmeisters ausgedrückt*): „Zur Zeit der Recreation können sie (die Novizen) mit einander sich unterreden.... Sie werden aber sprechen von den Beispielen des Lebens Jesu Christi oder der Heiligen, oder von dem, was zur Erbauung in der Gesellschaft geschieht, oder sonst von einer nützlichen Sache im Herrn." Zu diesen im Herrn nützlichen Sachen gehörten nun auch sicherlich die Wissenschaften, da ja die Gesellschaft sich derselben als eines Mittels bediente, um unter den Menschen zur Ehre Gottes wirken zu können.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat den Herrn Doctor zu dieser extravaganten Behauptung eine Stelle in Cornova verleitet, wo er uns erzählt (B. 4 S. 41), daß er einst, als er zur Unzeit mit einem andern Novizen über Metrik sich besprach, sich einen derben Verweis vom Novizenmeister zugezogen; der verständige Leser findet aber leicht heraus, daß dies geschah, nicht weil er über Metrik, sondern weil er „zur Unzeit" darüber sprach, zur verbotenen Zeit, zur Zeit, wo das Stillschweigen zu beobachten war.

Aber nicht nur in der bisher dargelegten Weise konnten die Novizen ihre Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache fördern, sondern im zweiten Jahre des Noviziates gestattet das Institut selbst, auch förmlich wissenschaftliche Studien vorzunehmen, so daß die Behauptung in so allgemeiner Fassung, daß man dem Novizen während der ganzen zweiten Prüfung sorgfältig jedes wissenschaftliche Buch entzog, durch den Wortlaut des Institutes selbst widerlegt wird; ein Umstand, der auch dem Cornova, dem Gewährsmann des Herrn Dr. Kelle, entgangen ist. Denn so heißt es im vierzehnten Decret der zweiten, schon im Jahre 1565 abgehaltenen General-Congregation**): „im zweiten Jahre (des Noviziates) jedoch soll hinsichtlich der Studien von den Provinzialen, nach erhaltener Vollmacht vom General, dispensirt werden können, unter Berücksichtigung der Personen, Orte und Zeiten, wie man es im Herrn für ersprießlich erachten wird", eine Verordnung, die durch keine der nachfolgenden Congregationen während des Bestandes der alten Societät

---

*) Tempore recreationis poterunt mutuo colloqui... Agent autem de exemplis vitae Christi, vel Sanctorum, aut de his, quae cum aedificatione in Societate fiunt, aut de re aliqua utili in Domino."

**) Placuit autem Congregationi, ut... in secundo tamen anno possit a Provincialibus, ex commissione Generalis, circa studium dispensari, habita ratione personarum, locorum et temporum, prout in Domino expedire judicabitur. (Hieher auch 38 Regel des Provinz. Tom. II. S. 38.)

ist aufgehoben worden: ja es scheint sogar, daß allmälig die Sitte einriß, den Novizen des zweiten Jahrganges ohne Unterschied wissenschaftliche Beschäftigungen zu erlauben, weshalb die zwanzigste Congregation (oder die zweite nach Wiederherstellung der Gesellschaft) im Jahre 1820 es für rathsam fand, selbe zu modificiren, und im zwölften Decret zu bestimmen: „daß im zweiten Jahre (des Noviziates) die Studien nicht ohne Unterschied Allen gestattet werden sollen, sondern nur Solchen, denen sie gestattet werden können ohne Nachtheil für ihren geistlichen Fortschritt."

Was wird denn da aus der Behauptung des Herrn Dr. Kelle? wo bleiben die sorgfältigen jesuitischen Quellenstudien?

Doch lassen wir endlich Cornova selbst reden, was er über seine Mitnovizen und die entferntere Bildung derselben zum Lehramte urtheilte. In seinem vierten Briefe (S. 35—42) lesen wir Folgendes: „Beinahe überflüssig ist es, noch einmal zu erinnern, daß die Novizen meistens talentvolle Jünglinge waren, welche die grammatischen und Humanitätsclassen mit ausgezeichnetem Erfolge zurückgelegt hatten. Schon darum konnte wechselseitige, bessernde Kritik unter ihnen stattfinden. Und sie fand wirklich Statt. Aus verschiedenen Gymnasien, in welchen sie die besseren Studenten gewesen waren, auf die Empfehlung verschiedener Lehrer aufgenommen, brachten sie alle, wenn ich das Wort brauchen darf, einen kleinen Ehrgeiz mit: den Ruhm ihres Gymnasiums, den Vorzug ihres Lehrers zu behaupten. Dieser Ehrgeiz gebot nicht nur einem Jeden, im Sprechen auf seiner Hut zu sein, um sich der Kritik des Zöglings eines andern Gymnasiums nicht auszusetzen: er äußerte sich wohl auch dadurch, daß man das Fehlerhafte in der Sprache des Andern rügte. Noch habe ich die kleine Verlegenheit nicht vergessen, in die mich den ersten Tag meines Jesuitenlebens mein lieber Dinzenhofer durch eine freundschaftliche Bemerkung versetzt hat, daß ich anstatt des Zeitwortes quadrare, dessen ich mich bedient hatte, besser valere würde gebraucht haben. So sehr ging die Kritik dieser jungen Aristarchen bisweilen ins Feine. Ueberhaupt muß ich meinen Mitnovizen das Zeugniß geben, daß in ihren täglichen Unterredungen das sogenannte Küchenlatein (Refectorienlatein wäre passender; denn die Refectorien sind, mehr als die Küchen, die Treibhäuser dieser Giftpflanze) wenigstens nicht das herrschende war. Hiezu trug vorzüglich die Lectüre bei. Der Jesuit las im Noviziate viel und hörte viel lesen, und das fast nur lateinisch. Freilich waren es nur Bücher, die der Obere zur öffentlichen Vorlesung für ihn wählte, zur Privatlectüre ihm auch in die Hände gab; beides bloß in der Absicht,

ihm Grundsätze der Tugend überhaupt und des geistlichen Lebens insbesondere einzuflößen, ihm Beispiele christlicher und religiöser Handlungen vorzulegen, allenfalls auch ihn mit der Geschichte des Ordens bekannt zu machen, um Liebe zu demselben in der jungen Seele zu wecken. Aber doch wurde durch diese tägliche Lectüre der Styl nebenher gebildet. Diese Schriften waren, vielleicht nur mit Ausnahme eines Thomas von Kempen, dessen Barbarei*) aber, gerade weil sie zu auffallend ist, nicht ansteckend sein konnte, durchaus in einem ziemlich guten, zum Theil sogar in einem sehr schönen Latein verfaßt. Das letztere war insbesondere der Fall mit den Lebensbeschreibungen heiliggesprochener oder im Rufe der Heiligkeit verstorbener Jesuiten, sowie mit der Geschichte des Ordens.

Dem Kenner der neuen lateinischen Literatur brauche ich es nicht erst zu sagen, daß die Societät Historiker aufzuweisen hatte, deren Werke, was Styl und Darstellung betrifft, des Augustischen Zeitalters nicht unwürdig wären. Wem sind unter den Verfassern der allgemeinen Geschichte des Ordens die Namen Juvencius und Cordara unbekannt? und aus den Geschichtsschreibern einzelner Provinzen werden die Reiffenberg und Socher die Gesellschaft derselben gewiß nicht entehren.

Dieser und ihnen an klassischem Geschmacke ähnlicher Männer Werke wurden uns von Zeit zu Zeit öffentlich vorgelesen. Da dieses auch bei Tisch geschah, so glaube ich die finsteren Mienen verschiedener meiner Mitnovizen noch zu sehen, so oft der Leser, etwa nach der Hälfte der Mahlzeit, mit der lateinischen Lesung abbrach, um zum Behufe der Laienbrüder die deutsche, meistens ein ascetisches oder ein Predigtbuch anzufangen. Um aber der Privatlectüre nicht zu vergessen, so gab der Novizenmeister den meisten aus uns vor allem andern ein wahres Meisterstück des lateinischen Styles in die Hände: das war die kurzgefaßte Lebensbeschreibung des Ordensstifters von dem italienischen Jesuiten Johann Peter Maffei. Ich verschlang sie wenigstens mit wahrem Heißhunger. Umsomehr entzückte mich das Lob, das ein paar Jahre darauf ein fremder großer Literator in meiner Gegenwart dieser Biographie beilegte, indem er sie den Producten des goldenen Zeitalters gleichsetzte. Ich war damals in der Repetition und bekam durch diesen Vorfall wirklich einiges Zutrauen zu mir selbst.

*) Cornova fühlte sich bewogen, in einer Anmerkuug etwaige schiefe Deutung dieses Ausdruckes mit folgenden Worten von sich zu weisen: „Eine Verwahrung, daß ich demungeachtet den Inhalt dieses goldenen Werkchens über alles schätze, wäre für den billigen Leser überflüssig.“

Es konnte nicht anders kommen, als daß die Reize des Styles, welche in Schriften dieser Art herrschten, vorzüglich auf die guten Köpfe unter den Novizen, bei ihrer Entfernung von allen Vergnügungen der Welt um so stärker wirken mußten. Sie erinnerten die jungen Leute an die Schönheiten der alten Autoren, mit welchen dieselben, doch zum Theil auf Gymnasien bekannt gemacht worden sind, und erweckten in ihnen den Wunsch nach ähnlichen Beschäftigungen.

Man freute sich also im voraus auf die nach dem Noviziate gewöhnliche Repetition der Humanioren, während welcher man diese Beschäftigungen haben würde. Eine der sehr natürlichen Folgen dieser Stimmung waren Unterredungen über diesen Gegenstand; und diese häufiger nicht nur auf Spaziergängen und zu jenen Stunden, die der Erholung gewidmet waren, sondern auch sonst; als daß der um den Hauptzweck des Ordens besorgte Obere sein Mißfallen darüber nicht hätte an den Tag legen sollen. Ich erinnere mich selbst einer derben Curiale, die ich mir in Gesellschaft meines Busenfreundes Haak von meinem Novizenmeister durch ein Gespräch zur Unzeit zugezogen habe, an dem sogar Metromanie Theil hatte."

Cornova hat also immerhin ganz Recht, wenn er sagt, daß es im Noviziat eine entferntere, wenn auch im Institut nicht beabsichtigte und geregelte, Vorbereitung zum Gymnasial-Lehramte gab; und ich glaube und wohl mancher Leser wird meiner Ansicht beistimmen, daß die Novizen durch solche zwei Jahre lang fortgesetzte Lectüre für ihren künftigen Beruf, in den Latein-Schulen zu dociren, recht viel gewinnen konnten. Zu dieser Lectüre kam noch in der böhmischen und österreichischen Provinz der zwar ganz zufällige Umstand, daß die Novizen nur vermittelst der lateinischen Sprache sich unter einander verständigen und unterhalten konnten; wobei sie natürlich so correct als möglich sich auszudrücken suchten und gegenseitige Kritik übten, wozu sie ja sechs Jahre lang während ihrer Gymnasialstudien waren angehalten worden. Auffallend wird es übrigens wohl den meisten Lesern sein, daß Cornova, der doch sonst so freimüthig Alles, was ihm an seiner frühern Ordensprovinz mißfällt, kritisirt, dennoch über „Verdumpfung" der Novizen, über Herabdrückung derselben „zu willenlosen Werkzeugen", über gewaltsame „Zerreißung der heiligsten Bande der Natur", über „Unthätigkeit des Geistes" und über andere ähnliche Dinge gar nichts zu berichten weiß, kurz jener philosophischen Entrüstung des Herrn Doctors über das arme Loos der Novizen ganz ferne steht: Der Grund hievon ist wohl nur dieser, weil all diese schönen Dinge nur in der Kelle'schen

Broschüre sich finden, in der Wirklichkeit aber nie existirt haben. Wahrlich, wäre das Noviziat so beschaffen gewesen, wie es Herr Dr. Kelle schildert, so wäre nicht nur Cornova mit all seinen Mitnovizen im 18. Jahrhundert davongelaufen, sondern schon im 16. Jahrhundert, gleich bei der Gründung des Ordens, wäre das erste Noviziat bald leer gestanden; nun ist es aber Thatsache, daß durch drei Jahrhunderte in allen Ländern zahlreiche, talentvolle, wohlgebildete junge Leute, nicht selten auch bejahrte Männer, oft aus vornehmen Häusern, dem Noviziate der Gesellschaft zuströmten: wie wird denn der Herr Doctor dies psychologische Räthsel erklären, wenn es mit dem Noviziate so bestellt war, wie er es schildert.

Wenn aber Cornova weiter bemerkt, daß man durch das bloße Lesen sich nie lateinischen Styl erwirbt, daß man durchaus auch im Schreiben sich üben müsse, und die Oberen von Novizen bisweilen einen lateinischen Aufsatz hätten fordern sollen, wozu sie, um den Endzweck des Noviziates nicht aus den Augen zu verlieren, den Stoff aus der heiligen Geschichte, oder selbst aus den Asceten hätten wählen können: so hat er auf die von jeher und auch jetzt noch in der Gesellschaft gebräuchlichen sogenannten Toni (mündliche Vorträge) der Novizen vergessen. Diese Vorträge verbunden mit Action über ein vom Novizen ausgearbeitetes Thema, entweder in der lateinischen, oder in der Muttersprache, waren eine vorgeschriebene, in allen Provinzen bestehende Sitte; denn nicht durch allmählige Gewohnheit, sondern durch das Institut, nicht nur unter den Scholastikern, sondern auch unter den Novizen war sie eingeführt worden, wie man aus der 60. und 61. Regel des Novizenmeisters sehen kann. Also auch schriftliche Aufsätze, theils in der lateinischen, theils in der Muttersprache mußten die Novizen verfassen, und im Asceterium in Gegenwart des Novizenmeisters vortragen: und das muß doch auch Herr Dr. Kelle als eine sehr zweckmäßige Thätigkeit des Geistes gelten lassen. Doch nicht genug, ich kann noch mit einer andern gar edlen geistigen Thätigkeit der Novizen den Leser bekannt machen; ich meine das Catechisiren, worin sie vom Novizen-Meister oder dessen Gehülfen geübt wurden. Denn wenn dieser den catechetischen Unterricht im Asceterium gehalten, mußte einer der Novizen aufstehen und die übrigen über das Vorgetragene ausfragen, oder es stellten und beantworteten mehrere abwechselnd die Fragen. Denn so lautet die 12. Regel des Gehilfen des Novizenmeisters: „An bestimmten Tagen soll er in einem kurzen Vortrage die christliche Lehre ½ Stunde lang erklären. Dann soll er sie das Vorgetragene aufsagen lassen, indem einer steht und die Fragen stellt, und die Anderen antworten, oder

indem sie sich wechselseitig ausfragen; er selbst aber soll alle in der Art und Weise die Christenlehre vorzutragen, wie es Sitte im Lande ist, unterrichten".*) Dabei hatte es aber nicht sein Bewenden, sondern die Novizen des zweiten Jahrganges mußten wirklich entweder in Schulen oder in Kirchen catechetischen Unterricht ertheilen, und dabei begleitete sie ein Noviz des 1. Jahres, damit er die Methode dieses Unterrichts erlerne, und beim Ausfragen der Knaben über die vorgetragene Christenlehre Dienste leiste. Hieher gehört die 35. Regel des Novizenmeisters: „Er soll sorgen, daß die Novizen in der Unterweisung der Knaben und unwissenden Leute in der christlichen Lehre, öffentlich oder nicht öffentlich, wie sich die Gelegenheit dazu ergeben, oder es passender im Herrn scheinen wird, geübt werden, als in einer Sache, die unserem Institute eigen ist".**)

Daß dieser Gebrauch bis zur Zeit der Aufhebung der Gesellschaft fortbestanden, darüber belehrt uns, wie wir bald hören werden, der Exjesuit Michael Denis. Nun das war doch eine geistige Thätigkeit und zugleich eine sehr passende Vorbereitung des Novizen für dessen künftige Stellung als Lehrer in den Grammatikalclassen des Gymnasiums.

So glaube ich denn, all die Steine des Anstoßes, die Herr Dr. Kelle vor das Heiligthum des Noviziates in so manierlicher Weise hingeworfen, redlich und ehrlich fortgeschafft und, ohne zu unwürdigen Taschenspieler-Künsten zu greifen, die düsteren Farben, in denen er uns das Bild eines Novizen der Societät gemalt, ausgelöscht zu haben.

Doch lassen wir für kurze Zeit die Kelle'schen Stänkereien auf sich beruhen, und hören wir lieber, mit welchen Worten ein großer Mann der neuesten Zeit, ausgezeichnet durch den Adel seiner Geburt und Tugend, durch Talent und Gelehrsamkeit, durch die hohe Stellung, die er noch als junger Mann in der Welt sich errungen, ausgezeichnet dann als Priester und Ordensmann, durch seine unermüdliche, vielumfassende Thätigkeit, die er als Kanzelredner und Schriftsteller entwickelte, so daß sein Name nicht nur in Frankreich gefeiert, sondern

---

*) „Statis diebus explicet Novitiis brevi enarratione Doctrinam Christianam per dimidiam horam. Deinde eam jubeat illos recitare, uno stante et interrogante, et aliis respondentibus, vel sese invicem interrogantibus: ipse vero omnes instruat in modo docendi illam, juxta morem regionis."

**) „In docenda doctrina Christiana pueros ac personas rudes, publice vel privatim, prout occasio se obtulerit, et in Domino ei commodius visum fuerit, tamquam in re propria nostri Instituti Novitios exercendos curabit, habita personarum ratione."

auch weit über dessen Grenzen hinaus mit Achtung genannt ward, mit welchen Worten, sage ich, dieser Mann seinen Erinnerungen an das in der Societät durchgemachte Noviziat Ausdruck verleiht: ich meine den in Paris im Jahre 1858 verstorbenen Pater von Ravignan. Er ist ein ganz unverdächtiger Zeuge; denn nicht etwa als ein junger, unerfahrener Mensch, von einem unbestimmten, frommen Gefühle geleitet, oder als ein Mann, der durch bittere Erfahrungen enttäuscht mit der Welt zerfallen war, trat er in den Orden: sondern in einem Alter von 27 Jahren entsagte er einer glänzenden Carriere, auf welcher er es bereits bis zum Substitut des Staatsprocurators gebracht hatte, und begab sich im Jahre 1822 ins Noviziat der Gesellschaft Jesu, und veröffentlichte dann im Jahre 1844, als in Frankreich die Wogen der Verfolgung gegen seinen Orden hoch gingen, eine bündige und gründliche Vertheidigungsschrift desselben, worin er der seligen Zeit, die er vor 22 Jahren im Noviziate verlebte, folgenden Nachruf weiht: „Man wird mir verzeihen, wenn ich im Hinblick auf diese mir schon fern gelegene Zeit die süßesten Erinnerungen finde; es waren die seligsten Tage meines Lebens. O theure Wiege meiner geistlichen Kindheit, heilsame Feuerprobe meiner Seele, fruchtbare Läuterung des Geistes und des Herzens, nie werde ich deiner vergessen!

Hier erstirbt das letzte Geräusch der Welt mit seinem eitlen Getriebe. In der Schule der Buße und des Gebets legt man allmälig dieses falsche Leben mit seinen scheinbaren Interessen und niederen Neigungen ab, welche den Kämpfen und Triumphen zum herrlichen Ruhme Gottes und der Eroberung der Seelen hinderlich sind. Die Salbung der göttlichen Unterhaltungen, die mächtigen Reize der Gnaden und das innige Glück eines unveränderlichen Friedens durchdringen, ermuthigen und trösten die Seele. Ach, wie schnell gehen diese ersten glücklichen Jahre vorüber.

Der Noviz auf diese Weise den Täuschungen des Weltlebens entzogen und gegen die Gefahr in sie zurück zufallen, besser geschützt, ist noch nicht durch irgend ein Band gebunden, ist frei. Oft, sehr oft lenkte man seine Gedanken an die schweren Pflichten, welche die Gelübde ihm auferlegen. Er mußte wiederholt entscheidende Proben bestehen. Er überlegt, man prüft ihn, er wird beurtheilt und urtheilt selbst mit vollkommener Freiheit. Er bietet sich endlich an, die Gesellschaft nimmt ihn auf; nach Ablauf von zwei Jahren weiht er sich dem Herrn unwiderruflich. Was da in der Seele vorgeht, will ich nicht zu beschreiben versuchen.

Es ist etwas Schönes um das Noviziat, es ist gleichsam die Zeit der Wiedergeburt des Geistes, welcher alle Fähigkeiten, Kräfte und Gewohnheiten der Seele soviel als möglich der göttlichen Gnade überliefert. Es ist gewissermaßen eine neue Schöpfung, eine mächtige Umwandlung, welche die religiöse Freiheit von unzähligen Hindernissen losmacht, welche die natürlichen Neigungen und Leidenschaften ihr in den Weg stellten. Es ist der Herd, wo das Eisen sich erweicht, um eine neue Gestalt zu gewinnen, die glättende Feile, welche den Rost wegnimmt, das Werkzeug vorbereitet und in der Hand des Arbeiters nützlich macht. Es prägt sich nun eine Richtung ein, welche alle rein menschlichen Neigungen durch das einzige Streben nach der Verherrlichung Gottes und nach dem ewigen Heile Aller verdrängt.

Auf dieses Ziel gehen alle Prüfungen hin, welche der Novize bestehen, alle Regeln, welche er beobachten muß, und alle Lehren, welche ihm mitgetheilt werden. Der heilige Ignatius drückt mit einer Standhaftigkeit, welche sich nirgends verleugnet, fast auf jeder Seite seines Werkes dieses erhabene Ziel aus: ad majorem Dei gloriam. Für diesen Ruhm sind wir geschaffen, er beginnt hienieden durch die treue Unterwerfung des vernünftigen Geschöpfes unter seinen Schöpfer und vollendet sich im Himmel, im Schooße der unendlichen Seligkeit und Vollkommenheit."

Das klingt ganz anders, als die schauerlichen, gekünstelten Phrasen des Herrn Dr. Kelle „von geistiger Unthätigkeit", „Verdumpfung", „Zerreißung der heiligsten Bande" u. s. w.

Vielleicht dürfte es aber die Leser mehr interessiren zu vernehmen, wie ein deutscher und gerade ein österreichischer Exjesuit sein einstmaliges Noviziat schildert, nachdem die Gesellschaft schon längst aufgehoben, und er selbst in ansehnlicher Stellung, die er nur seinen Verdiensten verdankte, bereits das 70. Lebensjahr überschritten hatte. Wohlan, wir wollen sehen, ob er in der Beurtheilung des Noviziates mit dem französischen Jesuiten übereinstimmt, oder ob er mit Herrn Dr. Kelle über „Verdumpfung und grausame Zerreißung der heiligsten Bande" Klage führt. Wir wollen hören, was uns von seinem Noviziate Michael Denis erzählt; vielleicht der berühmteste unter allen österreichischen Exjesuiten: groß als Dichter, groß als Gelehrter, groß als Patriot, groß als Priester.

Seine Darstellung dürfte um so anziehender und belehrender, und zugleich um so geeigneter erscheinen, die erkünstelten, boshaften Trugbilder, in denen Herr Dr. Kelle das Noviziat erscheinen läßt, gründlich

zu zerstören, als Denis keinem Gegner gegenübersteht, seine Schrift durchaus keine Apologie der Gesellschaft ist, sondern nur in schlichter, naturgetreuer Sprache uns mit seinen eigenen Erlebnissen und Erfahrungen bekannt macht; besonders aber die Schilderung von seinem Noviziate ziemlich umständlich ist und sich auch in kleinen, minder bedeutenden Details ergeht, so daß wir eine ziemlich vollständige Vorstellung davon bekommen.

In seiner (leider unvollständig gebliebenen) Selbstbiographie (B. II. K. 1. u. 2.) erzählt uns nun Denis von seinem Eintritt in den Orden, und von seinem im Prüfungshause bei St. Anna in Wien durchgemachten Noviziate unter Anderem Folgendes. „Drei Tage lang", sagt er, „seien die angekommenen Candidaten an der Zahl 39 als Gäste bewirthet worden; einige Novizen vom 2. Jahre haben ihnen Gesellschaft geleistet, um sie vorläufig mit der Lebensweise im Noviziate bekannt zu machen; die nächsten drei Tage mußten sie geistliche Uebungen machen, um sich auf die Generalbeichte vorzubereiten, die am 7. erfolgte; und Abends beim Schlafengehen habe jeder das Ordensgewand auf seinem Bette gefunden; Tags darauf haben dann alle mit inniger Rührung und heiliger Freude während der Messe des Novizenmeisters aus dessen Händen die heilige Communion empfangen; hierauf seien sie von ihm zu den Novizen des zweiten Jahrganges geführt, und von diesen freudig begrüßt und umarmt worden. Alle Novizen blieben den Tag über in einem geräumigen Saale beisammen; am Vordergrund des Saales befand sich ein Altar, längs an den Wänden standen die Pulte. Die Einrichtung war für alle dieselbe, der Armuth angemessen; alles von Holz, doch sehr reinlich; ein Crucifix, Rosenkranz, Gebetbuch; einige ascetische Bücher; Schreibzeug. — Die Eintheilung der Zeit war sehr zweckmäßig, um Langweile zu verhindern. Die Zeit der Betrachtung und des mündlichen Gebetes wechselte mit den Vorträgen des Novizenmeisters, der entweder die Regeln des Instituts erklärte, oder von den Pflichten und Tugenden der Ordensleute sprach; ferner mit geistlicher Lesung und mit gewissen in der Demuth übenden Arbeiten im Hause, im Refectorium, in der Küche, mit der Uebung in irgend einem leichteren Handwerke, mit Sprachstudium, endlich mit einer bescheidenen Unterhaltung nach dem Mittag- und Abendessen.

An bestimmten Tagen wurden die Novizen vom 2. Jahrgange gemäß der Vorschrift des Instituts in die Kirchen, und in die Schulen der Vorstädte geschickt, um die Knaben in Katechismus zu unterrichten; ein Noviz vom 1. Jahre mußte mitgehen, um die Art und Weise des

catechetischen Unterrichts kennen zu lernen, und die Knaben über das Vorgetragene auszufragen. Wöchentlich seien für die Novizen aus Rücksicht auf die Gesundheit vier Spaziergänge festgesetzt gewesen, sie mußten aber, bis sie außerhalb des Thores und der Menschenmenge sich befanden, das Stillschweigen beobachten. Mit Beginn der Fastenzeit haben sich die Novizen des 1. Jahres, damit in den jugendlichen Gemüthern das Streben nach berufsmäßiger Vollkommenheit noch mehr entzündet würde, drei Wochen hindurch den geistlichen Uebungen, nach der Methode des heiligen Ordensstifters, unterzogen; und nach dem Osterfeste sei gleich eine andere durch das Institut vorgeschriebene Uebung vorgenommen worden, nämlich die sogenannten Peregrinationen — das waren Reisen, auf welche die Novizen — ungefähr für die Dauer eines Monats — ohne Reisegeld geschickt wurden, und auf welchen sie sich nur durch demüthigende Zusprache in Klöstern, oder beim hochw. Curat-Clerus, oder in andern bessern Häusern durchhelfen mußten, um sich in der Armuth und Demuth zu üben und für künftige Nothfälle vorzubereiten: ihn selbst mit zwei anderen Gefährten, einem Wiener und einem Slaven, habe es getroffen, die Peregrination nach Maria-Zell zu machen, sie seien überall freundlich aufgenommen worden und wieder glücklich nach St. Anna zurückgekommen. Im 2. Noviziatjahre sei er zum Manuductor (Aufseher) der Novizen bestellt worden, und er habe sich in diesem Amte eher zu streng, als nachsichtig erwiesen, zugleich aber haben ihn die Obern beauftragt, in der Pfarrkirche der Leopoldstadt die Katechesen zu halten, und da habe er zum ersten Male die Kanzel bestiegen.

Doch wir wollen ihn selbst erzählen lassen. „Aber um einmal“, fährt er fort, „auf das zu kommen, was die eigentliche Aufgabe der zwei Noviziatjahre war, so habe ich wahrlich nichts unterlassen, um mich so heranzubilden, wie es der Geist und das Ziel des von mir gewählten Berufes verlangte. Und hätten doch den Eifer, womit ich hierin zu Werke ging, die nachfolgenden Zeiten nicht vermindert. — Gott immer vor Augen haben, das Vergängliche nach seinem wahren Werthe würdigen, nicht nach seiner Bequemlichkeit, sondern zum Wohle Anderer leben, dem Nächsten, wer er immer sei, durch Wort und That nützen; und deßhalb die Neigungen zur Weichlichkeit, zur Genußsucht, zur Leichtfertigkeit, zum Zorn unterdrücken, den Geist des Hochmuthes beherrschen, zur Erduldung von Widerwärtigkeiten aller Art sich bereit machen; das eigene Urtheil dem eines Andern unterwerfen,*) ganz

*) Nach den Anschauungen des Herrn Dr. Kelle wäre also wohl auch Denis ein verstandloser Mensch geworden.

bereitwillig sich der Verfügung der Obern anheimstellen, Einsamkeit und Stillschweigen lieben; so bescheiden als möglich von sich selbst und seinen persönlichen Angelegenheiten denken und reden; das unziemliche Benehmen Anderer mit Geduld ertragen, gegen Niemand Mißgunst oder Tadelsucht zeigen, seine Bedürfnisse so viel als möglich beschränken, und was es sonst noch diesen ähnliche Grundsätze und Vorschriften der christlichen Philosophie gibt: dieses pflegte ich, in Gottes Gegenwart mich hinstellend, in meinem Geiste zu erwägen, dazu suchte ich mich durch häufige Betrachtung zu befähigen, und um die Betrachtung fruchtbar zu machen, ward damit noch die Lectüre frommer Bücher verbunden; denn kein profanes Buch kam über die Schwelle des Noviziates. Und Anfangs reichte der Novizenmeister die ascetischen Bücher dar, die man lesen konnte; mit der Zeit ward mehr Freiheit gestattet, dieselben selbst zu wählen. Und ich erinnere mich, wie ich Anfangs von jenen Schriftstellern mich am meisten angezogen fühlte, welche den schrecklichsten Eindruck auf das Gemüth machten — — hierauf begann ich mit den Büchern des alten und neuen Testamentes mich so vertraut als möglich zu machen, und was ich nur immer von den Schriften der heiligen Väter bekommen konnte, las ich begierig. Süßes Behagen fand ich in jenen Betrachtungen, die unter dem Namen eines heiligen Augustinus, Anselmus, Bernardus bekannt sind. Den Johannes Cassianus, um den ich lange Zeit angehalten, konnte ich nur nach vieler Mühe erbitten: und um mich kurz zu fassen, so dürfte es schwerlich einen namhafteren Lehrer des geistlichen Lebens geben, mit dem ich mich nicht, als das zweite Noviziatjahr zu Ende ging, bereits bekannt gemacht hätte. Mit demselben Eifer strebte ich die Thaten, die Geschichte und Lebensbeschreibungen berühmten Männer, so wie auch die Feinde und Widersacher meines Ordens kennen zu lernen. Ja, auch von Schriftstellerei habe ich mich nicht gänzlich enthalten; denn ich schrieb Aphorismen — in drei Theilen — über die wichtigsten Tugenden, über die täglichen Werke, und über vermischte Materien, doch ward der dritte Theil nicht zu Ende geführt; und dieses Büchlein band ich selbst ein, weil ich auf diese Kunst, wie Andere auf andere, während des Noviziates mich verlegen mußte. Auch einen Kalender verfaßte ich mir, indem ich die einzelnen Tage eines Jahres oder mehrerer mit den Namen berühmter Männer aus der Societät bezeichnete, welche entweder in den Ländern der Heiden und Wilden, oder unter den Irrgläubigen für den wahren Glauben den Martertod erlitten, oder durch Heiligkeit des Lebens oder Gelehrsamkeit sich ausgezeichnet hatten: und bei dem

Allen konnte ich mir das Versemachen nicht gänzlich versagen. Wenn ich dieses nur erwäge, und mir der Gedanke vor die Seele tritt, daß dasselbe, was ich mich gethan zu haben erinnere, auch meine Mitnovizen, und manche vielleicht mit noch größerem Eifer gethan haben, so kann ich wohl ohne Uebertreibung das im Hause bei St. Anna verbrachte Noviziat ein dem Himmel sehr angenehmes Schauspiel und eine wahre Tugendschule nennen."

So der weise, edle, fromme Denis; man vergleiche nun mit dieser ruhigen, maßvollen, auf eigenen Erlebnissen beruhenden Darstellung, das rabulistische durch keine Beweise gestützte Gerede des Herrn Dr. Kelle und es wird nicht schwer sein zu entscheiden, auf welcher Seite sich Vernunft, Bildung, Ueberzeugung, Wahrheit, und auf welcher Leidenschaft, Grobheit, Humbug, Unwahrheit sich findet; und wollte man erst die beiden Männer Denis und den Herrn Dr. Kelle einander gegenüber stellen, so möchte Einem gar ein gewisses Mißbehagen kommen, und darum wollen wir lieber abbrechen.

Viertes Kapitel.

Die Repetitio humaniorum in der alten Societät, oder die Vorbereitung der Scholastiker zum Gymnasiallehramte.

Herr Dr. Kelle erweist sich in der Darstellung der sogenannten Repetitio humaniorum als einen sehr einseitigen Compilator des Cornova. Was unter der Repetitio humaniorum zu verstehen sei; wie sie gehalten wurde, darüber belehrt uns Juvencius. Die lateinische Grammatik war kein eigentlicher Gegenstand der Repetition. Großes Lob, das Cornova seinem Lehrer Pubitschka spendet; nicht so zufrieden ist er mit seinem Professor im Griechischen. Herr Dr. Kelle ignorirt den Juvencius und den Cornova, obgleich er beide ganz gut kennt; nach ihm war an der Repetition Alles schlecht, doch vergißt er uns die Quellen zu nennen, woher er weiß, wie es dort in Böhmen vor mehr als hundert Jahren in einem oder dem andern Collegium zwischen vier Wänden bei der Repetition hergegangen ist. Waren insbesondere die Lehrer in der Repetition so ganz abgelebte, unfähige Greise, wie Herr Kelle behauptet? Um doch Etwas zu sagen greift er zur Dichtung und fingirt im Widerspruche mit Juvencius und Cornova, daß die lateinische Grammatik, und zwar die Rudimenta des P. Emanuel Alvarez in der Repetition docirt wurden, und läßt nun eine ebenso heftige als erfolglose Polemik gegen diese Rudimenta folgen. Sein Angriff gegen die Institutionen des P. Alvarez ist ein klägliches Attentat. Dann fällt er über P. Gretser's griechische Grammatik her, dieser schlägt ihn wacker aus dem Felde. Ihre arithmetischen, mathematischen und geschichtlichen Kenntnisse erweiterten die Scholastiker an der Universität, so daß sie quantitativ und qualitativ gehörig vorbereitet das Gymnasiallehramt antraten. Die Kritik des Herrn Dr. Kelle stellt sich allseitig als eine ungerechtfertigte heraus.

Nachdem uns Herr Dr. Kelle in seiner Weise das Noviziat geschildert, und erzählt, wie die armen Novizen immer mehr verdumpft und beinahe bis zur völligen geistigen Ohnmacht dressirt wurden, beginnt er die Vorbereitung derselben zum bevorstehenden Lehramte, die sie in der sogenannten Repetitio humaniorum erhielten, zu besprechen. So beginnt auch Cornova, nachdem er im vierten Briefe über die entferntere Vorbereitung zum Lehramte im Noviziat gehandelt, seinen fünften Brief mit der näheren oder eigentlichen Vorbereitung des Scholastikers für das Lehramt im Gymnasium; wir sehen, wie Herr Dr. Kelle seinem Führer Schritt für Schritt folgt; indeß immer noch, ohne uns seinen Namen zu nennen; denn er macht eben von dem, was Cornova von der Repetitio sagt, wie er selbst als Scholastiker sie durchgemacht, nicht

den gewissenhaftesten Gebrauch. Diese Vorbereitung war natürlich nach Herrn Dr. Kelle's Urtheil eine höchst mangelhafte, eine ganz verfehlte; kein Wunder — denn wie konnte man auch mit geistig so herabgekommenen jungen Subjecten etwas Rechtes anfangen. Ueberhaupt wird man, wenn man Alles, was der Herr Doctor von Seite 12—183 als das Resultat seiner vieljährigen und gründlichen Forschungen uns darlegt, sich recht zu Gemüthe führt, sich eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren können, welch' ein Unglück für die Societät es war, daß Herr Dr. Kelle nicht um dreihundert Jahre früher seine Existenz begonnen, er hätte dann dieselbe von allen Mißgriffen und Fehltritten bewahrt, und insbesondere hätte er ihr seine hülfreiche Hand zur Abfassung eines solchen Studienplanes geboten, der sowohl in Hinsicht auf die wissenschaftliche Bildung der Zöglinge, als moralische Erziehung derselben — denn in der Moral ist der Herr Doctor besonders sattelfest — nicht nur für das 16. und 17., sondern auch für alle folgenden Jahrhunderte gepaßt, und einen Nebenbuhler für alle Ewigkeit nicht hätte aufkommen lassen.

Indeß erweist sich Herr Dr. Kelle in gar vielen Dingen, und besonders hinsichtlich der sogenannten Repetitio humaniorum, an die wir uns zunächst halten wollen, nur als einen einseitigen und tadelsüchtigen Compilator des Cornova. Cornova ertheilt Lob und Tadel, nicht so Herr Dr. Kelle; wo Cornova tadelt, da weiß er ihn trefflich auszubeuten, das Lob hingegen, das Cornova seinem Lehrer in der lateinischen Philologie ertheilt, übergeht er gänzlich; Gebrechen, die nach Cornova zeitweilige und vorübergehende waren und nur in einer Provinz sich fanden, stellt der Herr Doctor als stationäre und allgemeine und als viel größere, als sie in Wirklichkeit waren, dar. Professoren und Bücher, kurz Alles war nach Herrn Dr. Kelle in der Repetition schlecht, und zwar immer und überall.

Was ist unter dieser sogenannten Repetitio humaniorum zu verstehen?*) Denn was uns Herr Dr. Kelle davon sagt, gibt uns eine sehr einseitige, schwanke und magere, ja zum Theil geradezu irrige Vorstellung davon. Dem Wortlaut nach bedeutet der Ausdruck: Wiederholung der Humaniora, oder des Studiums der griechischen und römischen Klassiker und zwar unter fortwährender Berücksichtigung und Anwendung der Grundsätze und Regeln, welche die alten Aesthetiker und Kunstrichter

---

*) Wie ich bereits in der Vorrede bemerkt, schreibe ich nicht blos für gelehrte Fachmänner.

— ein Aristoteles, Cicero und Quintilian — als leitende Normen zur Bildung des guten Geschmackes in Poesie und Prosa und zur Beurtheilung der Schönheiten schriftlicher Darstellungsformen auf beiden Gebieten aufstellen; wozu noch fleißige schriftliche Uebung in der Nachahmung der antiken Meisterwerke kam, denn auf Lectüre, theoretische Durchbildung in den Kunstregeln, und emsige, schriftliche Nachahmung, als die drei unzertrennlichen Factoren zur Erlangung eines guten Stils, dringt der Studienplan (Ratio studiorum) der Societät beinahe auf allen Seiten: damit ging Hand in Hand die in der Ratio studiorum so oft genannte Erudition (Eruditio), d. h. Kenntniß der Alterthümer, der Literaturgeschichte, der Mythologie, der alten Geografie und Geschichte: der Sache nach sind also nach dem heutigen Sprachgebrauche unter der Repetitio humaniorum philologische Studien, verbunden mit Aesthetik und Kritik, zu verstehen. Hierüber äußert sich Cornova (S. 46) in folgender Weise: „Der Name war vielleicht nicht der passendste, denn außerdem, daß hier auch Gegenstände vorgekommen sind, die durch den ganzen Curs der Humanioren nie berührt wurden, so ging man bei den in denselben schon behandelten Gegenständen um so vieles weiter, daß es gewiß keine bloße Wiederholung heißen konnte. Die Piaristen sagen dafür studium philologicum.*) Und einem jesuitischen Geschichtsschreiber, der in der Auswahl der Worte bis zur Ziererei heikel ist, heißen die Repetenten domestici rhetores. Doch am Ende thut der Name nichts zur Sache."

Wenn Herr Dr. Kelle — (es sei dies nur so nebenher gelegentlich bemerkt) — uns belehrt (S. 12), daß in der böhmischen Provinz sich in vier Collegien solche Repetitionen befanden, und die dazu bestimmten Novizen immer ein Jahr nach Kuttenberg oder Březnitz, das andere nach Ungarisch-Hradisch oder Klattau kamen, so schreibt er diese Notiz beinahe wörtlich dem Cornova (S. 60) nach.

Wie aber dieser häusliche Unterricht den Scholastikern im Besonderen zu ertheilen sei, darüber enthält das Institut oder die Ratio studiorum keine speciellen Vorschriften. Zu Grunde lagen ihm im Allgemeinen die Vorschriften der Ratio studiorum für den Lehrer der Rhetorik. Denn Anfangs besuchten die Repetenten der Humaniora die

*) Der Ausdruck studium philologicum wäre nach dem jetzigen Sprachgebrauch ganz passend gewesen, allein da einerseits das Adjectivum philologicum ohne klassische Autorität ist, und andererseits mehr auf Alterthumskunde im historisch-antiquarischen Sinne geht, so sagten die Jesuiten lieber: Repetitio humaniorum oder: Domestici rhetores, oder mit Juvencius: Rhetorum schola domestica.

öffentlichen Schulen der Societät; erhielten aber zu Hause noch drei oder vier Stunden wöchentlich besonderen Unterricht; war aber wegen der großen Menge der auswärtigen Schüler der öffentliche Lehrer nicht im Stande, auch diesen häuslichen Unterricht zu ertheilen, so wurde für diesen ein eigener bestellt; und da dies meistens der Fall war, so wurde endlich nach und nach die Wiederholung der Humaniora von der öffentlichen Schule ganz getrennt und von eigenen Lehrern privatim zu Hause geleitet. Was die Dauer dieser Repetitionen betrifft, so wurden in einigen Provinzen zwei Jahre, in anderen nur ein Jahr dafür festgesetzt; indem man im letzteren Falle, wie es scheint, auch das Jahr in Anschlag brachte, welches die jungen Leute vor dem Eintritt in die Societät im Gymnasium auf das Studium der Rhetorik verwendet hatten. Hierher gehört die achtzehnte Regel des Provinzials: „Er soll die Unsrigen nicht eher zu den philosophischen Studien schicken, als bis sie zwei Jahre mit der Rhetorik sich befaßt haben; es sei denn, daß Rücksicht auf Alter, oder Fähigkeit, oder sonst etwas im Herrn dagegen zu sprechen scheine. Sollten Einige mit großen Talenten, um besonders in diesen Wissenschaften große Fortschritte zu machen, ausgestattet sein, so möge er zusehen, ob es sich der Mühe lohne, daß sie, um ein gründlicheres Fundament zu legen, drei Jahre darauf verwenden."

Denn gar sehr schätzte von jeher die Societät die Humanitäts- und Sprach-Studien. Schon die Constitutionen des heiligen Stifters sprechen sich über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit derselben aus (Constit. IV. Theil, Kap. 5, §. 1 und Kap. 12, §. 2) und schon die sechste General-Congregation (im Jahre 1608, Dekret 15) beschloß, daß diejenigen, die in diesem Fache ausgezeichnet seien, wenn sie es auch in den theologischen Wissenschaften nur bis zur Mittelmäßigkeit gebracht haben, durch Dispensation zur Ablegung der vier Gelübde können zugelassen werden; und wenn diese Studien da oder dort zu erschlaffen schienen, so ward darüber von Seite der Congregationen und der Generale Klage erhoben und den Oberen die eifrige Förderung derselben eingeschärft, wie dies von der siebenten Congregation (Dekret 92) und wieder von der vierzehnten (Dekret 10) geschehen ist. Besonders umständlich aber und nachdrücklich legt die Instructio XX. diese Pflicht den Oberen ans Herz. Es sei nicht genug, heißt es dort, nur solche nach Möglichkeit in die Societät aufzunehmen, welche in den Humanitäts-Wissenschaften wohl unterrichtet seien, sondern sie (die Oberen) sollen auch hervorragende Talente für selbe bestimmen, denen auch die Bekanntschaft mit anderen Wissenschaften hülfreich zur Seite stehe — — —

da die tägliche Erfahrung zeige, daß es schwerer sei, auch nur einen in der klassischen Literatur Bewanderten zu finden, als viele in anderen wissenschaftlichen Zweigen.

Juvencius gibt uns in seiner Ratio discendi et docendi (Studier- und Lehrplan) einen Entwurf (S. 65), wie diese Repetition eingerichtet und gehalten werden kann; ich sage „kann“, denn er war und ist durchaus nicht obligatorischer Natur. Er bestimmt für diesen Unterricht täglich vier Stunden, je zwei für den Vor- und je zwei für den Nachmittag; die Hauptaufgabe des Lehrers ist nach ihm, den Schülern zu zeigen, wie sie aus der Lectüre der Klassiker den schönsten Stil, die trefflichste Darstellungsform sich aneignen können; auf die sogenannte Erudition hingegen soll der Lehrer nicht besonders viel Zeit und Mühe verwenden. Zu diesem Ende wird besonders das Studium des Cicero, des Virgil und Horaz unter den Lateinern, und unter den Griechen das des Homer und Isokrates u. s. w. empfohlen; Stellen aus Cicero und Virgil sollen in schriftlichen Uebungen nachgeahmt, auch täglich Etwas aus einem lateinischen oder griechischen Klassiker auswendig gelernt werden. Den Vortrag des Lehrers soll einer der Schüler in möglichst correcter und schöner Sprache wiederholen. Die Erklärung der griechischen Grammatik kann jeden Tag vorgenommen werden. Jeden Vormittag soll eine lateinische schriftliche Arbeit in Prosa, jeden Nachmittag wechselseitig eine lateinische Composition in Versen (natürlich eine kleinere, oder nur der Theil einer größeren) und ein griechisches Pensum eingereicht werden. Auch Uebersetzungen aus der Muttersprache in die lateinische sollen Statt finden; die Scriptionen sollen fleißig corrigirt werden, denn darauf beruhe der größte Nutzen der Schüler; manchmal sollen die schriftlichen Arbeiten einem Schüler übergeben werden, daß er sie kritisire. Es mag hin und wieder auch eine Rede, oder Gedicht, oder sonst ein Aufsatz eines Neulateiners hergenommen werden, um zu sehen, was sich daran Rechtes, was sich Fehlerhaftes finde, denn dadurch werde die Urtheilskraft besonders geschärft; einer oder der andere der Schüler möge eine Rede des Tullius erklären und die Synopsis (Uebersicht) davon geben; der Lehrer unterrichte seine Schüler, wie eine Rede, eine Elegie, ein Idyll u. s. w. zu verfassen, er erkläre ihnen die Theorie des epischen und dramatischen Gedichtes. Manchmal mögen auch Landkarten zur Hand genommen und über eine Parthie aus der Geschichte vom Lehrer, oder von einem der Schüler ein Vortrag gehalten werden. Ueberdies soll jeder Schüler ein Thema für eine kleinere Rede oder ein Gedicht haben, das er für sich in seiner Privatmuße ausarbeite,

um es dann in der Schule oder im Refectorium zu declamiren; die talentvolleren und routinirteren Schüler können ein größeres Declamationsstück, oder auch ein Drama verfassen, und allenfalls möge dieses auch aufgeführt werden. Statt des Lehrers sollen manchmal die Schüler selbst in der Schule vortragen, und überhaupt sollen sie zu allen beim Schulhalten vorkommenden Functionen vorbereitet und eingeübt werden. Endlich sollen die Schüler auch Rechenschaft geben von ihrem Privatfleiße, den sie auf die Lectüre eines griechischen Schriftstellers verwendet haben. So weit Juvencius. Man sieht daraus, daß dem jeweiligen Lehrer der freieste Spielraum gelassen, und war der größere oder geringere Erfolg durch dessen Talent, Eifer, Erfahrung und Takt bedingt; es war so ziemlich eine Art von Universitätsstudium, ungefähr wie heut zu Tage Philologie auf den Universitäten gelehrt wird, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Unterrichtssprache durchaus die lateinische und die schriftlichen Uebungen viel zahlreicher waren, während hingegen auf Literaturgeschichte, Alterthumskunde, Mythologie u. s. w. nicht so viel Gewicht gelegt wurde, als dies heut zu Tage bei Vorbereitung der Gymnasiallehrer zu geschehen pflegt. Uebrigens wird von Juvencius mit keinem einzigen Worte der lateinischen Grammatik erwähnt, und von einem Drama ist nur insoweit die Rede, daß ein solches von den besser befähigten Schülern verfaßt werden könne — zwei Punkte, welche der geehrte Leser wegen des Herrn Dr. Kelle besonders beachten möge.

Doch wenden wir uns nun von Juvencius zu Cornova (dem Herr Dr. Kelle so fleißig alles abspeculirte, was er irgendwie — per fas et nefas — zu seinem heiligen Zweck gebrauchen zu können glaubte) und hören wir, was er uns von seinem Lehrer, den er in der Repetition und zwar im damaligen Hauptgegenstande, in der lateinischen Sprache und Philologie hatte, im fünften Briefe S. 47 — 59 erzählt. Folgendes sind seine Worte: „Lassen Sie mich, mein Theuerster, Ihnen vor allem das erzählen, was ich hierin selbst erfahren habe. Noch jetzt preise ich mein Glück, daß ich in der Repetition zu Bržezničz in den Jahren 1759 und 1760 den ehrwürdigen Greis Franz Pubitschka zum Lehrer gehabt. Urtheilen Sie aus folgender Schilderung, ob ich dazu Ursache habe? Er fing meinen und meiner Mitrepetenten Unterricht mit dem großen Grundsatze an: daß wahre Latinität nur aus den Schriften der Alten geschöpft werden müsse und daß alle Neuern, so nahe sie den Alten auch kämen, hierin doch keine zuverlässigen Quellen wären. Eine Folge dieses Grundsatzes war sein uns eröffneter Wunsch — er scheint der Meinung gewesen zu sein, daß sich mit der Leitung in Sachen des

Geschmacks keine Art Zwang vertrage; darum pflegte er anstatt vorzuschreiben, nur zu rathen, höchstens über das Unzweckmäßige zu satirisiren — sein Wunsch also war es; daß wir Rom's schöne Geister unausgesetzt und wiederholt lesen, daß sie vor der Hand beinahe unsere einzige Lectüre wären; auch für die Folge rieth er uns, von dem Lesen neuerer Lateiner uns lieber so lang zu enthalten, bis wir mit den Alten, vorzüglich mit denen vom ersten Range, vertrauter sein würden. Aber bei der bloßen Aufmunterung zu dieser vor allen andern fruchtbringenden Lectüre blieb er nicht stehen; er vereinigte jene Leitung zum Studium des Gelesenen mit ihr, die ich immer die einzige zweckmäßige nennen werde. Er ließ uns über die gelesenen Autoren, in den gewöhnlichen Schulstunden commentiren, vorzüglich aber ihre ästhetischen Schönheiten nach unserem Gefühl entwickeln. So theilte ein jeder aus uns die Früchte seines Nachdenkens über sie allen Mitschülern mit; die Bemerkungen des Lehrers aber wiesen uns, wo es nöthig war, zurecht und ersetzten das Mangelnde.

Ich habe schon oben Balbin's Behauptung von der Unzulänglichkeit des bloßen Lesens und von der Nothwendigkeit, vorzüglich in einer todten Sprache, deren Geist man sich eigen machen will, zu schreiben und zwar viel zu schreiben, angeführt. Diesem Grundsatze eines seiner großen Vorgänger getreu, war unser Pubitschka auf viele, auf tägliche Uebungen des Stils bedacht. Aber diese Uebungen waren nicht etwa schülermäßige Pensa. Es war Sitte bei den Jesuiten, daß die Repetenten einige Male des Jahres, die von ihnen ausgearbeiteten Aufsätze in gebundener und ungebundener Rede im Speisesaale während des Tisches theils vorlasen, theils declamirten — auch das letztere hatte für junge Leute, welche einst das Loos treffen konnte, den Predigtstuhl zu betreten, seinen Nutzen. Mein Lehrer wußte uns diese vorgeschriebene Arbeit mit Lust unternehmen zu machen, indem er wenigstens den Schein des Zwanges entfernte. Erstens wählten den zu bearbeitenden Stoff wir Schüler meistens selbst; er begnügte sich unsere Wahl durch seinen Rath nur zu leiten. Hierzu ergriff er gewöhnlich die Gelegenheit in den Vorlesestunden, wenn von vorzüglich schönen Stellen der commentirten Autoren die Rede war. Er nützte das Feuer, in das er selbst uns durch seine ästhetischen Bemerkungen versetzt hatte; rieth uns — so wie er auf Nachahmungen der Alten sehr viel hielt — die schöne Stelle in der bevorstehenden Uebung nachzuahmen und über einen schicklichen Stoff nachzudenken. Sehr gern genehmigte er jenen, auf den der Schüler verfallen war: und ließ sich dieses ja nicht thun, so brachte

er selbst den einen oder den andern in Vorschlag — meistens aus der Zeitgeschichte, um so mehr Theilnahme für ihn bei uns zu erregen; aber sich für einen aus den vorgeschlagenen zu bestimmen, blieb doch fast immer dem Schüler freigestellt. Ich für meinen Theil habe durch die zwei Jahre der Repetition für jeden Aufsatz vom vertrauten Brief bis zum epischen Gedichte den Stoff selbst gewählt; aber nichts glich auch dem Enthusiasmus, mit dem ich mich an die Arbeit eines so selbst gewählten Stoffes machte. Mit so einem Eifer verträgt sich gewöhnlicher Weise kein vorsätzliches Zaudern: daher kam es, daß wir die fertige Arbeit zur Durchsicht und Verbesserung dem Lehrer immer eher in die Hände gaben, als er darnach fragte. Vermuthlich that er das Letzte nicht, um auch hier, so viel an ihm wäre, jede Miene des Zwanges zu entfernen. Freilich mußte demungeachtet die Arbeit zu einer bestimmten Zeit fertig sein, denn es waren beiläufig die Monate festgesetzt, in welchen diese oder jene Uebungen vorgelesen, zum Theil declamirt werden mußten. Aber den damit verbundenen Zwang schrieben wir nicht dem Lehrer, sondern der eher eingeführten Sitte zu; — nannten diese allenfalls eine Pedanterie, indessen wir aus Liebe zu jenem der vorgeschriebenen Frist noch immer zuvorkamen.

So lieferten wir durch die Periode von zwei Jahren nach und nach alle rhetorischen und poetischen Kunstproducte; als von den ersten: Briefe, Gespräche, historische Beschreibungen, kleinere, größere Reden; von den letzteren: Epigramme, Fabeln, Elegien, Idyllen, Satiren, epische und dramatische Gedichte. Die leichteren Gattungen, ohne Rücksicht auf gebundene oder ungebundene Schreibart, beschäftigten uns im ersten, die höheren im zweiten Jahre. Diese Fächer waren die von jeher in der Repetition vorgeschriebenen und bei diesen mußte es bleiben: aber sonst wagte es mein Lehrer in zwei Dingen — Sie verzeihen meiner Geradheit den Ausdruck — vom Schlendrian abzuweichen. Er überhob uns bei Einigem der Mühe des Declamirens, welches er nur für die Rede und für das epische Gedicht passend fand.

Das zweite betraf die epischen und die dramatischen Ausarbeitungen. Ohne Gnade mußten die Repetenten sonst, etwa binnen des letzten halben Jahres, eine Komödie, eine Tragödie und noch dazu eine förmliche große Epopöe zu Markte bringen.

Hilf Himmel! welche Fruchtbarkeit traute man diesen achtzehn- bis neunzehnjährigen Genies nicht zu? Nun! es gibt auch eine unfruchtbare Fruchtbarkeit. Pubitschka hielt eine Epopöe für eine Bürde, die für unsere noch schwachen Schultern viel zu schwer wäre: er führte

dafür kleinere epische Gedichte ein, denen doch ein Plan zu Grunde lag, bei welchem die Anwendung der Theorie der Epopöe sozusagen in verjüngtem Maßstabe stattgefunden hat. Und um uns mit der Theorie des Dramas genauer bekannt zu machen, verfertigten wir zwar unter seiner Leitung einen Plan zu einem Lustspiele sowohl als auch zu einem Trauerspiele; von beiden brachte aber ein jeder von uns nur einige Scenen in die jeder dieser Dichtarten eigenen Verse. Daß er es uns, ehe wir uns an eines dieser rednerischen oder dichterischen Fächer wagten, an der nöthigen Anweisung nicht fehlen ließ, daß er uns keines der Hilfsmittel dazu versagte und unsere Lectüre in diesem Falle besonders leitete, versteht sich von einem Manne, wie er war, ohnehin.

Aber von seiner Methode, unsere ihm überreichten Versuche zu feilen, muß ich ein paar Worte sagen. Außerdem, daß seine Kritik nebst der Richtigkeit und Schönheit der Gedanken sich auf das Eigenthümliche und Gewählte in den Ausdrücken erstreckte; daß er mit dieser Strenge Schonung zu verbinden wußte, indem er so Manches zwar stehen ließ, dabei aber zu verstehen gab, daß es besser gesagt werden könnte — eine von Zeit zu Zeit anzuwendende Hauptmaxime für Lehrer der Jugend, die ihren Schülern nicht mit einem Male den Muth wegschrecken wollen: so war es auch in so manchem Betrachte Gewinn für uns, daß er unsere, für sich allein eher durchgesehenen Aufsätze in unser aller Gegenwart zum Theil nochmals durchnahm. Bei dieser Gelegenheit machte er gern Bemerkungen, die einen Schatz philologischer und ästhetischer Grundsätze enthielten; ob er es schon auch sonst selbst auf Spaziergängen und Erholungsstunden daran so wenig fehlen ließ, daß schon dieß zur literarischen Ausbildung hingereicht haben würde. Ich habe wenigstens bei einem nicht lässigen Studium ästhetischer Lehrschriften in der Folge alles wahr gefunden, was er uns gesagt hat; so wie mir auch in denselben beinahe nichts aufgestoßen ist, was er uns nicht gesagt hätte. Da er die neueren Theoretiker in diesem Fache gewiß noch nicht gelesen hatte, könnte das auffallen. Und doch ist das Räthsel nicht schwer zu lösen; er hatte mit jenen Theoretikern aus eben den Quellen geschöpft; hatte die ächten von ihnen aufgestellten Grundsätze, als ein Genie, in den Schriften der Alten selbst aufgefunden.

Ich erwarte hier die Einwendung nicht: daß der Mann auf diese Art uns wohl zu lateinischen Stilisten, zu Philologen, wenn man will, und zu Aesthetikern gebildet habe, aber darum noch nicht zu Lehrern für Gymnasien; denn ächte Latinität und die genaueste Vertraulichkeit mit den klassischen Autoren sind gerade die ersten Bedürfnisse für Gymnasial-

lehrer, und selbst der Lehrer der untersten grammatischen Klasse muß Aesthetiker sein; es fehlt ihm sonst an dem einzigen Vehikel, durch das der Jugend nicht nur, auch dem Knabenalter alles am leichtesten beigebracht wird. Doch ich verstehe! Da man auch in andern Verhältnissen auf die sogenannte Routine so viel hält, so wird man bei alledem, was ich meinem vortrefflichen Lehrer bisher nachgerühmt habe, in Rücksicht der Methodologie, wie ich es am liebsten nennen wollte, doch noch etwas erwarten? und ich kann betheuern, daß er auch in diesem Betracht seine Schüler nicht vernachlässigt habe. Man hatte unter den Jesuiten ein Büchlein, das kaum jemals in andere Hände gerathen ist. Unter dem Titel: Instructio privata, war es ein Inbegriff einer Gymnasial-Pädagogik, gleichsam zum Wegweiser der Lehrer der lateinischen Schulen bestimmt und enthielt Anweisungen: selbst der zartesten Jugend alles faßlich zu erklären, das Erklärte durch Wiederholungen ihr einzuprägen, die Rechenschaft, welche sie davon abzulegen hätte, ihr zu erleichtern, die Schulaufgaben nach ihrem Begriffe und zu ihrem wahren Vortheile einzurichten, Fleiß und Aufmerksamkeit der Schüler durch unschuldige Kunstgriffe zu spornen und was dergleichen mehr ist.

Wenn ich mich recht entsinne — denn ich habe es seit 40 und mehr Jahren nicht in Händen gehabt — ist es aus der Feder des um bessere Latinität in den Schulen so sehr verdienten österreichischen Jesuiten Franz Wagner geflossen. Diese Anweisung nun — welche bei vielem Guten, auch manche von den gewöhnlichen Fehlern aller Gängelwagen hatte — ging unser Lehrer mit uns durch und theilte uns bei dieser Gelegenheit über die Lehrmethode in Gymnasialklassen so vortreffliche aus seinen pädagogischen Erfahrungen abgezogene Bemerkungen mit, daß ich sehr gerne bekenne — und seine übrigen Zöglinge werden gewiß durchaus damit einstimmen — alles Gute, was ich hernach als Lehrer dieser Klassen etwa geleistet haben mag, sei diesen Bemerkungen zuzuschreiben. Meine zahlreichen dankbaren Schüler sollen es wissen, wem ihr Dank eigentlich gehört.

Und ist es nicht bloß Folge der Vertraulichkeit mit den schönen Geistern des Alterthums, in die mich ein Pubitschka eingeweiht hat, wenn meine schriftstellerischen Versuche für den biederen Leser etwas Anziehendes und in den Augen des feineren Kenners einigen Werth haben? wenn ihnen Oesterreichs königlicher Held und des Vaterlandes allgeliebter Retter einen belohnenden Blick schenkte?

Quod spiro et placeo, si placeo, tuum est.

So viel Cornova; so war sein Lehrer, so die von ihm geleitete Repetition beschaffen, so wurden von Pubitschka die Klassiker erklärt, so verstand er es, in den Schülern das ästhetische Gefühl und den kritischen Kunstsinn zu wecken und zu schärfen: der lateinischen Grammatik jedoch erwähnt, gleich Juvencius, auch Cornova mit keiner Silbe. Diese hat erst, wie wir sehen werden, Herr Dr. Kelle im 19. Jahrhundert in die Repetition hineinzuschmuggeln versucht.

Nachdem wir so gesehen haben, was die Repetition der Humaniora nach Juvencius und Cornova war, oder doch sein sollte und konnte, wollen wir sehen, was uns Herr Dr. Kelle darüber zu berichten beliebt. „Man erklärte," sagt er uns (S. 12), „den Repetenten anfänglich durch zwei Jahre eine Art Gymnasialpädagogik, die Instructio privata von Franz Wagner u. s. w." — Was diese Instructio oder Anleitung enthielt, wissen wir bereits der Hauptsache nach aus Cornova; was soll aber die Kelle'sche Phrase „anfänglich durch zwei Jahre"? Sie ist geradezu ungereimt und sinnlos, und ich wäre begierig zu vernehmen, wie Jemand darin einen verständigen Sinn finden könnte. Die Repetition dauerte nur zwei Jahre; wenn nun diese zwei Jahre den Anfang bildeten, wo bleibt denn dann die Mitte und das Ende derselben? Eine andere Absurdität ist es, zu behaupten, daß diese pädagogische Anleitung gleich Anfangs vorgenommen wurde, risum teneatis amici? — und wiederum absurd ist es, zu behaupten, daß sie zwei Jahre oder überhaupt nur lange Zeit in Anspruch genommen habe; zwei bis drei Monate genügten, um sie in den Schulstunden nebenher zu besprechen, um so mehr, da einerseits die praktische Einübung in der Methode des Schulhaltens, wie wir bereits aus Juvencius wissen, mit dem übrigen Unterrichte Hand in Hand ging, und andererseits die Repetenten — (in der österreichischen und böhmischen Provinz) — als Schüler auf den Gymnasien nach der Methode des F. Wagner waren unterrichtet, und auf praktischem Wege, ohne es zu wissen, mit der Instructio desselben bekannt gemacht worden, so daß ihnen dann, als Repetenten in der Societät, die Erklärung derselben größtentheils bereits Bekanntes und Erlebtes bot. So viel für jetzt von der Instructio privata, da ohnedies Herr Dr. Kelle auf selbe zurückzukommen verspricht. „Daneben übte man," fährt der Herr Doctor fort (S. 13—15), die Scholastiker wieder im praktischen Gebrauche der lateinischen Sprache. Sie durften nur lateinisch sprechen, und mußten lateinische Aufsätze liefern, von dem einfachsten Briefe bis zur ausführlichen Rede, vom Epigramm bis zur dramatischen oder epischen Composition, Arbeiten, welche der künftige

Gymnasiallehrer sogar einige Male des Jahres an eigens dazu fest- gesetzten Tagen im Speisesaal theils vorlesen, theils vordeclamiren mußte. (Vergl. oben Cornova.) Nun das sind an und für sich alles zweck- mäßige und nützliche Uebungen für den künftigen Gymnasiallehrer, auch das Lateinreden und sogar das Vorlesen oder Declamiren im Speisesaal nicht ausgenommen, mag der Herr Doctor damit einverstanden sein oder nicht, nur sei vorläufig bemerkt, daß, was den Gebrauch der lateinischen Sprache betrifft, das Wörtlein „wieder" ein arger Verstoß gegen den wirklichen Sachverhalt ist, denn vorher im Noviziat, wie ich bereits oben (S. 57) bemerkt habe, gab es keine Verpflichtung lateinisch zu reden; und wenn Herr Dr. Kelle hinzufügt, daß die Scholastiker „nur lateinisch sprechen durften", so ist dieß ein zweiter Verstoß, wie ich ebenfalls oben an der nämlichen Stelle gezeigt habe; und umsonst beruft er sich auf die zehnte Regel der Scholastiker, denn diese findet ihre Erklärung und Ergänzung in der achten Regel des Rectors (Ratio studiorum), wo es heißt: „Er (der Rector) soll Acht haben, daß unter den Scholastikern der Gebrauch der lateinischen Sprache fleißig beobachtet werde: von dieser Vorschrift, lateinisch zu reden, sollen nur die Ferialtage und die Erholungszeiten nach dem Mittag- und Abendessen „ausgenommen sein". — Da nun Herr Dr. Kelle die Ratio studiorum öfters citirt und mit dem Institut überhaupt so vertraut zu sein behauptet, warum häuft er denn dann Irrthümer auf Irrthümer? — Leicht zu errathen — und hier geschah es offenbar in der wohlmeinenden Absicht, zu zeigen, in welcher widerlichen, unnatürlichen Zwangslage die jungen Leute in der Societät sich befanden: aber vergeblich — das Institut weiß in allen Dingen das rechte Maß zu treffen.

Doch hören wir Herrn Dr. Kelle weiter: „Im letzten halben Jahre endlich", fährt er S. 15 fort, „mußte der Repetent (vgl. ob. Cornova S. 83) unbekümmert, ob er dichterische Anlage besaß oder nicht, um Zeugniß abzulegen von dem, was er gelernt, eine Tragödie, Komödie und noch dazu eine große Epopöe verfassen, und so einen großen Theil der kurzen Zeit, die ihm bis zum Antritte des Lehramtes überhaupt gegönnt war, in ganz nutzloser Geschäftigkeit vergeuden. Ja selbst dann, als kurz vor Aufhebung der Gesellschaft die Repetition auf die Hälfte der Zeit beschränkt wurde,*) verlangten die Oberen, daß alle diese Arbeiten

---

*) Auch dies schreibt Herr Dr. Kelle dem Cornova nach, der es — Brief 6, S. 73 — berichtet; aber das beigefügte Raisonnement gehört wieder dem Herrn Doctor.

noch vollständig wie früher geliefert werden, ohne zu bedenken, daß sie dadurch den Repetenten selbst die Möglichkeit benahmen, sich wenigstens in der freien Zeit mit der Grammatik der lateinischen Sprache zu befassen, und sich durch Privatfleiß und Verkehr mit den theilweise strebsamen Magistern auf das vorzubereiten, was bei ihrem zukünftigen Berufe die Hauptsache war.

Das ist so ziemlich Alles, was uns Herr Dr. Kelle von der sogenannten Repetitio humaniorum zu berichten beliebt. Man vergleiche damit das Bild, das Juvencius davon entwirft; man vergleiche die Schilderung, die Cornova von der Repetition uns gibt, die er selbst unter der Leitung seines Lehrers Pubitschka durchgemacht. Von der Lectüre römischer und griechischer Klassiker und Erklärung derselben von Seite des Lehrers ist im Berichte des Herrn Doctors keine Rede; von sorgfältiger stilistischer Nachahmung des Tullius und Maro keine Rede; vom Memoriren schöner Stellen keine Rede; von griechischen Scriptionen keine Rede; von der Uebung der Repetenten, die Erklärung des Professors in gewählter Sprache zu wiederholen, ja manchmal statt desselben vor den Mitschülern vorzutragen, und von anderweitiger praktischer Vorbereitung derselben auf das Lehramt keine Rede. Mit welchem Rechte konnte Herr Dr. Kelle, der doch Geschichtsschreiber sein will — denn eine Geschichte der Jesuiten-Gymnasien will er doch schreiben, nicht ein Schmäh-Libell — von den Repetitionen ein so unbestimmtes, so ärmliches Bild entwerfen, das selbst hinter den Vorträgen in der Poetik und Rhetorik auf den Gymnasien weit zurückbleibt? Mit welchem Rechte konnte Herr Dr. Kelle den Juvencius und Cornova ignoriren? — Denn den Juvencius citirt er ja selbst, sowohl sonst als gerade an dieser Stelle, wo er von den Repetitionen spricht (freilich nur in einer nichtssagenden Anmerkung — nicht als Quelle, woraus man sich über die Beschaffenheit derselben belehren könnte); und Cornova ist es ja eben, woraus er das Wenige und Unbedeutende, das er seinen Lesern mittheilt, entlehnt hat; mit Ausnahme seiner hochweisen wohlgemeinten Reflexionen und der lateinischen Grammatik, die durchaus kein Bestandtheil der Repetition war: um so weniger, als sie selbst auf den Gymnasien in der Poetik und Rhetorik nicht wiederholt wurde, wie man klar aus den Regeln der Ratio studiorum für die Lehrer dieser beiden Klassen ersehen kann; an die Stelle der Grammatik traten die Praecepta poetices und rhetorices; während Herr Dr. Kelle — nicht ohne gut gemeinte Nebenabsicht — aus eigener Machtvollkommenheit die Grammatik so ziemlich zum Hauptgegenstande der Repe-

tition machen möchte; natürlich um dann auf die Vernachlässigung derselben den Vorwurf der Ignoranz bei den Lehrern bauen zu können. Mit der Syntax, oder der vierten Grammatikalklasse war die Grammatik abgethan; selbst im Gymnasium, um so weniger bildete sie einen förmlichen Gegenstand der Repetitio humaniorum — wie ja schon der Name selbst andeutet — für den Repetenten war das fernere Studium der Grammatik eine Privatangelegenheit, die natürlich nicht vernachlässiget werden konnte.

Kennt denn Herr Kelle, als Doctor und Professor an einer Universität, die Pflichten eines Geschichtsschreibers so wenig, daß er nicht wissen sollte, daß derselbe frei von Vorurtheilen, frei von Sympathie und Antipathie über den Parteien stehen, daß er nur an die Quellen sich halten, nur nach diesen referiren müsse; daß er die Quellen wohl seiner Kritik unterwerfen, sie aber nicht den Lesern vorenthalten, und eigenmächtig nichts verschweigen, nichts hinzufügen dürfe? — aber der Herr Doctor fürchtete eben, daß die Leser, würde er nach Juvencius oder Cornova über die Repetitionen berichten, doch eine respectablere Vorstellung von denselben bekommen dürften, als ihnen davon beizubringen in seinem Interesse lag.

Was die Verfertigung einer Tragödie, Comödie und eines Epos betrifft, so scheint dies in Oesterreich und ganz Deutschland allmählig wohl feststehende Sitte geworden zu sein, aber Vorschrift war es keine. Die Ratio studiorum erwähnt an der Stelle, worin sie die literarischen Uebungen bespricht (es ist dies die 19. Regel des Professors der Rhetorik), worauf sich die Repetenten verlegen sollen, mit keiner Sylbe einer Comödie oder Tragödie oder Epopöe, welche sie verfassen sollten; und Juvencius sagt blos, daß die fähigsten unter den Repetenten ein Drama ausarbeiten können, und wie hierin Pubitschka seinen eigenen Weg gegangen, hat uns bereits Cornova erzählt, und wie Pubitschka haben wohl auch andere Lehrer sowohl vor ihm als nach ihm ihren Schülern diese Arbeit erleichtert. Dabei darf man nicht außer Acht lassen, daß die Repetenten schon während ihrer Gymnasialstudien in der Abfassung lateinischer Gedichte fleißig geübt worden waren; „daß es meistens“, wie uns Cornova an mehreren Stellen (S. 24. 26. 35.) versichert, „talentvolle Jünglinge waren, welche die grammatischen und Humanitätsklassen mit ausgezeichnetem Fortgange zurückgelegt hatten“, und daß es für einen in lateinischer Versification einigermaßen geübten und mit einiger poetischen Begabung ausgestatteten jungen Mann nicht gar so schwer ist, wenn er einmal hundert Verse hat, es auch auf vier- bis

sechshundert, ja auch bis tausend und zweitausend Verse zu bringen — eine Anzahl, die sowohl für eine Comödie als Tragödie und Epopöe genügen konnte, so daß dergleichen Leistungen auch damals, als die Repetition auf ein Jahr beschränkt war, gar so schwer nicht waren; denn hiebei an epische Gedichte von dem Umfang der Aeneide oder der Iliade zu denken, wird doch Niemand einfältig genug sein. Auch erwarteten die Oberen von den Repetenten nicht gerade poetische Meisterwerke; aber sie wollten, daß die künftigen Gymnasiallehrer der Societät nicht blos die Theorie der verschiedenen stilistischen Darstellungsformen in Prosa und Poesie, worüber sie einst Unterricht ertheilen sollten, inne haben, sondern auch praktisch in der Darstellung selbst sich üben sollten; eine Uebung, die selbst für jene Repetenten, die eben keine größeren poetischen Genies waren, den großen Nutzen hatte, daß sie nicht nur die Klassiker, die ihnen als Muster dienen konnten, fleißig lesen und studieren, in ihre Sprache und ihren Geist eindringen, sondern auch die Charaktere der handelnden Personen und die verschiedenen Situationen im menschlichen Leben in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen mußten; nichts zu sagen von dem großen Vortheil, den sie aus dieser Uebung hinsichtlich der Sprachgewandtheit und Fertigkeit im Ausdrucke zogen. Und das nennt Herr Dr. Kelle eine ganz nutzlose Geschäftigkeit? Aber was war all dies für den künftigen Grammatikallehrer? Die Repetition war eben keine bloße Vorbereitung für die Grammatikalklassen, sondern auch für die Poetik und Rhetorik; sie bezweckte vollständige Ausbildung in den schönen Wissenschaften, insoweit sich eine solche bei jungen Leuten erzielen läßt; die theoretische Kenntniß der Grammatik wurde vorausgesetzt, und dem Privatstudium überlassen, während die schriftlichen Arbeiten zugleich eine fortwährende practische Uebung in der Grammatik waren. Herr Dr. Kelle befindet sich also mit seinem wohlgemeinten Rathe, daß die Repetenten, statt mit einer Comödie, Tragödie und Epopöe sich lieber mit der lateinischen Grammatik hätten befassen sollen, ganz auf dem Holzwege, wie man zu sagen pflegt. Er schreibt es ja selbst (S. 13—14) dem Cornova nach, daß die Repetenten lateinische Aufsätze liefern mußten von dem einfachsten Briefe bis zur ausführlichen Rede, vom Epigramm bis zur dramatischen oder epischen Composition"; glaubt denn nun der Herr Doctor, daß all diese zahlreichen schriftlichen Aufsätze nicht zugleich eine fortlaufende praktische Uebung in der Grammatik waren, und daß auf diese hingewiesen wurde, so oft gegen die Regeln derselben gefehlt ward? glaubt er denn wirklich, daß die alten Jesuitenschüler ganz verwahrlost in der Grammatik aus dem Gymnasium

traten, und daß die Jesuiten — insbesondere ein Lehrer wie Pubitschka — so dumm waren, daß sie Dramen und Epopöen von Leuten verlangten, die noch in der Grammatik Fremdlinge waren? Wer die Sucht Andere zu verdächtigen und herabzusetzen, ins Maßlose treibt, verräth nur, daß er selbst nicht viel Urtheil besitzt und noch weniger seinen Lesern zumuthet. Aber es lag einmal im Interesse des Herrn Doctors, die lateinische Grammatik in die Repetition hinein zu escamotiren, um dann über die Rudimenta und Alvarez' und Gretser's Grammatik herfallen und alle drei als recht erbärmliche Lehrbücher darstellen zu können; woraus sich dann, besonders da man den Repetenten nicht einmal Zeit ließ, auch diese wie immer beschaffenen Grammatiken zu studieren, von selbst der Schluß ergab, daß die Magister der alten Societät ohne alle gehörige Vorbereitung das Lehramt im Gymnasium antraten. Uebrigens war ein solches Drama oder Epos nicht der einzige Prüfstein, woraus die Oberen die Fortschritte eines Repetenten erkennen konnten, sondern sie konnten diese auch aus zahlreichen anderen, vorhergegangenen Leistungen erkennen; und müssen denn nicht auch jetzt die Aspiranten des Gymnasiallehramtes sich mehreren schriftlichen Prüfungen unterziehen?

Doch Herr Dr. Kelle spielt den Freigebigen und Großmüthigen; an die Stelle der lateinischen und griechischen Klassiker setzt er die Lectüre des Juvencius, Sacchini und Verrepäus (S. 12, A. 3), so wenigstens kann es der gewöhnliche Leser verstehen, der mit Inhalt und Zweck der genannten Werke nicht näher bekannt ist und von der Repetition keine bessere Vorstellung hat, als die ihm eben Herr Dr. Kelle beigebracht. Das schon öfters genannte Werklein des Juvencius: „De ratione discendi et docendi“, in schönem Latein geschrieben, enthält für die jungen Magister Anweisungen, wie sie studieren und in der Schule lehren sollen; nebstdem eine kurze Theorie des Stils — über die Arten, Vorzüge und Fehler desselben — wie man den Stil durch Lectüre, häufige schriftliche Uebung und Nachahmung der klassischen Meisterwerke bilden kann: ferner einen kurzen Abriß der Rhetorik und Poetik, wobei zugleich auf die Nothwendigkeit des Studiums der Geschichte, Geographie, Chronologie und einiger anderer minder bedeutenden Wissenschaften, z. B. der Wappen- und Münzkunde u. s. w. hingewiesen, und einige von den in diese Fächer einschlägigen Hilfsbüchern genannt werden; endlich enthält das Büchlein kurzgefaßte literarhistorische Notizen über die griechischen und römischen Klassiker bis in die christliche Aera hinein. Das Büchlein war also ganz geeignet, den Repe-

tenten als Handweiser in der Methodik und Pädagogik zu dienen, aber als Lectüre statt der Klassiker wurde es nicht gebraucht.

Das Protreptikon des P. Sacchini entwickelt in einfacher, fließender Sprache die Gründe, die den Lehrer in den unteren Schulen antreiben müssen, sich der gewissenhaften Erfüllung seiner Berufspflichten zu befleißen, indem es die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Jugend-Unterrichtes darlegt. Die andere Schrift des P. Sacchini — die Parainesis — ist ebenfalls eine pädagogische, und enthält in 21 Capiteln Belehrungen, wie der Magister als Ordensmann und Lehrer sowohl den wissenschaftlichen als religiös-moralischen Fortschritt seiner Schüler fördern, wie er sich bei Belohnungen, Strafen und Zurechtweisungen verhalten soll, u. s. w.

Verrepäus endlich war ein um die lateinische Sprache und den Unterricht der Jugend im 16. Jahrhundert sehr verdienter Gelehrter (übrigens kein Jesuit); er hinterließ zahlreiche grammatische, philologische und pädagogische, selbst ascetische Werke, und starb als Canonicus und Rector der Schulen zu Turnhout und Herzogenbusch 1598. Dergleichen Bücher nun den Repetenten in die Hände zu geben, die ihnen über die Bedeutung und Aufgabe des bevorstehenden Lehramtes die mannigfachsten Aufschlüsse gaben, und sie zur fleißigen Besorgung desselben durch die kräftigsten und edelsten Motive aufforderten, war gewiß zweckmäßig; und insofern bin ich dem Herrn Dr. Kelle sogar dankbar, daß er mir Gelegenheit bot, zu zeigen, daß auch von dieser Seite die Vorbereitung der Scholastiker auf das Lehramt nicht vernachlässiget wurde; nur darf die Lectüre solcher Bücher — wie er anzudeuten scheint — nicht an die Stelle der klassischen gesetzt werden.

Ferner belehrt uns Herr Dr. Kelle (S. 13, A. 2), daß von der böhmischen Ordensprovinz im Jahre 1744 zum Behuf der Repetenten ein gewisses Buch unter dem Titel: „Auxilia humaniorum scholarum“ „Hilfsbücher für die Humanitätsschulen“, herausgegeben worden.

Was diese sogenannten Auxilia betrifft, so birgt sich der Herr Doctor absichtlich, wie es scheint, ins Dunkel; er hätte seinen Lesern den vollständigen Titel des Buches bieten sollen, damit sie ohne allen Zweifel gewiß sein konnten, daß die Herausgabe desselben wirklich zum Gebrauche der Repetenten veranstaltet ward; und hätte der vollständige Titel dies nicht vollends klar gemacht, so hätte er uns ein paar Stellen aus der Vorrede anführen sollen, aus welchen deutlich hervorginge, daß das Buch wirklich zum Behelf der Repetenten herausgegeben worden. Mir sind diese Auxilia gänzlich unbekannt, und so kann ich nicht mit Bestimmtheit entscheiden, ob sie wirklich zum Gebrauch der Repetenten, oder,

was mir wenigstens viel wahrscheinlicher vorkommt, zum Besten der Gymnasialschüler veröffentlicht worden. Nach den bisher gemachten Erfahrungen wird der geehrte Leser, und ich dächte Herr Dr. Kelle selbst, es begreiflich finden, wenn ich seinen Behauptungen eben keinen unbedingten Glauben schenke. Legt ja selbst schon die hämische Art und Weise, womit der Herr Doctor seine Anmerkung einleitet, die Vermuthung nahe, daß seine Absicht dabei eben nicht eine ganz lautere war. „Um den Repetenten die Anfertigung solcher (schriftlichen) Arbeiten und das (Latein=) Sprechen zu erleichtern", sagt er, „seien diese Auxilia herausgegeben worden." Nun aber seit mehr als 200 Jahren haben sich die Scholastiker der Societät — auch in der böhmischen Provinz — im Lateinsprechen geübt, und in der Repetition alle Arten schriftlicher Compositionen in Prosa und Poesie angefertigt; doch hat man es dabei nach der Behauptung des Herrn Dr. Kelle immer — 200 Jahre lang — an den nöthigen Hilfsmitteln dazu fehlen lassen, bis man endlich im Jahre 1744 in Böhmen auf den glücklichen Einfall kam, diesem fatalen Bedürfniß durch Herausgabe der Auxilia abzuhelfen. Dies ist wohl, so parador es auch klingt, der Sinn der Worte des Herrn Doctors. Ich bitte also den geehrten Leser, in Kürze meine Gründe zu vernehmen, warum ich glaube, daß diese Auxilia nicht zum Gebrauche der Repetenten herausgegeben worden seien.

Erstens enthielten selbe, nach der Versicherung des Herrn Doctors, „ein lateinisch=deutsches Verzeichniß der wichtigsten Wörter". Nun aber ein solches brauchten die Repetenten nicht, denn solche Wörterverzeichnisse waren schon längst erschienen, sowohl innerhalb als außerhalb der Gesellschaft, ja lange schon vor der Entstehung derselben, und nicht nur lateinische sondern auch griechische; ja es waren auch schon lange vorher vollständige Wörterbücher oder Lexica erschienen, nicht blos das vom Jesuiten Franz Pomey im 17. Jahrhundert herausgegebene und oft neu aufgelegte Dictionarium Latino-Germanicum et Germanico-Latinum,*) und das ebenfalls oft aufgelegte Wörterbuch von Ad. Ferd. Kirsch (Cornu copiae linguae etc. zuerst erschienen 1713), sondern auch

*) Noch lange nach Aufhebung der Gesellschaft war das Pomey'sche Lexicon an deutschen Gymnasien im Gebrauch; die neueste Auflage, die ich zur Hand habe, datirt vom Jahre 1785 Augustae Vindelicorum. P. Pomey war auch der Verfasser von einem größeren Wörterbuch in französischer, lateinischer und deutscher Sprache, unter dem Titel: Le grand Dictionaire Royal, en trois langues, savoir la françoise, la latine et l'Allemande, chacune expliquée par les deux autres.

das treffliche lexicalische Werk vom Jesuiten Franz Wagner: Universa Phraseologia Latina (zuerst erschienen Augsburg 1718 — vergl. oben S. 6); dieses Alles macht es wirklich sehr wenig wahrscheinlich, daß die böhmische Ordensprovinz im Jahre 1744 zum Gebrauch ihrer Repetenten ein mageres Wörterverzeichniß herausgegeben habe; ja ein derartiges Wörterverzeichniß enthielten ja schon, wie wir sehen werden, die dem Herrn Doctor gar wohl bekannten Rudimenta Grammatices. Aber war denn vielleicht in den böhmischen Collegien Mangel an solchen Wörterbüchern und Phraseologien? Das Gegentheil bezeugt Cornova an mehr als einer Stelle in seinen dem Herrn Doctor ebenfalls wohlbekannten, ja von ihm, wo es dem Zwecke entsprach, auch trefflich benützten Briefen. So sagt er (Brief 10, S. 148): „Die alten Klassiker fand er (der Magister) doch immer in der Bibliothek des Collegiums, und das Zimmer eines jeden Professors war auch mit einigen Büchern versehen, worunter sich, was die lateinische Literatur betraf, gute Werke befanden. Lexica und dergleichen Tröster waren ebenfalls in der Bibliothek, theils auch in seinem Zimmer vorhanden;" und Seite 217 lesen wir: „Der Professor am Gymnasium muß an Büchern so wenig Mangel leiden, als an Nahrung und Kleidung ..... Die alten Klassiker sind ihm schlechterdings unentbehrlich. Diese fand der Jesuit in der Bibliothek des Hauses, einige selbst in seinem Zimmer. Man stelle sich, im Gegensatze eines wenigstens mit den Klassikern, Wörterbüchern und andern Hilfsbüchern auf Kosten des Ordens versehenen Jesuiten, einen Professor vor, der dergleichen, wenn es für ihn brauchbare Auflagen sein sollen, nicht immer wohlfeile Werke von seinem Gelde kaufen muß." Nach Cornova's Zeugniß also gab es in den böhmischen Ordenshäusern keinen Mangel an lexicalischen Werken, und Cornova's Zeugniß muß doch auch Herr Dr. Kelle etwas gelten lassen, da er ihm ja sonst so vieles mit der größten Gläubigkeit nachschreibt.

Doch daß kein Bedürfniß vorhanden war, „ein lateinisch-deutsches Verzeichniß der wichtigsten Wörter" für die Repetenten herauszugeben, dafür haben wir noch weit schlagendere Beweise als das Zeugniß Cornova's. Lange vor 1744 hatten die Jesuiten der böhmischen Provinz vollständige Wörterbücher in lateinischer, griechischer, deutscher und böhmischer Sprache herausgegeben. So erschien schon 1683 ein lateinisch-griechisch-böhmisch-deutsches Dictionnarium — (Quadrilingue dictionarium bohem-germ. et lat. graecum una cum phrasibus etc. iterato typo excusum. Pragae-Coll. ad S. Clem.) — ja es war dies, wie man aus dem lat. Titel ersieht, bereits eine (wie oft?) wiederholte Auflage.

Im Jahre 1716 erschien ein dreisprachiges Wörterbuch unter dem Titel: Vocabularium trilingue (lat. germ. bohem.) Pragae apud Rosenmüller. Und schon vorher — im Jahre 1708 — ward ein anderes, ebenfalls lat. böhm. deutsches Wörterbuch herausgegeben worden; (Breve lat. boh. germ. dictionarium Prag. Collg. ad S. Clem.), wovon in den Jahren 1729—44—46 neue Auflagen veranstaltet wurden. Sehr wahrscheinlich ist es dies Wörterbuch, das Herr Dr. Kelle ein Verzeichniß der wichtigsten Wörter zu nennen beliebt; die Jahreszahl, die dieses Verzeichniß trägt, stimmt mit der Auflage des Wörterbuches von 1744 überein; auch kann man nicht leicht annehmen, daß die Jesuiten in einem und demselben Jahre ein Wörterbuch und ein „Verzeichniß der wichtigsten Wörter“ und gerade dieses letztere für die Repetenten herausgegeben; viel näher liegt die Vermuthung, daß der Herr Doctor von seiner freien Uebersetzungskunst Gebrauch gemacht, und das Breve dictionarium in „ein Verzeichniß der wichtigsten Wörter“ umgetauft habe. Dies scheint der wahre Sachverhalt zu sein; und in diesem Falle hätte sich der Herr Doctor nicht nur eine kleine Mystification erlaubt, sondern seine Behauptung, daß dies „Verzeichniß der wichtigsten Wörter“ für die Repetenten sei herausgegeben worden, wäre geradezu auf die eclatanteste Weise widerlegt, denn wie hätten die Repetenten die vielen Auflagen gebrauchen sollen, besonders die von 1744, da schon 1746 wieder eine neue folgte? Kurz, die Herausgabe eines „Verzeichnisses der wichtigsten Wörter“ zum Besten der Repetenten findet keinen Platz neben so vielen Wörterbüchern, die bereits zum Gebrauch der Gymnasialschüler vorhanden waren: sollen wir uns mit dieser Auffassung täuschen, so steht es dem Herrn Doctor frei, uns eines Besseren zu belehren.

Das zweite Buch oder Büchlein der sogenannten Auxilia bildete nach dem Herrn Doctor eine Sammlung von Formeln, worin praktisch gezeigt wird, wie man die Construction wechseln könne. Wir glauben, daß diese Formeln ebensowenig für die Repetenten herausgegeben worden, als das vorhergenannte „Verzeichniß der wichtigsten Wörter“; und diese Antwort könnte genügen, da Herr Dr. Kelle für seine Behauptung keine Beweise anbringt; doch wir wollen positive Gründe angeben, warum wir seiner Ausgabe keinen Glauben schenken. Solche verschiedene Constructionsformeln bietet in großer Menge das von mir bereits in der Beleuchtung der Vorrede des Herrn Doctors (S. 6) erwähnte Werklein des österreichischen Jesuiten Franz Wagner: Syntaxis ornata — seu etc.; das ganze vierte Capitel mit sechs Absätzen auf 72 Seiten ist voll von

solchen Formeln, vielleicht findet sich auch das vom Herrn Doctor angeführte Beispiel darunter; nun hat aber Franz Wagner seine Syntaxis ornata nicht für die Repetenten in der Societät, sondern, wie ausdrücklich auf dem Titelblatt bemerkt ist, zum Gebrauch der Schüler der 3. und 4. Grammatikalklasse („in usum mediae et supremae grammaticae classis Studiosorum") herausgegeben; und so mögen denn die Jesuiten in der böhmischen Provinz dasselbe oder ein ähnliches Büchlein für die Schüler der beiden oberen Grammatikalklassen herausgegeben haben, aber nicht für die Repetenten; oder glaubt denn Herr Dr. Kelle selbst im Ernste daran, daß die Repetenten in der böhmischen Provinz auf so niederer Stufe von Wissenschaftlichkeit standen, wie die Grammatikalschüler in der österreichischen? oder daß Jemand so einfältig sein werde, um sich von ihm, wie man zu sagen pflegt, einen solchen Bären aufbinden zu lassen?

Den dritten Bestandtheil dieser Auxilia, sagt uns Herr Dr. Kelle, bildete ein Auszug aus den Particulis des Jesuiten Turselinus. Daß von dem eben nicht umfangreichen Werk des P. Turselinus ein Auszug veranstaltet worden, ist an und für sich sehr wenig wahrscheinlich lieber möchte ich glauben, daß Herr Dr. Kelle das genannte Werk, wie es aus der Hand des Verfassers gekommen, gar nicht kennt; denn das Original bildet eben nur einen mäßigen Band, klein 8°; wozu also aus dem kleinen Werke noch einen Auszug veranstalten? Daß aber dieser Auszug für die Repetenten veranstaltet ward, ist vollends unwahrscheinlich, und verdient keinen Glauben, bis nicht Herr Dr. Kelle klare Beweise hiefür anbringt. Denn erstens hat P. Turselinus selbst das ganze, vortreffliche, man kann sagen Epoche machende Werklein nicht für die Repetenten der Societät, sondern für die Gymnasialschüler herausgegeben; wozu also ein Auszug für die Repetenten? Zweitens hatte das Buch wegen seiner Vortrefflichkeit in kurzer Zeit seinen Weg in alle Collegien und Schulen der Societät gefunden, und ward nicht bloß innerhalb, sondern auch außerhalb derselben in aller Herren Länder oftmals aufgelegt: woher also und wozu ein Auszug gerade in der böhmischen Provinz und zwar für die Repetenten? — P. Turselinus hatte mit seinem Werke über die Partikeln der lateinischen Sprache einen ganz neuen, glücklichen Griff gethan, welcher Nacheiferung für Jahrhunderte weckte; besonders wurde es von deutschen Philologen fleißig bearbeitet und bereichert; es erfolgte eine vermehrte Auflage von Schwarz, Leipzig 1719; von Ernesti, ebd. 1769; von Schütz, ebd. 1784, und bei der letzten Ausgabe, von Hand, Leipzig 1829—45, war das An-

In gleichem Verlage erschien:

Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773.

Dritte Auflage.

8°. 43 Seiten. Preis ö. W. 25 kr. = 5 Sgr.

Cäsarismus und Ultramontanismus

von

Dr. Eduard Manning

Erzbischof von London.

8°. 30 Seiten. Preis ö. W. 25 kr. = 5 Sgr.

Die Handschriften der Stifts-Bibliothek St. Florian

geordnet und beschrieben von

Albin Czerny

Capitularen von St. Florian und Bibliothekar.

Zur achthunderljährigen Gedächtnißfeier der Uebergabe des Klosters St. Florian an die regulirten Chorherren des heiligen Augustin.

Preis ö. W. fl. 4.— = Thlr. 2.20 Sgr.

Die Klosterschule von St. Florian

Entstehung, Verlauf, Ende

1071 — 1783

von

Albin Czerny

regulirtem Chorherrn von St. Florian und Bibliothekar.

gr. 8°. 112 Seiten. Preis ö. W. fl. 1.— = 20 Sgr.

Ein Tourist in Oesterreich

während der Schwedenzeit.

Aus den Papieren des

Pater Reginbald Möhner

Benedictiners von St. Ulrich in Augsburg.

Herausgegeben von

Albin Czerny

regulirtem Chorherrn von St. Florian und Bibliothekar.

Lex. 8°. 128 Seiten. Preis ö. W. fl. 1.50 kr. = Thlr. 1.—

Druck von Jos. Feichtinger's Erben in Linz.

Recensionsexemplar

Beleuchtung

der

Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle:

„Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich"

von

Rupert Ebner S. J.

Zweites Heft.

Linz, 1874.

Franz Ignaz Ebenhöch'sche Buchhandlung

(Heinrich Korb).

☞ **Das dritte Heft befindet sich unter der Presse und erscheint demnächst.**

fangs bescheidene, nur für die Schule berechnete Buch zu einem umfangreichen Werke von 4 Bänden angewachsen.

Endlich gehörten noch zu diesen Auxilia nach der Versicherung des Herrn Dr. Kelle synonyma poetica — poetische Synonymen. Klingt ganz unwahrscheinlich, daß eine solche Sammlung eigens für die Repetenten veranstaltet worden; denn schon längst war in allen Häusern der Gesellschaft und in den damit verbundenen Gymnasien der sogenannte Gradus ad Parnassum oder Apparatus poeticus und zwar nicht nur unter den Magistern und Repetenten, sondern auch unter den Schülern verbreitet, um das Anfertigen lateinischer Gedichte zu erleichtern;*) einen Hauptbestandtheil dieser Bücher bilden aber eben diese synonyma, die in großer Zahl fast bei jedem Wort angehäuft sind: die Exemplare, die ich zur Hand habe, zählen gegen oder über 1100 Seiten. Ein solcher Gradus ad Parnassum ist aber auch, wie ich gewiß weiß, schon im Jahre 1714 in Prag von den Jesuiten herausgegeben worden. Wozu also noch im Jahre 1744 eine kärgliche Sammlung von synonyma, und zwar für die Repetenten der Societät, da schon der Gradus ad Parnassum von solchen synonyma vollgespickt war? Vielleicht ist ein solcher Gradus ad Parnassum im Jahre 1744 neu aufgelegt worden, und hat uns Herr Dr. Kelle nicht den vollständigen Titel gegeben.

Was sonst noch der Herr Doctor von den Auxilia erwähnt, verliert sich gar zu sehr ins Kleinliche und kann füglich übergangen werden.

Aus dem Gesagten wird der geehrte Leser erkennen, daß mich triftige Gründe bestimmen, vorläufig die vom Herrn Dr. Kelle angeführten Auxilia nicht als für die Repetenten bestimmte Hilfsbücher anzuerkennen; ist er hiemit nicht einverstanden, so ist es seine Sache, hierüber vollständigere Aufklärung zu geben.

Seite 14, A. 1 läßt sich dann Herr Dr. Kelle folgendermaßen vernehmen: „Man hatte mehrere Sammlungen von Briefen, Epen und Dramen, nach denen sich die Scholastiker bilden sollten“ — und führt

*) Ein solcher Gradus ad Parnassum war in den früheren Zeiten, wo die Hauptaufgabe des Gymnasiums in der Erlernung und Aneignung der lateinischen Sprache bestand, und daher auch die Anfertigung lateinischer Gedichte zu den gewöhnlichen Schulübungen gehörte, ein sehr zweckmäßiges Hilfsbuch für die studirende Jugend. Das Verdienst der Erfindung des Gradus ad Parnassum gebührt einem deutschen Jesuiten, dem P. Aler aus Luxemburg; er veröffentlichte zuerst ein solches poetisches Lexicon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, im Jahre 1724 erschien schon die 7. Auflage in Cöln.

dann als Beleg für seine Behauptung die „Epistolae familiares in usum praecipue scholasticae juventutis conscriptae a Carolo Kolczawa“ — „Freundschaftliche Briefe, besonders zum Gebrauche der studirenden Jugend, verfaßt von Carl Kolczawa“ — sowie dessen epische und dramatische Versuche an.

Wenn nun Herr Dr. Kelle mit den Worten: „Man hatte mehrere Sammlungen u. s. w.“ dieses behaupten und seinen Lesern die Meinung beibringen will, daß die Lectüre der Werke von Neulateinern statt der alten Klassiker vorgeschrieben war, und jene statt dieser als Muster zur Nachahmung aufgestellt und erklärt wurden: so wäre eine solche Behauptung geradezu unrichtig, und stünde im offenbaren Widerspruch mit dem klaren Wortlaut des Lehr- und Studienplanes der Societät. Denn unter den gemeinschaftlichen Regeln für die niederen Schulen befiehlt die 27. glattweg: „Bei den Vorlesungen sollen nur die alten Autoren, keineswegs aber neuere erklärt werden.“ — Und in der 1. Regel für den Lehrer der Rhetorik heißt es unter Anderem: „Der Stil soll im Allgemeinen nur nach Cicero gebildet werden.“ — Wenn dergleichen schon für den Unterricht der Gymnasialschüler vorgeschrieben war, so galt es um so mehr für die Repetenten der Societät. Indeß mochten immerhin, wie uns Juvencius belehrt, hin und wieder auch Werke von Neulateinern vorgenommen werden, um sie mit den alten klassischen Meisterwerken zu vergleichen und nach diesen Mustern an ihnen Kritik zu üben: aber vorgeschrieben waren sie nicht, und Pubitschka, Cornova's Lehrer, wollte, wie wir gehört haben, von den Neulateinern nicht viel wissen. Auch fand man bei der einmal in den Schulen — sowohl katholischen als protestantischen — herrschenden Sitte, alle Arten schriftlicher Aufsätze theoretisch und praktisch durchzumachen, bei den klassischen Schriftstellern nicht immer oder doch nicht viele für die Jugend passende Muster; so besonders für die sogenannten Progymnasmata (Vorübungen) — Dialog, Brief, Chria u. s. w., von letzterer fanden sich nur Beispiele im Aphthonius, und was die Briefe betrifft, so dürften sich unter den Briefen Ciceros (so trefflich sie an und für sich sind) nicht gar viele finden, die eine größere Anziehungskraft für die Jugend, besonders für das zartere Alter hätten; da sie wegen ihres meist politischen Inhaltes und des männlichen ernsten Tones zu weit außerhalb des Kreises der Anschauungen und Gefühle, der Kenntnisse und Situationen stehen, in dem sich das Knaben- und Jünglingsalter bewegt, und daher minder geeignet sind, einen wohlthätigen, ethischen Einfluß auf jugendliche Gemüther zu üben und als

Muster zum Briefschreiben zu dienen. Daher waren eifrige und einsichtsvolle Schulmänner darauf bedacht, diese Lücke nach Möglichkeit auszufüllen; und so entstanden die trefflichen Progymnasmata des P. Pontanus (von denen einige leichtere in der 2. Klasse neben Nepos und ausgewählten Briefen des Cicero in Deutschland und Oesterreich gelesen wurden), so eine Menge Sammlungen von Briefen, Chrien u. s. w. Aber auch die höheren Formen stilistischer Darstellung — die eigentliche Rede, das Epos und Drama — wurden eifrig bearbeitet, nur daß man ihnen einen Inhalt gab, welcher mit der Religion, den Sitten und Einrichtungen, der Cultur und ganzen Lebensweise der modernen Völker mehr im Einklang stand, um der studirenden Jugend zu zeigen, wie die schöne Sprache und kunstvolle Darstellung der alten Meister für christliche und moderne Stoffe benützt werden könne. Noch mehr — da einmal Alle, welche die Gymnasialklassen absolvirt hatten, große Gewandtheit im Gebrauche der lateinischen Sprache besaßen (sie war ja die gemeinschaftliche Sprache aller Gebildeten) und lateinische Werke in gebundener oder ungebundener Rede leicht lasen, so wurden zahllose prosaische und poetische Werke — Reden — Epopöen — Comödien und Tragödien — in lateinischer Sprache (gerade wie heute in der Muttersprache) verfaßt und durch die Presse unter das lesende Publikum verbreitet.

So entstanden denn auch die Epistolae familiares des P. Kolczawa, so dessen Exercitationes epicae und dramaticae. Sie waren nicht blos für Studirende berechnet, sondern auch für Leser außerhalb der Schule; wie er selbst in der Vorrede zu seinen „Epistolae" sagt.*) „Aber mit wem," heißt es dort unter Anderem, „habe ich es denn zu thun? wer wird diese meine Briefe eines günstigen Blickes würdigen? Es wird entweder ein mit wissenschaftlicher Bildung begabter Mann oder ein Jüngling sein, der sich auf Erlernung der schönen Wissenschaften verlegt. Beiden wollte ich mit meiner Arbeit dienen: doch

---

*) „Sed cum quo mihi negotium est? Quis has tabellas benigno lumine dignabitur? Aut vir erit politioris disciplinae longe scientissimus: aut juvenis, qui primo studium ponit in cognoscendis bonis artibus. Utriusque bono non citra sudorem illas exaravi. Illud tamen virum in litteris summum officiose rogatum velim, quo delectum in iis faciat, sibique accommodas duntaxat perlegat, levioribus studiosae juventuti relictis. Floridae vero aetati auctor sum, in eis solum versetur, quae genio suo fuerint opportuna. Alia quippe non vulgariter eruditis popronenda sunt, alia eis, qui primum litteras a limine salutant etc."

möchte ich den wissenschaftlich gebildeten Mann höflich ersuchen, unter den Briefen eine Auswahl zu treffen und nur solche, die für ihn passen, zu durchlesen, die geringfügigeren aber der studirenden Jugend zu überlassen; dem blühenden Alter aber rathe ich, mit der Lectüre derjenigen sich zu befassen, die seinem Genius mehr angemessen sind. Denn Anderes muß man wohl gebildeten Männern, und Anderes jenen darbieten, die erst an der Schwelle die Wissenschaften begrüßen u. s. w.

So viel von der Absicht des P. Kolczawa bei der Veröffentlichung seiner Briefe; daß er dabei an die Repetenten der Societät gedacht, das deutet er in der ganzen Vorrede auch nicht mit einer Silbe an. Möglich war es nun allerdings, daß diese Briefe den Repetenten als Nebenlectüre in die Hände gegeben wurden, aber die Stelle der Klassiker, wie Herr Dr. Kelle seinen Lesern vorzuspiegeln sucht, vertraten sie nicht: dasselbe gilt auch von den Exercitationes epicae — und — dramaticae.

Uebrigens geschieht es offenbar nicht ohne löbliche Nebenabsicht für den Zweck, daß der Herr Doctor aus der reichhaltigen Sammlung nur wenige und solche Briefe hervorhebt, durch deren Inhaltsangabe die Leser leicht auf den Gedanken gebracht werden könnten, P. Kolczawa sei in allen seinen Briefen ein ebenso ungeschickter als zudringlicher und finsterer Sittenrichter. Doch dem ist nicht so: die ganze Sammlung füllt ein Buch von 480 Seiten in Octav mit kleinem Druck und enthält ungefähr dritthalbhundert Briefe, welche nach damaliger Eintheilung in die drei Hauptklassen — generis deliberativi (berathender Art) — judicialis (Anklage, Vertheidigung bezweckend) und demonstrativi (Lob, Tadel enthaltend) mit all den mannigfaltigen Unterabtheilungen zerfallen, so daß sie so ziemlich für alle möglichen Arten von Briefen, Analogien und Beispiele bieten; nur eine einzige ausgenommen, die sich, wie der Verfasser am Ende selbst sagt, mit seinem Stande nicht vertragen würde. So kann Herr Dr. Kelle, wie der geehrte Leser schon öfters wird bemerkt haben, kaum eine Anmerkung machen, ohne zu verdächtigen, zu verdrehen, zu entstellen, indem er bald zu wenig, bald zu viel, bald Falsches sagt.

Im Folgenden rechtfertigt Herr Dr. Kelle nur allzusehr diese meine Klage. Nachdem er im Vorhergehenden die Grammatik — ganz auf eigene Faust, ohne alle Berechtigung dazu, wie ich gezeigt — als einen wesentlichen, ja den wesentlichsten Gegenstand der Repetition dargestellt, geht er nun auf die Lehrer in der Repetition über, um dann im naturgemäßen Zusammenhange auf die in der alten Societät gebräuchlichen

grammatischen Lehrbücher des Emanuel Alvarez und Jacob Gretser zu kommen und beide tüchtig zu zerzausen.

War die Tadelsucht des Herrn Doctors und die Leichtfertigkeit, womit er auf die Leichtgläubigkeit der Leser rechnete, bisher oft auffallend groß und kaum zu ertragen, so erreicht sie jetzt den Culminationspunkt und wird geradezu unerträglich. Denn wenn es schon von unwürdiger Tadelsucht zeugt, auch nur gegen ein Individuum, das bisher in wissenschaftlichem Rufe stand, den Vorwurf wissenschaftlicher Verwahrlosung zu schleudern, ohne ihn durch viele und triftige Beweise zu begründen; so gilt dies wohl noch weit mehr, wenn solche Vorwürfe, ohne die nöthigen Belege beizubringen, gegen eine einst in der ganzen Welt verbreitete und im Rufe hoher wissenschaftlicher Bildung stehende Ordensgenossenschaft im Publikum verbreitet werden, und unbegreifliche Unbesonnenheit ist es, seine Leser für so seicht, so gedankenlos und denkfaul zu halten, daß sie, ohne nach den Beweisen zu fragen, bloße Behauptungen als baare Wahrheit hinnehmen werden.

Was nun die Lehrer in der Repetition betrifft, so weiß Herr Dr. Kelle nichts als Schlechtes von ihnen zu sagen. „Sie wurden," sagt er uns (S. 16), „wie dies unten näher ausgeführt ist, in der Regel erst zu Lehrern der Repetenten bestimmt, nachdem sie durch Decennien als Prediger oder in einem andern Berufe gewirkt, und, da sie weder Lust noch Zeit gehabt, philologische Studien zu betreiben, selbst die wenigen theoretischen Kenntnisse wieder vergessen hatten, welche sie etwa früher überhaupt besaßen. Durch Jahre also grammatikalischen Studien ganz entfremdet, auch meist zu alt, um sich nach erhaltenem Auftrage, die Repetenten zu unterrichten, neuerdings in dieselben hinein zu leben, ihrer Aufgabe daher eben so wenig gewachsen wie bewußt, ließen sie die ihrer Leitung anvertrauten Repetenten, mit denen sie doch lateinisch sprachen und welche lateinische Tragödien schreiben mußten, bei welchen sie also eine vollständige Kenntniß der lateinischen Sprache voraussetzten, zur Erlernung derselben knabenmäßige Aufgaben ausarbeiten, sowie auswendig gelernte Regeln der Formen- und Satzlehre aufsagen, und zwar aus den Principia seu Rudimenta grammatices, welche nach den Institutionen des Jesuiten Emanuel Alvarus bearbeitet waren."

Wahrlich schwere Anklagen, arg compromittirende Vorwürfe! Doch zum Glücke für mich, zum Aerger des Lesers, und zum Unglücke für Herrn Dr. Kelle sind es nur leere Behauptungen, nur hohle Declamationen, wozu der heilige Zweck ihn begeisterte. Hat denn Herr

Dr. Kelle, als er diese seine grundlosen, aus der Luft gegriffenen Schmähungen zu Papier brachte, gar nicht daran gedacht, daß er gegen den Incriminirten sich einer unmoralischen Handlung schuldig mache? — er, der doch, wie wir sehen werden, den Jesuiten gegenüber den strengen Moralisten spielt — hat er gar nicht daran gedacht, daß wenigstens ein großer Theil der Leser Verstand genug haben werde, die Beweise zu verlangen, wodurch er seine Beschuldigungen erhärtet, nach den Quellen zu fragen, aus denen er die Rechtfertigung seiner Vorwürfe schöpft? Früher, wie wir gesehen haben, suchte doch der Herr Doctor seine windigen Behauptungen dadurch zu stützen, daß er hin und wieder einen Text aus dem Institut verstümmelte oder verdrehte, jetzt aber soll der Leser, weil es Herrn Dr. Kelle so gefällt, die gröbsten Anklagen ohne alle Spur eines Beweises gläubig hinnehmen. Wohl verspricht der Herr Doctor die Wahrheit dessen, was er hier von den Lehrern der Repetenten sagt, weiter unten — d. i. S. 63 bis 64 — zu zeigen: allein was er dort theilweise dem Cornova nachschreibt, gilt nur den Studienpräfecten, und hat mit den Professoren der Repetenten gar nichts zu schaffen, obgleich Herr Dr. Kelle, um seine Leser zu täuschen, als erfüllte er sein Versprechen, neben dem Studienpräfecten ein paar Mal auch den Professor der Repetenten nennt. Da also Herr Dr. Kelle für alle seine oben angeführten Auslassungen gegen die Lehrer der Repetenten keinen einzigen Beweis anführt, so kann ich mich ihm gegenüber mit vollem Rechte auf das bekannte Axiom berufen: „Quod gratis asseritur, gratis negatur“ — „Was ohne Gründe behauptet wird, wird ohne Gründe in Abrede gestellt“ —; und gestützt auf dieses Axiom protestire ich gegen Alles, was Herr Dr. Kelle über die Lehrer der Repetenten sagt, und erkläre ich alle seine diesbezüglichen Behauptungen, bis er sie durch klare und unumstößliche Beweise erhärtet, für leere unbegründete Schmähungen, und insbesondere erkläre ich als baare Unwahrheit und Verleumdung die Behauptungen: 1. daß die Lehrer der Repetenten so altersschwache, so abgetakelte, so an Geist und Körper herabgekommene und solcher Ignoranz anheimgefallene Leute waren, daß sie ihrem Lehramte weder genügen konnten noch wollten; 2. daß die Repetenten „knabenmäßige Aufgaben ausarbeiten“ mußten, insofern darunter grammatische Pensa verstanden werden — wie sie in der ersten und zweiten Grammatikalklasse gegeben zu werden pflegen —, und daß sie „auswendig gelernte Regeln der Formen- und Satzlehre und zwar aus den Principia seu Rudimenta grammatices aufsagen“ mußten.

Dieser Protest und diese Erklärung müßte, besonders mit der Hinweisung auf das, was Juvencius von der Repetition überhaupt und Cornova insbesondere von seinem Lehrer in der Repetition uns sagt, vollkommen als gerechtfertigt erscheinen, und sowohl von dem Tribunal des Herrn Dr. Kelle als dem des Publikums genügen, sollte ich auch keine weiteren positiven Beweise gegen den Herrn Doctor anführen; denn wahr ist und ewig wahr bleibt der dialektische Grundsatz: „Was ohne Beweis behauptet wird, wird auch ohne Beweis geleugnet“ — „Quod gratis asseritur, gratis negatur.“

Doch ich liebe positive Beweise und denke, auch die Leser werden solche gerne vernehmen: darum mögen sie hier denn folgen.

Wir haben in unserer Bibliothek die Kataloge des Personalstandes in den Collegien der österreichischen Provinz vom Jahre 1727 bis zum Jahre 1773 — also bis zur Aufhebung der Societät. In diesen Katalogen durchblätterte ich nun die Jahrgänge 1760, 1768 und 1773 und suchte mir die Namen der Professoren der Repetenten auf, die ich auch leicht fand; allein die Kataloge der alten Gesellschaft geben weder das Geburtsjahr, noch das Jahr des Eintritts in den Orden an, daher ich mich noch nach einer anderen Quelle umsehen mußte, und diese fand ich im Werke von P. Stöger: „Scriptores Provinciae Austriae Societatis Jesu etc.“ — „Schriftsteller der österreichischen Provinz der Gesellschaft Jesu rc.“ — In diesem Werke sind aber nur die Namen jener Lehrer der Repetenten verzeichnet, die zugleich Schriftsteller waren, alle übrigen finden natürlich darin keinen Platz.

Die Namen der Lehrer der Repetenten im Latein, Griechischen, in der Mathematik und Philosophie — denn auch in diesen Fächern gab es für fähigere Köpfe eine Repetition —, die ich nur in den Provinz-Katalogen der genannten drei Jahrgänge und in dem Schriftsteller-Verzeichniß des P. Stöger mit genauer Angabe ihres Geburts- und meistens auch ihres Sterbejahres fand, sind folgende:*)

Petrus Halloy, geb. 1707, trug im Collegium zu Graz den Repetenten die Mathematik vor vom Jahre 1750 — 1766, gest. 1789. Er besaß ausgezeichnete Kenntnisse in der Mathematik, Physik und Geschichte, wie die von ihm hinterlassenen Werke bezeugen.

Mathias Eisenpeitel war Professor der Repetenten des Griechischen, ebenfalls im Grazer Collegium 1760 — ward geboren 1722,

*) Mehrere von den folgenden Namen finden sich auch in den beiden Werken: Das gelehrte Oesterreich — von De Luca — und — Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich — von Dr. Constant v. Wurzbach.

† 1796; er war ununterbrochen Professor der griechischen Sprache von 1756 bis zur Aufhebung der Gesellschaft. Er veröffentlichte: Synopsis Grammaticae Linguae Graecae. Graecii 1765. Enchiridium sacrum ex Scriptura S. et Patribus pro Linguae Graecae Candidatis. Tyrnaviae 1771. Vocabularium graecum ex Evangelio.

Karl Klein gab 1760 im Collegium zu Leoben Unterricht den lateinischen Repetenten, nachdem er dies schon seit 1753 in den Collegien zu Raab und Skalitz gethan hatte, war dann zuletzt Historiograph im Collegium zu Linz — geb. 1710, † 1764. Außer anderen Schriften gab er heraus: Analecta poetica Provinciae Austriae Soc. Jesu, interpretatione et notis illustrata. Viennae 1755 und 1757. 2 Bände.

Wilhelm Jenamy, Professor der griechischen Repetenten in demselben Collegium 1760 — geboren 1726, † 1784. Nebst mehreren Schriften in lateinischer Sprache, gab er zwei Sammlungen kirchlicher Hymnen und mehrere kleine Werke in deutscher Sprache heraus.

Stephan Szentivanyi gab 1760 im Collegium zu Tyrnau Unterricht den Repetenten im Griechischen — geboren 1725, gestorben bald nach der Aufhebung der Gesellschaft — und gleichzeitig mit ihm unterrichtete.

Franz Weiß in demselben Collegium die Repetenten der Mathematik — geb. 1717, † 1780. Er war ein ausgezeichneter Astronom, gab die astronomischen Beobachtungen vom Jahre 1756—1771 heraus, und blieb nach Aufhebung seines Ordens Vorsteher der astronomischen Sternwarte bis an das Ende seines Lebens.

Jacob Hebeler war 1760 im Collegium zu Raab Lehrer der Repetenten im Latein — war in den Orden getreten 1740, starb 1793. Er hinterließ ein Manuscript: Institutio brevis ad humaniores litteras discendas docendasque. Notata graeca, hebraica, historica, geographica et mathematica. Comoediae XV.

In demselben Collegium und in demselben Jahre lehrte die Repetenten im Griechischen Michael Hübner; noch sehr jung, denn im Jahre 1757 war er im 4. Curs der Theologie.

Samuel Metz leitete die lateinische Repetition der Scholastiker vom Jahre 1755—65 im Collegium zu Skalitz — geb. 1716, † 1772 — mit ihm unterrichtete (1760) die Repetenten im Griechischen.

Andreas Handler, geb. 1726, † 1762. Vom ersteren ist übrig ein lateinisches Gedicht: Metamorphosis septicollis Daciae occasione mortis Caroli VI. Rom. Imp. Carmen elegiacum. Claudiopoli 1741;

vom letzteren ebenfalls ein größeres lateinisches Gedicht: Principes tredecim Transylvaniae - Carmine elegiaco. Claudiopoli 1733.

Karl Scherfer, einer der größten Mathematiker, Physiker und Astronomen der damaligen Zeit, gab seit 1756 bis zur Aufhebung der Gesellschaft im Collegium in Wien den Repetenten Unterricht in der Mathematik — geb. 1716, † 1783. Der Raum gestattet nicht, seine zahlreichen Werke hier anzuführen.*) In demselben Collegium lehrte (1760) die Repetenten der Philosophie

Mathias Kaufmann — er war in den Orden getreten 1743, † 1797.

Im Jahre 1768 war im Collegium zu Leoben Lehrer in der lateinischen Repetition.

Franz Muffat (im Ganzen acht Jahre lang, von 1761 bis 1769), geb. 1721.

Franz Kirina gab (1768) im Collegium zu Raab Unterricht in der lateinischen Repetition (im Ganzen die letzten sechs Jahre vor der Aufhebung des Ordens) — geb. 1732. — In demselben Jahre leitete daselbst

Gervas Jenamy die griechische Repetition — geb. 1730, † 1806.

Carl Wagner war Lehrer der Repetenten im Latein (1768) im Collegium zu Skalitz — geb. 1732, † 1790.

Josef Hiemer gab 1773 im Collegium zu Raab Unterricht in der griechischen Repetition, war in den Orden getreten 1758 und war nach Aufhebung desselben Director der National-Schulen in Pest.

Franz Pachner repetirte im Collegium zu Graz die zwei letzten Jahre vor der Aufhebung mit den Scholastikern die Mathematik — geb. 1729, † 1791.

Franz Muthsam leitete die vier letzten Jahre vor der Aufhebung der Gesellschaft die lateinische Repetition im Collegium zu Leoben — geb. 1733, † 1800.

Ich habe unmöglich Zeit, in den alten Provinz-Katalogen und im Buche des P. Stöger nach mehreren Namen zu suchen; glaube auch, daß die aus den genannten drei Jahrgängen angeführten Repetenten-Lehrer

---

*) Da es dem Herrn Dr. Kelle gegenüber zunächst nur auf das Alter der Repetenten-Lehrer ankömmt, will ich, um Raum zu sparen, alle ferneren literarischen Notizen bei Seite lassen.

genügen werden, um den billigen Leser zu überzeugen, was von der Behauptung des Herrn Dr. Kelle zu halten sei, daß nur altersschwachen Greisen, die längst schon Alles vergessen hatten und daher ihrer Aufgabe ebensowenig gewachsen wie bewußt waren, das Amt eines Repetenten-Lehrers übertragen oder vielmehr aufgebürdet wurde.

Während ich aber im Buche des P. Stöger herumblätterte, fielen meine Blicke zufällig auf ein Paar andere Lehrer der Repetenten, die zwar nicht diesen drei Jahrgängen, doch immerhin der letzten Periode der alten Societät angehören, und zum Unglück für Herrn Dr. Kelle auch eine andere von seinen vielen windigen Behauptungen zu Schanden machen, nämlich die Behauptung (S. 26), „daß es den Jesuiten niemals eingefallen, ein engeres Band um die alten Sprachen zu schlingen und sie von Einem Lehrer unterrichten zu lassen" (also werden auch die Sprachen unterrichtet — wahrlich sonderbar!). — Diese beiden Lehrer sind Andreas Friz (geb. 1711, † 1790), der viele Jahre hindurch in den Collegien zu Graz, Skalitz und Raab die Repetenten in der lateinischen und griechischen Sprache zugleich unterrichtete — und Sigmund Calles (geb. 1696, † 1761), der berühmte Geschichtschreiber, der in früherer Zeit die lateinische und griechische Repetition der Scholastiker eilf Jahre lang im Collegium zu Leoben leitete.

Und wenn wir unsere Blicke nach der böhmischen Provinz wenden, so finden wir dort in der allerletzten Zeit, die unmittelbar der Aufhebung der Societät vorherging, bei Pelzel („Böhmische — — Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten") einige Lehrer der Repetenten, die wahrlich nicht an Körper und Geist decrepide Greise waren. Der erste ist Franz Pubitschka, der von Cornova gepriesene Lehrer — „er ward geboren 1722" (Pelzel S. 247), trat in den Orden 1739 — lehrte die Grammatik 4, die Dichtkunst 2, die Redekunst 3, die griechische Sprache 4 Jahre. War Professor Repetentium humaniora 7 Jahre und Historiker der Provinz 7 Jahre. Ist Doctor der Philosophie, und jetzt" (Pelzel schrieb 1785) „Dekan der philosophischen Facultät zu Prag." Der andere Repetenten-Lehrer ist Johann Trutnowsky; von ihm berichtet Pelzel (S. 251) Folgendes: „Johann Trutnowsky ist 1725 geboren. Er wurde Jesuit 1746 und lehrte die Grammatik 2 Jahre, die Poetik 1 Jahr, die Rhetorik 7 Jahre. Dann war er Professor Repetentium humaniora 8 Jahre, Hausgeschichtschreiber 5 und Praeses Juniorum 7 Jahre, denen er die Geschichte vortrug zwei Jahre. Er war auch Bibliothekar im Clementinischen Collegio 3 Jahre. Ist Doctor der Philosophie und Theologie, und seit 15 Jahren Präfect

der lateinischen Schulen in dem Prager Kleinseitner Gymnasium.“ Beide also, sowohl Pubitschka als Trutnowsky, standen im kräftigsten Mannesalter, als sie Lehrer der Repetenten wurden, beide hatten unmittelbar vorher die klassischen Sprachen auf dem Gymnasium mehrere Jahre docirt, und beide entwickelten auch nach der Aufhebung der Gesellschaft noch viele Jahre hindurch eine rührige Thätigkeit als Schulmänner und Literaten. Beide an wissenschaftlichem Ruhm überstrahlend reiht sich an diese Joseph Stepling, ein ausgezeichneter Mathematiker und Physiker, und wenn nicht der größte, so doch einer der größten Astronomen Böhmens. Geboren im Jahre 1716, in den Orden eingetreten 1733, unterrichtete er die Repetenten der Mathematik 6 Jahre lang im besten Alter, auf jeden Fall, bevor er Vorsteher der Sternwarte zu Prag wurde, was, wie uns Pelzel versichert, im Jahre 1751, also in seinem 35. Lebensjahre geschah; bei welchem Amte er dann ununterbrochen bis zu seinem Tode — 1778 —, also auch noch nach der Aufhebung der Gesellschaft verblieb.

Schon vor Stepling war Lehrer der Repetenten im Griechischen Franz Wissinger in ganz rüstigem Alter, denn nachher war er noch Professor der Philosophie 3, der Theologie 14, Rector verschiedener Collegien 11 Jahre lang; hierauf Rector der Prager Universität 3, Provinzial 4½, Gewissensrath des Cardinal-Bischofs zu Olmütz 12 Jahre lang, bis er endlich im Clementinum zu Prag starb 1773.

Wiederum berichtet Pelzel, daß Caspar Sagner, geboren 1721, in die Gesellschaft aufgenommen 1737, den Repetenten der Mathematik Unterricht ertheilt; dann die neoterische Philosophie in Prag gelehrt habe. Hierauf nach Madrid berufen, habe er dort im königlichen Collegium die Mathematik 5 Jahre tradirt. Nach Prag zurückgekehrt sei er Dekan der philosophischen Facultät gewesen u. s. w., bis er nach der Aufhebung des Ordens als Präses des Seminars bei St. Wenzel gestorben 1781. Also auch dieser war als Lehrer der Repetenten kein abgelebter Greis und in seinem Fache, wie man sieht, vollkommen Meister.

Auch Franz Wilde war nach Pelzel in den besten Jahren, als er Lehrer der Repetenten im Griechischen und in der Geschichte war. Geboren 1736, lebte er noch, als Pelzel (1786) sein Buch veröffentlichte.

Ferner berichtet uns Herr Dr. Kelle selbst (S. 64), daß ein gewisser N. N. (den Namen verschweigt uns der Herr Doctor) „sogleich

als er Priester geworden, zum Präfecten und zugleich Lehrer der Repetenten protegirt worden," und so haben wir wiederum einen jungen Repetenten-Lehrer. Doch warum bedient sich der Herr Doctor des Ausdruckes „protegirt"? — In der Gesellschaft gibt es keine derartigen Protectionen, und war denn etwa das Amt eines solchen Lehrers oder des Schulpräfecten eine so glänzende Auszeichnung? Liegt doch der wirkliche Grund so ganz nahe: der N. N. hatte bereits im Gymnasium mehrere Jahre mit gutem Erfolge docirt, und auch in der Handhabung der Schuldisciplin sich ausgezeichnet, und so seine Fähigkeit zu beiden Aemtern thatsächlich bewiesen.

Endlich erzählt uns Cornova (S. 158—59) von sich selbst, wie der P. Provinzial gerade im Jahre vor der Aufhebung ihn für das Amt eines Repetenten-Lehrers bestimmte; eben weil er bisher in seiner Stellung als Gymnasiallehrer sich ausgezeichnet hatte, so jung er sonst noch war, denn er lehrte gerade, wie er selbst sagt, als Priester das dritte Jahr die Poetik.

So hätten wir denn auch aus der böhmischen Ordensprovinz acht Repetenten-Lehrer, welche alle im rüstigen Alter dieses Amt versahen. Der Grund, warum ich nicht mehrere anführe, ist einfach dieser, weil ich eben die Kataloge der alten böhmischen Provinz nicht zur Hand habe, aus denen sich doch annäherungsweise das Alter der Repetenten-Lehrer bestimmen ließe, im Werke des Petzel aber nur solche angeführt sind, die zugleich Schriftsteller waren. Uebrigens Herrn Dr. Kelle gegenüber müßte auch eine noch geringere Zahl als vollkommen hinreichend erscheinen: denn er selbst spricht wohl von hochbejahrten Repetenten-Lehrern, nennt uns aber keinen einzigen, weder hier S. 16, noch S. 64, wo er doch die Beweise zu bringen verspricht.

Uebrigens wählte ich absichtlich Repetenten-Lehrer aus den letzten Jahren des Bestehens der alten Societät, weil Herr Dr. Kelle andeutet, daß besonders in der späteren Zeit der Unfug überhand genommen, gebrechliche und unwissende Greise zu Professoren der Repetenten zu bestellen.

So haben wir denn zwanzig Lehrer der Repetenten aus der österreichischen Provinz, welche alle, bis auf zwei, in den Jahrgängen 1760, 1768 und 1773 Unterricht ertheilten (es waren ihrer mehrere, aber das Alter konnte ich, wie bereits gesagt, nur von jenen genau ausfindig machen, die zugleich Schriftsteller waren) und acht aus der böhmischen Provinz, ungefähr aus derselben Zeit, und alle diese acht und zwanzig Lehrer standen nach den zuverlässigsten Quellen (Pelzel und Stöger geben in der Vorrede ihre Quellen an — letzterer auch an den einzel-

nen Stellen im Text) im rüstigen Mannesalter, als sie dieses Amt versahen, und hatten vorher mehrere Jahre lang die respectiven Fächer auf verschiedenen Gymnasien docirt: was will da diesen zahlreichen und aus unverwerflichen Quellen constatirten Thatsachen gegenüber Herr Dr. Kelle mit seinen von mir oben (S. 101) angeführten Auslassungen über Altersschwäche und totale Unfähigkeit der Lehrer in den Repetitionen? wie wird er seine groben Beschuldigungen beweisen? wann die Quellen angeben, auf welche er selbe stützt? wann sein unmoralisches Vergehen — denn als ein solches muß ich es bezeichnen — vor dem Publicum rechtfertigen? Als Geschichtschreiber ist er dazu verpflichtet, wofern aus dem Geschichtschreiber nicht ein bedauernswerther Geschichtsmacher werden soll. Kurz und gut — bis nicht Herr Dr. Kelle für alle seine diesbezüglichen Auslassungen zuverlässige Beweisquellen angibt, erkläre ich selbe als böswillige Erfindung und Verleumdung.

Dasselbe gilt von den beiden anderen Behauptungen des Herrn Doctors, daß die Repetenten „knabenmäßige Aufgaben ausarbeiten" und „auswendig gelernte Regeln der Formen- und Satzlehre, und zwar aus den Principia seu Rudimenta grammatices, welche nach den Institutionen des Jesuiten Emanuel Alvarus (Alvarez sollte der gelehrte Doctor sagen) bearbeitet waren, aufsagen" mußten. — Ich habe bereits bemerkt, wie ich diese beiden Behauptungen des Herrn Doctors, da er keine Beweise hiefür anbringt, ohne weiteres als unerwiesen und falsch in Abrede stellen könnte, nach dem allgemein anerkannten Grundsatze: „Quod gratis asseritur, gratis negatur" — „Was ohne Beweise behauptet wird, wird ohne Beweise in Abrede gestellt"; allein bei zwei Ausdrücken des Herrn Doctors muß ich doch etwas länger verweilen, denn sie sind so ganz geeignet, die ehrenwerthe Taktik zu beleuchten, die er bei Abfassung seiner sogenannten Geschichte der Jesuiten-Gymnasien angewendet. Die beiden Ausdrücke „auswendig gelernte Regeln" und „knabenmäßige Aufgaben" hat der Herr Doctor aus Cornova aufgefischt, aber sie gar arg mißbraucht und eine ganz unberechtigte Anwendung davon gemacht. Cornova erzählt nämlich im fünften Briefe (S. 61), daß, als er nach absolvirter Repetition in das akademische Collegium zu Olmütz geschickt worden war, um dort Philosophie zu studiren, und dort mit seinen Mitrepetenten oft seinen Lehrer Pubitschka rühmte, andere Scholastiker, die ebenfalls aus der Repetition dorthin gekommen waren, von ihrem Lehrer nicht so löblich sprachen, sondern über ihn als einen Schulpedanten schalten, der tägliche „knabenmäßige Pensa" forderte und „auswendig gelernte Regeln" sich aufsagen ließ.

Nun mochte wohl immerhin der Lehrer, den die jungen Hitzköpfe schalten, in vielen Dingen dem Pubitschka nachstehen — dieser war aber auch nach Cornova's Schilderung das Ideal eines Lehrers — allein wenn sie sich beklagten, daß sie „auswendig gelernte Regeln“ aufsagen mußten, so sind darunter keineswegs Regeln der Grammatik zu verstehen, wie Herr Dr. Kelle will, sondern Regeln der Rhetorik und Poetik; auch diese heißen lateinisch Praecepta, und gibt es nicht nur Praecepta grammatices, sondern auch Praecepta stili, poetices, rhetorices, wofür wir im Deutschen „Theorie des Stils, der Beredsamkeit, der Dichtkunst“ zu sagen pflegen. Diese theoretischen Regeln mag nun jener Lehrer etwas mechanisch und geistlos vorgetragen und mit allzu großer pedantischer Pünktlichkeit von den Repetenten gefordert haben, während Pubitschka in freiem, geistvollem Vortrage selbe seinen Schülern erklärte, von verschiedenen Gesichtspunkten, selbst auf Spaziergängen erläuterte, und durch Hinweisung auf Musterstellen in den klassischen Autoren veranschaulichte. Daß nicht grammatische Regeln zu verstehen seien, mochte Herr Dr. Kelle selbst gefühlt haben; allein um seinen Lesern Sand in die Augen zu streuen, sah er sich bemüssigt, der Stelle bei Cornova aus eigener Machtvollkommenheit die Worte — „der Formen- und Satzlehre“ hinzuzufügen; ein hübsches Pröbchen von Kelle'scher Genauigkeit und Unparteilichkeit. Dieses Pröbchen erscheint um so auffallender, als Herr Dr. Kelle sich gar leicht aus Cornova selbst hätte belehren können, was da für Regeln zu verstehen seien. Denn Seite 74 (Brief 6) erzählt Cornova, wie er einmal einem Examen der Repetenten unter der Leitung eines etwas pedantischen Lehrers beigewohnt, und sagt da unter Anderem: „Der Lehrer brachte Fragen aus einer oft schiefen Theorie der Epistel und der Rede, oder der Ekloge, der Ode und des Drama vor, u. s. w.“ Also Regeln aus der Poetik und Rhetorik sind zu verstehen, nicht aus der Grammatik, wenn Cornova's Collegen sich beklagten, daß ihr Lehrer in der Repetition „auswendig gelernte Regeln sich aufsagen ließ.“

Ebenso verhält es sich mit den „knabenmäßigen Pensa“; es sind darunter nicht grammatische Pensa zu verstehen, sondern leichte, alltägliche, allgemeine, eben nicht großartige, ideenreiche Themata zu Aufsätzen, welche allenfalls auch Knaben, eben wegen ihrer Allgemeinheit, hätten bearbeiten können; wiederum im Gegensatz zu Pubitschka, der seine Schüler selbst den Stoff zu schriftlichen Ausarbeitungen wählen ließ, oder, wenn er die getroffene Wahl nicht billigen konnte, ihnen anziehende, geistreiche und gehaltvolle Stoffe — „meistens“, wie Cornova sagt,

„aus der Zeitgeschichte“ — vorlegte. Denn, wie bereits bemerkt, der grammatische Unterricht und schriftliche grammatische Uebungen bildeten keinen förmlichen Gegenstand der Repetition; und Herr Dr. Kelle hat selbe gleichsam bei den Haaren in die Repetition hineingezogen, sowohl aus andern leicht begreiflichen Gründen, als auch um zuerst über die Principia seu Rudimenta grammatices (Anfangsgründe der Grammatik), dann über die Institutio grammatica (Unterricht in der lateinischen Grammatik), des Emanuel Alvarez und über die griechische Grammatik von Jacob Gretser herfallen zu können. So wollen wir denn hören, was Herr Dr. Kelle von diesen Schulbüchern der alten Societät uns zu sagen beliebt, und sehen, wie sie wirklich beschaffen waren; auch diese Partie wird uns hinsichtlich der Genauigkeit und Redlichkeit des Herrn Doctors viel des Interessanten bieten.

Zuerst bespricht Herr Dr. Kelle (S. 16), nachdem er die ebenso höhnische als unwahre Behauptung vorausgeschickt, daß den Professoren der Repetenten die Institutio grammatica selbst (das große grammatische Werk des Alvarez) meist zu schwierig schien (auf die Beweise vergißt der Herr Doctor wieder gänzlich), und sie sich deshalb mit den Principia grammatices (einem Auszuge aus dem größeren Werk) begnügten, eben diese Principia seu Rudimenta grammatices (Anfangsgründe der lateinischen Grammatik).

Was nun Inhalt und Umfang dieses Buches betrifft, fand es Herr Dr. Kelle für rathsam, seinen Lesern in aller Kürze nur das Wenige mitzutheilen: daß es aus drei Theilen bestehe; im 1. sei nur enthalten, was die Knaben zu Hause vor dem Eintritte ins Gymnasium lernen sollten; im 2. und 3. finde sich das, was man in der Parva und Principie, den beiden untersten Gymnasialklassen, lehrte; dies ist alles, was der Herr Doctor von diesem Schulbuche dem Publicum mitzutheilen beliebt, d. h. nichts weiteres als den Titel; dann beginnt er mit seiner ebenso wegwerfenden als unberechtigten Kritik.

Da Herr Dr. Kelle einmal zum Geschichtschreiber der Jesuiten-Gymnasien sich aufgeworfen, so war es sicherlich seine Pflicht, ein so wichtiges Lehrbuch, womit der Grund zum wichtigsten Lehrgegenstande in den damaligen Schulen, nämlich der lateinischen Sprache, gelegt wurde, in genauen Umrissen zu zeichnen,*) damit der Leser davon eine

*) Ich weiß wohl, daß Herr Dr. Kelle S. 120—123 das Buch etwas umständlicher bespricht; allein auch was er dort sagt ist viel zu mangelhaft, besonders nach einer so vernichtenden Kritik, und wird dieser hier mit Recht eine gründlichere, objective Besprechung des Buches entgegengestellt.

so viel möglich klare und vollständige Vorstellung gewinnen, und dieser gemäß sich ein selbstständiges, unbefangenes Urtheil bilden könnte.

Da aber der Herr Doctor dies mit seinem Zwecke nicht vereinbar fand, so sehe ich mich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, um die Schmähungen des Herrn Doctors in ihrem wahren Werthe zu zeigen, dieser etwas trockenen Aufgabe mich zu unterziehen.

Ich habe vor mir die Grazer Ausgabe vom Jahre 1756; die Einrichtung und Form des Buches scheint vom P. Franz Wagner, einem sowohl um den lateinischen Schulunterricht hochverdienten, als durch mehrere im klassischen Latein geschriebene Werke ausgezeichneten österreichischen Jesuiten aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herzurühren, wenn auch der Titel des Buches vom Jahre 1756 mit dem der von ihm selbst besorgten Ausgaben nicht mehr übereinstimmt; wenigstens so viel ist gewiß, daß P. Franz Wagner einen Auszug aus dem großen grammatischen Werke des P. Emanuel Alvarez für die vier Grammatikalschulen ausgearbeitet habe, mit dem Titel: Alvarus explicatus pro 1. et 2. Classe etc. — und — pro 3. et 4. Classe Viennae-Kaliwoda, 8.*) (Die Grammatik des Alvarez erklärt für die 1. und 2. Classe 2c. — und — für die 3. und 4. Wien, Kaliwoda) — ja Herr Dr. Kelle selbst versichert uns geradezu (S. 131), daß die genannten Principia oder Rudimenta grammatices etc. vom P. Franz Wagner bearbeitet worden. Wahrlich ein schlimmes Omen für Herrn Dr. Kelle, der da behauptet, daß sich „kaum glaubliche Irrthümer in allen Theilen dieser Grammatik, selbst in den elementarsten Dingen finden"; freilich ohne auch nur einen einzigen von diesen vielen unglaublichen Irrthümern uns zu nennen, geschweige denn nachzuweisen, weil dies sogar dem erfinderischen Genie eines Herrn Dr. Kelle nicht leicht möglich sein dürfte: nicht aber, wie er selbst sagt, weil „diesen Nachweis nicht alle Leser sachlich verstehen und mit Interesse verfolgen würden"; denn gleich nach dieser Bemerkung tischt der Herr Doctor selbst solchen seinen Lesern, „welche sich, seitdem sie eine der untersten Classen des Gymnasiums besucht, nicht mehr mit dem Latein beschäftigt haben", ziemlich viele von den „schauderhaften" lateinischen Hexametern auf, welche Regeln über das Geschlecht und über die Declinationen und Conjugationen enthalten: wobei der Herr Doctor nicht bemerkt, daß er zwei „schauderhafte" Proben menschlicher Kurzsichtigkeit auf einmal

*) S. P. Stöger's Werk: Scriptores Provinciae Austriacae Societatis Jesu etc. — „Wagner Franciscus."

ablegt; erstens indem er meint, daß Leute, die eine der untersten Classen besucht haben, (also die 1. Grammatikalclasse, denn nur diese kann gemeint sein, widrigens haben sie schon mehrere besucht) und dann für ihr Leben lang das Latein an den Nagel gehängt haben, lateinische Hexameter verstehen werden; zweitens, daß eben dieselben Leute, welche lateinische Hexameter verstehen, „kaum glaubliche Irrthümer“ gegen die Grammatik, „selbst in den elementarsten Dingen“ nicht verstehen würden. O wunderbares Genie unsers Herrn Doctors, wie hoch überragst du doch den gesunden Menschenverstand!

Der erste Theil nun der sogenannten Principia oder Rudimenta umfaßt 182 Octavseiten in ziemlich kleinem und engem Druck, und enthält das, worin der Knabe zu Hause unterrichtet werden mußte, bevor er ins Gymnasium aufgenommen werden konnte. Er zerfällt in zwei Abschnitte; wir können sagen in einen theoretischen und praktischen; der erste — bis Seite 113 — enthält in drei Capiteln oder Absätzen den grammatischen Unterricht für die Knaben; der zweite enthält auf 69 Seiten allerlei praktische Anweisungen und Hilfsmittel, um sowohl dem Knaben das Lernen, als dem Instructor oder Pädagogen das Lehren zu erleichtern, und diesem zu zeigen, wie er vorgehen soll, um diesen Vorbereitungsunterricht mit Erfolg zu betreiben — Alles in deutscher Sprache.

Der erste Absatz, oder das 1. Capitel, handelt bis S. 28 von den fünf Declinationen der Substantiva, den Declinationen der Adjectiva (Beiwörter) und der Pronomina (Fürwörter). Anfangs wird das Nöthige über das Nomen Substantivum bemerkt, wobei zu beachten sei: 1. cujus generis (wessen Geschlechtes), 2. cujus numeri (in was für einer Zahl), 3. cujus casus (in was für einem Biegefalle), 4. cujus declinationis (welcher Biegungsart dasselbe sei. Dann wird über das Genus, oder das Geschlecht gehandelt; dieses werde erkannt aus dem lateinischen Artikel Hic, Haec, Hoc (und dies ist vielleicht in den Augen des Herrn Dr. Kelle einer von jenen „kaum glaublichen Irrthümern, selbst in den elementarsten Dingen“; allein dies wäre nur ein Irrthum des Herrn Doctors, der seine gänzliche Unbekanntschaft mit den alten Grammatikern und Sprachforschern, einem Verro, Priscianus u. s. w. verrathen würde). Hierauf über den Casus oder Biegefall, über den Numerus oder die Zahl das Zweckmäßige erörtert. Der Declinationen endlich seien fünf, die aus dem Genetiv des Singular zu erkennen seien — dann werden die fünf Genetivformen gegeben, woraus all die übrigen Casus gebildet werden. Hierauf folgen drei Hauptregeln: daß alle Nomina sächlichen Geschlechtes drei gleiche Casus haben, den Nominativ, Accusativ und Vocativ, und diese gehen im Plural auf a aus; daß der Dativ und Ablativ in der Mehrzahl in allen fünf Declinationen gleich sei; ebenso der Vocativ dem Nominativ, sowohl in der Ein= als Mehrzahl in allen Declinationen, ausgenommen die Nomina auf us in der 2. Declination im Singular. Dann wird die Declination des deutschen Artikels mit ein paar Bemerkungen gegeben; hierauf folgt eine allgemeine Formationstabelle für alle fünf Declinationen, in allen Endungen, Geschlechtern und

Zahlen. Nun werden die einzelnen Declinationen der Reihe nach besonders behandelt; einer jeden sind eigene, passende Anmerkungen mit den Ausnahmen und ein paar Dutzend Nomina beigefügt, die nach derselben Declination gehen und welche der Knabe dem Gedächtnisse einprägen und decliniren lernen mußte.

Hierauf wird auf fünf Seiten von den Adjectivis (Beiwörtern) mit den nothwendigsten Bemerkungen gehandelt — und die Declination der Adjectiva mit dreien Ausgängen — wobei die 11 unregelmäßigen mit dem Genetiv auf ius und Dativ auf i nicht vergessen sind — aufgestellt; dann die der Adjectiva mit zweien und einem Ausgang gegeben, nebst vier Regeln über die Bildung des Comparativs und Superlativs und zahlreichen Beispielen, woran sich noch die unregelmäßige Declination von den Wörtern domus, duo, ambo, tres reiht.

Hierauf folgt von S. 20—28 ein kurzer Unterricht über die Pronomina oder Fürwörter: es wird die Declination der drei substantivischen Pronomina: ego, tu, sui und die der sechs adjectivischen: hic, iste, ipse, ille, is, idem sammt der deutschen Uebersetzung gegeben; dann werden die sieben Pronomina derivativa oder abgeleitete Fürwörter: meus, noster, nostras, tuus, vester, vestras und suus declinirt; hierauf das Pronomen relativum sammt dem fragenden und unbestimmten: quis, qui etc. Schließlich werden kurz die mit quis und qui zusammengesetzten Pronomina — erstere neun an der Zahl, letztere vier — sowie die doppelt zusammengesetzten: unusquisque und ecquisquam abgethan.

Nun werden von Seite 28—107 die vier Conjugationen oder Abwandlungsarten des Verbums oder Zeitwortes vorgenommen. Nachdem die gewöhnlichen, allgemeinen Bemerkungen über das Verbum, dessen Arten und Eigenschaften, über die Conjugationen, Modi, Tempora, Personen und Numeri vorausgeschickt, wird die Conjugation des Hülfsverbums sum (nach alter Weise Verbum substantivum genannt) mit parallel gehender deutscher Uebersetzung gegeben. Hierauf folgt die Conjugation der regelmäßigen Zeitwörter; doch geht dieser die Mahnung an den Instructor vorher, den Knaben früher recht fleißig in der Erlernung der Conjugation des deutschen Verbums zu üben, damit er um so leichter die des lateinischen begreifen, und beide besonders hinsichtlich der Tempora und Modi vergleichen könne; zu diesem Ende wird auf 12 Seiten ein kurzer Unterricht über das deutsche Verbum und dessen vollständige Conjugation in einem Paradigma sowohl in activer als passiver Form gegeben. Dann wird von den vier lateinischen Formationen des Verbi activi gehandelt, und erstlich gezeigt, welche Tempora von dem Praesens Indicativi activi, welche von dem Praesens Infinitivi, welche von dem Perfectum, welche von dem Supinum auf um gebildet werden; dasselbe geschieht dann mit den Formationen des Verbi passivi.

Hierauf folgen von Seite 48—78 vollständige Paradigmata der vier lateinischen Conjugationen im Activum und Passivum, mit mehreren eingefügten erklärenden Anmerkungen und gegenüberstehenden deutschen Conjugationen; dann wird das Wichtigste vom Verbum neutrum oder intransitivum und vom Deponens bemerkt, für beide ein Paradigma aufgestellt und eine große An-

zahl hieher gehöriger Verba angeführt — so über 50 Deponentia mit intransitiver und über 60 mit transitiver Bedeutung.

Nun folgt von Seite 82—107 die Conjugation der Verba anomala oder unregelmäßigen Zeitwörter, und werden alle der Reihe nach (Possum, Fero, Eo, Fio, Dic, Duc, Fac, Memini, Novi, Odi, Coepi, Edo, Comedo, Volo, Nolo, Malo, Inquam, Ajo, Forem) in lateinischer und deutscher Sprache conjugirt und wird dabei auch allenthalben auf die Conjugation der respectiven Composita aufmerksam gemacht.

An diese reihen sich dann die Verba impersonalia oder unpersönlichen Zeitwörter mit dem Paradigma Poenitet; — sie sind entweder an und für sich (per se) unpersönlich, wie: libet, licet, liquet, miseret, decet, piget, taedet, pudet, oportet; oder nach Umständen (per accidens) wie: constat, expedit, evenit, tonat, fulgurat, pluit, ningit, accidit, contingit, convenit.

Diesen Partien aus der Formenlehre schließen sich die für Anfänger nothwendigsten syntaktischen Regeln — 14 an der Zahl — mit mehreren erläuternden Anmerkungen und einem kurzen Anhang über die Construction der Städtenamen an.

Wenden wir uns nun zum zweiten Abschnitt, dem praktischen, so wird dort erstens gezeigt, wie ein Anfänger bei der Ausarbeitung eines schriftlichen, grammatischen Pensums sich zu verhalten, wie er es anzugreifen habe; ferner wo und wie Anfänger sowohl in den Zeit- als Hauptwörtern am öftesten zu fehlen pflegen; dann folgt ein Paradigma für den Instructor, wie er den Knaben examiniren soll, und als Beispiel ein Pensum, dergleichen er ihm zur schriftlichen Uebung geben kann; und um dem Instructor die Mühe zu erleichtern, werden noch andere derartige Pensa (81 an der Zahl) beigefügt.

Hierauf wird, nachdem in der lateinischen Einleitung treffliche Bemerkungen für den Instructor gemacht worden, ein faßlicher zweckmäßiger Unterricht über die Bildung der zusammengesetzten und abgeleiteten Wörter aus den Stamm- und Wurzelwörtern auf 10 Seiten ertheilt; woran dann in alphabetischer Ordnung ein Verzeichniß aller fruchtbareren Stammwörter (an der Zahl 767) mit beigefügter Bedeutung im Deutschen sich anschließt; auf dieses folgen dann wieder 200 deutsche Sätze, bei deren Uebersetzung ins Lateinische die in dem genannten Verzeichniß enthaltenen Stammwörter in Anwendung kommen; endlich sind noch diese Primitiva nach ihrer Bedeutung in gewisse Classen geordnet: denn gar großes Gewicht — und wohl mit Recht — legte man in den alten Schulen auf gründliche Erlernung der Stammwörter; doch ward vom ersten Anfänger nicht gefordert, sie alle zu erlernen, sondern es wurde mit dem Memoriren derselben in der 1. Classe fortgefahren.

Den Schluß des ganzen Büchleins bilden endlich zum Behufe des Instructors zehn ziemlich ausführliche praktische Regeln in lateinischer Sprache, worin diesem gezeigt wird, wie dieser Vorunterricht auf zweckmäßige Weise geleitet werden soll, um den Knaben für den bevorstehenden Eintritt ins Gymnasium mit den erforderlichen Kenntnissen auszustatten.

Ich glaube nun, daß hinsichtlich der zweckmäßigen Anordnung und Vertheilung des Stoffes, der Klarheit, Reichhaltigkeit und praktischen Brauchbarkeit des Büchleins jede weitere Bemerkung überflüssig wäre; ein Knabe, der mit solchen Vorkenntnissen ausgestattet war, wie sie der I. Theil der Rudimenta bot und forderte, konnte getrost ins Gymnasium eintreten, und Lehrer und Schüler mochten mit Fug auf weitern guten Fortschritt rechnen.

Ich gehe nun zum II. für die untere Abtheilung der ersten Grammatikalclasse — die sogenannte Parva — bestimmten Theile über, wobei ich mich kürzer fassen werde, indem ich einerseits durch so trockene Erörterungen die Geduld der Leser nicht ermüden will, andererseits billiger Weise voraussetzen zu können glaube, daß dieselben durch die gegebene Uebersicht des I. Theiles bereits die Ueberzeugung gewonnen haben dürften, daß auch der II. Theil nicht minder fleißig und zweckmäßig bearbeitet ist; und bemerke nur noch, daß der ganze I. Theil — oder der Vorbereitungscursus — in der Parva wiederholt werden mußte, weshalb der II. Theil auf den geringen Umfang von 100 Seiten beschränkt ist.

Es enthält also der II. Theil der Rudimenta erstens — auf 32 Seiten — einen Unterricht über die acht Redetheile; dazu gehört nach den alten Grammatikern — (Diomedes und Donatus und andern gelehrten Männern) — auch das Particip; denn es hat zugleich Casus und Tempora; dafür wird das Adjectivum (Beiwort) und das Numerale (Zahlwort) zum Nomen gerechnet; so daß es vier veränderliche und vier unveränderliche Redetheile gibt, dann werden die verschiedenen Arten der Nomina aufgezählt: Nomina propria — (personarum, fluviorum, montium, urbium — Eigennamen — von Personen, Flüssen, Bergen, Städten) Nomen appellativum — collectivum — substantivum — adjectivum; alle sind durch eine kurze Begriffsbestimmung und viele Beispiele erklärt. Dann folgen die verschiedenen Arten der Adjectiva: darunter das Adjectivum interrogativum und relativum (das fragende und beziehende Beiwort, freilich im Gegensatz zur modernen Auffassung, aber immerhin nach dem Vorgang des Priscianus*), des namhaftesten unter allen alten Grammatikern; und in der Praxis verschlägt es wenig, ob in der Grammatik von einem Adjectivum oder Pronomen interrogativum und relativum die Rede ist). Das Adjectivum interrogativum ist wieder entweder substantiae quis? uter? oder accidentis, quantus, qualis, quot, quotus etc.; auf ersteres antwortet man mit einem Substantivum oder Pronomen, auf letzteres mit einem Adjectivum. Dieselbe Eintheilung gilt vom Adjectivum relativum.

*) Alvarez bemerkt ausdrücklich in seinem großen Werke §. 106: Quis, quantus, qualis et caetera interrogativa plerique veterum existimaverunt esse pronomina, excepto Prisciano, L. XVII., pp. 1046, 1054.

Diesem schließen sich an die Adjectiva redditiva, die einem vorausgehenden oder nachfolgenden Relativum (accidentis) entsprechen: talis, tantus, tot etc. Gelegentlich wird da der Lehrer nachdrücklich gemahnt, den Schüler alles Ernstes darauf aufmerksam zu machen und daran zu gewöhnen, bei den Adjectiva interrogativa in abhängigen Fragesätzen das Verbum in den Conjunctiv zu setzen; dieß wird durch Beispiele erläutert und zu diesem Ende werden auch die Adjectiva und Adverbia interrogativa mit den entsprechenden redditiva vollständig angeführt. Es werden noch fünf Classen von Adjectiven aufgezählt, dann das Zahlwort mit seinen Arten besprochen, hierauf wird — auf 5 Seiten — von dem Positiv, Comparativ und Superlativ der Adjectiva und den dabei stattfindenden Unregelmäßigkeiten gehandelt. Dann wird — auf 6 Seiten — nachträglich zu dem I. Theil der Rudimenta Einiges über das Pronomen und dessen Arten, sowie über das Verbum und dessen Formen und Gattungen und über das Particip bemerkt, worauf ein kurzer Unterricht über die Präpositionen folgt, mit Angabe ihrer Bedeutung und des Casus, den sie regieren — das Wichtigere und Schwerere soll später erklärt werden (wir sind ja erst in der 1. modernen Classe), weitläufiger wird dann über das Adverbium oder Nebenwort gehandelt, besonders über die Orts-Adverbien (auf die Frage: wo? woher? wohin?) und die Adverbien der Zeit (gegenwärtiger, vergangener, zukünftiger, unbestimmter Zeit) und endlich mit einem kurzen Unterricht über die Interjectionen und Conjunctionen die für diese Unterrichtsstufe bestimmte Lehre von den Redetheilen geschlossen. Hierauf folgen noch einige nachträgliche Bemerkungen zu dem, was im I. Theile über die Declinationen und Conjugationen gesagt worden, und an diese reiht sich dann — auf 20 Seiten — ein eigenes für deutsche Schüler bearbeitetes Supplement, worin von den besonderen Idiotismen der lateinischen Sprache gehandelt wird, welche die deutsche Sprache gar nicht kennt und welche deshalb deutschen Lateinschülern sehr große Schwierigkeiten zu machen pflegen. Es wird also in diesem Supplement erörtert: 1. die Lehre von dem Gerundium und Supinum; 2. von der Veränderung des Activums in das Passivum; 3. von dem unbestimmten deutschen Fürwort man; 4. von der Auslassung des deutschen Verbums müssen oder sollen; 5. von der Auslassung der Conjunction daß; 6. vom lateinischen Particip auf rus a um und dus a um; von der Auslassung des Relativums qqq.

Hiemit enden die grammatischen Regeln für die Parva, oder die untere Abtheilung der Infima (unsere gegenwärtige 1. Grammatikalclasse).

Hierauf wird wieder das Memoriren der im I. Theile angeführten Primitiva für den ganzen Curs der Parva anempfohlen; und hierauf folgen 187 deutsche Sätze, bei deren Uebersetzung ins Lateinische die Primitiva und die Regeln des Supplements in Anwendung kommen. Daran schließen sich die Lesestücke, einige Fabeln aus Aesopus, aber in freier prosaischer Umarbeitung, der wieder die lateinischen Stammwörter hineingefügt sind; endlich eine sehr zweckmäßige Auswahl von Sentenzen aus dem Stobäus, ebenso angemessen der Fassungskraft des Knaben, als geeignet, sein Gedächtniß und seinen Verstand mit guten Grundsätzen und Lehren zu bereichern und so veredelnd auf sein Herz zu wirken.

Allein ich bin wieder, wie ich sehe, weitläufig geworden; daher will ich mich bei der Skizze des III. Theiles der Rudimenta auf das bloße Verzeichniß der Hauptpartien beschränken.

Der III. Theil also, bestimmt für die Principie oder die moderne II. Classe, umfaßt 494 Seiten und zerfällt in zwei Hälften. Die erste Hälfte enthält auf 88 Seiten fernere grammatische Regeln, und zwar 1. über das Geschlecht der Hauptwörter, sowohl insofern dieses aus der Bedeutung als auch aus dem Ausgang erkannt wird. Die Regeln hierüber sind in lateinischen Hexametern verfaßt, welche Herr Dr. Kelle „schauderhaft" zu nennen beliebt; es ist aber diesen Versen parallel gegenüber die deutsche Uebersetzung in Prosa beigegeben, und die unter dem Text fortlaufenden Bemerkungen und Beispiele bilden einen trefflichen Commentar zu den versificirten Regeln, so daß dem Knaben das Verständniß dieser vollkommen leicht und klar, ja die Verse selbst entbehrlich gemacht werden. 2. Dann folgen auf 7 Seiten weitere Regeln und Anmerkungen über die Declination der Nomina in lateinischer Prosa, woran sich die Gedächtnißverse — an Zahl 68 — schließen, die dieselben Regeln enthalten, mit untenstehender deutscher Uebersetzung und zahlreichen Beispielen, so daß zwei Drittheile von den 8 Seiten, auf welchen die Gedächtnißverse fortlaufen, auf jene entfallen, hierauf wird das Nothwendige über die Declination der griechischen Nomina im Latein bemerkt. 3. Nun wird auf 32 Seiten die Lehre von der Bildung der Präterita und Supina dargelegt. Sie ist ebenfalls in lateinische Hexameter gebracht, denen aber wiederum in ununterbrochener Reihenfolge die deutsche Uebersetzung gegenübersteht, und wiederum zahlreiche unter dem Text angebrachte Beispiele und Bemerkungen in deutscher Sprache zur Erläuterung dienen. 4. Hierauf folgen auf 11 Seiten syntaktische Regeln über die Construction der acht Redetheile und endlich 5. auf 114 Seiten die Lesestücke; eine Auswahl aus Nepos, den Briefen des Cicero und den Progymnasmata des Jacob Pontanus, wobei die Stücke aus Nepos und Cicero mit Anmerkungen versehen sind, doch nur insoweit, als dieß zum Verständniß nothwendig ist, ohne daß dadurch der Schüler der eigenen Mühe und Aufmerksamkeit in und außer der Schule enthoben wird; weßhalb in der Vorbemerkung die Ausgabe des Nepos von einem gewissen Sincerus getadelt wird, weil sie der Selbstthätigkeit des Schülers zu wenig Spielraum läßt.

Die zweite Hälfte umfaßt auf 256 Halbseiten die lateinischen Wurzelwörter mit ihren Derivata und Composita sammt der deutschen Bedeutung, wobei auch auf die griechische Abstammung der respectiven lateinischen Primitiva aufmerksam gemacht wird. Das ganze Verzeichniß enthält ungefähr 8000 Wörter, welche der Schüler allmählig zu erlernen hatte, was so schwer nicht war, wenn er einmal die Bedeutung der Primitiva, deren Verzeichniß schon im I. Theile gegeben war, sich gemerkt hatte. Der ganze III. Theil schließt endlich mit 20 sehr zweckmäßigen Regeln, was der angehende Lateiner zu beobachten habe, um einen lateinischen Autor erstens leicht zu verstehen, und dann ordentlich in's Deutsche zu übersetzen, worauf noch ein kurzer Anhang folgt, welche Wörter man im Lateinischen mit

großen Anfangsbuchstaben schreiben und wie man die Silben richtig abtheilen soll.

So ungefähr waren in den Schulen der alten Societät die Rudimenta oder Anfangsgründe der lateinischen Grammatik beschaffen, über welche Herr Dr. Kelle in so wegwerfendem Tone abspricht; ich glaube, sie bedürfen keiner weiteren Vertheidigung, sie tragen ihre Rechtfertigung und Empfehlung in sich selbst, und halten wohl den Vergleich mit so manchen von den vielen Leitfäden aus, die in neuerer und neuester Zeit zum Behufe des lateinischen Unterrichtes für Schüler der 1. und 2. Classe erschienen sind; obgleich ich gerne zugebe, daß auch manche von diesen ihre eigenen Vorzüge haben, und es mir überhaupt ferne liegt, den Rudimenta in jeder Hinsicht unbedingtes Lob zu spenden, oder sie als Muster eines Schulbuches für unsere Zeit hinzustellen; was aber die veraltete Sprache betrifft, wird der billige Leser einsehen, daß selbe der Zeit auf die Rechnung zu setzen sei; die deutsche Sprache war eben vor 120 Jahren eine andere, als sie heut' zu Tage ist.

Uebrigens habe ich an ein paar Stellen Fehler bemerkt, die offenbar aus Versehen sich eingeschlichen haben. Die erste findet sich im I. Theile — Seite 109 — in der Anmerkung zu den ersten von den 14 Constructionsregeln, wo es offenbar statt: „Im Deutschen“ — heißen soll: „Im Lateinischen wird der Nominativus der ersten, zweiten, dritten Person gemeiniglich ausgelassen“ — wie es sich aus dem Context ergibt, wo es weiter heißt: „und ego, tu, ille, nos, vos, illi nur heimlich verstanden.“ — Der zweite Fehler findet sich im II. Theile — Seite 219 — wo auf die Präposition — Erga — unmittelbar die Präposition — Extra — folgt, ohne daß von ersterer die deutsche Bedeutung angegeben ist, wie es sonst durchgängig bei allen Präpositionen der Fall ist.

Was nun die Anlage der Rudimenta und die Vertheilung der einzelnen Partien betrifft, wird der geehrte Leser bereits bemerkt haben, daß dabei als leitendes Princip das Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren, von den nothwendigsten Anfangsgründen zur vollkommeneren Kenntniß der Sprache zu Grunde gelegt ist; ein Princip, das auch der noch in den Dreißiger-Jahren so beliebten und in ganz Deutschland verbreiteten Bröder'schen Grammatik zu Grunde liegt; und einen ähnlichen Zweck verfolgen die für die 1. oder 1. und 2. Klasse bearbeiteten Elementarbücher. Andere Grammatiker weichen hievon freilich ab, und geben alles Zusammengehörige auf einmal, und unterscheiden durch den

Druck, was gleich Anfangs, was später dem Schüler beigebracht werden soll, oder ertheilen förmliche Anweisungen über den stufenweisen Gebrauch des Buches; wieder andere gebrauchen eine Elementar-Grammatik für das Unter- und eine vollständigere für das Obergymnasium, eine Methode, gegen welche sich so Manches einwenden lassen dürfte; indeß werden in solchen Dingen die Ansichten wohl immer auseinander gehen; ich wollte nur auf das den Rudimenta zu Grunde liegende ordnende Princip aufmerksam machen.

Noch sei bemerkt, daß Herr Dr. Kelle es nicht der Mühe werth fand, über den grammatischen Unterricht, der in der 3. und 4. Klasse ertheilt wurde, auch nur ein Wort zu sagen, so daß der Leser gar leicht zur Meinung verleitet werden kann, der ganze Unterricht in der Grammatik sei auf die „Rudimenta" beschränkt gewesen und zwar nicht etwa bloß im Gymnasium, sondern auch in der Repetition oder der Vorbereitung der Lehrer auf das Gymnasium, was durchaus nicht der Fall war, denn durch die 3. und 4. Classe ward der grammatische Unterricht fortgesetzt und endlich zum Abschluß gebracht, wie man aus der „Ratio studiorum" und den noch vorhandenen Schulbüchern ersehen kann. Der schon oben genannte P. Franz Wagner hatte, wie bereits bemerkt, in den Dreißiger-Jahren das große Werk des Alvarez für alle vier Gramatikalclassen bearbeitet unter dem Titel: Alvarus explicatus pro 1. et 2. classe — und ebenso — pro 3. et 4. classe. (Viennae-Kaliwoda 8.*) Eben dieser Pater hat ein sehr treffliches Büchlein in lateinischer und deutscher Sprache zum Gebrauch der Schüler der 3. und 4. Classe veröffentlicht unter dem Titel: Syntaxis ornata, seu de tribus Latinae linguae virtutibus — puritate, elegantia, copia. In usum mediae et supremae grammaticae classis studiosorum, (Viennae Typis W. Schwendemann 1733) ein so vortreffliches und praktisches Büchlein, daß Herr Professor Martin Span in Wien, als er im Jahre 1825 eine neue Auflage der bekannten Phraseologie von eben demselben Franz Wagner veranstaltete, es der Mühe werth fand, mit derselben auch die Syntaxis ornata wieder zu veröffentlichen (Viennae et Tergesti Geistinger).

Später, in den Sechziger-Jahren, verdrängte dann die Rudimenta aus den österreichischen Schulen eine neue Bearbeitung des Alvarez durch den P. Andreas Fritz für alle vier Grammatikalclassen unter dem Titel: Kurze Einleitung zur lateinischen Sprache mit einigen aus

---

*) Stöger: Scriptores Provinciae Austr. Societatis Jesu. Seite 387.

der deutschen Sprachlehre beigesetzten Anmerkungen zum Gebrauche der österreichischen Schulen auf allerhöchsten Befehl ausgefertiget (Wien, Kallitwoda 1766), die ersten drei Theile in deutscher, der vierte in lateinischer Sprache mit dem Titel: Institutionis Latinae — Pars quarta. Ad usum scholarum Austriacarum etc. Er handelt in vier Capiteln: De Puritate, Perspicuitate, Elegantia et Copia linguae Latinae. Dann in zwei Capiteln: De ratione scribendi epistolas — worauf ein Appendix de narratione folgt — schließlich — De syllabarum dimensione, de pedibus, de versu, sammt einem Appendix de construendis versibus — dann folgen die Lesestücke auf 114 Seiten — so daß das Büchlein über die Anforderungen, welche die Ratio studiorum an die 4. Classe stellt, hinausging. Die Aufgabe und das Endziel der 4. Classe bezeichnet nämlich die Ratio studiorum mit folgenden Worten: Vollkommene Kenntniß der Grammatik ist das Ziel dieser Classe: denn sie wiederholt in der Art die Syntax vom Anfange, daß sie alle Ausnahmen und Idiotismen, dann die figürliche Construction und die Regeln der Metrik erklärt.*)

Uebrigens gab es in allen Ländern sowohl in als außer den Schulen der Societät zahlreiche und die verschiedenartigsten Bearbeitungen des Alvarez, unter mancherlei Titeln, bald von kleinerem, bald von größerem Umfange; selbst in Oesterreich gab es derselben drei in den letzten vier Decennien; Herr Dr. Kelle scheint aber trotz seiner zwölfjährigen Studien nur die Rudimenta zu kennen, die doch selbst in Oesterreich nicht bis zur Aufhebung der Gesellschaft Schulbuch blieben, sondern der so eben erwähnten Umarbeitung des Alvarez durch P. Fritz als einer zeit- und zweckmäßigeren Platz machten, so daß er eigentlich mit seiner leidenschaftlichen wegwerfenden Kritik über die Rudimenta zu spät kommt, ja diese eigentlich gegenstandslos geworden ist, da ja die Jesuiten selbst an deren Stelle ein anderes Lehrbuch bereits in den Sechziger-Jahren gesetzt hatten.

Doch kehren wir zu den Rudimenta zurück und sehen wir, was Herr Dr. Kelle nach den allgemeinen, artigen Empfangscomplimenten noch insbesondere an ihnen zu tadeln hat.

Zuerst macht sich der Herr Doctor über die Genusregeln lustig; um sich aber diesen Spaß denkenden Lesern gegenüber nicht zu verder-

---

*) Wohl kommt Herr Dr. Kelle S. 124 auf den lateinischen Unterricht in der 3. und 4. Klasse zu sprechen; allein ich mußte der irrigen Auffassung auf Seite der Leser, als hätte es in der 3. und 4. Klasse keinen Unterricht in der Grammatik gegeben, zuvorkommen und so werden obige Bemerkungen als gerechtfertigt erscheinen.

ben, ist er pfiffig und resolut genug (sind ja eben dies auch zwei unentbehrliche Eigenschaften für gewisse Geschichtschreiber, die einen bestimmten Zweck verfolgen), die ganze Ordnung, in der die Genusregeln in den Rudimenta dargelegt werden, unbarmherzig zu zerreißen; indem er erstlich die Uebersetzung von 10 Gedächtnißversen bringt, dann 4 solcher Verse folgen läßt (S. 17—18), die zahlreichen Beispiele und trefflichen Erklärungen aber, die unter dem Texte stehen (vergleiche oben S. 118) und die trockenen versificirten Regeln gleichsam mit Fleisch und Bein umgeben und so anschaulich und greifbar machen, diese beliebte der Herr Doctor, als unbequemes seinem Zweck nicht entsprechendes Zeug, gänzlich zu ignoriren.

Um also mit dem Herrn Doctor schneller fertig zu werden, wird es das beste und einfachste Mittel sein, das erste Dutzend von den 118 Hexametern, welche die Genusregeln, insoferne diese aus der Bedeutung eines Wortes oder aus dessen Ausgang erkannt werden, enthalten genau in derselben Ordnung, wie sie in den Rudimenta stehen, hieher zu setzen.

1. Quae maribus solum tribuuntur mascula sunto.	1. Die Namen, welche Männern allein beigelegt werden, sind männlichen Geschlechtes.
2. Mascula censentur specie depicta virili,	2. Als Masculina gelten, so in männlicher Gestalt abgebildet werden,

1. Quae maribus solum tribuuntur, etc. Den Männern allein eigenthümliche Nomina sind:

1. die Propria: Anchises, Aeneas, Seneca, Numa, Cato, Timoleon, Diogenes etc.
2. Einige Appellativa: Vir Mann, Pater Vater, Frater Bruder, Socer Schwäher, Gener Tochtermann &c.
3. Der männlichen Verrichtungen: Scriba Schreiber, Lanista Fechter, Lixa Sarloch, Pharmacopola Apotheker, Nauta Schiffmann, Auriga Fuhrmann, Pincerna Mundschenk, Praetor Landvogt, Consul Bürgermeister, Aedilis Baumeister, Tubicen Trompeter &c.

   Hieher gehören die Verbalia in or: Victor Sieger, Sartor Schneider, Sculptor Bildhauer &c.
4. Die männlichen Nomina Gentilia: Belga Niederländer, Spartiata Lacedämonier, Griso Graubündner, Arabs Araber &c.

   Auch der Thiere: Verres Eber, Aries Widder, Bucephalus etc.

   Ausnahme: Operae Tagewerker, Vigiliae, Custodiae, Excubiae Wacht, sind Gen. Feminini.

2. Mascula censentur specie etc.

1. Die Namen der Engel: Michaël, Gabriel, Raphaël.
2. Der Teufel: Beelzebub, Astaroth, Lucifer, Asmodaeus etc.
3. Der Götter: Saturnus, Mars, Jupiter, Pluto, Mercurius, Apollo etc.

3. Et quibus appositum tantum tribuisse virile
4. Credibile est veteres: ut latro, praesul et hospes.
5. Femineum dices quod femina sola reposcit.
6. Jungito femineis muliebri praedita forma,
7. Quaeque adjectivum tantum muliebre requirunt.
8. Quae neutro apposito gaudent, neutralia sunto.

3. und welchen glaubwürdig die Alten nur den männlichen Artikel (hic)
4. vorgesetzt haben, z. B. latro, Räuber, praesul, Vorsteher, hospes, Gast.
5. Weiblichen Geschlechtes sind die Wörter, die nur weiblichen Personen zukommen.
6. Dazu rechne auch, was in weiblicher Gestalt abgemalt wird
7. und welche nur den weiblichen Artikel (haec) zu sich nehmen.
8. Neutra oder sächlichen Geschlechtes sind die Namen, die den sächlichen Artikel (hoc) haben.

3. Et quibus appositum tantum etc. Es sind viele Nomina sowohl den Männern als Weibern gemein, welche doch bei den Alten nur mit dem Artikel Hic zu lesen sind.

1. Declin. Accola Beiwohner, Incola Inwohner, Alienigena Ausländer, Advena Ankömmling, Homicida Todschläger ꝛc.
2. Declin. Homo Mensch, Gigas Riese, Eques Reiter, Pedes Fußgänger, Fur Dieb ꝛc.

Zu merken: Wenn im Deutschen wäre angegeben worden: Zwei Diebinnen sind ertappt worden, so mache: Duae feminae fures comprehensae sunt.

5. Femineum dices, quod femina sola etc. Wie

1. Deren Nomina Propria: Agnes, Gymnasium, Phronesium, Dido, Amazon.
2. Einige Appellativa: Mater Mutter, Soror Schwester, Matertera der Mutter Schwester, Socrus Schwieger, Nurus des Sohnes Weib, Tubicina Pfeiferin ꝛc.
3. Der weiblichen Verrichtungen: Obstetrix Hebamme, Nutrix Säugamme, Lotrix Wäscherin ꝛc.
4. Deren Gentilia: Lacaena Lacedämonierin, Cressa Cretenserin ꝛc.

6. Jungito femineis muliebri etc. Als Weiber werden gemalt:

1. Die Göttinnen: Pallas, Juno, Venus, Ceres.
2. Die Nymphen: Napaeae, Dryades, Oreades, Hamadryades etc.
3. Die Musen: Thalia, Clio, Melpomene, Euterpe, Urania etc.
4. Die Parcae: Clotho, Lachesis, Atropos. Die Furiae: Alecto, Tisiphone etc. Andere weibliche Ungeheuer: Sphinx, Medusa, Gorgones, Lamiae, Sirenes etc.

7. Quaeque adjectivum tantum etc. Dergleichen, obwohl den Männern und Weibern gemeine, Nomina sind: Proles, Soboles Kind, Virgo Jungfrau, Avis Vogel, Bellua, Bestia wildes Thier. Copiae Truppen; und wie oben gemeldet: Operae, Excubiae, Custodiae etc.

8. Quae neutro apposito gaudent etc. Dergleichen, obwohl den männlichen und weiblichen Geschlecht gemeine, Nomina sind: Mancipium Leibeigener, Animal Thier ꝛc.

9. Est commune duûm, sexum quod claudit utrumque

10. Articulo gemino, veluti bos, fortis et hostis,

11. Antistes, juvenis, vates, patruelis et infans,

12. Affinis, miles, cum cive, cliente sacerdos,

13. Et comes atque canis, sus, dux, auctorque parensque,

14. Municipi conjux, adolescens, augur adhaerent.

9. Zweifachen Geschlechtes sind, die durch den männlichen oder weiblichen Artikel beide Ge-
10. schlechter bezeichnen, z. B. hic bos Ochse, haec bos Kuh — hic haec hostis etc.

11. Antistes Vorsteher, juvenis Jüngling, vates Wahrs., patr. Geschwisterkind ꝛc.

12. Affin. Nachbar, miles Soldat, civis Bürger, cliens Pflegekind ꝛc.

13. Comes Reisegef., canis Hund, sus Schwein, dux Führer, auctor Urheber ꝛc.

14. Zu diesen gehören auch municeps Mitbürger, conjux Ehegemahl, adolesc. etc.

---

9. Est commune duûm etc. Hierher gehören die Adjectiva in is: Hic und haec fortis, gravis etc. Item die Comparativa: Hic und haec major.

Es mögen auch mit beiden Artikeln gemacht werden: Artifex Künstler, Künstlerin, testis Zeuge, Zeugin, Contubernalis Beiwohner, Exul Vertriebene, Custos Verwahrer, Interpres Dolmetsch, Haeres Erbe, Princeps Fürst.

In dieser Ordnung und Zusammenstellung nehmen sich die Geschlechtsregeln und die „schauderhaften Hexameter“ wohl besser aus, als wie sie Herr Dr. Kelle in seiner Broschüre uns vorführt; man sieht, daß einerseits die lateinischen Verse dem Knaben, der sie ja erst in der 2. Classe, also schon mit einer nicht gar unbedeutenden Kenntniß der lateinischen Sprache ausgestattet zu erlernen hatte, auch abgesehen von dem mündlichen Unterrichte des Lehrers so viel als möglich verständlich gemacht wurden, und andererseits die Genusregeln in einer Vollständigkeit gegeben wurden, wie dieß in wenigen der neueren Schulgrammatiken der Fall ist, wobei der Knabe noch den Vortheil hatte, sein Gedächtniß mit den Bedeutungen einer ungewöhnlichen Menge von Wörtern zu bereichern.

Aber wozu die lateinischen Hexameter? Könnte Jemand denken, wäre es denn nicht eben so gut oder besser gewesen, die Regeln in einfacher deutscher Prosa zu geben? Nun, darüber will ich durchaus nicht rechten; natürlich hätte man es so machen können: auch erschienen zu wiederholten Malen Schulausgaben des Alvarez ohne die Gedächtnißverse, wie man aus einem Verzeichnisse der verschiedenen Ausgaben derselben ersehen kann, worin zur Dillinger Ausgabe vom Jahre 1598 besonders bemerkt ist, daß sie mit den lateinischen Versen erschien

(Edition avec les vers latins) — also gab es wohl auch andere Ausgaben ohne die lateinischen Verse: doch in Deutschland und Oesterreich scheint es, wollte man einmal von den in die Schulbücher aufgenommenen Hexametern nicht mehr ablassen; denn ein einmal eingeführter und durch Jahrhunderte fortgepflanzter Gebrauch wird nicht so leicht aufgegeben; auch bin ich geneigt zu glauben, daß die Knaben durch das Memoriren der Verse immerhin hinsichtlich des lateinischen Ausdrucks etwas gewannen, und die schwächeren etwa abgerechnet, von denen die Erlernung derselben wohl auch nicht so strenge gefordert wurde, im Ganzen sie nicht ungerne lernten, sonst würde man wohl von diesem Gebrauche abgegangen sein; so aber hat selbst P. Fritz in seiner neuen von der „Rudimenta" sehr abweichenden Bearbeitung des Alvarez die versificirten Genusregeln wiewohl verkürzt und in manchen Stellen abgeändert, beibehalten; ja sie erscheinen sogar noch in einer von Exjesuiten in Augsburg im Jahre 1794 veranstalteten Schulausgabe des Alvarez, obgleich sonst das Buch durchaus in deutscher Sprache verfaßt, und in Anlage und Form von seinen Vorgängern sehr verschieden ist. Auch habe ich eine italienische Ausgabe vor mir, wo die Hexameter nicht in ununterbrochener Reihe fortlaufen, wie in den „Rudimenta", sondern wo die zusammengehörigen Verse, die eine Regel enthalten, je ihre besondere Stelle haben, worauf dann in Prosa die Erläuterung mit anderweitigen Beispielen folgt: eine Anordnung, die natürlicher und praktischer ist und sich besser ausnimmt, als die ohne Unterbrechung fortlaufenden Verszeilen in den „Rudimenta", die wegen der großen Menge beim ersten Anblick etwas auffallend scheinen können.

Aber es sind „schauderhafte Hexameter" schreit uns Herr Dr. Kelle entgegen. Aber der gestrenge Herr Doktor! weiß er denn gar nichts davon, daß man überhaupt an den didaktischen Hexameter, was Eleganz der Sprache, Schwung und Anmuth des Rhythmus betrifft, kein so strenges Richtmaß zu legen pflegt, wie an den heroischen oder idyllischen? — Nach des gestrengen Herrn Doctors Urtheil wäre wohl auch mancher Hexameter des Horaz „schauderhaft" zu nennen; Horaz selbst wenigstens ist geneigt, seine in Hexametern geschriebenen Episteln und Satiren den Namen „Gedichte" abzusprechen (Sat. I 4, 39) und sie näher der Prosa als der Poesie zu stellen, weßhalb er sie auch Musa pedestris nennt (Sat. II. 6, 17), wie auch wirklich sein didaktischer Hexameter eben so sehr an Form und Inhalt der prosaischen Darstellung sich nähert, als er sich von dem heroischen entfernt. Um so mehr wird man billiger Weise gewisse Mängel an Hexametern entschuldigen

müssen, die einen so trockenen, ganz unpoetischen Gegenstand, wie die Geschlechtsregeln, die Endungen der Declinationen, die Formen der Präterita und Supina behandeln, die auch nur für Schulknaben berechnet sind, um ihr Gedächtniß in Erlernung grammatischer Regeln vermittelst des wie immer beschaffenen poetischen Rhythmus zu unterstützen, nicht aber um poetisch gestimmte, gefühl- und schwungvolle Naturen, wie der Herr Doctor eine sein mag (an Erfindungsgabe fehlt es ihm wenigstens nicht) zu amusiren, oder gar in die Höhen des Idealen zu erheben.

Was würde denn Herr Dr. Kelle von den deutschen Gedächtnißversen oder den Reimregeln sagen, die man in ganz vortrefflichen lateinischen Grammatiken — neuesten Datums — findet? z. B. von folgenden:

Die Wörter auf do, go, io
Sind Feminina; auch caro:
Aber männlich harpago,
Ordo, cardo, scipio,
Ligo und septentrio,
Dazu margo, pugio.

Feminina sind auf os
Diese drei: cos, dos, eos;
Doch os der Mund und os das Bein
Müssen immer Neutra sein.

Von ungleichsilbigen in es
Ist eines im Neutrum, nämlich aes:
Doch merces, seges, compos, quies
Bezeichnen etwas Weibliches.

Die as und is, die aus und ix,
E—s dazu sonst weiter nichts;
Und s, davor ein Consonant,
Die werden weibliche genannt.
Männlich sind alle auf ein ex,
Nur weiblich lex, supellex, nex,
Faex und das Defectivum prex u. s. w.

Solche gereimte Verse, welche die Geschlechtsregeln angeben, finden sich in der trefflichen Grammatik von Ellendt-Seyffert ungefähr 100, also nicht viel weniger als Hexameter (118) in den Rudimenta gezählt werden. Was sagt Herr Dr. Kelle dazu? — Die deutschen Verse sind um kein Haar besser, als die lateinischen Hexameter; ja sie nehmen sich noch etwas absonderlicher als diese, und manchmal recht possierlich aus; und dennoch wäre es baare Beschränktheit, sie „schauderhafte" schelten zu wollen, und so ist es denn auch weiter nichts als Kelle'sche Beschränktheit den Hexametern des Alvarez dieses Epitheton zu geben.

Was ich hier von den versificirten Genusregeln gesagt habe, gilt auch von den Regeln über die Declinationen und die Bildung der Präterita und Supina; auch dort sind die Hexameter übersetzt und durch Anmerkungen und anderweitige Beispiele erläutert und bereichert: aber auch dort hat es Herr Dr. Kelle mit der Pflicht eines Geschichtschreibers vereinbarlich gefunden, die Hexameter gänzlich isolirt hinzu-

stellen, die dann in solcher Isolirung freilich als ein arger pädagogischer Mißgriff und als eine Art Martyrium der jungen Köpfe erscheinen; ehrlich ist dies nun freilich nicht, aber „der Zweck heiliget die Mittel"; ich aber glaube, daß ich in Betreff der „schauderhaften Hexameter" den frommen Kunstgriff des Herrn Doctors ein für alle Mal in das gehörige Licht gestellt habe, und deßhalb auf selbe nicht mehr zurückzukommen brauche.

Doch von seiner schöpferischen Erfindungsgabe gibt uns Herr Dr. Kelle im Folgenden ein noch glänzenderes Beispiel. Mitten aus den Rudimenta heraus macht er auf einmal einen Seitensprung auf den P. Alvarez, und citirt aus dessen großem grammatischen Werke eine Stelle, die ein Muster einer schlechten grammatischen Definition sein soll. Die Stelle bei Herrn Dr. Kelle (S. 18) lautet: Masculinum sive virile (genus) non est, quod virum significat, sed cui praeponitur pronomen: hic; foemininum sive muliebre, cui praeponitur: haec; neutrum, cui praeponitur hoc. Ex tribus generibus nascuntur duo alia, commune duorum et commune trium; commune duorum est, cui praeponuntur pronomina: hic et haec; commune trium sive omne, cui praeponuntur pronomina: hic et haec et hoc. Ich habe nun das große grammatische Werk des P. Alvarez in der ganz neuen stattlichen Pariser Ausgabe vom Jahre 1859*) vor mir, und daraus ersehe ich, daß Herr Dr. Kelle etwa nicht bloß wieder mit bestem Wissen oder Gewissen falsch citirt, sondern, was noch weit rühmlicher ist, auf eigene Faust eine Definition fabricirt (so nennt er sein eigenes Machwerk), die in Alvarez gar nicht existirt. Verdächtig war mir schon der Umstand, daß er weder die Ausgabe noch Seitenzahl und Nummer citirt, offenbar in der Absicht, daß ja Niemand sollte nachschlagen und seine Fälschung entdecken können; — der schmachvollste unter allen Vorwürfen, die einen Schriftsteller, besonders wenn er Geschichtschreiber sein will, treffen können. Die hieher bezügliche Stelle im Alvarez befindet sich Seite 129, N. 128, und lautet folgender Maßen: Nomen, pronomen, participium tria habent genera praecipua: masculinum, sive virile, cui praeponitur pronomen hic, ut: hic dominus, meus, doctus; femininum sive muliebre, cui praeponitur pronomen haec, ut: haec ancilla, mea, docta; neutrum, cui praeponitur pronomen hoc, ut: hoc mancipium, meum, doctum.

*) Emmanuelis Alvari e Societate Jesu de Institutione Grammatica Libri Tres Parisiis etc. MDCCCLIX.

Ex his tribus generibus nascuntur duo alia, commune duorum et commune trium. Commune duorum est, cui praeponuntur pronomina hic et haec, ut: hic et haec parens. Commune trium, sive omne, cui praeponuntur pronomina hic, haec, hoc, ut: hic et haec et hoc prudens, nostras, amans.

Alvarez handelt hier (N. 128—130) von den allgemeinen Eigenschaften der Redetheile (De Accidentibus sive Attributis partium orationis), und erläutert dann das Gesagte in den folgenden sieben Nummern durch Anführung von Stellen aus den alten Grammatikern. Von einer Definition in der citirten Stelle kann keine Rede sein; Alvarez dachte nicht im entferntesten daran, eine solche geben zu wollen; auch ist Alles klar und deutlich; nur möge man nicht (wie bereits oben S. 113 bemerkt worden) auf die Sitte der alten lateinischen Sprachlehrer vergessen, daß sie in Ermangelung eines eigentlichen Artikels zum vorläufigen Behufe der Lernenden, bevor die Geschlechtsregeln erklärt waren, das Pronomen hic, haec, hoc als dessen Stellvertreter gebrauchten (wie es ja wirklich manchmal nicht viel mehr bedeutet*), um die Ausdrücke generis masculini, feminini, neutri nicht immerfort wiederholen zu müssen. So macht es denn auch P. Alvarez, dem Beispiele der alten klassischen Sprachmeister folgend, und bestimmt vorläufig, da die Genusregeln noch nicht erklärt sind, das Geschlecht der Wörter durch hic, haec, hoc; ungefähr wie deutsche Knaben aus ihrer Sprachlehre lernen, daß mit dem Artikel — der — das männliche, mit — die — das weibliche, mit — das — das sächliche Geschlecht bezeichnet werde.

Man sieht also, wie Herr Dr. Kelle die Stelle verfälscht hat; die erste Hälfte läßt er ganz weg, und setzt dafür Worte, die dem Alvarez gar nicht angehören, die zweite Hälfte hat er verstümmelt, und schreibt dann in die Welt hinaus, der Alvarez habe eine spottschlechte grammatikalische Definition geliefert.

Wie solches Treiben Herr Dr. Kelle mit seinem Gewissen, mit Mannes-Ehre, mit wissenschaftlichem Ernste, mit der dem Lesepublicum schuldigen Achtung vereinbaren kann, und ob es eigentlich der Mühe werth wäre, die Schreibereien eines solchen Menschen noch einer weiteren Aufmerksamkeit zu würdigen, überlasse ich dem Urtheil des geehrten Lesers.

Ich sagte soeben, daß die erste Hälfte des Kelle'schen Citats — (nämlich: Masculinum — bis — Ex tribus) dem Alvarez gar nicht

*) S. lat. Grammatik von Dr. Ludw. Ramshorn. Leipzig 1830, §. 45.

angehöre und so ist es auch: denn diese Worte gehören dem Grammatiker Diomedes und dem hochgelehrten Sprachforscher M. Varro an, und werden von Alvarez erst N. 133 als Belege für seine grammatische Darstellung und Ausdrucksweise angeführt. Dort heißt es wörtlich: Nomen masculinum definit Diomedes, L. I p. 275, cui praeponitur pronomen hic; femininum, haec; neutrum, hoc, quam definiendi rationem a M. Varrone, de Lingua latina, L. IX, 41, mutuatus est. „Ea, inquit, virilia dicimus, non quae virum significant, sed quibus praeponimus hic et hi; et sic muliebria, in quibus dicere possumus haec et hae."

Unmittelbar vorher zu Anfang N. 133 heißt es über die verschiedenen Benennungsarten der Genera bei den alten Sprachforschern: Quintilianus, L. I c. 6. 5, genus masculinum ac femininum vocat, et Plinius L. X c. 87, 1: „Neque est iis genus masculinum, femininumve etc." Varro virile, muliebre, de Ling. lat. L. VIII, 46: Utrum virile, muliebre an neutrum sit, ut doctus, docta, doctum". Neutrum vocant omnes, nonnulli etiam neutrale. Quintilianus, L. I, c. 4. 23, commune duobus vocat, quod Phocas, Diomedes, Donatus saepe commune dicunt simpliciter. Ibidem Fabius commune omnibus, quod iidem grammatici omne frequenter nominant. Itaque dicitur nomen commune duobus, sive duorum, sive duum generum, sive communis generis; et commune trium, aut omnium generum aut omnis generis". In diesen wenigen Zeilen citirt also Alvarez nicht weniger als sechs Autoren — und sein Werk bietet auf jeder Seite solche Citate aus den alten Sprachforschern, die er alle aufs fleißigste gelesen, studirt, mit einander verglichen, deren technische Sprache er zur seinigen gemacht, aus deren Werken er mit kritischem Sinne das Zweckmäßigste ausgewählt und seiner Grammatik zu Grunde gelegt hat: man schließe daraus, mit welch tiefem Ernste er an seine Bahn brechende Arbeit gegangen, mit welcher Genauigkeit und mit welch zäher Ausdauer er seine Aufgabe zu lösen bemüht war; nicht leicht wird man in dem umfangreichen Werke eine Regel, einen technischen Ausdruck finden, der nicht auf der Autorität eines alten Grammatikers, aus der Zeit, wo die lateinische Sprache noch eine lebende war, beruhte.

Aber der kritische Herr Doctor stößt sich vielleicht an den Worten des Varro, daß nicht jene Namen männlichen oder weiblichen Geschlechtes sind, welche einen Mann oder ein Weib bezeichnen, sondern jene, welchen man das Pronomen hic, haec — dieser, diese (als Stellvertreter des

deutschen Artikels: der, die) vorsetzt; nun das geht erstens mich und den Alvarez nichts an, und hatte er deßhalb kein Recht, Varro's Worte diesem beizulegen; er mag mit Varro, dem Gelehrtesten unter allen Römern, wie ihn der heil. Augustinus nennt, nach Belieben seinen Spott treiben, wenn er ein Recht dazu zu haben glaubt: aber um Himmelswillen! sind denn im Lateinischen und Deutschen die Wörter mons der Berg, fluvius der Fluß, lapis der Stein deßwegen männlichen Geschlechtes, weil sie einen Mann bedeuten? oder sind die Wörter regio die Gegend, frons die Stirne, virga die Ruthe, aura die Luft deßhalb weiblich, weil sie ein Weib bezeichnen? und bezeichnen etwa pons die Brücke, fons die Quelle im Lateinischen einen Mann und im Deutschen ein Weib, weil diese Wörter im Lateinischen männlichen, im Deutschen weiblichen Geschlechtes sind? oder warum ist mancipium der Sclave im Lateinischen sächlichen Geschlechtes, obgleich es einen Mann bedeutet, und ebenso im Deutschen das Wort „Kind", obgleich es keine Sache bezeichnet? warum endlich sind petra und saxum im Lateinischen, und Kopf und Haupt im Deutschen verschiedenen Geschlechtes, obgleich sie die männliche Sache bezeichnen? Die nächste Antwort ist wohl, weil man nun einmal „hoc mancipium, haec petra, hoc saxum" und „das Kind, der Kopf, das Haupt" sagt.

Nach diesem ebenso kühnen als rühmlichen Ausfall gegen Alvarez fährt Herr Dr. Kelle fort: „Nicht minder vortrefflich, wie solche Regeln aus der Formenlehre, sind andere aus der Satzlehre (z. B. Quaedam verba impersonalia ante se fere Genitivum, post se Accusativum postulant u. s. w.), auf welche der Autor am Schlusse des 3. Theiles zurückkommt, nachdem er sie schon im ersten zu behandeln begonnen hat"; so daß man Anfangs nicht weiß, ob diese neue Attaque wiederum dem Alvarez oder den Rudimenta gelte; nur mit Mühe findet man heraus, daß sie gegen letztere gerichtet ist, und zwar gegen den Abschnitt des III. Theiles, wo von der Rection der Verben gehandelt wird. Was nun die Worte betrifft: Quaedam verba etc." — so ersieht man aus dem beigefügten fere (= gemeiniglich), daß, wenn man auch die Präpositionen ante und post im buchstäblichen Sinne nimmt, in welchem sie doch keineswegs zu nehmen sind, dennoch kein Gewicht auf dieses ante und post zu legen ist, wie auch (ich bitte dies zu beachten) aus dem aus Plautus angefügten Beispiele, welches anzuführen der Herr Doctor wohlweislich unterlassen hat (wahrscheinlich soll sein — u. s. w. — das Beispiel vertreten) ersichtlich ist; dieses lautet nämlich: Miseret te aliorum; tui te nec miseret nec pudet — wo, wie wir sehen,

im ersten Sätzchen der Genetiv und Accusativ nach dem Verbum, im zweiten beide Casus vor demselben stehen. Sowohl das post se als ante se bedeuten also im Grunde nichts weiteres, als: bei sich — mag nun der Genetiv und Accusativ vor oder nach dem unpersönlichen Verbum stehen; es wird damit bloß die Abhängigkeit dieser Casus von dem Impersonale bezeichnet. Daß dem so sei, erhellt aus zahlreichen anderen in demselben Abschnitt vorkommenden Regeln und Beispielen; so z. B. S. 368 Regel: Quaedam verba neutra post se genetivum petunt. Beispiel. Cic. Jam me Pompeji totum esse scis. S. 369. Quaedam verba neutra post se dandi casum postulant etc. Beisp. Cic. Homini jam perdito, et collum in loqueum inserenti subvenisti. S. 370. Quaedam verba neutra post se ablativum petunt etc. Beisp. Tu fac animo forti magnoque sis. S. 372. Quaedam verba deponentia post se accusandi casum habent. Beisp. Cic. Hic quidem mera scelera loquitur. S. 373. Quaedam verba deponentia post se ablativum postulant. Beisp. Cic. Commoda, quibus utimur, lucemque, qua fruimur, spiritumque, quem ducimus, a deo nobis dari atque impertiri videmus. Aus solchen und dergleichen Stellen, wo der negirte Casus vor dem regierenden Verbum steht, erhellt doch zur Genüge, daß post se nicht nach sich (im streng lokalen Sinn), sondern: bei sich — bedeute, und sowohl durch post se als ante se nur das Abhängigkeitsverhältniß vom Verbum bezeichnet werde. Indeß mag hier auch ein Versehen bei der Umarbeitung des größeren Werkes des Alvarez stattgefunden haben; im letzteren wenigstens heißt es ganz einfach N. 301. Admoneo, commoueo, commonefacio genitivum habent cum accusativo — dann N. 302. Item miseret, miserescit, piget, poenitet, pudet, taedet.

Wenn aber Herr Dr. Kelle es tadelnswerth findet, daß „der Autor am Schlusse des 3. Theiles auf die Satzlehre wieder zurückkommt, nachdem er sie schon im ersten zu behandeln begonnen,“ so ist der Tadel, um mich gelinde auszudrücken, ein übereilter. Denn im 1. Theile werden vorläufig einige Regeln aus der Satzlehre gegeben, damit der Knabe dadurch in den Stand gesetzt werde, einfache, leichtere lateinische Sätze zu construiren; hat er diese ersten Kenntnisse sich angeeignet, so wird später auch der Unterricht vollständiger und umfassender; dies ist so naturgemäß, daß man sich billig wundern muß, daß die Einsicht des Herrn Doctors nicht so weit reichen soll; sein Tadel trifft nicht bloß die Rudimenta, sondern alle sogenannten Leitfäden und Elementarbücher.

Dann scheint Herr Dr. Kelle eine Uebersicht von den drei Theilen

der Rudimenta geben zu wollen, nachdem er bereits an den versificirten Genusregeln, die erst im III. Theile vorkommen, seinen Zorn ausgelassen (wahrlich eine treffliche Anordnung, die ganz wie die Unordnung aussieht); allein er hütet sich, eine solche wirklich zu geben, und was er vorbringt, ist so viel wie gar nichts, so daß der Leser sich nicht im mindesten eine auch nur annäherungsweise richtige Vorstellung von dem Buche machen kann, weßhalb ich genöthiget war, eine solche (S. 112 flg.) zu geben, auf welche ich hiemit verweise. Daraus wird der Leser ersehen, daß die Darstellung der Declinationen und Conjugationen nicht gar so kurz ist, wie der Herr Doctor seinen Lesern weiß machen will, im Gegentheil sehr genau und ausführlich; denn sie umfaßt 106 Seiten mit zahlreichen Bemerkungen und Beispielen zu den vollständigen Paradigmen der Nomina, Adjectiva, Pronomina und all der verschiedenen Arten der Verba; und wenn Herr Dr. Kelle meint, daß „die Anordnung des Stoffes der Art sei, daß sie allgemein bekannt zu werden verdient," warum hat er sie denn dann nicht bekannt gemacht? es wäre nicht nur die Gelegenheit eine treffliche gewesen, sondern der Herr Doctor war als Geschichtschreiber der Jesuiten-Gymnasien seinen Lesern gegenüber geradezu dazu verpflichtet: denn es ist ebenso ungerecht, über ein Buch öffentlich das Verdammungsurtheil zu fällen, ohne das Publikum mit dem Inhalt und der Anordnung desselben bekannt zu machen, als unvernünftig und unartig, den Lesern zuzumuthen, sich selbst genauere Kenntniß von einem Buche zu verschaffen, das schon seit mehr als 100 Jahren aus dem Büchermarkte verschwunden, und wohl nur hie und da in einer Bibliothek unter alten Scharteken zu finden ist. So mußte denn ich thun, was der Herr Doctor zu thun nicht für rathsam hielt, und ich glaube, es wird Jedermann, der die von mir oben gegebene Skizze der Rudimenta etwas aufmerksam durchgeht, klar werden, daß die Anlage eine sehr planmäßige, nämlich eine auf das Fortschreiten vom Nothwendigen zum minder Nothwendigen, vom Leichten zum Schwereren berechnete ist; weßhalb in dem I. Theile vor der Hand nur die nothwendigsten und faßlichsten syntaktischen Regeln — 14 an der Zahl — an denen sich der Herr Doctor gar so sehr stößt, angebracht sind.

Wenn aber Herr Dr. Kelle eine von diesen 14 Regeln als eine besonders ungeschickte hervorhebt, so muß ich bemerken, daß, wenn auch in seiner Prager Ausgabe die Regel wirklich so lautet, wie er sie gibt, nämlich: „Wenn zwei Substantiva in einer Construction seynd, so zu verschiedenen Sachen gehören und durch keine Conjunction copulirt werden, kommt das andere in den Genetiv": er immerhin die hinzu-

gefügten, die Regel erläuternden Beispiele nicht hätte auslassen sollen, nämlich: Liber Pompeji, das Buch des Pompejus. Poena peccati, die Strafe der Sünde. Dadurch wird die Regel klar und faßlich, und dazu kam noch der mündliche Unterricht des Lehrers, so daß der Knabe die Regel ganz leicht verstehen konnte. Indeß ist in meiner Grazer Ausgabe der Wortlaut der Regel ein anderer, als wie ihn Herr Dr. Kelle gibt, und der Regel ist sogar noch eine eigene Anmerkung beigefügt. Beide lauten wie folgt: „Wenn aber zwei Substantiva in einer Construction stehen, die zu verschiedenen Sachen gehören, und durch keine Conjunction zusammengehängt werden, so kömmt das andere, mit welchem nämlich die Frage wessen beantwortet wird, in den Genitivum. V. G. Liber Pompeji. Das Buch des Pompeji. Poena peccati. Die Strafe der Sünde.

Anmerkung. Wenn im Deutschen zwei Substantiva aneinander hängen, ist Acht zu haben, mit welchem man die Frage wessen beantwortet, damit nicht das unrechte in den Genetivum gesetzt werde. V. G. Das Kirchendach, Tectum Templi; und nicht Templum Tecti. Also: Bet-Haus, Studier-Zimmer, Kinder-Spiel, Gänse-Schnabel, Hausknecht, Tanzmeister, Arzneikunst &c." Ob nun die Prager Ausgabe von der in Graz wirklich so sehr abweicht, kann ich, da mir die erstere nicht zu Gebote steht, nicht entscheiden.

Wenn Herr Dr. Kelle uns ferner sagt, daß im II. Theile zuerst in lateinischer, dann in deutscher Sprache die acht Redetheile nebst der Bildung von Comparativ und Superlativ behandelt werden, so hat er sich die Sache gar zu bequem gemacht, und bitte ich, meine oben Seite 116 flg. angebrachte Uebersicht des II. Theiles damit zu vergleichen; und wenn er spöttisch hinzufügt, man erfahre in diesem II. Theile, „daß z. B. ein Substantivum ist, was Casus hat, und daß Wer, Welcher u. s. w. Adjectiva sind," so ist geradezu unwahr, was er hinsichtlich des Substantivums sagt, und hinsichtlich der Adjectiva citirt er ungenau und ist sein Spott durchaus nicht gerechtfertigt. Denn so wird in den Rudimenta S. 202 das Substantivum definirt: „Ein Nomen Substantivum (selbstständiges Nennwort) ist, welches für sich selbst in einer Rede sein kann. V. G. Dux imperat, der Oberste befiehlt. Miles obtemperat, der Soldat gehorchet." Der Herr Professor des Mittelhochdeutschen scheint keinen Unterschied zwischen dem Nomen überhaupt und dem Nomen Substantivum zu kennen, und könnte sogar aus den verachteten Rudimenta etwas zu seiner weiteren Ausbildung profitiren; doch auch vom ersteren hat er die Definition nicht vollstän-

dig gegeben, wie sie in den Rudimenta steht, nämlich: „Das Nomen (Nennwort) ist ein Theil der Rede, welcher Casus hat, und keine Tempora bedeutet." Dieß ist das Nomen im weitesten Sinne des Wortes, im Gegensatz zum Zeitwort und den undeclinirbaren Redetheilen, und begreift als solches in sich die verschiedenen Arten aller declinirbaren Redetheile — das Substantivum, Adjectivum, Pronomen und Numerale.

Ich sage ferner, daß Herr Dr. Kelle keinen Grund hat, darüber zu spotten, wenn in den Rudimenta das fragende Pronomen quis? wer? ferner uter? welcher von beiden? quantus? wie groß? qualis? was für einer? mit dem Namen Adjectiva interrogativa — fragende Adjectiva belegt werden, und das beziehende qui — welcher — ein Adjectivum relativum — beziehendes Adjectiv — genannt wird, und daß er — wie bereits Jeder sehen kann — auch hier im Citiren ungenau sei; denn nicht so geradehin ohne alle nähere Bestimmung werden in den Rudimenta quis und qui — wer, welcher — Adjectiva genannt, wie es bei Herrn Dr. Kelle heißt — sondern ersteres ein fragendes, letzteres ein beziehendes oder relatives Adjectiv. Uebrigens vergleiche man, was ich über diese Benennung oben S. 116 gesagt habe, wo ich die Skizze des II. Theiles der Rudimenta gab. Aber sehen wir uns doch auch bei ein paar neueren Grammatikern um, ob denn diese und die Rudimenta gar so himmelweit auseinander gehen. Zumpt*) §. 125 und Schulz**) §. 84 kennen nur drei Pronomina im strengen Sinn, d. h. Wörter, die ein nomen substantivum vertreten und deßhalb pronomina substantiva genannt werden, nämlich: ego, tu, sui; diese nun figuriren auch in den Rudimenta als eigentliche pronomina; es heißt aber weiter bei Zumpt §. 126: „Außer diesen gibt es noch eine Anzahl Wörter, welche insoferne Adjectiva sind, weil sie drei Formen für die drei Geschlechter haben. Sie haben aber theils in der Formation so viel Abweichendes von den gewöhnlichen Adjectiven und werden so häufig ohne Hinzufügung eines Substantivi für ein Substantivum gebraucht, daß man sie nicht mit Unrecht pronomina nennt." Zu diesen Wörtern, die nach Zumpt halb Adjectiva, halb Pronomina sind, zählt er nun auch das fragende Quis? — Wer? und das relative Qui — Welcher; bei Schulz heißen sie pronomina adjectiva: woraus doch hervorgeht, daß man sie, um mit Zumpt zu reden, wohl auch nicht mit Unrecht Adjectiva

*) Lateinische Grammatik von C. G. Zumpt. Berlin, 1865.

**) Lateinische Sprachlehre von Dr. Ferd. Schulz. Paderborn, 1857.

nennen könnte, theils wegen ihrer adjectivischen Form, theils weil sie nicht selten wie Adjectiva in Verbindung mit einem Substantiv gebraucht werden. Dasselbe gilt von uter? — Welcher von beiden? und bei quantus? — qualis? ist die adjectivische Form und Bedeutung so vorwaltend, daß sie geradezu Adjectiva pronominalia genannt werden. Man sieht also, der Unterschied zwischen den Rudimenta und neueren Grammatiken in diesem Punkte ist eben kein erheblicher, von geringem Belange in der Theorie, von gar keinem in der Praxis.

Ebenso liberal wie mit dem I. und II. Theile verfährt Herr Dr. Kelle mit dem III., und verweise ich deßhalb den Leser auf meine S. 117—118 gegebene Uebersicht dieses Theiles. Er bringt nur 6 Verse über die Declinationen und 8 über die Bildung der Präterita und Supina, natürlich ohne die deutsche Uebersetzung und die beigefügten Erklärungen und anderweitigen Beispiele. Ich habe hierüber bereits oben S. 121—126 das Nöthige gesagt; doch ein naives Pröbchen von dem summarischen Verfahren des Herrn Doctors hier anzuführen, dürfte nicht überflüssig sein. Von den Hexametern, welche die Declinationsregeln enthalten, werden dieselben Regeln auf 7 Seiten in lateinischer Prosa erklärt, mit dem Bemerken (Admonitio) des Autors, daß er es für zweckmäßiger erachte, die griechischen Declinationsformen eigens an besonderer Stelle zu geben (was dann auch auf Seite 328 bis 331 geschieht). Diese 7 Seiten nennt nun der Herr Doctor (S. 19) kurzweg „eine Vorbemerkung".

Dann bekrittelt er noch die Definition des neutralen und unpersönlichen Verbums. In den Rudimenta heißt es nämlich: „Verbum neutrum est, quod um vel o literis finitum ex se Passivum personale non gignit, ut: Sum, sto, servio. Neque enim dicitur: Stor aut servior." Die Definition ist eben so kurz als richtig, und unterscheidet sich sachlich gar nicht von der in neueren Grammatiken; denn ob ich mit dem Rudimenta sage: Das Verbum neutrum bildet keine passiven Formen in Bezug auf Personen (personale) oder mit jenen: „Das Verbum neutrum bezeichnet einen Zustand oder eine Thätigkeit, die auf keine andere Person übergehen kann, so daß sie als leidend erscheine," ist im Grunde genommen eines und dasselbe. Ganz richtig ist das Wort „personale" hinzugefügt, um anzudeuten, daß diese Verba unpersönlich gebraucht, ohne bestimmtes Subject gar wohl die passive Form in der 3. Person zulassen; und auch die Bemerkung, daß diese Verba nur auf um (hieher gehört sum und dessen Composita) oder o ausgehen (aber nie auf das passive or), ist nicht zwecklos.

Uebrigens stützt sich diese Definition auch auf den Vorgang der alten Grammatiker, wie man aus Alvarez §. 271 ersehen kann. „Neutra sunt, inquit Donatus, quae o litera terminantur, et accepta r litera latina non sunt, ut sto, curro — — — Sunt item, quae in um syllabam desinunt, ut sum, prosum, obsum;“ doch dergleichen Dinge nachzulesen und zu erwägen mag unserm Herrn Doctor allzu unbequem erscheinen, und leichter ist es freilich, über Alles im Renommisten-Tone abzusprechen und seiner Schmähsucht freien Lauf zu lassen.

Ebenso verhält es sich mit der Definition des unpersönlichen Zeitwortes. „Verbum impersonale“, heißt es in den Rudimenta S. 373, est, quod prima et secunda persona utriusque numeri, et tertia multitudinis fere privatur: unde et nomen traxit. Ut: Pudet, poenitet“. Was daran der gelehrte Herr Doctor auszustellen hat, wird nicht leicht Jemand einsehen; denn von den unpersönlichen Verben kommt ja wirklich nur die Form der 3. Person, Singular vor — (natürlich nicht von einer bestimmten Person, was ja schon im Worte: Unpersönlich liegt) und die 3. Person Plural wird nur von sehr wenigen Verben dieser Art gebraucht, was durch das Beigefügte — fere — angedeutet ist.

So wären wir denn über die Rudimenta, wie ich glaube, glücklich hinausgekommen, und Herr Dr. Kelle ist uns für seine Behauptung, daß „kaum glaubliche Irrthümer in allen Theilen dieser Grammatik, selbst in den elementarsten Dingen, sich finden“, (S. 17) den Beweis noch schuldig; denn alle seine Ausstellungen gegen das Buch haben sich als leeres Gerede und unwürdige Krittelei erwiesen.

Nichts desto weniger stößt der Herr Doctor — quasi re bene gesta — in die Siegesposaune und raisonnirt im stolzen Tone weiter: „Ich habe über die Anordnung und den Inhalt des Buches nur kurz referirt, das Urtheil darüber können und werden sich daraus die Leser selber bilden, und zwar, wie nicht zu zweifeln, alle, welche nicht, wie die Jesuiten, die des Menschen unwürdige, ihn entehrende Verpflichtung auf sich genommen haben, neben dem Willen auch das edelste Geschenk der Gottheit, den Verstand, aufzugeben, auf gleiche Weise.“ Also die Jesuiten haben den Verstand aufgegeben; und daß dem so sei, beweist der Herr Doctor aus dem Institute, und zwar aus dem Briefe des Ordensstifters des h. Ignatius, über den Gehorsam,*) und hiemit ist

*) Was vom Gehorsame eines Ordensmannes, auch dem sogenannten blinden zu halten sei, glaube ich im dritten Capitel hinreichend ins Licht gesetzt zu haben.

jeder Zweifel hierüber ausgeschlossen. Also die Jesuiten sind verstandlose Leute, und gegen die verstandlosen Jesuiten, und die von verstandlosen Jesuiten geleiteten Gymnasien schreibt Herr Dr. Kelle eine Broschüre von 276 Seiten, welcher er europäische Bedeutung beilegt, wenigstens wünscht, daß sie eine solche haben möge; wer kann dieses reimen? man könnte wahrlich versucht werden zu vermuthen, ob denn der Herr Doctor nicht selbst, zwar nicht zu den verstandlosen Jesuiten, aber doch zu jener Classe von Menschenkindern gehört, die, wie man zu sagen pflegt, einen Sporn zu viel haben.

Allein der Herr Doctor kennt Zeit und Leute; er weiß, daß es eine gewisse und zwar zahlreiche Classe von Menschen gibt, die jeden Sprecher, jeden Libellisten für infallibel halten, sobald er nur das Zeug hat, über die Jesuiten weidlich zu schimpfen; so schien es auch Herrn Dr. Kelle nothwendig, mit einigen hochtrabenden Phrasen, die gleich Raketen bei gewissen Leuten immer zünden, die Jesuiten als verstandlos zu brandmarken, um Leser, wie ich sie eben geschildert, desto leichter glauben zu machen, daß die „Rudimenta“ wirklich ein durchaus verstandloses Buch seien, denn verstandlose Jesuiten haben sie verfaßt, und daß sie wirklich verstandlos seien, geht wieder aus dem verstandlosen Buche hervor, und wie sie selber mit ihrem Buche verstandlos waren, so war auch ihr Unterricht ein verstandloser und mußten auch ihre Schüler verstandlos sein und bleiben ihr Leben lang und — in alle Ewigkeit.

Doch darf ich von den Rudimenta nicht scheiden, ohne die Leser mit einer interessanten und wichtigen Entdeckung des Herrn Dr. Kelle bekannt zu machen.

Der Herr Doctor sucht nämlich seinen Lesern durchaus weiß zu machen, daß den Scholastikern der alten Societät während der zweijährigen Repetitio humaniorum die Rudimenta als Unterrichtsbuch in der lateinischen Sprache dienten und deßhalb sucht er sie so viel als möglich in den Augen der Leser herabzuwürdigen, damit sich dann von selbst daraus der Schluß ergebe, daß die Scholastiker nur einen sehr miserablen Unterricht erhielten, und daher auch wieder nur einen solchen ihren Schülern in den Gymnasien geben konnten, nach dem bekannten Sprüchwort: „Nemo dat, quod non habet.“ „Niemand gibt, was er selbst nicht hat.“ Indeß mußte doch dem Herrn Doctor sich der Zweifel aufdrängen, ob denn alle Leser so ohne Weiteres glauben werden, daß die Rudimenta, das Unterrichtsbuch für die Knaben in der 1. und 2. Classe, auch das Unterrichtsbuch für die Scholastiker der Societät während der zweijährigen Wiederholung der Humaniora (Repetitio humaniorum),

wodurch sie auf das Lehramt in den Gymnasien vorbereitet wurden, gewesen seien, und um nun solche Zweifel nicht aufkommen zu lassen, sagt uns Herr Dr. Kelle in einer Anmerkung (S. 18), daß er bei seiner Arbeit ein Exemplar der Rudimenta benütze, „welches laut einer Einzeichnung aus dem Jahre 1756 zum Unterricht der Repetenten in Březnitz gebraucht wurde.“ Wir wollen immerhin zugeben, daß es mit dieser Bemerkung seine Richtigkeit hat; denn daß ein Theil der Bibliothek zum Gebrauch der Repetenten abgesondert war, und unter diesen für die Repetenten bestimmten Büchern sich auch einige Exemplare der Rudimenta, und wohl auch des Alvarez' befanden, ist ganz natürlich, so wie es auch natürlich war, daß die Repetenten sich mit den Rudimenta, dem künftigen Lehrbuche in den zwei untersten Classen vertraut machten und aus dem Alvarez ihre grammatischen Kenntnisse erweiterten; aber durchaus unnatürlich ist es, deßhalb die Rudimenta oder den Alvarez zu obligaten Unterrichtsbüchern der Repetenten stempeln zu wollen; man vergleiche, was ich oben S. 81, 86 und 89 gesagt, und aus Juvencius und Cornova über die Repetition angeführt habe. Den schlagendsten Beweis, daß die lateinische Grammatik überhaupt kein obligater Unterrichtszweig in der Repetitio humaniorum war, liefert uns die Ratio studiorum selbst, sowohl die alte als die neue; doch ich citire nur aus ersterer, denn nur diese ist für die Schulen der alten Societät maßgebend — dort also lautet von den Regeln des Professors der Rhetorik die 20. folgendermaßen: „Nostris exercendis sicut omnia, quae de ratione docendi diximus, communia sunt, ita illa peculiaria, ut domi ter aut quater in hebdomada per horam, quo tempore commodissimum Rectori videbitur, repetitiones coram magistro, aut alio, quem Rector ipse statuerit, habeant: in quibus praelectiones latinae, graecaeve recolantur, solutaque oratio, et carmen latinum, graecumve corrigantur; jubeanturque quotidie aliquid ediscendo memoriam excolere, multumque et attente legere: nihil enim aeque fecundat ingenium, quam ut ad aulae, templi scholaeque suggestum, quod illis cum externis condiscipulis commune est, addito etiam refectorio, frequentius singuli se dicendo exerceant. Ut denique publice semper in loco quopiam idoneo sua carmina Praeceptori probata, suo adscripto nomine, proponant.“ In den älteren Zeiten also bestand die Repetitio humaniorum darin, daß die Scholastiker nach zurückgelegtem Noviziate geradezu mit den auswärtigen Schülern die 6. Klasse, die sogenannte Rhetorik, wiederum besuchten, und den ganzen Unterricht und all die Uebungen dieser Classe gemein-

schaftlich mit jenen wieder durchmachten, und überdies noch zu Hause 3—4 Stunden wöchentlich in der Lectüre der Klassiker, in Verfertigung lateinischer und griechischer Compositionen, und im Declamiren geübt wurden; daß nun in der 6. Classe nicht die Regeln der Grammatik, sondern der Rhetorik, oder der Beredsamkeit erklärt wurden, und darnach auch die klassische Lectüre und die schriftlichen Arbeiten berechnet waren, das wird denn doch Herr Dr. Kelle selbst zugeben *) und hiemit eingestehen müssen, daß er gegen die Rudimenta als Unterrichtsbuch der Repetenten viel Pulver umsonst verschossen, und gleich Don Quixote einen Windmühlenkampf geführt habe; nichts davon zu reden, daß der innere Werth des Buches durch seine Angriffe gar nicht gelitten habe.

Nachdem nun Herr Dr. Kelle den Rudimenta, als einem von verstandlosen Jesuiten verfaßten Buche, den Gnadenstoß ertheilt, geht er sofort siegesgewiß auf den Alvarez los, um auch diesem den Garaus zu machen. Erstlich kommt der Herr Doctor mit der Bemerkung, daß in den besser geleiteten Repetitionen die Institutiones des Alvarez dem Unterricht zu Grunde gelegt wurden. Nun habe ich so eben gezeigt, und auch schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß der Unterricht in der lateinischen Grammatik in den Repetitionen gar keinen obligaten Gegenstand bildete, und also sowohl die Rudimenta als die Institutiones weder den besser noch den schlechter geleiteten Repetitionen zu Grunde gelegt wurden, und ich bin geneigt zu glauben, daß der Herr Doctor selbst dieses wohl weiß (denn wo bleiben sonst die zwölfjährigen Studien?), aber seine Leser foppe und an diesem Gängelbande herumführe, um, wenn er die beiden Unterrichtsbücher als schlecht dargestellt, was gar leicht ist, da sie bereits seit 100 Jahren in Deutschland und

*) Ganz genau bestimmt die Ratio studiorum (und Herr Dr. Kelle kennt sie ja) daß der Unterricht in der Grammatik mit der 4. Classe abgeschlossen sei; denn so beginnt die 1. Regel für den Lehrer dieser Classe: „Gradus hujus scholae est absoluta grammaticae cognitio etc." „Die Aufgabe dieser Schule ist vollständige Kenntniß der Grammatik u. s. w." Hingegen die 1. Regel für den Lehrer in der 5. Classe beginnt mit folgenden Worten: Gradus hujus scholae est, postquam ex grammaticis excesserint, praeparare veluti solum eloquentiae quod tripliciter accidit, cognitione linguae, aliqua eruditione, et brevi informatione praeceptorum ad rhetoricam spectantium." „Die Aufgabe dieser Schule ist, nachdem die Schüler über den grammatischen Unterricht hinaus sind, gleichsam den Boden für die Beredsamkeit vorzubereiten: was auf dreifache Weise geschieht; durch Kenntniß der Sprache, durch einige Gelehrsamkeit und kurzen Unterricht in der Theorie der Rhetorik." Also mit Abschluß der 4. Classe war auch der Unterricht in der Grammatik abgeschlossen.

Oesterreich verschollen, und daher kaum Jemand Einsicht von ihnen nehmen kann, zugleich den Beweis zu liefern, daß auch der Unterricht ein schlechter gewesen.

Aber wozu gibt sich der Herr Doctor auch nur solche Mühe? wozu von Alvarez, wozu von besser geleiteten Repetitionen reden? Solches Schwanken, solches unsichere Hin- und Herreden von besser und schlechter geleiteten Repetitionen, als wenn der Herr Doctor nicht gewiß wüßte, daß alle schlecht geleitet waren, könnte seinem Renommé bei einem gewissen Theile seiner Leser Eintrag thun; sie könnten vielleicht bei sich selbst denken: Ja, wenn es auch gut geleitete Repetitionen gab, wer weiß dann da, wie oft sie gut, wie oft sie schlecht geleitet waren? vielleicht war die Leitung öfters — vielleicht meistens eine gute — und nur selten und ausnahmsweise eine schlechte: Zweifel, auf welche selbst Herr Dr. Kelle keine Antwort haben dürfte, obgleich er sonst, wie wir gesehen haben, vieles weiß, was er weder gesehen, noch gehört noch gelesen hat.

Doch der Herr Doctor ist vorsichtig genug, und macht alles wieder gut, indem er uns rund heraussagt, die Institutionen des Alvarez seien nur ein umfangreicheres, sonst aber ein ebenso schlecht geordnetes und mit Fehlern angestecktes Buch, wie die Rudimenta, so daß man durch dieses Buch „die Candidaten" des Lehramtes mit einer unendlichen Menge der größten Fehler ausrüstete u. s. w. (S. 21 und 22). Nun eine unendliche Menge von Fehlern fand der Herr Doctor selbst in den Rudimenta nicht: und da drängt sich denn dem gesunden Menschenverstande die Frage auf, wie denn der Herr Doctor, der doch sicherlich nicht gleich den Jesuiten „das edelste Geschenk der Gottheit, den Verstand" aufgegeben hat, jene Repetitionen „besser geleitete" nennen könne, wodurch die Repetenten „mit einer unendlichen Menge von Fehlern ausgerüstet wurden"; da ging es ja in den schlecht geleiteten mit den Rudimenta viel gnädiger ab, denn in diesen wurde doch die Ansteckung mit Fehlern nicht bis ins Unendliche getrieben. So urtheilt der schlichte Menschenverstand; allein über solche kleinliche, schwachköpfige Grübeleien schreitet das Genie eines Herrn Dr. Kelle ungenirt hinweg, und — windbeutelt weiter.

Was die Anordnung des grammatischen Werkes des Alvarez (De Institutione Grammatica Libri Tres) betrifft, so muß man wissen, daß er selbes für den Schulgebrauch berechnet hat; es ist eine Grammatik für die Schule, wenn auch nicht für die Schüler; und wie nun der grammatische Unterricht in den Gymnasien Anfangs auf drei

Classen vertheilt war (aus der 1. Classe machte man jedoch wegen der großen Schülerzahl gewöhnlich zwei Abtheilungen, und aus diesen Abtheilungen entstanden dann zwei förmliche Classen — die Parva und Infima, so daß es nun vier Grammatikalclassen gab), so vertheilte auch Alvarez den ganzen grammatischen Lehrstoff auf drei Bücher, und stellt in jedem Buche den Lehrstoff in der Ordnung zusammen, wie er mit Rücksicht auf die Fassungskraft der Knaben, und das allmälige Fortschreiten von der Erlernung der ersten Elemente zur vollständigeren Kenntniß der Sprache, in den drei entsprechenden Classen sollte vorgenommen werden; wie in den Rudimenta beruht auch in der Institutio die Anordnung des Stoffes auf dem Principe des Fortschreitens vom Leichteren zum Schwereren, vom Nothwendigen zum Vollständigen. Mancher Schulmann mag und wird die moderne Methode vorziehen (wiewohl auch diese, wenigstens der praktische Vortrag in der Schule dieses Principes sich nicht gänzlich entschlagen kann); aber er wird zugleich zugeben, daß auch Alvarez immerhin gute Gründe für seine Anordnung gehabt habe.

Wir haben bereits gesehen (S. 126—130), wie Herr Dr. Kelle, als er gegen die Rudimenta zu Felde zog, auf einmal einen Seitenausfall auf Alvarez machte, und was für ein Stratagem er dabei gebrauchte; er dichtete ihm eine Definition an, die gar keine ist, und woran Alvarez gar nicht gedacht hat, und unterschob ihm Worte, die nicht ihm, sondern alten Grammatikern angehören: und jetzt, da Herr Dr. Kelle von den Rudimenta abgelassen, und seine Attaque gegen das Buch des Alvarez mit der Schmähung eröffnet, daß man durch dieses Buch „die Candidaten“ (des Lehramtes) „mit einer unendlichen Menge der größten Fehler ausrüstete“, erwartet man doch, daß er den begonnenen Kampf fortsetzen und wenigstens ein paar Hundert „der größten Fehler aus der unendlichen Menge“ anführen, und damit den Beweis liefern werde, daß er zu solcher Schmähung berechtiget war, oder doch, falls ihm dies zu mühsam war, wenigstens ein paar Seiten aus dem Buche des Alvarez habe abdrucken lassen (eine Forderung, die auch der eifrigste Verehrer des Herr Doctors für billig halten wird), denn in einem Buche, welches mit „einer unendlichen Menge der größten Fehler“ angefüllt ist, muß es ja auf jeder Seite „von den größten Fehlern“ wimmeln, und so wäre denn dies der kürzeste und müheloseste Weg gewesen, die Leser von dieser „unendlichen Menge der größten Fehler“ zu überzeugen.

Allein was thut der Herr Doctor? Nichts -- gar Nichts von all

dem; er hüllt sich mit stoischer Ruhe in sein Bewußtsein ein, daß er die Wahrheit rede, und — bleibt mäuschenstill. Αὐτὸς ἔφη. „Der Meister selber hat es gesagt."

Ich bin nun herzlich froh, daß mich Herr Dr. Kelle der Mühe überhebt, seine Citate in dem umfangreichen Werke des Alvarez nachzuschlagen, und deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit durch Vergleichung mit dem Texte zu beweisen; statt dessen, glaube ich, wird es für die Leser nicht uninteressant sein, wenn ich hier einige literarische Notizen über den P. Emanuel Alvarez und sein grammatisches Werk folgen lasse; umsomehr, als sich daraus eine gründliche Apologie seines Buches gegen die Schmähungen des Herrn Dr. Kelle von selbst ergeben wird.

So hören wir denn erstens, was uns P. Em. Alvarez selbst von sich und seinem Buche in der Vorrede zu demselben sagt.

*) „Jure optimo labor hic, qualiscumque est, frustra susceptus in tanta librorum multitudine videri posset, nisi singularis illa virtus, qua res parvae crescunt, sine qua maximae dilabuntur, nos tueretur. Etenim cum patribus nostris illud imprimis propositum sit atque ob oculos perpetuo versetur, ut qui societati Jesu, ejusdem Dei Optimi Maximi beneficio nomen dedimus non solum in iis, quae propria ipsius sint instituti, verum etiam in rebus, quae minimi videntur esse momenti, concordissime vivamus; visum est ab aliquo nostrum grammaticam artem scribendam esse, qua ubique terrarum, quoad ejus fieri posset nostri, uterentur. Quod onus quum mihi esset impositum id equidem non meis humeris (scio enim quam sim imbecillis) sed sanctae obedientiae viribus fretus, libenter suscepi. Nam ei, qui sponte sua sui juris

*) Mit vollem Rechte dürfte es scheinen, daß ich mich dieser wie immer beschaffenen Arbeit, bei der so großen Menge von Büchern, umsonst unterzogen habe, wenn nicht jene herrliche Tugend, durch welche Kleines gedeiht und ohne welche auch das Größte zerfällt, mich entschuldigen würde. Denn da unsere Väter besonders darauf Bedacht nehmen und ihr Augenmerk richten, daß wir, die wir durch die Gnade des allgütigen und allmächtigen Gottes der Gesellschaft Jesu uns geweihet haben, nicht bloß in jenen Dingen, die im strengen Sinne zum Institut gehören, sondern auch in solchen, die gar unbedeutend zu sein scheinen, so viel als möglich gleichförmig zu Werke gehen; so erachtete man es als zweckmäßig, daß von einem der Unsrigen ein grammatisches Lehrbuch verfaßt werde, das unsere Lehrer überall, insoweit es thunlich wäre, gebrauchen könnten. Als nun diese Last mir aufgelegt worden, so übernahm ich sie willig, freilich nicht im Vertrauen auf meine Kräfte (denn ich weiß, wie schwach diese sind), sondern im Vertrauen auf die Kraft des heiligen Gehorsams. Denn derjenige, der freiwillig sich aller seiner Rechte begeben

esse desiit proprioque judicio atque voluntati propter Deum nuntium remisit, non tam inscitiae nota quam nec obedientis animi crimen pertimescendum est.

Suscepto itaque opere, operam dedi ne officio meo deessem; fontes ipsos adii: M. Varronis, Romanorum omnium eruditissimi, libros de Etymologia atque Analogia; duodecim Fabii Quintiliani de institutione oratoria, qui mihi magnum adjumentum attulerunt; Auli Gellii Noctium Atticarum undeviginti; Probi, Diomedis, Phocae, Donati, Prisciani institutiones grammaticas, ut potui, perlegi, quorum postremus ante mille annos Justiniani principis aetate, Athenis floruit. Is praeter ceteros, decem et octo libros scripsit, in quibus passim hominum doctissimorum testimoniis utitur, quorum hodie aut nulla aut perexigua exstant vestigia. Est ille quidem sermone inornato et incompto sed multa ac varia eruditione. Labitur interdum, ut homo, maxime ubi latina praecepta, ut graecus, ad graecorum normam exigit, sed gravissimorum auctorum, quos tertio quoque verbo citat, praeclara atque luculenta doctrina, ejus errata obteguntur penitus et obscurantur.

De rebus minimis tenuissimisque, hoc est, primis elementis, qua fuit diligentia, testes locupletissimos M. Varronem, C. Caesarem, Plinium atque alios quam plurimos, producit. Nemo

---

und dem eigenen Urtheil und Willen aus Liebe zu Gott entsagt hat, darf nicht so sehr den Tadel der Unwissenheit, als den Vorwurf des Ungehorsams fürchten.

Nachdem ich mich also der Last unterzogen, war ich bedacht, es an meiner Pflicht nicht fehlen zu lassen; ich wendete mich zu den Quellen selbst; ich durchlas, so gut ich konnte, die Bücher des M. Varro, des größten Gelehrten unter allen Römern, von der Etymologie und Analogie; die zwölf Bücher des Quintilianus: „Anweisung zur Beredsamkeit“, die mir große Dienste leisteten; die neunzehn Bücher: „Attische Nächte“ von Aulus Gellius; endlich die grammatischen Lehrbücher von Probus, Diomedes, Phokas, Donatus und Priscianus; welcher letztere vor 1000 Jahren zur Zeit des Kaisers Justinian in Athen blühte. Dieser verfaßte insbesondere achtzehn Bücher, worin er allenthalben die Zeugnisse der gelehrtesten Männer anführt, von welchen heut zu Tage entweder gar keine oder nur geringe Spuren vorhanden sind. Seine Sprache ist zwar ungeschmückt und zu wenig gefeilt; indeß besitzt er große und mannigfaltige Gelehrsamkeit. Er irrt sich manchmal, wie dies bei Menschen zu geschehen pflegt, besonders wo er, ein geborner Grieche, lateinische Regeln nach griechischem Muster bestimmen will; aber die gewichtigen Gewährsmänner, die er in einem fort citirt, decken mit ihrer vortrefflichen und reichhaltigen Gelehrsamkeit seine Mängel vollends zu. Ein fleißiger Forscher, wie er war, führt er über die geringfügigsten Dinge, die allerersten Anfangsgründe, die vollgültigsten Zeugen an; einen M. Varro, einen C. Cäsar, einen Plinius und sehr viele Andere.

mihi quidem rem Grammaticam copiosius, nemo accuratius aut tractasse aut plures veterum grammaticorum commentarios videtur pervolutasse. Quod ad recentiores attinet, eos potissimum evolvimus, qui nobis usui essent futuri.

Jactis ad hunc modum fundamentis, ex utrisque grammatices praecepta delegimus, quae Terentii, Ciceronis, Caesaris, Livii, Virgilii, Horatii atque aliorum veterum testimoniis pro nostra tenui infimaque parte confirmavimus. De his, si qui forte in hunc librum incidissent, breviter putavimus admonendos.

Reliquum est, quoniam librorum infinitus est numerus, scribendorum nullus est finis, ut convenienter divinis praeceptis congruenterque vivamus: ita enim fiet ut, in libro vitae conscripti, Dei Optimi Maximi conspectu, cui hoc opusculum dicamus, perpetuo fruamur."

Dann richtet er an sein Buch, bevor er es in die Oeffentlichkeit hinausschickt, in folgenden schönen Distichen die Warnung, daß es tadelnde Kritik ruhig hinnehmen, und sollte ihm Lob gezollt werden, sich nicht selbstgefällig erheben möge.

Si quis te criticus docto pertrinxerit ungue,
  Sint tibi censoris munera grata tui.
Grates laetus ages; torvos nec contrahe vultus,
  Nec signa ingrati pectoris ulla dabis.*)

Nach meiner Ansicht wenigstens hat kein Anderer das Studium der Grammatik so umständlich und mit solcher Genauigkeit, wie er, betrieben oder mehrere Commentare alter Grammatiker durchgelesen. Was die Werke neuerer Sprachlehrer betrifft, so haben wir uns besonders in jenen umgesehen, die uns einigen Nutzen gewähren konnten.

Nachdem wir so das Fundament gelegt, lasen wir aus den alten und neueren Werken die Regeln der Grammatik aus und belegten sie nach dem Maße unserer geringen Kräfte mit Stellen aus Terentius, Cicero, Cäsar, Livius, Virgilius, Horatius und anderer alter Autoren. Dieses ist es, worauf wir jene, denen unser Buch vielleicht in die Hände kommen wird, aufmerksam machen zu müssen glaubten. Und da nun einmal die Menge der Bücher zahllos ist, und des Schreibens kein Ende gemacht wird, so erübrigt nur noch, daß wir unser Leben im schönen Einklang mit den göttlichen Geboten bringen, denn dann wird uns das Glück zu Theil werden, daß wir eingeschrieben in das Buch des Lebens, des Anschauens des allerhöchsten Gottes, dem wir dieses Werk weihen, in alle Ewigkeit uns erfreuen werden.

*) Wenn ein Kritiker fein und gelehrt bis zum Nagel dich tadelt,
  Sei dir des Censors Dienst lieb wie ein kostbar Geschenk.
Freudig erstatte ihm Dank; nicht falte die düstere Miene,
  Und kein Zeichen verrath', daß du gekränket dich fühlst.

Si quid Aristarchus forsan laudaverit idem,
Lumina dejicies, occupet ora rubor;
Nec te mulceri flatu patiaris inani:
Debetur soli gloria vera Deo.*)

Zuletzt wendet er sich mit den folgenden Eilfsilbnern an die christlichen Lehrer der Jugend, und erinnert sie, daß ihre Aufgabe eine doppelte sei.

Paucis te volo, christiane Doctor;
Aurem, quaeso, benignus admoveto.
Mores si doceas, pios, pudicos
Primum; dein monumenta purioris
Linguae, cum pietate copulata
Vera; te faciet beatioris
Vitae participem omnium Magister.**)

Hören wir ferner, wie portugiesische Gelehrte von dem grammatischen Werke ihres Landsmannes urtheilen; folgendes Elogium findet sich im 3. Bande der portugiesischen Bibliothek.

***) Quanta doctorum virorum approbatione Emanuelis Alvari, e Societate Jesu, tres de grammatica libri excepti sint, quantaque omnium laude commendati, nemini puto, quem alquid hujus rei tangit, ignotum esse. Nova enim et nostri saeculi grammaticis ignota, ex antiquis adytis eruta, in lucem protulit, eaque antiquorum scriptorum Varronis praecipue aliorumque qui, Varronis aetatem secuti, latinae linguae fontes aperuerant; Quintiliani, Probi, Gellii

---

*) Sollt dir hingegen der nämliche Aristarch einigen Beifall,
Senke die Blicke zur Erd', Röthe befleug dein Gesicht;
Lasse dich etwa ja nicht durch eitle Lobpreisung berücken:
Gott allein ja gebührt Ehre und jeglicher Preis.

**) Hör' doch, christlicher Lehrer, die paar Worte;
Huldvoll bitt' ich dich, leih' ein willig Ohr mir:
Lehrst du heilige Sitt' und fromme Ordnung
Erstlich; zeigst du dann reiner Sprach' Denkmale,
Wissen paarend zugleich mit laut'rer Tugend,
Mit des ewigen Lebens Seligkeiten
Wird dann lohnen dich unser aller Meister.

***) Mit welchem Beifalle der gelehrten Welt das grammatische Werk des Emanuel Alvarez aus der Gesellschaft Jesu aufgenommen und mit welch ehrenvoller Anerkennung es von allen Seiten ist empfohlen worden, ist wohl Niemand, der überhaupt für solche Dinge einiges Interesse hat, unbekannt. Denn Neues und den Grammatikern unserer Zeit Unbekanntes hat er aus den alten Heiligthümern hervorgeholt und zu Tage gefördert und dabei alles mit den Zeugnissen der alten Schriftsteller, namentlich eines Varro und Anderer, welche nach Varro die Quellen

et eorum qui cum dignitate rem grammaticam tractarunt, testimoniis confirmata, idque non tam ad puerorum, qui doctrinae capaces non sunt, instructionem quam ad locos magistris indicandos, unde pleniorem ejus doctrinae copiam haurire possint et caput altius erigere, quam adhuc communis docentium usus vulgo consuevit. Tum ipsa praecepta, quae pueris explicanda proponuntur, ea orationis dignitate brevitateque pertractat, ut te non puerilia grammaticae praecepta sed alicujus areopagi aut romani senatus decreta legere existimes. Nec mirum hominem, praeter ejus vitae sanctitatem aliasque excellentes laudes tum ingenii tum probitatis, multa etiam doctrina excultum atque in omnium scriptorum genere versatum, etiam in hac materiae tenuitate leonem ex unquibus agnosci.“

Vernehmen wir nun ein paar deutsche Gelehrte, wie sie sich über Alvarez und seine Grammatik äußern; ganz unparteiische Zeugen; der eine protestantischer Doctor der Theologie und öffentlicher Professor der Geschichte in Leipzig, Christian Gottlieb Jöcher, Verfasser des bekannten Gelehrten-Lexicon, der andere der berühmte deutsche Lexicograf und Grammatiker Johann Christoph Adelung. Ersterer sagt also in seinem Lexicon: „Alvarez (Emanuel) ein gelehrter, portugiesischer Jesuit aus der Insel Madeira, geboren 1526, war ein trefflicher Grammaticus und Rector zu Coimbra, Lissabon und Evora, allwo er 1582, 30. December gestorben, und drei Bücher de arte grammatica geschrieben. Horatius Tursellinus hat ein Compendium grammatices dieses Alvarez edirt.“ — Adelung aber in der Fortsetzung und den

---

der lateinischen Sprache erschlossen haben, eines Quintilians, eines Probus, eines Gellius und Anderer, die rühmlichst die Grammatik bearbeitet haben, belegt; und zwar zunächst nicht so sehr zum Unterrichte der Knaben, deren Fassungskraft gelehrte Werke übersteigen, als um den Lehrern die Quellen anzuzeigen, aus denen sie vollständigere Belehrung in dieser Wissenschaft schöpfen und dadurch zu höherer Kenntniß sich erschwingen können, als dies bisher im Allgemeinen beim Unterrichte der Fall gewesen. Er behandelt aber auch die Regeln selbst, die zur Erklärung für die Knaben vorgelegt werden, in einer so würdevollen und bündigen Sprache, daß man glauben möchte, nicht grammatische für Knaben bestimmte Regeln, sondern die Beschlüsse irgend eines Areopags oder des römischen Senates zu lesen. Und kein Wunder, daß ein Mann, welcher auch abgesehen von der Heiligkeit seines Lebens und andern ausgezeichneten Gaben seines Geistes und Herzens, durch vielseitiges Wissen gebildet und mit den Schriften aller Art vertraut war, auch bei der Behandlung eines so geringfügigen Gegenstandes als Löwe schon an den Klauen sich zu erkennen gibt.“

(Marianus Benedictus bei Barbosa, Portugiesische Bibliothek Band 3.)

Ergänzungen des Jöcher'schen Lexicons fügt Folgendes hinzu: „Sein Werk de Institatione Grammatica, welches sehr oft gedruckt worden, z. B. Dillingen 1574, Venedig 1580, Cöln 1596, Ingolstadt 1603, Antwerpen 1610, Straßburg 1612, Münster 1613 ꝛc. ist sehr lange für das beste Buch seiner Art gehalten, und selbst von Caspar Scioppius *) empfohlen worden. Außer dem Horatius Tursellinus haben auch die Jesuiten Richard Hesius und Richard Richardi und Andere Auszüge daraus herausgegeben u. s. w."

Beide Gelehrte also sprechen mit Achtung von der Grammatik des Alvarez. Adelung fand es sogar der Mühe werth, den Jöcher mit seinen nachträglichen Bemerkungen hierüber zu ergänzen; weil es eben Beiden um Wahrheit, um Anerkennung wissenschaftlichen Verdienstes, nicht um leidenschaftliche Parteipolemik zu thun war.

Hören wir noch, wie in der neuesten Zeit ein gebildeter Franzose, Cretineau-Joly, der Verfasser einer Geschichte der Gesellschaft Jesu, über Alvarez und sein Buch urtheilt. „Die Zahl der Jesuiten," sagt er (Band 4, Hauptst. 3), „welche theils über die allgemeine Sprachlehre, theils über die todten und lebenden Sprachen geschrieben haben, beläuft sich nach Ribadeneira, Alegambe, Sotwell und ihrem Fortsetzer Caballero auf mehr als dreihundert.**) Sie bereiteten die Kinder beider Weltkugeln zum Studium von mehr als fünfundneunzig Sprachen vor und die Anzahl der Elementarschriften, welche der Orden über diesen so nützlichen und doch so undankbaren Gegenstand verfaßte, betrug über vierhundert. Die berühmteste aller von den Jesuiten herausgegebenen Sprachlehren ist ohne Widerrede die des P. Emanuel Alvarez, welche die Latinisten nach der Reihe mit Commentaren versahen, weiter entwickelt, abgekürzt haben, ohne sie jemals übertreffen zu können. Um die Jugend besser zum Latein anzuleiten, hatte Alvarez die Regeln desselben so richtig wie möglich aufgestellt. Eine entgegengesetzte Methode hat heutzutage

---

*) Dieser Scioppius (eigentlich Schoppl), geboren zu Neumark in der Pfalz 1578, gestorben zu Padua 1649, war ein famoser Humanist und Kritiker, ausgezeichnet durch die klassische Reinheit und Eleganz seines Stils, dabei aber voll Stolz und unerträglicher Anmaßung, so daß er sich überall verhaßt machte. Seine Empfehlung der Grammatik des Alvarez ist um so beachtenswerther, als er sonst ein Feind der Jesuiten war und mehrere Schriften unter fremden Namen gegen sie publicirte. Er hinterließ mehrere im klassischen Latein geschriebene Werke, die ebenso von seinem Wissen und Scharfsinn, als von seiner Arroganz und Streitsucht zeugen.

**) Das neueste Werk dieser Art, von den P. P. August. und Alois Backer herausgegeben, unter dem Titel: Bibliothèque des Ecrivains de la Compagnie de Jésus etc., dürfte wohl eine bedeutend größere Zahl aufweisen; allein mir steht das Werk nicht zu Gebote.

den Vorrang gewonnen. Es ist hier nicht der Ort zur Beurtheilung beider Methoden. Indessen muß man sagen, daß bei dem Alvarez'schen Plan kostbare Zeit erspart wird, weil die Sprache, welche man der Jugend beibringen will, sich zugleich mit der Regel in deren Geist einprägt. Die Praxis ging solchergestalt Hand in Hand mit der Theorie und man schuf ohne Mühe geschickte Latinisten. Diese Methode war und blieb diejenige der Jesuiten und der Hochschulen bis zu dem Zeitpunkte, wo sich Lancelot derselben entschlug. Es ist nicht das System das Latein durchs Latein zu lehren, welches Alvarez erfand, sondern wohl die Art es zu lehren. Er deducirte die Regeln desselben mit einer Klarheit voller Präcision, löste die Schwierigkeiten, wandte die Regel und das Beispiel an. Sein Buch, wie dasjenige Despoutère's wurde klassisch, es brachte jene Generationen hervor, welche durch das Studium der großen Muster so gelehrt wurden." So weit Cretineau-Joly.

Adelung begann oben, wie wir gesehen haben, einige Ausgaben der Grammatik des Alvarez aufzuzählen, allein die Zahl der Auflagen (was er wohl selbst wußte), erschöpfte er auch nur annäherungsweise bei weitem nicht. Die neueste Pariser Ausgabe, die ich vor mir habe, zählt über 200 Auflagen des Alvarez'schen Werkes, die theils vollständige, theils Compendien sind, theils nur einzelne Bücher umfassen, mit genauer Angabe des Druckortes, des Verlegers, der Jahreszahl, des Formates; aber auch diese Zahl ist nicht vollständig — so finden sich z. B. unsere vielbesprochenen Rudimenta und die oben genannten Bearbeitungen von P. Fritz und den Exjesuiten in Augsburg nirgends angemerkt — weil es eben geradezu unmöglich ist, die Zahl der mannigfaltigen Auflagen genau zu ermitteln: aber feststehende Thatsache ist es, daß die Grammatik des Alvarez vom Ende des 16. bis zur Neige des 18. Jahrhunderts in allen Ländern von West-, Süd- und Mittel-Europa in den meisten Gymnasien als Unterrichtsbuch in der lateinischen Sprache gebraucht wurde; nicht bloß in den Schulen der Societät, sondern auch in anderen, wie man aus den Titeln der verschiedenen Auflagen ersehen kann (eine erschien sogar in Genf 1674); eben weil, wie Adelung sagt, das Alvarez'sche Lehrbuch für das beste galt. Feststehende Thatsache ist es auch, daß das Buch beinahe in allen Sprachen Europas — die englische nicht ausgenommen — übersetzt worden ist; gewöhnlich stand die Uebersetzung dem lateinischen Text gegenüber, in Ländern mit gemischter Bevölkerung erschienen auch Auflagen mit doppelter Uebersetzung; so gab es Auflagen, welche neben dem lateinischen Texte die deutsche und czechische, oder die deutsche und

ungarische, oder polnische und deutsche Uebersetzung hatten; ja auch nach erfolgter Aufhebung der Gesellschaft kam das Buch in neuer Auflage hin und wieder zum Vorschein — so in Ofen 1805, und in Pavia 1801 — und nach Wiederherstellung der Gesellschaft erschienen nacheinander mehrere Ausgaben in verschiedenen Städten Italiens, und endlich auch eine in Paris 1859; kurz drei Jahrhunderte hindurch haben aus der Grammatik des Alvarez zahllose Lehrer zahllose Schüler im Latein unterrichtet, und zwar, wie die Geschichte bezeugt, mit dem besten Erfolge, mit einem Erfolge, der jetzt trotz der veränderten Methode und Lehrbücher wohl nur in wenigen Gymnasien erzielt wird. Allein all diese zahllosen Lehrer waren insgesammt erzstupide Leute, denn sie lehrten aus einem Buche, durch das sie „mit einer unendlichen Menge der größten Fehler" die Lernenden „ausrüsteten", und kein Einziger von all diesen zahllosen Lehrern verstand nur so viel Latein, daß er von dieser „unendlichen Menge der größten Fehler" in dem Buche etwas bemerkt hätte; und klingt dies auch noch so parador und absurd, so hat es damit doch seine volle Richtigkeit; denn so schreibt es Herr Dr. Kelle, Professor des Mittelhochdeutschen an der Universität in Prag, in die Welt hinaus, — doch überlassen wir es dem gelehrten Herrn Professor selbst, über sein absurdes Paradoxon die geeigneten Betrachtungen anzustellen.

Nachdem nun Herr Dr. Kelle mit seinen Sottisen gegen Alvarez fertig ist, reicht er wiederum Cornova die Hand, um, von ihm geführt, seine tadelsüchtige Polemik gegen die Repetitionen fortzusetzen. Denn abgesehen von seinen hinterlistigen, aber ganz mißlungenen Angriffen gegen die Rudimenta und Alvarez, den Ergebnissen seiner selbsteigenen zwölfjährigen Studien und glücklichen Combinationsgabe, weiß er von den Repetitionen in der alten Societät nichts mehr, als was er eben aus Cornova entlehnt und dann auf eigene Faust, seinem Zwecke gemäß, auf die passendste Weise sich zubereitet und ausstaffirt hat.

Cornova erzählt nämlich aus seiner Jugendzeit, als er noch Scholastiker nach eben vollendeter Repetition unter seinem vortrefflichen Lehrer Pubitschka in die Philosophie nach Olmütz geschickt worden war, daß da andere Scholastiker, die die Repetition unter einem andern, dem Pubitschka nicht gleichen Professor gemacht hatten, sich beklagten, daß von der Lectüre der Alten beinahe keine Rede gewesen und ihnen dafür Panagl's Musa Panagaea und dergleichen Aftermusen empfohlen wurden. Ich glaube nun, daß die Klage der jungen Hitzköpfe übertrieben und nicht in dem Grade berechtigt war, wie Cornova sie darstellt; denn ich

kann nicht glauben, daß der Professor der Repetenten über die 27. Regel *) für die Gymnasiallehrer, welche ausdrücklich vorschreibt, daß nur alte Autoren, auf keinen Fall aber neuere erklärt werden sollen, gar so sehr hinweggesehen, daß er wirklich über der Lectüre von Neulateinern die der alten Klassiker vernachlässigt hätte und muß man wohl, meine ich, dem beschränkenden „beinahe" eine weitgehende Bedeutung beilegen.

Doch sei dem, wie ihm wolle: der Mißgriff war nur ein localer und vorübergehender; denn während dieser Professor mit weniger Geschick die Repetition leitete, hielt zur selben Zeit Pubitschka mit andern Scholastikern seine herrlichen Repetitionen, wie sie uns Cornova schildert; und mahnte ausdrücklich, wie uns derselbe Cornova erzählt (S. 48), mit dem Lesen neuerer Lateiner so zu warten, bis sie mit den Alten, vorzüglich mit denen vom ersten Range, vertrauter sein würden: **) so daß wenigstens in dem Collegium, wo Pubitschka den Unterricht ertheilte, die Scholastiker durch sieben Jahre hindurch (denn so lange war Pubitschka Lehrer der Repetenten) trefflich unterrichtet und auf das Lehramt im Gymnasium vorbereitet wurden. Aber zeugt nicht auch die Klage der mit ihrem Professor unzufriedenen Repetenten von ihrer Einsicht und Begeisterung für die echt klassische Literatur? welche sie sicherlich antrieb, die etwaigen Mängel des Lehrers durch fleißige Lectüre der antiken Muster nach Kräften zu ersetzen.

Nebst der von Cornova angeführten **Musa Panagaea** von Bernard Panagl führt Herr Dr. Kelle noch ein anderes Gedicht von eben demselben Verfasser an, nämlich eine Umdichtung der Metamorphosen des Ovid: „**Metamorphosis metamorphoseos etc.**" und behauptet (auf welchen Grund hin, das mögen die Götter wissen, wahrscheinlich weiß es der Herr Doctor selbst nicht), daß es auch in der Repetition gelesen wurde. Ovid's Metamorphosen im christlichen Geiste umzudichten, stand dem P. Panagl ganz frei, wie es dem P. Masenius frei stand, seine Sarkothea zu dichten, welche Veranlassung zu einem langwierigen Streite gab, daß Milton bei Abfassung seines unsterblichen Werkes: „Das verlorne Paradies" das Gedicht des Jesuiten benützt habe; so wie es auch

*) „In praelectionibus veteres solum auctores, nullo modo recentiores explicentur." Reg. comm. Prof. cl. inf. 27.

**) „Er fand mich einst," sagt Cornova, „über Barklay's Argenis und sagte in einem freundschaftlichen Tone: Ein paar Jahre später! — Und wirklich gefiel mir die Schreibart des Mannes, von dem man prahlerisch genug gesagt hat: „Romam romano qui docet ore loqui", um so weniger, je mehr ich Roms Sprache kennen lernte."

dem P. Bascovich frei stand, sein herrliches, an die königliche Akademie in London gerichtetes und daselbst zuerst erschienenes Lehrgedicht: „De solis ac lunae defectibus“ („Ueber die Sonnen- und Mondesfinsternisse“) zu verfassen; ja Panagl's Absicht ist sogar in gewisser Hinsicht zu loben, daran ändert das schulmeisterliche Gerede des Herrn Doctors gar nichts; ob ihm aber seine Aufgabe mehr oder weniger gelungen, ist eine andere Frage, die zu entscheiden weder die von Herrn Dr. Kelle gegebene Inhaltsanzeige des 1. Buches, noch die paar Dutzend Verse aus dem Eingange genügen; dazu müßte man schlechterdings das ganze Gedicht, oder doch einige Bücher gelesen haben.

Uebrigens scheint die Klage der Scholastiker bei Cornova nur der Lectüre neuerer lateinischer Dichter zu gelten; daß auch prosaïsche Neulateiner gelesen wurden, wird nirgends gesagt; weßhalb anzunehmen ist, daß nur klassische Prosaiker gelesen wurden, namentlich Cicero, in Uebereinstimmung mit der Ratio, die dessen Lectüre für alle Klassen empfiehlt, für die Rhetorik aber ihm beinahe allein einen Platz einräumt.*) Nun aber ist zur Bildung des lateinischen Stils die Lectüre der Prosaiker viel wichtiger, als die der Dichter, so daß der Nachtheil wegen des Mißgriffes des Professors eben kein so bedeutender war.

Uebrigens, da einmal Herr Dr. Kelle auf das Gebiet der Poesie gerathen ist, stünden mir nicht wenige Mittel zu Gebote, um thatsächlich zu beweisen, daß in den verschiedenen Ordensprovinzen der österreichischen Monarchie die Scholastiker und jungen Professoren das Studium der Klassiker eifrig betrieben, und tief in ihre Sprache und ihren Geist eingedrungen waren; doch ich will mich auf ein einziges Beispiel, das der böhmischen Provinz angehört, beschränken. Auch in dieser Provinz — denn nur diese geht das Gerede des Herrn Doctors allenfalls etwas an — war der Eifer für klassische Literatur nicht erloschen, auch unter den dortigen Scholastikern und Gymnasiallehrern lebte Begeisterung für die antike Literatur, wie wir selbst aus mehreren Stellen Cornova's er-

*) Denn so heißt es unter Andern in der 1. Regel des Professors der Rhetorik: Stylus (quamquam probatissimi etiam historici et poetae delibantur) ex uno fere Cicerone sumendus est: et omnes quidem ejus libri ad stylum aptissimi; orationes tamen solae praelegendae, ut artis praecepta in orationibus expressa cernantur.

„Der Styl soll, obgleich auch die anerkannt besten Historiker und Dichter verkostet werden sollen), beinahe nur nach Cicero gebildet werden; und es sind zwar zur Bildung des Styls alle seine Schriften sehr geeignet, doch sollen nur die Reden allein gelesen werden, damit man sehe, wie dort die rhetorischen Regeln ihren Ausdruck finden.“

sehen (war ja er selbst ein durchaus humanistisch gebildeter Geist), aus Stellen, welche dem Herrn Doctor nicht unbekannt bleiben konnten; aber sie entsprachen eben nicht seinem Zwecke.

Zum Beweise meiner Behauptung und zur Unterhaltung der Leser will ich also einen Auszug aus einem Aufsatze Cornova's geben, den er als Anhang seinen Briefen beigefügt unter dem Titel: „Ein kleines Denkmal meinem Freunde Morgenstern."

Cornova beginnt also: „Vielleicht beschuldigt mancher Leser dieser Briefe meinen darin herrschenden Enthusiasmus für meine Freunde unter den Jesuiten der Uebertreibung; aber vielleicht rechtfertige ich diesen Enthusiasmus am besten dadurch, wenn ich meine Leser mit Einem aus diesen Freunden etwas näher bekannt mache. Eine zweite Absicht, die ich dabei habe, wollte ich lieber errathen lassen — und ich glaube, der Leser wird es. Josef Morgenstern zu Jörkau im Saazer Kreise geboren, ward aus der Rhetorik des Kommotauer Gymnasiums aufgenommen und trat zwei Jahre vor mir in's Noviziat.

Ohne daß wir einander auch nur gesehen hätten, war ich schon im fünften, er im siebenten Jahre Jesuit; als ein Brief von ihm an einen meiner Freunde, der vom Gymnasium her auch seiner war, mir eine sehr vortheilhafte Meinung von ihm einflößte. Ich sehnte mich nach dem Umgange und nach der Freundschaft des Verfassers, der so schön Latein wirklich schrieb, als ich es zu schreiben wünschte. Aber so gut ward es mir noch lange nicht. Wir hatten beide die Professur, er zu Troppau, ich zu Brünn zurückgelegt; als wir endlich zu Olmütz in der Theologie zusammentrafen. Hier genoß ich ihn drei Jahre, und er war die Seele des kleineren Cirkels, an den ich mich vorzüglich hielt, und das durch seine liebenswürdige Offenheit sowohl, als auch durch seinen unversiegbaren gesellschaftlichen Witz. Ueber eine neue Trennung, während welcher er zu Gičzin und Eger, ich zu Kommotau lebte, trösteten wir uns durch einen ununterbrochenen Briefwechsel, bei welchem Geist und Herz, von meiner Seite nun gewiß, ihre Rechnung in gleichem Grade fanden. Endlich, das letzte Jahr vor der Aufhebung des Ordens, lehrten wir an einem Orte zu Klattau die beiden Humanitätsclassen. Was ich dabei gewonnen habe, würde zu wenig sein, wenn ich es ausdrücken könnte. Wir halfen einander den harten Schlag bei der Auflösung, oder soll ich es lieber Zerreißen des Bandes nennen? das uns bisher als Glieder eines Ordens vereinigt hatte, und suchten Trost darin, daß wir das Band der Freundschaft unter uns fester knüpften, welches nichts mehr trennte, als zwölf Jahre darauf — und

der nicht auf immer — sein zu früher Tod. Es ist unbegreiflich, daß man den Mann nach der Aufhebung nicht an einem Gymnasium angestellt hat. Schon als Jesuit war der Umgang der lächelnden Musen und der Unterricht der Jugend in den niederen Schulen sein Wunsch, dem er für seine Lebenstage jede andere Aussicht gern opferte.

Um seiner Neigung nach zu leben, widmete er sich in der Folge der Erziehung in adeligen Häusern. Der k. k. Oberstlieutenant Graf Franz von Desours, der k. k. Oberstwachtmeister von der Artillerie Graf Hermann von Künigl gehören unter seine Zöglinge. Die Fortschritte, welche beide unter ihm in der Mathematik gemacht haben, thun schon allein dar, daß er nicht Dichter, nicht Belletrist allein gewesen ist. Indessen blieben die Musen immer die Gespielinnen seiner Nebenstunden. Er dichtete meistens lateinisch, mitunter auch deutsch. Seine Gedichte sind der Abdruck seiner heiteren Seele, und eine Ausgabe derselben würde das schönste Denkmal sein, das man ihm stiften könnte. Wirklich wurden sie in dieser Absicht nach seinem Tode — denn bei seinen Lebzeiten sträubte sich seine Bescheidenheit schlechterdings dawider — gesammelt und abgeschrieben. Aber die Abschrift ging, ehe sie mir in die Hände kam, bei demjenigen, der sie besorgt hatte, verloren. Man hätte sie auf ein paar Tage weggeliehen, hieß es auf meine Nachfrage, und nicht mehr zurück bekommen; kurz, ich sah nichts mehr von ihnen. Nur eine der schönsten Oden, in meinen Augen die schönste aus allen, bin ich im Stande dem Leser mitzutheilen. Er wird von ihr auf die Dichtergabe meines Freundes und auf die Größe des Verlustes schließen, den die Literatur in seinen anderen Arbeiten erlitten hat. Die Veranlassung zu der Ode selbst gab ein junger Magister, der sich seines zum ersten Male hervorkeimenden Bartes schämte. Alles ist also Scherz; aber man höre, wie feierlich ihn der Dichter eingekleidet hat?

Barba viros hircosque decet.
Flendo turgiduli, vere nitentior
Deli purpureo! cur oculi rubent,
Molli dextera mento
Septem post trieteridas
Barbam plus solito quod fricet hispidam?
Aeternumne ferat dedecus auctior
Oris silva pilosi?
At si me satis audias,
Setosum cupies vincere Nestora.
Nil natura, parens provida, ni Sophi

Credas fallere dogma,
Caeco destinat impete.
Hircis barba decus, barba decus viris,
Majestasque scabro pectore deflua,
Quam proles utriusque
Imberbis metuat tremens.
Pratum sordet inops gramine, frondibus
Ilex, ilicibus Taenarus arduis,
Celsa aut Dyndymus alno:
Turpem credidero virum
Cui mentum pario marmore laevius,
Nec circum fruticat lucus opacior.
Aetas sera nepotes
Eheu degeneres tulit!
Soles post quatuor falce cuticula
Sin detonsa nitet; vae tibi! fabula
Fies civibus: ohe!
Huic quantus caper effluit?
Atqui cum proavis Stoa peritior
Barbatos proceres tollit ad aethera; et
Primus Zeno magister
Vertur plus vice simplici
Demulsisse manu pendula vellera;
Pronis tiro frequens dum bibit auribus
Sanae dogma palaestrae:
Setis absque virilibus
Mentum, progenies Stoica! temnite,
Quid quod barba Jovi plurima defluit?
Dextra sive rubenti
Vindex fulmina torqueat;
Pacatus positis sive furoribus
Festivas superos evocet ad dapes,
In Junonis honorem
Acturos choreas leves.
Nuper, quum maduit nectare largius,
Mordaci Promium perfricuit sale,
Imberbem usque puellum
Vultu quod referat glabro.
Risit Juno, Venus risit et aurea:

Imberbes superis ludimur? inquiunt;
Malis esse pilosis
Posthac ne pudeat Deas.

Cornova gibt dann eine Uebersetzung der Ode mit dem Bemerken, daß „in ihr freilich alle Schönheiten verloren gehen müssen, welche das beinahe Musikalische des vortrefflich gearbeiteten Verses, und die Eigenheiten der römischen Sprache, die der Verfasser so ganz in seiner Gewalt hatte, dem Originale gegeben haben" — und fügt dann hinzu: „Ich weiß nicht, ob der meisterhafte Plan, oder die schöne dichterische Sprache dieser Ode mehr Bewunderung verdient? Wenn der Dichter den Satz: der Bart ist ein Vorzug des Mannes, sowie des Ziegenbockes, in einer wirklich erhabenen Ode auszuführen sich vornimmt, so sieht man wohl, daß er scherzen will; und er erreicht diese Absicht um so gewisser, je wichtiger er eine Kleinigkeit zu machen weiß. Für den Vorzug des Bartes fordert er die Natur, die Philosophie und den Olymp auf."

„Wird diesen Gegnern sein Delius, der anderer Meinung ist, unterliegen? Alle Schönheiten des Ausdruckes ganz zu fühlen, muß man freilich mehr als gewöhnlicher Lateiner sein, muß man mit Hagedorn sagen können: „Horaz! mein Freund! mein Lehrer! mein Begleiter!"

„Wollen wir aber dem Ideengang des Dichters folgen? Es ist nur eine Kette von Uebertreibungen und Vergrößerungen, die das Lächerliche vermehren; aber da sie so schön gesagt, bei so vielen Zügen des kühnsten lyrischen Fluges, mit den reizendsten Bildern vergesellschaftet sind, würde man sie um Alles in der Welt nicht vermissen wollen u. s. w." Dann fährt Cornova fort: „Das heißt im Geiste Horazens dichten; was freilich ein klein wenig schwerer ist als in einigen quasilateinischen, an Gedanken ebenso armen, als an Flickwörtern reichen Zeilen ihm eines seiner gewöhnlichen Versmaße nachscandiren".

„Und Gedichte wie dieses", fährt Cornova fort, „dichtete Morgenstern, ohne daß ihn auch nur von Fern der Gedanke von Autorruhm anwandelte, bloß um sich von den gewöhnlichen Schularbeiten zu erholen".

„Welcher Leser wird dem Geiste meines Freundes, dessen Erholungen von der Art waren, nicht seine Bewunderung schenken? — Ich schließe mit einer allgemeinen Bemerkung. So gleichgiltig gegen schriftstellerischen Ruhm, wie Morgenstern, waren unter den Jesuiten der guten Köpfe nicht wenige. Ich wage nicht sie zu tadeln.

Nec vixit male, qui latuit bene"! —

Solcher guten Köpfe, ausgezeichnet durch Geist und Gelehrsamkeit, die nach dem Ruhme der Autorschaft gar nicht lüstern waren, und noch viel weniger durch Schmähschriften sich einen Namen zu machen suchten, führt Cornova auch wirklich mehrere an verschiedenen Stellen seiner Briefe mit Namen an; so z. B. Franz Thim, seinen Lehrer in der 1. und 2. Klasse, und dessen jüngeren Bruder, Joseph Thim (S. 4); dann seinen Lehrer in der Rhetorik, Joh. Christoph Seidel (S. 13); ferner Wenzel Dinzenhofer, mit dem er bis an dessen Tod in literarischem Verkehr stand (S. 36); Wenzel Haak, welcher, wenn man, statt ihn zum Prediger zu machen, seinem poetischen Talent das gebührende Feld angewiesen hätte, einen Sarbiewsky übertroffen, und einen Balde erreicht haben würde (S. 41); Joseph Kanz von Iglau, um den es ewig Schade war, daß seine Gebrechlichkeiten gleich nach der Aufhebung des Ordens ihn zwangen, den Schulen zu entsagen (S. 113); Caspar Ulm, „ein Mann von vorzüglicher Stärke und von dem richtigsten Geschmacke in der eleganten Literatur,“ dessen Umgange Cornova selbst, wie er sagt, „einen großen Theil seiner literarischen Ausbildung verdankt“ (S. 130); Joseph Huber, zur Zeit, wo Cornova schrieb, Beichtvater der beiden sächsischen Prinzen Anton und Maximilian (S. 149) und von seinen Commilitionen während der theologischen Studien in Olmütz sagt er (S. 153), daß ihm die Namen: Morgenstern (dem er am Ende seiner Briefe, wie wir so eben gesehen, ein so schönes Denkmal gesetzt), Koptik (sein Lehrer im Englischen), Margelik, Kernairet und Barruel (seine Quinctile in der französischen Literatur), Moschner, Hlawacž, Merksbauer, Charruel, Seidl, Demuth, Czerny, Leder unvergeßlich sein werden, so viel Antheil hatten sie an seiner wissenschaftlichen Ausbildung durch freundschaftliche Mittheilungen und Aufmunterungen; und S. 198 rühmt er den Ferdinand Silbermann, seinen einstmaligen Präfecten im Gymnasium, als einen „seltenen Mann, der zu einer Zeit, wo fast Alles noch dem falschen Geschmacke*) huldigte, dem wahren, wie vor ihm Oppelt getreu geblieben war,“ nachdem er volle neunzehn Jahre hindurch die Rhetorik docirt hatte. Und nun kommt ein gewisser Herr Dr. Kelle und will uns aus eben diesem Cornova beweisen, daß wissenschaftliches Streben und klassische Bildung in der böhmischen Provinz, ja nicht nur in dieser, sondern auch in den übrigen österreichischen Ordensprovinzen, ja wohl in der ganzen Societät, denn auf

---

*) Was von diesem falschen Geschmacke zu halten sei, wird weiter unten Gelegenheit sein, etwas Mehreres zu sagen.

diesen Gedanken muß die Darstellung des Herrn Doctors den Leser führen, tief darnieder lag, und in ihren Schulen kaum eine Spur davon zu finden war.

Wie meisterhaft Herr Dr. Kelle es verstand, den Cornova zu seinem Zwecke auszubeuten, sehen wir wieder, wo er den griechischen Unterricht in der Repetition bespricht.

Die Klagen, die Cornova über den griechischen Unterricht in der Repetition führt, sind theils allgemeiner, theils besonderer Natur; er schickt jedoch ausdrücklich seinen Klagen die Bemerkung voraus: „Ich rede von meiner böhmischen Provinz.“ (S. 64.) Im Allgemeinen klagt er erstens, daß der Lehrer des Griechischen immer sonst noch ein Amt hatte, so daß der griechische Unterricht für ihn Nebensache war; eine Klage, die wahrlich nicht gerechtfertiget ist; denn da „die griechischen Vorlesungen“, wie Cornova selbst bemerkt, „an Tagen gehalten wurden, die sonst zur Erholung bestimmt waren,“ also wohl nur einige Stunden in der Woche in Anspruch nahmen, so ist wahrlich nicht einzusehen, warum der Lehrer des Griechischen nicht noch ein anderes Amt verwalten konnte, ohne daß ihm deßhalb sein Lehramt zur Nebensache werden mußte. Warum konnte er z. B. nicht zugleich Professor des Griechischen im Gymnasium sein? wie es manchmal wirklich der Fall war, (wie man aus den Catalogen der österreichischen Provinz ersehen kann) — warum konnte er nicht zugleich Präses einer Sodalität, oder Beichtvater in der Kirche, oder Verfasser der Geschichte des Hauses sein? lauter Aemter, die ihm noch genug Zeit ließen, sich mit dem Studium des Griechischen zu beschäftigen, und den Unterricht in der Repetition, wie es sich gebührte, zu ertheilen; und hat hierin die wissenschaftliche Begeisterung den Cornova zu wahrlich überspannten Forderungen verleitet.

Was die zweite Klage Cornova's betrifft, daß der griechische Unterricht an Tagen gehalten wurde, die sonst Ferialtage waren (also an Dienstagen und Donnerstagen, wie es scheint), so daß er beinahe gehaßt wurde, so ist der Grund hievon nicht einzusehen; ebenso wenig, als warum er in einer Anmerkung aus derselben Ursache an den k. k. Gymnasien ein Hinderniß für den Fortgang der Schüler im Griechischen befürchtet: es waren einmal festgesetzte Lehrstunden, ob nun Griechisch oder Latein vorgenommen wurde, mochte den Repetenten, wie später den Gymnasialschülern ganz gleichgiltig sein.

Wenn Cornova ferner klagt, daß „selten ein wahres Einverständniß zwischen dem lateinischen und griechischen Lehrer war, indem der

erste den zweiten gewöhnlich für den Dieb eines Theiles der Zeit ansah, die ganz ihm zugehören sollte," so spricht er wohl nur von vereinzelten, schnell vorübergehenden Fällen, und ist an ein absichtliches, eigentlich eifersüchtiges, so unverständiges Entgegenarbeiten von einer oder der anderen Seite gar nicht zu denken; und wenn er vollends hinzufügt, daß „der Lehrer des Lateinischen manchmal sich bemühte, seinen Schülern Abneigung gegen die griechische Sprache beizubringen," so dürfte dieses „manchmal" wohl auf den Fall zu beschränken sein, der ihm selbst, wie er in der Anmerkung erzählt, aus einem ganz anderen Grunde zugestoßen: eine erhebliche Bedeutung kann man solchen Notizen in Anbetracht des Instituts und ganzen Geistes der Gesellschaft auf keinen Fall beilegen; ja man kann in ihnen wohl kaum etwas Anderes erkennen, als Reproductionen der Phantasie nicht von wirklichen Thatsachen und Erlebnissen, als vielmehr von Vorstellungen und Eindrücken, wie sie in der Jugendzeit seinem Geiste sich eingeprägt hatten.

Cornova hat aber noch besondere Klagen gegen seinen Lehrer im Griechischen, die er in folgenden Sätzen zusammenfaßt: „Einen großen Theil der Vorlesestunden brachte er mit Polemisiren wider die Erasmische Aussprache, sowie mit der Verketzerung der Gegner der Accente zu. Dann schleppte er uns den dornigen Weg grammatischer Regeln so lange, bis wir alle Lust zum Griechischen verblutet hatten. Von Griechenlands Rednern und Dichtern war fast keine Rede, ihre Stelle sollte das Evangelium Johannis vertreten, aus welchem wir aber auch nur drei Capitel analysirten. Dafür verdarben wir die Zeit mit Uebersetzungen von ihm dictirter lateinischer Aufsätze ins Griechische."

Hierüber lassen sich etwa folgende Bemerkungen machen: Wenn der Lehrer wirklich gar zu viele Stunden mit dem Bekämpfen der Erasmischen Aussprache und mit der Accentlehre verbrauchte, so war dies allerdings zu tadeln; doch andererseits zeigt dieses, daß er es mit dem Unterricht ernstlich nahm, und in der Kenntniß des Griechischen wohl bewandert war; was auch daraus hervorgeht, daß er den Repetenten, wenn auch etwa in gar trockener und pedantischer Manier, gründliche Kenntniß der grammatischen Regeln beizubringen suchte (denn ohne eine solche ist die Lectüre ein Herumtappen im Finstern, ohne sicheres Verständniß und ohne vollen Genuß), womit er dann auch die praktische Uebung, schriftliche Uebersetzungen aus dem Lateinischen ins Griechische verband; und was endlich die Lectüre betrifft, so zeigt das „fast", daß doch griechische Redner und Dichter gelesen worden sind, und bedenkt

man, daß die Repetition zwei Jahre lang dauerte, so mag das Quantum, wenn es auch dem Genie und dem Feuergeiste eines Cornova gering vorkam, dennoch im Ganzen nicht unbedeutend gewesen sein, und sind aus dem Evangelium Johannes blos drei Capitel analysirt worden, so sind doch sicher mehrere gelesen worden.

Ueberdies belehrt uns hier Cornova indirect, daß, was ich schon oben öfters bemerkt, die lateinische Grammatik in der Repetition nicht wiederholt wurde: denn wie er hier in diesem kurzen Bericht über die griechische Repetition der Grammatik erwähnt, und seinen Lehrer tadelt, so würde er auch in seinem langen begeisterten Exposé über den geschätzten Pubitschka, auch der lateinischen Grammatik erwähnt, und seinen Lehrer auch von dieser Seite gerühmt haben: allein die lateinische Grammatik war eben kein Gegenstand der Repetition, und nur die Erfindungs- und Combinationsgabe des Herrn Dr. Kelle hat ihr darin — natürlich in der löblichsten Absicht — einen Platz eingeräumt.

Die Sätze, die ich kurz vorher hinsichtlich des griechischen Unterrichts in der Repetition aus Cornova angeführt habe, finden sich nun der Hauptsache nach alle wörtlich in der Broschüre des Herrn Dr. Kelle; denn, wie gesagt, in allem, was er von den Repetitionen berichtet, ist er nur der bloße Nachbeter des Cornova, — doch die strengen Censuren desselben genügen dem Herrn Doctor durchaus nicht; das sind für ihn Kleinigkeiten, die den gewünschten Effect nicht haben dürften; da muß erst Alles so viel als möglich in die Höhe geschraubt, da müssen die dunkelsten Farben aufgetragen werden, um den Lesern gehörig zu imponiren; unter seinen Händen müssen die Anklagen centnerschwer, die Schläge zermalmend, der griechische Professor des Cornova zum Typus aller Professoren in allen Provinzen zugemodelt werden, so daß an dem griechischen Unterricht nirgends ein gesunder Fleck zu entdecken ist: „Für die griechische Sprache," sagt uns Herr Dr. Kelle, „war allerdings ein Lehrer vorhanden, wirklich gelehrt wurde aber griechisch nirgends — der Lehrer hatte meistens seit seinen Gymnasialjahren alles vergessen, — der Lehrer des Lateinischen bemühte sich, jede mögliche Abneigung gegen die griechische Sprache den Schülern beizubringen, wodurch sich unter diesen ein Widerwille gegen dieselbe in der Regel zur Freude beider Lehrer herausbildete, — die beiden Lehrer arbeiteten einander stets entgegen; auch ist es den Jesuiten nie eingefallen, ein engeres Band um die alten Sprachen zu schlingen und sie von Einem Lehrer unterrichten zu lassen.

Wer möchte da noch zweifeln, daß Herr Dr. Kelle es meisterhaft versteht, die Dinge, wie es eben der Zweck erfordert, zu verallgemeinern und in einem Tone darüber zu sprechen, der seinen Behauptungen so recht das Siegel der Infallibilität aufdrückt.

Was übrigens die letzte Bemerkung betrifft, daß es den Jesuiten nie eingefallen, in den alten Sprachen von Einem Lehrer den Unterricht ertheilen zu lassen, so ist sie grundfalsch; denn auch in der alten Societät, wie man aus den Provinz-Katalogen ersehen kann und ich oben (S. 106) nachgewiesen habe, hatte in der Repetition manchmal ein und derselbe Professor den lateinischen und griechischen Unterricht und in den Gymnasien gewöhnlich; was aber die neue Zeit anbelangt, so lehrte stets und lehrt noch heutigen Tages in allen Lehranstalten der Gesellschaft und in allen Classen Ein Lehrer sowohl die lateinische als die griechische Sprache. Verführt hat den Herrn Doctor zu dieser unbesonnenen, ganz incorrecten Behauptung, nebst der leidigen Sucht, so viel als möglich zu tadeln, eine Stelle in Cornova (denn dieser ist in solchen Dingen seine Fundgrube und sein Leitstern), wo es S. 69 heißt: „Wäre es nicht besser gewesen, lateinische und griechische Literatur in der Repetition durch ein genaueres Band zu vereinigen und den Unterricht in beiden nur Einem Lehrer aufzutragen?" Cornova's Frage ist nun wohl gar berechtigt; aber dem Herrn Doctor war damit nichts geholfen, denn er liebt es, in apodiktischer, emphatischer Declamation Kolbenschläge auszutheilen, und so glaubte er, Cornova's matte Frage in eine kräftige, kategorische Phrase umwandeln zu müssen, um gegen die Jesuiten einen Schlag mehr zu führen, hat aber wiederum, wie schon so oft — nur sich selbst getroffen.

Nachdem nun Herr Dr. Kelle den Cornova so zweckmäßig umgearbeitet oder, wenn man lieber will, idealisirt hat, stellt er sich wieder auf die eigenen Beine, um wie vorher gegen die Rudimenta und den Alvarez, so jetzt gegen den P. Jacob Gretser und seine griechische Grammatik anzustürmen. Waren aber seine Angriffe gegen die Rudimenta ganz erfolglos und gegen den Alvarez geradezu eine baare Miserabilität (denn Texte verfälschen und statt Beweise zu bringen mit Schmähungen paradiren, ist doch nach gewöhnlicher Menschenansicht miserabel); so muß dies noch mit weit größerem Rechte von seinen Angriffen gegen Gretser behauptet werden. Denn abgesehen von den hohlen Phrasen, womit er das Buch des Alvarez herabzuwürdigen suchte, machte er nur einen einzigen thatsächlichen Versuch, demselben aus „der unendlichen Menge der größten Fehler" wenigstens einen nachzuweisen; konnte dies aber

nicht anders, als dadurch, daß er eine von ihm selbst fabricirte Definition dem Alvarez unterschob: gegen den P. Gretser hingegen wagt der Herr Doctor offener aufzutreten, und, wie er meint, eclatante Albernheiten aus seiner Grammatik anzuführen, und dadurch die maßlosen Schmähungen, womit er seine kritischen Bemerkungen einleitet, zu rechtfertigen.

„Das Buch," sagt uns Herr Dr. Kelle, „zeichnet sich durch Irrthümer so aus, daß es unmöglich ist, Jemand einen klaren Begriff davon beizubringen. Die Unwissenheit dieses Vielschreibers unter den Jesuiten ist nämlich so bodenlos, daß jeder Versuch, die Fehler des Buches nachzuweisen, aufgegeben werden muß. Man müßte es fast ganz abdrucken lassen, denn abgesehen von Nebendingen und von Beispielen, in denen man nicht irren konnte, ist Alles so fehlerhaft und verkehrt, daß kaum Jemand, der sich eben mit der griechischen Sprache zu beschäftigen begonnen hat, so viel sprachlich Unmögliches zusammenphantasiren kann, wenn er nur überhaupt etliche allgemeine Sprachkenntniß und gesunden Verstand besitzt, der dem Autor freilich oft zu mangeln scheint."

Nun freilich — dem P. Gretser mangelte der gesunde Menschenverstand; der Herr Doctor hat es ja schon öfters gesagt, daß die Jesuiten sich des Verstandes, des edelsten Geschenkes der Gottheit, entäußern müssen — wie hätte also der verstandlose Gretser eine verständige Grammatik schreiben können? Indeß scheint es gewisse Zeitpunkte zu geben, in denen auch manchen anderen Leuten der gesunde Menschenverstand abhanden kommt, und hat der Dichter gewiß nicht bloß die Jesuiten im Auge gehabt, wenn er sang:

„Unselig Mittelding von Engel und von Vieh,
Du prahlst mit der Vernunft und du gebrauchst sie nie!"

auf jeden Fall zeigt jener, der Andern so ohne Weiteres Verstandlosigkeit vorwirft, zur Genüge, daß er selbst mit „dieser edelsten Gabe der Gottheit" eben nicht im reichlichsten Maße ausgestattet ist. Bevor wir daher die Schmähungen des Herrn Dr. Kelle als richtig hinnehmen, wollen wir uns ein wenig umsehen, was andere wahrhaft gebildete und gelehrte Leute, die sich nicht etwa mit der Abfassung tendenziöser Pamphlete abgegeben, sondern durch solide Bildung und Wissenschaft in weiten Kreisen der gelehrten Welt sich einen Ruf erworben haben, vom P. Gretser urtheilten und urtheilen.

Wenn wir das Kirchenlexicon von Wetzer und Welte aufschlagen, so finden wir darin über Jacob Gretser folgende biographische und literarische Notizen:

„Gretser Jacob, Mitglied des Jesuiten=Ordens, gelehrter und fruchtbarer Schriftsteller, wurde 1560 zu Markdorf in der Diöcese Constanz geboren, trat 1577 in einem Alter von 17 Jahren in die Gesellschaft Jesu und lehrte zu Ingolstadt 3 Jahre Philosophie, 7 Jahre die Moraltheologie und 14 Jahre die Dogmatik mit großem Beifalle. Er starb zu Ingolstadt 1625 in einem Alter von 63 Jahren. Er war einer der gelehrtesten Controversisten seiner Zeit, edirte, übersetzte und beleuchtete viele Werke der Väter und alter Kirchenscribenten, gab auch verschiedene mittelalterliche Schriftsteller heraus, verfaßte zur Vertheidigung seines Ordens und der katholischen Kirche viele Schriften, war der lateinischen, griechischen, hebräischen, französischen und italienischen Sprache kundig, schrieb eine griechische Grammatik, welche oft aufgelegt, und in allen katholischen Schulen Deutschlands eingeführt wurde, und verband mit seiner Gelehrsamkeit eine tiefe Demuth und Frömmigkeit."

„In der Schule zu Ingolstadt, wo er seine Vorlesungen gehalten, ließ ihm die theologische Facultät folgende ehrenvolle Denkschrift setzen. *) R. P. Jacobus Gretserus, Markdorfianus Acronianus S. J. aevi sui scriptor celeberrimus, annos 26 in hac alma universitate docendo confecit, uno linguam graecam, tribus philosophiam, reliquis theologiam professus. Nihil hujus ingenio clarius, memoria fidelius, judicio gravius, labore constantius, lucubrationibus eruditius et fecundius. Sesquicentum fere libris academiam ornavit, bibliothecas auxit, ecclesiam propugnavit. Concionibus interea, exhortationibus, praelectionibus privatis, excursionibus, confessionibus audiendis, consiliis dandis assidue occupatus nil sui ordinis omisit. Amarunt eum maxime principes, docti ex omnibus provinciis coluerunt, vehementer extimuerunt haeretici, quos magna orbis

*) Der hochwürdige P. Jacob Gretser von Markdorf am Bodensee, ein hochgefeierter Schriftsteller seiner Zeit, lehrte an dieser hehren Universität 26 Jahre lang: ein Jahr die griechische Sprache, drei Jahre die Philosophie, all die übrigen die Theologie. Er besaß höchst ausgezeichnete Talente, ein überaus getreues Gedächtniß, ein höchst gediegenes Urtheil; ans Unglaubliche geht seine Ausdauer im Arbeiten, die Gelehrsamkeit und Menge seiner Werke. Mit anderthalb Hundert Schriften zierte er die Akademie, bereicherte er die Bibliotheken, vertheidigte er die Kirche, während er unterdessen immerfort mit Predigten und Exhorten, mit Privatunterricht, mit Hilfeleistung in der Seelsorge auf dem Lande, mit Ertheilung von Rathschlägen beschäftigt, keine seiner Ordenspflichten aus dem Auge verlor. Er war im hohen Grade beliebt bei den Fürsten, geehrt von den Gelehrten aller Länder, sehr gefürchtet von den Häretikern, die er zu großer Freude der katholischen Welt

catholici gratulatione mira felicitate et facilitate repressit. Obiit Ingolstadii studiorum contentione exhaustus virtutum meritis plenus, 29 Januarii Anno Jubilaei 1625 aetatis 63. Bei Papst Clemens VIII. stand er in hohem Ansehen. Als Kaiser Ferdinand II. nach der Kaiserwahl von Frankfurt her nach München kam, ließ er eigens den Gretser von Ingolstadt nach München kommen. Maximilian I. von Bayern, ihn unter allen Theologen seines Landes für den fähigsten haltend, sendete ihn und Albert Hunger zum Religionsgespräch nach Regensburg (1601), wo Gretser auch katholischerseits die Hauptperson war. Cardinäle und Bischöfe zollten ihm gleichfalls oie höchste Achtung. Viele Gelehrte seiner Zeit wechselten mit ihm Briefe und erholten sich bei ihm Aufschlüsse, so Bellarmin und Marcus Welser. Seine sämmtlichen Werke sind zu Regensburg (1734 — 1739 in siebenzehn starken Folianten herausgekommen. . . . . S. Mederer. Annales Igolstadiensis Academiae part. II. p. 242 — 245; Kobolt, bayerisches Gelehrten-Lexicon)".

Gretser's literarischer Ruhm blieb auch nicht auf Deutschlands Grenzen beschränkt; in einem französischen historischen*) Lexicon geschieht des P. Gretsers ehrenvolle Erwähnung. „Er war gleich gut bewandert," heißt es unter Anderem, „in den alten und in den modernen Sprachen, in der Geschichte und in der Theologie, und hat sehr viele Schriften über kirchliche und profane Alterthümer verfaßt u. s. w."

Der oben genannte Ch. G. Jöcher widmet in seinem Gelehrten-Lexicon der Aufzählung der Werke Gretser's beinahe eine ganze Quartseite, und führt darunter auch seine Grammaticae graecae lib. III. an; daß es dem Verfasser aber an Verstand gemangelt, das bemerkt er nicht; und C. Jos. Bouginé, Verfasser eines Handbuches der allgemeinen Literargeschichte (Zürich 1790), und ein von antikatholischen Vorurtheilen nicht wenig befangener Schriftsteller begnügt sich, sein Urtheil über Gretser's griechische Grammatik (B. II. S. 538) darauf zu beschränken, daß sie „entbehrlich" sei, was mit Rücksicht auf die Zeit leicht begreiflich ist; aber „bodenlose Unwissenheit", von welcher unser Herr Doctor „phantasirt", findet er im Buche nicht.

Ich kann nicht umhin, einige Stellen aus der trefflichen, in schöner lateinischer Sprache abgefaßten Zueignungsschrift des P. Gretser an den

---

mit wunderbarem Erfolge und seltener Gewandtheit zum Schweigen brachte. Er starb zu Ingolstadt, erschöpft durch wissenschaftliche Arbeiten, voll an Verdiensten eines tugendhaften Lebens.

*) Nouveau Dictionnaire historique etc. A. Caen. 1786.

Herrn Herwarb von Hohenburg, geheimen Rath und Kanzler des Churfürsten von Bayern, anzuführen; denn diese allein könnten den Rohheiten eines Herrn Dr. Kelle gegenüber ein mehr als hinreichender Beweis sein, daß Gretser ein sehr gebildeter, der griechischen Literatur kundiger, und seiner Aufgabe sich wohl bewußter Mann war. Dieser Herr Herwarb von Hohenburg war selbst ein sehr gelehrter Mann, ein guter Kenner der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, auch in der Mathematik sehr bewandert, doch besonders ausgezeichnet durch seine Kenntnisse des bürgerlichen und canonischen Rechtes, wie Gretser in der Zueignungsschrift von ihm öffentlich rühmt; so wenig es sich nun denken läßt, daß Gretser Angesichts des Publikums so ganz ohne Grund, aus bloßer Schmeichelei die Gelehrsamkeit des Herrn von Hohenburg so hoch erhebt, so wenig ist es auch denkbar, daß er einem so hochgelehrten und ansehnlichen Manne ein Sammelsurium von einem Buch dedicirt habe, das er so aufs Gerathewohl, ohne selbst recht zu wissen wie, zusammengestoppelt. Doch lassen wir Gretser selbst reden; seine Zueignung beginnt: „Graecam linguam longe omnium esse utilissimam et pulcherrimam, Magnifice et Clarissime Domine Cancellarie, communis et vera est eruditorum persuasio, testata totius superioris memoriae testimonio. Pulchram enim et maximorum commodorum feracem esse oportet, quae Graeciae terminis nequaquam inclusa, Asiam prope universam, Italiam, Galliam, et reliquas orbis terrarum partes jam olim pervasit etc.“ — „Nostro etiam seculo, quo refloruerunt ac propemodum renatae sunt literae, Graecis Musis aeque suus constat honos atque Latinis, quippe sororibus, et quas disjungere sine certa et praesenti jactura minime possis, sive poetices, sive rhetorices, sive philosophiae, sive alterius majorum gentium scientiae desiderio et amore tenearis, tametsi plures nunc quam temporibus anteactis reperias, qui nihil sibi cum Graecis disciplinis negotii esse velint. Sed quid mirum? suo aevo tam felici et docto exclamabat Theocritus:

Τίς γὰρ τῶν ὁπόσοι γλαυκὰν ναίουσιν ὑπ' ἠῶ,
Ἡμετέρας χάριτας πετάσας ὑποδέξεται οἴκῳ
Ἀσπασίως;

Interea tamen melior, si non major numerus libenter cum eodem vate canit:

Τέττιξ μὲν τέττιγι φίλος, μύρμακι δὲ μύρμαξ,
— — — ἐμὶν δ' ἁ μῶσα καὶ ᾠδά.
Τᾶς μοι πᾶς εἴη πλεῖος δόμος.

De his igitur, quibus tantum sui amorem in pectore Graeca lingua incussit, praeclare mereri illos, qui prima rudimenta ejus linguae tradunt, grammaticasque institutiones conscribunt, non invitus fatebitur, qui nos eo loco et tempore natos meminerit, quo sine praesidio praeceptionum ad cognitionem Graecae literaturae ne adspirare quidem licet.

Prodierunt autem hactenus grammatici, non unus, sed ut ille ait: μυρίοι, οὓς οὐκ ἄν τις ἀριφραδέως ἀγορεύσοι θνητὸς ἐών. Post quos omnes exit itidem haec grammatica tribus suis partibus perfecta et absoluta, in gratiam potissimum juventutis, quam variis in locis fidei nostrae commissam bonis moribus et literis informamus etc.“ Im Folgenden spricht sich Gretser über die Motive aus, warum er sein Buch gerade dem Herrn Herward von Hohenburg dedicire, so wie über dessen hohe wissenschaftliche Bildung und große Verdienste um das Vaterland.

Aus diesen wenigen Sätzen ersehen wir, daß P. Gretser die griechische Sprache und Literatur sehr hoch geschätzt, sie für eben so schön als nützlich hielt; daß er in ihr eine nothwendige Stütze für Poesie und Beredsamkeit, für Philosophie und jede höhere Wissenschaft erkannte; daß nach seiner Meinung das Studium der lateinischen Sprache mit dem der griechischen verbunden werden müsse; endlich daß zu seiner Zeit (1593) sehr viele griechische Grammatiken erschienen waren und immerfort erschienen, woraus man mit Recht schließen kann, daß P. Gretser, wenn er mit seiner Arbeit seine Vorgänger und Zeitgenossen etwa nicht übertroffen hat, wenigstens auf keinen Fall, da er ja so viele Vorarbeiten benützen konnte, hinter ihnen zurückgeblieben sei.

In dem Vorbericht an den Leser gibt uns Gretser noch genauere Aufschlüsse über den Zweck, die Anwendung und den Gebrauch seines Buches. Bis jetzt, sagt er, habe man für den griechischen Unterricht in den Schulen drei Grammatiken gebraucht; die von Clenardus Antesignanus für die acht Redetheile, die von Varennius für die Syntax, und die von Vergara für die Prosodie: denn die Redetheile seien am besten von Clenardus behandelt worden, die Syntax von Varennius und in der Lehre von der Prosodie thue es wieder Vergara den beiden Andern zuvor;*) alle drei aber leiden in einzelnen Partien an Mangel klarer Anordnung und theils an zu knapper Kürze, theils an zu großer Weitläufigkeit. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, habe er auf Anregung

*) Diese sorgfältige Auswahl der Lehrbücher zeigt doch, daß man es in den Schulen der Societät mit dem griechischen Unterricht ernstlich genommen.

der Obern ein Lehrbuch verfaßt, das alle Theile der Grammatik umfassen und zwischen allzugroßer Kürze und Breite die rechte Mitte halten sollte. Sein Buch sei bestimmt für die Schüler der Syntax, Poetik und Rhetorik; für die unterste und mittlere Grammatikalclasse habe er einen Auszug angefertiget, und kein Schüler soll in die Syntax aufsteigen dürfen, der denselben nicht wohl erlernt hat. Die Dialekte habe er nicht als eine „rudis indigestaque moles“ auf einen Haufen zusammenwerfen wollen, sondern wie die Glieder den menschlichen Körper nur dann zieren, wenn sie an ihrer Stelle sich befinden, so habe auch er die Dialekte als zum ganzen Sprachkörper gehörige Glieder an geeigneter Stelle angebracht.*) Doch solle der Lehrer nicht zu pedantisch auf das Memoriren der dialektischen Formen dringen, sondern bei der Lectüre soll er auf die entsprechenden Stellen in der Grammatik verweisen. Ordnung im Studiren und allmähliges Fortschreiten sei die nothwendige Bedingung eines guten Erfolges; denn ganz richtig habe Galenus gesagt: Τάξις γάρ ἐστιν, ὥςπερ ἐρίων ἐργασίας, οὕτω καὶ μαθημάτων διδασκαλίας, καὶ οὐδεὶς οὔτ' ἀναγινώσκειν διδάσκεται, πρὶν πάσας ἐκμαθεῖν τὰς συλλαβὰς, οὔτ' αὐτὰς, πρὶν ἅπαντα τὰ ςτοιχεῖα τῆς φωνῆς. Wenn nun zum gründlichen Unterricht in der Grammatik fleißige Lectüre und schriftliche Uebung hinzukomme, nebst einigen literarischen Hülfsmitteln, als: Lexica, Wörterverzeichnisse, Phraseologien u. dgl., wofür gelehrte Männer zum Besten der studirenden Jugend schon längst gesorgt haben, so werden die jungen Leute allmählig in den Stand gesetzt werden, die griechischen Klassiker auch ohne Beihülfe des Lehrers zu lesen und schriftliche Aufsätze in gebundener oder ungebundener Rede abzufassen. In allem dem, was uns da P. Gretser sagt, wird wohl nicht leicht Jemand mit Herrn Dr. Kelle einen „unwissenden Vielschreiber“, dem es „an Verstand mangelt“, zu erkennen vermögen.

Viel, erstaunlich viel hat nun allerdings P. Gretser geschrieben, seine Schriften, wie wir gehört haben, füllen 17 Foliobände; und Herr Dr. Kelle hat sie sicher bei seinem emsigen zwölfjährigen Durchsuchen der böhmischen Bibliotheken zu Gesichte bekommen, daß er sie auch gelesen habe; wollen wir dem gelehrten, vielwissenden Herrn bei seinen jesuitischen Antipathien gar nicht zumuthen.

Gretser's philosophische, theologische, historische Werke und seine zahlreichen Controversschriften gehören nun nicht in den Bereich unserer Untersuchung, aber hieher gehört die Bemerkung, daß P. Gretser nicht

*) Hierin war also P. Gretser schon vor 300 Jahren so gescheid, wie Herr Dr. G. Curtius in unseren Tagen.

bloß eine griechische Grammatik geschrieben, sondern auch einzelne Partien der Grammatik in speciellen Schriften bearbeitet und sonstige Hilfsbücher zur Förderung des griechischen Sprachstudiums verfaßt habe; ja außerdem zahlreiche griechische Werke ins Lateinische übersetzt und von Andern übersetzte mit kritischen Commentarien versehen, endlich auch Partien der griechischen Alterthümer behandelt habe, so daß er nicht nur griechischer Grammatiker, sondern auch Uebersetzer, Kritiker und Archäolog ist.

Von seinen hieher gehörigen Werken will ich nur folgende anführen:

Jacobi Gretseri S. J. Theologi dissertatio de linguae Graecae literis ac pronuntiatione, paralipomenis aucta.

Exercitatio grammatica in primam concionem D. Joannis Chrysostomi de oratione.

Exercitatio poetica, delectis ad eam illustrioribus nonnullis sententiis ex Homero, Theocrito, Moscho et Bione, et duplici adjuncta interpretatione, altera soluta et quidem ad verbum, altera vincta.

Nomenclator Latino-Graeco-Germanicus in gratiam tyronum Graecae linguae collectus a J. Gretsero S. J. Accessit de verbis anomalis, defectivis et poeticis commentariolus et Phraseologiae Graeco-Latinae libellus.

Orationes novem Leonis Imperatoris in Latinum versae.

Georgii Codini Curopalatae Liber de Officiis et Officialibus Magnae Ecclesiae et Aulae Constantinopolitanae ex Graeco in Latinum translatus, cum commentariis, observationibus et emendationibus.

Anastasii Sinaitae Ὁδηγός — Viaedux.

Joannis Cantacuzeni historia rerum ab Andronicis et se ipso gestarum cum Notis.

Hippoliti Thebani Chronicon etc. cum Notis.

D. Gregorii Thaumaturgi XII. Anathematismi; und noch viele andere einzelne Werke, größtentheils theologische Abhandlungen oder Reden, die er übersetzte und mit kritischen und erklärenden Noten versah, wie man aus Alegambe's Bibliothek der Schriftsteller der Gesellschaft Jesu ersehen kann.

P. Gretser war also ein griechischer Literator im eigentlichen Sinn des Wortes und besonders ein auf dem Gebiet des griechischen Sprachstudiums um die Jugend hochverdienter Schulmann, vielleicht wie kein anderer in jener Zeit. Ja Gretser's Grammatik enthält Partien und Einzelheiten, die man in den meisten neueren Schulgrammatiken ungern

vermißt. So ist sein ganzer dritter Theil, worin er die Lehre von der griechischen Prosodie und Verskunst vorträgt und die einzelnen Sätze immer mit Beispielen belegt, für Lehrer und Schüler wichtig und interessant; so das 30. Capitel, worin er die verschiedenen Gedichtarten mit ihren eigenthümlichen Versen und Strophenformen erklärt, und immer mit Beispielen veranschaulicht; ferner das 31. Capitel, worin er die prosodischen Eigenthümlichkeiten und poetischen Licenzen behandelt, sehr zweckmäßig, um zu einem klaren Verständniß der Dichtersprache zu gelangen; so auch das 34. Capitel, worin er von den Monaten der Griechen und ihrer Art, die Monatstage zu zählen, handelt; endlich die vier letzten Capitel, worin er von der Aussprache der griechischen in die lateinische Sprache übergegangenen Wörter handelt, und welche Veränderungen die griechischen Vokale, Diphtonge und Consonanten erleiden, wenn sie ins Latein übertragen werden: lauter Dinge, von denen in den modernen Schulgrammatiken nur wenig oder gar nichts vorkommt.

Allein der Leser gibt vielleicht dies Alles zu, frägt aber schon längst ungeduldig: Wie steht es mit den „sprachlichen Unmöglichkeiten“, die Gretser nach Herrn Dr. Kelle „zusammenphantasirt“ hat? vielleicht ist das Buch doch so eine literarische Mißgeburt, wozu der Herr Doctor es stempelt.

Bei Leibe nicht! und so wollen wir denn die Ausstellungen des Herrn Dr. Kelle prüfen und wir werden finden, daß sie nur die erkünstelten Producte seiner eigenen Phantasie sind, um, wie man zu sagen pflegt, dem Leser etwas Blaues vor die Augen zu machen, und daß er mit jeder derselben sich selbst eine Blöße gibt, worüber er sich wohl schämen mag, die er aber nicht zudecken kann.

„Da (in Gretser's Grammatik)“ wird gelehrt, sagt erstens Herr Dr. Kelle, „daß die griechische Sprache nicht bloß Adjectiva sondern auch Substantiva in den Comparativ und Superlativ setzen kann, wofür als Beispiele angeführt sind: κέρδος κερδίων, κέρδιστος, lucrum, lucrosior, lucrosissimus; Ὁ κλέπτης, fur, κλεπτίστατος, furacissimus; ὁ (sic!) βασιλεύς, rex, βασιλεύτερος, regalior, βασιλεύτατος, regalissimus.“

Was nun diesen Passus betrifft, so verfährt der Herr Doctor, wie es eben der **Zweck** erforderte, den Gretser als „unwissenden, sprachliche Unmöglichkeiten zusammenphantasirenden Vielschreiber“ darzustellen, als lehrte er, daß Substantiva als solche in den Comparativ und Superlativ gesetzt werden, während doch Gretser mit allen übrigen Grammatiken, alten und neuen Datums, nichts Weiteres lehrt, als

daß im Griechischen auch von einigen Substantiven Vergleichungsgrade gebildet werden. Nach einer allgemein bekannten Regel der Interpretation muß ein Autor wo möglich aus und durch sich selbst erklärt werden, so daß, wenn er sich an einer Stelle etwas unklar und minder bestimmt ausdrückt, Parallelstellen, wenn sich solche finden, zu Hülfe gezogen werden, an denen er dasselbe mit klareren Worten und in bestimmter Weise sagt: der Sinn dieser klaren Stelle bestimmt dann auch den Sinn und die Uebersetzung der minder klaren. Gretser bedient sich nun (Cap. 10 Akg. 2), wo er lehrt, daß nicht bloß von Adjectiven sondern auch von andern Redetheilen Vergleichungsstufen gebildet werden, einer dreifachen Ausdrucksweise. Erstlich sagt er: „Fiunt quoque a comparativis et superlativis alia comparativa et superlativa“ (nämlich nomina). „Es werden auch von Comparativen und Superlativen andere Comparative und Superlative gebildet.“ Eine zweite Ausdrucksweise ist diese: „Deducuntur etiam ab adverbiis nomina comparativa et superlativa.“ Es werden auch von Adverbien Comparative und Superlative abgeleitet.“ Dies sind nun ganz correcte, die Sache ganz genau bezeichnende, auch in den neuesten Grammatiken vorkommende Ausdrucksweisen; in der Mitte zwischen beiden steht aber eine kürzere, etwas unbestimmter gefaßte Phrase: Neque tantum adjectiva, sed et substantiva comparantur.“ Nicht bloß Adjectiva sondern auch Substantiva lassen Vergleichungsgrade zu“ (so hätte allenfalls Herr Dr. Kelle übersetzen sollen); nun ist es aber für Jeden, der nicht absichtlich auf Verdrehung und Entstellung der Worte eines Schriftstellers ausgeht, in die Augen springend, daß Gretser in dem zuletzt angeführten Satze dasselbe sagen will, was er in dem ersten und zweiten sagt, nämlich daß auch von Substantiven Vergleichungsgrade gebildet oder abgeleitet werden können; daß aber diese aus Substantiven gebildeten Comparative und Superlative nicht mehr Substantiva seien (denn diese Albernheit scheint der Herr Doctor dem Gretser in die Schuhe schieben zu wollen), das wußte der Jesuit im 16. Jahrhundert viel besser als sein kleinlicher intriguanter Widersacher im 19. Es ist wahrlich unbegreiflich, wie ein Mann, der auf Bildung Anspruch macht und als öffentlicher Lehrer an einer Universität dasteht, zu so kleinlichen Wortklaubereien seine Zuflucht nehmen mag, um daraus Waffen für seine Schmähsucht zu schmieden; warum wählte denn der Herr Doctor gerade die kürzeste, etwas dunkle Ausdrucksweise? warum nahm er denn auf das „Fiunt“, auf das „Deducuntur“ gar keine Rücksicht? Nun ja — das hätte zum Zwecke nicht getaugt, das wäre gar zu exact gesprochen, gerade wie

die modernen Grammatiker sprechen, da hätte seine Tadelsucht keinen Anhaltspunkt gefunden. Uebrigens ist Gretser's Bemerkung (wie ich Männern von Fach nicht erst zu sagen brauche; wissen ja dergleichen Dinge auch gewöhnliche Gymnasialschüler), daß von Substantiven Comparative und Superlative gebildet werden, in sprachlicher und sachlicher Hinsicht richtig; man vergleiche nur eine der nächsten besten gänge und gäben Grammatiken, z. B. Kühner's „Ausführliche Grammatik" §. 326 g., Krüger's §. 23. 5. A. und 7. A. 5.; an ersterer Stelle finden wir sogar Gretser's lateinischen Ausdruck, worauf Herr Kelle den Vorwurf der Unwissenheit gegen Gretser gründet, nämlich: „substantiva comparantur" — „Substantiva werden comparirt" — wörtlich ins Deutsche übersetzt: „Dagegen," heißt es dort, „findet sich" (die Comparationsform auf) „ὕστερος, ὕστατος von einigen comparirten Substantiven"; Krüger also, vielleicht der scharfsinnigste und genaueste unter allen neuern Grammatikern spricht im 19. Jahrhundert Gretser's Sprache, und der gerechte Spott des Herrn Dr. Kelle wegen der entweihten Wissenschaft trifft nicht nur diesen sondern auch jenen, und Gretser braucht sich im Grabe nicht umzukehren, sondern kann ruhig seine Vertheidigung dem Krüger überlassen; so sagt auch Buttmann §. 69. 3: „Zuweilen werden auch von einem Substantiv — Gradus formirt". Damit vergleiche man Matthiä §. 133 und 134, wo es geradezu in Gretser's Sprache wieder heißt: „Gewöhnlicher sind Comparative und Superlative von Substantiven, die sich in adjectivischem Sinn fassen lassen" und zu guter Letzt liest der Schüler in seinem Curtius (§. 199 D. 7): „Homer bildet einzelne Gradus aus Substantiven." So finden sich auch die aus Gretser von Herrn Dr. Kelle citirten Beispiele alle und noch mehrere in den angeführten Grammatiken.

Was den zweiten Fall betrifft, daß auch aus Verben Comparationsgrade gebildet werden (wiewohl nur sehr selten), so hat es damit ebenfalls seine Richtigkeit, und wenn der Herr Doctor darüber spöttelt, so beweist er damit nicht Gretser's Unwissenheit, der dieß mit andern Grammatikern und Lexicographen lehrt, sondern seine eigene. Denn woher anders ist denn φέρτερος, φέρτατος, φέριστος abzuleiten als von φέρω = tragen? gerade wie das deutsche Adjectivum „zuträglich" vom Verbum „tragen" kommt; nur mit dem Unterschiede, daß das deutsche Adjectivum auch im Positiv gebräuchlich ist, während das griechische dieser Form entbehrt; sonst findet sich die vollkommenste Analogie zwischen beiden Wörtern in Bezug auf Abstammung und Bedeutung; denn obgleich die griechischen Comparationsformen φέρτερος, φέρτατος gewöhn-

lich mit „besser“, und von Personen gebraucht mit „wackerer, tapferer, sehr tapfer, der tapferste“ übersetzt werden, so liegt ihnen doch die Bedeutung „zuträglich“ zu Grunde, und sind ja dies alles verwandte Begriffe. So heißt es bei Homer (Il. I. 169): νῦν δ'εἶμι Φθίηνδ', ἐπεὶ ἦ πολὺ φέρτερόν ἐστιν — da es ja viel zuträglicher — oder — besser ist. Hiemit übereinstimmend sagt Kühner §. 325. 2: „die poetischen φέρτερος, φέρτατος, φέριστος stammen von φέρω.“ Ebenso verhält es sich mit βέλτερος, βελτίων, βέλτιστος, βέλτατος — sie stammen vom Verbum βάλλω. Dieser Meinung pflichtet Matthiä bei, indem er sagt (§. 135): Der unbekannte Positiv scheint mit βάλλω verwandt zu sein“ und das Lexicon von Passow-Rost sagt ebenfalls, daß diese Formen „wahrscheinlich mit βάλλω, βέλος verwandt seien.“ Das griechische Verbum βάλλω bedeutet nämlich nicht bloß „werfen“, „schleudern“, sondern auch „treffen“; daher das davon abgeleitete Adjectiv βελτίων, βέλτιστος etc. = trefflicher, vortrefflicher, der trefflichste oder = besser, der beste; wiederum hinsichtlich der Abstammung und Bedeutung ganz dem deutschen Adjectiv „trefflich“ entsprechend.

Was endlich die in einer spätern Ausgabe der Gretser'schen Grammatik angeführte Abstammung der Comparationsformen δεύτερος und δεύτατος betrifft, so läßt sich hierüber nichts mit Bestimmtheit sagen, und gehen die Ansichten der Gelehrten auseinander — adhuc sub judice lis est — (es sei denn, daß Herr Dr. Kelle durch einen Machtspruch Klarheit in die Sache bringe); indeß haben sich viele Gelehrte für die Abstimmung von δέω, δεύω ausgesprochen, wie es scheint alle alten und neueren Philologen bis auf Buttmann; das so eben genannte Lexicon wenigstens bemerkt: „Nach Buttmann stammt das Wort von δύο, nach Andern von δέω, δεύω“, worauf auch wirklich die verschiedenen Bedeutungen von δεύτερος hinzudeuten scheinen.

Wenn ferner Gretser den Superlativ αὐτότατος, ipsissimus anführt, so führt diesen auch Krüger §. 49. 7. A. 3. an (er kommt im Aristoph Plut. 83 vor, wie ipsissimus bei Plautus) und Kühner §. 326 d. fügt zu αὐτότατος noch den Comparativ αὐτότερος dazu.

Dann macht sich der Herr Doctor darüber lustig, daß nach Gretser die griechische Sprache „Comparativ und Superlativ wieder in den Comparativ und Superlativ setzen kann.“ Dies sind zwar nicht die Worte Gretser's; diese lauten einfach, wie ich sie eben citirt habe: „Fiunt quoque a comparativis et superlativis alia comparativa et superlativa“ — dennoch ist es nicht leicht einzusehen, worüber der Herr Doctor eigentlich sich lustig macht; denn alle Grammatiken kennen

solche Comparative und Superlative, die von andern Comparativen und Superlativen gebildet sind und führen die von Gretser citirten Beispiele und mehrere andere an. So sagt Buttmann §. 69. 3. A. 3: „Höchst selten findet man von einem Worte, das schon selbst ein Comparationsgrad ist einen neuen formirt, wie ἐσχατώτατος, πρώτιστος — — χειρότερος, μειότερος;“ und Kühner §. 326. c.: „Auch finden sich einige Beispiele von Comparationsformen, die sich aus schon vorhandenen Comparationsformen gebildet haben, als: προτεραίτερος, ἀσσότερος, ἀσσότατος; und Krüger nennt §. 23. 7. A. 7 solche Comparationsformen: „potencirte Steigerungen“ und bei Matthiä endlich §. 136 lesen wir: „Zuweilen werden, besonders bei Dichtern, von schon vorhandenen Comparativen und Superlativen neue Comparative und Superlative abgeleitet“, so daß wir bei Matthiä ganz die Sprache Gretser's hören. Es ist nun nach dem Allen schwer zu errathen — und ich berufe mich auf das Urtheil aller Schulmänner — was denn eigentlich Herr Dr. Kelle mit seinen hämischen Ausstellungen an Gretser hat tadeln wollen, denn sprachlich und sachlich stimmen mit ihm die neuesten Grammatiker überein. Vielleicht dieses, daß Gretser nicht ausdrücklich bemerkt, daß dergleichen Bildungsformen selten sind nnd größtentheils der Dichtersprache angehören? aber kein billiger Kritiker würde dieses Versehen so hoch anschlagen, daß er dem Verfasser deßhalb Mangel an „gesundem Verstand“ vorwerfe: denn eine mündliche Bemerkung in der Schule genügte ja, um die Schüler auf diesen Umstand aufmerksam zu machen. Allein auch diese Entschuldigung kann der hochweisen Kritik des Herrn Doctors nicht zu Statten kommen; denn Gretser selbst stellt diese Bildungsformen nicht als regelmäßige, sondern als Ausnahmen von der regelmäßigen Bildung der Vergleichungsgrade und als Seltenheiten und dialektische Eigenthümlichkeiten in einer Anmerkung — Annotatio — auf; wie er überhaupt in solchen Annotationen alles von der Hauptregel Abweichende zusammenzustellen pflegt. So bleibt denn wohl nichts anderes übrig, als den Schluß zu ziehen, daß P. Gretser ganz wohl „bei Verstande“ war, als er seine Annotationen schrieb, Herr Dr. Kelle aber geradezu „phantasirte“, als er selbe dem öffentlichen Gespötte preiszugeben suchte.

Doch bald hätte ich etwas vergessen, was doch dem Scharfsinne des Herrn Doctors keine kleine Ehre macht; ich darf es daher nicht übergehen, denn ich will Niemand Unrecht thun, um so weniger meinem scharfsinnigen Antagonisten: Jedem das Seine.

Der Herr Doctor hat nämlich nebst andern Entdeckungen auch diese gemacht, daß Gretser den griechischen Artikel generis masculini nicht

kannte, sondern ὑ βασιλεύς statt ὁ βασιλεύς sagte; und diese Entdeckung erfüllte ihn mit solcher Freude, daß er im Freudenrausche ein triumphirendes sic mit Ausrufungszeichen einschaltete, damit ja jeder Leser über solche Unwissenheit des Jesuiten die Hände zusammenschlage und sich mit dem Herrn Doctor freue.

Ich meine nun, auch ein noch feindseligerer, aber doch mehr besonnener Kritiker, als Herr Kelle, würde nimmermehr sich so weit vergessen, zu solchen kindischen Kunststücklein zu greifen, um Andere in üblen Ruf zu bringen, zu denen wir unsern Herrn Doctor und öffentlichen Professor an einer Universität greifen sehen, um Gretser als einen Ignoranten erster Classe zu blamiren, denn auch der erbittertste, doch mit einiger Besonnenheit vorgehende Gegner würde sich so viel Selbstbeherrschung und „gesunden Menschenverstand" bewahren, um einzusehen, daß solche Kunstgriffe gar zu albern sind und unmöglich verfangen können, wohl aber leicht dahin führen könnten, die eigene Lügenhaftigkeit und Bosheit vor aller Welt bloßzustellen; aber unser Herr Doctor scheint sich nicht zur Höhe solcher Reflexionen erschwingen zu können.

Findet sich in Gretser's Buch der männliche Artikel nur ein Mal, nämlich dort, wo es ὑ βασιλεύς heißt? Sicherlich nicht. Findet sich dort, wo Gretser von dem Artikel handelt und überhaupt an allen Stellen, wo ein Namen männlichen Geschlechtes vorkommt, ὑ statt ὁ? Sicherlich nicht. Nun denn so ist ὑ βασιλεύς offenbar nur ein Druckfehler, und wenn es beim Herrn Doctor gezankt sein muß, so zanke er doch nicht mit dem Gretser, der ja für einen Druckfehler nicht verantwortlich gemacht werden kann, sondern mit dem Constanzer Buchdrucker von anno 1708. Wahrlich welch staunenswerther Scharfsinn und welch glückliche Combinationsgabe, selbst aus einem Druckfehler so viel Capital schlagen zu können!

Doch das Phantasiren des Herrn Dr. Kelle hat noch kein Ende und die Kelle'sche Weisheit will über Gretser's Unverstand auf eclatante Weise triumphiren.

„Gretser," sagt uns der Herr Doctor, „kann die Zahlwörter nicht bis 21 richtig anführen, weiß nicht die gewöhnlichsten Formen richtig zu bilden."

Nun, der Herr Doctor aber soll doch so viel Verstand besitzen, um einzusehen, daß er sowohl seinem eigenen Rufe, als der den Lesern gebührenden Achtung es schuldig sei, seine gegen Gretser geschleuderte Schmähung entweder durch Beweise zu rechtfertigen, oder falls er dieses nicht kann, mit derselben gar nicht vor das Publicum zu treten. Wenn der

Herr Doctor als Beweis für seine Behauptung, daß Gretser „nicht bis 21 richtig" zählen könne, doch wenigstens einen oder den andern Druckfehler à la ὁ βασιλεὺς aus seiner „Constanzer Ausgabe vom Jahre 1708" angeführt hätte; aber gar keinen Versuch eines Beweises machen, heißt doch dem Leser zu viel zumuthen und sich selbst eine arge Blöße geben.

Doch vielleicht habe ich es errathen, warum Herr Dr. Kelle den Gretser schilt, daß er die „Zahlwörter nicht bis 21 richtig anführen kann;" der Herr Doctor kann sehen, daß ich mir Mühe gegeben, den Sinn seiner so ganz unmotivirten und in heiliges Dunkel gehüllten Orakelsprüche zu erforschen und der Sache auf den Grund zu kommen. Des Pudels Kern scheint eben in der vom Herrn Doctor zuletzt genannten Zahl 21 zu stecken — denn in den übrigen Zahlen kann ich nicht den mindesten Anhalt für den erhobenen Vorwurf finden.

Gretser schreibt nämlich, wo er zur Zahl 21 kommt εἰκοσιέν; die neueren Grammatiken aber lehren, daß von der Zahl 20 angefangen, die Einheiten von den Zehnern zu trennen seien, und findet man daher in ihnen ἓν καὶ εἴκοσι oder εἴκοσι (καὶ) ἕν geschrieben; allein nothwendig ist das nicht, wenn auch die gewöhnlichere Schreibart; weßhalb auch Buttmann in seiner Grammatik (§. 70) sagt, daß die zusammengesetzten Zahlen über 19 hinaus „gewöhnlich getrennt geschrieben werden." — Also nur gewöhnlich, aber nicht nothwendig ist diese Trennung, und so findet sich die Schreibweise εἰκοσιέν nicht nur in Gretser's Grammatik, sondern auch in andern ältern Grammatiken; so namentlich in der bekannten oft aufgelegten Grammatik*) „in usum Seminarii Patavini" (keine Jesuiten-Grammatik), wo geradezu εἰκοσιεῖς steht; und im Lexicon von Passow-Rost finden wir folgende, nicht getrennte Formen verzeichnet: εἰκοσιδύω (= 22), εἰκοσιέξ (= 26), εἰκοσιεπτά (= 27), εἰκοσιεννέα (= 29) und namentlich lesen wir in der kritischen Bipontiner Ausgabe des Diodorus Siculus (B. 12. C. 37): Οὗτος μὲν οὖν ὁ πόλεμος διέμεινεν ἐπὶ ἔτη εἰκοσιεπτά. All dieses dürfte doch zur Genüge das εἰκοσιέν des P. Gretser's rechtfertigen.

Doch schon kommt mir ein anderer Scrupel: der Herr Doctor, wie wir gesehen haben, benützt auch Druckfehler, um den Gretser der Ignoranz zu zeihen und in der Ausgabe, die ich vor mir habe — und vielleicht auch in der des Herrn Doctors — findet sich gerade in diesem Zahlworte ein solcher, statt εἰκοσιέν heißt es nämlich εἰκοσιὲν und viel-

*) Die Ausgabe, aus welcher ich citire, ist die im Jahre 1770 in Tyrnau aus der Druckerei des dortigen Collegiums der Gesellschaft erschienene; ein Beweis, daß Gretser's Grammatik keineswegs ein obligates Schulbuch war.

leicht hat gerade diese irrige Accentsetzung den Zorn des Herrn Doctors erregt; er möge sich aber beruhigen, es ist wirklich nur ein Druckfehler, wie aus Capitel 33 erhellt, wo Gretser die Zahlzeichen erklärt und wo klar und deutlich εἰκοσιν steht.

So kann denn also P. Gretser ganz richtig „bis 21" zählen, ja in Erklärung der Zahlzeichen ist er bedeutend vollständiger, als so manche neuere Schulgrammatiken.

Was den andern Vorwurf des Herrn Doctors betrifft, daß „Gretser nicht die gewöhnlichsten Formen richtig zu bilden weiß," so ist es geradezu unmöglich, ihm darauf etwas zu erwidern, da er auch nicht den geringsten Versuch macht, seinen Vorwurf mit Beweisen zu belegen; und so bleibt nichts Anderes übrig, als die Zeit abzuwarten, wo es ihm belieben wird, mit denselben hervorzutreten (aber mit Beweisen, nicht mit Druckfehlern) und ihn unterdessen für bare Verleumdung zu erklären.

Sofort wollen wir sehen, was Herr Dr. Kelle für einen letzten Schlag gegen Gretser führt; es wäre, falls er den Gretser träfe, wirklich ein zermalmender Schlag, allein es ist nur — ein Schlag ins Wasser.

Der Herr Doctor hatte nämlich bemerkt, daß Gretser seine syntaktischen Regeln mit zahlreichen Beispielen aus älteren und späteren griechischen Schriftstellern belege und allseitige Bekanntschaft mit der griechischen Literatur bekunde; diese Citate nun, befürchtete der Herr Doctor, könnten doch bei jenem (immerhin verschwindend kleinen) Theile der Leser, welche etwa zufällig das höchst selten gewordene, seit mehr als 100 Jahren nicht mehr aufgelegte Buch nachschlagen würden, zum Vortheile Gretser's einen günstigen Eindruck hervorbringen und einige Zweifel an der Wahrhaftigkeit oder Wissenschaftlichkeit des Herrn Doctors wachrufen. Dem mußte vorgebeugt werden, und da greift denn der Herr Doctor wieder zu seinem schon oft gebrauchten Hilfsmittel — zu einem Machtspruche: „All' diese Citate," versichert uns Herr Dr. Kelle (S. 29), führt Gretser nicht aus eigener Belesenheit an,*) wie sich auf den ersten Blick ergibt." Nun denn, wenn die zahlreichen Citate in Gretser's Grammatik nicht die Früchte seiner eigenen Belesenheit sind, so hätte uns der Herr Doctor doch sagen sollen, woher Gretser selbe bekommen oder sich geholt hat, denn Behauptungen aufstellen und Verdächtigungen hinwerfen, ohne sie gehörig zu begründen, ist Sache des nächstbesten Scriblers; von einem Geschichtsschreiber aber, wie ja Herr Dr. Kelle

*) Aus Belesenheit etwas anführen dürfte weder mittel- noch neuhochdeutsch sein.

einer sein will, fordert man Beweise. Statt Beweise zu liefern fügt aber der Herr Doctor zur ersten dreisten Behauptung eine zweite noch dreistere hinzu, indem er sagt, es ergebe sich auf den ersten Blick, daß Gretser seine zahlreichen Beispiele nicht eigener Belesenheit verdanke; dies ist sein ganzer Beweis — αὐτὸς ἔφη — der Herr Doctor selbst hat es gesagt — das genügt; die Leser müssen gläubig den Machtspruch hinnehmen — αὐτὸς ἔφη. Jener Theil der Leser nun, der in der Lage ist, von Gretser's Buch selbst Einsicht zu nehmen und mit dessen Leistungen auf dem Gebiete der griechischen Literatur einigermaßen bekannt ist, wird sich leicht trotz der Kelle'schen Machtsprüche das selbstständige Urtheil bewahren; was sollen aber jene Leser thun, denen Gretser eine unbekannte Größe ist, und die nicht im Stande sind, sein Buch aus eigener Anschauung zu beurtheilen oder auch nur einen Blick in selbes zu werfen — weil sie es eben gar nicht in die Hände bekommen können? — Diese müssen an Kelle's Ausspruch blindlings glauben, oder wenn es an Glauben fehlt, mögen sie sich über des Herrn Doctors ebenso bequeme als alberne Beweisführung ärgern; oder wohl auch um nähere Aufklärung an ihn selbst sich wenden.

Ich unterdessen überlege mir die Sache so: Hat Gretser seine Citate, wenn er sie nicht eigener Belesenheit verdankt, von Andern erbettelt? Unmöglich. Sind sie ihm in Träumen bescheert worden? Lächerlich. Hat er sie von Jemand gestohlen oder gekauft? Widersinnig. Hat er sie aus anderen Grammatiken compilirt? Nicht denkbar; und so bleibt wohl, trotz des Machtspruches des Herrn Dr. Kelle, nichts Anderes übrig, als daß Gretser seine zahlreichen Citate seiner eigenen Belesenheit in den griechischen Schriftstellern verdanke, und wir ihm vollen Glauben schenken müssen, wenn er in der Vorrede zum II. Theile seiner Grammatik sagt: „Exempla ex probatis auctoribus plerumque deprompsimus; interdum brevitatis et claritatis causa attulimus propria, quod ante nos non in pauculis, sed fere in omnibus praeceptis fecerunt quidam magni nominis grammatici.“ „Die Beispiele haben wir meistens aus bewährten Schriftstellern genommen, nur hin und wieder der Kürze und Deutlichkeit halber unsere eigenen gesetzt, was vor uns nicht bei wenigen, sondern beinahe bei allen Regeln einige namhafte Grammatiker gethan haben.“

Nebstdem möge man sich erinnern, was ich oben bemerkt habe, daß Gretser nicht bloß eine Grammatik geschrieben, sondern auch mehrere, oben angeführte Hülfsbücher für die studirende Jugend zur Förderung des griechischen Sprachstudiums verfaßt habe, worin er sich nicht bloß

als Kenner der griechischen Sprache, sondern zum Theil auch als Philolog und Archäolog erweist, daß er zugleich Uebersetzer mehrerer griechischer Werke ist; und es wird dann die Menge und Mannigfaltigkeit der angeführten Beispiele (denn nicht bloß das zweite — wie Herr Dr. Kelle sagt — sondern auch das dritte Buch, Prosodie und Metrik, ist mit Beispielen aus griechischen Dichtern reichlich ausgestattet) nichts Auffallendes mehr haben; wohl aber wird die dreiste Behauptung des Herrn Dr. Kelle, womit er dem Gretser seine Citate absprechen will, als ein gänzlich verfehlter Mißgriff erscheinen.

Wenn es übrigens dem Herrn Doctor interessant vorkommt, bei Gretser zu sehen, wie neben den antiken Klassikern, einem Homer, Aeschylos, Sophokles, einem Thukydides, Xenophon, Demosthenes u. s. w. auch christliche Schriftsteller, ein Basilius, Chrysostomus u. s. w. sammt dem neuen Testamente „die griechischen Constructionen der attischen Zeit beweisen müssen,“ so haben wir dagegen nichts einzuwenden und scheint uns dieser Umstand dem Werthe des Buches gar nichts zu benehmen, sondern vielmehr denselben zu erhöhen.

Veranlassung hiezu war für Gretser wohl die Ratio studiorum der Societät; denn dort heißt es (13. Regel für den Lehrer der Rhetorik und 9. für den der Poetik), daß neben den klassischen Dichtern, Geschichtschreibern und Rednern, auch die Schriften des heiligen Basilius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus und Synesius als Schullectüre gebraucht werden können.

Denn da einerseits die griechische Sprache, obgleich der eigentliche Atticismus in seiner vollen Reinheit und Eleganz, wie er in den Werken eines Plato, Thukydides und Demosthenes erscheint, sich nicht erhalten hat, dennoch ihren eigenthümlichen Charakter im Ganzen auch für die spätere Zeit, selbst für die christlichen Jahrhunderte in weit größerem Maße, als die lateinische den ihrigen, bewahrt hat, und da es andererseits beim Studium der griechischen Sprache mehr darauf abgesehen war, daß man die griechischen Schriftsteller lesen könne, nicht aber, daß man, wie in der lateinischen, so auch in der griechischen Sprache reden und schreiben lerne; so wird man es nicht auffallend finden, daß in der Ratio studiorum nebst den antiken Klassikern auch die Schriften der genannten, durch Beredsamkeit und allseitige Gelehrsamkeit so ausgezeichneten Kirchenväter zur Lectüre empfohlen wurden. Hingegen schien die Lectüre lateinischer Kirchenväter in den Schulen nicht zulässig, weil dem lateinischen Sprachunterrichte, gemäß den Anforderungen der Zeit, ein höheres Ziel gesetzt war, nämlich nicht bloß Latein

zu verstehen, sondern auch correct zu sprechen und zu schreiben; die lateinische Prosa aber seit Cicero's Zeit durch Aufnahme des poetischen Elements und Aneignung griechischer Constructionsformen zu sehr ihre Reinheit und besondere Eigenthümlichkeit eingebüßt hatte.

So that denn Gretser ganz recht, wenn er die jungen Leute mit diesen Kirchenschriftstellern, die in der Schule gelesen werden sollten oder doch konnten, vorläufig auch in seiner Grammatik bekannt machte, indem er Stellen aus ihnen als Belege für seine Regeln anbrachte; doch immer nur neben Citaten aus den Attikern oder Atticisten, um zu zeigen, daß die Regeln zunächst und hauptsächlich auf das Ansehen dieser sich stützen.

Auch das religiöse Motiv mochte Gretser bestimmen, Stellen aus diesen Kirchenvätern in seine Grammatik aufzunehmen, nämlich um die Studirenden, besonders jene, die dem geistlichen Stande sich widmen wollten, mit diesen nicht weniger durch Heiligkeit als durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männern, die als Sterne erster Größe am Horizonte der Kirche glänzen, einigermaßen in Berührung zu bringen und den Wunsch anzuregen, einst ihre Schriften, worin sie die Schätze ihrer Weisheit und Glaubensfülle hinterlegt hatten, näher kennen zu lernen; und wohl dasselbe religiöse Motiv hat ihn geleitet, wenn er hin und wieder Stellen aus der heiligen Schrift des alten und neuen Testamentes aufnahm.

Weise und planmäßig hat also hierin Gretser gehandelt und der Witz des Herrn Doctors erweist sich als ein sehr schaler. Wenn derselbe aber ferner spöttelt, daß „selbst Wilhelm Budäus, der 1467 zu Paris geboren wurde, als Gewährsmann“ (in Gretser's Grammatik) „dafür angeführt ist, wie die Griechen vor Christi Geburt sprachen,“ so hätte er sich in seinem eigenen Interesse diese kindische Spötterei ersparen können. Gretser wußte recht gut, wann Budäus gelebt hatte; denn zwischen Budäus' Tod (1540) und Gretser's Geburt (1560) lagen nur 20 Jahre und letzterer veröffentlichte seine Grammatik, als des ersteren Ruhm noch ganz Europa erfüllte. Budäus war der größte Gelehrte auf dem Gebiete der griechischen Literatur im 16. Jahrhundert und bleibt einer der größten für alle Zeiten. Lascaris, ein nach der Eroberung von Constantinopel durch die Türken in Italien eingewanderter gelehrter Grieche, hoch verdient um die Verbreitung der griechischen Literatur im Abendlande, dem wir den größten Theil der griechischen Manuscripte, die wir besitzen, verdanken (er reiste zweimal nach Constantinopel, um solche zu holen), stellt den Budäus in der griechischen Beredsamkeit den Alten gleich und Andreas Junius, ein namhafter holländischer Philolog, nennt ihn: „renascentis graecae literaturae

alterum quasi Camillum." Scaliger aber, ebenfalls ein gefeierter Philolog und Kritiker, hält ihn für den größten Griechen in Europa, dessengleichen Frankreich nicht wieder bekommen werde.

Nun frage ich: kann es denn einem verständigen Menschen absonderlich scheinen, wenn Gretser hin und wieder in Anmerkungen (wohlgemerkt! nicht im Texte) auf den Budäus als eine Autorität verweist, wo der Lehrer (wohlgemerkt! nicht der Schüler) weitere Aufschlüsse und mehrere Beispiele finden kann? Thun denn dies, was Gretser that, nicht auch heut zu Tage die renommirtesten Grammatiker, daß sie auf die Arbeiten ihrer Vorgänger verweisen? Wie oft verweist nicht Kühner in seiner großen Grammatik auf Matthiä, Lobeck, Bremi, Buttmann, Spitzner u. s. w.? Wie oft Krüger auf ebendieselben und andere Gelehrte? Will auch da der Herr Doctor spotten, daß Leute aus dem 18. und 19. Jahrhundert als Gewährsmänner angeführt werden, wie die Griechen vor Christi Geburt sprachen? Beweist denn nicht gerade das öftere Verweisen auf Budäus, daß Gretser die Werke anderer Grammatiker und Philologen sorgfältig studirte und erst nach fleißigen gründlichen Studien an die Abfassung seiner Grammatik gieng und daß hiemit Herr Dr. Kelle im eigenen Interesse besser gethan hätte, wenn er mit einiger Selbstbeherrschung die burschikose Spötterei wegen des Budäus sich versagt hätte? aber es pflegt schon so zu geschehen, daß leidenschaftliche Tadelsucht meistens sich selbst bestraft.

Das bewahrheitet sich leider gleich wieder im folgenden Satze. „Aus diesen Citaten" (in Gretser's Grammatik), sagt Herr Dr. Kelle, „konnten dann auch die Repetenten, welche, ungeachtet sie nicht richtig decliniren und conjugiren konnten" (warum denn nicht? haben das etwa seine Schmähungen und albernen Chicanen bewiesen?), „mitunter doch lateinische Aufsätze ins Griechische übersetzen, ja manchmal dem Provinzial einen griechischen Gratulationsbrief zum Namenstage schreiben mußten" (nun wohlan! immerhin gute Uebungen) „die Namen der wichtigsten griechischen Schriftsteller kennen lernen, wenn sie Lust dazu hatten." Ueber letzteren Passus ließe sich gar vieles sagen, daß die Repetenten wohl noch andere Mittel und Wege hatten, die wichtigsten griechischen Schriftsteller kennen zu lernen; aber ich will nur auf einen Umstand aufmerksam machen, der wieder die Schmähsucht und Verdrehungskunst des Herrn Doctors so ganz im hellen Lichte erkennen läßt. Herr Kelle kennt das schon öfters genannte Büchlein des P. Juvencius: „De ratione discendi et docendi — er citirt es ja an mehreren Stellen

seiner Broschüre*), und kennt es auch der Leser bereits; nun gibt aber Juvencius in diesem seinen Büchlein (Cap. 1 Artikel 1 §. 2) nicht nur die Namen der wichtigsten griechischen Autoren, sondern auch den Inhalt ihrer Werke und eine kurze Charakteristik ihres Stiles. Von den Prosaikern nennt er dort den Herodot, den Thucidides, Isokrates, Xenophon, Demosthenes, Epiktet, Plutarch und Lucian; unter den Dichtern nennt er, wie sich von selbst versteht, an erster Stelle den Homer (den göttlichen Dichter, wie er ihn nennt, über dessen Lob er sich etwas umständlicher ausspricht), dann den Hesiodus, Anakreon, Pindar, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Theokrit, Bion und Moschus, Kallimachus und fügt dann hinzu: „Es lebten nach Christi Geburt nicht unbedeutende Dichter, wie z. B. Oppianus, Nonnus, der h. Gregor von Nazianz. Unter den griechischen Dichtern unserer Tage dürfte es schwerlich einer dem P. Dionysius Petavius (Denys Petau, ein französischer Jesuit**) zuvorthun, welcher namentlich die Psalmen Davids in elegante griechische Verse übersetzt hat. Die griechischen Geschichtsschreiber, aus denen man nicht so sehr Sprache und Stil als Geschichte studiren soll, führt er an besonderer Stelle, nämlich Cap. 2 Art. 3 §. 3 an, wo er kurz vom Studium der Geschichte, Chronologie und Geographie spricht; er will nur die vorzüglicheren nennen, mit Angabe ihres Geburtsortes, der Zeit, in der sie gelebt, kurzer Inhaltsanzeige ihrer Werke und Würdigung ihres Stiles. Die Namen sind: Polybius, Diodorus Siculus, Dionysius von Halicarnassos, Philo und Flavius Josephus, Appianus, Aelianus und Diogenes Laertius, Plyänus, Pausanias, Philostratus (der ältere und jüngere), Dio Cassius, Herodianus, Zosimus, Procopius, Agathias. Damit ist aber Juvencius nicht zufrieden, sondern verweist für umständlichere Belehrung auf die Werke des Johann Gerhard Vossius (eines protestantischen Gelehrten), sowie auf P. Possevin aus der Gesellschaft Jesu (Bibliothek 2. Theil, 16. Buch) und auf das chronologische Werk des P. Jacob Gordon, ebenfalls eines Jesuiten. Da nun einerseits Juvencius sein Büchlein

---

*) Vgl. oben S. 91.

**) Petavius war einer der seltenen Geister, dergleichen jedes einzelne Jahrhundert nur wenige hervorbringt. Er war Linguist, Dichter, Redner, Philolog, Historiker, Philosoph, Astronom, Chronolog; in letzterer Wissenschaft trat er durch sein opus de doctrina temporum, sein Uranologium und Rationarium temporum bahnbrechend auf; zahlreich sind seine theologischen Streitschriften: doch allen seinen Werken setzte er die Krone auf durch sein epochemachendes Hauptwerk de theologicis dogmatibus.

eigens für die Scholastiker und angehenden Gymnasiallehrer geschrieben, und andererseits dem Herrn Doctor bekannt war, wie seine Citate bezeugen (er rühmt sich ja sogar in seiner Vorrede S. V., daß er „die sämmtlichen gedruckten Lehr- und Hülfsbücher sammelte und studirte"), so kann der Leser leicht ermessen, was von dem „werthvollen Materiale des Kelle'schen Buches überhaupt und insbesondere von der hämischen Andeutung in den oben angeführten Worten, daß „die Repetenten, wenn sie dazu Lust hatten, aus den Citaten" (in Gretser's Grammatik) „die Namen der wichtigsten griechischen Schriftsteller kennen lernen konnten," zu halten sei; der Herr Doctor hat es trefflich verstanden, den Wahlspruch aller jener Leute, bei denen der Zweck die Mittel heiligt, das bekannte „Columniare audacter, semper aliquid haeret" — „Nur tüchtig darauf losgeschimpft, es bleibt immer etwas hängen" — in die Praxis zu übertragen und davon den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Sein Buch, auf das er nicht wenig stolz ist, ist im großen Ganzen nur ein Sammelsurium von Verdächtigungen, Verdrehungen, precären Behauptungen, Uebertreibungen, Unwahrheiten und Widersprüchen, in die er sich selbst verwickelt, wie ich bereits hinreichend zur Ueberzeugung des Lesers dargethan zu haben glaube und noch darthun werde.

Hievon gleich wieder ein neuer eclatanter Beweis. Seite 28 spricht der Herr Doctor sich tadelnd darüber aus, daß Gretser's Grammatik „zugleich mit der oben Seite 16 angeführten lateinischen Grammatik" (Herr Kelle meint wohl die Institutionen des P. Alvarez) auch nach Wiederherstellung der Gesellschaft in Italien und Ragusa gebraucht worden sei. Mit den ehemaligen Gymnasien der Gesellschaft in Italien und in Ragusa gedenke ich mich überhaupt gar nicht zu befassen, da sie bereits der Vergangenheit angehören; doch kann ich nicht umhin, hier ein paar Bemerkungen zu machen. Was den Gebrauch der Gretser'schen Grammatik betrifft, so kommt es Herrn Dr. Kelle durchaus nicht zu, darüber Lärm zu schlagen, denn er wenigstens hat dem Buche noch keine Irrthümer nachgewiesen und Jahrhunderte lang hat Gretser's Grammatik in zahlreichen Gymnasien als Schulbuch gedient und Jahrhunderte lang, bevor eine der modernen Grammatiken das Tageslicht erblickte, hat man sich mit dem Studium der griechischen Klassiker und zwar mit dem großartigsten Erfolge beschäftiget, denn bekanntermaßen hängt dieser nicht so sehr von einer mehr oder minder exact eingerichteten Grammatik, als vom Talent, Fleiß, selbstständiger Beobachtung und Liebe zum Studium ab und fehlen diese Bedingungen, wird auch mit der besten Grammatik kein bedeutender Fortschritt erzielt werden. Ebenso haben sich seine Aus-

lassungen gegen die grammatischen Institutionen des Alvarez als leere Seifenblasen erwiesen; aus der „unendlichen Menge der größten Fehler" hat er keinen einzigen nachgewiesen; und wenn er S. 21 Alg. sagt, daß „die Jesuiten bis auf die Gegenwart nicht Zeit gefunden — die unzähligen Fehler des Buches zu verbessern", und „das Werk noch 1844 — in Verona, dem Wesen nach ohne Veränderung gedruckt ward", so war das von „verstandlosen" Jesuiten nicht anders zu erwarten; ja nicht nur die italienischen, sondern auch die französischen Jesuiten haben eine neue, gar schöne Ausgabe (die von mir S. 127 genannte) veranstaltet; möchte doch Herr Dr. Kelle sich alsbald aufmachen und den italienischen und französischen Schwachköpfen zu Hilfe kommen; denn einen solchen grammatischen Augias-Stall zu reinigen, wie die Institutionen des P. Alvarez sind, dazu ist durchaus das Hercules-Genie eines Doctor Kelle erforderlich.

Damit ist aber Herr Dr. Kelle nicht zufrieden, sondern er sucht auch den Verdacht plausibel zu machen, daß des Alvarez' lateinische und Gretser's griechische Grammatik „auch in Oesterreich und Deutschland, wie sicher in Italien, wieder eingeführt und bis auf die neueste Zeit dazu gebraucht worden seien." Was nun Oesterreich betrifft, so wäre es geradezu eine bare Lüge, zu behaupten, daß sowohl vor dem Jahre 1848 in dem Gymnasium zu Innsbruck oder in dem zu Tarnopol und Neu-Sandec in Galizien, als auch nach dem Jahre 1848 an den Lehranstalten auf dem Freinberge bei Linz oder in Kalksburg, Mariaschein, Kalocsa, Feldkirch die genannten Bücher gebraucht wurden; was aber Deutschland betrifft, so ist schon der bloße Versuch, einen solchen Verdacht zu erregen, eine colossale Albernheit; da ja bekanntlich die Gesellschaft nach ihrer Wiederherstellung niemals auch nur eine einzige Lehranstalt in Deutschland gehabt hat; es müßte denn nach der Geographie des Herrn Doctors Innsbruck oder die Schweiz zu Deutschland gehören.

Wenn der Herr Doctor dann (S. 29) spöttelt, wie die Gesellschaft „ihren Unterricht stets mit den Fortschritten der Wissenschaft in Einklang zu bringen versteht" — und „in wie weit die Unterrichtsweise der Jesuiten dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft angepaßt worden ist;" so ist seine Spötterei eine ziemlich harmlose, denn einerseits hat er bisher mit dem ganzen Apparat seiner zwölfjährigen Studien und allem Aufwande seiner sophistischen Künste das Gegentheil noch nicht bewiesen, und andererseits braucht er bloß seine von Schmähsucht geschwärzten Brillen abzulegen und mit ungetrübtem Auge in der weiten

Welt ein wenig Rundschau zu halten, um sich selbst, wo möglich einige Aufklärung zu verschaffen. Die Jesuiten leiten ja Lehranstalten nicht bloß diese wenigen hier in Oesterreich, sondern auch zahlreiche im aufgeklärten Belgien, im aufgeklärten Frankreich, England und Amerika, und diejenigen ihrer Schüler, die nicht den geistlichen Stand wählen, müssen überall in Europa dem Staatsexamen sich unterziehen und sie unterziehen sich demselben und bestehen es: woraus sich doch von selbst der Schluß ergibt, daß ihre Schulen wenigstens dasselbe leisten, was in andern geleistet wird, und ihr Unterricht mit den Fortschritten der Wissenschaft immerhin im Einklang steht.

Aber Herr Dr. Kelle hat nun einmal, wie ich unlängst im „Vaterland" las, seine Delicatessen, und zu diesen gehören auch die Jesuiten und unter diesen bot ihm, wie es scheint, der P. Gretser eine recht saftige; zu seiner vollen Satisfaction möchte ich den Herrn Doctor noch auf einen Vorzug der Gretser'schen Grammatik aufmerksam machen: das Buch zeichnet sich nämlich dadurch aus, daß es immerfort auf die Analogien zwischen der griechischen und lateinischen Sprache aufmerksam macht, ein Vorzug, der dem Schüler zur leichteren und vollständigeren Erkenntniß der beiden Sprachen sehr zu Statten kommt, sich aber in keiner der modernen griechischen Schulgrammatiken, wenigstens nicht in solchem Maße, findet.

Ich glaube nun immerhin, daß P. Gretser für die damalige Zeit mit seiner Grammatik ein ziemlich gutes Schulbuch geschrieben, auf jeden Fall sich weit mehr Verdienst und Ehre damit erworben hat, als Herr Dr. Kelle durch seine ungerechtfertigte Kritik gegen dasselbe. Bevor ich jedoch von dem Buche scheide, kann ich nicht umhin, zum Verständniß mit vernünftigen und billig denkenden Lesern die Bemerkung machen, daß ich wohl weiß, daß es im Vergleiche mit den modernen Grammatiken manche schwache Seite bietet; die exacte Sprachkenntniß und die grammatische Methode hat natürlich im Laufe der Zeit Fortschritte gemacht, manches Ueberflüssige entfernt, manches Zweckmäßige aufgenommen, die Bedeutung und Abstammung einzelner Wörter richtiger fixirt, Alles systematisch zu ordnen gesucht; und war ich daher, wenn ich das Buch gegen die plumpen Angriffe des Herrn Dr. Kelle vertheidigte, weit entfernt, es zu überschätzen, oder in jeder Hinsicht als mangellos darzustellen.

Herr Dr. Kelle schreibt weiter (S. 30): „Gelesen wurden aber in der Repetition griechische Autoren, abermals im Nachtheil gegen das Gymnasium, wo die Schüler wenigstens Auszüge kennen lernten, ebenso

wenig wie deutsche, welche den Repetenten sogar verboten waren, weil sich die Jesuiten, unter denen Mancher den Heiden Aristoteles beinahe canonisirte, in Bezug auf die christlichen Protestanten, von welchen die Erhebung der Literatur ausging, von dem Grundsatze leiten ließen: „Si auctor libri est haereticus, jam liber eo ipso nihil valet.“

Viele Delicatessen auf einmal! aber alle aus der Vorrathskammer des Cornova; nur nach dem Geschmacke des Herrn Doctors auf besondere Weise von ihm selbst zubereitet und gewürzt. Cornova, dessen wohl übertriebene, auf Reminiscenzen aus seiner Jugendzeit beruhende Klagen gegen seinen Lehrer des Griechischen wir oben vernommen haben, sagt doch nur, daß „kaum“ die Rede war von Griechenlands Rednern und Dichtern und spricht eben nur von einem Lehrer, den er damals in der böhmischen Provinz hatte, fügt auch hinzu, daß solche Gebrechen vorübergehend, die Repetition im Ganzen aber eine vortreffliche Anstalt war (S. 77); aber der Herr Doctor versteht sich auf das „Erweitern, Vergrößern, Vervielfältigen“, und sagt uns ganz frischweg, daß griechische Autoren gar nicht gelesen wurden und etwa nicht bloß in der böhmischen Provinz, sondern, wie der Leser nach seiner Darstellung schließen muß, in allen Ordensprovinzen der österreichischen Morarchie*), ja wohl der ganzen Societät, und macht dazu noch die Glosse: „im Nachtheil gegen das Gymnasium, wo die Schüler wenigstens Auszüge kennen lernten,“ die offenbar so viel sagt: „Im Gymnasium lernten die Schüler immerhin etwas, in der Repetition lernten die künftigen Lehrer gar nichts. Der gesunde Menschenverstand kann nun freilich nicht leicht fassen, wie Lehrer, die nichts gelernt hatten, doch die Schüler etwas lehren konnten; allein bei Herrn Dr. Kelle handelt es sich auch nicht um den gesunden Menschenverstand, sondern, was weit mehr ist, um eine Delicatesse. Wir wünschen dem Herrn Doctor guten Appetit dazu mit dem bekannten Spruche:

„Omne, quod est nimium, vertitur in vitium.“
„Zu wenig und zu viel
Ist aller Narren Ziel.“

---

*) In demselben Jahre 1759, wo Cornova den ersten Curs in der Repetition in Breznitz machte, wurde in der österreichischen Provinz, wie man aus dem Kataloge dieses Jahres ersehen kann, die Repetitio humaniorum in sechs Häusern gehalten; nämlich in Graz mit 11, in Raab mit 12, in Leoben mit 16, in Scalitz mit 9, in Tyrnau mit 13, in Wien mit 7 Repetenten, so daß in der ganzen Provinz 68 Repetenten gezählt wurden (Namen der Schüler und Lehrer sind genau angegeben). Wird denn nun Herr Dr. Kelle behaupten, daß in allen diesen sechs Häusern griechische Autoren nicht gelesen wurden? oder daß alle grie-

Aber deutsche Autoren waren den Repetenten sogar verboten, behauptet Herr Dr. Kelle ferner. Zu dieser ebenso dreisten als unwahren Behauptung gaben wohl ein paar Bemerkungen in Cornova Veranlassung, die dann der Herr Doctor nach seiner Art potencirte; Cornova weiß nichts von einem Verbote, wohl führt er Klage über Vernachlässigung der deutschen Literatur in seiner Provinz, führt aber hievon ganz andere Gründe an; nämlich die Unbekanntschaft mit der so eben erwachenden deutschen Literatur und ein Religionsvorurtheil, weil die ersten Versuche von Protestanten ausgingen (Brief 6. S. 78); aber, wie gesagt, von einem Verbote weiß er nichts. Woher kennt dann Herr Dr. Kelle ein solches? Etwa aus dem Institute? Dieses dient aber gerade dazu, seine Behauptung zu widerlegen. Denn im IV. Theile der Constitutionen (Cap. 8), wo von den Dingen gehandelt wird, in denen die Scholastiker unterrichtet und geübt werden sollen, um ihren Mitmenschen einst geistliche Hülfe schaffen zu können, heißt es unter Anderem: „Sie sollen sich bemühen zur Verwaltung dieses Amtes" (Abhaltung von Predigten oder Vorlesungen) „die Muttersprache gut zu erlernen."*) Ja, in Cornova selbst findet der Herr Doctor die Widerlegung seiner Behauptung, denn er bemerkt von seinem Lehrer Pubitschka: „Doch legte er uns eines und das andere vor, was die Deutschen bis dorthin, vorzüglich im dramatischen Fache, geleistet hatten." Wo zeigt sich denn da irgend ein Verbot? Es ist eben nur das Product unseres erfinderischen, wahrheitsliebenden Geschichtsschreibers.

Ueberdies bedenke man, daß gerade in jener Zeit, über welche Cornova wegen Vernachlässigung der deutschen Literatur in seiner böhmischen Provinz Klage führt, mehrere Jesuiten in der österreichischen Ordensprovinz ernstlich daran gingen, die deutsche Literatur zu heben, in die Schulen einzuführen und der studirenden Jugend die Kenntniß derselben zu vermitteln, ja mehrere bereits mit deutschen Dichtungen nicht ohne Beifall vor das Publicum getreten waren; ich erinnere hier nur an die Bemühungen und Leistungen eines Michael Denis, eines Ignaz Wurz, eines Carl Mastalier; mehreres hievon zu sagen wird später Gelegenheit sein; aber wo bleibt das Verbot des Herrn Dr. Kelle? Man sieht, der Herr hat es im Probabilismus sehr weit gebracht.

---

chischen Professoren der österreichischen Repetenten es gerade so machten, wie der in Breznitz nach Cornova's Bericht es gemacht haben soll?

*) — studeantque ad id munus obeundum linguam populo vernaculam bene addiscere." (Const. P. IV. cp. VIII.)

Aber der Grundsatz: „Si auctor libri est haereticus; jam liber eo ipso nihil valet“ — (Wenn der Verfasser eines Buches ein Häretiker ist, so ist das Buch schon deßhalb nichts werth;) was soll man dazu sagen? Erstlich ganz einfach dieses: Was Herr Dr. Kelle zu einem Grundsatz stempelt, figurirt bei Cornova nur als eine einfache Anekdote, und zwar nur in einer Anmerkung, worin er sagt, daß er diese Worte von einem jubilirten Lehrer der höheren Wissenschaften gehört habe, der auf der anderen Seite den Heiden Aristoteles beinahe canonisirte. Nun dieser jubilirte Lehrer war allem Anscheine nach ein emeritirter Professor der Theologie, und hatte wahrscheinlich durch eine lange Reihe von Jahren die Controversen tradirt und dabei sich wacker mit den Koryphäen des Protestantismus herumgeschlagen, so daß ihm seine Antipathie gegen akatholische Schriftsteller — wobei er wohl nur an theologische dachte — ebenso zu verzeihen ist, wie seine Vorliebe für Aristoteles; wenn sie anders wirklich so übertrieben war, wie Cornova andeutet. Auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung aber und der Poesie, insoweit religiöse Fragen nicht berührt wurden, standen die Jesuiten akatholischen Autoren nicht feindlich gegenüber; wie wir kurz vorher S. 180 gesehen haben, daß selbst Juvencius in seiner ratio discendi et docendi, einem Büchlein, das doch den Scholastikern in die Hände gegeben wurde, die gelehrten Werke des Protestanten Johann Gerard Vossius empfiehlt, und unter andern griechischen Wörterbüchern räth er (Cap. 1, Art. 1, §. 1) auch das des Schrevelius, ebenfalls eines protestantischen Gelehrten, an; und lohnt es sich gar nicht der Mühe, davon weiter zu sprechen.*) Ganz zwecklos citirt aber der Herr Doctor folgende Stelle aus dem Institut, oder vielmehr aus den Declarationen (Erläuterungen desselben): „Christianorum opera quamvis bona essent, si tamen malus fuerit auctor, legenda non sunt.“ „Die Werke von christlichen Verfassern, wenn sie auch gut wären, sollen doch, wenn der Verfasser ein schlechter Mann ist, nicht gelesen werden.“ Denn schlecht und akatholisch sind doch nicht Synonymen, und von Schriftstellern in der Muttersprache ist überhaupt dort nicht die Rede, denn solche wurden bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in keinem Lande, weder in den Gymnasien der

*) In dem S. 3 erwähnten, von P. Zacharia angefertigten Katalog von Hülfsbüchern zum genauern Studium der römischen Alterthümer hat unter den angeführten Werken (beiläufig 250) wenigstens die Hälfte protestantische Gelehrte zu Verfassern; und dieses Büchlein war nicht etwa bloß für die Repetenten, sondern für die Gymnasialschüler bestimmt. So weit waren die Jesuiten auf dem wissenschaftlichen Gebiete vom religiösen Fanatismus entfernt.

Societät, noch in andern gelesen; denn es waren Lateinschulen, und die Erlernung der lateinischen Sprache als der Sprache der gelehrten Welt, so daß man richtig und gewandt sich darin ausdrücken konnte, war Hauptaufgabe derselben; für Pflege und Ausbildung der Muttersprache bestanden in den einzelnen Ländern besondere gelehrte Vereine, Gesellschaften, Academien u. dgl.

Nun folgen fernere Vorwürfe des kritischen Herrn Doctors und Geschichtschreibers. Für Geschichte, Geographie, Arithmetik, meint er, geschah gar nichts, in diesen Disciplinen, in denen nach den staatlichen Vorschriften Unterricht ertheilt werden mußte, seien die künftigen Gymnasiallehrer der Societät gänzlich vernachlässigt worden.

Woher weiß denn das der Herr Doktor, was er in so apodiktischem Tone behauptet? — denn er hält es wiederum nicht der Mühe werth, seine Behauptung auch nur mit einem einzigen Beweise zu stützen. Hat Herr Dr. Kelle gar keinen Anhaltspunkt in Cornova gefunden? Nein, — von Geschichte, Geographie, Arithmetik ist bei Cornova, wo er die Repetitio humaniorum bespricht, keine Rede. Aber eben dieses Schweigen hat allem Anscheine nach den Herrn Doctor zu dieser dreisten Behauptung veranlaßt: es paßte so gut zu seinem Zwecke, es war so recht Wasser auf seine Mühle, und so ward denn, um mit Herrn Trublet zu reden, „der Verdacht zur Gewißheit“, der Argwohn zur Thatsache. Leicht hat sich allerdings der Herr Doctor seine Arbeit gemacht; er häuft Vorwürfe auf Vorwürfe, macht aber oft gar keinen Versuch, sie zu beweisen, und wenn man dem Herrn Doctor auch nicht zumuthen will, daß er aus Liebe zur Wahrheit hätte vorsichtiger zu Werke gehen sollen, so möchte man meinen, hätte er es doch Ehren- oder Schandenhalber thun sollen.

Erstens mußte der Herr Doctor bei seiner großen Belesenheit im Institute und in allen jesuitischen, das Schulfach betreffenden Büchern wissen, daß das Studium der Geschichte im Institut selbst (Theil IV. K. 12), zu den Humanitätsstudien gerechnet werde; so konnte ihm auch nicht unbekannt sein, daß die Jesuiten schon frühzeitig das Feld der Geschichte zu bebauen begonnen haben; schon Alegambe — im Jahre 1643 — zählt der Geschichtschreiber aus der Gesellschaft ungefähr hundert, ohne die Chronologen und die historischen Schriften und Werke über Indien zu rechnen; und auch die böhmische Provinz lieferte frühzeitig ihr Contingent; oder es müßten denn dem Herrn Doctor, als einem Ausländer von Haus aus, die historischen Werke eines Balbin oder Wietrowsky unbekannt geblieben sein; auf jeden Fall aber hat

er in dem Büchlein des Juvencius — De ratione discendi et docendi Cap. II Art. III) — gelesen, wie nachdrücklich dieser das Studium der Geschichte empfiehlt. „So schändlich es ist,“ sagt er, „nicht zu wissen, was geschehen ist, bevor man zur Welt kam, so nothwendig ist es, die Geschichte, die über das Alterthum Aufschlüsse gibt, zu studiren. Um sich also wenigstens die nothwendige Geschichtskenntniß zu verschaffen, muß man in den ersten Jahren an bestimmten Tagen eine bestimmte Zeit diesem Studium weihen.“ — Dann empfiehlt er einige Bücher, und zwar, meint er, für die Religions-Geschichte des alten und neuen Testamentes genüge zunächst (für den Schulgebrauch) der Auszug des P. Salian (eines französischen Jesuiten) oder der des Baronius; für das Studium der Weltgeschichte empfiehlt er als nützlich den Auszug des P. Patavius — „Rationarium temporum“ oder den von P. Turselin; beide seien genau und im guten Latein geschrieben; etwas weitläufiger seien die Annalen des P. Briet; dazu können als Hülfsbücher für das Studium der römischen Alterthümer benützt werden, das treffliche Werk des Joh. Rosin (eines deutschen protestantischen Gelehrten) — oder das des P. Donati über die Stadt Rom, oder des P. Cantel über die Kriegs- und Staatsalterthümer der Römer u. s. w. Mit dem Studium der Geschichte sollten die Scholastiker das der Chronologie verbinden, denn wer diese von der Geschichte trennt, reiße ihr das andere Auge aus, und zu beiden müsse dann noch das der Geographie kommen. Landkarten und Bücher, unter anderen die Zeitrechnung des P. Petavius, die Werke des Philipp Cluver (gefeierter deutscher Geograf) und des P. Briet nebst den alten Geographen werden dazu verhilflich sein. Endlich, wo Juvencius von der sogenannten Repetitio humaniorum, oder, wie er sich ausdrückt, von der Hausschule der Rhetoren („Rhetorum schola domestica“) spricht, bezeichnet er ausdrücklich das Studium der Geschichte und Geographie als einen Bestandtheil derselben, indem er sagt: — — es werde hin und wieder eine Landkarte zur Hand genommen, und eine Partie aus der Geschichte entweder vom Lehrer oder von den Schülern selbst vorgetragen.“ Dieß Alles zusammengenommen mag für einen vernünftigen, billigen Beurtheiler der Verhältnisse genügen, um ihn zu überzeugen, daß man es in der alten Societät mit dem Studium der Geschichte und den verwandten Wissenschaften ernstlich nahm, daß die Scholastiker zu diesen Studien angehalten wurden, und daß man es an Hülfsmitteln dazu nicht fehlen ließ; so daß sie immerhin in den Stand gesetzt wurden, auch von diesen Gegenständen das Wichtigste in der Schule vorzutragen und den

Schülern beizubringen; zumal in den älteren Zeiten die Regierungen hinsichtlich dieser Gegenstände, als Zweige des Gymnasial-Unterrichtes, gar geringe, und wie es scheint, in manchen Ländern gar keine Ansprüche erhoben.

All dieses hätte wohl auch den Herrn Dr. Kelle bewegen können, mit seinem Urtheile, daß die künftigen Gymnasial-Lehrer der Societät hinsichtlich der Geschichte und Geographie ganz verwahrlost blieben, etwas zurückhaltender zu sein, aber es gibt noch ein paar andere Dinge, die die Schmähsucht des Herrn Doctors noch mehr compromittiren. Einerseits weiß der Herr Doctor gar wohl, daß die Scholastiker erst nach absolvirter Philosophie das Lehramt in einer der Grammatikal-Classen antraten, und andererseits ist es Thatsache, die ihm auch nicht unbekannt sein wird, daß die Jesuiten in den Zwanziger- oder Dreißigerjahren unter die Fächer des philosophischen Cursus auch die Weltgeschichte aufnahmen; und so löst sich der Vorwurf des Herrn Dr. Kelle von selbst in sein Nichts auf; die Scholastiker hörten Geschichte auf der Universität, bevor sie ihr Amt als Gymnasial-Lehrer antraten. In Prag begannen die Vorlesungen der Jesuiten aus der Weltgeschichte mit dem Jahre 1728, wie aus den litteris annuis (dem Jahresbericht) des Collegiums ad S. Clementis von diesem Jahre erhellt. Und so finde ich denn von jener Zeit an auch in den Katalogen der ehemaligen österreichischen Ordensprovinz das Amt und die Namen von Geschichtsprofessoren, ja auch von Geschichtsrepetenten, verzeichnet. So trug im Jahre 1730 Joseph Pichler die Weltgeschichte an der Universität in Wien vor. Er hatte für seine Vorlesungen ein eigenes Compendium durch den Druck veröffentlicht, unter dem Titel: „Indiculus temporum ex Annalibus mundi Philippi Brietii compendio excerptus in usum DD. Academicorum Historici studii Auditorum. Viennae Schwend. 1729; war aber auch sonst auf dem Gebiete der Geschichte schriftstellerisch thätig und veröffentlichte noch folgende zwei Werke: Augusta V Carolorum Historia Carol. VI. Aug. dicata. Viennae Voigtin 1735. fol. cum fig. und: Historia Imperatorum Romano-Germanicorum methodice tradita. Tractatus VII cum II Supplementis. Viennae Voigtin 1732—1737. 8.

In denselben Jahren war Carl Andrian Professor der Geschichte an der Universität in Gratz, er war es auch noch 1746; und in demselben Jahre finden wir in den Collegien von Gratz und Wien Geschichtsrepetenten. Einer der merkwürdigsten darunter war Peter Halloy (später ein ausgezeichneter Physiker und Mathematiker), welcher (im

Jahre 1729), während er noch mit Wiederholung der geschichtlichen Studien beschäftigt war, eine genealogische Geschichte des Hauses Stahremberg verfaßte: Origo et Genealogia Starhembergiana cum tabulis genealogicis et Insignibus aeri incisis. Viennae 1729. 4. (S. P. Stöger: Scriptores Provinciae Austriae S. J. und Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich von Dr. Const. v. Wurzbach.) Im Jahre 1740 finden wir als Geschichtsprofessor an der Universität in Wien den durch seine zahlreichen und großartigen, in schöner Latinität verfaßten historischen Werke berühmt gewordenen P. Sigism. Calles; sein Nachfolger war (vom Jahre 1746 bis zur Aufhebung des Ordens), Joseph Pohl, ebenfalls Verfasser mehrerer geschichtlicher Werke; und neben Pohl finden wir im Jahre 1750 im k. k. Theresianum noch zwei Geschichtsprofessoren, einen vormittägigen und einen nachmittägigen, And. Fritz und Eras. Fröhlich; an der Universität in Gratz Jos. Lendlmayr; und im Jahre 1773 — dem letzten vor der Aufhebung des Ordens — waren im Theresianum in Wien drei Geschichtsprofessoren: P. Steigersfeld trug über Geschichte und Kritik, P. Wöbern über deutsche Reichsgeschichte, und P. Pierer über politische Geschichte vor. Doch nicht genug; wie leicht sich Herr Dr. Kelle in nächster Nähe eines Besseren hätte belehren können, sehen wir aus Herrn Pelzel's Buch: „Böhmische .... Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten" — woraus wir erfahren, daß auch in der böhmischen Ordensprovinz für die Scholastiker behufs des Studiums der Geschichte ein häuslicher Unterricht eingeführt war. So lesen wir Seite 251: „Joannes Trutnowsky — er war Präses juniorum (der Scholastiker), denen er Geschichte vortrug, zwei Jahre;" ferner Seite 275: „Franciscus Milde — lehrte die Poesie 2, die Rhetorik mit der Poesie 1, und zu Hause das Griechische und die Geschichte 1 Jahr;" ebenso S. 289: „Leopoldus Schneschnik — studirte im Orden griechisch, hebräisch, die höhere Mathematik und Geschichte." So finden wir auch in diesem Buche, daß es in der böhmischen Provinz öffentliche Professoren der Geschichte gegeben. So S. 231: „Joannes Haiden — lehrte die Weltgeschichte 1 Jahr, die Kirchengeschichte aber 11 Jahre." S. 248: „Franciscus Freysauf — lehrte die Weltgeschichte 1 Jahr."

So wäre denn die Frage, ob die Scholastiker der alten Societät geschichtlichen Unterricht erhielten oder nicht, selbst zur Zufriedenheit des Herrn Dr. Kelle, sollte ich meinen, entschieden; um so leichter geht es mit der zweiten, ob sie in der Arithmetik unterrichtet wurden; ja diese ist schon mit der ersten entschieden. Denn von jeher und überall trug die Societät

an den Universitäten und Lycäen, wo sie lehrte, Mathematik vor und hatte auf diesen Gegenstand ein besonderes Augenmerk gerichtet, und war in allen Provinzen in einigen größeren Collegien, abgesehen von dem öffentlichen Unterrichte, ein besonderes mathematisches Hausstudium mit einem eigenen Professor eingeführt zur Erlernung und Einübung der höheren Mathematik, wozu solche Scholastiker nach absolvirter Philosophie bestimmt wurden, die für dieses Fach besondere Neigung und Anlage zeigten; sie hießen Repetentes matheseos. Solche häusliche Schulen für höhere Mathematik gab es in der österreichischen Provinz, wie die Kataloge zeigen, in den Collegien zu Wien, Gratz und Tyrnau. Wie in der österreichischen Provinz, so war es auch in der böhmischen, wie man aus Pelzel ersehen kann; unter Anderen ertheilte auch der berühmte Stepling (einer der größten Mathematiker und Physiker seiner Zeit) 6 Jahre lang den Scholastikern diesen häuslichen Unterricht. (Pelzel S. 228.)

So fehlte es denn den zukünftigen Gymnasiallehrern der alten Societät auch nicht am Unterrichte in der Geschichte, Geographie und Arithmetik, und nur leidenschaftliche Schmähsucht und häßlicher Parteigeist konnte Herrn Dr. Kelle zu solchen Vorwürfen verleiten. Man bedenke noch, daß die Scholastiker ohnehin absolvirte Gymnasiasten waren und mithin die genannten Gegenstände — nach Maßgabe der damaligen Anforderungen an den Gymnasialunterricht — studirt hatten; daß im Ganzen, wie Cornova an mehr als einer Stelle*) bezeugt, nur talentirte und strebsame Jünglinge in die Gesellschaft aufgenommen wurden; daß unter den Scholastikern ein regsames, literarisches Streben herrschte, wie ebenfalls Cornova zu wiederholten Malen versichert**); daß auch während der Philosophie die Humanitätsstudien, wie uns ebenderselbe Cornova als authentischer Zeuge belehrt***), immerfort betrieben wurden, während Verstand und Urtheil sich klärte, der Ideenkreis sich erweiterte, der Charakter sich festigte: und man wird nicht unschwer anerkennen, daß der so vorbereitete Scholastiker immerhin in der gehörigen Verfassung war, sein Amt als Gymnasiallehrer anzutreten und mit Erfolg zu versehen.

So wären wir denn mit dem Capitel über die vom Herrn Dr. Kelle mit Waffen aller Art so heftig angefochtene Repetitio humaniorum zu Ende; und wenn Herr Dr. Kelle mit den Worten schließt:

*) Vrg. S. 25.

**) Vrg. S. 81 flg. S. 150—156.

***) Cornova Brief 7, S. 85—92. Vrg. folg. Cap.

„Die Vorbereitung des Scholasticus zum Lehramte, welche mit dieser Repetition schloß, war . . . was die Gegenstände anbelangt, ebenso ungenügend, wie quantitativ und qualitativ ganz verfehlt in Bezug auf das, was allein unterrichtet wurde, nämlich lateinische Sprache, die den eigentlichen Inhalt der Vorbereitung, wie. . . . das einzige Object des Unterrichtes in den von Jesuiten gebildeten Gymnasien ausmachte," so schließe ich mit den Worten: Die Vorbereitung des Scholasticus, welche keineswegs mit dieser Repetition schloß, sondern, welche während des philosophischen Curses, besonders, was Geschichte, Geographie und Arithmetik betraf, fortgesetzt wurde, war, was die Gegenstände anbelangt, für jene Zeiten ganz genügend; denn zwei Jahre lang wurden ihre aus dem Gymnasium mitgebrachten Kenntnisse der lateinischen und griechischen Sprache durch theoretische und praktische Studien vervollkommnet und bereichert, und während des philosophischen Cursus ward das historische und mathematische Wissen erweitert, bei weitem mehr, als der damalige Gymnasial-Unterricht erforderte; und was den deutschen Unterricht betrifft, so war damit bereits ein ernster und rühmlicher Anfang gemacht; daß man damit nicht früher angefangen, mag bedauert werden, doch die Schuld lag in äußeren Verhältnissen, nicht im Geiste des Instituts oder gar in einem Verbote, wie Herr Dr. Kelle behauptet, und die Vorbereitung in Bezug auf die lateinische Sprache — die aber keineswegs den einzigen Unterrichtszweig weder in der Repetition, noch im Gymnasium ausmachte — war nicht nur nicht verfehlt, sondern dem damaligen Zwecke der Lateinschulen, die lateinische Sprache richtig und fertig reden und schreiben zu lernen, entsprechend, und weit über die Bedürfnisse der Grammatikal-Classen hinausgehend, ja nach Beschaffenheit des Lehrers manchmal eine eminent vortreffliche (vgl. oben S. 81—86); denn Herr Dr. Kelle hat weder mit seinen zur Sache gar nicht gehörigen Angriffen gegen die Rudimenta und Alvarez, noch mit seiner unbesonnenen Kritik der Gretser'schen Grammatik, noch mit seinen aus Cornova entlehnten und mit den grellsten Farben aufgetragenen Silhouetten, die keine allgemeine Bedeutung haben, das Gegentheil bewiesen, wohl aber mit all seinen ungerechtfertigten Ausstellungen und Chicanen sich ein quantitativ und qualitativ großes Armuthszeugniß ausgestellt.

Fünftes Capitel.

Der Scholastiker während der philosophischen Studien.

Herr Dr. Kelle verfolgt mit strenger Consequenz seinen Zweck; diesem gemäß mußte der Scholastiker während des zweijährigen philosophischen Studiums auch das Wenige vergessen, was er etwa in der Repetition gelernt hatte. Wurden die philologischen Studien während des philosophischen Curses gänzlich unterbrochen? Wer hat Recht — Cornova oder Herr Kelle? Was erfahren wir hierüber aus dem Institute? Wäre es nicht besser gewesen, die Repetitio humaniorum auf die philosophischen Studien folgen zu lassen? Ist es wahr, daß der junge Jesuit nie zur Ruhe und Sammlung kam? — oder hemmte es seine Energie, daß er sich bestimmt sah, seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen zu weihen? — In der Regel durften nur absolvirte Philosophen als Lehrer am Gymnasium verwendet werden.

Nachdem nun Herr Dr. Kelle die Repetitio humaniorum, oder die Vorbereitung der Scholastiker auf das Lehramt im Gymnasium, abgethan, und zwar in einer Weise, wie es eben seinem Zwecke am besten entsprach; indem er mit echt historisch-kritischem Tact Zweckwidriges ausschied, Zweckdienliches hineindichtete, Einzelnes verallgemeinerte, Unbedeutendes vergrößerte, Zusammengehöriges auseinanderriß, und was dergleichen Kunstgriffe historischer Kritik mehr sind, kommt er sonach auf die philosophischen Studien zu sprechen, welche der Scholastiker nach vollendeter Repetition durchzumachen hatte. Doch bespricht Herr Dr. Kelle hier nicht die philosophischen Studien selbst (dieß bleibt, wie er in der Vorrede Seite VII bemerkt, einem späteren ähnlichen Geschichtswerke aufbewahrt), sondern nur die Situation, in welcher sich der Scholastiker in Bezug auf sein künftiges Gymnasial-Lehramt während dieser Studien befand. Daß diese Situation des Scholastikers als eine für seine künftige Stellung als Lehrer im Gymnasium höchst ungünstige von Herrn Dr. Kelle geschildert wird, werden diejenigen von den geehrten Lesern leicht von vornherein erwarten, denen es aus dem, was der Herr Doctor über das Noviziat und die Repetition gesagt hat, bereits klar geworden ist, daß seine Absicht auf nichts Anderes gerichtet ist, als darauf, die Gymnasial-Lehrer der alten Societät als unfähige, „qualitativ und quantitativ" verwahrloste Leute darzustellen. So kann denn der Leser auch zum Voraus wissen, was ihm Herr Dr. Kelle in Uebereinstimmung mit dem gesetzten Zwecke, von dem Scholastiker während des zweijährigen philo-

sophischen Curses sagen wird, nämlich dieses, daß er während dieser Studien auch noch das Wenige vollends vergaß, was er etwa in der Repetition gelernt, und so nach Ablauf dieser zwei Jahre ganz unvorbereitet sein Lehramt im Gymnasium antrat. Dieß ist auch wirklich der Kern alles dessen, was uns der Herr Doctor von dem unglücklichen Schicksal des Scholastikers während seiner philosophischen Studien zu sagen weiß. Freilich Quellen nennt er uns keine; woher der Herr Doctor dergleichen Dinge so genau weiß, darnach hat der Leser nicht zu fragen: er muß es glauben — αὐτὸς ἔφη.

Indeß beginnt auch Cornova seinen siebenten Brief (S. 81) mit den philosophischen Studien; daß Herr Dr. Kelle auch hier sich ihm anschließt, und mit welch' historischer Treue, wird sich bald zeigen.

„Hatte nun," beginnt der Herr Doctor (S. 31), „der inzwischen achtzehn bis zwanzig Jahre alt gewordene Jesuit die Repetition hinter sich, so wurde er nach dem Ausdrucke der Societät in ein akademisches Collegium geschickt, um dort Philosophie zu hören. Er mußte also seine erst begonnenen philologischen Studien wieder unterbrechen, um sich einem ganz neuen Fache zuzuwenden, das er indeß schon nach zwei Jahren auf Geheiß der Oberen abermals aufgeben mußte."

Statt „achtzehn bis zwanzig Jahre" sollte erstlich der Herr Doctor sagen „neunzehn bis einundzwanzig Jahre" — denn sechzehn Jahre können durchschnittlich als das Alter angenommen werden, in welchem damals der Student das Gymnasium absolvirt hatte; Cornova, wie der Herr Doctor sicher gelesen hat, sagt ausdrücklich (Brief 4 — S. 30), daß die Candidaten in einem Alter „von fünfzehn, sechzehn, höchstens siebzehn Jahren" eintraten; also stand der Scholastiker nach Zurücklegung des zweijährigen Noviziates und der ebenfalls zweijährigen Repetition in einem Alter von neunzehn bis einundzwanzig Jahren. Kleinlich dürfte diese Bemerkung scheinen; allein Herr Kelle sucht absichtlich die künftigen Magister als recht junge Leute darzustellen, wie wir dieß an einer anderen Stelle sehen werden, wo er sie gar nur um „zwei oder drei Jahre älter" sein läßt als ihre Schüler.

Woher weiß denn dann der Herr Doctor, daß der Ausdruck „Akademisches Collegium" in der Societät gebräuchlich war? Aus Cornova; denn der eben angeführte Passus des Herrn Kelle ist der Sache nach ganz aus Cornova entlehnt, der so seinen siebenten Brief beginnt: „Es war allgemeine Sitte des Jesuitenordens, daß seine jungen Leute aus der Repetition auf ein akademisches Collegium, so nannte man die Collegien an Universitäten, geschickt wurden."

Und wiederum, wenn Herr Dr. Kelle (Af. 1) sagt: „In der böhmischen Ordensprovinz bestanden solche Collegien zu Prag auf der Altstadt und in Olmütz," so finden wir bei Cornova dieselbe Anmerkung (x) fast mit denselben Worten: „In unserer böhmischen Provinz waren dergleichen Collegien nur zu Prag auf der Altstadt und zu Olmütz."

Daß also Herr Dr. Kelle Cornova's Briefe vor sich gehabt, und gelesen habe, was darin von der Fortsetzung der philologischen Studien während der zwei philosophischen Curse erzählt wird, wird wohl er selbst nicht in Abrede stellen wollen.

Indeß bemerken wir vorläufig nicht ohne das Gefühl einer gewissen Satisfaction, daß der Herr Doctor in den oben angeführten Worten auf einmal von philologischen Studien spricht, die der junge Jesuit nach beendeter Repetition unterbrechen mußte, während er früher, wo die Repetition selbst besprochen wurde, nur von armseligen grammatischen Studien, von „schauderhaften Hexametern", von Lehrbüchern mit „kaum glaublichen Irrthümern", „mit einer unendlichen Menge der größten Fehler" zu berichten wußte.

Wenn aber Herr Kelle sagt, daß der Scholastiker „nach zwei Jahren" das philosophische Studium „auf Geheiß der Oberen abermals aufgeben mußte", so finden wir darin keinen rechten Sinn; das Studium der Philosophie dauerte eben nur zwei oder drei Jahre nach Vorschrift des Instituts; meint denn der Herr Doctor, daß es hätte länger dauern sollen? — nun dann würde er sicherlich sagen, daß die Scholastiker nicht bloß „das Wenige vergaßen, was sie etwa in der Repetition gelernt hatten", (S. 32) sondern auch alles Andere, was sie nie gelernt hatten. —

„Der junge Mann wurde," fährt Herr Kelle fort, „ohne daß er irgend einen Beweis seiner wissenschaftlichen und didaktischen Befähigung abgelegt hatte, zur Professur, wie man sagte, das heißt zum Lehramt an einem Gymnasium bestimmt." Woher weiß denn erstlich der Herr Doctor, daß es Jesuiten-Sprache war, „Professur" statt Lehramt zu sagen? Wiederum nur aus Cornova — S. 83 — denn im ganzen Institut und in der ganzen Ratio studiorum kommt dieser Ausdruck nicht vor. Mit welchem Rechte aber behauptet Herr Dr. Kelle, daß der junge Jesuit, bevor er sein Gymnasial-Lehramt antrat, keine Beweise seiner wissenschaftlichen und didaktischen Befähigung abgelegt hatte? Lieferte die zweijährige Repetition nicht Beweise genug? waren so viele schriftliche Uebungen in allen stilistischen Darstellungsformen

kein Beweis? war die fortgesetzte Lectüre und Commentation der Klassiker in Verbindung mit dem theoretischen Unterricht kein Beweis? gieng mit der wissenschaftlichen Ausbildung die pädagogische und didaktische in Lehrmethode und Vortrag nicht Hand in Hand? Man vergleiche, was ich oben, wo ich von der Repetition sprach, aus Juvencius angeführt, und was Cornova von seinem Lehrer Pubitschka sagt.*) Eine solche Vorbereitung für talentvolle, strebsame, ihres künftigen Lehramtes nicht ohne erhöhtes Selbstgefühl gewärtige, junge Männer, von welchen wohl die meisten schon während ihrer Gymnasialstudien als Pädagogen oder Instructoren sich mit dem Unterricht der Knaben beschäftigt und hierin eine bedeutende Routine sich erworben hatten, konnte vollends genügen, um in einem Alter von 22 — 23 Jahren den Unterricht in der ersten Grammatikalclasse mit Erfolg zu beginnen; besonders da auch während der philosophischen Studien die klassischen fortbetrieben wurden, wie wir bald von einem Augenzeugen, der selbst dabei betheiligt war, vernehmen werden. Allein wir finden, daß das Institut selbst direct dafür sorgte, daß gegen Ende des philosophischen Curses die philologischen Studien wieder förmlich vorgenommen, und die künftigen Lehrer unter der Leitung eines erfahrenen Schulmannes eigens auf ihr Amt vorbereitet wurden. Denn so lautet die 9. Regel des Rectors (Ratio stud.): „Damit die Magister der unteren Schulen nicht unvorbereitet im Lehramte den Unterricht beginnen, soll der Rector des Collegiums, aus dem die Lehrer der Grammatikal- und Humanitätsclassen genommen werden, einen im Lehrfach ganz erfahrenen Mann auswählen, zu welchem gegen das Ende der Studien die künftigen Lehrer dreimal in der Woche auf eine Stunde zusammenkommen sollen, um von ihm in der Handhabung des neuen Magisteriums unterwiesen zu werden, indem sie abwechselnd vorlesen, dictiren, schreiben, corrigiren und in den übrigen Functionen eines guten Lehrers sich üben.“**)

Wo bleibt denn dann wieder die Vertrautheit des Herrn Dr. Kelle mit dem Institut?

---

*) S. 80—85.

**) „Ne magistri classium inferiorum docendi rudes ad docendum accedant, collegii, ex quo humaniorum litterarum et grammaticae Magistri solent educi, Rector deligat unum aliquem docendi peritissimum, ad quem sub finem studiorum ter in hebdomada per horam conveniant proxime futuri praeceptores ad novum instituendi magisterium, idque vicissim praelegendo, dictando, scribendo, emendando, aliaque munia boni praeceptoris obeundo.“

Aber ein förmliches Examen, wie es scheint, vermißt Herr Dr. Kelle, dem sich der Scholastiker vor Antritt seines Lehramtes hätte unterziehen sollen. Nun denn, auch ein solches wurde die letzten Jahre vor Aufhebung des Ordens eingeführt, wie ja der Herr Doctor selbst (S. 31 A. 2) dem Cornova nacherzählt, der übrigens kein Freund von einem solchen Examen war, sondern darin eine unnütze Dressur und Geistesfessel erkannte, in der Ueberzeugung, daß die Obern auch ohne ein solches sich von den Fähigkeiten und Fortschritten eines Repetenten vergewissern konnten; ja als man ihm selbst den Antrag machte, Lehrer der Repetenten zu werden, erklärte er geradezu, in diesem Falle müsse das Examen wegbleiben (Brief 6, S. 74—75).

*) Dann versichert uns Herr Dr. Kelle (S. 32) im festen, entschiedenen Tone, daß es besser gewesen wäre, die Repetition auf das Studium der Philosophie folgen zu lassen; aber auch diesen Gedanken hat er dem Cornova (Brief 7— S. 82) entlehnt, nur mit dem Unterschiede, daß dieser die Darlegung der Gründe für seine Ansicht mit einem bescheidenen „vielleicht" einleitet und seine Gründe — die hier weiter zu erörtern nicht in den Bereich meiner Aufgabe fällt — himmelweit verschieden sind von dem Grunde des Herrn Doctors, daß die Scholastiker alles in der Repetition Gelernte wieder vergaßen; diese Furcht des Herrn Doctors theilte Cornova durchaus nicht. Alles in

*) Ergötzlich ist es zu sehen, wie hier Herr Dr. Kelle (S. 31 A. 2) den Cornova geschickt für seinen Zweck auszubeuten weiß. Cornova erzählt nämlich in der oben angeführten Stelle, daß er einmal einem solchen Examen beigewohnt, und da sei es nun sehr mechanisch hergegangen. Der Lehrer habe Fragen aus einer oft schiefen Theorie der Epistel und der Rede, oder der Ekloge, der Ode und des Drama vorgebracht, und um keine unerwartete Frage zu thun, habe er sich bei dem vor ihm liegenden Papiere immer Raths erholt, und die Schüler haben die Fragen mit ebenso viel Fertigkeit und mit nicht mehr Einsicht beantwortet, als mit welcher ein Papagei ehrliche Leute Spitzbuben nenne. Die Antworten seien vom Professor während der Vorlesungen dictirt und von den Schülern auswendig gelernt worden und so kostbare Stunden verloren gegangen, die besser zur Entwicklung der Schönheiten der Klassiker, auf gewählte Lectüre und Uebung des Styls wären verwendet worden.

Man sieht, Cornova geht in seinem Hang zur Satire und in seiner Antipathie gegen alles Memoriren offenbar zu weit; denn an und für sich dürften wohl berechnete, das gehörige Maß haltende Dictate ästhetischer Grundsätze, vorausgesetzt, daß diese richtig seien, nicht geradezu verwerflich sein; gibt es ja und hat es von jeher Bücher gegeben, in denen die Aesthetik systematisch behandelt wird, und auch heut zu Tage auf den Universitäten ist der Zuhörer angewiesen, die Vorträge des Professors nachzuschreiben; freilich bloßes Dictiren von Seite des Lehrers und bloßes Memoriren von Seite des Schülers ist gleich verwerflich; wir brauchen aber

Allem genommen haben hierin weder Cornova noch Kelle recht. Denn abgesehen von dem Umstande, daß das Institut vorschreibt, den Unterricht mit Erlernung der Sprachen zu beginnen und hierauf die philosophischen, dann die theologischen Disciplinen folgen zu lassen (Constat. Th. IV. K. 6) — eine gewiß ganz naturgemäße Anordnung — mußte es auch schon aus dem Grunde rathsam erscheinen, die Repetitio humaniorum gleich nach dem Noviziate eintreten zu lassen, damit der Abstand zwischen ihr und den Gymnasialstudien ein nicht gar zu großer würde.

Uebrigens lohnt es sich nicht der Mühe, Herrn Kelle gegenüber diese Frage zu erörtern; denn setzen wir den Fall, es hätte wirklich die Repetition nach der Philosophie stattgefunden, hätte der Herr Doctor nicht die Taktik ändern und gerade diese Einrichtung tadeln können, wie er jetzt die entgegengesetzte tadelt? Ohne Zweifel, und dieß um so mehr, da er ja behauptet (S. 31), daß der Unterricht in der Repetition ein quantitativ und qualitativ mangelhafter war, die Mängel aber nach vierjähriger Unterbrechung der Gymnasialstudien viel fühlbarer sein mußten, als nach einer zweijährigen, besonders da der Herr Doctor sagt (S. 25 und 30), daß man im Gymnasium mehr lehrte und hiemit auch lernte, als in der Repetition.

---

auch dem Cornova nicht gerade aufs Wort zu glauben, daß es bei jenem Examen gar so mechanisch herging. Doch sei dem, wie ihm wolle; Cornova erzählt immerhin nur ein einzelnes Factum und spricht nur von einem einzelnen Professor. Herr Dr. Kelle hingegen, der den so eben citirten Passus beinahe von Wort zu Wort aus Cornova (doch ohne ihn mit Namen zu nennen) abschreibt, weiß diese Anekdote gar zweckmäßig zu verallgemeinern. Statt zu sagen: Cornova erzählt &c., sagt er: „Die Jesuiten gestehen selbst, daß &c.;“ statt mit Cornova ein einzelnes Factum auf einen einzelnen Professor zu beschränken, stellt er die Sache so dar, daß der Leser zum Glauben verleitet wird, immer und überall, ja vorschriftsmäßig habe solcher Pedantismus gewaltet, jeder Professor sei in den vier Häusern, worin Repetition gehalten wurde, ebenso mechanisch zu Werke gegangen; ja als hätte es gerade gar nicht anders sein dürfen. Wenn dann Herr Dr. Kelle die Bemerkung hinzufügt: „Alle Einsichtsvollen erklärten sich gegen diesen Unfug, der weder überall eingeführt werden, noch da, wo er eingeführt worden war, wieder abgeschafft werden konnte. Die Aufhebung der Gesellschaft kam dem zuvor“, so ist diese theils gegenstandslos, theils unrichtig; denn nicht der Unfug, sondern das Examen war eingeführt worden und zwar, wie sich von selbst versteht, überall in der ganzen Provinz, dieß aber bestand fort, wie wir aus Cornova (S. 75) ersehen, bis zur Aufhebung des Ordens: und ist von dieser ganzen Bemerkung des Herrn Doctors sonst nichts zu brauchen, als sein Geständniß, daß es unter den Jesuiten auch „Einsichtsvolle“, nicht lauter Verstandlose gegeben habe.

Wenn nun ferner Herr Dr. Kelle die Behauptungen aufstellt (S. 32—33), daß den Candidaten des Lehramtes während des Studiums der Philosophie „keine Möglichkeit geboten wurde, ihre“ (philologischen) „Studien fortzusetzen, daß sie selbst privatim mit Philologie sich nicht beschäftigen durften, daß man ihnen während der philosophischen Jahrgänge kein philologisches Buch gab, und daß sie jene, die sie hatten (also hatten sie doch während der Repetition philologische Bücher, nicht bloß elende Grammatiken und Neulateiner), „bei Beginn derselben haben ablegen müssen,“ so sind das eben nur Behauptungen, die der Zweck erforderte, ich aber nicht zu beantworten brauche, nach dem schon öfters angeführten Grundsatze: Was ohne Beweise behauptet wird, wird einfach ohne Beweise in Abrede gestellt. Doch ich will auch hier, was Herr Dr. Kelle in so apodiktischem Tone behauptet, durch positive Beweise widerlegen.

Die letztere Behauptung, daß es den Philosophen an philologischen Büchern fehlte, sucht Herr Dr. Kelle aus dem Institut zu beweisen und citirt zu diesem Ende zwei Stellen. Die erste ist die 8. Regel von den gemeinschaftlichen und lautet: „Niemand soll Bücher ohne Erlaubniß haben*) 2c.;“ die andere ist ein Stück von der 3. Regel der Scholastiker, worin diesen vorgeschrieben wird: — —**) „auch sollen sie keine anderen Bücher gebrauchen, als die ihnen der Präfect übergeben hat.“ Wenn nun Herr Dr. Kelle die soeben citirten Stellen so versteht, daß man den Philosophen kein philologisches Buch gab, so ist das wiederum eine Probe von seiner freien Uebersetzungskunst; ein gewöhnlicher Lateiner aber, der ohne Nebenabsicht sich einfach an die leicht verständlichen Worte hält, wird keinen anderen Sinn herausfinden, als einfach diesen, daß die Scholastiker kein Buch ohne Erlaubniß der Obern haben sollten, d. h. nicht eigenmächtig ohne Wissen der Vorgesetzten sich in den Besitz von Büchern zu setzen trachten sollten, was sowohl dem Gelübde des Gehorsams, als dem der Armuth zuwider gewesen wäre. Niemand aber wird so spitzfindig sein, wie Herr Dr. Kelle, um in den angeführten Stellen das Verbot zu finden, daß den Scholastikern ein lateinischer oder griechischer Klassiker, ein Lexikon oder sonst ein philologisches Buch gestattet werde, denn das ist ein für allemal in den citirten Regeln nicht enthalten. Uebrigens ist die

*) „Libros nemo habeat sine facultate etc.“

**) — — nec aliis, quam ab eodem praefecto sibi traditis utantur libris“ (Reg. Schol. 3).

8. Regel eine von den gemeinschaftlichen, bezieht sich also nicht einmal speciell auf die Scholastiker, sondern betrifft ohne Unterschied alle Mitglieder eines Hauses auf gleiche Weise.

Indeß hätte der mit dem Institut so sehr vertraute Herr Doctor aus mehreren anderen Stellen desselben sich und seine Leser über Beides belehren können, sowohl daß die Philosophen (und Theologen) philologische Bücher theils in ihrem Zimmer haben, theils nach Umständen aus der Bibliothek sich holen konnten, als auch, daß die klassischen Studien während der Philosophie (und Theologie) nicht so gänzlich unterbrochen, sondern in mancherlei Weise geübt wurden.

Zu diesen Uebungen muß erstens mit Recht der fortwährende Gebrauch der lateinischen Sprache gerechnet werden, der den Scholastikern mit Ausnahme der Erholungsstunden und Ferialtage vorgeschrieben war; und wenn dieser in der böhmischen Provinz, wie uns Cornova erzählt (vgl. S. 65), schon im Noviziate, wo er doch nur in Folge der Umstände nicht durch eine Vorschrift eingeführt ward, Aemulation und gegenseitige Kritik weckte, so muß dieß nach zurückgelegter Repetition noch weit mehr der Fall gewesen sein. Es war ferner dem Scholastiker vorgeschrieben, Briefe an Ordensmitglieder nur in lateinischer Sprache zu schreiben, und zweimal oder dreimal im Jahre mußten bei feierlichen Gelegenheiten Philosophen und Theologen Gedichte machen. Dafür zu sorgen, daß dieß alles geschehe, ist, um andere Stellen des Institutes zu übergehen, dem jedesmaligen Rector durch die 8. Regel vorgeschrieben.*) Eine andere hieher gehörige Vorschrift des Institutes (Const. Th. IV. K. 6. §. 13 und K. 16 §. 3) verordnete, daß die Scholastiker (Philosophen und Theologen) wöchentlich in den Hörsälen in Gegenwart der Externisten einen Vortrag in lateinischer oder griechischer Sprache halten sollten, „wodurch nicht bloß der Stil geübt" (wie ausdrücklich bemerkt wird), „sondern auch Sittenverbesserung erzielt werden soll." Solche Vorträge konnten indeß auch von Externi-

*) „Domi linguae latinae usum inter scholasticos diligenter conservandum curet: ab hac autem latine loquendi lege non eximantur nisi vacationum dies, et recreationis horae; nisi forte in aliquibus regionibus Provinciali videretur, his etiam temporibus facile posse hunc latine loquendi usum retineri: Faciendum quoque, ut nostri, qui nondum studia absolverunt, litteras cum ad nostros scribunt, scribant latine. Bis praeterea aut ter in anno, cum aliqua celebritas, ut renovationis studiorum, ac votorum agitur, philosophi etiam ac theologi carminum aliquid condant affigantque (Reg. Rect. 8).

sten gehalten werden; mußten aber, wie in der Erläuterung bemerkt wird, auf jeden Fall so beschaffen sein, daß sie würdig waren, öffentlich in den Hörsälen vorgetragen zu werden.*)

Daß endlich die 9. Regel dem Rector befiehlt, dafür zu sorgen, daß gegen Ende der philosophischen Studien unter der Leitung eines erprobten Schulmannes dreimal in der Woche in förmlichen Akademien die klassischen Studien wieder vorgenommen werden, habe ich bereits oben erwähnt.

Doch nicht nur gegen Ende der philosophischen Studien wurden unter der Leitung eines erfahrenen Schulmannes förmliche Akademien zu dem besonderen Zwecke abgehalten, die künftigen Gymnasial-Lehrer eigens für den bevorstehenden Beruf vorzubereiten, sondern sogenannte Sprachakademien während der philosophischen und theologischen Jahrgänge waren überhaupt vom Institute vorgeschrieben. Die 7.**) Regel des Rectors befiehlt diesem ausdrücklich, dafür zu sorgen, daß griechische und hebräische Akademien zu gewissen Zeiten, besonders während der großen Ferien zwei- oder dreimal in der Woche gehalten werden; und geschieht hiebei der lateinischen Sprache auch keine Erwähnung, so versteht es sich doch von selbst, daß sie nicht ausgeschlossen ist, und war ja damals jede Uebung in der griechischen Sprache zugleich eine in der lateinischen.

Doch nicht genug, das Institut schreibt überdieß für alle Scholastiker ausdrücklich vor, daß sie nicht bloß lateinisch sprechen, Briefe an alle Ordensmitglieder in lateinischer Sprache schreiben, und bei feierlichen Gelegenheiten in einem (lateinischen oder griechischen) Gedichte sich versuchen, sondern daß sie überhaupt im Stil sich fleißig üben

---

*) .... et singulis hebdomadis, die aliquo designato, unus ex provectioribus a prandio orationem latinam aut graecam de re aliqua ad aedificationem domesticorum et externorum pertinente, qua ad perfectiora in Domino animentur, habeat.“ (Const. P. IV. cp. VI. §. 13.)

Habebitur etiam singulis hebdomadis (ut de Collegiis est dictum) ab aliquo ex scholasticis declamatio de rebus, quae audientibus aedificationi sint, eosque ad augmentum in omni puritate ac virtute expetendum invitent; ut non solum stilus exerceatur, sed mores meliores reddantur.“ (Const. P. IV. cp. XVI. §. 3).

**) „Efficiat, ut hebraeae graecaeque linguae academiae instituantur inter Nostros, in quibus academici bis aut ter in hebdomada, certo aliquo, puta vacationis tempore, sic exerceantur, ut inde prodire possint, qui harum linguarum scientiam et dignitatem privatim ac publice tueantur.“ (Reg. Rect. 7.)

sollen und daß immer Jemand zur Hand sei, ihre schriftlichen Arbeiten zu corrigiren. Denn so heißt es im 4. Theil der Constit. K. 6, §. 13: „Es sollen zwar Alle“ (Scholastiker), doch besonders jene, welche den Humanitätsstudien obliegen, lateinisch sprechen . . . und durch schriftliche Arbeiten sich im Stil üben; auch sei immer Jemand vorhanden, der die Correctur derselben besorge.“*) — Diese Vorschrift bezieht sich nach dem klaren Wortlaute nicht bloß auf die Rhetoren, sondern auf alle Scholastiker — auch auf die Philosophen und Theologen. Herr Dr. Kelle citirt S. 13 — A. 1 diese Stelle: „Omnes quidem etc.“ bis auf den letzten Satztheil: „auch sei immer ꝛc.“ — nun warum hat er denn S. 33 gänzlich darauf vergessen, was er selbst S. 13 citirte?

Also auch während der philosophischen Studien ward auf die Uebung in den klassischen Sprachen nicht vergessen, nicht auf die mündliche, nicht auf die schriftliche, weder in Prosa, noch in Poesie; und daß es hiebei den Scholastikern nicht an Büchern fehlte, um sie nach Umständen in der freien Zeit zu benützen, und dieß den Absichten, der Erwartung, der Voraussetzung der Obern vollends entsprach und die Erlaubniß, solche Bücher zu haben, sich von selbst verstand, dieß braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, um so weniger, da die Gesellschaft vermöge ihres Berufes, in den Schulen zu wirken, in den Studien der klassischen Sprachen von jeher eine ihrer wichtigsten Aufgaben erkannte und zu keiner Zeit zugeben konnte, daß es besonders von ihren jungen, zum Lehramt berufenen Mitgliedern vernachlässigt würde. Hiemit stehen im Einklange anderweitige Bestimmungen des Institutes; so z. B. die Bestimmung (Const. Th. IV. K. 6 §. 7), daß nicht nur in einem jeden Hause eine Bibliothek zum allgemeinen Gebrauche errichtet, sondern auch jeder die nothwendigen Bücher auf seinem Zimmer haben solle; zu dieser Rubrik „nothwendige Bücher“ gehörten für den zukünftigen Gymnasiallehrer gewiß auch einige philologische Werke; und die 10. Regel des Bibliothekars bestimmt, daß außer der großen geschlossenen Hausbibliothek, woraus man nur mit Erlaubniß Bücher holen konnte, an einem öffentlichen — nicht verschlossenen — Platze eine kleinere Bibliothek von Büchern, die man öfters zu gebrauchen pflegt, errichtet werden soll. Unter diesen für den allgemeinen Gebrauch

*) „Omnes quidem, sed praecipue humaniorum litterarum studiosi latine loquantur communiter . . . . ac stilum in compositionibus diligenter exerceant: nec desit, qui eisdem corrigendis operam suam impendat.“ (Const. P. IV. cp. 6 §. 13.)

bestimmten Büchern befanden sich gewiß auch lateinische und griechische Lexika und Klassiker, da ja die Philosophen lateinische und griechische Vorträge halten und Gedichte verfertigen mußten, nichts davon zu sagen, daß das bevorstehende Lehramt für sie immer ein Mahnruf war, der klassischen Studien eingedenk zu sein.

Das Gesagte dürfte mehr als hinreichend sein zu beweisen, was von der Behauptung des Herrn Dr. Kelle (S. 32), daß „die Philosophen sich selbst privatim mit Philologie nicht beschäftigen durften," und daß man ihnen (S. 33) „kein philologisches Buch gab," zu halten sei.

Allein es gibt im Institute eine decretorische Stelle, welche in directem, deutlich ausgesprochenem Gegensatz zur Behauptung des Herrn Doctors steht, und selbe geradezu peremtorisch desavouirt. Die 30. Regel für den Präfect der (höheren) Studien schließt mit den Worten: „Ueberdieß gebe er allen Theologen und Philosophen ein Buch, das auf die Humanitätsstudien sich bezieht; und er soll sie ermahnen, daß sie gelegentlich selbes zu lesen nicht verabsäumen.*) Diese Regel gestattete also nicht nur den Philosophen (und Theologen) ein philologisches Buch zu haben, sondern schrieb sogar den Studienpräfecten vor, ein solches einem jeden zu geben (und wenn einmal eines, wohl auch mehrere, besonders auf Verlangen nach dem Grundsatze: Favores sunt ampliandi — Vergünstigungen muß man in weitem Sinne nehmen); und nicht nur zu geben, sondern damit auch die Ermahnung zu verbinden, selbes fleißig zu benützen. Diese Regel hat Herr Dr. Kelle entweder nicht gelesen, oder hat sie absichtlich ignorirt; wo bleiben aber im ersten Falle die vieljährigen Studien, der Forscherfleiß und die pflichtmäßige Vorsicht des Geschichtschreibers? wo, im zweiten Falle, die Wahrheitsliebe und die Unparteilichkeit desselben? Kurz das Dilemma, in das der Herr Doctor sich hineingearbeitet, ist fertig — ganz regelrecht und packt fest von beiden Seiten.

Doch ich merke es — dergleichen trockenes Gezänke ermüdet den Leser; darum wollen wir lieber Cornova, einen bei der Sache selbst betheiligten Zeugen reden lassen und hören, was er uns von seiner und seiner Collegen philologischen Thätigkeit während der philosophischen Jahrgänge erzählt; Herr Dr. Kelle selbst, der in Allem, was zu seinem Zwecke paßt, dem Cornova so gläubig nachbetet, darf ihm

*) „Theologis praeterea ac philosophis omnibus librum aliquem ad humanitatis studia pertinentem distribuat; moneatque, ut certis quibusdam temporibus legere, ubi commodum sit, non omittant." (Reg. Praef. Stud. 30 (ext.)

auch hierin nach allen Grundsätzen der Kritik den Glauben nicht versagen.

Cornova also berichtet (Brief 7, S. 89—92): „Ich muß es im Uebrigen meinen Mitschülern in der Philosophie, als auch später in der Theologie nachrühmen: daß bei weitem die Meisten aus ihnen und das vorzüglich die besseren Köpfe, sich in Nebenstunden immer mit auf schöne Literatur verlegt haben; und dieses oft mit mehr Eifer als es den Obern und als es den Lehrern der philosophischen und der theologischen Wissenschaften lieb war. Die Lehrer klagten bisweilen, daß ihre Fächer darüber vernachlässigt würden; die Obern, durch derlei Klagen aufmerksam gemacht, schienen so was wenigstens zu besorgen. Wohl wahr, daß die Lectüre eines geistvollen Gedichtes zum Beispiele für Leser, in deren Busen das Jugendfeuer noch mächtig loderte, ungleich mehr Anziehendes gehabt haben mag, als die einer Abhandlung über einen trockenen Gegenstand, besonders wenn die Einkleidung auch nicht die reizendste war. Doch ließen sie darum letztere nicht ungelesen. Und jene Besorgnisse, jene Klagen, widerlegten am besten der Fortgang der bei weitem meisten Scholastiker in der Philosophie und Theologie. Einige dieser jungen Männer will ich vom Streben nach künftigen Ordenswürden nicht ganz freisprechen, zu welchen philosophische und theologische Lehrkanzeln der gewöhnlichere Weg waren. Aber allgemeiner wirkte hier gewiß das Ehrgefühl, mit dem wir in der Societät sind erzogen worden, und die Geringschätzung, weniger vielleicht der hier nachsichtigeren Obern als der Gespielen, welche denjenigen unter uns traf, der in was immer für einem Fache des Wissens merklich zurückblieb. Es hatten also selbst die enthusiastischen Freunde der sanften Musen unter uns Cicero's großen Grundsatz vor Augen: daß, da der Mensch nicht leicht in mehr als einem Fache der Kenntnisse vortrefflich sein könne, er sich zwar auf dieses Eine vorzüglich verlegen müsse, um es in demselben zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen; andere Fächer aber müßte er darum nicht vernachlässigen, am wenigsten dann in ihnen unwissend bleiben wollen, wenn die Bekanntschaft mit ihnen seine Bestimmung ihm zur Pflicht macht. . . . . Männer, die von den oben erwähnten Besorgnissen einiger Lehrer und Obern frei, das fortgesetzte Studium der schönen Wissenschaften bei jungen Leuten gern sahen, gab es unter den älteren Jesuiten gewiß auch. Dankbar muß ich die Aufmunterung und den Rath, der hierin mir während des Curses der Philosophie von dem Professor der Kirchengeschichte, Anton Raffler, geworden ist, rühmen; eben dem, den der königliche Menschen-

freund und Kunstkenner, der Herzog von Sachsen-Teschen, hernach zu seinem Beichtvater gewählt hat."

Man vergleiche nun Cornova's frische, lebendige, naturwüchsige, weil aus eigenen Erlebnissen hervorgegangene Schilderung, wie die Scholastiker während der philosophischen Jahrgänge Philologie trieben, mit den bekannten tendenziösen, auf gar keine Beweise gestützten Behauptungen des Herrn Dr. Kelle — wie leer, wie fadenscheinig, wie erbärmlich erscheinen sie, wie widerlich guckt aus ihnen das Gespenst des Zweckes hervor! Und was wird aus der historischen Treue des Herrn Doctors? Cornova's Briefe hatte er, wie ich gezeigt habe, offenbar vor sich; ja man darf sicher behaupten, ohne diese wäre er gar nie auf den Gedanken gekommen, die Frage zu erörtern, ob die Scholastiker der alten Societät während der philosophischen Studien mit Philologie sich beschäftigten oder nicht; oder er nenne uns die Quelle, die ihn dazu veranlaßte und berechtigte, ein Urtheil darüber abzugeben; da aber Cornova's Bericht dem Zweck des Herrn Doctors nicht entsprach, so blieb nichts Anderes übrig, als gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was jener berichtet.

Ganz in Uebereinstimmung mit dem, was uns Cornova von seinen und seiner Mitschüler klassischen Studien während der Philosophie erzählt, berichtet er auch (Brief 10 S. 145) von sich selbst: „Ich habe das Amt eines Präses, als Professor der Poetik, in dem zahlreichen Seminarium zu Kommotau verwaltet. Da ich damals schon vierzehn Jahre im Orden gelebt und zwölf davon im Studium der Literatur zugebracht hatte, so darf ich wohl ohne Ruhmredigkeit sagen, daß ich so ziemlich vorgearbeitet habe." Also von den vierzehn im Orden verlebten Jahren nimmt Cornova nur zwei aus, nämlich die des Noviziates, wo er sich nicht mit literarischen Studien befaßt; hingegen die zwei philosophischen Jahrgänge reiht er zu den zwölf Jahren, die er im Studium der Literatur zugebracht.

Und da nun einmal von Philosophie und Philosophen die Rede ist, so ist, wie es scheint, auch Herr Dr. Kelle ins Philosophiren hineingerathen, und stellt nun folgende philosophische Betrachtung an: (S. 33.) „Der junge Jesuit kam so niemals zur Ruhe und Sammlung, wurde nirgends über sich und seine Anlagen klar, konnte nichts mit ganzer Kraft und gesammtem Willen erfassen. Er fühlte sich dadurch als Individuum auch allenthalben unsicher und der Stütze bedürftig, darum freilich aber auch um so gewillter und williger, seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen zu weihen."

Es mag nun Jemand ein Philosoph sein oder nicht; die Widersinnigkeit sowohl des ganzen Passus als der einzelnen Sätze springt in die Augen. Ich sage im Gegentheile: Der junge Jesuit hatte die beste Gelegenheit, zur Ruhe und Sammlung zu gelangen und sich darin zu erhalten. Er war aus eigener Wahl, mit vollkommen freier Selbstbestimmung in den Orden getreten; er wußte bereits vor dem Eintritte, welche Aufgaben sich der Orden gesetzt, und daß eine oder die andere von diesen Aufgaben auch ihm zufallen werde; während der ersten Probation, noch bevor er das Ordenskleid empfing, ward ihm dieß Alles noch umständlicher erklärt und seiner Erwägung anheimgestellt; während des Noviziates hatte er zwei Jahre Zeit, die Ordenssatzungen noch genauer kennen zu lernen und bei sich nachzudenken, ob er dem Orden sich anschließen wolle oder nicht — seinem Austritt aus dem Noviziat stand nicht das mindeste Hinderniß entgegen; überdieß hatte der junge Jesuit tagtäglich Gelegenheit, sich öfters vor Gott im Gebete zu sammeln (die nothwendigste und wichtigste Sammlung), sein Inneres nach Gottes Wohlgefallen zu ordnen, und so erstens zur Ruhe mit Gott zu gelangen, ohne welche jede andere Ruhe nur eine trügerische und unsichere ist; täglich waren ihm Veranlassungen und Hilfsmittel geboten, durch Erwägung der evangelischen Wahrheiten sich über seine ewige Bestimmung und seine Beziehungen zu Gott und seinen Mitmenschen klar zu werden. So störte also die Ruhe und Sammlung des Novizen gar Nichts; vielmehr zielte Alles darauf hin, sein Inneres harmonisch zu stimmen und die Fundamente zu einer dauerhaften unerschütterlichen Ruhe in allen Lagen und Wechselfällen des Lebens zu legen. Entschied sich nun der Novize durch Ablegung der einfachen Gelübde in den Orden zu treten, so war der Uebergang zu den klassischen Studien in der Repetition etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches; er ergab sich mit innerer Nothwendigkeit aus dem von ihm selbst gewählten Berufe, in welchem er nun einmal ohne die Kenntniß der klassischen Sprachen nicht wirken konnte; also auch dieser Uebertritt griff nicht störend in die Ruhe und Sammlung des jungen Jesuiten ein, und eben so leicht konnte er sich selbe während seiner Studien erhalten: Durch keine Lebenssorgen, keinen Ehrgeiz, kein Weltgeräusch, keine zerstreuenden Vergnügungen und Gesellschaften ward sie ihm verkümmert; der studirende Jesuit, wie auch Cornova (Brief 6, S. 75) anerkennt, erfreute sich der glücklichsten Muße. Hatte er in der Repetition das Fundament zur gründlichen Kenntniß der klassischen Sprachen und der schönen Literatur gelegt, so

folgte ganz naturgemäß das Studium der höheren Wissenschaften, und zwar zuerst das der Philosophie; auch diese neue Phase konnte nicht nachtheilig auf die **Ruhe und Sammlung** des jungen Ordensmannes einwirken; sie stand ja im nothwendigen Zusammenhang mit seinem Berufe und im schönsten Einklange mit seinen eigenen Absichten und Wünschen, und brachte ihn um eine Stufe näher dem ersehnten Ziele. Aber auch zu seinen früheren klassischen Studien bildete die Philosophie keinen feindlichen Gegensatz — wie ja nach dem Ausspruch Cicero's alle Wissenschaften ein gemeinschaftliches Band der Verwandtschaft umschlingt — und war es dem jungen Philosophen immerhin gestattet, dieselben in freien Stunden wieder vorzunehmen, und die in der Repetition gewonnenen Kenntnisse sich zu bewahren und weiter zu entwickeln. So zeigt sich denn in den drei ersten Phasen (und weiter ist bis jetzt ja Herr Dr. Kelle nicht gekommen), die der junge Jesuit durchgehen mußte, die schönste Einheit und Harmonie, sowohl äußere als innere: Noviziat, Repetition, Philosophie waren nur die drei ersten naturgemäßen, durchaus nothwendigen Vorbereitungsstufen für den künftigen Beruf des Ordensmannes, mochte er dann nun diesen später als Lehrer in den niederen oder oberen Schulen, oder als Prediger und Beichtvater, oder als Missionär bethätigen: nirgends finden wir Unnatur, nirgends Zerrissenheit, nirgends eine den menschlichen Geist unangenehm berührende und verwirrende Dissonanz; mit ganzer Kraft und gesammtem Willen konnte der junge Jesuit „Alles erfassen", mit ganzer Seele konnte er sich sowohl den Uebungen des Noviziates als den Studien der Repetition und der Philosophie hingeben, alle drei verschmolzen zu harmonischer Einheit, waren gleichsam nur **eine und dieselbe** Arbeit, auf ein und dasselbe Ziel hingerichtet.

Aber wenn Herr Dr. Kelle sagt, daß „der junge Jesuit nie zur Ruhe und Sammlung kam," so meint er vielleicht dieses, daß der junge Jesuit bei den philologischen Studien hätte bleiben und nicht zu den philosophischen übergehen sollen. Nun denn — wie lange hätte er denn dabei bleiben sollen? — Die philosophische Bildung ist eben auch ein nothwendiger Bestandtheil höherer Schulbildung, und zwischen Philologie und Philosophie gibt es, wie Herr Kelle selbst wissen wird, gar viele Berührungspunkte; auch war der Orden, dem der junge Jesuit angehörte, kein Verein von Philologen oder Humanisten, und zudem wurden ja, wie ich eben aus dem Institut und Cornova gezeigt habe, während der philosophischen Jahrgänge auch die klassischen Studien nebenher betrieben: so daß der junge Jesuit über seine philolo-

gischen und philosophischen Kenntnisse sich gar wohl sammeln, mit sich selbst darüber zu Rathe gehen, und auf Vervollständigung beider gar wohl Bedacht nehmen konnte, und zwar mit mehr Ruhe und in ungestörterer Sammlung, als dieß gar vielen anderen Studirenden während ihrer wissenschaftlichen Laufbahn vergönnt war und noch heut zu Tage vergönnt ist.

Wenn Herr Dr. Kelle ferner meint, „der junge Jesuit konnte über sich und seine Anlagen nirgends klar werden," so ist dieß eine theils ungerechtfertigte, theils verfrühte Behauptung. Der junge Jesuit konnte gerade wie andere studirende Jünglinge, schon auf dem Gymnasium — freilich nicht mit voller Gewißheit, wie eben diese Altersstufe es mit sich bringt — über sich und seine Anlagen klar werden; er konnte es aber noch mehr im Noviziate und dann wiederum während der Repetition und den philosophischen Studien, so wie als Magister am Gymnasium, am allermeisten aber während der theologischen Jahrgänge und der dritten Probation; auf jeden Fall hatte der junge Jesuit sehr lange Zeit, wie wohl kein anderer junger Mann, und sehr viele Mittel und Wege, um „über sich und seine Anlagen klar zu werden" und sie dann auch auf die zweckmäßigste und ergiebigste Weise zu verwerthen, und zwar „mit ganzer Kraft und gesammtem Willen".

Ganz unphilosophisch aber ist, was Herr Kelle weiter zusammenraisonnirt, daß nämlich der junge Jesuit „als Individuum" sich allenthalben unsicher und der Stütze bedürftig fühlte u. s. w.; es herrscht in diesen Sätzen erbärmliche Sophisterei und gewaltige Begriffsverwirrung.

Denn erstens faßt der Herr Doctor den jungen Jesuiten als außerhalb des Ordensverbandes stehendes Individuum, als Individuum an und für sich, das sich schlechthin selbst in seinem Thun und Lassen bestimmt, auf eigene Faust handelt und eigene Zwecke verfolgt, und behauptet dann, als solches habe sich „der junge Jesuit unsicher und der Stütze bedürftig gefühlt"; in dieser Behauptung liegt aber eine contradictio in terminis; denn der junge Jesuit, der bereits seit Jahren aus freiem Entschlusse seine Kräfte und Talente und ganze Thätigkeit dem Orden geweiht hatte, kann als frei dastehendes, sich selbst bestimmendes, seine eigenen Wege gehendes, vom Orden unabhängiges Individuum nicht gefaßt, und daher von ihm auch nicht behauptet werden, daß er als solches „sich unsicher und der Stütze bedürftig fühlte".

Druck von Jos. Feichtinger's Erben in Linz.

Recensionsexemplar

Beleuchtung

der

Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle:

„Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich"

von

Rupert Ebner S. J.

Drittes Heft.

Linz, 1874.
Franz Ignaz Ebenhöch'sche Buchhandlung
(Heinrich Korb).

Das vierte Heft befindet sich unter der Presse und erscheint demnächst.

Allein Herr Dr. Kelle meint es vielleicht so: Der junge Jesuit war an und für sich ein schwachköpfiges, unbehilfliches, täppisches Wesen und deßhalb fremder Stützen bedürftig. Aber was konnten da bei solcher geistigen Armseligkeit dem jungen Jesuiten fremde Stützen helfen? wo hätte er sie auch nur finden können? Denn wenn die jungen Jesuiten von Natur aus so schwachköpfige und geistesarme Leute waren, so waren sicher die alten nicht viel besser daran. Wie wird aber der Herr Doctor beweisen können, daß die Societät solche unfähige, charakterschwache Leute aufnahm, oder vielmehr aus solchen bestand? Denn das Alter und die Menge kann kleine Talente, schwache Charaktere, energielose Naturen nicht in talentvolle, thatkräftige, großartige Geister umschaffen.

Der junge Jesuit also fühlte sich als Individuum, um bei der Redeweise des Herrn Doctors zu verbleiben, „allenthalben unsicher und der Stütze bedürftig, darum freilich aber auch um so gewillter und williger, seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen zu weihen." Wenn nun aber der junge Jesuit dieses that, wenn er seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen weihte, was dann? — fühlte er sich auch dann noch „unsicher und der Stütze bedürftig", oder fühlte er sich nun sicher, stark und muthvoll? Darauf uns Antwort zu geben, hat Herr Dr. Kelle vergessen; doch muß nach dem ganzen Zusammenhange das letztere gefolgert werden. Nun denn, so fühlte sich der junge Jesuit von dem Augenblicke an, wo er mit vollkommen freier Selbstbestimmung den Entschluß gefaßt, „seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen zu weihen," auch als Individuum (denn dieses kann vom Ordensmanne nicht getrennt werden) niemals „unsicher und der Stütze bedürftig", weil er eben Stütze und Sicherheit in den Statuten seines Ordens und in der unmittelbaren oder mittelbaren Leitung seiner Obern fand.

Wenn dann der Herr Doctor die Bemerkung macht: „Und das war es eben" (nämlich, daß der junge Jesuit „seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen" weihte), „was die Societät wünschte," so nimmt sich diese Bemerkung sehr naiv, um nicht zu sagen simpel aus. Denn hatte (und hat) die Societät diesen Wunsch nicht mit jedem zur Erreichung eines bestimmten Zweckes gebildeten und organisirten Vereine gemein? ja ist es nicht gerade die unerläßliche Existenzbedingung einer jeden ein gewisses Ziel verfolgenden Gesellschaft, ein jedes ihrer Mitglieder geradezu zu verpflichten, „seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen zu weihen?" oder wie kann eine Gesell-

schaft gedeihen, was kann sie Ersprießliches leisten, deren Mitglieder, jedes nach seinem individuellen Ermessen und Belieben, ihre Thätigkeit auf die Erreichung persönlicher Zwecke hinrichten, statt mit vereinten Kräften „ihre Thätigkeit nach einem bestimmten Plane“, den Statuten der Gesellschaft, „dem Ganzen“, der Aufgabe, die sich die Gesellschaft gestellt, „zu weihen“?

Daraus ergibt sich dann von selbst ganz folgerichtig die Consequenz, daß ein Individuum, welches einer solchen zu einem bestimmten Zwecke organisirten Gesellschaft angehört und in derselben verbleiben will, seine individuelle Freiheit und Thätigkeit wenigstens theilweise derselben zum Opfer bringen, und sie der Erreichung des Zweckes, den diese Gesellschaft sich gesteckt hat, weihen muß.

Und da nun einmal der Mensch ein animal sociale, oder ein vom Schöpfer zum Zusammenleben mit anderen Menschen bestimmtes Geschöpf ist und daher das ganze Menschengeschlecht eine Gesellschaft, gleichsam eine große Familie bildet, so ist jeder Mensch — schon als solcher verpflichtet, seine freie, willkürliche Thätigkeit in so weit zu beschränken, daß er nicht bloß den das Bestehen der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen bedingenden Gesetzen, so wie auch den besonderen gesetzlichen Bestimmungen des Landes, in dem er lebt, der Gemeinde, der er angehört, ja auch den herrschenden conventionellen Sitten und Gewohnheiten sich füge, sondern auch je nach seiner öffentlichen Stellung und dem Maße seiner Kräfte zum Gedeihen der menschlichen Gesellschaft, seines Vaterlandes, seiner Gemeinde mitwirke, und so „seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen weihe.“

Gilt dieß überhaupt von jedem Menschen, so noch mehr von solchen Individuen, die sich absichtlich einer spezielle Zwecke verfolgenden Gesellschaft angeschlossen haben; sei nun der Zweck ein politischer oder socialer, ein ökonomischer oder gewerblicher, ein mercantiler oder wissenschaftlicher. Muß denn z. B. nicht auch Herr Dr. Kelle, als Professor an der Prager Universität, seine individuelle oder persönliche Freiheit und Thätigkeit beschränken und selbe „nach einem bestimmten Plane“ — den Statuten der Universität und dem einmal festgesetzten Reglement — „dem Ganzen“ — dem Unterricht der Jugend, der Ehre der Universität, dem Wohle des Landes „weihen“?

Nun denn — wie kann denn da der Herr Doctor darin, daß „der junge Jesuit sich gewillt fühlte, seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen zu weihen,“ und daß

„eben dieß die Societät wünschte," etwas Auffallendes oder Tadelnswerthes finden?

Aber warum entschloß sich denn der junge Mann in die Societät einzutreten und darin zu verbleiben, und — was die nothwendige Folge von diesem Entschlusse war, „seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen zu weihen?"

„Viribus unitis" — „Mit vereinten Kräften" ist ein allbekannter Wahlspruch; diesen kannte auch der junge Jesuit; er wußte, daß das Individuum um so mehr an Stärke gewinne, um so eher Großes zu thun in den Stand gesetzt werde, je näher es mit anderen, nach gleichem Ziel strebenden Kräften in Verbindung trete; Herr Dr. Kelle freilich scheint, indem er dieß mißbilliget, die Stärke und die Größe in der Vereinzelung und in dem Auseinandergehen der Kräfte entdeckt zu haben.

Daß aber die Societät Großes, ja sehr Großes auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit geleistet, ist eine durch die Geschichte laut bezeugte Thatsache und im Allgemeinen von Freund und Feind anerkannt. Vernehmen wir hierüber nur einige wenige ganz unverdächtige Stimmen.

Dr. Pradt, eine Zeit lang Napoleonischer Erzbischof von Mecheln, aber während seines ganzen Lebens mehr Politiker und Diplomat als Bischof, und Verfasser von vielen freisinnigen Schriften, fühlte sich dennoch und zwar gerade in einer Schrift, worin er die Jesuiten als Feinde der (revolutionären) Freiheit angriff, bewogen, der Größe des Ordens mit folgenden Worten Anerkennung zu zollen:

„Welch ein Institut war das, gab es je ein stärkeres unter den Menschen? was sind die anspruchslosen Tugenden anderer Cönobiten gegen diese Männlichkeit des Genies? Wirklich, wie hat der Jesuitismus auch gelebt? wie ist er unterlegen? Nach Art und Weise der Titanen den vereinigten Blitzen aller Götter des irdischen Olymps. Hat der Anblick des Todes seinen Muth erkältet? Ist er einen Schritt vor demselben zurückgewichen? „Aut sint, ut sunt, aut non sint," lautete sein Bescheid. Das heißt aufrecht und nach Art der Cäsaren sterben. Durch diesen ungeheuren Muth hat er gezeigt, wie derjenige gelebt, der also zu sterben wußte. Und übrigens: Wer könnte St. Ignaz und und seiner Stiftung den Titel „groß" versagen? Es wäre eine gewaltige Unbild, ihnen in der Hierarchie der Macht des menschlichen Genies den ersten Platz zu verweigern. Loyola war ein großer Eroberer, er besaß das Genie der Eroberungen. Ja, Ignatius war groß, groß unter den Großen, von einer bis auf ihn unbekannten Größe. Ein Eroberer einer neuen Art, hat er zwei Jahrhunderte hindurch mit

wehrlosen Mönchen sich die Welt zu eigen gemacht. Er hat in die Mitte der Welt einen Baum mit unvergänglichen Wurzeln gepflanzt, welcher unter dem Beil, das ihn verstümmelte, neue Lebens- und Laubkraft erlangt. Wenn dieß keine Größe des Genies ist, so sage man doch, worin es besteht. Es kommt der Mittelmäßigkeit nicht zu, Kolosse in Erz zu gießen."

Zu weit würde es mich führen, sollte ich von der großartigen seelsorglichen Thätigkeit des Ordens auf der Kanzel und im Beichtstuhle reden, wie seine Mitglieder durch schriftliche und mündliche Belehrung und Ermahnung eifrig bedacht waren, Glaube, Religiösität, christliche Sitte und Ordnung in allen Schichten der Gesellschaft zu verbreiten; wie sie muthig dem Protestantismus, dem Schisma und dem Muhamedanismus entgegentraten; wie sie mit heroischer Hingebung, ohne Gefahren, Strapazen und die grausamsten Martern zu scheuen, in zahllosen Ländern von den Ufern des Ganges und Indus bis zu Japans Inselreiche, von den Steppen Sibiriens bis zu den Inseln des indischen Oceans, vom Atlasgebirge bis zum Cap der guten Hoffnung und von dort bis zum arabischen Meerbusen, von der Mündung des St. Lorenzflusses und den Felsengebirgen an den Gestaden des atlantischen und stillen Meeres bis hinab zu Paraguay's Urwäldern die Fahne des Kreuzes aufgepflanzt haben, so daß man die Worte des römischen Dichters, die er dem trojanischen Helden in den Mund legt, mit weit mehr Recht auf sie anwenden konnte: „Quae regio in terris nostri non plena laboris?"*) Doch, wie bemerkt, zu weit würde mich eine umständliche Darstellung der apostolischen Thätigkeit des Ordens führen, auch dürfte solche Thätigkeit in den Augen des Herrn Dr. Kelle eben keinen hohen Werth haben; daher nur noch ein paar unverwerfliche Zeugen von der Größe des Ordens auf dem wissenschaftlichen Gebiete.

Der durch seinen Haß gegen das Christenthum berüchtigte französische Philosoph Voltaire wünschte die Aufhebung des Ordens und war hiefür thätig, weil er glaubte, daß dadurch die Kirche und Religion einer ihrer stärksten Stützen beraubt werden würde; dennoch verkannte er nie die großen Verdienste, die sich der Orden um die Wissenschaften erworben, ja trat mehr als ein Mal für die Moralität und Gelehrsamkeit der Jesuiten — seiner einstmaligen Lehrer — in die Schranken. Um andere Stellen zu übergehen, sagt er im philosophischen Lexicon geradezu, daß es unter den Jesuiten Schriftsteller von seltenem Verdienste, Gelehrte, beredte Männer, Genies gegeben habe.**)

*) „Welches Gebiet in der Welt ist nicht voll von unserem Mühsal." (Aen. I, 460.)
**) Philosophisches Wörterbuch, Artikel: Jesuiten.

Und Dr. Alembert, Voltaire's Schüler, intimer Freund und getreuer Helfershelfer in der Bekämpfung des Christenthums, und frostiger und haßerfüllter als sein Meister, fühlt sich dennoch zu folgendem Geständniß gezwungen: „Fügen wir hinzu, denn man muß gerecht sein, daß keine Ordensgesellschaft ohne Ausnahme sich einer so großen Schaar von berühmten Männern in den Wissenschaften und in der Literatur rühmen kann. Die Jesuiten haben sich in allen Fächern mit Erfolg erprobt: in der Beredsamkeit, Geschichtsforschung, Alterthumskunde, Geometrie, in der ernsten und angenehmen Literatur; es gibt beinahe keine Klasse von Schriftstellern, worin sie nicht Männer ersten Verdienstes zählen.“ *)

Der französische Astronom Lalande, der sich nicht ungern den atheistischen Astronomen nennen ließ, kommt in den philosophischen Jahrbüchern und im Bulletin von Europa öfters auf die Jesuiten zu sprechen: „Ich habe sie in der Nähe gesehen,“ sind seine Worte, es war ein Heldenvolk für die Religion und für die Menschheit; die Religion gab ihnen Mittel in die Hand, welche die Philosophie nicht darbietet. „Der Name Jesuit übt auf mein Herz, meinen Geist, meine Dankbarkeit Anziehungskraft aus. Das menschliche Geschlecht hat jenen kostbaren und staunenswerthen Verein von zwanzigtausend Individuen, welche unausgesetzt und uneigennützig mit dem Unterricht, der Predigt, mit Missionen, Wiederaussöhnungen, Beistand am Bette der Sterbenden, mit einem Worte mit den der Menschheit theuersten und nützlichsten Verrichtungen beschäftigt waren, für alle Zeiten eingebüßt. Die Zurückgezogenheit, die Mäßigkeit, die Verzichtleistung auf Vergnügungen machten diese Gesellschaft zum bewunderungswürdigsten Verein der Wissenschaft und Tugend.“ — Und an einer anderen Stelle sagt derselbe Lalande: „Unter den absurden Verleumdungen, welche die Wuth der Protestanten und Jansenisten gegen sie ausgeiferte, bemerkte ich jene von La Chalotais, den die Unwissenheit oder Verblendung soweit trieb, daß er in seinem Requisitorium behauptete, die Jesuiten hätten keine Mathematiker gebildet. Ich verfaßte damals gerade meine astronomischen Tafeln und nahm in dieselbe einen Artikel über die Jesuiten auf, welche Astronomen waren; ich war erstaunt über ihre Menge. Ich hatte darauf Gelegenheit La Chalotais am 20. October 1773 zu Saintes zu sprechen und da machte ich ihm Vorwürfe über seine Ungerechtigkeit, und er überzeugte sich auch hievon. Aber die Jesuiten waren

*) Aufhebung der Jesuiten, von Dr. Alembert.

schon lange nicht mehr. Zwei Minister Carvalho und Choiseul haben das schönste Werk der Menschen, dem keine Anstalt unter dem Monde je sich nähern wird, den Gegenstand meiner immerwährenden Bewunderung, meiner Dankbarkeit und meines Bedauerns, unwiderruflich zerstört."

Aus dem Gesagten, meine ich, wird mehr als zur Genüge erhellen, daß „der junge Jesuit" ganz recht daran war, wenn er sich gewillt und willig fühlte, „seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen zu weihen," und daß es ganz in der Ordnung war, ja in der Natur der Sache lag, daß die Societät dieses wünschte; wie es ja in der Natur eines jeden Vereines liegt, daß dessen Mitglieder nach „einem bestimmten Plane" auf das gemeinschaftliche Ziel hinarbeiten; wenigstens bis jetzt ist es Niemand eingefallen, und dürfte selbst dem scharfsinnigen, erfinderischen Genie eines Herrn Dr. Kelle der Versuch nicht gelingen, einen Verein zu gründen, dessen Mitglieder weder „nach einem bestimmten Plane" thätig sind, noch ihre Thätigkeit „dem Ganzen" — dem Hauptzweck des Vereines — „weihen".

Wenn dann der Herr Doctor fortfährt: „und darum jene fast unerklärliche Einrichtung, die von Einsichtsvollen selbst unter den Jesuiten für ganz verfehlt erkannt und eben so bitter getadelt wurde," so liegt darin gar keine Logik; „die unerklärliche Einrichtung" (darunter versteht Herr Kelle die Gewohnheit, die Repetitio humaniorum dem Studium der Philosophie vorhergehen zu lassen) steht in keinem innern, nothwendigen Zusammenhange weder mit „dem bestimmten Plane", noch mit „dem Ganzen", so daß man weder in dem Einen noch in dem Anderen einen Anhaltspunkt für das „darum" des Herrn Doctors findet. Die Gesellschaft hätte die Ordnung, wenn es sich als zweckmäßiger herausgestellt hätte, einfach umkehren können, ohne den „bestimmten Plan" ihrer vielseitigen Wirksamkeit, und noch viel weniger „das Ganze" — die Gesammtaufgabe ihres Berufes — wesentlich zu ändern. Daß aber die Umkehrung der bestehenden Ordnung wirklich zweckmäßiger gewesen wäre und diese „von Einsichtsvollen selbst unter den Jesuiten für ganz verfehlt erkannt und bitter getadelt wurde", dieß, wie so manches Andere, zu beweisen hat Herr Dr. Kelle vergessen; gehört ja selbst die Anregung dieser Frage, wie ich bereits bemerkt, nicht seinem Scharfsinne, sondern dem kritischen Geiste des Cornova an, der aber bereits seit mehr als dreißig Jahren aufgehört hatte, Jesuit zu sein, und überdieß so weit entfernt war, die bestandene Einrichtung „für ganz verfehlt zu erkennen und eben so bitter zu tadeln," daß er seine Ansicht über die Sache und die Gründe dafür mit den sehr be-

schiedenen Worten einleitet: „Die entgegengesetzte Sitte, das ist: daß die Repetition nicht vor, sondern erst nach der Philosophie Statt gehabt hätte, wäre vielleicht aus folgenden Gründen vorzuziehen gewesen u. s. w.“ (Brief 7 — S. 82), und nachdem er seine Gründe kurz dargelegt, findet er am Ende sogar heraus, daß auch die Ordnung, wie sie wirklich bestanden, ihre gute Seite gehabt habe, wie wir bald hören werden. Von jenen „Einsichtsvollen unter den Jesuiten“, welche besagte Einrichtung für ganz verfehlt erkannten und eben so bitter tadelten, hat uns also Herr Dr. Kelle keinen einzigen angeführt, und von dem ganzen Passus ist wohl wieder nur das Geständniß des Herrn Doctors etwas werth, daß es auch unter den Jesuiten „Einsichtsvolle“ gegeben habe, und nicht lauter solche Leute, welche „die des Menschen unwürdige, ihn entehrende Verpflichtung auf sich genommen haben, neben dem Willen auch das edelste Geschenk der Gottheit, den Verstand, aufzugeben, auf gleiche Weise.“ (Vgl. oben Seite 32.)

Eben so wenig gehörte zum „bestimmten Plane“ und zum „Ganzen“ der Umstand, „daß jene mit wenigen Ausnahmen sofort nach dem Noviziate ohne alle weitere Ausbildung das Lehramt antreten mußten, welche nach absolvirten philosophischen Studium in den Orden eintraten.“ Dieser Umstand hat gar nichts mit „dem bestimmten Plane“ und „dem Ganzen“ zu schaffen; nirgends sind im Institut diejenigen, die als absolvirte Philosophen in das Noviziat eintreten von der Repetitio humaniorum ausgenommen; wir haben es hier einfach mit dem Gebrauch einer einzelnen Provinz, nämlich der böhmischen, zu thun, der jedoch selbst in dieser nicht feststehende Norm war. Cornova, welchem offenbar Herr Dr. Kelle auch diese Notiz entlehnt hat, berichtet hierüber Folgendes (Brief 6 — S. 79): „Eines hat man fast immer beobachtet: Diejenigen, welche nach geendigtem philosophischen Curse in den Orden aufgenommen worden waren, wurden aus dem Noviziate nicht leicht in die Repetition, sondern fast immer als Lehrer der untersten grammatischen Classe, gerade auf ein Gymnasium geschickt.“ Nun war es aber nach Cornova's eigenem Bericht ein seltener Fall, daß ein absolvirter Philosoph in das Noviziat aufgenommen wurde: „Die Aufnahmen absolvirter Philosophen,“ sagt er selbst (Brief 4 — S. 30), „wie man hier zu Lande spricht, waren nicht häufig;“ und von dieser geringen Zahl wurde doch Mancher in die Repetition geschickt (denn Cornova sagt nur, daß es nicht leicht geschah, also hin und wieder doch); Manche hingegen wurden wohl auch unmittelbar in die Theologie geschickt, denn auch dieß pflegte, wie die

27. Regel (Ratio stud.) des Provincials zeigt*), zu geschehen; Anderen wiederum, wenn sie besondere Vorliebe und Talente für die philosophischen Wissenschaften zeigten, ward wohl gestattet, dieselben zu wiederholen, wie in den Constitutionen (Th. IV K. 6 §. 16 und an anderen Stellen) befohlen wird. Wie viel bleiben denn dann für die Gymnasien noch übrig? Wohl eine verschwindend kleine Anzahl, es waren dieß einzelne, seltene Ausnahmsfälle. Und was waren diese absolvirten Philosophen für Leute, die manchmal, ohne die Repetitio humaniorum durchgemacht zu haben, als Lehrer in die erste Grammatikalclasse geschickt wurden? — Auch abgesehen von dem Umstande, daß nur gute, treffliche Köpfe in die Gesellschaft aufgenommen wurden, wie Cornova zu wiederholten Malen versichert, und das Institut selbst an mehreren Stellen (Const. Th. I K. 1 §. 3 2c.) vorschreibt, daß nur wahrhaft Taugliche aufgenommen werden sollen; auch abgesehen von diesem Umstande, sage ich, kann man in Uebereinstimmung mit den ausdrücklichen Vorschriften und dem ganzen Geist des Instituts, und mit der vor Gott und Menschen deutlich ausgesprochenen Verpflichtung des Ordens, zur Ehre Gottes auch den Jugendunterricht zu leiten, und der daraus für die Obern erwachsenden Aufgabe, für einen gedeihlichen und erfolgreichen Unterricht zu sorgen, nicht anders urtheilen, als daß die bezüglichen Lehrer gar wohl im Stande waren, den Unterricht in der 1. Grammatikalclasse zu ertheilen. Sie waren den Obern nicht nur als tüchtige Gymnasiasten, sondern auch als tüchtige Pädagogen bekannt, die bereits vor ihrem Eintritt ins Noviziat 3—4 Jahre lang theils während ihrer Gymnasialstudien, theils während der philosophischen Jahrgänge Knaben auf das Gymnasium vorbereitet, oder Schülern der 1. oder 2. Classe den häuslichen Unterricht ertheilt hatten (denn dieß war in den Schulen der alten Societät — ja auch nach Aufhebung des Ordens bis zum Jahre 1848 — allgemeine Sitte, daß Knaben der 1. und 2. Grammatikalclasse noch außer der Schule von sogenannten

*) Ex singulis tamen cursibus seligat singulos, aut binos ternosve, seu plures pro numero discipulorum, qui plus ceteris profecturi videantur, quos theologiae statim applicet etc.“ — „Aus jedem Jahrgange“ (der Philosophie)“ wähle er einen oder zwei, drei oder nach der Zahl der Studierenden mehrere aus, von denen sich größere Fortschritte, als von den andern erwarten lassen, und bestimme sie allsogleich für das Studium der Theologie 2c.“

NB. „Absoluto studio alicujus facultatis, eandem privatim repetere conveniet etc.“ Ist eine Facultät absolvirt worden, so wird es zweckmäßig sein, sie zu wiederholen und darüber Privatstudien zu machen.“

Instructoren oder Pädagogen unterrichtet wurden); während des Noviziates hatten sie vielfache Gelegenheit, ihre sprachlichen Kenntnisse zu erweitern und Proben davon abzulegen (vgl. S. 60—67), das Studium der Philosophie hatte nicht bloß ihren Ideenkreis erweitert, sondern verlieh ihnen in den Augen der Schüler auch Auctorität und Würde; das Noviziat selbst endlich hatte ihrem Charakter eine solide Grundlage und eine religiös-moralische Richtung — die einzig wahre und Frucht schaffende — gegeben. Warum sollten denn solche junge Männer nicht im Stande gewesen sein, Knaben in den Anfangsgründen der lateinischen Sprachlehre, in der Geschichte, der Arithmetik und im Katechismus zu unterrichten? Auf diese und ähnliche Momente nahmen die Obern bei ihren Dispositionen Rücksicht; denn mehr als eine Regel machte es ihnen zur Pflicht, an den Lehranstalten nur taugliche und fähige Professoren anzustellen. So befiehlt die 47. Regel dem Provincial: „An den Universitäten und Collegien, wo die Unsrigen lehren, soll er taugliche und gelehrte Professoren anstellen, wie es der Ort und die übernommene Verpflichtung erfordern."*) Und die 4. Regel desselben in der Ratio stud. lautet: „Er soll geraume Zeit vorher Vorsorge treffen, was für Professoren er für jede Facultät bestimmen kann, nachdem er jene beobachtet und sich gemerkt, welche dazu tauglicher zu sein scheinen, welche gelehrt, fleißig und emsig sind, und für den Fortschritt der Schüler sowohl in den Vorträgen, als in den übrigen wissenschaftlichen Uebungen Sorge tragen." **)

In Anbetracht all dieser Umstände — und man muß doch die Dinge, über welche man ein Urtheil fällen will, in concreto nehmen — erscheint Cornova's Frage (S. 79): „Gab ihnen der Name „Philosophus absolutus" schon die Fähigkeit dazu?" als eine ungerechtfertigte; und wenn er hinzufügt: „Ich glaube bemerkt zu haben, daß sie unter den Novizen nicht durchaus die besseren Lateiner waren", so ist dieß eben nur ein Glauben, eine vage Reminiscenz aus dem Jugendalter, und wenn sie nicht durchaus die bessern Lateiner waren, so waren sie doch gute, und zählten mitunter zu den besten; auch

---

*) In Universitatibus et Collegiis, in quibus Nostri litteras profitentur, idoneos et eruditos Professores pro ratione loci et debiti constituat." (Reg. Prov. 47.)

**) „Multo ante provideat, quosnam pro unaquaque facultate professores habere possit, observatis iis, qui ad eam rem videntur aptiores, qui docti, diligentes et assidui, ac profectus studentium, tum in lectionibus, tum in aliis litterariis exercitationibus studiosi sint." (Reg. Prov. 4. Rat. stud.)

wurden sie nicht, wie ich kurz vorher gezeigt, durchaus alle in die Gymnasien geschickt, und endlich kann Cornova's Urtheil nur von seinen Mitnovizen gelten; also nur von einer sehr kleinen Anzahl, denn daß ein absolvirter Philosoph ins Noviziat kam, war, wie er selbst sagt, eine Seltenheit.

Wahrlich, ich sehe nicht, wie selbst ein damaliger, mit guten Anlagen ausgestatteter absolvirter Gymnasiast, der sechs Jahre lang sein Talent und seinen Fleiß der Erlernung und Aneignung der lateinischen Sprache, bei so vieler (theils statarischer, theils cursorischer) Lectüre, bei so vielen mündlichen und schriftlichen Uebungen, theils in der Schule, theils in den Akademien, gewidmet; der jedes Jahr sein Examen mit gutem Erfolge bestanden, auch Knaben durch 1 oder 2 Jahre den Unterricht in der lateinischen Grammatik ertheilt, und dadurch auch einige praktische Routine (Anweisungen hierüber enthielten die damaligen Schulbücher — vgl. oben S. 115) sich erworben; wie, sage ich, ein solcher absolvirter Gymnasiast nach einigen Jahren, die seine sprachlichen Kenntnisse gefördert und wie sein Alter, so auch sein Urtheil und seinen Charakter gereift hatten, nicht im Stande gewesen sein sollte, Knaben den Unterricht in der 1. Grammatikalclasse zu ertheilen, besonders da der Lehrgegenstände wenige waren und darunter die lateinische Sprache den Hauptgegenstand bildete, die einfache und praktische Einrichtung der Schulbücher, besonders der lateinischen Grammatik, den Unterricht für Lehrer und Schüler sehr erleichterte, dabei das Quantum derselben für jede Classe genau abgegrenzt war und die ganze Lehrweise im bekannten, festgeregelten Geleise sich bewegte.

Daß aber absolvirte Gymnasiasten nach vollendetem Noviziat ohne Repetition und ohne Philosophie in ein Gymnasium geschickt wurden, dafür ist Herr Dr. Kelle den Beweis schuldig geblieben; dieß sagt auch Cornova nirgends, der doch sonst in Aufdeckung von Mängeln, wie der geehrte Leser sich bereits überzeugen konnte, nicht schonend zu Werke geht; dieß wäre auch doppelt gegen das Institut gefehlt gewesen; denn die 18. Regel des Provincials befiehlt ihm, die Scholastiker nicht eher in die Philosophie zu schicken, als bis sie zwei Jahre auf rhetorische Studien sich verlegt, und die 28. schreibt vor: „Er soll darauf bedacht sein, daß an den Schulen keineswegs solche Magister angestellt werden, welche die Philosophie, wenn sie sie anders hören werden" (davon waren eben jene ausgenommen, welche die beiden philosophischen Curse vor dem Eintritt in den Orden absolvirt hatten), „noch nicht gehört haben, wofern es nicht an solchen mangelt, welche

sie schon gehört haben." Letzterer Fall war eben ein Nothfall und — „Noth bricht Eisen".

Daß nun auch während der philosophischen Jahrgänge die Beschäftigung mit klassischen Studien nicht bei Seite gelegt, ja immerhin eifrig betrieben wurde, habe ich bereits aus Cornova und dem Institut nachgewiesen*); daraus ergibt sich aber von selbst, daß auch die wenigen, welche die Repetition aus was immer für Gründen nicht mitgemacht, dennoch auch während des philosophischen Studiums auch hinsichtlich der humanistischen Wissenschaften Vieles gewinnen konnten.

Dieß stellt aber Herr Dr. Kelle ganz entschieden in Abrede und gibt darüber so bestimmte Versicherungen und so genaue Details, daß man glauben möchte, er habe wenigstens seit den Dreißiger-Jahren des vorigen Jahrhunderts (denn von da an beginnt ungefähr seine Geschichte) bis 1773 die Philosophen in Prag und zugleich in Olmütz beobachtet, ob und wie weit sie sich mit klassischen Studien beschäftigten. Seine Worte sind (S. 34): „Höchstens, daß sie etwa in ihren freien Stunden freilich stets gegen den Willen des Obern, welcher fürchtete, daß sie darüber den jedesmaligen Hauptzweck aus den Augen verlieren möchten, mit jenen über lateinische Grammatik" (im Kopfe des Herrn Doctors spuckt wiederum die lateinische Grammatik) „sich besprachen, welche die Repetition durchgemacht hatten. Solche Fälle waren indeß äußerst selten" (der Herr Doctor hat gewiß diese äußerst seltenen Fälle alle genau beobachtet und könnte wohl auch die bestimmte Zahl davon angeben; doch freilich daß sie über lateinische Grammatik sprachen, mochte ein äußerst seltener Fall gewesen sein, insofern spricht der Herr Doctor die Wahrheit), „und die Jesuiten, welche die Repetition nicht besucht hatten, kümmerten sich während der philosophischen Jahrgänge in der Regel ebenso wenig um die Erlernung der lateinischen Sprache und die Vorbildung zum Gymnasial-Lehramt, welches sie bald zu übernehmen hatten, wie jene, welche repetirt hatten." —

Wahrlich, diese Ehre muß man dem Herrn Doctor lassen, daß er es trefflich versteht, über dies und das eine entschiedene Sprache zu führen; nur ist zu bedauern, daß sich dabei dem vorwitzigen oder ungläubigen Leser immer die störende Frage aufdrängt, woher denn der Herr Doctor all die Dinge weiß, worüber er in so brusquem Tone abspricht; denn nach Beweisen sieht sich auch hier der Leser vergeblich um, und soll wohl die kecke Sprache die Stelle derselben vertreten.

---

*) Vgl. S. 200—205.

Ich aber frage: Wie, woher wird der Herr Doctor seine soeben citirten Behauptungen beweisen? — — Aus dem Institut? — Mit nichten; denn dieses berichtet nicht, was die Scholastiker in Böhmen thaten, und setzt die Beschäftigung mit dem klassischen Sprachstudium voraus. Aus eigener Anschauung? Absurd, weil unmöglich. Aus einer geschichtlichen Quelle? Der Herr Doctor nennt uns keine. Woher weiß also der Herr Doctor dieß Alles? ja wie kam er auch nur auf den Gedanken, diese Fragen zu erörtern? Nun denn — Cornova ist es wieder, der unsern Geschichtschreiber, wie auf so manchen andern, so auch auf diesen Gedanken gebracht hat. Denn in seinem 7. Briefe (von S. 84—89) berichtet Cornova in ausführlich, ziemlich drastischer Weise, wie jene Philosophen, welche die Repetition nicht mitgemacht, durch den Verkehr mit den anderen, welche in derselben gewesen waren, für ihre humanistische Ausbildung gar Vieles gewinnen konnten und auch wirklich gewannen; und dieß ist eben die gute Seite, von der ich eben gesprochen, welche Cornova in der Einrichtung fand, daß das Studium der Philosophie nach der Repetition folgte.

Weil aber Cornova's Bericht dem Zweck des Herrn Dr. Kelle durchaus nicht entspricht, ja in schroffem Gegensatz zu demselben steht, so sah sich der Herr Doctor genöthigt, selben in einen andern, kurzen, zweckmäßigen, selbstständigen Bericht umzuwandeln, in welchem doch die Spuren des Originals, das er vor sich hatte, nicht gänzlich verwischt sind. Um Beides klar zu machen, daß nämlich einerseits Cornova den Herrn Dr. Kelle zu seinen obigen Bemerkungen veranlaßte und mit welch geschichtlicher Treue und seltener Meisterhaftigkeit dieser Cornova's Bericht umgearbeitet hat, wird es der kürzeste Weg sein, das Original und die Copie neben einander zu stellen.

Cornova also, nachdem er die Frage aufgeworfen, ob denn die Sitte, die Philosophie auf die Repetition folgen zu lassen, auch ihre gute Seite gehabt und die Frage bejaht hat, fährt er folgendermaßen fort: „Diejenigen, welche die Wohlthat der Repetition nicht genossen, wurden dadurch zufälliger Weise, wenn man will, aber doch einigermaßen schadlos gehalten. In der Philosophie flossen Repetenten und Nichtrepetenten zusammen. Die Letzteren kamen gerade aus dem Noviziate, die Ersteren aus mehreren sonstgenannten Collegien, hatten also verschiedene Lehrer gehabt. Ganz natürlich waren sie, so wie Alles unter der Sonne, nicht ganz frei vom Sectengeiste; von ihrem Lehrer eingenommen, brachten sie, wenn sie das auch Andern nicht eingestanden die Begierde mit, den Vorzug desselben, und, ohne sich selbst es ein-

zugestehen — ihren eigenen zu behaupten. Bei der Muße, die man bei der ersten Ankunft auf dem akademischen Collegium und das erste Monat des neuen Aufenthaltes auf demselben hatte, war nichts natürlicher, als wiederholte herzliche Gespräche zwischen jungen Leuten, die ehevor im Noviziate zusammengelebt und durch die Repetition an verschiedenen Orten seit zwei auch drei Jahren getrennt waren; neugierige Fragen nach den wechselseitigen Beschäftigungen während der Zeit der Trennung waren der ebenso natürliche Inhalt dieser Gespräche. Die durch dergleichen Fragen veranlaßten Erzählungen konnten ohne Erwähnung des Lehrers, seiner Eigenschaften und seiner Methode nicht vollständig sein, und bei dieser Gelegenheit bleiben Jünglinge, die sich nur einigermaßen fühlen, nie kalt. Jeder wollte nun den besten Lehrer gehabt haben. Zu Beweisen sollten die Aufsätze dienen, die man unter seiner Leitung zur Welt gebracht und denen seine Feile, wie man sich wenigstens schmeichelte, die letzte Vollkommenheit gegeben hatte. Man holte sie herbei und las sie vor. Diesen Vorlesungen und den eingemischten Debatten wohnten jene, die nicht in der Repetition gewesen waren, anfangs schweigend bei; nicht nur aus der ihnen vom Noviziate her noch anklebenden Schüchternheit, sondern mehr noch, weil sie sich als Uneingeweihte in das Heiligthum der Musen nicht glauben wagen zu dürfen. Aber endlich machten ihnen wiederholte, sogar dringende Anforderungen der Vorleser — denen selbst ein nicht competenter Richter lieber war als gar keiner — so viel Muth, daß sie ein Wort dreinredeten. Welch ein Triumph für die Partei, für welche ihr Urtheil ausfiel? Alles das lief nicht ohne Unannehmlichkeiten und zwar — sowie Siege immer auch Blut kosten — auf beiden Seiten ab. Aber die kleine Erbitterung, die bisweilen daraus entstand, war doch nur vorübergehend, sie erstarb, so zu sagen, in einem freundschaftlichen Scherze; dafür waren die Folgen um so ersprießlicher. Der Reiz philologischer und ästhetischer Unterredungen zwischen den ehemaligen Repetenten, wenn sie auch in kleine Kämpfe ausarteten, und vielleicht gerade darum mehr, wirkte auf diejenigen, die nicht in der Repetition gewesen waren.

Die bei Gelegenheit vorgelesenen Aufsätze weckten den Funken, der bisher in dem Busen Manches aus ihnen geschlafen hatte. Sie lasen in den Stunden, welche ihnen das philosophische Studium übrig ließ, mit vielem Fleiße humanistische Schriften, die sie nach dem Rathe der mit ihnen bekannten aus der Repetition gekommenen Mitschüler wählten; und bereiteten sich sowohl durch diese Lectüre als auch durch öftere

Unterhaltungen über diesen Gegenstand, zu dem ihnen nach der Philosophie bevorstehenden Lehramte auf Gymnasien. Man sieht wohl ohne mein Erinnern, daß eben das, was Einigen Gelegenheit gab, dasjenige, was ihnen noch fremd war, zu lernen, auch für die, welche es schon betrieben hatten, nicht ohne Nutzen war. Es galt ihnen für eine Wiederholung des eher Erlernten."

Vergleicht man nun, was Cornova hier und in der oben aus ihm citirten Stelle (S. 204) von sich und seinen Mitschülern in der Philosophie, hinsichtlich der gegenseitigen Förderung in den klassischen Studien erzählt, und was Herr Dr. Kelle in so zuversichtlichem Tone, doch ohne auf irgend eine Autorität sich zu berufen, zu berichten beliebt, so dürfte jede weitere Bemerkung sowohl über die Zusammengehörigkeit beider Berichte, als auch über den großen, vom Herrn Doctor hineingekünstelten Contrast als überflüssig erscheinen, und wir glauben, der geehrte Leser wird unserm Urtheil beistimmen, wenn wir sagen, Herr Dr. Kelle hätte, da doch einmal Cornova's Bericht mit seinem Zwecke unvereinbar war, klüger gethan, diese Sache gar nicht zu berühren; denn erstens hätte er sich den undankbaren und wenig ehrenvollen Versuch erspart, Behauptungen ohne alle Beweise aufzustellen und dann die Gefahr vermieden, mit Cornova confrontirt zu werden.

Sechstes Kapitel.

Das Magisterium in der alten Societät im Allgemeinen.

Ist es wahr, daß, wie Herr Dr. Kelle behauptet, alle Jesuiten ohne Ausnahme Gymnasiallehrer werden mußten? Waren die Magister der alten Societät wirklich so schlecht vorbereitete und unselbständige, hölzerne Subjecte? War das Amt des Studienpräfecten deßhalb eingeführt, um den unbehilflichen Magistern unter die Arme zu greifen? Die Stellung des Studienpräfecten in der alten Societät. War dieses Amt eine gar so schwere Bürde? Waren ferners die Studienpräfecten gar so altersschwache und unwissende Greise, wie Herr Dr. Kelle uns glauben machen will? Reibungen zwischen den Studienpräfecten und den Magistern; was erfahren wir hierüber aus Cornova? Was ist von dem schlechten Geschmacke in der böhmischen Provinz und in der Gesellschaft überhaupt zu halten, wovon Herr Dr. Kelle redet? Klopstock, Lessing und Wieland auf der einen und Oppelt und Denis auf der anderen Seite. Ist es wahr, daß den Magistern die Lectüre neuerer Schriftsteller verboten — ja, sogar als Sünde erklärt war? Fehlte es den Magistern der alten Societät wirklich an Mitteln und an Zeit, sich während des Lehramtes auszubilden? War es Willkür von Seite der Obern, daß manche Gymnasien in der alten Societät nur mit drei Lehrern besetzt waren? Kurze Antwort auf einige Hypothesen und fernere Chikanen des Herrn Doctors. Eine kleine Abschweifung. Was urtheilte Cornova von den Magistern seiner Zeit?

Nachdem Herr Dr. Kelle die kritische, um nicht zu sagen, die verzweifelte Lage des künftigen Grammatikallehrers in der alten Societät während der philosophischen Jahrgänge besprochen, und wenn auch nicht bewiesen, so doch fest behauptet hat, daß er in dieser auch das Wenige, was er etwa in der Repetition gelernt, hat vergessen müssen, geht er nun auf die allgemeine Besprechung des Magisteriums selbst über, ohne sich vor der Hand in das Detail über den Unterricht in den einzelnen Classen und Gegenständen einzulassen.

Hiebei kommt zuerst folgender Passus des Herrn Doctors (S. 34) in Betracht: „Alle Jesuiten mußten Magister, so nannte man die zum Lehramte bestimmten Repetenten oder Novizen, werden, und es wurde hiebei weder gefragt noch geforscht, ob die jungen Männer auch Talent und Liebe zum Lehramt besäßen. Nicht einmal die unfähigsten wurden übergangen, so leicht dieses auch hätte geschehen können, unbekümmert — — — selbst darum, daß auch der Societät aus einem derartigen

Verfahren unmöglich immer Vortheil und Ehre erwachsen könnte;" und diesen Passus sucht Herr Dr. Kelle durch ein Bruchstück der 26. Regel des Provinzials — aus der Rat. stud. — zu beweisen (S. 35 A. 1), welches so lautet: „Unsere Scholastiker soll der Provinzial von Ertheilung des Unterrichts in den Grammatikal- oder Humanitätsclassen nicht ausnehmen: „Discipulos nostros etc." Hierüber mögen folgende kurze Bemerkungen als Antwort dienen. Nie und nimmer wurden die Novizen Magister (Magistri) genannt, sondern einfach Novizen, Novitii oder Novitii scholastici (zu den Studien bestimmte Novizen, zum Unterschiede von den Novitii coadjutores — Novizen für den Laienbrüderstand); dasselbe gilt von den Repetenten; diese hießen einfach Scholastiker, oder auch Fratres; den Namen Magister erhielt ein Scholastiker erst, wenn er wirklich in den Schulen lehrte. Es ist dann durchaus nicht wahr, daß alle Scholastiker Magister werden mußten, und der Herr Doctor weiß dieß selbst gar wohl, denn gerade die 26. Regel des Provinzials, wovon er, um seine Behauptung zu beweisen, den ersten Satz citirt, widerlegt dieselbe auf's schlagendste, sobald man den zweiten dazu nimmt, der also lautet: „es sei denn, daß er wegen des Alters, oder aus einem anderen Grunde anders im Herrn zu verordnen für gut findet." („nisi aliter ob aetatem, aut aliam rationem statuendum in Domino videatur.") Die Worte sind klar und deutlich, so daß auch der einfältigste Leser ohne Anstrengung seiner Fassungskraft sie verstehen kann, und wenn nicht der allzugroße Eifer für den gesetzten Zweck dem Herrn Doctor beim Lesen plötzlich die Augen geschlossen hat, so muß er, wie den ersten, so auch den zweiten Satz gesehen haben. Hieher gehört auch die bereits Seite 216 citirte 27. Regel des Provinzials, welche befahl, aus den einzelnen Jahrgängen der Philosophen immer Einige unmittelbar in die Theologie zu schicken, so daß auch diese nicht Magister wurden;*) und so sagt auch Cornova von seiner böhmischen Provinz (Brief 8, S. 94), daß das Loos, Magister zu werden, in der Regel alle traf, also doch nicht alle ohne Ausnahme. Daß dem wirklich so war, und etwa der Mangel an Lehrkräften die Oberen der böhmischen Provinz nicht nöthigte, jeden Scholastiker auf ein Gymnasium zu schicken, ergibt sich auch aus dem Zahlenverhältniß der damaligen Gymnasien in Böhmen und Mähren und der jährlich in den Orden eintretenden Novizen. Die Zahl der Gymnasien betrug, wie Cornova (Brief 8, S. 99) und Herr Kelle selbst (S. 87) uns belehren, 20; die Zahl der jährlich eintretenden Novizen können wir

*) Vergleiche, was hierüber Seite 215—219 gesagt worden.

nach Cornova (Brief 3, S. 18) durchschnittlich auf 30 ansetzen.*) Nehmen wir nun an, von diesen Novizen habe die Provinz jährlich 5 durch Austritt oder frühzeitigen Tod verloren, so bleiben immerhin noch 25, während nur 18 Gymnasien mit Magistern zu besetzen waren; denn „an den beiden mit den Universitäten zu Prag und Olmütz vereinigten Gymnasien wurden auch die grammatischen Lehrkanzeln mit Priestern besetzt.“ (Cornova's Worte, Brief 8, S. 99.) Dazu kommt noch der Umstand, daß die 24. Regel (Rat. stud.) dem Provinzial befiehlt, dafür zu sorgen, daß er stabile Lehrer in der Grammatik und Rhetorik so viele als möglich in der Provinz habe; deßhalb soll er jene, welche zu diesem Amte tauglich zu sein scheinen, nach Beendigung der theologischen Studien auch dazu verwenden, und sie ermahnen, daß sie sich ganz diesem heilsamen Werke hingeben mögen.**) Zu diesem Ende schreibt ihm auch die 25. Regel vor, solche Candidaten, die zum Gymnasiallehramte Geschick und besondere Vorliebe zeigen, wenn sie auch für die höheren Wissenschaften keine besonderen Fortschritte erwarten lassen, dennoch unter der Bedingung aufzunehmen, daß sie sich bereit erklären, ihr Leben in diesem Amte dem Dienste Gottes zu weihen, was dann auch im Buche des Provinzials angemerkt werden soll. Solche sollen dann auch als Priester beim Gymnasialunterrichte verbleiben und nur etwa ein oder das andere Jahr, um von der Anstrengung sich zu erholen, ausruhen können.***) Daß es nun aber auch in der böhmischen Provinz nicht an Individuen fehlte, die gerade als Gymnasiallehrer ihr Leben zuzubringen wünschten, ja, daß ihre Zahl groß war, versichert uns Cornova mit klaren Worten. Er schreibt (Brief 14, S. 204—206): „Es war gewiß nicht die kleinere Zahl aus den jungen Jesuiten, die nach den Lehrstühlen auf Gymnasien — nicht nur in der Periode, in welcher alle daran mußten; die strengere Aufsicht, unter der sie im

*) Vergleiche Seite 24.

**) „Perpetuos grammaticae ac rhetoricae magistros, quam potest plurimos paret. Id autem fiet, si post absoluta casuum, aut etiam theologiae studia nonnullos, quos magis in hoc quam in alio munere Societatem juvare posse in Domino judicaverit, ad id strenue applicet, horteturque, ut se totos in tam salutare opus ob majus Dei obsequium impendant.“ (R. st. reg. 24. Prov.)

***) „Proderit etiam in ipso Societatis ingressu aliquos, qui ad id adcommodati viderentur, quique propter aetatem vel ingenium in gravioribus studiis profecturi non essent, hac conditione recipere, ut vitam suam in his litteris docendis divino obsequio dicare velint: quod etiam adnotetur in libro Provincialis. Hi vero etc.“ (R. st. reg. 25. Prov.)

Noviziate, in der Repetition, in der Philosophie gelebt, konnte den Wunsch, Schulmonarch zu werden, erregt haben, und sie fanden um so mehr Behagen ihn zu nähren, weil sie das Lästige des Lehramtes aus der Erfahrung noch nicht kannten — sondern auch zum zweiten Male, als nach einer beinahe lebenslänglichen Bestimmung strebten; die in diesem neuen Indien, wie ein Schriftsteller des Ordens die untern Schulen nicht ganz unschicklich nennt, alle ihre übrigen gesunden Tage zuzubringen wünschten. Das könnte denn doch bei dem Unbefangenen ein sehr günstiges Vorurtheil für die Denkungsart dieser jungen Männer erwecken. Ehrgeiz und Herrschsucht — daß diese beiden Pesten wohl auch in Klöstern um sich greifen, wird kein Menschenkenner, selbst der im Ordenskleide, nicht in Abrede stellen — müssen sie wenigstens nicht unumschränkt beherrscht haben, da sie so gern einen Weg betraten, der zu beider Befriedigung gewöhnlich nicht führte. Sie scheinen für die Reize der Musen so empfindlich gewesen zu sein, daß sie selbst jedes mit ihrem Stande verträglichen Vorzugs und aller damit verbundenen Bequemlichkeiten nicht achteten. Doch meine Feder enthält sich billig aller Lobreden einer Erziehung, die ich selbst genossen habe. Nur das darf ich vielleicht sagen — alles Andere liegt für diesmal außer meinem Gesichtskreise — daß diese Erziehung Lehrer der gymnastischen Jugend gebildet habe, welche den Wahlspruch vor Augen:

Quod sis, esse velis, nihilque malis!

ganz in ihrem Fache lebten und mit sichtbarer Vorliebe für diese Beschäftigung mit brennendem Enthusiasmus lehrten. Das konnte nun wohl jenen glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen nach sich ziehen, den ihnen ihre Freunde so laut nachrühmen, und selbst ihre Feinde ihnen nicht ganz absprechen."

Daß aber die Oberen, besonders der Provinzial, verpflichtet waren, fleißig nachzuforschen und Erkundigungen einzuziehen über die Neigungen und Fähigkeiten der Untergebenen, bevor sie selbe zu einem Amte bestimmten, ergibt sich klar aus den von mir bereits oben (S. 217) citirten Regeln, welche die Behauptung des Herrn Dr. Kelle geradezu desavouiren. Daraus ergibt sich auch klar, was von der anderen Behauptung des Herrn Doctors, daß „nicht einmal die Unfähigsten übergangen wurden," zu halten sei. Ganz Unfähige, glauben wir, gab es überhaupt nicht, und wenn es solche gab, sind sie doch nicht für das Lehramt verwendet worden. Zu dieser Annahme berechtigt uns erstens die Vorsicht und Sorgfalt, welche das Institut den Oberen bei der Aufnahme von Candidaten vorschrieb, und welche auch in der böhmischen Provinz maßgebend war, wie uns

Cornova an mehreren Stellen versichert;*) sowie die Verpflichtung derselben vor Gott und Menschen, für die wissenschaftliche Ausbildung der Scholastiker nach Möglichkeit zu sorgen, damit sie einst den Anforderungen des Lehramtes auf dem Gymnasium entsprechen könnten, nichts davon zu sagen, daß den Oberen alles daran gelegen sein mußte, den guten Ruf der Schulen und hiemit den des Ordens selbst nicht auf's Spiel zu setzen; ferner konnte der Provinzial solche Novizen und Scholastiker, die sich für ihren Beruf als unfähig erwiesen, mit leichter Mühe entlassen, wie wir aus der 41. und 42. Regel desselben (Inst. Reg. Prov.) ersehen; überdies wußte bereits jeder Candidat, schon bevor er um die Aufnahme in den Orden anhielt, daß in der Regel auf jeden Cleriker der Societät das Lehramt an einem Gymnasium warte, und trat wohl nicht leicht ein junger Mensch in den Orden, der nicht die Fähigkeit und Lust dazu in sich verspürte; auch ist es gar nicht abzusehen, wie die zweijährige Repetition und die vielen sonstigen Bildungsmittel, deren sich fortwährend der junge Jesuit, selbst die Zeit des Noviziates nicht ausgenommen, erfreute, sowie der literarische Verkehr, in welchem er sowohl vor als während seines Lehramtes mit anderen Ordensgenossen stand — ein Verkehr**), dem Cornova (Brief 8, S. 113—114) in so rühmenden Worten Anerkennung zollt — wie all' dieses, sage ich, selbst mittelmäßig talentirte Leute nicht sollte befähiget haben, in der 1. Grammatikalclasse mit gehörigem Erfolge zu

*) Vergleiche Seite 25.

**) Von diesem literarischen Verkehr berichtet Cornova (l. c.), daß er nicht nur unter den jüngeren Magistern (den Grammatikallehrern) bestand, von welchen immer jene, die schon das eine oder andere Jahr gelehrt hatten, dem Neuling mit ihrer eigenen Erfahrung nützen konnten, sondern auch zwischen diesen und älteren gelehrten Priestern statt fand, besonders den Humanitätslehrern, die selbst mit den jüngsten Magistern immer in collegialischer Verbindung standen. „So genoß ich," erzählt er von sich selbst, „als ich in Brünn die Grammatik lehrte, in allen literärischen Bedürfnissen des Rathes meines Freundes Canz. Als ich aber später, schon als Priester, die Humanität lehrte, schlossen sich die jungen grammatischen Lehrer wieder gerne an mich an. Mit dem reinsten Vergnügen denke ich an die Stunden zurück, die ich mit meinem unvergeßlichen Freunde Morgenstern in wechselseitigen literärischen Mittheilungen zugebracht habe, deren an sich schon seliger Genuß uns beiden dadurch noch seliger wurde, daß ein junger, talentvoller Magister, indem er ihnen beiwohnte, Nutzen daraus zu schöpfen glaubte. Möge man mich tausendmal der Parteilichkeit für meinen ehemaligen Orden beschuldigen, so muß ich es doch frei heraussagen, daß die Gelegenheit zu dieser Art literärischen Verkehrs zwischen seinen Gliedern einer seiner Vorzüge war; daß dieses zur Ausbildung der Talente einzelner Individuen gewiß nicht weniger beigetragen hat, als alle anderen absichtlich eingeführten Bildungsanstalten."

docirен. Dazu kommt noch der Umstand, daß, wie ich kurz vorher aus dem Zahlenverhältniß der Gymnasien in der böhmischen Provinz und der jährlich in den Orden eintretenden Novizen nachwies, die Oberen aus Mangel an Lehrkräften nicht genöthigt waren, die Gymnasien mit ganz unfähigen Subjecten zu besetzen, ein Umstand, dessen Richtigkeit Herr Dr. Kelle selbst anerkennt, indem er seiner Behauptung: „Nicht einmal die Unfähigsten wurden übergangen" — die Bemerkung hinzufügt: „so leicht dieses auch hätte geschehen können," woraus sich zwei Folgerungen ergeben: die erste mit logischer Nothwendigkeit, nämlich, daß die Zahl dieser „Unfähigsten" gering, ja verschwindend gering war, denn sonst würde es eben nicht „so leicht" gewesen sein, sie zu übergehen; die andere mit sehr starker logischer Wahrscheinlichkeit, die so ziemlich der Gewißheit gleich kommt, nämlich, daß „die Unfähigsten" des Herrn Dr. Kelle „wirklich übergangen wurden," da es ja „so leicht" geschehen konnte. Denn daß die Oberen so leichterdings, gleichsam zur Kurzweil, sich selbst und ihrem Orden haben Schande machen und gegen ihr Gewissen handeln wollen, läßt sich schlechterdings nicht denken und muthen wir so etwas selbst dem Herrn Dr. Kelle nicht zu. Wenn aber der Herr Doctor weiter hinzufügt, daß die Oberen „unbekümmert selbst darum" waren, „daß auch der Societät aus einem derartigen Verfahren unmöglich immer Vortheil und Ehre erwachsen könnte," so will dieß doch so viel sagen, daß „aus einem derartigen Verfahren," die Unfähigsten zu Lehrern zu bestellen, wenn auch nicht immer, so doch in den meisten Fällen „Ehre und Vortheil" erwuchs, worauf wahrlich nichts Anderes zu erwidern ist, als daß man solchen Gallimathias nicht alle Tage zu lesen bekommt.

Wenn dann Herr Dr. Kelle den Lesern wiederum sagt, was er ihnen schon so oft gesagt hat, daß „der junge Jesuit überall fühlen mußte, daß er ein willenloses Werkzeug in den Händen der Oberen ist, daß „der Magister stets schlecht für sein Amt vorbereitet, oft ganz unfähig zu lehren war," so scheint er selbst zu fühlen, daß er trotz seiner oftmaligen Versicherungen die Sache immer noch nicht bewiesen, denkende Leser von der Wahrheit seiner Behauptungen immer noch nicht überzeugt habe: ich aber glaube, dergleichen Tiraden im Vorhergehenden ins gehörige Licht gesetzt zu haben und werde in der Folge von solchen immer wieder aufgewärmten Phrasen gänzlich Umgang nehmen, auch bloß auf die Erörterung der Hauptpunkte der Controverse mich einlassen und dem Herrn Doctor nur dort entgegentreten, wo er erheblichere, neue Anklagen, neue Schwierigkeiten mit neuen Beweisen ins

Feld führt, damit meine Schrift nicht zu einem Umfang anschwelle, den ich ihr zu geben Anfangs nicht beabsichtigte, und den ich ihr auch aus leicht begreiflichen Gründen nicht geben kann.

Eine solche neue Anklage ist es, wenn der Herr Doctor (S. 35 bis 36) sagt: „Der Magister war auch immer unselbstständig, außer Stand, den Unterricht allein zu leiten, sogar zu jung, um sich moralisch selbst überlassen werden zu können. Das haben die Oberen selbst erkannt, und darum sollten auch die jungen Magister sowohl in Bezug auf ihre lehramtliche Thätigkeit, als auch in Rücksicht ihrer Sitten fortwährend geleitet und überwacht werden, zu welchem Zwecke bis zur Aufhebung der Societät an jedem Gymnasium der Präfect (praefectus scholarum) bestellt war, der auch die Oberaufsicht über Zucht und Ordnung in der Schule zu führen hatte, welche man namentlich in den höheren Classen den Magistern, welche oft nur zwei oder drei Jahre älter waren, als ihre Schüler, gleichfalls nicht überlassen zu können glaubte."

Was nun erstens das Alter betrifft, so war der Magister, wie ich bereits oben (S. 194) bemerkt und Cornova an mehreren Stellen (S. 30, 97 und 164) den Herrn Doctor belehren konnte, nachdem er das Noviziat, die Repetition und die philosophischen Studien im Orden zurückgelegt, in der Regel 22 Jahre alt; hingegen die Knaben, die ins Gymnasium eintraten, standen ungefähr wie heutigen Tages, im Durchschnitt in einem Alter von 10 Jahren (Cornova, Brief 12, S. 163); der junge Lehrer war also um 12 Jahre älter als seine Schüler*) und auch solche Magister, welche die philosophischen Studien vor dem Eintritt in den Orden absolvirt hatten und die dann gewöhnlich in der böhmischen Provinz, wie Cornova berichtet (vergleiche oben S. 215), ohne die Repetition durchzumachen, in die 1. Grammatikalclasse geschickt wurden (deren Anzahl aber sehr gering war, — vergleiche ebd. —), zählten immerhin 20 Jahre; wahrlich ein genug reifes Alter, um in einer durch feste Disciplin und Ordnung geregelten und strenge überwachten Anstalt zehnjährigen Knaben Unterricht zu ertheilen. Mit den Knaben wurde aber auch der Magister von Jahr zu Jahr älter; und wann er aus den Grammatikalclassen in die Poetik übertrat (was indeß nicht oft der Fall war, denn wie uns Cornova — Brief 12, S. 163

*) Ausdrücklich bemerkt Cornova (Brief 8, S. 101): „Die Jesuiten waren also — wenn man bloß auf Erfahrungen sich berufen wollte — gar nicht unrecht daran, wenn sie zum Unterricht so junger Schüler Lehrer wählten, die im Alter von ihnen nicht leicht mehr als zwölf Jahre entfernt waren." Nach welcher Rechnungsmethode aber Herr Dr. Kelle 2—3 Jahre herausbringt, ist wahrlich nicht leicht ersichtlich. —

— lehrt, docirten an den böhmischen Gymnasien „Priester großen Theils die Poetik und die Rhetorik aller Orten"), so war das Altersverhältniß zwischen Lehrer und Schüler dasselbe geblieben, und wenn Herr Dr. Kelle die Lehrer „oft nur zwei, drei Jahre älter" sein läßt, als die Schüler, so heißt dies, mit den Lesern baren Hocuspocus treiben. Hätte sich doch Herr Dr. Kelle die kleine Mühe genommen, nachzurechnen, wie alt denn heut zu Tage ein angehender Gymnasiallehrer ist, nachdem er in vier Jahren die Vorbereitungsstudien auf einer Universität absolvirt; er würde gefunden haben, daß er auf so ziemlich gleicher Altersstufe mit den ehemaligen Magistern der Societät seine Carrière beginnt. Aber heut zu Tage, wird vielleicht der Herr Doctor entgegnen, bleibt doch der einmal angestellte Lehrer 30—40 Jahre hindurch bei seinem Amte. Ganz richtig; darum handelt es sich aber auch zunächst nicht, sondern darum, ob der Magister der alten Societät das Lehramt in einem Alter antrat, in welchem er demselben nicht genügen konnte, was hiemit nach der Analogie der heutigen Schuleinrichtung geradezu in Abrede zu stellen ist. Eine andere Frage ist es, was besser ist, ob junge Lehrer von 22—26 Jahren die Knaben in den Grammatikalclassen unterrichten, oder bejahrtere Männer auch von 40—60 Jahren und lassen sich ohne Zweifel Gründe pro und contra, sowohl für die eine, wie für die andere Praxis geltend machen. Cornova wenigstens erklärte sich für die erstere und dürften sich auch heut zu Tage verständige Leute finden, die seiner Ansicht wenigstens theilweise beipflichten, wenn er (S. 163—165) sagt: „Für die unterste Classe der Grammatik, welche hier zu Lande 10jährige Knaben besuchen, scheint ein von jenem der Schüler nicht gar zu entferntes Alter des Lehrers wenigstens zuträglicher zu sein, denn er wird dann um so eher und mit um so weniger Selbstüberwindung sich zu den Kindern herablassen. Im dreißigsten Jahre, jünger war der Jesuit nach dem Terziorate nicht leicht — kostet diese Herablassung ungleich mehr Mühe und gelingt dem ungeachtet nicht immer. Daß Männer von mehreren und verdauteren Kenntnissen — was freilich im dreißigsten Jahre sich eher denken läßt als im zweiundzwanzigsten — eben darum auch bessere Lehrer, selbst des noch kindischen Alters, sein werden, läßt sich wohl am Schreibpulte denken; aber in der wirklichen Welt ist so Manches ganz anders, als im Studirzimmer; und Mißgriffe können sich in einem Studienplane für die unteren Schulen auch dann einschleichen, wenn der Verfasser der erste Gelehrte der Nation, aber kein praktischer Pädagog war. Vollends zu fordern, daß der nämliche Lehrer, nachdem er alle Unarten der beinahe aus

Kinderstuben zusammenströmenden Jugend einmal oder zweimal ertragen hat, zu der nämlichen Plage nach drei Jahren immer wieder, wie Sisyphus zu seinem Felsen, zurückkehre und darüber nicht verdrießlich werde, heißt allerdings mehr fordern als der unverdrossenste Mann leisten kann — ich nehme gerne seltene Kinderfreunde, deren ich selbst unter jetzigen Lehrern kenne, aus. Aber das Seltene ist in allgemeinen Vorschlägen nicht am rechten Orte. Hiezu kommt noch, daß der Gegenstand der grammatischen Classen wohl nicht Reiz genug hat, daß man mit leidenschaftlicher Theilnahme — ein unumgänglich nothwendiges Bedürfniß für einen Lehrer — mehr als einmal — was dann erst zum dritten oder vierten Male? — zu demselben zurückkehren könnte."

Dem kritischen, ja manchmal hyperkritischen Cornova waren also die Magister der Societät nicht zu jung; er klagt nicht über Unfähigkeit,*) Unselbstständigkeit und Unbehilflichkeit derselben; ja er erkennt sogar jungen Lehrern in den Grammatikalclassen entschieden den Vorzug vor älteren zu, und daß bejahrte Männer mit Geschick und Neigung den Knabenunterricht leiten, gilt ihm nur als Ausnahme von der Regel; und dabei sprach er aus eigener Erfahrung, denn er hatte selbst als Schüler in Prag in den zwei ersten Grammatikalclassen einen Magister zum Lehrer (Brief 8, S. 97), lehrte dann selbst als Magister drei Jahre in den Grammatikalclassen, dann wieder als Priester drei Jahre lang die Poetik (Brief 11, S. 158) und konnte sich während dieser Zeit von der Lehrweise, den Erfolgen oder Mißerfolgen der Magister theils durch eigene Beobachtung, theils durch Berichte von Anderen leicht überzeugen und dennoch spendet er, wie wir später vernehmen werden, seinen zeitgenössischen Magistern das entschiedenste Lob.

Wann ferner der moderne, angehende, 22 Jahre alte Lehrer, der vielleicht noch gar nicht weiß, was Entsagung und Selbstverläugnung im Dienste Gottes und des Mitmenschen ist, dessen Tugend vielleicht noch keine einzige Probe bestanden, dem vielleicht die höheren, religiösen Motive, die den Menschen in seinem Thun und Lassen bestimmen sollen, noch in nebelhafter Ferne liegen, der vielleicht noch nie das Endziel seines irdischen Daseins mit dem Auge seines Geistes erfaßt, dem Herrn Doctor nicht „zu jung" scheint, „um sich moralisch selbst überlassen werden zu können": warum sollte denn der in demselben

*) Im Gegentheil — Brief 8, S. 98 — erklärt er geradezu: „Den Einwurf: daß ein junger Lehrer die nöthigen Kenntnisse kaum haben werde, sollte ich nach all' dem, was ich von der Vorbereitung der Jesuiten zum Lehramte gesagt habe, nicht erwarten rc."

Alter stehende Magister der Societät, dessen Sinn durch mancherlei Prüfungen und Entsagungen im Noviziate war geläutert und gestählt worden, dessen Charakter durch wiederholte Tugendakte und Uebungen in der christlichen Askese während eines mehrjährigen Ordenslebens eine feste, religiös-moralische Grundlage gewonnen, dessen Seele sich tief die Ueberzeugung eingeprägt hatte, daß bei Allem, was er thue, nur der Wille und die größere Ehre Gottes, nur das Wohl seiner Mitmenschen und das Heil seiner eigenen Seele die leitenden Beweggründe sein müssen; warum, sage ich, sollte ein solcher Magister „zu jung" gewesen sein, „um sich moralisch selbst überlassen werden zu können?"

Doch der Herr Doctor selbst enthebt mich aller weiteren Widerlegung seiner absonderlichen Behauptung von der jugendlichen Unselbstständigkeit und moralischen Schwäche der Magister. Wie so? — Er widerlegt sich am besten selbst. Sonderbar — aber buchstäblich wahr. Diese unselbstständigen, unbehilflichen, unfähigen, blöden Magister, von denen Herr Dr. Kelle Seite 35 behauptet, daß sie vom Präfecten „fortwährend geleitet und überwacht werden" mußten, läßt eben derselbe Herr Doctor Seite 37—38 auf einmal ganz selbstständig auftreten, ja, Fronte gegen den Präfecten machen, sich selbst leiten, ihre eigene Meinung trotzig der seinigen entgegenhalten und ihn geradezu einen Pedanten schelten. Wahrlich, die Widerlegung könnte nicht schlagender sein und der Herr Doctor desavouirt seine eigene Behauptung auf eclatantere Weise, als es irgend ein Anderer könnte.

Nun einige Bemerkungen über den Studienpräfecten in der Societät. Das Amt des Studienpräfecten war, was die Sache selbst betrifft — auf den Namen kommt es ja nicht an — keine Erfindung der Jesuiten, um, wie der Herr Doctor den Lesern weiß machen will, „die jungen Magister sowohl in Bezug auf ihre lehramtliche Thätigkeit, als auch in Rücksicht ihrer Sitten fortwährend" zu leiten und zu überwachen, sondern ergab sich mit innerer Nothwendigkeit aus dem Wesen und dem Zwecke des Gymnasiums, als einer Anstalt, wo mehrere Individuen für den Unterricht und die Erziehung junger Leute thätig sind; eine oberste Leitung, die für Aufrechterhaltung der Disciplin und Ordnung und den geregelten Gang des vorschriftsmäßigen Unterrichtes sorgt, in welcher sich gleichsam die Thätigkeit des ganzen Lehrpersonales concentrirt, und welchen nicht nur die Schüler, sondern auch die Lehrer als solche untergeordnet sind, ist die unerläßliche Bedingung einer solchen Anstalt. Was in den Schulen der Societät der Studienpräfect war, das war ungefähr in

den Zeiten des Mittelalters der Dom- und Stiftsscholaster an den Dom- und Stiftsschulen; das war ungefähr in Oesterreich nach Aufhebung der Gesellschaft bis zum Jahre 1848 der Gymnasialpräfect; das ist ungefähr noch heut zu Tage der Gymnasialdirector.

Daß das Amt des Studienpräfecten in der Societät nicht um der jungen Magister willen eingeführt ward, erhellt schon daraus, daß es auch an den Lycäen und Universitäten, wo nur Priester, oft hoch bejahrte Priester lehrten, einen Studienpräfecten gab (Praefectus gener. stud. oder stud. superiorum), der so gut seine Regeln hatte, wie der an den niederen Schulen oder am Gymnasium. Wenn also auch nicht Magister von 22—26 Jahren, sondern lauter Priester von 30—60 Jahren an den Gymnasien der Societät Lehrer gewesen wären, so hätte dennoch das Amt eines Studienpräfecten bestanden: so ganz unrichtig ist es, wenn Herr Dr. Kelle behauptet, dieser sei zur Leitung und Ueberwachung der jungen Magister eingesetzt worden.

Der eigentliche Studienpräfect aber in der Societät war der jedesmalige Rector des Collegiums; weil aber gewöhnlich der Rector, besonders größerer Collegien, mit der Besorgung der inneren und äußeren Angelegenheiten des Hauses mehr als hinreichend beschäftiget war, so ward ihm durch das Institut zur Verwaltung der Schulangelegenheiten ein Gehilfe zur Seite gegeben, und dieser Gehilfe führte den Titel Studien- oder Schulpräfect, sowohl an den niederen, als an den höheren Schulen. In kleineren Collegien hingegen und an minder stark besuchten Gymnasien versah der Rector öfters auch selbst das Amt des Studienpräfecten und hatte zur Aushilfe den sogenannten praefectus atrii, dem es oblag, die Aufsicht in den Gängen des Gymnasialgebäudes zu führen. Der Studienpräfect war also nur der Gehilfe und Stellvertreter des Rectors, wie sich klar aus der zweiten Regel des Rectors ergibt: „Zur Leitung der Schulen soll er einen Studienpräfecten zum Gehilfen haben, welchem er die nöthige Vollmacht zur rechten Verwaltung seines Amtes geben wird.“ *) Und in Uebereinstimmung hiemit lautet die erste Regel des Studienpräfecten: „Er soll wissen, daß es seine Bestimmung sei, den Rector in der Leitung und Beaufsichtigung der Schulen so zu unterstützen, daß diejenigen, welche selbe besuchen, nicht bloß in den schönen Wissenschaften, sondern auch in der Tugend-

---

*) „Ad studia moderanda adjutorem habebit studiorum praefectum, cui omnem tribuet potestatem, quam ad rectam ejus officii administrationem pertinere judicabit.“

haftigkeit des Lebens Fortschritte machen."*) Der Rector also ertheilte dem Studienpräfecten die nöthigen Vollmachten; der Rector sollte auch manchmal (nicht bloß der Präfect) die Schulen, und zwar auch die niederen besuchen, wie ihm die 3. Regel vorschrieb; der Rector hielt auch nach Vorschrift der 18. Regel alle, oder wenigstens alle zwei Monate in Gegenwart des Präfecten die Conferenzen mit den Lehrern; der Rector sollte, wie die 19. Regel ihm befahl, die Lehrer durch liebreiches Entgegenkommen spornen, ihrem Amte mit Liebe und Lust obzuliegen; der Rector allein entschied über die Ausschließung von Schülern aus dem Gymnasium (die Aufnahme nach den bestehenden Vorschriften ward dem Präfecten überlassen); der Rector allein endlich führte die in damaliger Zeit wohl nicht häufigen amtlichen Correspondenzen mit den Regierungsbehörden. Daraus ersieht man, daß der Studienpräfect wirklich nur ein Gehilfe des Rectors war, und daß ein gut Theil der Schulverwaltung trotz der Beihilfe des Präfecten auf den Schultern des letzteren lastete. Ueberdies ward dem Studienpräfecten an frequenten Gymnasien sein Amt auch dadurch erleichtert, daß ihm vom Provinzial in der Person des schon genannten praefectus atrii ein Gehilfe gegeben wurde, dem dann nicht nur die Beaufsichtigung der Hallen und Gänge des Schulgebäudes, sondern auch die Besorgung und Vollführung alles dessen oblag, was sonst in den letzten 14 Regeln (37—50) und nach Umständen auch in den Regeln von Nr. 9—13 dem Studienpräfecten vorgeschrieben war. Endlich war nach dem Institute mit dem Amte des Studienpräfecten kein anderes Amt verbunden er brauchte weder zu predigen, noch in einer Schule zu lehren, er war bloß verpflichtet, seiner Aufgabe, wie sie in der oben citirten ersten Regel im Allgemeinen ausgesprochen ist, nach Kräften zu entsprechen. Sein Amt war also um ein Bedeutendes leichter, als das Amt eines Gymnasialdirectors heut zu Tage ist; man durchgehe alle 50 Regeln des Studienpräfecten und man wird nicht finden, daß er mit vielen oder schweren Arbeiten beladen war.

Sein Verhältniß zu den Magistern ist in der 4. und 5. Regel ausgesprochen: „Er habe die Regeln der niederen Lehrer und der Schüler und trage genaue Sorge für die Beobachtung derselben, sowie seiner eigenen. Die Lehrer selbst unterstütze und leite er und habe Acht, daß

---

*) Intelligat, se ad id esse delectum, ut omni ope atque opera Rectorem adjuvet in scholis nostris ita regendis ac moderandis, ut qui eas frequentant non minus quam in bonis artibus in vitae probitate proficiant."

sie bei Andern, besonders aber bei den Schülern, nichts an Achtung und Ansehen verlieren." (R. 4.) „Er nehme angelegentlich darauf Bedacht, daß die neuen Lehrer die Unterrichtsweise ihrer Vorgänger und andere von unserer Schuleinrichtung nicht abweichende Gewohnheiten sorgfältig beibehalten, auf daß Auswärtige keinen Grund haben, über den oftmaligen Lehrerwechsel Klage zu führen". (R. 5.)

Weder in diesen zweien, noch in einer anderen von den 50 Regeln des Studienpräfecten ist von der sittlichen Leitung und Ueberwachung der Magister durch denselben irgendwie die Rede; diese kam auch selbstverständlich den Oberen des Hauses, dem Rector und Minister, dann dem Pater Spiritual und dem Beichtvater zu; dem Studienpräfecten lag nur ob, zu sorgen, daß der Magister pünktlich zur vorgeschriebenen Zeit in der Schule sich einfand, die festgesetzte Tagesordnung einhielt, den Unterricht fleißig und unverdrossen ertheilte, die Pensa sorgfältig corrigirte und überhaupt nach dem in der Societät bestehenden Studienplan und den in den verschiedenen Provinzen gesetzlich eingeführten Gewohnheiten sich richtete; allenfalls ihm auch Anweisung zu geben, wie er die Knaben behandeln sollte und den Unterricht ihnen faßlich, angenehm und fruchtbar machen könnte, und wenn bedeutendere Vergehungen gegen die Disciplin oder Subordination vorgefallen, vermittelnd und beschwichtigend mit seiner Autorität einzuschreiten: lauter Dinge, die wohl auch jetzt noch in die Amtssphäre eines Gymnasialdirectors gehören; man vergleiche beispielsweise nur §. 109 des österreichischen Organisationsentwurfes.

Wenn daher Herr Dr. Kelle auf Seite 36 sagt: „Strenge erfüllte der Präfect diese Pflicht, sorgsam überwachte er das Thun und Lassen der Magister," so legen wir darauf gar keinen Werth, weil es eben nur Faselei ist; gleichwie es wiederum Faselei ist, wenn er fortfährt: — — „aber lehramtlich, wissenschaftlich leiten konnte er sie .... nicht. .... Der Präfect wußte in der Regel noch weniger, als die Magister, was nicht auffallen kann, wenn man bedenkt" (der Herr Doctor soll es lieber seinen Lesern beweisen, statt zu bedenken geben), „daß er zu diesem Amte meist erst im Alter und aus allen möglichen Gründen, nur niemals deßhalb gelangte, weil man glaubte, daß er Befähigung zu demselben hätte, wie ich das unten ausführlicher nachweisen werde."

Wahrlich viele Anklagen preßt da der Herr Doctor auf engem Raume zusammen; doch, was gerade das Wichtigste wäre, hat er wiederum vergessen — die Beweise; und ich könnte mit Recht die Beweise fordern, und unterdessen seine Anklagen als leeren, böswilligen Klatsch auf sich beruhen lassen; doch, wir wollen uns immerhin die-

selben etwas näher ansehen. Die Anklagen des Herrn Doctors sind theils unbegründet, theils übertrieben, theils beruhen sie auf falscher Voraussetzung; folgende Bemerkungen werden dies klar machen:

1. Die Behauptung des Herrn Doctors, daß der Studienpräfect die Magister „wissenschaftlich nicht leiten konnte, weil der Präfect in der Regel noch weniger als die Magister wußte," beruht auf der falschen Voraussetzung, daß es die Aufgabe des Studienpräfecten war, den Magistern förmlichen Unterricht zu ertheilen, und daß die Magister selbst, ohne mit den nöthigen Kenntnissen ausgestattet zu sein, das Lehramt antraten; nun aber so wenig es heut zu Tage Sache des Gymnasialdirectors ist, die Lehrer wissenschaftlich zu leiten, was schon in Anbetracht der vielen Lehrgegenstände nicht möglich sein dürfte, eben so wenig war dieß die Aufgabe des Studienpräfecten in der alten Societät; daß der Lehrer die entsprechenden Kenntnisse ins Gymnasium mitbringe, wurde und wird auch jetzt als selbstverständlich vorausgesetzt.

2. Falsch ist die Behauptung, daß der Studienpräfect „meist erst im Alter" und „niemals deshalb zu diesem Amte gelangte, weil man glaubte, daß er Befähigung zu demselben hätte;" was aber von dem Versprechen des Herrn Doctors zu halten sei, daß er „das unten ausführlicher nachweisen werde," werden wir an der Stelle untersuchen, wo er sein Versprechen erfüllt, und es dürfte der Herr Doctor hinsichtlich des Studienpräfecten nicht viel mehr Glück haben, als er hinsichtlich der Repetentenlehrer hatte. Uebrigens glaube ich, kurz vorher zur Genüge gezeigt zu haben, daß das Amt eines Studienpräfecten in der Societät eben kein schweres war, so daß auch ein bejahrterer, selbst hochbejahrter Mann selbes verwalten konnte; er war nur der Gehilfe des Rectors, auf diesem lasteten die wesentlichsten Pflichten der Schulleitung, und wohl von dem lästigsten Theil seines Amtes, der Aufsicht in den Gängen und Hallen des Schulgebäudes, ward endlich der Präfect oft durch den praefectus atrii befreit. Aber gibt es nicht auch in unseren Tagen bejahrte Gymnasialdirectoren, welche doch mit weit mehreren Amtspflichten, als der ehemalige Studienpräfect in der Societät, beladen sind und überdies noch ein oder das andere Fach in der Schule lehren müssen? — Daß es nun hin und wieder, besonders in manchen Jahrgängen, auch bejahrtere Studienpräfecten gegeben, mag wohl der Fall gewesen sein, aber auch ein vorgerückteres Alter war nach dem Gesagten an und für sich kein Hinderniß, dieses Amt zu verwalten. Wenn der Herr Doctor mit seiner schon oft erprobten

historischen Objectivität und Unparteilichkeit noch vollends hinzufügt, daß der Studienpräfect „niemals deshalb zu diesem Amte gelangte, weil man glaubte, daß er Befähigung zu demselben hätte," so lohnt es sich wahrlich nicht der Mühe, darüber auch nur ein Wort zu verlieren; nur eine hieher gehörige Stelle aus Cornova (Brief 14, Seite 200) sei angeführt: „Eine der Ursachen, warum der Jesuit, der einmal die Rhetorik lehrte, sich es gefallen ließ, sie durch viele Jahre immer wieder zu lehren, war wohl: weil er das Amt, welches fast immer die Stufe war, zu der ein Professor der Rhetorik hinaufstieg, eben nicht sehr wünschte. Dieses war das von mir eher beschriebene Amt eines Schulpräfects." Zu dieser Stelle Cornova's dürfte ein kleiner Commentar nicht überflüssig sein; doch zur Widerlegung der Behauptung des Herrn Doctors ist sie geradezu entscheidend; aus ihr geht klar und deutlich hervor, daß es Praxis in der böhmischen Provinz war, gewesene Lehrer der Rhetorik zu Studienpräfecten zu machen.

3. Es ist eine ganz precäre Voraussetzung des Herrn Doctors, daß der Studienpräfect in der alten Societät sein Amt nicht gehörig verwalten konnte, falls er nicht unmittelbar vorher Lehrer am Gymnasium gewesen. Bei weitem die Mehrzahl der Jesuiten — nach Herrn Dr. Kelle ja gar alle ohne Ausnahme — waren in ihrer Jugend Magister in den Grammatikalclassen gewesen und hatten auch als Priester entweder wiederum die Grammatik, oder die Poetik oder Rhetorik einige Jahre docirt und dabei sich eine bedeutende Praxis in der Methode des Unterrichts, in der Handhabung der Disciplin und in der Behandlungsweise der jungen Leute erworben: jeder Jesuit war mit dem Studienplan und der Schulleitung der Societät auf's innigste vertraut geworden, hatte auch die Lectüre der alten Klassiker in Folge der jahrelangen Beschäftigung mit ihnen lieb gewonnen und wohl gar viele entsagten derselben auch dann nicht gänzlich, wenn sie später die Kanzel bestiegen oder Professoren der Philosophie oder Theologie wurden: und so war denn so ziemlich jeder Jesuit — solche ausgenommen, die durch eine gar lange Reihe von Jahren mit häuslichen Aemtern (Minister, Procurator) betraut gewesen, oder mit jungen Leuten sich gar nicht zurecht finden konnten — befähigt, das Amt eines Studienpräfecten zu übernehmen und allenfalls den angehenden Magister, wiewohl dies an und für sich nicht wesentliche Aufgabe seines Amtes war, auch „lehramtlich und wissenschaftlich zu leiten;" mag der Herr Doctor auch zehnmal behaupten, daß die Studienpräfecten unwissende Leute waren: eine Behauptung, die sowohl an einem inneren Widerspruche leidet, als

auch durch die Geschichte widerlegt wird. Nach Herrn Dr. Kelle hätten die Oberen der böhmischen Provinz in der Regel gerade die unfähigsten Leute zu Studienpräfecten ausgesucht, ja, gar „niemals“ solche, die man für befähigt dazu hielt; natürlich, um ihr eigenes Ansehen und den guten Ruf des Ordens geflissentlich herabzuwürdigen; da stehen wir aber vor einem Absurdum, wozu rücksichtslose Tadelsucht ohne Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe nur zu leicht verleitet, das aber der gesunde Menschenverstand beim ersten Anblick von sich stößt. Aber vielleicht hatten die Obern über keine zu diesem Amte tauglichen Individuen zu verfügen, weil eben alles unwissende Leute waren? Aber das Gegentheil bezeugt die Geschichte. Wir ersehen aus Cornova, wir ersehen aus Pelzel, daß in der böhmischen Ordensprovinz (um von der österreichischen gar nicht zu reden) große wissenschaftliche Regsamkeit herrschte, daß gerade in den letzten Decennien vor Aufhebung des Ordens die Provinz eine große schriftstellerische Thätigkeit entwickelte, die auch nach der Aufhebung desselben nicht stille stand; denn gerade in den Zeiten vor und bald nach der Auflösung der Gesellschaft war die Zahl der Schriftsteller, die der böhmischen Provinz angehörten, eine bedeutend große, wie man sich aus Herrn Petzel's Buch „Böhmische, Mährische und Schlesische Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten ꝛc.“ überzeugen kann: hierin haben wir aber ein sicheres Kriterium, daß in derselben ein reges, wissenschaftliches Leben herrschte, denn eine große Zahl von Schriftstellern setzt immer in einer Communität eine weit größere Zahl von wissenschaftlich gebildeten Männern voraus, wenn diese auch als Schriftsteller nicht auftraten.

4. Aber wußten denn selbst die Magister der Societät gar so wenig, wie Herr Dr. Kelle immer und immer wieder behauptet? Ich erinnere hier nur an den oben (S. 231) angeführten Ausspruch Cornova's und an das, was ich im 4. und 5. Kapitel über die Repetitio humaniorum und die Fortsetzung der klassischen Studien während der philosophischen Jahrgänge gesagt habe. Glaubt denn Herr Dr. Kelle selbst im Ernste daran, daß die Magister und Scholastiker, deren Cornova an mehreren Stellen seiner Briefe (vgl. oben S. 156) so rühmliche Erwähnung thut, gar so unwissende Leute waren? glaubt er denn wirklich, daß so viele Lectüre, so vieles Memoriren der Klassiker, so viele stilistische Uebungen, sowohl während der Repetition, als während der Professur am Gymnasium — denn auch nach Abschaffung der öffentlichen Schulcomödien mußte doch der Magister ein Schauspiel in lateinischen Versen nebst einer lateinischen Rede verfassen und jenes im Speisesaale vorlesen, diese declamiren (Cornova, Brief 8,

S. 109) — spurlos an den jungen Leuten vorübergingen?*) Dazu kommt noch der Umstand in Betracht, daß in den Schulen der damaligen Zeit, wo der Lehrgegenstände wenige, und das Hauptgewicht beim Unterricht auf Erlernung der lateinischen Sprache gelegt wurde, der talentirte und strebsame Schüler es hierin zu einer bedeutenden Fertigkeit und Gründlichkeit brachte. Ein sprechendes Beispiel haben wir an dem jungen Denis. Er hatte das Gymnasium und die Philosophie in den Jesuitenschulen zu Passau absolvirt; trat dann in Wien ins Noviziat; studirte hierauf ein Jahr die hebräische Sprache, ohne die gewöhnliche Repetitio humaniorum durchzumachen, denn die Oberen, überzeugt von seiner Gewandtheit und Festigkeit im Latein, fanden dies nicht für nothwendig; dann mußte er in Graz die erste Grammatikalclasse lehren, und verfaßte da ohne Mühe zur öffentlichen Aufführung für seine jungen Schüler sein Trauerspiel: „Gasto Fuxiensis" und das zweite Jahr ein Schauspiel: „Alexander trans Tanain."**) Beide sind nebst anderen dramatischen Stücken und kleineren lateinischen Gedichten aller Art später in Wien im Druck erschienen***) und sind ein schlagender Beweis, wie weit es in den alten Schulen junge Leute in der Erlernung der lateinischen Sprache bringen konnten. Seine eigene, von ihm selbst im späten Alter verfaßte biographische Skizze, der die so eben angeführten Notizen entnommen sind, ist im klassischen Latein geschrieben. Wir glauben nun gerne, daß nicht alle Alters- und Ordensgenossen dem Denis an Talent gleich kamen; aber wenn ihn auch manche seiner Collegen im Grazer und Klagenfurter Gymnasium uud später im Theresianum zu Wien nicht erreichten, so stand doch keiner tief unter ihm, denn der Bildungsgang war im Ganzen bei allen derselbe gewesen, nur daß Andere den Vortheil, die Repetition durchgemacht zu haben, vor ihm voraushatten. So dürften denn weder in der böhmischen, noch in der österreichischen Provinz die jungen Magister gar so unwissende Leute gewesen sein, wie Herr Dr. Kelle seine Leser glauben machen will.

---

*) Viele von diesen vom Herrn Doctor als unwissende Leute geschmähten Magistern traten als Priester theils noch während des Bestandes, theils bald nach Aufhebung des Ordens, sowohl in Böhmen und Mähren, als auch in Preußisch-Schlesien (die Collegien in Schlesien gehörten vor der Losreißung des Landes von Oesterreich zur böhmischen Provinz) als Schriftsteller auf, oder wurden als Lehrer an den öffentlichen Gymnasien angestellt; beides zeugt dafür, daß sie in ihrer Jugend als Magister eine gründliche wissenschaftliche Bildung im Orden erhalten hatten.

**) Siehe Michael's Denis literarischen Nachlaß ꝛc. Seite 35 und 36.

***) Michaelis Denisii Carmina quaedam. Vindobonae etc. 1794. (185 S. 4.)

5. Endlich kommen hier noch folgende drei Punkte in Betracht. Das Amt eines Studienpräfecten war kein stabiles, wie es denn in der Societät, mit Ausnahme des Amtes des P. Generals, kein stabiles und lebenslängliches Amt gibt. In der Societät ist es ferner durch die Statuten, namentlich durch die 46. Regel des Summariums,*) jedem Ordensmitgliede gestattet, wenn ihm ein Amt gar nicht zusagt, oder es sich demselben nicht gewachsen fühlt, den Oberen darüber Vorstellungen zu machen und kann es auf Abhilfe rechnen. Wenn endlich drittens auch ein bejahrterer Präfect im Amte war, so konnte ja der Rector, dem ohnehin in erster Linie die Obsorge über die Schulen oblag, leicht nachhelfen.

Das Gesagte, glaube ich, wird für vernünftige und vorurtheilsfreie Leser mehr als hinreichend sein, um sie zu überzeugen, was von den Schmähungen des Herrn Dr. Kelle hinsichtlich des Alters und der Unwissenheit der Studienpräfecten zu halten sei.

Aber wie kam denn doch, wird vielleicht der geehrte Leser verwundert fragen, der Herr Doctor auch nur auf den Gedanken, solche Anklagen zu erheben? es müssen ihn wohl doch seine zwölfjährigen Studien dazu veranlaßt und berechtigt haben. Mit nichten! Cornova's Briefe, die schon so oft genannte Fundgrube des Herrn Doctors haben ihm auch die Veranlassung zu diesen Invectiven geboten, nur wieder mit dem Unterschiede, daß Cornova von einzelnen Fällen spricht, Herr Kelle aber die einzelnen Fälle verallgemeinert und zur Regel macht. Cornova sagt uns nämlich in seiner derben Weise (Brief 8, Seite 103), daß mitunter das Amt des Schulpräfecten Männer versahen, „die man in keinem andern glaubte brauchen zu können," oder wiederum, daß „der Schulpräfect bei allen Kenntnissen und Erfahrungen, schon durch das Alter verdrießlich, nichts als Ruhe beabsichtigte." Dieses „mitunter" weiß nun Herr Dr. Kelle, wie wir gesehen haben, gar trefflich für seinen Zweck zu verwerthen; statt mit Cornova mitunter zu sagen, behauptet er, daß der Präfect meist erst im Alter und „nur niemals deshalb zu diesem Amte gelangte," weil er dazu befähigt zu sein schien. Uebrigens steht, was das Alter betrifft, Cornova mit sich selbst einiger Maßen in Widerspruch; denn er selbst stellt sich unter dem Ideale eines Studienpräfecten „einen Mann vor, der beim Studium der klassischen Sprachen aufgewachsen und im Lehramte grau geworden ist" (S. 102); auch spricht er von erfahrungs- und

*) „Alle sollen, wenn sie bemerken, daß ihnen etwas Anderes in Betreff der Nahrung, Kleidung, Wohnung, des Amtes, der Beschäftigung nothwendig sei, den Oberen darauf aufmerksam machen rc." (Reg. 46 Sum.)

kenntnißreichen Präfecten, während hingegen nach Herrn Kelle „der Präfect in der Regel noch weniger als die Magister wußte,“ und wenn Cornova sagt, daß mitunter dieses Amt ein Mann versah, der zu keinem andern brauchbar schien, so mochte er ja eben zu diesem brauchbar sein, und bei dem Allen vergißt er, daß der Präfect nur Gehilfe des Rectors war und dieser, was etwa jenem abging, leicht ersetzen konnte. Auch ist auf solche Bemerkungen Cornova's kein hoher Werth zu legen, denn als Priester war er bloß drei Jahre beim Lehramte und früher als Scholastiker oder Magister hatte er wohl weder Zeit noch Veranlassung, sich viel darum zu bekümmern, ob die Studienpräfecten an den 20 Gymnasien Böhmens und Mährens für ihr Amt nicht zu alt und wenig brauchbar seien; was er berichtet, sind einzelne, unsichere Reminiscenzen aus seiner Jugend und hat ihn hiebei wohl sein Hang, überall das Ideale und Vollkommenste zu fördern, zu weit geführt. Indeß versichert uns Cornova, im schroffen Gegensatze zu Herrn Kelle, mit ausdrücklichen Worten (Brief 8, S. 110), daß es Männer von Literatur unter den ältern Priestern in jedem Hause gab; auch legt er selbst auf die beiden obigen Bemerkungen kein besonderes Gewicht, denn er geht alsbald auf eine dritte Art von Schulpräfecten über, indem er sagt: „Der schlimmste Fall war aber zugleich, seit der Zeit wenigstens, daß ich Jesuit war, auch der häufigste. Der Präfect, zur Zeit aufgewachsen, als der Geschmack der Kolczawa und Knittel noch allgemein herrschte, sah den jungen, für das Bessere empfänglichen Magister für einen naseweisen Neuerer an; und der sich fühlende Magister, um sich das Epithet des Naseweisen ja ganz eigen zu machen, schalt den alten Präfecten so ziemlich laut einen unausstehlichen Pedanten.“ Zu diesen naseweisen Magistern gehörte Anfangs Cornova selbst, wie er uns Seite 111 aufrichtig und nicht ohne einen ernstlichen Act der Reue gesteht; er habe aber bald seinen Fehler erkannt und seine Hitze gemäßiget, und dann sei auch der Präfect nachgiebiger gestimmt geworden, und habe seiner Geschicklichkeit im Unterrichte und seiner trefflichen Leitung in der Repetition (durch Pubitschka) lobende Anerkennung gezollt.

Dies führt uns auf die Mißhelligkeiten und Reibungen, welche manchmal nach Cornova zwischen Präfecten und Magistern sollen stattgefunden haben und auf den zeitweiligen schlechten Geschmack in der böhmischen Provinz; zwei Dinge, worüber Herr Dr. Kelle von Seite 36—45 ein Langes und Breites zu machen und dabei allerlei Allotria einzuflechten versteht. Wir wollen zuerst vom schlechten Geschmacke, dann von den Reibungen sprechen, denn diese gingen nach Cornova aus jenem

hervor; indem wir vorläufig nur bemerken, daß der Herr Doctor ohne Cornova's Briefe wohl schwerlich von solchen Reibungen etwas erfahren haben würde, dennoch aber seine Quelle anzugeben nicht für zweckmäßig erachtete, weil er in diesem Falle für seine Uebertreibungen und Entstellungen kein so freies Feld gehabt hätte; ebenso gaben ihm dieselben Briefe wenigstens die erste Veranlassung, vom schlechten Geschmacke in der böhmischen Provinz zu sprechen; denn mit seinen eigenen Studien in Betreff dessen ist es, wie wir sehen werden, nicht weit her; daß aber der Herr Doctor seinen Lesern verschwieg, daß die Jesuiten, wie wir aus demselben Cornova erfahren, in den früheren Zeiten, ungefähr bis nach Balbins Tod (1688), Vertreter des guten Geschmacks in Böhmen gewesen, und daß wiederum in den letzten Decennien der gute Geschmack in der böhmischen Provinz die Oberhand gewann; dies kann man zwar mit der historischen Treue nicht vereinbaren, erforderte aber unumgänglich der Zweck. Ueber die Abnahme des guten Geschmackes in der böhmischen Provinz erfahren wir nun aus Cornova Folgendes. Er sagt uns (Brief 2, Seite 10—12), daß er mit seinen Bemerkungen sich auf die Periode beschränken wolle, die er selbst unter den Jesuiten durchlebt habe; in Bezug auf die früheren Leistungen der Jesuiten in ihrer lehramtlichen oder schriftstellerischen Thätigkeit in Böhmen, verweist er die Leser auf die Literaturgeschichte des Faustin Prochaska; dessen Lob, welches er den ersten Lehrern und Schriftstellern aus dem Jesuitenorden, einem Edmundus Campianus, einem Jac. Pontanus, einem Joh. Lupius, einem Bohuslaus Balbinus und ihren Nachfolgern in der früheren Periode ertheilt, um so unverdächtiger sein müsse, weil er der Pflicht der historischen Unparteilichkeit getreu, auf der anderen Seite ebenfalls mit Jesuiten bekannt mache, die seit dem Tode Balbins, mit welchem Manne auch der gute Geschmack in Böhmens Schulen beinahe gestorben zu sein scheine, an der Verbreitung des falschen gearbeitet haben. Den von Prochaska namentlich angeführten viris obscuris dieser späteren Periode, einem Weise, einem Knittel, Wölker und Kolczawa, denen der bessere Geschmack bereits abhanden gekommen, reiht Cornova in einer Anmerkung noch freigebig den Rapalius, Panagl, Saletka und Wietrowsky an, und fährt dann fort (Seite 12 bis 14): „Wenige Jahre vor meinem Eintritte in die Societät zeigten sich bessere Aussichten. Es war im Jahre 1753, als die schon darum unsterbliche Maria Theresia durch ihr weises Machtwort in unsern Schulen überhaupt wieder Licht schuf. Daß bald darauf in der österreichischen und in der böhmischen Provinz mehrere Jesuiten aufgetreten sind — was sie für die höheren Wissenschaften gethan haben, liegt außer meinem Gesichtskreise — welche die Jugend den von der

großen Fürstin vorgezeichneten sicheren Weg zum Tempel des klassischen Geschmacks mit Eifer und glücklichem Erfolge zu führen wußten, ist noch in Jedermanns Andenken. Seit der Zeit erschienen Schulbücher, Gelegenheitsreden und Abhandlungen in einem echt lateinischen Gewande, und in den damals gewöhnlichen Schulkomödien herrschte nun großen Theils, anstatt des Bombastes der verunglückten Nachahmer Seneca's, Terenzianische Sprache. Finden Sie, theuerster Graf! hierin nicht einen Beweis, daß die Jesuiten zu allen Zeiten die Kunst verstanden haben, zu ihrem Nachwuchs Köpfe zu wählen, die entweder das wahre Schöne nie ganz verkannt haben, oder doch, wenn ja der herrschende Ton es sie verkennen gemacht, bei der ersten Veranlassung von ihrer Täuschung zurückkehrten? Sonst gehört das Verdienst dieser vortheilhaften Aenderung der Dinge zum Theil auf die Rechnung eines Jesuiten, des auch im Auslande berühmten Josef Stepling, dem die Monarchin, zugleich mit jener der Philosophie, die Direction der Gymnasien aufgetragen hatte." An einer anderen Stelle (Brief 8, Seite 107—108), gerade wo er von den Reibungen zwischen manchen Präfecten und Magistern spricht, finden wir eine andere hieher gehörige Aeußerung Cornova's: „Nein, den guten Geschmack bekriegen, war nie Geist des Ordens: ob ich schon gerne eingestehe, daß es, noch kurz vor meinem Eintritt in die Societät Geist der Zeiten war, der auch nach meinem Eintritte noch hin und wieder stark spuckte. Wäre das erste gewesen, hätte es dem Orden bei seiner Verfassung nie an Mitteln gefehlt, alle seine Mitglieder für diesen Geist zu stimmen. Aber so war in der Societät immer eine literärische Oppositionspartei vorhanden. Schon mein Professor in der Rhetorik ließ mich als Candidaten ihr Dasein ahnen; in der Repetition überzeugte ich mich gänzlich davon; sie ward seitdem immer lauter, nahm an der Zahl immer zu, bis sie um den Zeitpunkt der Aufhebung die Oberhand hatte. Wenn ein ebenso unterrichteter als biederer Staatsdiener das, was er mir wiederholt gesagt hatte, die Jesuiten sind zur Unzeit aufgehoben worden, so verstanden hatte: daß von nun an sie für die Wissenschaften noch mehr würden geleistet haben, finde ich kein Bedenken, ihm beizustimmen."

Ich bitte den geehrten Leser, zuerst zu beachten, daß es sich bei unserer Erörterung nicht um Gelehrsamkeit und literarische Thätigkeit überhaupt handelt (daran fehlte es in der böhmischen Provinz durchaus nicht, wie man sich aus Pelzel überzeugen kann), sondern um Bewahrung und Förderung des klassischen Geschmackes, sowohl in schriftlichen Werken, als im Unterricht der Jugend; indem man in der

Sprache, im Ausdruck und in der ganzen Darstellungsform an die Meisterwerke der alten Klassiker sich anschließt und nach Möglichkeit diese ewigen Muster einer reinen, vollen, gediegenen Diction und Darstellung zu erreichen strebt.

Daß nun dieser reine, klassische Geschmack in der böhmischen Provinz im vorigen Jahrhundert etwas gesunken war, geben wir gerne zu, sind sogar selbst davon überzeugt. Es ist aber dieß auch keine so auffallende Erscheinung: bei ganzen Nationen gab es ja und gibt es ein Steigen und Sinken nicht bloß des guten Geschmacks, sondern auch der literarischen Thätigkeit und Productionsfähigkeit. Wie stand es denn im Allgemeinen mit der Sprache und dem Geschmacke der deutschen Schriftsteller seit dem 14. Jahrhundert bis in die Mitte des 18. hinein? Wie hart, wie holperig, wie schwerfällig, mit allerlei französischen Brocken durchmengt blieb nicht die Prosa! Welche Unbehilflichkeit, Geistesdürre, welche sclavische Nachäffungssucht, welche Verirrungen bis zum Gräßlichen, Eckelhaften und Unmoralischen zeigten sich nicht auf dem Gebiete der Poesie, Verirrungen, von denen sich auch der geschmackloseste Schriftsteller der böhmischen Provinz frei erhielt; man denke nur an einen Hoffmann von Hoffmannswaldau, an einen Lohenstein und die ihnen gegenüber stehenden Wasserpoeten. Unter den Wenigen, die aus dieser langen, finstern Periode wie freundliche Lichtpunkte hervorleuchten, nimmt gerade auch ein Jesuit — Friedr. Spee mit seiner Trutznachtigall nicht den letzten Platz ein. Wie lange brauchte es doch, bis man trotz so vieler Sprachgesellschaften und Dichterschulen das Verständniß des Klassischen wieder gewann? — Um so leichter wird man das Sinken des guten Geschmackes in einer einzelnen Ordensprovinz erklärlich und verzeihlich finden, besonders in der Cultivirung und Handhabung einer todten Sprache; nichts davon zu sagen, daß die Ausartung des Geschmackes, wie uns Carnova ausdrücklich versichert*), nie eine allgemeine war, ja, die Verfechter des klassischen Geschmackes vollends wieder die Oberhand gewannen. Uebrigens gibt es bekanntermaßen zwischen dem reinen klassischen Geschmack und totaler Geschmacklosigkeit gar viele Mittelstufen: es mag ein Schriftsteller in der einen oder der anderen Richtung gegen den guten Geschmack verstoßen; es mag seine Darstellung an Breite und Mattheit leiden, oder ein gewisses Haschen nach Ziererei und Gefallsucht

*) Vergleiche die kurz vorher aus Cornova angeführten Citate. Und Seite 12 sagt er ausdrücklich, daß Johann Oppelt in seinen lateinischen Gedichten und nach ihm Ferdinand Silbermann (Seite 198) immer dem wahren, klassischen Geschmacke gehuldiget haben.

verrathen, sie mag an einzelnen Stellen eine gewisse Ueberschwänglichkeit, ein etwas gekünsteltes Pathos zur Schau tragen, oder diese Fehler vermeiden, dafür aber hin und wieder gegen die Reinheit und den Genius der Sprache verstoßen: ein solcher Schriftsteller kann freilich auf vollständige Klassicität keinen Anspruch machen, aber gänzliche Geschmacklosigkeit und Barbarei wird ihm deshalb kein billiger Beurtheiler vorwerfen. Die Sprache und Darstellung eines Cicero ist himmelweit verschieden von der eines Seneca, eines Plinius, eines Tacitus. Seneca mit seiner zerrissenen, abgebrochenen Weise — sie ist wie Sand ohne Kalk, pflegte Kaiser Nero zu sagen — steht im schroffen Gegensatz zu Cicero's vollem, wohl gefügtem und abgerundetem Redebau; Plinius mit seiner zimperlichen, süßelnden Manier, welchen Contrast bildet er zum ernsten, männlichen Ton des großen Redners! Tacitus kann man geradezu den Verwüster Tullianischer Latinität nennen: und dennoch gelten auch diese drei Antipoden des größten römischen Musters klassischer Sprache und Darstellung als Klassiker — von den diis minorum gentium gar nichts zu sagen; — und bei aller Vorliebe für den Heros der römischen Prosa finden wir doch auch an ihnen Geschmack; es gefällt uns ihre eigenthümliche Auffassung und Darstellung, ihre Denkweise, der Inhalt, die Tendenz ihrer Schriften, der persönliche Charakter der Auctoren, der in denselben uns entgegentritt: all' dieses entschädiget uns gewissermaßen für die Mängel der klassischen Sprache und Form des goldenen Zeitalters. Ja, Sprache und künstlerische Vollendung in der Darstellung entscheiden nicht allein über den ästhetischen Werth eines Buches und den Genuß, den uns die Lectüre desselben gewährt. Zur schönen Form muß auch der edle Inhalt kommen — ein Inhalt, der uns den Dichter oder Schriftsteller als einen Mann erkennen läßt, welcher einzig und allein begeistert für die heiligsten, in jedes Menschen Brust gepflanzten Gefühle und Ueberzeugungen denselben Anerkennung und Geltung zu verschaffen sucht; welcher selbst sittlich rein und edel denkend, unberückt von Vorurtheilen und unbefleckt vom Hauche gemeiner Leidenschaft, ohne Selbstüberschätzung, ohne stolze Rechthaberei, ohne bittere Tadelsucht und unredlichen Parteieifer kein anderes Ziel verfolgt, als für die Wahrung der höchsten Interessen der Menschheit, für Wahrheit und Recht, gute Sitte, Tugend und Religion nach Kräften einzustehen. Thut dies der Schriftsteller nicht, rüttelt er im Gegentheil in offener oder verdeckter Weise an den Grundpfeilern der Religion und Sittlichkeit, verfolgt er gegen Billigkeit, Recht und Wahrheit egoistische Tendenzen und Partei-Interessen, so wendet sich trotz aller äußeren Vollendung in

Sprache und Form der wahrhaft edel fühlende und weise denkende Leser mit Abscheu von seinem Machwerk und erkennt darin nicht ein Product klassischer Bildung, sondern klassischer Lüderlichkeit, nicht eine schöne, lebensvolle, ideale Schöpfung, sondern einen häßlichen, mit Glanz übertünchten Cadaver. Hingegen befreunden wir uns leichter mit einem Schriftsteller, der, wenn auch minder gewandt in der Sprache und künstlichen Form, doch in der lautersten Absicht seine Talente einzig und allein der Vertheidigung und Verbreitung der ewigen Ideen des Wahren und Guten leiht, mag er nun als Dichter, oder Redner, oder Geschichtschreiber vor uns auftreten: die äußere Form ist ja doch nur die Hülle der Idee und verhält sich zu dieser, wie der Körper zur Seele; besser aber ohne Widerrede ist es, eine schöne Seele in einem häßlichen Körper, als eine häßliche Seele in einem schönen Körper zu haben. Das darf wohl um so mehr von den lateinischen Schriftstellern der neuern Zeit Geltung haben; mag Sprache und Darstellung, abgesehen von gar großen und häufigen Abnormitäten, in einem gewissen Grade auch mangelhaft sein; erscheint uns aber der Verfasser als ein wahrheitliebender, besonnener, humaner, das Gute anstrebender Mann, so gewinnt er unsere Achtung, mitunter auch unsere Sympathie, wir werden für ihn und sein Buch eingenommen und sind weit entfernt, ihm wegen der stilistischen Mängel Barbarei und Unsinn vorzuwerfen. Diese Bemerkung dürfte wohl auf die oben aus Cornova angeführten Schriftsteller der böhmischen Provinz mehr oder weniger Anwendung finden. So dürfte man in Kolczawa's Briefen Frische und Kernhaftigkeit vermissen; seine Diction ist die des nachaugustischen Zeitalters und dürfte kaum einen Ausdruck enthalten, der sich nicht aus Plinius, Seneca 2c. rechtfertigen ließe; dasselbe gilt von seinen Chrien, die im Ganzen auch an zu großer Weitläufigkeit leiden; seine epischen und dramatischen Versuche habe ich nie zur Hand bekommen. Aber über seine Briefe und Chrien ist eine wohlthuende Ruhe und Klarheit verbreitet; ein echt humaner Geist spricht aus beiden; die ewigen Principien des Wahren und Guten finden wir darin vertreten, Religion, Wissenschaft, gute Sitten allenthalben empfohlen; und dabei zeigt der Verfasser eine ungemeine Belesenheit in der griechischen und römischen Literatur, in den kirchlichen und profanen Schriftstellern aller Zeiten, so daß die Gelehrsamkeit des Verfassers und die edle Tendenz, die ihn bei Abfassung seiner Schriften leitete, gewissermaßen auf die stilistischen Mängel derselben vergessen läßt. Kolczawa war kein Genie; wir sehen in seinen Briefen und Chrien einen mittelmäßigen Schriftsteller. Rapalius war

15 Jahre lang ein gefeierter Lehrer der Rhetorik in Prag, hochgeachtet und geliebt von seinen Schülern, worunter viele Reichsgrafen, Barone und Ritter sich befanden; als er sein Lehrbuch durch den Druck veröffentlichte, verlangten sie durchaus, daß darin ihre Namen erwähnt werden, was er denn auch that, ja, er dedicirte das Werk geradezu seinen Schülern. Die dem Buche beigefügten Beispiele von Briefen, Chrien und Reden aller Art zeigen große rhetorische Gewandtheit und Gedankenreichthum, sind aber nicht frei von Ueberschwänglichkeit und gesuchtem Pathos; dafür sollte die Sprache correcter und gediegener sein. Wietrowsky entwickelte auf dem Gebiete der Kirchengeschichte eine sehr große Thätigkeit; Pelzel führt 12 hieher gehörige Werke an, nebst einigen philosophischen und theologischen; als Schriftsteller befaßte er sich nie mit der schönen Literatur, weßhalb man ihm um so eher die Mängel in der Sprache verzeihen wird; er wollte offenbar durch seine Schriften mehr der guten Sache nützen, als durch schönen Stil glänzen. Ich habe nur sein Werk: Historia de haeresi Calviniana etc. vor mir; abgesehen von den Verstößen gegen die Reinheit der Sprache empfiehlt sich die Darstellung durch Einfachheit, Klarheit, Uebersichtlichkeit, durch ruhige, objective Haltung, so daß man während des Lesens Achtung und Zutrauen gegen den Verfasser schöpft, und mochte das Werk zu seiner Zeit den Lesern ebensoviel Interesse als Nutzen gewähren. Auch Rapalius und Wietrowsky haben also bei ihren Fehlern auch ihre guten Seiten, die für jene zum Theil entschädigen, und trotz Cornova und Dr. Kelle wäre es ungerecht, ihnen gänzliche Geschmacklosigkeit vorzuwerfen. Anderweitige Werke von den oben genannten Autoren sind mir nicht näher bekannt.

So viel möge denn bemerkt sein über das Sinken des klassischen Geschmackes in der böhmischen Provinz, wovon uns Cornova in den oben angeführten Stellen berichtet. Mit Cornova's Bericht ist aber Herr Dr. Kelle nicht zufrieden, darum verschweigt er uns, daß die Jesuiten in Böhmen länger als ein Jahrhundert, sowohl in der Schule als durch schriftstellerische Thätigkeit den guten Geschmack gefördert, und als eine schlechtere Richtung, die doch nie allgemein wurde, allmählig sich geltend gemacht, dennoch die Provinz wie kraft eines geheimnißvollen, inneren Triebes in die rechte Bahn wieder einlenkte; ja, behauptet sogar (denn mit Beweisen mag sich einmal der Herr Doctor nicht plagen und dabei soll ja über die Grenzen Böhmens und Oesterreichs hinaus sein Werk eine europäische, literarische Großmacht werden), daß „der Geschmack in solchen Dingen" (in der Literatur) „in der Gesell=

schaft seit ihrem Entstehen außerordentlich gering gewesen, geringer noch stets, als außerhalb derselben, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts aber auch in der österreichischen und böhmischen Provinz, wie in den Provinzen Ober-Deutschland, Ober- und Niederrhein ganz abhanden gekommen sei.“ (S. 39.) Dieß ist wieder eine von den Behauptungen des Herrn Doctors, welche eine Widerlegung geradezu unmöglich machen; es sei denn, daß derjenige, der eine solche schreiben will, es auf ein recht voluminöses Buch abgesehen hat, eine Absicht, die meiner Schrift ferne liegt und in Anbetracht der obwaltenden Umstände ferne liegen muß, besonders da ich es weder für vernünftig noch für ehrlich erachte, gleich dem Herrn Doctor kecke, unerwiesene Behauptungen hinzuwerfen, sondern das, was ich behaupte, auch zu beweisen suche. Vorläufig bemerke ich, daß das Wort „Geschmack“ in einem engeren und weiteren Sinne genommen wird; im engeren Sinne geht es zunächst auf die Dicht- und Redekunst (die kunstmäßige Rede); im weiteren Sinne wird es von allen Arten schriftlicher Darstellung gebraucht, so daß vom guten Geschmacke nicht bloß in historischen, sondern auch in philosophischen, theologischen, ja auch ascetischen Schriften die Rede sein kann. Und in diesem weiteren Sinne wollen wir das Wort „Geschmack“ nehmen, da es auch Cornova so nimmt (denn unter den von ihm und Prochaska angeführten Schriftstellern befinden sich auch solche, die niemals Dichter oder Redner ex professo waren), und Herr Dr. Kelle ohnehin nur den Spuren Cornova's folgt. Ich gedenke nun, weiter unten, wenn der Raum es mir gestattet, eine gedrängte Uebersicht der schriftstellerischen Thätigkeit der Gesellschaft auch auf dem Gebiete der Poesie und Redekunst zu geben; damit aber der geehrte Leser nicht glaube, daß ich Ausflüchte versuche, verweise ich ihn vorläufig auf zwei neuere Werke, welche ihn zur Genüge, was von der Behauptung des Herrn Doctors zu halten sei, belehren können, und von denen er das eine oder das andere, falls er es nicht selbst besitzt, ohne besondere Schwierigkeit in einer öffentlichen Bibliothek zur Einsicht bekommen dürfte. Das erste ist das bekannte Werk von Cretineau-Joly: „Geschichte der Gesellschaft Jesu &c.“ (Band 4, Hauptst. 3 und Band 5, Kap. 6); das zweite hat den durch seine zahlreichen und gelehrten, besonders die Unterrichtsfrage betreffenden Schriften berühmten Doctor und Hofrath Franz Josef Buß zum Verfasser und trägt den Titel: „Die Gesellschaft Jesu, ihr Zweck &c. (II. Abtheilung, S. 1507—1628.) Auch das Verzeichniß der Schriftsteller aus der Gesellschaft Jesu von Phil. Alegambe — Bibliotheca Scriptorum Soc. Jesu — das freilich nur bis

zum Jahre 1643 reicht, oder das neuere, gleichartige, in französischer Sprache herausgegebene Werk: Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus par Aug. et Al. de Backer, de la même Compagnie — dürfte sich in mancher Bibliothek finden und hinreichende Aufschlüsse über die Leistungen der Gesellschaft auch auf dem Gebiete des Geschmackes und der schönen Literatur bieten.

Uebrigens gehört Poesie und Belletristik im engeren Sinne nicht zu den Aufgaben, die der Stifter der Societät sich in erster Linie gestellt hat; das Feld, das er seinen Ordensgenossen zur Bebauung zugewiesen, war zunächst nicht das des Schönen, sondern das des Wahren und Guten. Dem Irrthum, dem Laster nach Kräften entgegenzuarbeiten war und ist der nächste Zweck der Gesellschaft, weßhalb sie auch den Unterricht und die Erziehung der Jugend übernommen hat; und nur insoweit, um den Hauptzweck zu erreichen, muß sie nebst den ernsten Wissenschaften auch die schönen Künste in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen und hat sie wirklich auch auf diesem Gebiete nebst vielem Mittelmäßigen auch Treffliches und Großes in allen Ländern und in allen Jahrhunderten geleistet.

Indem ich also auf die vorher angeführten Werke den geehrten Leser verweise, und nur noch an die oben (S. 212—214) angeführten Aussprüche Voltaire's, d'Alembert's und Lalande's erinnere (wahrlich Schriftsteller, denen solche Geister ihren Beifall zollten, waren gewiß nicht abgeschmackte Scribenten): wollen wir uns ein wenig in der böhmischen und österreichischen Provinz umsehen, ob denn wirklich in beiden, wie Herr Dr. Kelle behauptet, der gute Geschmack im 18. Jahrhundert „ganz abhanden gekommen war“; und dann in aller Kürze in den außerösterreichischen Ordensprovinzen Revue halten, wie es dort mit der schönen Literatur und dem Geschmack in schriftstellerischen Werken gestanden.

Was nun die böhmische Provinz betrifft, so sagt uns Cornova, ein unverwerflicher, weil bei der Sache selbst betheiligter Gewährsmann, der schon als Magister den klassischen Geschmack als wackerer Kämpe verfocht, und welchem auch Herr Kelle, wann es der Zweck gestattet, all' sein Vertrauen schenkt, Cornova also sagt uns, wie wir bereits gehört, daß „wenige Jahre vor seinem Eintritte in die Societät hinsichtlich des guten Geschmackes sich bessere Aussichten zeigten; daß nach erfolgter Studienreform im Jahre 1753 in der österreichischen und böhmischen Provinz mehrere Jesuiten auftraten, welche die Jugend den Weg zum Tempel des klassischen Geschmacks mit Eifer und glücklichem

Erfolge zu führen wußten; daß seit dieser Zeit Schulbücher, Gelegenheitsreden und Abhandlungen wieder in einem echt klassischen Gewande erschienen und in den damals gewöhnlichen Schulkomödien wieder Tarenzianische Sprache herrschte; daß es in der Societät immer Köpfe gegeben, die entweder das wahre Schöne nie verkannt haben, oder doch bei der ersten Veranlassung von ihrer Täuschung zurückkehrten; daß zur Bewerkstelligung der Studienreform ein Jesuit, der im In- und Auslande wegen seiner literarischen Verdienste gefeierte Stepling, von der Monarchin sei verwendet, ja, sogar mit der Direction der philosophischen und Gymnasialstudien betraut worden; ferner, daß es nie Geist des Ordens gewesen, den guten Geschmack zu bekriegen, im Gegentheil, daß es nie an einer literarischen Oppositionspartei gefehlt habe, und diese endlich um die Zeit der Aufhebung geradezu die Oberhand gewonnen hatte. Auch weiß uns Cornova vieles von dem Eifer, der Geschicklichkeit und dem Erfolge, womit ihm und seinen Mitrepetenten sein trefflicher Lehrer Pubitschka den klassischen Geschmack beizubringen wußte (vergl. S. 81—85); ja, schon sein Professor in der Rhetorik habe in diesem Geiste den Gymnasialunterricht geleitet, und endlich nennt er uns an mehreren Stellen seiner Briefe mehrere Collegen in der Philosophie, Theologie und im Lehramte, die geradezu klassische Bildung besaßen (vergl. S. 151—156). Von all' diesen Dingen sagt uns der Herr Doctor gerade das Gegentheil, indem er schlechtweg behauptet, daß der gute Geschmack „ganz abhanden gekommen war"; wer hat nun Recht, Cornova oder Herr Kelle? einer von Beiden lügt nothwendig; ich überlasse die Entscheidung dem geehrten Leser.

Aber glaubt denn wirklich Herr Dr. Kelle selbst, daß der so eben genannte Stepling, der mit den gebildetsten Männern seiner Zeit in brieflichem*) Verkehr stand, der so oftmals in den Sitzungen gelehrter Gesellschaften Anreden und Vorträge hielt, wohl in der Mathematik, Physik, Astronomie und auch in der Oekonomie [denn alle diese Zweige umfaßte sein Wissen und veröffentlichte er darüber eben so zahlreiche, als gelehrte Werke**)] sich ausgezeichnet, sonst aber ein Mann ohne Ge-

*) Der Exjesuit Stanislaus Wydra veröffentlichte einen Theil von Stepling's Correspondenzen mit gelehrten Männern seiner Zeit.

**) Seine Werke, alle in lateinischer Sprache geschrieben — bis auf zwei, die er in deutscher Sprache verfaßte — gehören zunächst nicht zur schönen Literatur, weßhalb ich sie hier nicht anführe; manche davon finden sich in den „Acta Erud. Lips.," viele wurden vom Professor Strnad (auch dieser war die letzten 10 Jahre vor Aufhebung des Ordens Jesuit gewesen) ins Deutsche übersetzt und erschienen in den Abhandlungen einer gelehrten Privatgesellschaft in Prag. (S. Pelzel.)

schmack und klassische Bildung gewesen sei? glaubt er wirklich, daß die Regierung einen Mann ohne klassische Bildung zur Studienreform beigezogen? ihm die Direction nicht bloß der philosophischen, sondern auch der Gymnasialschulen übertragen, und endlich in Anerkennung seiner Verdienste auf Befehl der Monarchin in der Clementinischen Bibliothek ein Denkmal habe setzen lassen? — Oder wird denn der Herr Doctor im Ernste behaupten wollen, daß des oft genannten Pubitschka in lateinischer Sprache verfaßten Werke abgeschmackte Schreibereien seien? Eines derselben wenigstens: De antiquissimis sedibus Slavorum. Lipsiae 4. ward von der fürstlich Jablonowski'schen gelehrten Gesellschaft mit dem Preise gekrönt; oder wird er in Abrede stellen wollen, daß sein größtes, 10 Bände umfassendes deutsches Werk: Chronologische Geschichte Böhmens ꝛc. — abgesehen von der Sprache, die er als geborner Czeche nicht vollends in seiner Gewalt hatte — dennoch in Anlage und Ausführung ein klassisches Werk sei, wenn es auch jetzt — nach 100 Jahren — in Folge der neueren Forschungen viel von seinem historischen Werthe verloren hat?*)

Doch wir wollen uns etwas näher im Buche des Herrn Pelzel umsehen und nur einige wenige von den vielen dort verzeichneten Schriftstellern der Societät aus den letzten Decennien vor ihrer Aufhebung anführen: wird Herr Doctor Kelle behaupten, daß diesen durch vielseitige Wissenschaft und amtliche Stellung ausgezeichneten Männern der Geschmack „ganz abhanden gekommen war?“ —

Glaubt denn z. B. Herr Dr. Kelle, daß Josef Haberkorn von Habersfeld so gänzlich des guten Geschmackes und der klassischen Bildung ermangelt habe? Geboren zu Königswart in Böhmen (1734) trat er (1753) in den Orden, dem er 20 Jahre lang (bis zur Aufhebung) angehörte, hatte also seine ganze Bildung in demselben erhalten; nach erfolgter Auflösung war er Mitglied des königlichen Schuleninstituts in Schlesien, Doctor der Philosophie und freien Künste, und Professor der Oekonomie und Aesthetik auf der Universität zu Breslau. Seine Sonn- und Festtagspredigten, nebst denen über die Geheimnisse des leidenden Heilandes ꝛc. (bei Pelzel, 9 Jahrgänge) fanden allgemeinen Beifall und erlebten vier Auflagen in kurzer Zeit und eine fünfte noch im Jahre 1833 (Grätz Ferstl'sche Buchhandlung). Ja, selbst eine lateinische Uebersetzung von Haberkorn's Kanzelreden ward veranstaltet und erschien in Augsburg 1784; sowie von einem Theile derselben auch eine

*) Außer den genannten Werken Pubitschka's finden wir bei Pelzel noch folgende verzeichnet: Oratio de S. Joanne Evangelista Olom 1756. Alia de eodem. Ibid. 1758. Oratio de S. Catharina. Ibid. 1785. — Series chronologica rerum Slavo-Bohemiarum ab ipso inde usque Slavorum in Bohemiam adventu usque ad haec nostra tempora. Pragae 1768. 4. auctior Viennae 1779. 4. — De Venedis, Vinidis seu Winidis, itemque de Enetis, Henetis seu Venetis veteribus. Olom. 1772. 8.

polnische in Kalisch 1781 (königliche Druckerei). (S. v. Wurzbach.) Wird denn wohl Herr Kelle im Ernste behaupten, daß Haberkorn's Predigten geschmackloses Zeug waren? und er, als Doctor der freien Künste und Professor der Aesthetik auf der Breslauer Universität, keine ästhetische Bildung besaß?*)

Von Anton Zeplichal finden wir bei Pelzel (S. 276), der seinen Bericht aus Meusels „Gelehrtes Deutschland" entnommen hat, folgende Notizen: „Er wurde zu Trebitz in Mähren 1737 geboren, studirte die Humaniora zu Iglau (bei den Jesuiten), trat in den Orden 1753. Nach Absonderung des schlesischen Theiles von der böhmischen Provinz ging er nach Schlesien; er ist (1785) Doctor der Philosophie, königl. preußischer Director der Universität zu Breslau und der gesammten katholischen Gymnasien im Herzogthum Schlesien und in der Grafschaft Glatz, wie auch Priester des königlichen Schuleninstituts in Schlesien." Wird nun nach des Herrn Doctors Urtheil Ant. Zeplichal auch so ein geschmackloser Exjesuit gewesen sein? — Daß er übrigens nicht nur in den exacten Wissenschaften und in der Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, sondern auch in der schönen klassischen Literatur bewandert war, beweisen seine theils im Orden, theils unmittelbar nach erfolgter Aufhebung desselben veröffentlichten Werke;**) seine ganze Bildung verdankte er also der Societät.

Ob dem schon oben (Seite 106) erwähnten Johann Trutnowsky, der nach Herrn Pelzel 1785 bereits seit 15 Jahren Präfect der lateinischen Schulen und

*) Aber auch in seinem anderen Fache, der Oekonomie, zeigte er sich als Kenner durch Herausgabe eines Werkes, das in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebte: „Die Landwirthschaft mit ihren Fehlern und Verbesserungen" (Breslau 1780 und 1783—8). — Uebrigens verdiente sich Haberkorn nicht bloß in Pelzel's Buche ein Plätzchen, sondern auch, wie man aus Dr. C. v. Wurzbach „Biogr. Lexikon &c." ersehen kann, in mehreren anderen biographisch-literarischen Werken.

**) Bei Pelzel (S. 277—78) finden wir folgende Werke Zeplichal's verzeichnet: Entwurf der Boskovich'schen Naturlehre. Breslau 1769. 8°. — Algebraische Tabellen. Ebendaselbst 1769. Fol. Zweite Auflage. 1774. 8°. — Geometria curvarum ad physicam applicata. Ibid. 1769 in 8°. — Einleitung zur bergmännischen Kenntniß des Erdballs. I. Theil. 1771. 8°. — Juris necessitatis principia Philosophica. Wrat. 1770 in 8°. — De juris naturalis et gentium institutionibus. Lib. III. Ibid. 1772. 4°. — Dissertatio de methodis montium altitudines metiendi. Ibid. 1772. 8°. — Neueste Geographie zum Gebrauche der Jugend. Breslau 1774. 8°. Zweite Auflage mit 13 dazu verfertigten Landkarten. Ebendaselbst 1776. 8°. — Entwurf einer Weltgeschichte nach einer chronologischen Tafel. Ebendaselbst 1774. 8°. — Unterricht in der Redekunst und Meßkunst. Breslau 1775. 8°. — Abhandlung, die lateinischen klassischen Schriftsteller nützlich zu lesen. Breslau 1775. 8°. — Chrestomathie mit einem vorläufigen Unterrichte in der Weise, die lateinischen klassischen Scribenten nützlich zu lesen. Zum Gebrauche der grammatischen Classe. Ebendaselbst 1775. 8°. — Artis poeticae et rhetoricae institutiones lectissimis Veterum exemplis illustratae. Ibid. 1775. 8°. — Unterricht in der Naturgeschichte. Zum Gebrauche der Jugend. Ebendaselbst 1776. 8°. — Instruction für die Priester des königlichen Schuleninstituts in Schlesien, als ein Anhang zu dem Schulreglement. Breslau 1776. Fol. — Poetische Chrestomathie, nebst einem kurzen Auszug aus der Mythologie. Ebendaselbst 1777. 8°.

zugleich Doctor der Philosophie und Theologie war, ebenfalls der gute Geschmack „ganz abhanden gekommen war", darüber mögen die Leser urtheilen, und was seine Werke betrifft — 7 an der Zahl, alle in czechischer Sprache verfaßt — so überlasse ich die Entscheidung seinen Stammes- und Sprachgenossen, in wie weit sie nach dem damaligen Stande der czechischen Sprache und Literatur Werth haben.

So überlassen wir es auch den gebildeten Landsleuten des Leopold Fabritius, ob seine alle in czechischer Sprache verfaßten Predigten einem dem Bildungsgrade der damaligen Zeit (der Sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts) entsprechenden Geschmack zeigen oder nicht; Herr Pelzel wenigstens berichtet von ihm: „Leopold Fabritius . . . . wurde in die Gesellschaft 1731 aufgenommen . . . . predigte in verschiedenen Oertern und Gelegenheiten bis zu seinem Tod 24 Jahre mit viel Beifall den Zuhörern."

Ebenso halten wir Johann Diesbach nicht bloß für einen großen Gelehrten, sondern auch für einen Mann von Bildung und Geschmack. Geboren zu Prag, trat er in den Orden 1746; „lehrte die Latinität," berichtet Pelzel, „drei, die Philosophie vier, die Kirchengeschichte drei Jahre; ward Doctor der Philosophie und Theologie. Er war drei Jahre zu Wien im Theresianum und dann Hofmeister eines jungen Grafen von Browne zu Linz; gibt jetzt (1785) „zu Wien dem Erzherzog Franz" (nachmaligen Kaiser) „Unterricht in der Mathematik." — Er war Philosoph, Natur- und Geschichtsforscher und Theolog und beschäftigte sich nebenbei auch mit Genealogie und Wappenkunde, und verfaßte auf allen drei Gebieten mehrere bedeutsame Werke.*) Ob nun in all' diesen Werken barbarische Geschmacklosigkeit herrscht, und ob der Jugendlehrer Sr. Majestät, Kaiser Franz I., so ganz ohne ästhetische Bildung war, möchten wir stark bezweifeln. De Luca wenigstens, ein Zeitgenosse, gibt in seinem „Gelehrtes Oesterreich" ihm folgendes Zeugniß: „Wenn zu weitläufigen und tiefen Kenntnissen sich ein einfacher und menschenfreundlicher Charakter hinzugesellt, dann ist der Mann von Wissenschaft doppelt schätzbar und so ein Mann ist Diesbach, der auf dem Lehrstuhle dem Staate das möglichste Gut schaffen würde. — Heil Dir, Browne! der du Diesbach auf der Bahn, ein Mensch zu werden, zum Führer hast."

---

*) Seine Werke sind folgende bei Pelzel (S. 262): Institutiones philosophicae, de corporum attributis ad mentem Rogerii Boschovichii. Pragae 1761. Recus. ibid. 1767. 8°. — Expositio systematis Boschovichiani de lege virium. Pragae 1763. 8°. — Exegesis Entomologica de Ephemerarum apparitione Pragae Bohemorum observata. Ibid. 1765. 8°. — Bohuslai Balbini syntagma Kolowrataeum. Edidit Pragae 1767 in 4°. — Oratio de immaculata conceptione B. V. Mariae. Pragae 1767. — Tabularium Boemo — genealogicum Bohuslai Balbini recognitum et usque ad aetatem nostram continuatum. Ibid. 1770 in 4°. — Tractatus de fide, spe et caritate Ibid. 1770. De jure et justitia. Ibid. 1771. — Memoriae posthumae Episcoporum Reginae — Hradecensium additae Crugerii mensibus. Pragae 1771. 4°. — Institutiones theologicae de legibus. Ibid. 1772 in 4°. — Tractatus de angelis et daemonibus. Ibid. 1773. 4°. — Tractatus de actibus humanis. Ibid. 1773. 4°. — Tabularium Caroli IV. cum commentario. De re diplomatica Boemiae. De inscriptione in veteri armentario Pragae inventa. (Vergleiche übrigens Dr. v. Wurzbach: „Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich.)

So scheint auch Heinrich Wolf, nach seiner öffentlichen Stellung und nach seinen Schriften zu schließen, kein so sehr an gutem Geschmack und klassischer Bildung verwahrloster Exjesuit gewesen zu sein. „Er war nach Pelzel's Bericht in den Orden 1759 getreten, hatte die Latinität 2 Jahre gelehrt, den Studenten 3 Jahre lateinisch gepredigt; ward dann Doctor der Philosophie und blieb nach Aufhebung des Ordens Lehrer der Redekunst auf dem Kleinseiter Gymnasium zu Prag; ward im Jahre 1783 öffentlicher Lehrer der Geschichte auf der Prager Universität." Seine Werke*) zeigen, daß er ein ebenso gebildeter als eifriger Schulmann war.

Von Johann Tessenek berichtet Herr Pelzel unter Anderem: „Er trat in die Gesellschaft 1745 . . . . ist Doctor der Philosophie und Theologie, Professor der höheren Mathematik auf der hohen Schule zu Prag seit dem Jahre 1763; Präses und Director der philosophischen Facultät, in wiefern sie die Physik und Mathematik betrifft; seit 1778 Ehrenmitglied der Leipziger und wirkliches Mitglied der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften." Seine Werke*) zeigen den gewiegten Mathematiker und Physiker, und daß er ebenso der deutschen, wie der lateinischen Sprache mächtig war; daß aber in allen seinen Schriften Geschmacklosigkeit herrsche (denn der schlechte oder gute Geschmack eines Autors zeigt sich in jeglicher Art von Schriften), dafür müßte der Herr Doctor erst die Beweise liefern.

Daß Johann Oppelt († 1729) im echt klassischen Geschmacke lateinische Gedichte verfaßte, bezeugt Cornova, der von Dr. Kelle, so oft er ihn zum Zwecke gebrauchen kann, fleißig benützte, wenn auch vornehm ignorirte Gewährsmann, mit

*) Werke von Heinrich Wolf: Sammlung deutscher Briefe zum Gebrauche der studirenden Jugend. Prag 1775. 8°. — Abhandlung von der Lehrart der 4. Classe. Ebendaselbst 1775. 8°. Abhandlung von der Uebersetzung der Autoren in Schulen. Ebendaselbst 1775. 8°. — Abhandlung von den Schönheiten, die allen Sprachen in Rücksicht auf die Schreibart gemein sind. Ebendaselbst 1775. 8° — Anrede an seine Schüler, gehalten bei angehendem Schuljahre. Ebendaselbst 1779. 8°. — Oratio de Gymnasiorum utilitate in jubilaribus solemniis Caesareo-Regii Gymnasii Micropragensis, quae die 16. Sept. 1780, a confecta penitus Gymnasii institutione A. 150 in Basilica S. Nicolai acta sunt. Pragae 1780. 8°. — Geschichte des Königreiches Böheim zum Gebrauche der studirenden Jugend in den k. k. Staaten. Wien 1783. 8°.

**) Pelzel führt (S. 260) folgende Werke an: Miscellanea Mathematica. Pragae 1764 et 1769 in 8°. — Sectiones Conoidum. Ibid. 1764 in 8°. — Pertractatio quorundam modorum quaestiones geometricas resolvendi. Ibid. 1770. 8°. — Philosophiae naturalis principia Mathematica auctore Isaaco Newtono, illustrata commentationibus potissimum Joannis Tessanek et quibusdam in locis commentationibus veterioribus Tho. le Suear et Fr. Jaquier aliter propositis. Lib. I. Pragae 1780 in 4°. Lib. II. Ibid. 1785 in 4°. — Beantwortung der in der allgemeinen deutschen Bibliothek enthaltenen Beurtheilung seiner Methoden die Theiler der Zahlen zu suchen, wie auch seiner Betrachtung über die doppelte Regel Falsi. Prag 1777 in 8°.

Folgende Werke erschienen in den Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen: Methode, die vollkommenen Theiler einer gegebenen Zahl zu finden. — Erklärung der Methoden, kraft welcher die im vorigen Werke enthaltenen Integralien gefunden werden. — Betrachtungen über die arith. Regel zweier falschen Sätze

ausdrücklichen Worten (Brief 2, S. 12); von seinen deutschen Dichtungen bald etwas Näheres. Ebenso bezeugt derselbe Cornova (Brief 14, S. 198), daß Ferd. Silbermann immer dem wahren Geschmacke treu geblieben. Silbermann (geb. 1695 und † 1770 zu Prag) war nach Cornova 19, nach Pelzel 21 Jahre lang Professor der Rhetorik und wirkte also in der Schule für den klassischen Geschmack wohl während eines langen Zeitraumes und noch länger und in weiteren Kreisen durch seine Werke (bei Pelzel sind 11 angeführt), die theils poetischen, theils oratorischen, theils ascetischen Inhaltes sind. „Er stand auch den lateinischen Schulen 5 Jahre vor; war ferners Professor der geistlichen und weltlichen Beredsamkeit zugleich 5 Jahre, der geistlichen allein 16 Jahre;" (Pelzel.) „Sein größtes Vergnügen," bemerkt derselbe Schriftsteller weiter, „war, die Jugend zu unterrichten, daher er alle ihm oft angetragenen, höheren Aemter in der Gesellschaft immer ausgeschlagen. Ich habe oft diesen 70jährigen, mit einem Silberhaar gezierten Mann, von der Jugend umgeben, auch im schlechtesten Wetter in und aus der Schule gehen sehen."

Wiederum, daß Franz Tessanek (er lebte noch, als Pelzel — 1785 — sein Buch veröffentlichte) wohl bewandert in den alten, wie in den neueren Sprachen, ein Mann ohne Geschmack und klassische Bildung war, können wir nicht glauben, den Pelzel berichtet von ihm: „Er ist der deutschen, böhmischen, französischen, italienischen, griechischen und hebräischen Sprache wohl kundig."

So sind wir auch überzeugt, daß Franz Zeno (geb. 1734, † zu Prag 1781), mögen wir seine Abstammung „aus dem Ritterstande deren vom Tannhausen" oder seine amtliche Stellung als Professor der Mathematik und „Aufseher der Sternwarte zu Prag, zu welcher er um einige Tausend Gulden verschiedene astronomische Werkzeuge aus eigenem Vermögen anschaffte," oder seine Schriften*) ins Auge fassen, nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein fein gebildeter Mann war; zugleich Mathematiker, Moralphilosoph und Geolog. Wer zur Unterhaltung und Belehrung eines gebildeten Publikums geologische Abhandlungen schreibt, kann dieß sicherlich nicht in einem rohen geschmacklosen Vortrage thun.

---

im I. Bande 1775. 8°. — Betrachtung über einige Stellen des großen Werkes Newton's im II. Bande 1776. — Algebraische Behandlung der XII. Section des ersten Buches des großen Werkes Newton's im III. Bande 1777. — Geometrische Betrachtungen. Betrachtung über eine Stelle der allgemeinen Arithmetik Isaak Newton's im VI. Bande 1784.

„Ueberdieß hat Herr Tessanek", fügt Petzel hinzu, „noch verschiedene andere lateinische Abhandlungen herausgegeben, die er aber nicht für wichtig genug hält, daß sie hier angezeigt werden sollten."

*) Werke bei Pelzel: Elementa Algebrae, Geometriae ac Trigonometriae cum sectionum conicarum compendio in usum auditorum. Pragae 1769. 8°. — Beschreibung der um Prag befindlichen Seethiere. — Beschreibung des bei Prag vor dem Wissherader Thore gelegenen Kalksteinbruches mit seinen See-Versteinerungen und anderen Fossilien. — Untersuchung des bei Wesel und Reinblitz unweit Aussig in Böhmen zu Anfang des Jahres 1770 entstandenen heftigen Erdbebens. Sie stehen in den neuen physikalischen Belustigungen, die 1770 und 1771 zu Prag erschienen. — Moralischer Grundriß der menschlichen Leidenschaften sammt allgemeinen und kräftigen Mitteln, dieselben in gehöriger Ordnung und gutem Gebrauche zu erhalten. Prag 1777. 8°.

So glauben wir vollends berechtigt zu sein, zu behaupten, daß dem Franz Expedit von Schönfeld der gute Geschmack nicht nur nicht „ganz abhanden gekommen", sondern daß er denselben im vorzüglichen Grade besaß. Von ihm lesen wir bei Pelzel: „Franz Expedit von Schönfeld, von einem adelichen Geschlechte zu Prag .... trat in die Gesellschaft 1760 ...." Bei Aufhebung des Ordens „ward er Professor der Dichtkunst an der Prager Universität, welchem Amte er bis in das Jahr 1779 vorstund, bis er zum Dechant zu Reichstadt im Bunzlauer Kreise ernannt wurde. Hier lebt er noch in dem Rufe eines schönen Geistes. Er ist Doctor der freien Künste und Weltweisheit auf der hohen Schule zu Prag; Ehrendomherr des uralten Stiftes zu Biben und geistlicher wirklicher Hofrath des regierenden Herzogs zu Zweibrücken, wie auch des Prinzen Christian von Waldeck, welcher die zweibrückischen Güter in Böhmen seit 1784 besitzt." Seine literarische Bildung bewies er durch zahlreiche, in lateinischer und deutscher Sprache veröffentlichte Schriften*) — Reden, Abhandlungen und Gedichte — wovon er einige noch als Jesuit, den größeren Theil nach Aufhebung der Societät verfaßt hat.

Nun kommen wir zu Stanislaus Wydra. Von ihm sagt Pelzel: „Er trat in den Orden 1757 .... ward nach Prag zur mathematischen Professur gerufen, und ist ordentlicher und öffentlicher Lehrer der Mathematik an der hohen Schule zu Prag seit dem Jahre 1773, welchen Lehrstuhl er noch heut zu Tage (1786) mit viel Mühe und großem Nutzen seiner Schüler behauptet. Ist Doctor der Weltweisheit." Wydra war aber nicht nur ein großer Mathematiker — groß als Lehrer und als Schriftsteller (S. Pelzel) — sondern er trat auch als Redner**) und Geschichtschreiber auf. Er verfaßte eine Geschichte der Mathematik in Böhmen und

*) Bei Pelzel finden wir 12 lateinische Reden angeführt, alle geistlichen Inhalts. Von seinen deutschen Abhandlungen, Reden und Gedichten seien nur folgende hier erwähnt: „Auf die Reise Josef II., gesungen im Herbste 1771. Der Tod Oskars, des Sohnes Karaths, aus dem Lateinischen des Herrn Denis. Prag 1772. Als Josef seine Streiter bei Prag prüfte. 1775. Prag. An den Oberdruiden Böhmens. 1775. Prag. (Eine Ode an den Prager Erzbischof.) — An den Lenker der Weisen Oesterreichs. Ebendaselbst 1778. — An den jüngeren Freiherrn von Schönowitz. Ein Gesang. Ebendaselbst 1779. — Zergliederung der epischen Gedichte Homer's, Virgil's und Klopstock's. Ebendaselbst 1779 u. s. w." Schließlich bemerkt Herr Pelzel: „Nebst alledem hat Herr v. Schönfeld viele Gedichte und Piecen unter anderen Namen herausgegeben und bis hundert Gedichte an die Verfasser der Almanache geliefert, welche mit Vergnügen aufgenommen und eingerückt wurden."

**) Mit Uebergehung seiner mathematischen Schriften mögen hier nur von den im Text genannten die Titel stehen: Historia Matheseos in Bohemia et Moravia culta. Pragae 1778. Vita admodum Rev. ac Magnifici Viri Josephi Stepling. Adjectae sunt nonnullae Virorum celeber. virorum ad Stepl. et Steplingii epistolae. Ibid. 1779. Laudatio funebris Jos. Stepling coram senatu populoque academico in Basilica S. Salvatoris a S. W. dicta. Pragae 1778. Oratio ad monumentum a Maria Theresia Aug. Josepho Stepling in Bibliotheca Clementina erectum rituque solemni dedicatum A. 1780 mense Julio habita. Ibid. 1780. — Oratio funebris, dum alma Sodalitas latina major B. Mariae Virginis ab Archangelo salutatae Pragae piis suorum manibus parentaret. Ibid. 1780.

Mähren und eine Lebensbeschreibung des gefeierten Jos. Stepling; und von seinen Reden sind drei durch den Druck veröffentlicht worden. Die erste hielt er (1778) vor dem akademischen Senate und der ganzen Universität in der St. Salvator-Kirche zu Ehren des verblichenen Stepling; er hielt auch die Festrede bei der feierlichen Einweihung des Monumentes, welches von der Kaiserin Maria Theresia eben demselben Stepling zu Ehren in der Clementinischen Bibliothek errichtet worden war: die dritte ist eine Trauerrede, die er hielt, als die größere, lateinische Sodalität den Jahrestag ihrer verstorbenen Mitglieder beging. Wird nun wohl Herr Dr. Kelle zu beweisen im Stande sein, daß in Wydra's Reden und historischen Schriften leere Abgeschmacktheit herrscht? —

Doch, ich muß zum Schlusse eilen; daher wollen wir nur noch Cornova in's Auge fassen, den strengen Kritiker, der über einen Kolczawa, einen Ripalius, einen Wietrowsky 2c. ein so hartes Urtheil fällt, zugleich aber uns versichert, daß der klassische Geschmack in seiner Ordensprovinz sich wieder siegreich Bahn gebrochen. Ich glaube, die bisher angeführten Schriftsteller mit ihren Werken dürften die Wahrheit von Cornova's letzterer Behauptung bestätigen, aber auch Cornova selbst bekräftigte thatsächlich, was er von der Wiederauflebung des guten Geschmackes in seiner früheren Ordensprovinz gesagt hat; er entwickelte eine wirklich großartige Thätigkeit*) auf dem Gebiete der Geschichte und der schönen Literatur. Mit Cornova nun wird doch Herr Dr. Kelle etwas gnädig verfahren; hat ihm ja auch Cornova — wie wir bereits gesehen und noch sehen werden — so manche Dienste geleistet, so manche Veranlassung zu antijesuitischen Declamationen, Verdächtigungen und Uebertreibungen — wenn auch wider Willen — geboten; bilden ja Cornova's Briefe zum Theil die Grundlage, worauf er, wenn auch nicht mit historischer Treue, so doch nach zweckmäßig berechnetem Plane sein europäisches Geschichtswerk aufgebaut: also, eingedenk des alten Spruches aller Biedermänner: „manus manum lavat" — „eine Hand wäscht die andere" — möge der Herr Doctor den Exjesuiten Cornova, wenn es auch der Zweck nicht gestattet, seine Behauptung, daß der klassische Geschmack in seiner ehemaligen Ordensprovinz wieder zur Herrschaft gelangt war, als richtig anzuerkennen, möge er doch wenigstens ihn selbst dankschuldigst als einen Schriftsteller gelten lassen, dem der gute Geschmack nicht „ganz abhanden gekommen war".

*) Bei Pelzel finden sich folgende Werke Cornova's verzeichnet, die fast ausschließlich der schönen Literatur angehören: Gedichte. Prag 1775. 8°. — Auf das von Josef II. geehrte Andenken des königl. preuß. Feldmarschalls Grafen v. Schwerin. Ebendaselbst 1776. 8°. — Henriette v. Blumenau, Lustspiel. Ebendaselbst 1777—8. — Die Helden Oesterreichs in Kriegsliedern besungen. Ebendaselbst 1777—8. — Oratio funebris, quum alma Sodalitas latina major piis suorum manibus parentaret. Ibid. 1778. — Der junge Menschenfreund, Lustspiel. Prag 1779. — Die Mutter schied, Ode auf den Tod Maria Theresia's. Ebendaselbst 1780. — Rede bei der Einweihung des Waisenhauses. Ebendaselbst 1781. — Auf den Besuch Pius VI. bei Josef II. Ode. 1782. — An Böhmens junge Bürger, ein didaktisches Gedicht in 4 Gesängen. 1783. — Der Undankbare, Lustspiel nach Touches. 1784. — Geschichte des Waiseninstitutes zum heiligen Johannes dem Täufer in Prag 1785. Mit dem Jahre 1786 aber, in welchem Herr Pelzel sein Buch veröffentlichte, war Cornova's schriftstellerische Laufbahn nicht geschlossen. Als er 1784

Für überflüssig halte ich die Bemerkung, daß ich die genannten Schriftsteller durchaus nicht einem Virgil, einem Horaz oder Cicero, oder einem Göthe, Schiller, oder anderen literarischen Größen ersten Ranges an die Seite stellen will: Herrn Dr. Kelle gegenüber lag es mir bloß ob, zu zeigen, daß die böhmische Provinz auch im 18. Jahrhundert nicht gänzlicher Geschmacklosigkeit in der Literatur verfallen war, was ich hiemit zur Genüge bewiesen zu haben glaube; wir finden Lehrer und Schriftsteller — Redner, Dichter und Geschichtschreiber — in lateinischer, deutscher und czechischer Sprache, welche die Wissenschaften und schönen Künste mit Geschick und Erfolg pflegten, von denen kein vernünftiger Beurtheiler behaupten wird, daß ihnen der gute Geschmack „ganz abhanden gekommen war".

Ebenso leicht, ja noch leichter läßt sich dieß von der österreichischen Ordensprovinz beweisen, denn diese war umfangreicher und die Zahl der Schriftsteller größer.

An erster Stelle sei erwähnt Anton Socher (geb. von St. Pölten, † 1771), der Geschichtschreiber der österreichischen Provinz;*) Cornova, der strenge Kritiker, der so wegwerfend über einige Schriftsteller seiner eigenen böhmischen Provinz sich

---

Professor der allgemeinen Geschichte an der Universität von Prag geworden war, wandte er seine literarische Thätigkeit besonders der Geschichte zu und finden wir bei Dr. v. Wurzbach (Biograph. Lex. des Kaiserth. Oest.) folgende historische Werke Cornovas verzeichnet: Kurze Uebersicht der merkwürdigen Empörungen in Böhmen. Prag 1793. — De rebus Succo Pragam obsidente gestis commentariolus. Ibid. 1801. — Briefe an einen kleinen Liebhaber der vaterländischen Geschichte Böhmens. 3 Theile und Fortsetzung unter dem Titel: Unterhaltung mit jungen Freunden der Vaterlandsgeschichte. 4. Theile. Ebendaselbst 1796—1803. — Der zweite punische Krieg nach Livius. Ebendaselbst 1798. — Leben Josef II., römischen Kaisers. Ebendaselbst 1802. — Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Ebendaselbst 1804. — Die Erbverbrüderung der Häuser Böhmisch-Lützelburg und Oesterreich-Habsburg. Ebendaselbst 1805. — Der große Böhme Bohuslaw von Lobkowitz zu Hassenstein, nach seinen eigenen Schriften geschildert. Ebendaselbst 1808. — Jaroslaw v. Sternberg, der Sieger der Tartaren. Ebendaselbst 1813. — Das Nöthigste aus der alten Geschichte für junge Leser. 8 Bände. Ebendaselbst 1814 und 1815. 8°. — Auch hat Cornova Stransky's: „Staat von Böhmen" übersetzt und ergänzt. Die Uebersetzung erschien in 7 Bänden. Ebendaselbst 1792—1803, die letzten 3 Bände (1798—1803) enthalten eigentlich die von Cornova verfaßte Geschichte Böhmens und seiner österreichischen Könige, als ein dieser Uebersetzung angehängtes Werk.

*) Sochers Werke sind: „Historia Provinciae Austriae S. J. ab ejus exordio ad annum 1590. Viennae Gr. Kurzboek 1740. Fol." — „Panegyricus S. Catharinae. Vienn. 4°. Item S. Joanni Ev. Vien. Fol. „Omina Serenissimae Archiduci in Belgium ad ejus gubernationem concedenti, ab Academia Vienniensi oblata. Vienn. Voigt. 1735. Fol." — „Trauerrede auf Se. Majestät Kaiser Carl VI. (Stöger: Scriptores Prov. Austr.)

äußerte, rechnet ihn zu den Geschichtschreibern, die, was Stil und Darstellung betrifft, des Augustischen Zeitalters nicht unwürdig wären (vergl. S. 66): des Herrn Doctors Sache ist es, zu beweisen, daß Sochers Geschichtswerk eitel abgeschmacktes Geschreibsel ist.

Nicht übergehen darf ich da den um bessere Latinität in den Schulen so sehr verdienten Franz Wagner († 1738 zu Wien); ein Lob, das ihm derselbe sonst so tadelsüchtige Cornova (vergl. S. 85) spendet. Seine Univ. Phraseol. Lat. und Syntaxis ornata hat der Leser bereits S. 6 kennen gelernt; von seinen übrigen zahlreichen, theils größeren, theils kleineren Werken (bei Stöger „Scriptores Prov. Austr. sind deren 30 verzeichnet) führe ich hier nur seine beiden Geschichtwerke an: „Historia Leopoldi Magni, Rom. Imp. etc." (Geschichte des römischen Kaisers Leopold des Großen. 2 Bände. Fol.) und „Historia Josephi Primi Imperatoris cum App. etc." (Geschichte Kaiser Josef des I., sammt einem Anhange bis zum Frieden von Baden. Fol.) Der Ruf dieser Geschichtswerke drang über Oesterreichs und Deutschlands Grenzen hinaus und wurden sie von ausländischen Geschichtschreibern als Quellenwerke benützt; sowie dem schönen lateinischen Stil dieses geschmacklosen Jesuiten selbst von Protestanten Anerkennung gezollt wurde.

Von Karl Klein (geb. zu Wien 1710, † zu Linz 1764) bezeugt Stöger in Script. etc., daß er besonders in den Humanitätswissenschaften ausgezeichnet war (er leitete auch viele Jahre hindurch den lateinischen Unterricht der Repetenten in Raab, Szakolz und Leoben — vergl. S. 104); und so wollen wir, trotz Herrn Kelle, glauben, daß sein „Commentarius rerum gestarum Ludov. Andr. Comitis a Khevenhüller." Viennae 1740. (Geschichte der Thaten des Grafen Ludw. Andr. v. Khevenhüller), sowie seine „Oratio in laud. Leop. Comitis Daun, exercitusque, cui praefuit etc." Viennae 1758. (Lobrede auf den Grafen Daun und sein siegreiches Heer ꝛc.) in geschmackvoller Sprache und Darstellung verfaßt seien. Aber viel wichtiger für unsern Zweck ist ein anderes von Klein herausgegebenes Werk unter dem Titel: „Analecta poetica Prov. Aust. S. J., interpretatione et notis illustrata. Pars I. Epicorum. Viennae 1755. Pars II. Epigrammaticor. Ibid. 1757. Diese Sammlung von kleineren, epischen Gedichten und Epigrammen bietet uns Herrn Dr. Kelle gegenüber einen doppelten Vortheil: denn aus den weitläufigen Einleitungen, sowie aus einer Abhandlung über das Epigramm ersehen wir erstlich, daß Klein nicht bloß in den alten griech. und latein. Theoretikern und Dichtern sehr bewandert und selbst ein scharfsinniger Kunstkenner war, sondern auch mit seltener Leichtigkeit seinen Gedanken in geschmackvoller Weise Ausdruck zu verleihen wußte; die Sammlung beweist aber zweitens, daß Fertigkeit in der Handhabung der lateinischen Sprache und geschmackvolle Darstellung in der österreichischen Provinz nicht der Vorzug etlicher weniger, sondern so ziemlich aller ihrer Mitglieder war, wenigstens derjenigen, welche mit dem Gymnasiallehramte sich beschäftigten, oder darauf sich vorbereiteten: denn die Sammlung umfaßt Gedichte, welche theils Scholastiker (Repetenten, Philosophen, Theologen), theils Magister, theils Priester zu Verfassern hatten. Was sagt der Herr Doctor dazu?

Johann B. Premlechner (geb. zu Wien 1731, † ebendaselbst 1789) begann früh seine schriftstellerische Laufbahn mit glänzendem Erfolge. Nachdem er in Linz vier Jahre am Gymnasium docirt, trug er zum Priester geweiht, von 1762 bis zu seinem Tode, also 29 Jahre lang, die Dicht- und Redekunst am Gymnasium bei St. Anna in Wien vor. In den Sechziger- und Siebziger-Jahren veröffentlichte

er mehrere Gedichte und Reden, woraus man leicht die nahe Geistesverwandtschaft des Verfassers mit Horaz in der Poesie und mit Cicero in der Prosa erkennt. Nach seinem Tode erschien in Wien eine Gesammtausgabe seiner poetischen und oratorischen Schriften unter dem: „Joannis Bapt. Premlechner Lucubrationes Poeticae et Oratoriae.“ Vind. 1789. Diese Ausgabe habe ich vor mir und ich glaube, daß Stöger in seinen „Script. Prov. Aust.“ Recht hat, wenn er sagt, daß Premlechner verdientermaßen in lateinischer Poesie und Prosa mit den Schriftstellern des goldenen Zeitalters verglichen werden dürfe; damit stimmt de Luca (Gelehrt. Oest.) überein, wenn er seinem Zeitgenossen das Zeugniß gibt: „Besitzt in der lateinischen Dichtkunst ungemein viele Stärke;“ und auch bei v. Wurzbach heißt es: „Premlechner galt zu seiner Zeit als ein besonders gewandter lateinischer Poet. Cardinal Durigni .... widmete dem Verblichenen einen poetischen Nachruf.“ Der Herausgeber der „Lucubrationes etc.“ aber sagt in der Vorrede, daß er mit der Veröffentlichung einer vollständigen Sammlung der poetischen und oratorischen Schriften Premlechners gebildeten Männern einen angenehmen, den jungen Musenzöglingen einen nützlichen, dem Namen des Verfassers, sowie dessen Geburtsstadt und dem von ihm bekleideten Lehramte einen ehrenvollen Dienst zu erweisen glaube .... habe ja Premlechner Horaz und Cicero nicht so sehr nachgeahmt, als mit beiden gewetteifert .... und haben bisher unvollständige Ausgaben der Werke Premlechners dem Autor selbst im Auslande so großen Ruhm gebracht, so könne eine Gesammtausgabe denselben nur bestätigen und vermehren. Ein zeitgenössischer Dichter endlich beehrte den Dahingeschiedenen mit folgendem schönen Epitaphium:

Quem tegat hic tumulus, quem lugeat alma Vienna,
Turbaque Musarum moesta, Viator habe:
Lojolides, clarus vitae candore sacerdos,
Laurea doctrinae serta sacrae meritus,
Annis instituit ter denis atque duobus
Moribus ac studiis, spem Patriae, juvenns.
Romana et Graja viguit Patriaque loquela,
Insignis Vates, Rhetor et Historicus.
Calliope et Clio lacrimantes crinibus adstant
Passis avulsum et dulce Decus gremio
Heu! frustra manibus repetunt Archeronte ab iniquo,
Et triste adnutant augurium Patriae.

Nun kommen wir zu Sigmund Calles (geb. in Wien 1696, † ebendaselbst 1761), dem großen Annalisten Oesterreichs und der Kirche Deutschlands. Er war 11 Jahre Lehrer der Repetenten in der lateinischen und griechischen Sprache gewesen. Bekannt sind seine zwei Hauptwerke: „Annales Austriae ab ultima aetatis memoria ad Habspurgicae Gentis principia deducti etc. (2 Bände. Fol. Wien 1750) und „Annales Ecclesiastici Germaniae etc.“ (6 Bände. Fol. Wien 1756—69); welche nicht nur von dem Forscherfleiße, dem Scharfsinn und der Gelehrsamkeit des Verfassers ein bleibendes Denkmal sein werden, sondern auch von seinem klassischen Geschmack in Sprache und Darstellung zeugen. Dazu kommt noch „Series Misnensium Episcoporum etc.“ (Regensburg und Wien 1752) und eine Menge anderer historischer und genealogischer Werke (11 an der Zahl), welche sich als Manuscript in der kais. Bibliothek in Wien befinden. Calles war aber nicht bloß Geschichtschreiber; in seiner Jugend hatte er sich auch mit Poesie befaßt und zwei Gedichte herausgegeben: „Deliciae sacrae“ (Graz 1726) und „Elegia de pace et bello“; beide sind in sehr elegantem Stile verfaßt (Stöger: „Script.“); auch war Calles

der Verfasser der Leichenrede auf Kaiser Carl VI., als zu Ehren weiland Sr. Majestät der Trauergottesdienst vom akademischen Collegium der Gesellschaft gehalten wurde; „eine vortreffliche Rede“ nennt sie Stöger l. c.; und eine vortreffliche Arbeit war wohl auch die Festrede zu Ehren des Cardinals und Erzbischofs von Wien, Johann v. Trautson, als er mit dem Purpur geschmückt wurde.

Ein anderer in Poesie und Prosa geschmackvoller Schriftsteller und zugleich sehr verdienter Schulmann war Andr. Friz (von deutscher Abstammung, aber zu Barcelona in Spanien 1711 geboren, † 1790 zu Görz), „ein Mann,“ wie Stöger („Script. etc.“) sagt: „in jeder Art von Wissenschaft vortrefflich bewandert.“ Er war Grammatiker, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Theolog und Mathematiker, und hatte auf allen diesen Gebieten sich als Schriftsteller bewährt. In früheren Jahren war er Lehrer der Repetenten im Latein und Griechischen in Szakolcz und Raab gewesen, die drei letzten Jahre vor Aufhebung des Ordens lehrte er, weil seine angegriffene Gesundheit die Versetzung in ein milderes Klima nothwendig machte, die Mathematik in Görz. Von seinen vielen Werken (11 an der Zahl bei Stöger) wollen wir hier nur die poetischen und einige oratorischen anführen: „Zrinyus ad Szigethum. Comoedia a Rhetoribus Passavii acta 1738. Recusa Viennae Hymenaeus Austriacus in Nuptiis Annae Austriacae et Caroli Lotharingici. Graecii 1744. Oratio de Nobilium Collegio a M. Theresia Augusta Viennae Austriae recens instituto habita in eodem Collegio, cum Nobilis Juventus Augustae munificentiam communibus votis ac laetitia celebraret. Viennae 1750. Tragoediae, Dramata et Orationes. Vol. duo Viennae 1757 et 1764.“ Diese, so wie alle seine übrigen Werke zeichnen sich aus durch gediegene Latinität und geläuterten Geschmack.

Paul Makó de Kerek Gede (geboren 1724 zu Jaszapathi in Ungarn aus adelichem Geschlechte, † zu Ofen 1793) war nicht nur einer der größten Gelehrten seiner Zeit und hochverdienter Schulmann, sondern auch ein sehr eleganter Dichter. „Als Lehrer und Gelehrter,“ sagt Dr. v. Wurzbach (Biograph. Lex. ꝛc.) „nimmt Makó für seine Zeit eine hervorragende Stelle ein. Zur Aufnahme der Pflege der Wissenschaften in Ungarn trug er wesentlich bei. Sein ganzes Leben war ihr gewidmet, man kann sagen, er trieb die Wissenschaften mit Leidenschaft. Zur Erholung übte er die Dichtkunst und nicht ohne Talent und Erfolg. Seines „Elegiacon“ bediente man sich seiner Zeit ob der klassischen Sprache desselben in den schweizerischen Schulen zum Unterricht.“ . . . . . „Er sprach französisch und italienisch, zur Noth auch griechisch, das Hebräische verstand er fertig, deutsch lehrte und schrieb er, die lateinische Sprache aber hatte er in ihrer echt römischen und klassischen Zierlichkeit, er mochte Prosa oder Verse schreiben, ganz in seiner Macht.“ Mit Uebergehung seiner philosophischen, mathematischen, physikalischen und anderen Schriften (18 an der Zahl bei Stöger), wollen wir uns hier nur an die verschiedenen Ausgaben seiner Gedichte halten. Sie erschienen in folgender Ordnung: Elegiarum Liber unus (Tyrnau 1752) Carminum Elegiacorum Libri tres, addito dramate Nicomedes (Tyrnau 1764 und 1780, auch Basel 1783) sammt einigen didaktischen Gedichten: De arte placendi et de pellenda tristitia. Elegia de reddita M. Theresiae Augustae valetudine. (Wien 1767.) Elegiacon occasione Instaurationis Regiae Universitatis editum (Tyrnau 1780) und wiederum Elegiacon auctum et emendatum, adjecto Odario in secundas Josephi II. nuptias. (Ofen 1780.) Seine Compendien der Logik, der Metaphysik und der Mathematik

erlebten vier Auflagen in Wien, die letzte noch in den Jahren 1796 und 97 und eine fünfte in Venedig. Makó hielt auch die Festrede bei Eröffnung der königlichen Universität in Ofen (Ofen 1777 und Wien 1779) in lateinischer und deutscher Sprache. „Er starb allgemein betrauert im Alter von 69 Jahren" (v. Wurzbach); die Trauerrede hielt ihm Professor Anton Kreil (Stöger). So haben wir denn an Makó einen ebenso fruchtbaren, als geschmackvollen Schriftsteller in Poesie und Prosa.

Und da wir nun einmal in die östliche Reichshälfte hinüber gerathen sind, so können wir nicht gar so schnell wieder herauskommen. Nicht übergehen dürfen wir den Georg Pray (geboren zu Preßburg 1724, † ebendaselbst 1802), den großen, ja wohl den größten Geschichtschreiber Ungarns. Auf das Machtwort der Kaiserin Maria Theresia ward es ihm ermöglicht, die Urkunden in allen Archiven Ungarns zu durchsuchen und zu benützen, und so begann er denn mit seinen Forschungen und der Veröffentlichung einer unabsehbaren Reihe historischer Werke (mitunter auch einiger theologischen und poetischen) vom Jahre 1761 bis an das Ende seines Lebens; ja, drei bedeutende Werke von ihm erschienen als opera postuma erst nach seinem Tode (1805 und 1806 — Ofen, Pest, Wien). Seine Zeitgenossen nannten ihn den „Livius Ungarns", wohl ein Zeugniß nicht bloß für seine großartige Erudition, sondern auch für seine klare, gediegene Composition. De Luca („Gelehrtes Oesterreich") äußert sich über Pray folgendermaßen: „Ungarn kann sich Glück wünschen, einen Pray als National-Historiographen zu besitzen, ein Mann, dem selbst ein Böhm das Zeugniß eines großen Historikers gibt; es schrieb dieser gelehrte Mann: . . . „in his vero . . . . nullus est rerum talium intelligens aestimator, quin praecipuo quodam loco judicet referendum esse Georgium Pray, annalium nobilissimum auctorem, Hungariae eruditae ingens incrementum. Tam ille diligens est, tamque sagax in originibus gentis indagandis; tam studiosus fidei in rebus commemorandis, tam cultus verbis, ac toto orationis habitu decorus. Novit, quod in historia difficillimum est, obscuris lucem, vetustis novitatem, decus recentibus dare." Nach Böhm also war Pray „ein ausgezeichneter Annalist, eine neue Zierde des gelehrten Ungarns", der mit den übrigen Eigenschaften eines Geschichtschreibers auch eine „fein gebildete Sprache und geschmackvolle Darstellung" vereinte, „der es verstand, dem Dunkeln Licht, dem Alten Neuheit, dem Neuen Reiz zu verleihen." Ueber seine Poesien (ein Lehrgedicht in zwei Büchern über die Abrichtung der Falken und Falkenjagd, sowie ein Carmen eucharisticum) finden wir bei Dr. v. Wurzbach folgende Kritik: „Die poetischen" (Schriften des Pray) „enthalten, wie ein Kenner bemerkt, neben Stellen, die eines Varro und Columella würdig, im größeren Theile versificirte Prosa, und neben sorgfältigem Versbau gekünstelte Wendungen." In wiefern diese Kritik richtig ist, kann ich nicht entscheiden: sie enthält ungefähr eben so viel Lob als Tadel und läßt sich ja an dem besten Dichter immer Manches ausstellen; das Lehrgedicht war eben eine Jugendarbeit und erschien schon 1749 (Tyrnau), also zu einer Zeit, wo Pray erst im 25. Lebensjahre stand. Uebrigens war Pray für seine großen Verdienste von der Kaiserin Maria Theresia, vom Kaiser Josef II., Kaiser Leopold II. und Kaiser Franz II. auch großmüthig belohnt. Die Universität von Ofen veranstaltete zu Ehren des Verblichenen einen feierlichen Trauergottesdienst, wobei Leopold Schaffrath die Leichenrede hielt; einen Biographen fand er an Michael Paintner, späterem Großprobsten und Weihbischof zu Erlau.

Würdig stehen Georg Pray zwei andere Ordensbrüder, ebenfalls große Ge-

schichtsforscher und Schriftsteller, zur Seite: Stephan Katona und Stephan Kaprinai. Jener (nach Stöger zu Papa in Ungarn 1732 geboren und zu Kolocsa 1811 gest.) widmete gleich Pray all' seine Kräfte und all' seine Zeit der Erforschung und Bearbeitung der Geschichte Ungarns; ja, Dr. v. Wurzbach scheint ihm die Palme von allen ungarischen Geschichtsforschern zuerkennen zu wollen. „Keiner vor ihm," sagt er, „und keiner nach ihm hat auf diesem Gebiete eine solche Thätigkeit entfaltet und dabei mit so großer Gewissenhaftigkeit gearbeitet, wie er. Bemüht, die dunklen Stellen in der Geschichte seines Volkes aufzuhellen, aber nicht dieselben durch neue Hypothesen noch dunkler zu gestalten, beurkundete er ebenso großen Scharfsinn als Mäßigung, wo er polemisch auftreten mußte." Bei Stöger („Script. Prov. Aust.") finden sich 28 Werke von Katona verzeichnet, alle historischen Inhaltes, bis auf eine einzige Lobrede auf den heil. Josef von Calasanza; sein Hauptwerk ist die „Historia critica Regum Hungariae", 35 Bände. Uebrigens blieb auch Katona's verdienstvolles Wirken nicht ohne Belohnung; er wurde 1794 zum Canonicus des Kolocsaer Erzdomkapitels ernannt und im Jahre 1799 mit der Abtei des heil. Peter zu Bodrog-Monoster beschenkt. (Siehe Näheres bei v. Wurzbach und Stöger.)

Stephan Kaprinai (geboren zu Neuhäusel 1714, † 1786) schrieb theils in lateinischer, theils in ungarischer Sprache. Er war aber nicht bloß Geschichtsforscher, sondern auch Redner, Rhetor, Philosoph, Theolog, und in seiner Jugend auch Dichter; doch das Bedeutendste hat er auf dem Felde der Geschichte geleistet. „Als er," lesen wir bei Herrn Dr. v. Wurzbach, „als Historiograph seines Ordens, wozu er seiner geschichtlichen, seit Jahren mit beharrlichem Eifer vorgenommenen Forschungen wegen ernannt wurde, thätig war, blieb kein Archiv, keine Bücher-, Münzen-, Karten- und Handschriftensammlung von ihm undurchforscht, und gelang es ihm auch, manchen wichtigen, geschichtlichen Schatz, welcher sonst vielleicht der Vergessenheit verfallen wäre, zu Tage zu fördern." Stöger führt 10 Werke von ihm an, die in Druck erschienen sind, das bedeutendste darüber. „Hungaria diplomatica temporibus Mathiae de Hunyad Regis Hungariae." (Zwei Bände. Wien 1767 und 1771.) „Der erste Band," sagt v. Wurzbach, „dieses wichtigen und schon ziemlich seltenen Werkes enthält die Geschichte der Wahl des Math. Hunyades mit den Abbildungen seiner Münzen; der zweite die Analekten aller, die Geschichte seiner Regierung beleuchtenden Urkunden, mit einer historisch-diplomatischen Einleitung und Scholien über die Zeit von dem Interregnum bis zum Jahre 1461; der dritte Band dieses Werkes ist von der Censur unterdrückt worden und nicht bekannt, wohin er gekommen." Ein treffliches, mir wohl bekanntes Werk von Kaprinai ist seine „Institutio Eloquentiae Sacrae ex veterum ac recentiorum praeceptionibus adornata." (Zwei Bände. Kaschau 1758 und 1760, Tyrnau 1768); als Dichter hinterließ er aus seiner Jugendzeit „Sylvulae, seu varia Eligiarum artificia." (Klausenburg 1737.) „Aber einen ungleich größeren Schatz," wie v. Wurzbach bemerkt, „hat er handschriftlich hinterlassen . . . . ein großer Theil dieser Handschriften wird in der Ofner Universitätsbibliothek aufbewahrt." Bei Stöger findet man diese Manuscripte vollständig, bei Herrn v. Wurzbach theilweise angeführt; einige handeln von Münzen und Inschriften, alle aber, mit Ausnahme eines einzigen theologischen Werkes, dienen zur Beleuchtung der ungarischen Geschichte.

Wie klein erscheint neben solchen Heroen der Literatur der Herr Doctor in Prag mit seinem abgeschmackten Vorwurf von gänzlicher Geschmacklosigkeit!

Nicht übergehen darf ich Jos. Rájnis (geboren 1741 zu Güns, † 1812 zu

Keszthely), den Verfasser des für die Geschichte der ungarischen Dichtung so wichtigen Werkes: „A magyar Helikonra vezérlö kalaúz", d. i. Führer auf den ungari- Helikon (Preßburg 1781). Schon als er in Leoben in der Repetition war 1760, wo er mit besonderem Eifer die griechische Sprache betrieb (S. v. Wurzbach „Lex. 2c.), versuchte er es — der Erste, der diesen Versuch machte — das elegische Silbenmaß der Alten in der ungarischen Sprache anzuwenden. Später nahm er diese Versuche wieder energisch auf, und führte sie trotz mannigfacher Angriffe von verschiedenen Seiten mit Eifer und Consequenz fort und vollendete so das oben genannte Werk, welches eine vollständige ungarische Poetik ist, worin er die Grundsätze der ungarischen Prosodie aufstellte und seine eigenen Gedichte als Beispiele beifügte. Von mehreren Seiten angegriffen, vertheidigte Rájnis seine Grundsätze mit Energie und Geschick und verfaßte zu diesem Ende eine ungarische Uebersetzung der Gedichte Virgil's im Metrum des Originals, sowie später eine des Appulejus. In seinem handschriftlichen Nachlasse befand sich eine neue Bearbeitung des „Kalaúz" unter dem Titel: „Magyar Parnassus", worin seine sämmtlichen Gedichte, dann mehrere poetische Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, ein Lustspiel in Jamben und 5 Acten: „Az ikerek", d. i. die Zwillinge, frei nach Plautus, sich befanden. Uebrigens entwickelte Rájnis eine mannigfaltige literarische Thätigkeit und schrieb in lateinischer, deutscher und ungarischer Sprache; seine lateinischen Gedichte und Festreden, sowie seine übrigen Werke finden sich in Stögers „Scriptores etc." vollständig verzeichnet.

Zu den geschmacklosen Jesuiten, welche sowohl vor, als nach der Aufhebung des Ordens sich in Ungarn durch Hebung der Sprache, der Schule und der Erziehung, der Wissenschaft, der Religion und allseitigen Bildung sich nicht gewöhnliche Verdienste erworben und in der Literaturgeschichte des Volkes ein bleibendes Andenken gesichert haben, gehört in erster Reihe auch Joh. Bap. Molnár, geb. 1728 zu Csecseny, † 1804 zu Szepsi. Er schrieb theils in lateinischer, theils in ungarischer Sprache; seine Werke sind sehr mannigfaltiger Art; sie umfassen die Kritik und Pädagogik, die Redekunst, Dogmatik, Controverse und biblische Exegese, Kirchen- und Profangeschichte, Alterthumskunde und Naturforschung; ich nenne nur einige hieher gehörige: „De ratione critica legendi libros moderni temporis sine jactura Religionis et veritatis" (zwei Bücher: Preßburg und Kaschau 1776); „fünfzehn Briefe an Alexander Petrowsky, als er ihn über eine gute Erziehungsmethode zu schreiben aufforderte" (Preßburg 1776) in ungarischer Sprache; mehrere Jahrgänge von Predigten über Dogmatik und Moral, theils in lateinischer, theils in ungarischer Sprache; auch hielt er die Festrede im ungarischen Landtage bei der feierlichen Krönung Leopold's II.; „über das allerheiligste Altarssakrament und das heilige Meßopfer gegen die Calvinisten"; „Antworten auf die modernen Einwürfe (gegen die Religion), wodurch die Gemüther der Gläubigen verwirrt werden" (2 Bände: Kaschau und Wien); zwei Bücher mit Bemerkungen aus dem Homer und Hesiod gegen die Angreifer des alten Testamentes" (Pest 1794); „Auszug aus dem alten und neuen Testamente" (6. Auflage, Ofen 1793); „Kirchengeschichte" (4 Theile, Tyrnau und Klausenburg 1769—1788, in ungarischer Sprache); „von den denkwürdigen Bauten der Verfahren" (9 Bücher, 4°, Tyrnau 1760, in ungarischer Sprache); „Historiae Hungariae Synopsis" (im Manuscript); „Naturgeschichte 2c. in lateinischer und ungarischer Sprache (Ofen 1780 und Preßburg); „Anfangsgründe der Physik nach den Principien des Newton" (2 Bände, Preßburg 1777); „Ungarisches

Hausbuch" in 7 Bänden (Preßburg und Pest 1783—1785); das Werk ward von einem anderen ungarischen Jesuiten Johann Ilei bis zum 22. Bande fortgesetzt; „Eine Uebersetzung der Ilias ins Ungarische", bemerkt Herr v. Wurzbach weiter, „nebst anderen historischen und pädagogischen Schriften, soll er in Handschrift hinterlassen haben. Seine reichhaltige Bibliothek kam in den Besitz des Zipser Capitels." Das vollständige Verzeichniß aller seiner Schriften findet sich in Stöger's „Script. etc." Seine Verdienste fanden auch die verdiente Anerkennung; er wurde zum Director des königlichen Gymnasiums in Ofen und zum Präsidenten des Universitätssenates, später auch zum Ehrendomherrn des Erlauer Capitels und zum infulirten Abt von Belokut und Mitglied des Zipser Capitels ernannt. „So hatte denn Molnár", wie Dr. v. Wurzbach bemerkt, „während seiner 76jährigen Lebensdauer 32 Jahre als Professor und Director von Lehranstalten eine energische Thätigkeit entwickelt, und war insbesondere für die Hebung und Förderung der nationalen Sprache in Wort und Schrift thätig gewesen."

Der so eben genannte Johann Ilei, der Fortsetzer des Hausbuches von Molnár, war sonst besonders auf dem Felde der Poesie theils als selbständiger Dichter, theils als Uebersetzer thätig. Er übersetzte in das Ungarische drei Trauerspiele des Metastasio: „Salomon", „Ptolemäus" und „Titus" (Kaschau 1767); ferner des französischen Jesuiten Jak. Vanieri „Praedium rusticum" (Kaschau 1794) und des Boetius: Schrift „De consolatione philosophiae" (Kaschau 1766); seine eigenen poetischen Arbeiten in lateinischer Sprache sind folgende Dramen: „Titus, Mauritius, Salomon, Bartholomaeus, Cyrus" (Kaschau 1767) und „Ludi tragici in Academia Budensi nuper exhibiti" (Komorn 1791).

Doch, wir haben uns schon allzu lange in Transleithanien aufgehalten, und so sehe ich mich denn genöthigt, aus der großen Zahl anderer um die Wissenschaften und höhere Bildung wohl verdienter Jesuiten nur die Namen einiger weniger anzuführen, so z. B. eines Joh. Bapt. Prilaszky Gedichte: „Historia Mariana brevi metro concinnata per Elegias XL (Kaschau 1733); „Ludi poetici (Kaschau 1733. Herausgabe von mehreren griechischen und lateinischen Kirchenvätern mit Einleitungen und Commentaren); Valent. Keri: „Lusus poetici allegorici (Tyrnau 1736) mehrere historische Werke; Franz Kazi Gedichte: „Fasti Hungariae carmine alegiaco deducti" (Kaschau 1721); „Hunnias sive Hunnorum e Scythia Asiatica egressus", „Carmen" (Tyrnau 1731; mehrere ... historische Werke); Ant. Manczini schrieb ein treffliches Compendium über die Geschichte, Chronologie, Geographie, Heraldik, Diplomatik, Stenographie, Sphragistik, Münzwesen der Hebräer, Griechen, Römer und aller europäischen Staaten zum Gebrauche der Jugend; Nicol. Muszka Gedicht: „Epistolae familiares varii argumenti, versu elegiaco" (Kaschau 1739) zwei historische Werke: „Palatium regni Hungariae etc." (Wien 1736. Kaschau 1740. Tyrnau 1762 mit Zugaben und Verbesserungen); „Imperatores Ottomanici a capta Constantinopoli" (Tyrnau 1750) nebst mehreren theologischen Abhandlungen. Genaueres und Mehreres über diese und andere Schriftsteller sehe man in den oft citirten Werken von Herrn Dr. v. Wurzbach und Stöger.

Nun wollen wir noch einige Männer in dem westlichen Theile der ehemaligen österreichischen Ordensprovinz in's Auge fassen, denen ihre Zeitgenossen das einstimmige Zeugniß geben, daß sie für Ver-

breitung der Wissenschaften und des guten Geschmackes, und insbesondere für Hebung der deutschen Sprache und Literatur mit Eifer und Erfolg gewirkt haben: ein Zeugniß, das man eben gelten lassen muß, will man sich nicht mit geschichtlichen Thatsachen in Conflict setzen.

Ein solcher Mann war Felix Hoffstetter (geb. zu Wien 1741, † zu Großtaja in Mähren 1814), ein großer Kunstkenner und Literator. Er „übernahm im Jahre 1773," lesen wir bei de Luca, „das Lehramt der schönen Wissenschaften" — an der Theresianischen Ritterakademie in Wien — „denen er den Unterricht in den bildenden Künsten und ihrer Geschichte hinzugesellet hat. Seine erste Arbeit in dem Fache der Literatur, wodurch er seinen Zöglingen und allen Liebhabern von Geschmack ein sehr angenehmes Geschenk machte, hat die Fortsetzung des sel. Burkhard's Werkes: „von der Uebereinstimmung der Werke der Dichter und Künstler" (Uebersetzung eines Werkes von Spence aus dem Englischen) „zum Gegenstande, wozu er in Wien den zweiten Theil in diesem Jahre herausgab . . . Arbeitet über Gegenstände der Kunst aus der vaterländischen Geschichte." Später wurde Hoffstetter Bibliothekar der k. k. Universität in Wien und zugleich Beisitzer der Studien-Revisionscommission; dann war er eine Zeit lang Director der neu begründeten Theresianischen Ritterakademie u. s. w. (S. v. Wurzbach). Fernere Schriften von Hoffstetter sind: „Die Kunst, dargestellt in ihren Hauptzügen" (Wien Trattn. 1774). „Grundsätze der Kunst und ihre Geschichte" (Wien Kurzb. 1775). „Kurze Darstellung der Edelsteinkunde" (Wien Trattn. 1776). „Kleine Gedichte" (Wien Kraus 1780), wozu noch mehrere Gelegenheitsgedichte kommen; auch übersetzte er die Trauerrede, die auf Kaiser Josef II. in der Vaticanischen Capelle gehalten worden war, in's Deutsche (Wien 1791). „Die Luftschiffahrt, eine alte Erfindung ans den Schriften unserer Vorfahren", nebst anderen Aufsätzen in dem vom Freih. v. Gemingen herausgegebenen „Magazin für Wissenschaften und Literatur." „Uebersicht der Künste" (Wien 1785). „Nachrichten von Kunstsachen in Italien" (zwei Theile, Wien Kurzbach 1792). Auch gab Hoffstetter eine periodische Schrift, betitelt: „Magazin für Kunst und Literatur" heraus (18 Bändchen nach Stöger), welche außer vielen Gedichten und mehreren Mittheilungen über den Illuminatenorden auch interessante philosophische, kunsthistorische, namentlich aber Aufsätze zum Verständnisse jener denkwürdigen Zeit Zeit enthalten (vergl. v. Wurzbach). Besonders interessant für Herrn Dr. Kelle, als Professor des Mittelhochdeutschen, dürfte es sein, zu erfahren, daß ein Exjesuit schon zu Anfang dieses Jahrhunderts mit dem Studien der mittelhochdeutschen Dichter sich beschäftigt und eine Sammlung solcher Dichtungen herausgegeben habe unter dem Titel: „Altdeutsche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde, aus Handschriften der k. k. Hofbibliothek in die heutige Sprache übertragen" (Wien 1711, Schaumburg). Weniger Interesse, aber mehr Nutzen dürfte dem Herrn Doctor ein anderes Werk von Hoffstetter gewähren, das mehrere Auflagen an veschiedenen Orten erlebte und zuletzt zu vier Bänden anschwoll; es führt den Titel: „Wahrmund*), oder Antwort auf alte Verleumdungen wider die Jesuiten, wie sie in den neuesten Schmähschriften wiederholt werden" (Augsburg 1793 und 1794, Solo-

*) Auch die „Linzer Tagespost" mit ihrem Schandartikel vom 31. Juli könnte sich aus „Wahrmund" überzeugen, daß die Schande desselben nicht die Jesuiten trifft, sondern auf den armseligen Abschreiber (nach dem „Volksblatt" aus der

thurn 1820). Ich denke, der „Wahrmund" könnte dem Herrn Doctor über die Waffen und Taktik der Jesuitenfeinde manche Aufklärung geben, und um Aufklärung war es ihm ja zu thun, als er seine Broschüre vom Stapel ließ.

Eifrig wirkte gleich Hoffstetter sein frühverstorbener Ordensgenosse und Mitarbeiter, der vorhergenannte Josef Burkardt (geb. zu Wien 1732, † ebendaselbst 1773) zur Förderung der Literatur und des guten Geschmackes. Er war Lehrer der schönen Wissenschaften an der Theresianischen Ritterakademie, ein sehr arbeitsamer Mann und hochgeschätzt von Denis. Alle seine Schriften sind in deutscher Sprache verfaßt: vier Festreden, sieben Oden und mehrere Gedichte in der Zeitschrift „Oesterr. Patriot"; er übersetzte auch mehrere Werke aus dem Französischen und Englischen. Besonders aber machte er sich als eifriger und einsichtsvoller Lehrer um die Zöglinge im Theresianum verdient, denen er eine gründliche Kenntniß der alten und neuen Literatur beizubringen trachtete. Unter seiner Leitung erschienen mehrere literarische Arbeiten der jungen Akademiker in Druck, wie z. B.: „Vergleichung des Homer's mit Virgil"; „Vergleichung des Thucydides mit Livius aus dem Französischen des Ren. Rapin"; „Abhandlung über das Hirtengedicht" und dergleichen mehr — vom Jahre 1766—1773; in diesem Jahre erschien eine reichhaltige Sammlung von solchen Schülerarbeiten in zwei Bänden (Wien Kurzbeck); aber in demselben Jahre ereilte schon ein frühzeitiger Tod den eifrigen Lehrer.

Nachhaltig und in weiten Kreisen wirkte auch für Förderung wissenschaftlicher Bildung und des guten Geschmackes Joh. Christof Regelsberger (geb. zu Stazendorf in Niederösterreich, † zu Wien 1797), sowohl durch seine lehramtliche als schriftstellerische Thätigkeit. In den Sechziger Jahren wurde er Präfect an der Theresianischen Ritterakademie, versah aber zu gleicher Zeit das Lehramt der deutschen Sprache und ließ schon damals, wie wir aus de Luca ersehen, ermuntert von Denis, einige poetische und prosaische Aufsätze im österreichischen Patrioten einrücken. „Mit dem Jahre 1768", bemerkt der zeitgenössische de Luca weiter, „wurde er an der hohen Schule zu Wien zum Doctor der Philosophie promovirt und bekam das Lehramt" (der Dicht- und Redekunst), „dem er noch jetzt mit allem Ruhme vorsteht. Es gehört dieser Gelehrte zu denen, welche jetzt" (de Luca's Werk erschien 1776—78) „den guten Geschmack in Wien auszubreiten bemüht sind." Regelsberger bekleidete die Professur der schönen Wissenschaften volle 30 Jahre, d. i. bis an das Ende seine Lebens; sechs Jahre am akademischen und 24 am Gymnasium bei St. Anna (S. v. Wurzbach und Stöger). Von Regelsberger's zahlreichen Schriften sind einige in lateinischer, bei weitem der größere Theil in deutscher Sprache erschienen. Folgende mögen hier erwähnt werden: „Carmina a Poeseos Alumnis in Universitate Vindobonensi recitata, cum juventus studiosa Augustae Munificentia praemiis publice donaretur annis 1760—1761." „Premlechneri et Regelsbergeri Carmina." „Hochzeitlied auf die Vermählung Josef's II. mit Josefa von Bayern" (Wien 1765); „Idylle auf den Tod des Erlösers" (ebendaselbst 1766), „Idylle auf die Abreise J. K. H. Marien Charlotten, Erzherzogin in Oesterreich" (Ebendaselbst 1768); „Gedichte auf die Abwesenheit und Ankunft Sr. K. M. Josef's II." (ebendaselbst 1769); „Ode auf die

„Nordd. Allg. Zeitung"), oder Compilator desselben aus Jansenistischen Schmähschriften und auf eine Redaction zurückfällt, die mit solchen Lügenfabrikaten das Publikum düpirt.

Ankunft J. K. H. Leopold's und Louisen" (ebendaselbst 1770); „Auf Gellert's Tod" (ebendaselbst 1770); „Auf Rabener's Tod" (ebendaselbst 1771); „Auf den Tod des Fürsten Wenzel von Lichtenstein" (ebendaselbst 1772); „Ode an den Helden Laudon, den zehnten und größten Belagerer Belgrad's" (ebendaselbst 1789) u. s. w. „Horazen's Dichtkunst in neu entdeckter Ordnung: das vollkommenste Lehrgedicht, ein Meisterstück der Nachahmungskunst und Kürze. Lateinisch, nach einer 800jährigen Handschrift; übersetzt in eben dieselbe Versart mit Commentar, Anmerkungen und Lesearten und einem Auszuge aus Aristoteles' Dichtkunst" (ebendaselbst 1797). Mehreres bietet Stöger in „Script. etc."

Rühmliches hat auch für jene Zeit Franz X. Riedel (geb. zu Mautern in Oesterreich 1738, † zu Güns in Ungarn 1773) auf dem Gebiete der schönen Literatur geleistet und würde noch mehr geleistet haben, hätte nicht ein frühzeitiger Tod seiner literarischen Thätigkeit ein Ende gemacht. Auch er war Lehrer an der Ritterakademie in Wien; er trug Poesie vor und ertheilte zugleich Unterricht in der Architektur. Seine Gedichte zeigen im Allgemeinen poetische Begabung und Geschmack, sowie Gewandtheit im Ausdruck und in der Reimkunst; es sind folgende in chronologischer Ordnung: „Die Klagelieder Jeremiä verdeutscht" (Wien 1761); „zwei Festgesänge auf Leopold Großherzog von Toscana, anläßlich seiner Vermählung mit der spanischen Prinzessin Maria Louise" (Graz 1765); „metrische Uebersetzung alter biblischer Lieder" (Wien 1771); „Lieder der Kirche, aus den römischen Tagzeiten und dem Meßbuche übersetzt" (ebendaselbst 1773). Auch Riedel befaßte sich bereits vor 100 Jahren mit alt- und mittelhochdeutschen Studien; in sein Gedicht „das Buch Job in 12 Gesängen" nahm er absichtlich altdeutsche Wörter auf, weil ihm dieses für eine poetische Uebersetzung des vielleicht ältesten Werkes passend zu sein schien; und ist ein Verzeichniß dieser alten Wörter dem Vorberichte angefügt. Ueberdieß ist Riedel auch der Verfasser einer „Sammlung von Briefmustern für die Jugend", die nach seinem Tode zuerst in Wien 1775, später 1786 in Augsburg erschien (2 Theile) in der Folge aber unter dem Titel: „Wiener Secretär" mehr als 12 Auflagen erlebte. Endlich übersetzte Riedel auch das Werk des Jesuiten Joh. Bapt. Izzo: „Elementa architecturae civilis" in's Deutsche unter dem Titel: „Anfangsgründe der bürgerlichen Baukunst," das zuerst 1773 in Wien, dann aber in neuen Auflagen noch in den Jahren 1777, 1786 und 1796 erschienen ist. (Vergl. v. Wurzbach und Stöger.)

Ausgezeichnet nicht nur unter seinen Ordensgenossen, sondern unter allen Männern, die damals im südlichen Deutschland an der Ausbildung der Sprache und Förderung eines edlen Geschmackes in der Literatur arbeiteten, steht Ignaz Wurz da (geb. zu Wienerisch-Neustadt 1731, † zu Pierawart 1784); groß sind seine Verdienste, die er sich theils als Jugendbildner am Gymnasium und an der Universität, theils als Schriftsteller, besonders auf dem Gebiete der geistlichen Beredsamkeit erworben. Ueber ihn äußert sich de Luca („Gelehrtes Oesterreich") in folgender Weise: „Nach vollendetem Probejahre hörte er an der hohen Schule zu Graz die Philosophie, Mathematik und Theologie, und widmete seine müßigen Stunden der Ausbildung der deutschen Sprache. Schon im Jahre 1758, also drei Jahre, bevor die deutsche Gesellschaft zur Reinigung der Muttersprache in Wien, entstund, traten von unserem Wurz Aufsätze an's Licht, die hinlänglich bewiesen wie sehr dieser würdige Mann bemüht war, seine Muttersprache zu reinigen. Nach zurückgelegten Studien bekam er den Ruf in das k. k. Theresianum in Wien. Um

diese Zeit übersetzte er Bossuets Reden. In der Folge ward er durch zwei Jahre Lehrer der Grammatik an dem Gymnasium des Profeßhauses in Wien. Caspari war damals Director der Gymnasien, und durch ihn ward Wurz an dem nämlichen Gymnasium in das Lehramt der Dichtkunst eingesetzt. Wurz war der erste Lehrer, der überzeugt war, daß es nicht genug sei, die Jugend Latein zu lehren, sondern daß es vorzüglich erforderlich wäre, sie in deutschen Aufsätzen zu üben; er übte seine Schüler darin, und ließ am Ende des Schuljahres diejenigen öffentlich belohnen, welche die besten geliefert hatten. Mit dem Jahre 1764, am 3. April, als dem Tage der Krönung des römischen Königs und jetzigen Kaisers Josef II., bekam Wurz die Dankrede in Wien zu halten. Diese ward gedruckt und wurde dem damaligen Director des theologischen Studiums, dem würdigen .... Bischof von Stock bekannt. Dieser erwählte Wurz auf der Stelle zum öffentlichen Lehrer der geistlichen Beredsamkeit an der hohen Schule in Wien. Wurz bestieg 1764 den Lehrstuhl .... Als die Gesellschaft auseinander gieng, ward Kurz von der Monarchin in seinem Lehramte bestätiget. Allein mit dem Jahre 1776 verließ er das Lehramt und ward Pfarrer .... Die Facultät verlor einen ihrer würdigsten Lehrer und die Fremden — diese setzen einstimmig unter den besten Rednern Deutschlands Wurz oben an." So viel aus de Luca. Von seinen Werken, die alle in deutscher Sprache verfaßt sind, findet sich bei Stöger ein vollständiges Verzeichniß mit zwanzig Titeln; wir wollen daraus einige anführen: „Ode auf den Feldmarschall Daun nach dem Sieg bei Maxen" (Wien 1759); „Ode auf das Geburtsfest Sr. K. H. Josefs, Erzherzogs in Oesterreichs" (Wien 1762); „Der Vorwitzige, ein Lustspiel, aufgeführt von den Zöglingen des k. k. Theresianums in Gegenwart des Kaiserl. Hofes ꝛc." (Wien 1764); viele Fest- und Trauerreden; darunter die Trauerrede auf Franz I. und die Kaiserin Maria Theresia; die Sammlung aller seiner Reden und Predigten umfaßt 8 Bände (Wien 1783—86); dazu kommen noch: „Ausgewählte Beispiele geistlicher Beredsamkeit" (Lemberg 1783, 4 Theile); „Lob- und andere Gelegenheitsreden" (Münster 1780 und Augsburg 1783, 2 Theile); „Materialien für Predigten" (Augsburg 1795, 3 Bände); ferner „Lob- und Trauerreden von Karl de la Rue aus der Ges. Jesu" (aus dem Französischen, 3 Bände, Graz 1758); „Des Abbé Ciceri sämmtliche Predigten" (aus dem Französischen, 6 Theile, Augsburg 1762—64); „Bossuet's Trauerreden" (aus dem Französischen, Augsburg 1764); „Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit" (Wien 1770, 2 Bände); ein Auszug davon erschien in Wien 1776 und 1790; „Einleitung in die allgemeine Geschichte zum Gebrauche in den Schulen" (Wien 1764—70, 4 Theile). Stöger dürfte so ziemlich Recht haben, wenn er sagt: „Wurz kann mit Recht der Wiederhersteller der geistlichen Beredsamkeit nicht bloß in den österreichischen Ländern, sondern in ganz Ober-Deutschland genannt werden, wie nicht nur sein Lehrbuch, sondern auch seine zahlreichen Sitten- und Gelegenheitsreden bezeugen, so daß es schwer ist, zu bestimmen, in welcher Gattung er sich am meisten ausgezeichnet hat."

Ueberflüssig dürfte es sein, über Mastalier's und Denis Verdienste auf dem Gebiete der schönen Literatur, die sie sich als Lehrer und Schriftsteller erworben, mehreres zu bemerken: haben sich doch beide ein bleibendes Plätzchen auf dem deutschen Parnaß errungen. Carl Mastalier (geb. zu Wien 1731, † ebendaselbst 1795) war der freien Künste und Weltweisheit Doctor und k. k. öffentlicher Lehrer der schönen Wissenschaften an der hohen Schule zu Wien. (S. de Luca „Gel. Oesterr.") Er veröffentlichte in deutscher Sprache von den Sechziger-Jahren an bis 1780 mehrere Reden

(darunter auch die Trauerrede auf den Tod des Kaiser Franz I. und der Kaiserin Maria Theresia) und Gedichte; übersetzte auch einige Oden des Horaz; im Jahre 1774 erschien eine Gesammtausgabe seiner Gedichte in Berlin, und 1782 eine zweite vermehrte in Wien. Ueber ihn fällt Moriz Brühl in seiner Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands (S. 39) folgendes Urtheil: „Mastalier machte sich als Redner, Uebersetzer (des Horaz) und besonders als lyrischer Dichter bekannt. In letzterer Hinsicht muß man zwar in seinen Oden Begeisterung und Flug der Phantasie vermissen, kann ihnen jedoch edlen Patriotismus, Gedankenreichthum und wohlklingende, gebildete Sprache nicht absprechen. In seinen Lob- und Trauerreden stellt er sich als einer der bessern katholischen Prediger der Zeit dar, namentlich ist seine Trauerrede auf Kaiser Franz I. ausgezeichnet."

Von Denis sei hier nur kurz bemerkt, daß er, wie allgemein anerkannt ist, der Erste war, der in Süddeutschland in der Cultivirung der deutschen Sprache und Literatur bahnbrechend auftrat. „Wenn die Literatur in unseren Gegenden," sagt de Luca („Gelehrt. Oesterr.") sich der Reife immer mehr nähert, die Sitten feiner, der Geschmack gereinigter und die Sprache richtiger wird, so haben wir Denis vieles zu verdanken u. s. w." Mehreres anzuführen gestatten nicht die meiner Schrift gesteckten Grenzen, und halte ich es auch für überflüssig, da Denis lehramtliches und schriftstellerisches Wirken genugsam bekannt ist; wem es jedoch um eine vollständigere Kenntniß desselben zu thun ist, den verweise ich auf das oft genannte Werk von Herrn Dr. v. Wurzbach „Biographisches Lexikon ꝛc.", wo er eine treffliche Uebersicht hievon finden wird.

Diese Wolke von Zeugen dürfte genügen, um den Beweis zu liefern, daß auch im 18. Jahrhundert der gute Geschmack in der Literatur, sowohl in Prosa als in Poesie, weder der österreichischen noch der böhmischen Provinz „gänzlich abhanden gekommen war".

Doch nun werfen wir in aller Eile einige Blicke auf die übrigen Provinzen, und zwar zuerst auf die damaligen Nachbarprovinzen im Norden, auf die polnischen. Die Quelle, aus der ich citire, ist ein Werk, welches 1862 in Posen bei Ludwig Merzbach in polnischer Sprache erschienen ist; der Titel in's Deutsche übersetzt lautet: „Bibliothek der Schriftsteller der polnischen Assistenz der Gesellschaft Jesu ꝛc., in lateinischer Sprache verfaßt von Joseph Brown, Priester der Gesellschaft Jesu, in's Polnische übersetzt von Ladislaus Kiejnowski, ebenfalls Priester der Gesellschaft Jesu. Selbstverständlich muß ich mich auf gar wenige Namen beschränken, und so sei denn aus der ältern Zeit der berühmte Redner Petrus Skarga genannt (geb. 1536, † 1612 in Krakau). Er war Hofprediger des polnischen Königs Sigmund III. und kann mit Recht allen berühmten Rednern aller Zeiten und Länder an die Seite gestellt werden. „Wie Griechenland seines Johann Chrysostomus, wie Italien seines Petrus Chrysologus eingedenk ist," sagte der Hochw. Herr Bielowski in seiner Trauerrede auf den Verblichenen, „so wird Polen lange seines Petrus Chrysologus gedenken; so golden floß aus seinem Munde die Rede; ein Urtheil, das selbst von protestantischen Schriftstellern bestätiget wird; so von Fr. Kon. Gadebusch in „Liefländische Bibliothek", und von Ditrich in: „Hilares Livaniae plagae". Skarga war aber nicht nur ein ausgezeichneter Redner, sondern auch ein großer Theologe und ein auf verschiedenen Gebieten der Literatur sehr fruchtbarer Schriftsteller. Die Titel seiner Werke und die verschiedenen Ausgaben derselben in dem oben genannten Werke: „Bibliothek der Schriftsteller ꝛc." acht Seiten 4°; ja wohl auch heut zu Tage noch ist

Skarga für seine Landsleute ein klassisches Muster geistlicher Beredsamkeit, und wird es auch immer bleiben.

Würdig steht neben Skarga der Kanzelredner Stanislaus Grodzicki († 1613 in Posen); seine Predigten füllen acht Bände, und Lukaszewicz sagt von ihm in seinem (polnisch geschriebenen) Werke: „Historisch-statistisches Bild der Stadt Posen" (1838), daß Grodzicki zu den goldenen Predigern des Zeitalters Sigmunds gehöre.

Bekannter als die zwei soeben Genannten ist in Deutschland und in der literarischen Welt überhaupt Math. Kasim. Sarbiewski (geb. aus adel. Geschlechte 1595, † 1640 zu Warschau); vielleicht der eleganteste und geschmackvollste unter allen neuern lateinischen Dichtern. Der Ruf seiner Poesie erfüllte nicht bloß Polen, sondern durchdrang auch Deutschland, Italien, Frankreich, die Niederlande, England; und gelehrte Kritiker aus allen diesen Nationen sprechen sich einstimmig für die Dichtergröße Sarbiewski's aus; und in all' diesen Ländern sind wiederholte Auflagen seiner Gedichte erschienen. Eine der neuesten, die ich vor mir habe, ist von Herrn A. J. Rathsmann, Professor der schönen Wissenschaften in Breslau im Jahre 1800 veranstaltet worden mit dem Titel: „M. K. Sarbiewski's Lyrische Gedichte, metrisch aus dem Lateinischen übersetzt von rc. Mit beigedrucktem lat. Original." (Breslau). Herr Rathsmann zählt 31 Auflagen von Sarbiewski's Gedichten bis zum Jahre 1754: vier zu Cöln, ebenso viele zu Antwerpen, zu Wilna, Rom, Dijon, Paris, Kalisch, Danzig und eine „ohne Anzeige des Druckorts, vermuthlich zu Breslau". Aber die Anfangs erwähnte „Bibliothek der Schriftsteller rc." weist bedeutend mehrere nach, darunter zwei zu Leipzig 1683 und 1804, eine zu London (1684), zu Cambridge (1689), zu Venedig (1697), zu Straßburg (1805), in Ofen (1824), in Graz (1831) u. s. w. Viele gleichzeitige Dichter haben Sarbiewski's Muse in Gesängen verherrlicht, und sind seine Gedichte ganz oder theilweise auch in andere Sprachen übersetzt worden. So übersetzte schon vor Rathsmann J. N. Götz mehrere seiner Oden in's Deutsche; bekannter Maßen hat dasselbe Herder gethan, so sehr fühlte er sich von Sarbiewski's Geiste angezogen, und noch im Jahre 1831 erschien in Graz eine Uebersetzung ausgewählter Oden mit Erläuterungen.

Der gelehrte Hugo Grotius fällte von Sarbiewski das Urtheil: „Er hat den Horaz nicht nur erreicht, sondern hin und wieder übetroffen." Der englische Kunstrichter Vicef. Knox aber sagt: „Er" (Serb.) „mag nun den Pindar, die Sappho, den Anakreon oder den Horaz nachahmen, so ist er gleich glücklich. Seine Gedanken sind erhaben, oder zärtlich, je nachdem es die Materie erfordert; seine Sprache ist zierlich und sein Vers harmonisch. Moralische und religiöse Gedanken behandelt er mit einer klassischen Eleganz; wenn er aber einen Helden oder Staatsmann lobet, so verbindet er die ganze Stärke männlicher Beredsamkeit mit dem ganzen Feuer belebter Poesie u. s. w." Mehrere andere Zeugnisse stimmberechtigter Kenner bietet Herr Rathsmann, und noch mehr L. G. Langbein in seiner „Commentatio de M. C. Sarbievii Vita, Studiis et Scriptis". (Dresdae 1754), auf deren Werke ich hiemit den Leser verweise.

Sarbiewski war aber nicht bloß Dichter, er war auch Lehrer der Dichtkunst, und schrieb 4 Bücher „De perfecta poesi" und einen Commentar „De acuto etc."; nebstdem hinterließ er 4 Bände Reden (er war Hofprediger Königs Wladislaus IV.) und einen Commentar über den heil. Thomas von Aquin, anderer minder bedeutenderer Werke nicht zu gedenken.

So ist denn also Sarbiewski ein Dichter, der durch seine herrlichen Poesien,

wie kaum ein anderer, den Beifall der Gebildeten in allen Ländern sich erworben, und zur Verbreitung des reinen klassischen Geschmackes nicht nur in seinem Vaterlande, sondern in ganz Europa, und nicht nur für das 17. und 18., sondern auch für das 19. Jahrhundert beigetragen hat und noch immer beiträgt.

Zum Beweis, daß der Geist eines Skarga und Sarbiewski in den polnischen Provinzen auch im 18. Jahrhundert noch fortlebte, wollen wir aus vielen nur drei Beispiele anführen.

Faustin Grodzicki (geb. 1709, Todesjahr unbekannt) war ein ausgezeichneter Latinist und zeigte sich in den beiden Werken: „Theatrum eloquentiae etc." (Lemberg 1747) und „De perversa atque inepta stili ad scriptoris veteris exemplum conformatione liber" (ebendaselbst 1746) als trefflichen Kenner der Redekunst und des guten Geschmackes; sowie in einem dritten: „De scientia artium militarium etc." als allseitig gebildeten Mathematiker; letzteres Werk nennt Bentkowsky in seiner Literaturgeschichte ein ausgezeichnetes, und hinsichtlich seines Stiles sagt Trommler in seinem Werke: „De Polonis latine doctis," daß er ein vortrefflicher Kenner der lateinischen Sprache war.

Als würdigen Nachfolger des großen Skarga will ich nur Heinrich Filipecki nennen (geb. 1727, † 1792 als Canoniker in Lemberg). Nebst vielen anderen Werken (9 an der Zahl) veröffentlichte er auch 4 Bände Predigten, die zuerst in Lemberg (1783—84), dann wieder in Wilna (1839—42) erschienen.

Mit dem Namen Naruszewicz, Ad. Stanisl. (geb. 1733, † 1796 zu Janowiec in Galizien), nenne ich einen der größten Schriftsteller Polens. Nach Aufhebung der Gesellschaft wurde er bald Coadjutor des Bischofs von Smolensk, dann dessen Nachfolger und später Bischof von Luck. Es ist schwer zu sagen, ob er größer als Dichter oder als Geschichtschreiber war, von seinen trefflichen Uebersetzungen des Horaz und Tacitus gar nicht zu reden. Sein historisches Hauptwerk ist die „Geschichte Polens", wovon auch in Leipzig (1836) eine Auflage (10 Bände) erschienen ist; ebendaselbst erschien auch (1835) eine Ausgabe seiner Gedichte: Oden, Satiren, Idyllen, Briefe und Dramen; in all' diesen Gattungen zeigt er sich als genialen Dichter. Das Verzeichniß seiner Werke in der „Bibliothek 2c." übersteigt die Zahl dreißig.

Bedenken wir nun, daß Skarga in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also zur Zeit, wo der Orden erst in das Königreich war eingeführt worden (1571 gab es erst vier Collegien in ganz Polen), Sarbiewski in der ersten Hälfte des 17. und Naruszewicz in der zweiten des 18. Jahrhunderts blühte, und daß selbstverständlich diese nicht die einzigen Vertreter der Literatur und des guten Geschmackes waren, wie man aus der 500 Seiten 4° umfassenden „Bibliothek 2c." ersehen kann, so wird man sich leicht überzeugen, daß auch in den polnischen Provinzen der gute Geschmack weder in der älteren Zeit „außerordentlich gering gewesen", noch „seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ganz abhanden gekommen war."

Nun wollen wir die Nachbarprovinzen im Westen, die deutschen, ein wenig ins Auge fassen. Da zieht gleich Anfangs der erste deutsche Jesuit, der die ersten Collegien in Deutschland gegründet, und der erste Provinzial der ersten deutschen Provinz war, der gefeierte Petrus Canisius (beatificirt 1866) unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ein Belletrist im modernen Sinn war nun Canisius nicht, aber dennoch war er ein klassisch gebildeter Mann: denn einem Manne, der auf mehreren Reichstagen (zu Regensburg 1556 und 1576, zu Augsburg 1559 und 1566)

sein Wort geltend machte, der in öffentlicher Disputation (Religionsgespräch in Worms 1557) redegewandten und auf klassische Bildung pochenden Gegnern (Melanchthon) gegenüberstand; der erst einige zwanzig Jahre alt im Concil von Trient vor den gelehrtesten und gebildetsten Männern der Welt durch seine Gelehrsamkeit, Reife des Urtheiles und Gewandtheit großen Beifall fand; der als Gesandter an Kaiser und Reichsfürsten sich deren Hochachtung gewann; der durch seine siegreiche Beredsamkeit, mochte er sein Wort an weltliche oder kirchliche Fürsten, oder in schlichter Predigt an das Volk richten, die Geister beherrschte; der der Reformator der niederen und höheren Schulen in Deutschland und Oesterreich war; der endlich der Verfasser von größeren und kleineren Schriften ist, die sich nicht bloß durch ihren Inhalt, sondern auch durch die einfache, zierliche Sprache und präcise gediegene Darstellung empfehlen, den allgemeinen Beifall der Zeitgenossen fanden und noch im 19. Jahrhundert neu aufgelegt wurden: wer, sage ich, wird einem solchen Manne Bildung und Geschmack absprechen? Und nur von diesem Gesichtspunkte aus betrachte ich hier Canisius: seine Werke bezeugen, daß er ein Schriftsteller war, der allseitige theologische Gelehrsamkeit mit klassischer Bildung verband. Seine Hauptwerke sind: „Summa doctrinae Christianae, seu Catechismus major." (Größerer Katechismus — Wien 1554, sehr viele Auflagen — die neueste Ausgabe Augsburg 1834 in 4 Großoktavbänden.) „Institutiones Christianae, seu parvus Catechismus." (Kleiner Catechismus — 1566 — unzählige Male aufgelegt und fast in alle Sprachen übersetzt; ein noch immer unübertroffenes Werk; in neuester Zeit erschienen vier Auflagen des lateinischen Textes und drei in deutscher Uebersetzung.) „De Verbi divini corruptelis adversus Centuriatores Magdeburgenses," (Von den Verfälschungen des Wortes Gottes gegen die Magdeburger Centuriatoren (protest. Verfasser einer Kirchengeschichte. 2 Bände 1571—77.) „Notae in evangelicas lectiones etc." (Bemerkungen zu den evangel. Lesungen, die das ganze Jahr hindurch an den Sonn- und Festtagen in der katholischen Kirche vorkommen, 1591—93, 2 Bände 4° in deutscher Sprache herausgegeben. — Augsburg 1844 von Dr. Her. Haid.) „Cyrilli, patriarchae Alexandr. opera." (Köln 1746.) „Leonis Pontific. M. opera." (Löwen 1566.) Die minder bedeutenden Werke, worunter sich auch mehrere in deutscher Sprache geschriebene befinden, übergehe ich; dafür will ich das Urtheil des berühmten Cardinals Baronius über des Canisius' Werk gegen die Magdeburger Centuriatoren anführen, er sagt nämlich: „Bediene dich, lieber Leser, dessen, was der hochehrwürdige Petrus Canisius, dessen Lob im Evangelium in allen Kirchen erschallet, sowohl fromm, als auch zierlich und gelehrt nach seiner Gewohnheit geschrieben hat;" und schließlich mögen zwei Epigramme auf Canisius folgen, wovon das eine keinen Geringeren als den Kaiser Ferdinand, das andere einen gewissen Myräus zum Verfasser hat:

Epigramm des Kaisers:

Erudit ille stilo populos, hic fulmine linguae
Incendit, castis moribus iste trahit:
Millibus e multis da, qui simul omnia possit:
Haec potuit noster Caesare teste Petrus.*)

*) Einer belehrt durch die Schrift, durch die Rede entflammet der Andre,
Dritte begeistern die Welt, wirkend durch Sitte und Zucht.
Gib uns aus Tausend den Mann, der ein Meister der dreifachen Kunst ist:
Dieses hat Petrus vermocht, wie es der Kaiser bezeugt.

Epigramm des Myräus:

Quis Fidei expediet mysteria? Petrus: opella
Exigua Fidei grande reclusit opus.
Petrus, quem coluit felix Germania patrem,
Quem stupuere olim curia, templa, scholae.*)

Im Jahre 1566 kam der berühmte Jak. Pontanus,**) noch sehr jung, aber bereits ein ausgezeichneter Humanist, als welchen er sich schon während seiner Studien am Prager Gymnasium erprobt hatte, aus der böhmischen Provinz in das Collegium von Augsburg und vollendete dort seine Studien. „Als in Augsburg 1582," erzählt Herr Plac. Braun (S. 178) in seiner „Geschichte des Collegiums der Jesuiten in Augsburg" (München 1822), „das Gymnasium eröffnet wurde, übergaben ihm seine Obern die Leitung der neuen Schulanstalt und bestellten ihn zum Professor der Poesie und Rhetorik, worin er auch die jungen Jesuiten unterrichten mußte.***) Während seines Lehramtes, welches er 27 Jahre in Augsburg versah, verbesserte er in der Societät die Lehrart und brachte die schönen Wissenschaften in Gang." Nach Anleitung des Pontanus beförderte auch der Provinzial, Georg Rosesius, das Studium der Humanioren und machte in der oberdeutschen Provinz viele Reformen (Braun S. 177). „Pontanus war," fügt Herr Braun hinzu (S. 179), „in den schönen Wissenschaften vollkommen eingeweiht, wurde von den Katholiken sowohl als Protestanten als der größte Lateiner gerühmt, besaß große Kenntnisse in der griechischen Sprache, war ein Poet und Philolog ohne seines gleichen . . . . nützte durch seine vielen Werke dem Lehrer und dem Schüler, der geistlichen und der profanen Literatur." Von seinen Werken, welche direct die Förderung des klassischen Studiums und Geschmackes bezweckten, seien außer den S. 4 angeführten, noch folgende bemerkt: „Institutionum poëticarum Libri III."; „Tyrocinium Poëtices"; „Floridorum Libri VIII." und „Hymnorum Liber singularis" (Gedichte des Pont.); „Parthenometrica, id est, meditationes, preces et laudes in Virginem Matrem potissimum ex Ecclesiasticis Graecorum monumentis; Philocalia sive excerpta ex sacris et profanis auctoribus Libri X."; „Hortuli Sententiarum ex Ovidio"; „Dissertatio de praestantia Epistolarum Ciceronis"; „Centuria epistolic. Formularum"; „Forum latinitatis." Alle diese Werke wie die Seite 4 genannten, wurden mehrmals aufgelegt, und theilweise auch noch heut zu Tage von Bearbeitern von Uebersetzungsbüchern benützt — natürlich ohne die Quelle, aus der sie schöpften, zu nennen — so trefflich sind sie, sowohl hinsichtlich des Inhalts, als des Stils. Ein vollständiges Verzeichniß aller Werke des Pontanus gibt Pelzel; denn auch die Böhmen rechnen den Jesuiten als ihren Landsmann zu ihren literarischen Größen, und findet sich seine Bio-

*) Wer wird uns lehren den Grund und des Glaubens Geheimnisse? Petrus
Oeffnet die Pforten und macht leicht uns das schwierige Werk.
Petrus, welchen als Vater das glückliche Deutschland verehrt hat,
Welchem die Curie einst staunte und Kirche und Schul'.

**) Vergleiche S. 4, wo irrthümlich 1596 statt 1566 und Sparmüller statt Spanmüller steht.

***) Da haben wir schon in der frühesten Zeit, noch bevor die Ratio studiorum existirte, ein Beispiel von der Repetitio humaniorum, obgleich Herr Dr. Kelle (S. 12) keck und steif behauptet, daß sie erst „seit den Dreißiger-Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen" habe.

graphie und Abbildung im 1. Bande der böhmischen und mährischen Gelehrten. Wohl in weiten Kreisen also und bis auf die späte Nachwelt wirkte Pontanus während seines beinahe 30jährigen Lehramtes und durch seine schriftstellerische Thätigkeit für klassische Gelehrsamkeit und Eleganz.

Ein würdiger Schüler des großen Pontanus war der große Matthäus Rader (geb. 1561 zu Innichen in Tirol, † 1634 zu München), der berühmte Verfasser von „Bavaria sancta" und „Bavaria pia" (4 Theile, Fol.), dem seine vielen namhaften Schriften auch die Anerkennung und Hochachtung der protestantischen Gelehrten verschafften. Er studirte in Augsburg unter Pontanus die Rhetorik, die er dann selbst, wie Herr Braun in dem soeben citirten Werklein sagt, „vom Jahre 1591—1621 mit allem Beifall lehrte." „Rader," fügt eben derselbe hinzu, „war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, der würdigste Schüler seines Lehrmeisters Pontan, von dem er die Liebe zu den schönen Wissenschaften und zum Studium des Alterthums ererbte. Ihm verdankt die geistliche und profane Literatur sehr nützliche und seltene Schriften ꝛc." Braun gibt nun ein Verzeichniß der Schriften Rader's; es erreicht die Zahl 19; mit Uebergehung seiner vielen Bearbeitungen und Uebersetzungen griechischer Kirchenschriftsteller, nenne ich hier nur die Werke, die sich auf die klassische Literatur beziehen: „M. Val. Martialis epigrammatum LL. XII emendati" (1599); Ejusdem Libri omnes cum Comment." (1602); „Q. Curtius Synopsibus et Argumentis illustratus" (1615); „Q. Curtii historia de Alex. M. cum Comment." (1628); „Commentarii ad L. Ann. Senecae Medeam" (1631); „Commentarii ad Senecae Troodes etc." Hieher gehört auch ein von ihm verfaßtes Gedicht: „Quatuor Novissima" (1629). Vergl. Kobolt's Bayerisch. Gelehrten-Lexikon. Andere dem Collegium in Augsburg angehörige und um Jugendbildung hochverdiente Jesuiten sind aus jener Zeit Georg Mayr, vollkommen vertraut mit der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache. (Er gab heraus eine griechische Uebersetzung des Thomas von Kempen, Weihnachtslieder in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache, Osterlieder in lateinischer, griechischer, hebräischer und deutscher Sprache, eine griechische Uebersetzung des kleinen Katechismus von P. Canisius ꝛc.); Christof Ott, der Fortsetzer des historischen Werkes von Turselin („Abriß der allgem. Geschichte") und Verfasser einer Geschichte des 17. Jahrhunderts. Wolfgang Schönsleder, der durch sein „Promptuarium germanico-latinum", sein „Onomasticum graeco-latinum et latino-graecum", durch sein „Promptuarium in usum Tyronum eloquentiae", sowie durch zwei musikalische Werke sich um die klassische Wissenschaft und schöne Kunst große Verdienste erworben. (Vergl. Braun und Jöcher's „Allgem. Gelehrten-Lexikon.")

Von den Bemühungen des deutschen Jesuiten Masen (Masenius) für klassische Gelehrsamkeit und klassischen Geschmack war bereits S. 7 die Rede; zu den dort angeführten Werken kommen noch seine „Exercitationes oratoriae etc." (Köln 1660 und 1690.) Aber nicht nur durch theoretische Lehrbücher (alle in trefflichem Latein geschrieben) suchte Masen den guten Geschmack zu fördern, er war auch selbst ein geschmackvoller Dichter, wie sein Epos „Sarkothea" bezeugt, ein erhabenes und an großen Schönheiten reiches Gedicht, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Veranlassung zu einer längeren Controverse gab, indem ein gewisser Herr Lauder behauptete, Milton habe in seinem „Verlorenes Paradies" mehreres aus dem Gedicht des Jesuiten entlehnt und dadurch mehrere Gegenschriften hervorrief.

Am Ende einigte man sich so ziemlich in dem Urtheil, daß Milton immerhin einzelne Stellen aus Masen und aus anderen Dichtern benützt zu haben scheine, dabei aber als selbständiger, nicht als sclavischer Nachahmer zu Werke gegangen sei, ungefähr so, wie Virgil den Homer nachgeahmt habe. Sonst schrieb auch Masen — gewiß nicht im geschmacklosen Stile — ein großes historisches Werk: „Antiquitates et Annales Trevirenses" (2 Bände Fol.). „Anima historiae, i. e. Historia Caroli V. et Ferdinandi I. Imperatorum" (1776, 4°). „Concionator orthod. etc." (Frankfurt 2 Bände Fol.) u. s. w.

Nun kommen wir zu einem andern geschmacklosen deutschen Jesuiten, nämlich Friedr. v. Spee. Er war Theolog, Philosoph, Jurist, Dichter und Musiker und, was noch mehr, als all' dieses ist, ein Priester voll christlicher Nächstenliebe, als deren Opfer er auch (1635) fiel; doch wir wollen hier nur den Dichter betrachten. Nach dem so ziemlich allgemeinen Urtheil der Literärhistoriker nimmt er als Sänger der „Trutznachtigall" einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern Deutschlands ein. Sprachgewandtheit, naive Einfachheit, ein eben so reiner, als reicher, poetischer Duft zeichnen seine Lieder aus. Mit schöpferischem, selbständigem Takte, ohne von Opitz und seiner „deutschen Poeterei" etwas zu wissen, war Spee sein eigener Meister, indem er das alte Kirchenlied, die lateinischen Hymnen, und die Volksdichtung sich zum Muster nahm. Auch sein „Gülden Tugendbuch" enthält treffliche, von echt poetischem Geiste durchwehte Lieder.*) Aber gänzlich übergehen kann ich sein bekanntes Werk: „Cautio criminalis etc." doch nicht, worin er das gräßliche, haarsträubende, besonders in Deutschland (im protestantischen noch mehr als im katholischen) grassirende Schreckenssystem der Hexenprocesse nicht ohne eigene Gefahr mit eben so viel Freimüthigkeit als Gründlichkeit angriff, und das allmälige Aufhören desselben anbahnte: so daß Spee nicht nur in der Literatur-, sondern, was noch weit mehr ist, auch in der Culturgeschichte des deutschen Volkes einen Ehrenplatz ersten Ranges einnimmt.

Den genialen Athan. Kircher, eine der größten Zierden Deutschlands**), würde ich hingegen nicht nennen, wenn er nicht mit seiner immensen Gelehrsamkeit auch einen geläuterten Geschmack verbunden hätte. „Sein Stil," sagt ein französischer Kunstrichter, „ist fließend, rein, volltönend, frisch, belebt durch mancherlei Citate in Vers und Prosa, die er geschickt dem jedesmaligen Gegenstande anzupassen weiß," so daß Kircher nicht nur ein Lehrer der Wissenschaften, sondern auch des guten Geschmackes ist. Ebenso würde ich den großen bayerischen Geschichtsschreiber***) Andr. Brunner (geb. zu Hall in Tirol, † zu Innsbruck 1650) mit Stillschweigen übergehen, wenn er nicht zugleich nach Alegambes Zeugniß ein ausgezeichneter Humanist und Dichter gewesen wäre. (Vergl. Jöcher.)

---

*) Die „Trutznachtigall" erschien zuerst im Druck 1649 in Köln; im 19. Jahrhundert ward sie herausgegeben von Cl. Brentano, Berlin 1817, von Hüppe und Junkmann, Coesfeld 1841, überarbeitet von Wilh. Smets, Crefeld 1845, von F. X. Weninger S. J. Innsbruck 1844; das „Gülden Tugendbuch" ward zuerst herausgegeben 1647 in Köln; in neuerer Zeit 1829 in Coblenz.

**) Viele seiner in Rom erschienenen Werke wurden auch in Deutschland aufgelegt und in die deutsche Sprache übersetzt.

***) Annales virtutis et fortunae Baiorum. (München 1628—1635. Drei Bände. Neue Auflage, veranstaltet von Leibnitz 1710, Frankfurt a. M.)

Ausgezeichnet als vielseitiger Dichter steht Jak. Bidermann da (geb. zu Ehingen, † 1639 in Rom). Seine poetischen Werke sind folgende: „Epigrammatum libri III" (2 Auflagen in Dill., 1 Auflage in Rom); „Herodias" (ein episches Gedicht in drei Gesängen. Dillg.); „Narrationum selectarum libri III ex M. T. Cicerone"; „Narrationum selectarum libri III ex Seneca, Gellio, Plinio" (beide in Dillg.); „Heroum Epistolae—Libri III" (Rom und München); „Deliciae sacrae—libri III" (Rom und Antwerpen); „Heroidum Epistolae—libri III" (Rom); „Acroamatum Academicorum libri III"; „Utopia, seu Sales Musici" (Dillg.) Bidermann scheint wahrlich kein geschmackloser Dichter gewesen zu sein, da er sich so lange auf dem lateinischen Parnaß des 17. Jahrhunderts behauptete, wo es an großen Dichtern und strengen Kritikern bekanntermaßen nicht fehlte.

Ein ausgezeichneter und äußerst fruchtbarer Schriftsteller in Poesie und Prosa war Johann Bissel (Bisselius, geb. zu Babenhausen in Schwaben, † in Amberg 1677). Von seinen Gedichten, die ebenso von des Verfassers Gewandtheit in der Sprache und Versbildung, als von seiner religiösen Begeisterung und Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur zeugen, seien folgende erwähnt: „Cliens Marianus Elegiis descriptus". (5. Auflage 1634, München.) „Vernalia, seu de Laudibus Veris" (München 1638 und 1640.) „Deliciae Aestatis". — „Antiquitatum Angelicarum . . . Tuba jambica."

Mit Jakob Balde (geb. 1603 zu Ensisheim bei Colmar, † 1668 zu Neuburg a. d. D.) nenne ich ein großes Dichter-Genie, ja wohl eines der größten, die es je gegeben. Eine Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien zuerst in Cöln 1660 in 4 Bänden; eine vollständigere 1729 in München, 8 Bände 8°; die Zahl der Auflagen einzelner Theile dürfte sich ins Unbestimmte verlieren; in der neuesten Ausgabe seiner lyrischen Gedichte von Fr. Hipler, Münster 1856, füllt das Verzeichniß derselben über vier Blätter; darunter reichen außer der Münster'schen noch fünf andere ins 19. Jahrhundert herein (2 in Zürich 1805 und 1818, beide vom berühmten J. C. Orelli veranstaltet; eine Auswahl 1824, Wien, von Fr. Rohn; eine andere in Augsburg 1829 von Prof. Ciesca; eine vollständige mit Anmerkungen versehene Ausgabe, München 1844, vom P. Bruno Müller O. S. B.) Balde hat in allen Dichtungsarten seine klassische Meisterhaftigkeit bewährt (im Epos und Drama, in der Ode, Elegie, Idylle, Satire und im Epigramm), aber den schönsten Kranz wand er sich als Lyriker. Doch ich brauche Balde nicht zu loben; ihn loben die vielfältigen Auflagen seiner Werke, ihn lobten seine Zeitgenossen, darunter der protestantische große Philolog und Dichter Barläus zu Amsterdam, und der Engländer Sottwell, ebenfalls ein berühmter lateinischer Dichter; ihm haben auch namhafte Dichter und Kunstrichter der neuesten Zeit Anerkennung gezollt, wie ein J. C. Orelli, ein Aug. W. Schlegel (trotz der sonst strengen Kritik), am entschiedensten Joh. Gottfr v. Herder in seinem Kenotaphium auf Jak. Balde (Terpsichore*) Bd. 3); sein An-

*) Herder's Worte sind: „Gleich dem Horaz hat Balde seine lyrischen Gedichte in vier Bücher und ein Buch Epoden geordnet. An Zahl der Gesänge übertrifft er den Römer bei weitem, vielleicht auch an Reichthum eigenthümlicher Wendungen und an dem was man genialische Composition nennen könnte; natürlich aber konnte er in Anpreisung eines heidnischen Lebensgenusses mit dem Venusiner nicht wetteifern wollen; am wenigsten durfte und wollte er sich in Epoden erlauben, was sich der

denken verewigt endlich das ihm zu Ehren zu Neuburg a. d. D. 1828 errichtete Denkmal. Mehreres zu einer genaueren Würdigung Balde's bietet die oben genannte Münster'sche Auflage seiner Oden in der trefflichen Einleitung, sowie eine 1773 bei Fr. Pustet in Amberg erschienene Lebensskizze des Dichters, und die ebendaselbst erschienene Festschrift zur Feier seines 200jährigen Todestages.

So hat denn das an Dichtern so fruchtbare Rom nur einen großen Lyriker hervorgebracht, den Horaz — alle übrigen lohnt sich, nach Quintilians Zeugniß, kaum der Mühe zu lesen — die Societät kann zwei Dichter aufweisen, die nach dem Urtheil stimmberechtigter Kenner dem römischen Lyriker ebenbürtig zur Seite stehen, ja manchmal ihn übertreffen; und könnte sich auch die Societät keiner anderen trefflichen Dichter, Redner und Schriftsteller rühmen, wodurch sie Wissenschaft, Bildung und Geschmack gefördert, so hätte sie sich immerhin auf diesem Gebiete schon dadurch große Verdienste erworben, daß in ihrer Schule ein Balde und ein Sarbiewski reifte.

Wirkte Balde's Dichtergeist so anregend und nachhaltig außerhalb des Ordens, sowohl umsomehr innerhalb desselben und besonders in den deutschen Provinzen, so daß Hrn. Dr. Kelle's Behauptung, „der gute Geschmack war seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts auch in den Provinzen Ober-Deutschland, Ober- und Nieder-Rhein ganz abhanden gekommen," sich schwerlich bewahrheiten dürfte.

Der schon S. 97 als der Begründer des Gradus ad Parnassum genannte Paul Aler (gestorb. 1727) steht an der Schwelle des 18. Jahrhunderts. Aler war ein einsichtsvoller und eifriger Schulmann, ein großer Kenner der lat. Sprache, wie ein in der klassischen Literatur wohl bewanderter Lehrer, ein klassisch gebildeter Schriftsteller. Er lehrte 1676—1691 zu Cöln in dem sogenannten „Sodalitium latinum" die schönen Wissenschaften, stand hierauf als Regens dem Gymnasium in Trier 16 Jahre vor, bekam dann wegen seiner anerkannten schulmännischen Tüchtigkeit von den Obern den Befehl, die Gymnasien zu Münster, Aachen, Trier und Jülich zu regieren und ihre Einrichtung zu besorgen. Von seinen lat. Sprachkenntnissen zeugt nicht nur sein Gradus ad Parnassum, dessen Abfassung ihn nöthigte, alle lat. Dichter

---

Römer erlaubte. Dem Libertinismus des Horaz in der Denkart war nicht nur seine Regel, sondern auch sein Charakter zuwider. Dagegen, was moralisch groß und schön oder heilig und lieblich und wohllautend ist, deutsche Stärke, frische Tugend, christliche Sittlichkeit, andächtige oder thätige Liebe hat er in jeder ihm nahen Situation angepriesen. Muthiger aber noch und stärker hat er die Laster angegriffen, den Frevel entschleiert, die Heuchelei und Tyrannei gebändigt. Er umfaßt viele große merkwürdige Gegenstände mit einer großen Seele; und an Formen der Composition, an lyrischen Abwechselungen und Einkleidungen ist er so reich als irgend kaum ein anderer Dichter. Bringt man hiezu noch die hohe Bedeutsamkeit seiner Gesänge für die christliche Ueberzeugung in Anschlag, so stehen sie eben so wenig an Größe des Inhalts als an Genie und Kunst den römischen nach, wenngleich er sein München nicht in die Hauptstadt der Welt: Rom, seinen großen Maximilian nicht in einen Cäsar Augustus umschaffen konnte. In diesem und mehrerem Betracht ist er ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten, und manche süße Stunde der Mitternacht, ja ich darf sagen, manche tiefe Furche der inneren Cultur habe ich unserem Dichter zu danken. Er kann und soll uns allen Stimme und Vorbild sein, wie auch wir in und außer Horazens Weise für unsere Zeit werden, was an uns unsere Zeit bedarf."

aufmerksam zu lesen und daraus das Zweckmäßige zu excerpiren, sondern auch das von ihm bearbeitete, für jene Zeit gewiß großartige Deutsch-Lateinische Lexikon: Dictionarium Germanico-Latinum etc. (Cöln 1727, 2 dickleibige Octavbände mit kleinem Druck und 2295 Seiten.) Als Kenner der schönen Wissenschaften erwies er sich durch folgende theoretische Schriften: Tractatus de artibus humanis (Trier 1717, 4°). Appendix ad praecepta literarum humaniorum (Cöln 1701—8). Ortographia, seu Ars emendate scribendi (1700—8); Praxis poetica, sive etc. (Cöln 1722, 8°, fünfte Auflage). Aler war aber nicht nur Theoretiker, er trat auch als productiver Schriftsteller, besonders auf dem Gebiete der Poesie auf. Mit Uebergehung einiger Reden und Gelegenheitsgedichte führe ich nur folgende Dramen an: Tragoediae tres de Josepho etc.; De Tobia Tragoediae duae; Tragoedia una de Bertulfo et Ansberta; Tragoedia una de Genovefa; Tragödie von der Mutter und ihren sieben Söhnen bei den Maccabäern (alles im 18. Jahrhundert); Dramata musica quatuor etc. (1696—1700); ferner „Poesis varia diverso tempore variis opusculis edita nunc in unum collecta" (Cöln 1702). (S. Jöcher-Adelung Gelehrten-Lexikon.) Ein Schriftsteller wie Aler, der sich mit Roms Klassikern vertraut gemacht hatte, wie irgend ein anderer, dichtete sicherlich auch in einem klassischen Geschmacke.

Einen andern trefflichen Vertreter der tragischen Muse aus dem 18. Jahrhundert haben wir an Anton Claus. Ich habe vor mir die 2. Ausgabe seiner vier Tragödien (Augsb. und Würzb. 1753): P. Corn. Scipio sui victor, Stilicho, Themistocles, Protasius Rex Arymae; die am Ende eines jeden Stückes beigefügten Anmerkungen zeigen, daß der Verfasser mit dem Wesen und den Eigenschaften der tragischen Poesie wohl bekannt war.

In den Zwanziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts lernen wir an Franz Lang einen anderen Förderer des guten Geschmackes auf dem Gebiete der dramatischen Kunst kennen; er schrieb über die Action auf der Bühne und veranschaulichte seine hierüber aufgestellten Grundsätze durch hübsche bildliche Darstellungen; beigefügt ist eine kurze Abhandlung über das Drama überhaupt und über die Komödie und Tragödie insbesondere, wobei sowohl auf alte als neuere Kunstrichter Rücksicht genommen wird; am Ende wird gezeigt, wie abstracte Begriffe symbolisch auf der Bühne dargestellt werden können. (Dissertatio de Actione Scenica cum Figuris eandem explicantibus etc. Auctore Franc. Lang S. J. München 1727.)

Nun kommen wir zu einem großen Jesuiten der Provinz Ober-Deutschland, groß als Theologe, groß als Asket, groß als Redner und Dichter sowohl auf dem Felde der Theorie als dem der Praxis, zum berühmten Domprediger in Augsburg, Franz Neumayr (geb. zu München 1697, † 1765 in Augsb.). In seiner Jugend war er mehrere Jahre lang und in verschiedenen Collegien Lehrer der Rhetorik gewesen, wobei er, wie Braun („Geschichte des Coll. d. Jesuit. in Augsb.") hinzufügt, „streng auf die Beobachtung der Schulzucht hielt, unermüdet in der Bildung der Jugend, und von allen geliebt war". Später wurde er Präses der lateinischen Congregation zu München, und „führte mehrere ascetische Spiele auf, durch welche er große Wohlredenheit, Dichtkunst und viel Geistessalbung zeigte" (Braun), bis er 1753 als Domprediger die Kanzel in Augsburg bestieg, welches Amt er mit dem höchsten Ruhme und dem segensreichsten Erfolge 10 Jahre lang versah, bis ihn eine Krankheit selbem zu entsagen nöthigte. Die Kraft seiner Beredsamkeit war so groß, daß selbst seine Gegner hievon hingerissen wurden; unter all den verschiedenen

Gattungen seiner Reden (Gelegenheitsreden, Predigten vom heil. Rosenkranz, Geschichtspredigten, Sittenreden auf die Feste Mariä, Apostolische Predigen, 2 Theile, Gründliche Christenlehren) stehen seine Controverspredigten (3 Bände 4°) oben an. Seine übrigen Schriften wurden im ganzen katholischen Deutschland gelesen, seine Controverspredigten erlangten einen solchen Ruf, daß sie bis nach Oesterreich, Böhmen, Ungarn, Dänemark, Italien &c. bestellt wurden (Braun); mit solcher unwiderstehlicher Gründlichkeit, mit solcher siegesgewisser Energie verfocht er die Lehre der Kirche und zermalmte er die Einwürfe der Gegner derselben. In Neumayr vereinigten sich eben alle Momente, die nach Cicero den großen Redner machen, natürliche Anlage, kunstmäßige Bildung und Uebung. Eine Frucht seiner rhetorischen Studien war die Uebersetzung des trefflichen Werkes vom franz. Jesuiten Gisbert: „Die Christl. Beredsamkeit*) &c." (Augsb. und Innsb. 1759); ferner ein selbstständiges, in lat. Sprache verfaßtes Werk über die Redekunst unter dem Titel: „Idea Rhetoricae, sive Methodica Institutio de Praeceptis, Praxi et Usu Artis quoditiano, civili atque ecclesiastico" (Augsb. und Ingolst. 1761). Neumayr war aber ein Meister nicht nur auf dem Gebiete der Beredsamkeit, sondern auch auf dem der Poesie, und zwar wiederum sowohl in der Theorie und Praxis. Sein von ihm veröffentlichtes Lehrbuch der Poetik führt den Titel: „Idea Poeseos, sive Methodica Instructio de Praeceptis, Praxi et Usu Artis ad Ingeniorum Culturam, Animorum Oblectationem ac Morum Doctrinam accomadata etc." (Augsb. und Ingolst. 1759). Als schöpferisches Dichtergenie erwies sich Neumayr in seinen geistlichen, theilweise musikalischen Schauspielen, die er als Präses der lat. Congregation in München ausarbeitete und auf die Bühne brachte (vom Jahre 1739—1750), und später unter dem Titel: „Theatrum Asceticum etc." (Geistliche Schaubühne) veröffentlichte. Ich habe die 4. Auflage (v. J. 1758) vor mir, 2 große Bände 4°. Diese Schauspiele fanden allgemeinen Beifall; sie wurden gerne auf der Bühne gesehen, gerne zu Hause gelesen, wie die wiederholten Auflagen zeigen und sie verdienten diesen Beifall sowohl wegen der zierlichen, leicht dahinfließenden Sprache und kunstmäßigen Anordnung, als auch wegen ihres durch die Religion geweihten und gleichsam verklärten Inhaltes. Sie wurden von einem gewissen Hrn. Schachtner ins Deutsche übersetzt (4 Octavbände, Augsb. u. Innsb. 1758—1768); wie wir aber aus der Vorrede des deutschen Uebersetzers (zum 4. Band) ersehen, ward schon früher von einem Officier aus der Schweiz eine Uebersetzung der geistl. Schaubühne in die italienische, französische und spanische Sprache veranstaltet worden. Außer den geistl. Schauspielen verfaßte Neumayr auch profane, und gab ihre Sammlung unter dem Namen: „Theatrum politicum" (Politische Schaubühne) heraus, die mir aber nicht näher bekannt ist. Neumayr's Todesfeier wurde von den Augsburger Katholiken, deren Stolz und Freude der Verblichene gewesen war, mit seltener Festlichkeit begangen, wie Herr Braun berichtet, welcher auch das vollständige Verzeichniß seiner Werke anführt — es erreicht die Zahl 38. So lebte, so starb ein geschmackloser Jesuit des 18. Jahrhunderts.

Ein anderer so geschmackloser Jesuit der oberdeutschen Provinz war Franz X. Mannhart (geb. zu Innsb. 1696, † 1773), in den letzten, der Aufhebung der

*) Schon vor Neumayr hat, wie wir aus dem Vorworte desselben ersehen, „eine protestantische Feder selbes treulich und nett in das reine Deutsche übersetzet mit einer Vorrede, in welcher sie die Arbeit des Verfassers nach Verdienst anrühmt."

Gesellschaft vorangehenden Jahren Rector des Collegiums und Bücherrevisor zu Rom. Er war Dichter, Philosoph, Theolog, Geschichtschreiber, Polyhistor, wie seine im Lexikon des Hrn. Dr. v. Wurzbach angeführten Werke bezeugen. Von diesen nenne ich hier nur zwei solche, die mit der Förderung der schönen Literatur und des guten Geschmackes im engeren Zusammenhange stehen, nämlich sein Dichterwerk: „Thebais Christo patienti consecrata" (Augsb. 1755) und „Bibliotheca domestica bonarum Artium ac Eruditionis, Studiosorum usui instructa et aperta" *) (Augsb. 1762, 12 Bände). Es würde zu viel Raum erfordern, wollte ich von dem trefflichen Werke auch nur eine kurze Skizze geben: der Inhalt des Werkes entspricht nicht nur vollständig dem Titel, sondern bietet noch weit mehr, als man nach demselben erwarten könnte, und zeugt ebenso sehr von der staunenswerthen Erudition, als vom feinen Geschmack und geläuterten Urtheil des Verfassers.

Von einem andern Mitglied derselben Provinz, Ignaz Weitenauer, lesen wir in de Luca's Werke: „Gelehrtes Oesterreich rc." Folgendes: „Weitenauer Jg., der ehemaligen Gesellschaft Jesu Mitglied, der freien Künste und Weltweisheit Doctor, geb. zu Ingolst. in Bayern 1709, studierte in seiner Geburtsstadt die Humanioren und Philosophie, trat 1724 in den Orden, lehrte durch 14 Jahre die Dicht- und Redekunst . . . . bekleidete durch 20 Jahre an der hohen Schule zu Innsbruck die Stelle eines k. k. öffentlichen Lehrers der morgenländischen Sprachen. Die unzähligen Schriften, womit Weitenauer bisher die Welt beschenkt hat, sind die vollgiltigsten Beweise von seinen weit verbreiteten und bündigen Kenntnissen in allen Fächern der Wissenschaften u. s. w." Aus den „unzähligen Schriften", wie de Luca sagt, wollen wir also aus seinem Verzeichnisse bloß jene herausheben, die sich auf die schönen Wissenschaften und den guten Geschmack beziehen, denn um solche handelt es sich ja zunächst dem feinen Geschmackrichter Herrn Kelle gegenüber; es sind folgende: Tobias und Sara, ein Singspiel aus dem Lat. des P. Fr. Neumayr (München 1747); Simon Justus, Melodrama (Eichst. 1749); „Miscella literarum humaniorum" (Reden und Gedichte der mannichfaltigsten Art, 2 Octavbände, Augsb. 1752 und 53); Orationes Academicae ad philosophos, jure consultos, theologos (Augsb. 1756); Symbolica, Epigrammata, Lapidaria (Augsb. 1757); Carmina selecta (ebd. 1757, 1. Buch: Heroische Gedichte, 2. B. Lyrische, ein Anhang mit Elegien); Horatii Ars poetica ad omne genus eloquentiae etc. (ebd. 1757); Tragoediae autumnales cum animadversionibus (1758 ebd.). Die Titel der Tragödien sind: Annibal Moriens, Arminii Corona, Mors Ulyssis, Jonathas Machabaeus); Theatrum parthenium (ebd. 1759); De difficillimo genere epistolarum, seu literis officiosis (Augsb. 1752 und 53); Subsidia Eloquentiae sacrae Libr. XIX. (Augsb. 1764—69.) Nebst der soeben genannten deutschen Uebersetzung eines lat. Singspiels von Neumayr machte Weitenauer noch als Jesuit in der Cultivirung der deutschen Sprache noch ein paar andere Versuche; er gab eine „Sammlung kürzerer Gedichte" heraus (Augsb. 1768, 2 Theile) und eine längere Abhandlung über deutsche Orthographie, sammt einem orthographischen Wörterbuche unter dem Titel: „Zweifel von der deutschen Sprache rc." (Augsb. u. Freiburg in Breisgau 1764, erlebte noch vier Aufl. in Augsb. und zwei in Innsbr.

---

*) So lautet der Titel in der Ausgabe, die ich vor mir habe, anders bei Herrn v. Wurzbach.

1771 und 72). So arbeitete auch Weitenauer als Theoretiker und Praktiker für Förderung der schönen Literatur und des guten Geschmackes.

Alois Merz war der würdige Nachfolger des großen Neumayrs auf der Domkanzel von Augsburg, auf der er „21 Jahre lang mit Ruhm und Nutzen“ (Braun) das Wort Gottes verkündete. Seine zahlreichen Predigten und polemischen Schriften gegen Protestanten, Deisten, Atheisten, Indifferentisten, zeigen nicht nur den großen Redner und den scharfsinnigen Polemiker, sondern auch den klassisch gebildeten Mann; „in seinen letzten Jahren redigirte er die neueste Sammlung*) jener Schriften, die über verschiedene wichtige Gegenstände zur Steuer der Wahrheit in Druck erschienen.“ (Braun). Daß Merz mit seiner gewandten Feder seinen zahlreichen Gegnern imponirte, zeigt der grimme Haß, womit ihn entchristlichte Journalisten, Broschüren-Fabrikanten und Encyklopädisten verfolgten, von denen einige in ihrer Unverschämtheit so weit gingen, daß sie, wie Braun erzählt, Schriften der schlechtesten Art unter seinem Namen unter das Publikum verbreiteten. Die Wolf'sche Buchhandlung in Augsburg veranstaltete übrigens eine Sammlung von Merz' Schriften, und gab sie in drei Quartbänden heraus. (S. Braun.)

Ein ebenso geistreicher, gewandter, unerschrockener Kämpfer auf dem Gebiete der Religion, Politik und echter Humanität war der Schweizer Jesuit Jos. Anton Weissenbach (seit 1780 Canonicus in Zurzach). Außer seinem großartigen Werke: „Eloquentia Patrum“ (Beredsamkeit der Kirchenväter, Augsburg, 9 Bände) schrieb Weissenbach, so viel ich weiß, Alles in deutscher Sprache: Reden und Abhandlungen der mannichfaltigsten Art, theologische, philosophische, historische, politische, kritische ꝛc. (14 Bände, theils in Basel, theils in Augsb. gedruckt, 1780—1795; aber mehrere Werke Weissenbach's, z. B. „Vorboten des neuen Heidenthums“, „Mariadienst ꝛc. wider die Glaubensfeger“ sind in dieser Sammlung nicht aufgenommen). Weissenbach's Polemik ist scharf, entschieden und treffend, die vor keinem Gegner zurücktritt, keiner Schwierigkeit aus dem Wege geht; und wie der Inhalt seiner Schriften uns alsbald den vielseitigen Gelehrten und großen Denker erkennen läßt, so verräth sein lebhafter, bündiger, kraftvoller Stil den klassisch gebildeten Schriftsteller.

Nur noch einen Förderer der schönen Wissenschaft und des guten Geschmacks in der ehemaligen oberdeutschen Provinz wollen wir nennen — Leonard Bayrer. Er war noch nicht zum Priester geweiht, als die Gesellschaft aufgehoben wurde, verbrachte aber dann sein ganzes Leben mit anderen Exjesuiten im Collegium zu Augsburg als Lehrer, Prediger und Schriftsteller. Daß er ein trefflicher Kanzelredner war, beweisen die von ihm veröffentlichten Predigten (Augsburg 1784—1793, 10 Theile); daß er mit historischen Studien sich befaßte, zeigt seine „Kurzgefaßte Geschichte von Augsburg“; als Liebhaber der schönen Literatur und Förderer des guten Geschmackes erwies er sich durch Herausgabe eines großen Sammelwerkes von Gedichten: „Poetisches Magazin“, 6 Bände. (Augsb. 1791—1794.)

Diese so ziemlich lang gewordene Liste von geschmack- und verstandlosen Jesuiten dürfte für den vernünftigen und billigen Leser, ja selbst für den hypervernünftigen und unbilligen Herrn Kelle mehr als hinreichend sein, um zu

*) Eine vortreffliche und sehr reichhaltige Sammlung in 40 Bänden (Augsb. 1783—1788); von der Fortsetzung finden sich in unserer Bibliothek 17 Bände (Augsb. 1789—1795); beide Sammlungen sind eine treffliche, auch heut zu Tage noch brauchbare Waffenkammer zur Bekämpfung der Feinde der Religion und der Wahrheit.

zeigen, was von der Behauptung des Herrn Doctors zu halten sei, daß der literarische „Geschmack in der Gesellschaft seit ihrem Entstehen außerordentlich gering gewesen ist, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts aber auch in den Provinzen Ober-Deutschland, Ober- und Nieder-Rhein ganz abhanden gekommen war."

Ich schließe an das Gesagte nur noch ein paar allgemeine Bemerkungen an. Mehrere der bisher angeführten Autoren waren auch treffliche Prediger, und geradezu Muster der geistl. Beredsamkeit. Die mehr oder weniger veraltete Sprache thut eigentlich ihrer Klassicität keinen Eintrag — sonst müßte man wohl auch einen Plautus und Lucretius wegen ihrer alten Sprache aus der Zahl der römischen Klassiker streichen — die Hauptsache bleibt immer ihre kunstmäßige Anordnung und Durchführung des Themas, die Gründlichkeit ihrer Beweisführung, wodurch sie den Verstand ihrer Zuhörer überzeugten, und die pathetische Kraft, womit sie auf das Gemüth und den Willen derselben wirkten. Dergleichen Kanzelredner gab es aber nun im 17. und 18. Jahrhundert sowohl in den deutschen Provinzen, als in den österreichischen gar viele, die nicht bloß unmittelbar mit dem lebendigen Worte auf ihr Auditorium wirkten, sondern durch die Drucklegung ihrer Predigten auch in weiteren Kreisen und für spätere Zeit klassische Kanzelberedsamkeit förderten. Ich kann mich auf eine Aufzählung und Charakteristik derselben unmöglich einlassen, und verweise deshalb auf das von Dr. J. N. Brischar in neuester Zeit herausgegebene Werk: „Die Katholischen Kanzelredner Deutschlands seit den drei letzten Jahrhunderten" (Schaffh. Hurter). Vier Bände (2—5) füllen bloß Predigten, die Jesuiten zu Verfassern haben (58 an der Zahl), und hiermit ist der Herausgeber noch nicht zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gekommen. Genaueres über Prediger und Predigten sehe man bei Brischar selbst.

Ferner möchte ich bemerken, daß die theatralischen Aufführungen religiöser Schau- und Singspiele, dergleichen, wie oben erzählt worden, Fr. Neumayr viele verfaßte, und nebenher auch profane, aus der Geschichte genommene Stoffe in den Provinzen Deutschlands von Jahr zu Jahr bis zur Aufhebung der Gesellschaft, ja in manchen Städten, wo Exjesuiten die Schulen leiteten, auch noch nachher fortgesetzt wurden: eine Gewohnheit, die wahrlich nicht bloß zur Belebung der Religiosität, sondern auch zur Förderung der Kunst und der Humanität nicht wenig beitrug. Herr Frd. Jos. Lipowsky hat uns in seiner „Geschichte der Jesuiten in Bayern" (München 1816) die Themata solcher Singspiele sammt den Namen der Tonsetzer aufbewahrt, die vom Jahre 1730—1773 in München, und zwar, wie Hr. Lipowsky ausdrücklich bemerkt, „in Gegenwart des Churfürsten und der Churfürsten, der Prinzen und Prinzessinnen, des ganzen Hofstaates und eines zahlreichen Publikums" sind aufgeführt worden. Aus der ununterbrochenen, von Jahr zu Jahr sich wiederholenden Theilnahme eines solchen Publikums dürfte man mit so ziemlicher Gewißheit schließen, daß dergleichen Singspiele nicht so ganz ohne künstlerischen Werth und ästhetischen Geschmack gewesen seien. Herr Dr. Kelle spricht (S. 85—97) zwar sehr wegwerfend von den in der alten Societät gebräuchlichen theatralischen Vorstellungen, allein historischen Thatsachen gegenüber müssen perfide Declamationen verstummen. Der große Goethe dachte von dem Geschmack und dem Bühnenwesen der Jesuiten ganz anders, als unser kleinlicher Parteigänger. In seiner italienischen Reise erzählt er uns („Regensburg den 4. Sept. 1786") seine Ankunft in Regensburg und fährt dann fort: „Ich verfügte mich gleich in das Jesuitencollegium, wo das jährliche Schauspiel durch Schüler gegeben ward, sah das Ende der Oper und

den Anfang des Trauerspiels. Sie machten es nicht schlimmer, als eine angehende Liebhabertruppe, und waren recht schön, fast zu prächtig gekleidet. Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten auf's Neue überzeugt. Sie verschmähten nichts, was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in abstracto denkt, es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergolder unter sich hat, so sind gewiß auch einige, die sich des Theaters mit Kenntniß und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater."

Nach einiger Unterbrechung kommt er wieder auf die Jesuiten zu sprechen: „Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Thürme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Als Decoration ist nun Gold, Silber, Metall, geschliffene Steine in solcher Pracht und Reichthum gehäuft, der die Bettler aller Stände blenden muß. Hie und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeschmacktem, damit die Menschheit versöhnt und angezogen werde. Es ist dieses überhaupt der Genius des katholischen äußeren Gottesdienstes; noch nie habe ich es aber mit so viel Verstand, Geschick und Consequenz ausgeführt gesehen, als bei den Jesuiten."

Ich dächte, das Urtheil des großen Goethe wird mehr gelten, als das des kleinen Kelle.

Zuletzt möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß, wie ich schon anderswo bemerkt habe, wenn irgendwo in einer Provinz ein treffliches Werk in Vers oder Prosa erschien, es auch gar häufig in andern Provinzen aufgelegt wurde, was namentlich auch in den Provinzen Deutschlands und Oesterreichs der Fall war. So haben wir in unserer Bibliothek wohl ein paar Dutzend Werke (bes. Gedichte und Reden) von französischen, niederländischen und italienischen Jesuiten, die in Wien, Tyrnau, München, Ingolstadt, Cöln nachgedruckt worden sind: was wohl ein sicherer Beweis ist, daß in den genannten Provinzen eine rege Thätigkeit für Förderung der schönen Literatur und des guten Geschmacks herrschte.

Was nun die literarischen Leistungen der übrigen Provinzen auf dem Gebiete der Poesie und Redekunst betrifft, so muß ich mich auf einige allgemeine Bemerkungen und die Anführung einiger weniger Namen beschränken; denn ich habe mich bereits allzu lange bei den Provinzen Oesterreichs und Deutschlands aufgehalten, und verweise deshalb hinsichtlich der übrigen auf Alegambe's, oder Sottwell's oder der Brüder Backer „Bibliothek der Schriftsteller aus der Gesellschaft Jesu"; und auf Cretineau-Joly's „Geschichte der Gesellschaft Jesu", 4. Band, 4. Cap.

Die französischen und die italienischen Provinzen scheinen mir vor allen andern in der schönen Literatur das Meiste geleistet, und die größte Zahl trefflicher Schriftsteller, sowohl Prosaiker als Dichter, wie in der lateinischen, so auch in der Landessprache hervorgebracht zu haben.

Bekannter Maßen behaupten die französischen Kanzelredner unter den aller übrigen Nationen den ersten Rang; aber eine lange Reihe von Jesuiten könnte aufgezählt werden, die unter diesen gefeierten Rednern einen ehrenvollen Platz einnehmen, und wie uns Cretineau-Joly versichert, war ein Jesuit, Claude de Lingendes, der Begründer

dieser kunstvollen bewunderungswürdigen Beredsamkeit. „Vor dem Auftreten dieses Jesuiten", sagt genannter Schriftsteller, „hatte Frankreich in der Gesellschaft Jesu und unter der Weltgeistlichkeit Männer von feuriger Beredsamkeit gezählt, sie waren aber, wie Cicero gesagt hat, keine Redner, sondern Handwerker, geübt in großer Zungengeläufigkeit. In der Hitze ihres schlechten Geschmackes mengten sie Heiliges und Profanes, Triviales und Sublimes untereinander. Lingendes stellte diese Mißbräuche durch Regel und Beispiel ab. Er bahnte dem Bossuet, Bourdaloue den Weg." „Lingendes", fährt derselbe Autor fort, „hatte die Regeln des Schönen entwickelt, der P. Texier *) nahm sie an; er wurde für Bossuet wie für Bourdaloue ein Schacht, welchen diese beiden großen Geister mehr als einmal ausbeuteten. Der fromme La Colombière, Gerauft, Pellu, welche in der neuen Schule gebildet worden waren, zeigten sich würdig, selbst zur Seite**) Bourdaloue's.... zu predigen. Bourdaloue besaß durch die Weisheit seiner Ideen, die Fruchtbarkeit seiner Entwürfe, die sich niemals glichen, das Verdienst des Redners, welches Quintilian mit der Geschicklichkeit des Feldherrn vergleicht, der ein Heer leitet. Seine nervige Logik läßt weder Trugschlüsse noch Paradoxen aufkommen; er versteht die Kunst, unsere Pflichten auf unser Interesse zu stützen, ihm ist das Geheimniß eigen, unsere Gewohnheiten und Leidenschaften zu detailliren und zu Belegen für seinen Gegenstand zu gestalten; er gebietet über den Reichthum des Genie's, welches nicht gestattet etwas zu ersinnen, was über seinen Vorträgen hinauslâge. Er ist einfach und edel, rührend und schrecklich; er vereinigt alle Gegensätze, und Bossuet konnte mit Recht von ihm sagen: „Dieser Mann da wird für ewige Zeiten unser Meister in Allem sein." Ein erhabenes Lob, welches alle andern Lobsprüche überflüssig macht. „Bourdaloue hatte eine Schule geschaffen; die P. P. de la Rue, Gaillard, Cheminais, Sagaud, Dauberton, d'Orléans, de la Pesse, Cathalan und Bretanneau setzten dieselbe fort." So weit Cretineau-Joly. Und als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich die geistliche Beredsamkeit von ihrer klassischen Höhe zu sinken begann, wie dieß nun einmal, nach der richtigen Bemerkung desselben Autors, bei allem Menschlichen, wenn es seinen Höhepunkt erreicht hat, der Fall ist, so waren es wiederum hauptsächlich Jesuiten, die dem Verfall zu steuern suchten, wenn sie auch sich selbst nicht gänzlich von der falschen Richtung des Zeitgeistes frei erhalten konnten. „Die Jesuiten milderten diesen Verfall," sagt unser oft citirter Gewährsmann, „und unter der Regierung Ludwigs XV. warf P. Neuville einen schönen Glanzschein auf die geistliche Kanzel ..... Macht sich aber auch beim P. Neuville der falsche Rhetorengeschmack von Zeit zu Zeit geltend, so wird dieses Gebrechen, welches seinem Zeitalter anklebte, durch echt rednerische Effecte, durch die Aufwallungen einer tiefen Empfindung aufgewogen. Um ihn gruppiren sich Dufay, Perusseau, Griffet, Le Chapelain, Bullonde, Cuny, Richard, Dessauret, Perrin, Lenfant und Beauregard, die in einer Epoche des Verfalles es verstanden, im Verein mit Beauvais, Bischofe von Senez, und dem Abbé Maury die Kanzelberedsamkeit neu zu beleben." Der Ruf dieser Redner blieb übrigens nicht auf Frankreich beschränkt; von ihren Predigten wurden zu wiederholten Malen bis in die neueste Zeit herein Uebersetzungen in Deutschland veranstaltet.

*) Von Texier's Predigten erscheint soeben eine deutsche Uebersetzung.

**) Bourdaloue bildet mit Bossuet und Massillon das Triumvirat der französischen Kanzelberedsamkeit.

Die vielen trefflichen Lob-, Trauer- und akademischen Redner, die in der lateinischen Sprache schrieben, sowie die ausgezeichneten Geschichtschreiber, welche die französischen Provinzen aufweisen können, übergehe ich, und mögen nur noch einige wenige Dichter genannt werden, die auf diesem Gebiete der schönen Literatur Rühmliches geleistet, und sich die Anerkennung und das Lob ihrer Zeitgenossen verdient haben.

Dahin gehören: Sautel († 1661), der liebliche Dichter der Lusus allegorici (oft aufgelegt, auch in Tyrnau 1757); tiefer steht sein „Annus sacer poeticus" (Epigramme auf alle Festtage des Jahres. Paris 1665, Cöln 1741); Lebrün († 1663) mit seinem „Virgilius christianus" und „Ovidius christ." und einem Lehrbuche „Eloquentia poetica" (Paris in 4°). Näheres sehe man bei Feller. Bussières († 1678). „Seine französischen Poesien," sagt Feller, „sind gänzlich vergessen, aber man liest noch seine lateinischen." Seine Hauptwerke sind: „Skanderbeg", ein Heldengedicht in 8 Gesängen; „Die befreite Rhea", — Idyllen und Eklogen; auch schrieb er eine Historica francica (2 Quartbände). Rapin († 1687), hochgefeiert von seinen Zeitgenossen wegen seines Meisterwerks: „Die Gärten", ein nach dem Urtheil des Abbé de Fontaines des Zeitalters des Augustus würdiges Gedicht wegen der Reinheit und Eleganz der Sprache, und des Geistes und der Anmuth, die darin herrschen. Sonst veröffentlichte er noch in franz. Sprache „Reflexionen über die Beredsamkeit, die Poesie, Geschichte und Philosophie"; „Vergleichungen zwischen Virgil und Homer, Demosthenes und Cicero, Plato und Aristoteles, Thukydides und Livius." Commire († 1702); er besaß große Gewandtheit und Anmuth in der Sprache und Verskunst, aber nicht ebenso große dichterische Kraft und Erhabenheit; er gab heraus: „Carmina latina", „Paraphrases sacrae", „Idyllia sacra", „Idyllia profana". Cerceau († 1730); er dichtete mit gleicher Leichtigkeit und Eleganz in der lat. wie in der französ. Sprache; seine Lustspiele zeichnen sich besonders durch geschickte Composition aus; eines darunter mit dem Titel: „Unbequemlichkeiten der Größe" ward vor Ludwig XIV. aufgeführt. Sanadon († 1733), Erzieher des Prinzen von Conti, und später Bibliothekar Ludwigs des Großen. In seinen lateinischen Poesien, Oden, Elegien, Epigrammen rc. (Carmina latina. Paris 1715 und 1754) athmet der Geist der großen Meister des augustischen Zeitalters, was Kraft und Reinheit der Sprache, den harmonischen Versbau und Zartheit der Gedanken betrifft, doch erreicht er sie nicht an Lebhaftigkeit der Phantasie. Er gab auch eine gelungene Uebersetzung des Horaz mit Anmerkungen heraus (Paris in 2 Quartbänden, eine andere Auflage in 8 Octavbänden); Vanière († 1739), der glückliche Nachahmer des Virgil in seinem „Praedium rusticum", einem lieblichen in 16 Gesängen abgefaßten didaktischen Epos von der Landwirthschaft, das auch heut zu Tage noch auch in Deutschland hie und da bekannt sein dürfte. Bonavent. Andres wenigstens, Lehrer der Beredsamkeit und der schönen Literatur an der Universität zu Würzburg, veranstaltete 1788 eine recht hübsche Ausgabe, die er mit einem trefflichen Commentar versah, und aus der langen Liste der Subskribenten zu schließen, fand sein Unternehmen großen Beifall in gebildeten Kreisen.*) Eine

---

*) Nach Hr. Andres' Urtheil ist Vanière „ein Dichter, der durch übereinstimmende Urtheile aller Kenner des Zeitalters Virgils würdig und als ein treuer Maler der Natur und der ländlichen Sitten, nach ihren feinsten Zügen und kleinsten Umständen, ganz Original ist. Vanière ist unter den Schriftstellern das, was die

französische Uebersetzung hatte schon im Jahre 1756 M. Berland unter dem Titel: „Economie rurale" herausgegeben; das Praedium ist ebensowohl hinsichtlich des Inhalts als der Form eine der anmuthigsten Schöpfungen des menschlichen Geistes, die dem Dichter im hohen Grade die Bewunderung und Werthschätzung seiner Zeitgenossen erwarb: als er nach Paris kam, ließ Ludwig XIV. ihm zu Ehren eine goldene Denkmünze prägen. Außer dem Praedium veröffentlichte Vanière noch eine Sammlung lateinischer Gedichte: Eklogen, Episteln, Epigramme, Hymnen 2c. (Mehrere Ausgaben in Paris, erste in Deutschland 1776, in München und Leipzig.) De la Rue († 1725), den wir schon als trefflichen Kanzelredner kennen gelernt haben, war auch ein sehr begabter Dichter. Er ist der Verfasser von zwei panegyrischen Gedichten auf Ludwig d. G., welche der große Corneille in französische Verse übertrug; seine zwei Tragödien „Lysimachus" und „Cyrus", in lat. und franz. Sprache verfaßt, ernteten ebenfalls Corneille's Beifall. Eine Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien zu Paris 1680, zu Venedig 1699 2c. Porée († 1741) war 30 Jahre lang Lehrer der Rhetorik im Collegium Ludwigs d. G. zu Paris.*) Er ist der Verfasser von 6 Trauer- (Paris 1725) und 5 Lustspielen (1749) in lat. Sprache; die einen wie die anderen wurden mit vielem Beifalle aufgenommen; der Verfasser erscheint als ein ebenso feiner Kenner der tragischen wie der komischen Dichtung, dazu kommt noch die ungemeine Sprachgewandtheit, die sich eben so leicht zum tragischen Pathos erhebt, als zum komischen Scherze herabläßt. (Deutsche Ausgabe 1755. Mainz und Frankf. a. M.)

Brumoy († 1742) machte sich besonders durch seine zwei Lehrgedichte über die Leidenschaften und über die Kunst der Glasbereitung berühmt; besonders ist das erstere ausgezeichnet durch Erhabenheit der Gedanken, Mannigfaltigkeit der Bilder, lebhafte Schilderungen, Eleganz des Stiles. Brumoy war aber auch ein gründlicher Kenner des klassischen Alterthums, wie sein ausgezeichnetes Werk: „Theater der Griechen" beweist; worin alle griechischen Tragiker übersetzt und ihre Stücke analysirt sind, nebst trefflichen Abhandlungen über das griechische Theaterwesen (3 Bände 4°). Der Verfasser zeigt darin ebenso viel Erudition, als Urtheil und klassischen Geschmack; Vorzüge, die auch wieder seine großen historischen Werke auszeichnen.

Zum Schlusse sei noch Desbillons genannt († 1789 zu Mannheim in der Pfalz, wo er nach Unterdrückung des Ordens in Frankreich durch die Güte des Churfürsten ein Asyl erhalten hatte). „Er war der letzte der Römer," wie ihn ein französischer Kunstrichter in der Voraussicht des nahenden Verfalls der lateinischen Sprache nannte. Den größten Dichterruf erwarb er durch seine Aesopischen Fabeln: „Fabulae Aesopicae", Libri XV. Was Sprache und Versbau betrifft, steht er mit dem Phädrus auf

---

niederländischen Conversationsstücke unter den großen Gemälden sind, meisterhaft und doch ganz für das sanfte Vergnügen, nicht allein des Jünglings, sondern auch des Mannes, der das Buch nicht ohne Vergnügen aus Handen legen wird, da er die besten ökonomischen Grundsätze in einem reinen, fließenden und niedlich nüancirten Verse mit den angenehmsten Episoden vorgetragen findet. (Vorrede S. XII.)

*) Unter seinen Zöglingen zählte Porée 19 Mitglieder der französischen Akademie, eine in den Annalen des Professorenthums, wie Cretineau-Joly bemerkt, unerhörte Ehre. Unter sein Porträt setzten seine Verehrer die Worte: Pietate an ingenio, poesi an eloquentia, modestia major an fama?

gleicher Höhe, in kunstmäßiger Darstellung der Fabel wird er weder vom Aesopos noch vom Phädrus übertroffen, noch wird er je von einem Fabeldichter übertroffen werden. Seine Fabeln wurden zu wiederholten Malen aufgelegt zu Paris, Glasgow, Oxford, Augsburg, Mannheim &c. Außer den Fabeln veröffentlichte Desbillons nebst manchen prosaischen Schriften noch ein Lehrgedicht in lateinischen Jamben: „Ars bene valendi", das gleich den Fabeln von seiner Meisterhaftigkeit in der Handhabung der lateinischen Sprache und seinem reinen Geschmacke zeugt.

Ob nun Herr Dr. Kelle den Muth haben wird, zu behaupten, daß all' den angeführten Rednern und Dichtern, wovon die meisten in dem Zeitalter Ludwig's d. G., dem goldenen Zeitalter der französischen Literatur lebten, der gesunde „Geschmack ganz abhanden gekommen war", weiß ich nicht und hat am Ende auch gar nichts zu bedeuten: ich aber habe mich trotz des gemachten Vorsatzes allzulange in Frankreich aufgehalten und muß anderswohin eilen.

Bekanntlich wurde die lateinische Literatur in den Niederlanden im 16. und 17. Jahrhundert mit großem Eifer betrieben; Philologen und lateinische Dichter gab es dort in Hülle und Fülle. Die Jesuiten in den belgischen Provinzen blieben hinter dem allgemeinen Eifer nicht zurück; ich kann mich aber unmöglich auf Details einlassen. Von Philologen nenne ich nur den Andr. Schott; seine Werke sehe man bei Jöcher, Feller und besonders bei Alegambe, der das vollständige Verzeichniß derselben gibt, es füllt beinahe drei Seiten Folio; unter den angeführten 71 Werken gehören mehr als 30 im strengen Sinne zur klassischen Philologie. Von den Dichtern seien nur folgende, mir näher bekannte erwähnt: Angel. Gazäus, seine „Pia Hilaria" („Fromme Freudenfeste" — 2 Bändchen) in jambischen Trimetern sind ein Muster einfacher, zierlicher Erzählung; ebenso gelungen sind seine Elegien. Johann Vincart gab heraus „Sacrarum Heroidum Epistolae" (Turnay 1639 und Mainz 1737) und „De Cultu Deiparae" (Lille 1648). Seine Verse, leicht und voll dahin fließend gleich denen des Ovid gaben Veranlassung zu dem Anagramm: „Joannes Vincartius Nasoni arte vicinus." Sidro. Hosschius, ein unter seinen Zeitgenossen hervorragendes Dichtergenie. Seine Gedichte „Elegiarum libri sex" und „Silva", sehr oft aufgelegt, noch 1738 in Nürnberg, verrathen durch ihre Eleganz und Glätte den glücklichen Nachahmer des Tibyllus, weßhalb auch ein zeitgenössischer Dichter von ihm sang: „Proximus ingenio, culte Tibulle, tuo." Baillet, ein französischer Kunstrichter, sagt von Hosschius geradezu, er sei für einen jener alten Meister der Dichtkunst zu halten, welche Rom in seiner schönsten Blüthezeit hervorgebracht. Wilhelm Becanus dichtete „Idyllia sacra" und „Elegiarum Libri duo"; in ersterer findet sich jene gefällige Naivität, die den Charakter der Hirtenpoesie bildet; letztere tragen, was Sprache und Wohllaut des Verses betrifft, bei aller Verschiedenheit des Stoffes, ganz das antike Gepräge. Das 1. Buch, welches in 10 Elegien den Knaben Jesus besingt, hat J. P. Silbert in seinem „Dom heiliger Sänger" in's Deutsche übertragen. Jak. Wallius war ein ebenso klassisch gebildeter, als fruchtbarer Dichter; er gab heraus „Heroicorum" L. II., „Elegiarum" L. III, „Lyricorum" L. III. und Paraphrasen von mehreren Oden des Horaz: alles ausgezeichnet durch Reinheit und Eleganz der Diction, durch harmonischen Versbau, voll schöner Gedanken und edler Gefühle. Uebrigens wurden die Gedichte des Wallius und Becanus gleich denen des Hosschius noch im Jahre 1738 von den Protestanten in Nürnberg herausgegeben. Würdig reiht sich an die bisher Genannten Livin Meyer mit seinen

„Poematum Libri XII." Darunter sind ausgezeichnet durch Inhalt und Form seine beiden Lehrgedichte: „De Ira" (L. III.) und „De institutione Principis" (L. III.), worin er sich als einen ebenso geschmackvollen Dichter, als einsichtsvollen Menschenkenner und Pädagogen erweist. Vortrefflich sind auch auch seine „Elegiarum" L. IV., sein „Carmen gratulatorium" an den damaligen Kardinal-Primas von Belgien und seine lyrischen Gedichte („Lyricorum" L. I.). Als er sein Lehrgedicht: „De institutione Principis" veröffentlichte, machte darauf ein Zeitgenosse folgendes Epigramm:

Caecus Odysseam cecinit jam debilis aevo,
Dum minus alta tonans nec sat Homerus erat:
Tu prima Meyere fuisti aetate Tibullus;
Cycneisne comis incipis esse Maro?
Fabula jam vera est: longo qui tempore Musas
Fugerat, en senior jam canit albus olor.
Carmine carnifices fregisti junior iras:
Nunc scelerum vindex proteris omne genus.
Occidit, heu! lecturus erat qui carmina Princeps,
O veniat tantum, qui legat alter opus.

Andere Dichter und prosaische Werke, wobei der gute Geschmack in Betracht kommen könnte, muß ich übergehen und erinnere ich nur noch an das für die Kirche und zum Theil auch für die Culturgeschichte so wichtige Werk der Bollandisten „Acta Sanctorum" (53 Foliobände), ein Riesenwerk, das nicht nur von immensem Forscherfleiße der Verfasser, sondern auch von ihrem kritischen Sinn und literarischem Geschmacke zeugt.*) Wie hoch der große Leibnitz diese Arbeit schätzte, darüber sprach er sich in einem Briefe an den Grafen v. Merode aus, indem er schrieb, daß die Jesuiten, hätten sie auch nur dies einzige Werk verfaßt, schon genug gethan hätten, um ihr Dasein und die Achtung der Welt zu verdienen.

Nun wollen wir für einen Augenblick in Spanien und Portugal uns umsehen. Ich sage für einen Augenblick; denn wozu sollte ich den Leser mit Anführung von Schriftstellern aus Alegambe langweilen, von denen sich in den Bibliotheken Deutschland's wohl nur spärliche Spuren finden, und welche selbst für manche Kenner der lateinischen Literatur vom 16.—18. Jahrhundert unbekannte Größen sein dürften, weil eben nur wenige ihrer Werke aus dem fernen Westen nach Mittel-Europa gedrungen sind. Ich will mich daher nur auf einige bekanntere Namen beschränken. Ein solcher ist der S. 139—149 besprochene Em. Alvarez, der geniale, vom klassischen Geiste getragene Lehrmeister der lateinischen Sprache für die Schulen Europa's und originelle Vorarbeiter für eine lange Reihe späterer Grammatiker. Alvarez verfaßte aber nicht nur sein klassisches Lehrbuch, sondern er gab auch persönlich den Scholastikern Unterricht in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, und zwar durch eine lange Reihe von Jahren („plurimos annos" heißt es bei Aleg.) Ein solcher Lehrmeister wirkt aber durch seine Schüler zur Verbreitung des klassischen Geschmackes an verschiedenen Orten und auf lange Zeiten. Ein anderer auch in Deutschland bekannter Name ist Ant.

*) Die ersten zwei Foliobände erschienen im Jahre 1643; das Werk ward ununterbrochen fortgesetzt bis 1773; aber auch nach der Aufhebung des Ordens trat keine lange Unterbrechung ein; von der Kaiserin Maria Theresia unterstützt, setzten belgische Exjesuiten die Arbeit fort, bis durch den Einfall der Franzosen 1794 dem Unternehmen ein Ende gemacht wurde.

Vieiira, Hofprediger Königs Johann IV. und vielleicht der größte portugiesische Kanzelredner. Seine Predigten erschienen zu Lissabon in 15 Bänden (1677—1699); einen Theil davon hat in neuester Zeit Dr. F. J. Schermer ins Deutsche übersetzt. (Regensburg, Manz.) Aber schon lange vor Vieiira († 1697) hatte sich auf der Kanzel und in den Lehrsälen der Universitäten von Coimbra und Evora der portugiesische Jesuit Franz Mendoza, als Lehrer der Rhetorik und Poetik, der Philosophie und Theologie ausgezeichnet; nach Alegambe's Zeugniß ein großer Redner, Dichter und Philosoph, aber ein noch größerer Theolog und Bibelexeget. In seinem Epitaphium wird ihm folgendes Lob gespendet . . . „Latino Tullius eloquio, carmine Virgilius. Visus Aristoteles sophia . . . . Os aureum dictus et Ambrosius. Scriptura Hieronymus etc." — Seine Kanzelreden erschienen 1632, Lissabon; sein Viridarium sacrae et profanae eruditionis ward auch in Cöln aufgelegt 1633. Seine exegetischen Werke umfassen 3 Foliobände. Auch die spanische Kanzel verherrlichten im 16. und 17. Jahrhundert mehrere Jesuiten. An ihrer Spitze steht Fr. Toletus, groß als Redner, noch größer als Theolog. Von den Obern nach Rom geschickt, ward er von Pius V. zum päpstlichen Prediger ernannt, und blieb es auch unter seinen Nachfolgern, bis ihn Clemens VIII. zum Cardinal ernannte. Auf Toletus folgte H. Florentia, der spanische Massilon, der Redner bei allen Feierlichkeiten, dann B. Gracian, A. v. Andrada, M. de la Cruz, J. Aguilar, F. Labata, M. Guttierez, J. Gondino u. s. w.

Bekannter dürfte in Deutschland, wenigstens unter den Schulmännern, die in der neueren lateinischen Literatur sich etwas umgesehen, ein anderer großer Redner sein, welcher die Societät, kurze Zeit nach ihrer Gründung, mit dem Glanze seiner Beredsamkeit, in feierlichen Versammlungen vor weltlichen und geistlichen Fürsten verherrlichte: ich meine den P. J. Perpinian. Seine 18 lateinischen Reden, Muster klassischen Geschmackes und antiker Beredsamkeit, sind wie in anderen Ländern, so auch in Deutschland öfters aufgelegt wurden und dürften sich in den meisten Bibliotheken finden. Unter den klassischen Meistern des 16. Jahrhunderts behauptete er einen der ersten Plätze und würde vielleicht nach dem Urtheil Ruhnkens selbst dem Muretus die Palme der Beredsamkeit abgerungen haben, hätte ihn nicht ein frühzeitiger Tod dahingerafft. Nachdem er an den Akademien zu Coimbra, Rom und Paris ein Jahr mit großem Ruhme gelehrt, starb er zu Paris 1566, erst 36 Jahre alt. Wir wollen hören, was drei gleichzeitige Koriphäen in der schönen Literatur von Perpinian dachten, und jedes weitere Lob ist überflüssig. Der bekannte Paul Manutius drückt in einem Briefe an Zerbinus Ritius seinen Schmerz über Perpinians Hingang in folgenden Worten aus: „Decessit alienissimo tempore, cum ad eum salutaris doctrinae dogmata de loco superiore ostendentem omnis omnium concursus fieret; cum hereticae factionis insidias patefaceret, impetum frangeret, tela retunderet: decessit, inquam, florente adhuc aetate, nimis immatura morte, summo ingenio vir, incredibili scientiae copia, maxima jam apud omnes bene sentientes existimatione et auctoritate Perpinianus noster." In einem Briefe des D. Marius Corradus an Perpinian findet sich diese Stelle: „Marcellus, frater meus, omnino tibi vix unum aut alterum confert; plurimarum artium scientia, splendore orationis, acumine judicii et omnium elegantia et gravitate studiorum." Muretus endlich äußert sich in einer Unterredung mit Darius Bernardus über Perpinian in folgender Weise: . . . . „quem tu virum, Dari, utinam audire potuisses . . . nun-

quam enim quemquam audisti, ac ne audies quidem (ut opinor), in quemillud de Nestore elogium melius conveniret, cujus ex ore melle dulcior fluebat oratio."

Bekannt in der ganzen literarischen Welt ist Johann Mariana († 1624) besonders durch zwei seiner zahlreichen Werke, nämlich: „Historia de rebus Hispaniae" („Geschichte Spaniens") und „De rege et regis institutione" („Vom Könige und dessen Erziehung") beide im klassischen Latein geschrieben. Ersteres, sein Hauptwerk, wodurch er sich bei seinen Landsleuten das ehrenvolle Prädicat „Der spanische Livius" verdient hat, umfaßt in 30 Büchern die Geschichte Spaniens von den ältesten Zeiten bis 1516 (Toledo 1592 und 1516); dazu fügte er später eine Fortsetzung in übersichtlicher Darstellung bis 1612 und eine spanische Uebersetzung des ganzen Werkes im klassischen Stile, denn beide Sprachen beherrschte er mit gleicher Meisterhaftigkeit. (Ausgaben zu Toledo, Madrid, Mainz 1605, Haag 1733; wieder in Madrid 1819, 8 Bände, Barcelona mit einer Fortsetzung 1839, 10 Bände, Französische Uebersetzung Paris 1725.) Die übrigen Werke Mariana's (12 an der Zahl bei Alegambe), theils theologischen, theils historischen und chronologischen Inhalts, nebst einer metrischen Paraphrase der Sprüchwörter Salomons, des Ekklesiastes und des hohen Liedes zeigen ebenso die vielseitige Gelehrsamkeit und klassische Bildung, wie die tiefe Religiösität des Verfassers.

Aber beinahe noch berühmter, oder, wenn man will, berüchtigter wurde Mariana durch sein anderes Werk: „De rege et regis institutione." Der eigentliche Grund, warum mit dem Buche so viel Lärm in der gelehrten und ungelehrten Welt gemacht ward, ist zunächst in der Rivalität der Pariser Sorbonne zu suchen, die mit Aerger bemerkte, daß in demselben Maße als die Lehrsäle der Jesuiten in Paris und den Provinzen sich füllten, ihre eigenen leer wurden und deßhalb in die Lärmtrompete stieß, Mariana's Buch verdammte und durch Henkershand verbrennen ließ. Ohne diese Rivalität der Sorbonne hätte man wohl Mariana's Buch ruhig passiren lassen, wie so viele seiner Vorgänger (Theologen und Rechtsgelehrte aus verschiedenen Orden und Ständen), welche mit ihm dieselbe Ansicht theilten. Uebrigens war Mariana's Lehre nicht Lehre des Ordens; schon lange vor ihm hatte Alph. Salmeron (einer der ersten zehn Gefährten des heiligen Ignatius) gerade das Gegentheil gelehrt und endlich ist Mariana's Ansicht durch Decret des Ordensgenerals Cl. Aquaviva vom 6. Juli 1610 in der Gesellschaft verpönt worden. Mehreres hierüber sehe man in dem vortrefflichen Werke von Dr. Casp. Riffel: „Die Aufhebung des Jesuitenordens." (Mainz bei Kirchheim.)

Ein Zeitgenosse Mariana's war Petr. Ribadeneira, ebenfalls ein sehr fruchtbarer und sprachgewandter Schriftsteller, mochte er nun in lateinischer oder spanischer Sprache schreiben. In letzterer verfaßte er die Mehrzahl seiner Werke, von denen viele in deutscher oder lateinischer Uebersetzung auch in Deutschland bekannt geworden. Sein Hauptwerk: „Leben der Heiligen 2c." (in deutscher Uebersetzung, 3 Foliobände) erträgt zwar nicht in allen Theilen eine ernstere Kritik, aber es ist nach Fellers und Mariana's Zeugniß in einem schönen Spanisch geschrieben, ward in mehrere Sprachen übersetzt und diente wohl als Grundlage und Muster für alle nachfolgenden Legendenschreiber. Sonst verfaßte noch Ribadeneira eine Lebensbeschreibung des heil. Ignatius, sowie eine von Jak. Lainez, zweitem Ordensgeneral, und vom heil. Franz v. Borgia; ferner ein Werk über das Schisma in England (3 Bücher) und ein anderes über den Christl. Fürsten gegen Machiavelli (2 Bücher). Die Gesammtzahl seiner Werke beläuft sich bei Aleg. auf achtzehn.

Mariana verfertigte seinem Freunde die Grabschrift, worin er unter Anderem sagt:

Multos libros publicavit eruditos et pios,
In utraque lingua par,
Principibus gratus, Suis carus,
Exteris commodus etc.

Ein im katholischen Deutschland und in allen katholischen Ländern nicht bloß bekannter, sondern gefeierter Name ist der spanische Jesuit Joh. Maldonat († 1583), der ebenso gelehrte und scharfsinnige als sprachgewandte und geschmackvolle Bibelexeget: Eigenschaften, welche seine Commentare für immer beliebt, um nicht zu sagen, unentbehrlich machen; denn so alt sie sind, erscheinen sie doch immer als neu, und konnten die Jahrhunderte weder die Gründlichkeit seiner Erörterungen überbieten, noch die reizende Frische seiner Darstellung verwischen; und nur von diesem Gesichtspunkte aus, was seine schöne Sprache und seinen anziehenden Geschmack in der Exposition so trockener und verwickelter Materien betrifft, will ich ihn hier gelobt haben. Seine Commentare über die Evangelien wurden im 19. Jahrhundert bereits dreimal in Mainz aufgelegt — 1840, 1854 und 1862 — und soeben lese ich im Handweiser die Ankündigung einer neuen vollständigeren Ausgabe, die mit folgenden Worten eingeleitet wird: „Der große Evangelien-Commentar des Jesuiten Maldonat gehört unbestritten zu den klassischen Werken unserer theolog. Literatur. Nach dem einstimmigen Urtheile aller Kenner zeichnet das Werk sich gleichmäßig aus durch seltenen Scharfsinn, dogmatische Correctheit, theolog. Tiefe, stupende Beherrschung des sprachl. und archäol. Materials, umfassende Kenntniß und pietätvolle, dabei aber durchaus selbständige Verwerthung der patristischen Exegese, endlich durch eine ebenso klare und körnige, als fließende und elegante Diction u. s. w." Sonderbare Empfehlung eines verstand- und geschmacklosen Jesuiten!

Nicht übergehen darf ich den berühmten Commentator des Virgils, Joh. Lud. de la Cerda († 1643). Er lebte 69 Jahre im Orden; zum Priester geweiht verwaltete er ohne Unterbrechung bis ins späte Alter das Lehramt der Poetik und Rhetorik. Sein weitläufiger Commentar (3 Foliobände — 1619 Lyon), ein klassisches Werk in dieser Art, und vielfältig von spätern Commentatoren benützt, ist eine reichhaltige Fundgrube antiker Erudition, voll trefflicher Bemerkungen und Erklärungen, welche nicht nur das Verständniß der Maronischen Dichtungen, sondern auch die Schönheiten derselben erschließen. Auch gab de la Cerda Tertullians' Werke heraus mit Uebersichten, Erklärungen und Anmerkungen. (Paris 1624, 3 Foliobände) nebst „Adversaria sacra etc." (Lyon 1626 — 1 Band Fol.), anderer kleinerer Werke nicht zu gedenken.

Gelegentlich will ich auch eines gleichnamigen Landsmannes von de la Creda erwähnen, ebenfalls eines großen Humanisten und unverdrossenen Lehrers der Jugend, nämlich des Melch. de la Cerda († 1615). Er war 30 Jahre lang Lehrer der Rhetorik in Sevilla, und bereicherte die klassische Literatur mit zwei Werken: Apparatus Latini Sermonis (2 Bände 4°. Sevilla 1598) und „Camporum Eloquentiae etc." (2 B. 4°. Lyon 1614.)

Ich will nur noch einen Schriftsteller der Societät aus dem fernen Westen anführen, und zwar aus dem 18. Jahrhundert, wo nach der Behauptung unseres Herrn Doctors der gute Geschmack in allen Provinzen „ganz abhanden gekommen war". Zum Unglück für den Herrn Doctor ist der Jesuit ein ebenso geschickter als

amüsanter Vorkämpfer des guten Geschmackes: ein anderer Cervantes; wie dieser in seinem Don Quixote die Extravaganzen der spanischen Ritterromane verspottete, so machte der Jesuit José Franc. de Isla, die damals in Spanien herrschende exaltirte, in phantastischen und schwülstigen Phrasen sich ergehende Predigtmanier ebenfalls in einem Romane lächerlich. Das Buch ward ins Englische und Deutsche (Leipz. 1773, entstellt durch protest. Anmerkungen) übersetzt, und noch 1813 in Madrid neu aufgelegt. Isla selbst war übrigens ein ausgezeichneter Lehrer und Prediger, und Verfasser von mehreren Schriften; nach Aufhebung des Ordens ging er nach Italien und starb 1783 zu Bologna. Seine Grabschrift ertheilt ihm folgendes Lob:

In oratione Tullius, in historia Livius,
In lyricis et ludicris Horatius.

Was endlich die italienischen Provinzen betrifft, so können wir mit Andr. Frusius beginnen. Er war von Geburt ein Franzose (Le Freux), trat aber in Rom in die Gesellschaft und wirkte sein ganzes Leben lang in Italien, einige Zeit als Secretär des heil. Ordensstifters, dem er auch bald (1556) in die Ewigkeit nachfolgte. Schon vor seinem Eintritt in die Societät (1541) hatte er eine Encyklopädie aller Wissenschaften herausgegeben; die drei Hauptsprachen, die lateinische, griechische und hebräische, hatte er ganz in seiner Gewalt, in der Medicin, Jurisprudenz, Theologie besaß er ausgezeichnete Kenntnisse, in der Mathematik große, und dabei war er ein geschickter Musiker und vortrefflicher Dichter und Redner. Er lehrte zuerst das Griechische in Messina, und machte sich um die Schulen durch purgirte Ausgaben mehrerer Dichter, darunter des Martials (Rom 1558, Lyon 1598) verdient; von seinen eigenen Gedichten führt Alegambe folgende an: „Echo de Ecclesiae calamitatibus", „De Agno Dei, Carmen elegiacum, Epigrammata" etc. (Cöln, Antwerpen, Lyon, Tournay.) (S. Jöcher.)

Zu den Männern, die im 16. Jahrhundert dem kaum entstandenen Orden durch Schrift und Wort die allgemeine Achtung erwarben, gehört in erster Reihe Stephan Tucci († 1597). In seiner ganzen äußern Erscheinung von der Natur verwahrlost, brachte er nur seine großen Geistesgaben in den Orden mit, die es ihm leicht machten, in allen Fächern bald alle seine Lehrer zu übertreffen. Er ertheilte der Jugend 16 Jahre lang Unterricht in den Humanitätswissenschaften, und bildete sich selbst zum trefflichen Dichter („Dramata, et Actiones Sacrae". — Aleg.) und Redner („Orationes plurimas scripsit." Aleg.) auch verfaßte er ein „Chronicon ab urbe condita ad Christi Nativitatem; als Theologe war er Rathgeber von Bischöfen und Kardinälen, und selbst vom Papste Clemens VIII., doch seine theologischen und philosophischen Werke übergehe ich. (Vgl. Jöcher.)

Würdig schließt sich an die soeben Genannten ein dritter Vertreter der Wissenschaft und Literatur, Ant. Possevin mit seiner „Bibliotheca selecta etc." (vgl. S. 4) und seinen „Apparatus sacer". Possevin († 1611), ausgestattet mit den herrlichsten Geistesgaben, womit er schon in früher Jugend eine feurige Wißbegierde und eisernen Fleiß im Studiren verband, hatte sich bereits vor seinem Eintritt in den Orden durch seine Kenntnisse in der griech. und lat. Literatur, in der Philosophie und andern wissenschaftlichen Zweigen einen großen Namen gemacht; der Ruf seiner Gelehrsamkeit verschaffte ihm die Stelle eines Lehrers der jungen Prinzen Franz und Scipio von Gonzaga. In der Societät bildete er sich auch zu einem großen Theologen, Redner und Dialektiker besonders in der Controverse aus. Seine Disputationen mit den protest. Koryphäen der damaligen Zeit, so wie seine Ge-

sandtschaftsreisen, die er im Auftrage des Papstes Gregor XIII. an Kaiser Rudolph, an König Johann III. von Schweden, an den Großfürsten von Rußland Wasiljewitsch II. und an den König Stephan von Polen machte, gehören nicht hieher, wohl aber, daß er ein einsichtsvoller Schulmann war, und mit seiner 17 Bücher umfassenden Bibliotheca selecta etc. die niederen wie die höheren Studien trefflich förderte. Von seinen vielen Schriften (Aleg. zählt 25) sind mehrere auch in Deutschland aufgelegt worden (darunter auch die Bibliotheca — Cöln 1607).

Während Possevin, mit hochwichtigen kirchlichen Missionen betraut, beinahe ganz Europa durchwanderte, verherrlichte das Römische Collegium Franz Benci († 1594) mit dem Glanze seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Er war ein würdiger Schüler des großen Muret, selbst ein großer Redner und Dichter („Orationum ac Poematum Volumina duo". — „Quinque Martyres e Societate Jesu in India". — Poema heroicum etc.); lehrte eine lange Reihe von Jahren hindurch die Rhetorik in Rom mit großem Erfolge. Der berühmte Kardinal Baronius spendet Benci folgendes Lob: „Franciscus Bencius vir maxime pius et insigniter eruditus, qui et Musas reddidit Christianas, et suaviore concentu canoras".

Auf Benci folgte der Römer Famian Strada († 1649), ein trefflicher Redner und wohl ein noch trefflicherer Geschichtschreiber; aber auf beiden Gebieten ein durch die Reinheit und Eleganz der Sprache wie durch geschmackvolle Darstellung ausgezeichneter Schriftsteller. Er lehrte 15 Jahre die Rhetorik in Rom; seine „Prolusionum Academicarum Libri tres" wurden in kurzer Zeit achtmal aufgelegt; aber sein Hauptwerk „Geschichte des Krieges in den Niederlanden" (in 2 Dekaden oder 20 Büchern) verbreitete seinen Ruf durch Europa, und gilt auch noch heut zu Tage als ein großes klassisches Geschichtswerk. Mit welcher Bewunderung gelehrte Zeitgenossen von demselben sprechen, kann man aus Alegambe ersehen.

Doch ich muß mich kurz fassen; Nic. Orlandini begann die Ordensgeschichte zu schreiben, und er that dieß in meisterhafter Weise. Sein Werk, umfassend die Geschichte des Ordens unter dem Generalate des h. Ignatius und seines Nachfolgers Lainez, ist im klassischen Latein geschrieben; die Sprache, sagt Feller, ist rein und sehr elegant, der Stil zeigt Fülle, Wohllaut und Würde. (Ausgaben 1615 Rom, 1620 Antwerpen, 1621 Cöln. — 2 Foliobände.)

Fr. Sacchini († 1625), den wir bereits (S. 2) als eifrigen Schulmann kennen gelernt haben, setzte das von Orlandini begonnene Werk mit gleicher Meisterhaftigkeit bis zum Jahre 1590 fort. (3 Bände Fol., Rom, Antwerpen, Cöln.)

Der Fortsetzer des Sacchini, der schon öfters genannte, klassisch gebildete Juvencius, gehört als geborner Franzose (Jouvency) nicht hieher, wohl aber gehört hieher Jul. Cordara († 1784), welcher in Juvencius' Fußtapfen tretend die Geschichte des Ordens bis zum Jahre 1632 in zwei Foliobänden fortsetzte. Es dürfte unter den neuern lat. Geschichtschreibern wohl keinen geben, der den Codara in der vollkommenen Beherrschung der Sprache, im schönen Periodenbau, in der Eleganz, Lebhaftigkeit und Fülle der Diction übertroffen hätte. Uebrigens verfaßte Cordara auch mehrere kleinere Geschichtswerke, machte sich auch als Dichter besonders durch seine feinen Satiren einen Namen, und schrieb nicht nur in lateinischer, sondern auch in italienischer Sprache: er zeichnete sich eben unter den geschmacklosen Jesuiten des 18. Jahrhunderts besonders aus.

Doch kehren wir für einige Augenblicke ins 17. zurück: da finden wir den

trefflichen Dichter Const. Pulchareлli († 1610); „scripsit", sagt Aleg., varia Poemata nitidissimo stilo" (Carminum Libri V); wir finden Bernardin Stephoni, einen ausgezeichneten Redner und Dichter, einen eifrigen und gefeierten Lehrer, der schon vor seinem Eintritt in die Gesellschaft durch seine Poesien die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, nach seinem Eintritt sich besonders in den klassischen Sprachen bildete, und das Lehramt der Poetik und Rhetorik in Rom und Neapel bis in sein 58. Jahr verwaltete, weithin bekannt und hochgeachtet von allen Freunden der schönen Literatur, darunter auch von Torquato Tasso, der sich öfters äußerte, daß, hätte er die Bekanntschaft mit Stephoni früher gemacht, Manches in „Ierusalemme liberata" anders geworden sein würde; wir finden ferner Sforza Pallavicini, den klassischen Geschichtschreiber des Concils von Trient (2 Bände Fol.), Dan. Bartoli, einen ebenso vielseitigen als genialen Schriftsteller, Physik, Moral Askese, italienische Stilistik und Geschichte umfassend (neueste Gesammtausgabe. 34 Bände. Turin 1844.) Paul Segneri, einen der ersten Kanzelredner Italiens; seine Werke (3 Bände Fol.) sind in deutschen oder lat. Uebersetzungen auch in Deutschland bekannt genug. All die drei zuletzt Genannten gehören zu den vorzüglicheren italienischen Prosaikern.

Nic. Parth. Giannettasio ist ein durchweg klassischer Schriftsteller, und trotzt jeder Kritik sowohl in seinen Gedichten, als in seinen prosaischen Schriften. Seine reichen, großartigen, so mannigfaltigen Gedichte (Piscatoria et Nautica; Halieuticorum Libri X; Naumachicorum Libri V; Bellicorum Libri X; Aestates Surrentinae; Autumnus Surrentinus; Hiemes Puteolani; Ver Herculanum) zeugen ebenso von der unversiegbaren Schöpferkraft des Dichters, wie von seiner Gewandtheit in der Sprache und Versification, von seinem für das Große und Erhabene wie für das Sanfte und Anmuthige empfänglichen Gemüthe; selbst Bouginé (Handbuch der allg. Literaturg.) nennt sie „Meisterstücke", und nicht minderes Lob verdient sein prosaisches Werk: „Geschichte von Neapel" (3 Quartbände).

Gianettasio's Poesien erfreuten sich eines solchen Beifalls, und der Absatz derselben war so groß, daß aus den eingegangenen Summen eine Kirche zu Ehren der allerseligsten Jungfrau erbaut werden konnte. Auf dem Frontispice der Kirche steht die Inschrift: Matri Partheniae vates Parthenius.

Tommaso Ceva war ein trefflicher Dichter in lat. und italienischer Sprache, Sein liebliches episches Gedicht „Puer Jesus" ist in Deutschland hinlänglich bekannt. (Ausgaben Mailand 1699, Berlin 1797, Dillingen 1842, in deutscher Uebersetzung Magdeburg 1822). Ceva war aber auch Mathematiker und Kunstrichter, seine dahin gehörigen Werke und andere Gedichte findet man bei Jöcher angezeigt.

An Lieblichkeit und Anmuth der Sprache, an Feinheit und Wahrheit der Empfindung dürften wohl nur wenige Elegiker dem Dom. Ludovici gleichkommen. Die Ausgabe wenigstens, die ich vor mir habe (Neapel 1746 — nicht von Jesuiten), führt eine lange Reihe von Dichtern auf, die mit Begeisterung von Ludovici's Poesien sprachen, darunter auch die zwei großen Literaten Ant. Muratori und Jac. Facciolati. Uebrigens gehört Ludovici als Dichter ganz dem barbarischen 18. Jahrhundert an, wo nach Herrn Dr. Kelle's Behauptung der gute Geschmack allen Provinzen abhanden gekommen war. Dasselbe gilt von Carlo Noceti, dem Verfasser schöner Eklogen und der beiden ausgezeichneten Lehrgedichte: „De Iride" (der Regenbogen) und „De Aurora boreali" (das Nordlicht); welche den jungen Boscovich von Ragusa (er trat in Rom in die Gesellschaft) so sehr für die Poesie

und Wissenschaften begeisterten, daß er nicht nur ein ausgezeichneter Gelehrter, sondern auch ein eminenter Dichter wurde (unter andern Gedichten ist sein berühmtestes das Lehrgedicht „De Solis ac Lunae defectibus Libri V."). Würdig neben Boscovich steht sein Schüler und Landsmann Raimund Cunich*), groß, wie sein Meister, als Gelehrter und als Dichter. (Elegien im Geiste des Catullus, und meisterhafte Uebersetzung der Iliade des Homer's in lat. Hexametern rc.)

Doch mit den Dichtern muß ich ein Ende machen und will nur noch die Namen einiger berühmterer Kanzelredner anführen, wobei ich mich an Herrn Crétineau-Joly (Histoire etc., Tome IV, Chap. IV, p. 287—88) anschließe. Nachdem der Geschichtschreiber bemerkt, daß die Jesuiten im Gegensatz zu den Stegreifspredigern, dergleichen es auch unter ihnen gab, die mit ihrer natürlichen Beredsamkeit erfolgreich auf die Massen wirkten, die Principien der künstlichen Kanzelberedsamkeit begründet, um auch in den Städten vor einem gebildeten Publikum und an den Höfen der Fürsten das Wort Gottes mit Erfolg zu verkünden, und so zu den schönen Tagen zurückkehrten, wo ein Augustin, ein Chrysostomus, ein Ambrosius, ein Bernhard den Großen der Erde und andern Menschen guten Willens, die vom Evangelium vorgeschriebenen Pflichten in einer ebenso heiligen, als herrlichen Sprache zu Gemüthe führten, fährt er fort: „In Italien, wo die Sprache so reich ist, daß sie den Gedanken zu schädigen scheint, wo die Harmonie der Poesie mit den schrecklichsten Mysterien der Kirche sich eint, verstanden die Jesuiten, inmitten alles Pompes der Beredsamkeit, nüchtern zu sein; sie brachten dort, wo beinahe Jedermann als Dichter geboren wird, Redner hervor. Die PP. Tucci, Benci, (bereits genannt), Galluzi, Palmio, Oliva, Gagliardi, Rho, Bagnati eröffneten mit Talent diese Laufbahn, auf welcher Paolo Segneri (vergl. oben) später ohne Nebenbuhler strahlen sollte. Nach diesem Meister . . . . erfüllten Strozzi, Banalesti, Pellegrini, Venini, Trento, Grannelli, Bellati, Lassani, Tornielli, Nicolai, Pignatelli die Kanzeln Italiens mit dem Rufe ihres Namens. Sie waren beinahe alle Prediger der Päpste**); sie hielten ihre Vorträge zu gleicher Zeit zu Rom und zu Venedig, zu Neapel und Florenz, zu Genua und Mailand u. s. w."

Damit sich aber die Leser eine recht klare Vorstellung von der Geschmacklosigkeit der verstandlosen Jesuiten, besonders der italienischen, und zwar im 18. Jahrhundert, gerade zur Zeit der Aufhebung machen können, will ich einen ganz unparteiischen Mann, den Protestanten Herrn Christof Gottl. v. Murr reden lassen. Herr v. Murr, Zollamtmann der Reichsstadt Nürnberg und Mitglied des kgl. hist. Instituts zu Göttingen und der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin rc. interessirte***) sich sehr für die Gesellschaft und war über deren Aufhebung sehr entrüstet.

*) Man vergleiche über diese zwei geschmacklosen Jesuiten Hr. Dr. Const. v. Wurzbach „Biographisches Lexikon" rc.

**) Aus einer Anmerkung desselben Schriftstellers ersehen wir, daß unter den Kanzelrednern, die vom Jahre 1573—1660 in Gegenwart des Papstes die Passionspredigten hielten, 49 Jesuiten waren, die er alle namentlich anführt.

***) Bloß als Mensch und als Gelehrter. Er sagt selbst in der kurzen Einleitung zu seinen Briefen: „Wenn mir auch, als einem Protestanten, die Aufhebung des größten und wichtigsten Ordens, den die Welt je aufzuweisen hatte, und desgleichen sie niemals mehr haben wird, gleichgültig wäre, so kann es mir doch Niemand wehren, als Mensch ihn zu bedauern und als Liebhaber der Gelehrsamkeit ihn zu

Er veröffentlichte (1774) 28 Briefe an einen Freund, worin er die Gründe seiner Entrüstung näher auseinander setzt; im 27. Briefe hält er Rundschau über noch lebende, ihm bekannte, in den verschiedenen wissenschaftlichen Zweigen ausgezeichnete Jesuiten und kommt am Ende auf jene zu sprechen, die in der Poesie und Beredsamkeit sich hervorthaten, dergleichen ihm besonders in Italien mehrere bekannt waren. Seine Worte sind folgende: „In der Beredsamkeit und den schönen Wissenschaften sind mir in Italien folgende bekannt. Der P. Pietro Savi zu Turin ist einer der größten lateinischen Stilisten. Guido Ferrari in Mailand hat erst vor einigen Monaten seine schöne lateinische Schreibart in den „Rebus Theresia Aug. imperante gestis" gezeigt. Der P. Ant. Benedetti, der als Secretär des Generals Ricci in der Engelsburg gefangen sitzt, hat einen Commentar über den Plautus und lateinische Gedichte geschrieben. Guido Cesare Cordara, Raimondo Cunich und Fabio Danzella sind große Lateiner, Dichter und Alterthumsforscher in Rom, auch Girolamo Lagomorsini, welcher daselbst für den größten Lateiner gehalten wird, was viel gesagt heißt. Er war gesonnen, die Werke des Cicero herauszugeben. In der lateinischen Literatur ist P. Mazzolassi in Rom sehr berühmt. P. Bernardo Zamagna hat ebendaselbst in der lateinischen Dichtkunst Meisterstücke geliefert, sowie in Warschau der P. Adam Narußewicz, einer der besten Dichter in dieser Sprache, vom Könige mit einer Denkmünze beehrt wurde. Der P. Granelli in Modena ist ein großer italienischer Dichter und Redner. Dem berühmten Antonio Ambrogi zu Rom hat man eine schöne Uebersetzung Virgil's zu danken. Der P. Rezzonico ist der beste heilige Redner in Rom.

In der ital. Dichtkunst. In Verona der P. Xaverio Bettinelli aus Mantua. Der edle Venetianer Andrea Cornaro rechnet ihn unter die besten Meister der italienischen Dichtkunst. Herr v. l'Anglard übersetzte im Jahre 1759 seine Briefe an die Arkadier zu Rom in's Französische. P. Carlo Sanseverino und P. Giovanbattista Roberti sind die größten Redner und Dichter in Bologna. Die Väter Denis und Mastalier in Wien sind Ihnen als gute deutsche Dichter bekannt genug."

So glaube ich, mehr als zur Genüge bewiesen zu haben, daß der Geschmack in der Literatur „seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts" weder in der böhmischen und österreichischen Provinz, noch in den deutschen und in all den übrigen Provinzen „ganz abhanden gekommen war". Aber Herr Dr. Kelle läßt uns noch keine Ruhe; er sucht dießmal ausnahmsweise seine Behauptung zu beweisen; seine Beweisführung macht aber weder seinem Verstande, noch seiner deutschen Literaturkunde

---

vertheidigen." Herr von Murr ist auch der Verfasser einer Geschichte der Jesuiten in Portugal, unter der Staatsverwaltung des Marquis von Pombal. (Nürnberg 1787, 3 Bände), worin er eine außerordentliche Belesenheit und Sprachkenntniß und bei sorgfältigen Quellenstudien ungemeinen kritischen Scharfsinn an den Tag legt. Seine Briefe schließt er mit folgendem Epilog auf den aufgehobenen Orden:

„Groß durch sich selbst: nicht durch erborgte Größe,
Wie so viel Orden dieser Welt,
Stieg er — und fiel — nicht ganz; — noch groß in seiner Blöße,
Erhaben, wie der Weise fällt.

(die ich übrigens nicht in Abrede stellen will) besondere Ehre; es ist eben der leidige Zweck, der ihn dazu verleitete. „Selbst dann noch“, sind seine Worte (S. 39—40), „als außerhalb der Societät die Poesie in ihre ewigen, unveräußerlichen Rechte war wieder eingesetzt worden, als Klopstock den Anfang des Messias gedichtet, Lessing den Laokoon geschrieben und Wieland Shakespeare's Werke übersetzt hatte, besang ein im Orden hochangesehener Poet, Johannes Oppelt, den ich anführe, weil man namentlich von ihm rühmte, daß er dem wahren Geschmacke huldige, in seiner Sammlung geist- und sinnreicher Gedanken nicht bloß die Weintrauben aus dem gelobten Lande, die Wolken, den nistenden Adler und den Platzregen, sondern auch die Eulen, Spinnen, Heuschrecken 2c. „theils zur tugendsamen Lehr und nützlicher Gemüthsergötzung, theils zu angenehmem Gesang.“ Dieser Passus, so sehr er unwissenden und von Vorurtheilen befangenen Lesern imponiren dürfte, erweist sich doch alsbald im Lichte der Wahrheit betrachtet in allen seinen Theilen als das, was er wirklich ist, als blöde, perfide Behauptung.

Denn erstens ist es bare Erfindung des Herrn Doctors, wenn er behauptet, daß „Johannes Oppelt ein im Orden hochangesehener Poet“ ist, oder auch nur jemals war. Ich glaube, daß sicherlich kein Mitglied der österreichischen Provinz etwas von den Gedichten des Joh. Oppelt weiß; mir selbst waren sie ganz unbekannt, bis ich durch den Herrn Doctor darauf aufmerksam gemacht in der Bibliothek nachsuchte und sie glücklich fand; ich sage glücklich, denn der Fund leistet mir dem Herrn Doctor gegenüber nicht unwesentliche Dienste. Denn aus dem unten stehenden Titel*) wird der geehrte Leser erstens ersehen, daß Oppelt nicht aus der Thierwelt allein seine poetischen Bilder entnimmt, sondern auch aus dem Gebiete der Kunst und Wissenschaften; zweitens, daß Oppelt nicht die Thiere selbst besingt, wie Herr Dr. Kelle boshaft bemerkt, sondern daß er in der Thierwelt Bilder höherer geistiger Wahrheiten findet, und diese den eigentlichen Inhalt seiner symbolischen Poesien bilden; drittens, daß Oppelt in all den damals in Deutschland bekannten, auch ausländischen Dichtern entlehnten lyrischen Strophen- und Gedichtformen sich versucht hat. Ich aber ersehe auch aus dem Werke, im Ganzen genommen, daß es Oppelt an poetischer Begabung nicht gefehlt hat. Die Sprache freilich trägt, besonders an manchen Stellen, der Charakter der damaligen Zeit — man denke nur an die

*) Sammlung geist- und sinnreicher Gedanken über verschiedene, aus der Natur, Kunst und Wissenschaften vorgestellte Sinnbilder. Durch alle Gattungen der hochdeutschen Reimkunst, theils zur 2c. Prag 1749.

zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — Oppelt's Gedichte erschienen zwar erst 1749, aber die Abfassung fällt schon in das 2. oder 3. Decennium des 18. Jahrhunderts; denn Oppelt starb im Jahre 1729 (Pelzel); was aber den Inhalt seiner Gedichte betrifft: so ist er ein echt poetischer; die ganze Natur und selbst die Mythenwelt erscheint des Dichters Phantasie als ein Spiegel, worin sich die wichtigsten Wahrheiten für das Menschenleben reflectiren, ganz geeignet, das menschliche Gemüth in seinen Tiefen zu erfassen, welche auch der Dichter selbst nicht ohne warmes Gefühl vorträgt; es sind lyrisch-didaktische Gedichte, einfache, schlichte Lieder, wie er selbst sagte, „zu tugendsamer Lehr und nützlicher Ergötzung": und wenn auch Oppelt zu keiner Berühmtheit, weder in noch außer dem Orden gelangt ist, so glauben wir dennoch, daß auch er zu jenen gehört, welche zur Hebung der deutschen Sprache und Poesie ihr Scherflein — wenn auch nur ein geringes — beigetragen haben. Ja was den Gehalt seiner Gedichte betrifft, die Ideen, die er vertritt und veranschaulicht, die poetische Auffassung und Wahrheit, so verdienen sie nicht nur den Vorzug vor den bombastischen, bis zur Unnatur verzerrten Producten eines Lohenstein, und vor der Flachheit und Geistesdürre mancher Gottschedianer und der sogenannten Wasserpoeten, sondern auch vor den abgeschmackten, süßelnden Faseleien eines Gesners und der Anakreontiker.

Uebrigens versuchte Oppelt nicht nur selbst deutsche Gedichte zu machen, sondern er hatte sich auch auf dem Gebiete der ausländischen schönen Literatur umgesehen, und cultivirte die deutsche Poesie — insoweit dieß unter den obwaltenden Umständen möglich war — auch durch Uebertragung ausländischer Gedichte in's Deutsche. Den drei Theilen seiner „Sammlung geist- und sinnreicher Gedanken" ist noch ein vierter beigefügt, welcher die Uebersetzung von vier italienischen Oratorien in denselben gereimten Versmaßen enthält.

Aber wer oder was hat denn Herrn Dr. Kelle verleitet oder veranlaßt, den Oppelt einen „im Orden hochangesehenen Poeten" zu nennen? — Verleitet hat ihn dazu der Zweck, veranlaßt der schon so oft genannte Cornova; obgleich man, um Herrn Kelle's böswillige Verdrehung und Aufschneiderei bloß zu legen, nichts besseres thun kann, als Cornova's Worte zu citiren. Denn wo dieser (Brief 2 S. 12) vom Verfall des klassischen Geschmackes in der böhmischen Provinz in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts spricht, fügt er hinzu, daß „doch ein Jesuit der böhmischen Provinz den Musen manches keusche Opfer, freilich nur im Stillen, gebracht hat. Johann Oppelt dichtete meister-

haft lateinisch, und so gut deutsch, als es ihm die selbst im deutschen Reiche damals Sitte gewesene Vernachlässigung der deutschen Sprache nur erlaubte." Wo finden wir da den im Orden hochangesehenen Poeten? — im Gegentheil, im Stillen opferte nach Cornova Oppelt den Musen; seinen lateinischen Gedichten legt er klassischen Werth bei; diese sind aber, wie es scheint, durch den Druck nie veröffentlicht worden — (bei Pelzel*) wenigstens finden wir nichts davon); — die Mängel der Sprache in den deutschen Gedichten anerkennt Cornova wie ich und

*) Bei Pelzel finden wir folgende Nachrichten über Oppelt. Geboren zu Eilau in Schlesien trat er in den Orden 1690; lehrte die lateinischen Klassen 4, die Dichtkunst 1, die Redekunst 8 Jahre; die hebräische Sprache 2 Jahre; predigte 3 Jahre und war Missionär 6 Jahre. Er besaß viele Kenntnisse; war der hebräischen und griechischen Sprache mächtig, so daß er die vornehmsten Lehrstühle hätte versehen können; aber er verbat sie und unterrichtete weit lieber auf dem Lande die Bauern in Sitten und im Christenthume. Oppelt schrieb einen guten Vers und hatte viel Anlage zur Dichtkunst; seine freien Tage pflegte er in einem schattigen Walde zuzubringen."

Oppelt's Werke: „Pax Monarchiae internae, partita in tres tractatus. Pragae, Pars I., II. 1730, III. 1731 in Fol. cum Figuris." „Sammlung geistl. ꝛc." Uebrigens, da sich Herr Kelle die Freiheit genommen, ein Gedicht von Oppelt in seine Broschüre aufzunehmen, so will auch ich mir dieselbe nehmen. Die singenden Vögel im Wald erregen im Dichter die Liebe zur Einsamkeit; diesem Gefühle gibt er dann in folgenden Strophen Ausdruck:

Wann ich euch, beglückte Wälder,
Grünbelaubtes Lustrevier,
Auen, Thäler, Berge, Felder,
Meine Klage trage für:
Spür' ich statt der harten Schmerzen
Lust und Tröstung in dem Herzen.

Labung meiner tiefen Wunden
Hab' ich, schönstes Wunderthal,
Jederzeit bei dir gefunden;
Du verzuckerst meine Qual:
Bei dir lass' ich Klag' und Zähren
Niemals ungetröstet hören.

Purpur, Wolle, Sammt und Seide
Sind viel härter als der Klee,
Wo ich mich im Schatten weide,
Und mich ganz entzücket seh':
Bunte Kräuter und Narcissen
Helfen meine Ruh' versüßen.

Ja, der Klang der Nachtigallen
Bindet meinen Geist und Sinn,
Es macht ihr beliebtes Schallen,
Daß ich aus mir selber bin;
Denn die schöne Lustsyrene
Fesselt mich durch ihr Getöne.

Und ihr silberweißen Flüsse
Strömt in voller Lustbarkeit,
Daß bei euch ich wenig wisse
Von der Sorgen Bitterkeit:
Es macht euer sanftes Rauschen
Mich das Leid mit Freud' vertauschen.

Brunnen und krystall'ne Wässer
In dem schattenreichen Thal
Trösten meinen Schmerz viel besser,
Als der süße Lautenschall;
Andere suchen Bacchusgaben,
Mich kann nur die Einöd' laben.

Hier ist mein beliebtes Leben,
Hier der Seele Aufenthalt;
Was mir kann Vergnügen geben,
Ist ein grüner Tannenwald;
Hohe Felsen, Thäler, Hainen
Können Leid und Sorg' verkleinen.

Euch will ich forthin auch klagen
Meiner Sorgen Bitterkeit,
Ihr könn't es nicht weiter sagen,
Denn ihr mir getreue seid;
D'rum sollt ihr alleine wissen,
Wälder, was ich dulden müssen.

entschuldigt sie auf gleiche Weise: aber wo bleibt der im Orden hochangesehene Poet? — Wahrlich wenn Verdrehung und Aufschneiderei Vorzüge eines Geschichtschreibers wären, so hätte es unser Herr Doctor in seinem Fache bis zur Klassicität gebracht.

Was will denn aber Herr Kelle mit der Phrase: „Selbst dann noch, als ꝛc.“ — Der gelehrte Herr scheint wirklich der Meinung zu sein, daß die ganze Welt in poetischen Geburtsschmerzen lag, und mit banger Sehnsucht auf das Erscheinen des ersten Triasgestirnes der neuerwachten deutschen Literatur harrte, daß in allen Landen die Poesie erst durch Klopstock, Lessing und Wieland „in ihre ewigen, unveräußerlichen Rechte wieder eingesetzt wurde“: wir aber glauben, daß ein Petrarca, ein Dante, ein Tasso in Italien, ein Calderon, ein Lope de Vega in Spanien, ein Camoens in Portugall, ein Corneille, ein Racine in Frankreich, ein Milton, ein Shakespeare in England auf die deutsche Trias nicht zu warten brauchten, und dennoch ihre Poesien bis auf den heutigen Tag von keinem deutschen Dichter übertroffen seien. Ja wir meinen ferner, daß auch in der Societät die Poesie „in ihre ewigen, unveräußerlichen Rechte“ durch die genannte Trias nicht brauchte „eingesetzt“ zu werden, denn sie war darin derselben nie verlustig gegangen; es müßte denn die Poesie durchaus an die deutsche Sprache gebunden sein. Mehr als ein Jahrhundert vor Klopstock und Lessing dichteten Balde und Sarbiewsky ihre unsterblichen Oden, freudig begrüßt von den Zeitgenossen und immer noch bewundert von allen Kennern und Verehrern echter, edler Poesie; und wahrlich ihr Dichtergeist lebte fort in dem Orden, dem sie einst angehört, ja nährte die Flamme dichterischer Begeisterung in weiten Kreisen auch außerhalb desselben, wie die so oft theils in theils außer der Societät bis in die neueste Zeit herein erfolgten Auflagen*) zeigen. — Welcher deutsche Lyriker hat Balde oder Sarbiewsky in der Eleganz der Diction, in der Concinnität des Rhythmus, in der Erhabenheit der Ideen, in der Mannigfaltigkeit des Inhalts, in der Lauterkeit und Heiligkeit der Gesinnung übertroffen? — Und auch in den letzten Zeiten, die unmittelbar der Aufhebung des Ordens vorhergingen, gab es in allen Provinzen, und nicht am wenigsten in der österreichischen würdige Vertreter der Poesie, sowohl hinsichtlich der Form als des Inhaltes, welche wahrlich von Klopstock und Lessing nicht ge-

---

An der poetischen Begabung fehlte es also Oppelt nicht, und selbst das vom Herrn Doctor angeführte Gedicht veranschaulicht den Horazianischen Spruch:

„Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.“

*) Vergl. S. . 270—271 und S. 277- 278.

lernt hatten, und nicht zu lernen brauchten; man vergleiche, was ich oben S. 259—70 gesagt habe.

In Deutschland freilich auf dem Gebiete der deutschen Poesie sah es noch in den ersten drei Decennien des 18. Jahrhunderts gar öde und wüste aus; seit drei Jahrhunderten zeigte sich — abgesehen von wenigen ehrenwerthen Ausnahmen — nirgends Verständniß der Poesie, nirgends echtes poetisches Schaffen; man mühte sich ab in Erfindung verfehlter Theorien, im Herumtappen nach poetischen Formen und Stoffen, und da begrüßen wir denn freudig alle jene Männer, welche durch Theorie und dichterisches Schaffen das Verständniß und die Quellen der Poesie wieder erschlossen, und Licht und Leben in das finstere, todte Chaos gebracht haben; und unter diesen Männern sind es wahrlich Klopstock und Lessing, welche zuerst bahnbrechend auftraten, den größten Einfluß auf ihre Zeitgenossen übten, und hierin mit Recht das größte Verdienst in Anspruch nehmen. Indeß scheint doch Klopstock im 2. Theile seines „Messias“ vergessen zu haben, was ein Epos ist, und sind die zehn letzten Gesänge seines Gedichtes so ziemlich ungenießbar; seine Dramen sind mißlungene Versuche, und in den Oden, seinem eigentlichen Felde, wo er wirklich staunenswerthe Dichtergröße entfaltet, fehlt es doch nicht an Härten, an geschraubten, in's Nebelhafte sich verlierenden Wendungen; an Stellen, wo er vergeblich kleine Dinge als groß darzustellen sich bemüht, und wieder an anderen, wo des Dichters Suchen und Ringen nach erhabenen Worten und Bildern für das gar zu hoch emporgeschwellte Gefühl allzusehr zu Tage tritt.

Lessing bei all seinen Verdiensten um die deutsche Poesie hat ihr doch auch eine, wie es scheint, unheilbare Wunde geschlagen; denn er war es, welcher der antiken heidnischen Weltanschauung, mit ihrer Unkenntniß des wahren Gottes und der daraus entspringenden geistigen Verwirrung, Zweifelsucht, Unruhe und Zerrissenheit, am meisten Vorschub geleistet, ja zum Theil ihr das Uebergewicht über die christlich-germanische verschafft hat; er war es, der durch Theorie und Praxis das christliche Bewußtsein auf dem Gebiete der Poesie und der Kunst überhaupt zurückgedrängt, an dessen Stelle das allgemein Menschliche, und damit den Unglauben und Indifferentismus als herrschendes Princip in den Vordergrund gesetzt, und dadurch eine Dissonanz hervorgerufen hat, die in den meisten Dichtungen der neueren Zeit widerlich durchklingt, den vollen Kunstgenuß stört, das Gemüth nicht befriediget, sondern beunruhiget und quält, den Menschen mit Gott und der Religion, mit sich selbst, und den bestehenden politischen und socialen Verhältnissen

entzweit, und so wegen des Zusammenhanges der Poesie mit dem Leben auch zum zerstörenden Elemente im letzteren geworden ist. Von dieser unseligen, den vollen poetischen Genuß zerstörenden, ja die Poesie verzerrenden Dissonanz findet sich nun in den Poesien der Dichter aus der Societät nicht der leiseste Anklang: die Größe Gottes, seine Allmacht, Weisheit und Güte; die erhabenen Geheimnisse und die beseligenden Lehren des Christenthums; die Liebe zum göttlichen Heilande, das Lob der Gottesmutter und der Heiligen; Sehnsucht nach dem Himmel; die Schönheiten der Natur; Aufforderungen zur Tugend und Weisheit, treffliche Grundsätze und Lebensregeln; der Preis durch Wissenschaft und Tugend oder große Thaten ausgezeichneter Männer; die Liebe zum Vaterlande und angestammten Herrscherhause bilden das Thema ihrer Gedichte: ein Vorzug, der wahrlich selbst bei geringerer künstlerischer Vollendung gegenüber so vielen vom Gift des Indifferentismus angesteckten, oder geradezu vom Geist des Religionshasses inspirirten und getragenen Dichtungen der neuern Zeit, als kein geringer sich herausstellen dürfte.

Uebrigens entwickelt ja auch im Laokoon Lessing eben nicht nagelneue, bisher ungeahnte Ideen; seine Schrift bezweckte den schiefen Auffassungen der deutschen Theoretiker gegenüber zu zeigen, daß Poesie und Malerei ihre eigenen Grenzen und Gesetze haben. Nun denn über dergleichen Dinge war in Italien, Frankreich und England schon gar vieles geschrieben worden; wie denn auch Lessing sich fortwährend auf fremde Autoritäten beruft: ja schon im Jahre 1595 hatte der berühmte Jesuit, Anton Possevin, ein ähnliches*) Werk über die Poesie und Malerei veröffentlicht, und wenn auch sein Zweck nicht derselbe, wie bei Lessing war, so dürften sich doch beide mit Ausnahme der so eben besprochenen, von Possevin heftig bekämpften Dissonanz vielleicht in manchen Punkten berühren.

Daß endlich Wieland die Sprache geschmeidiger gemacht, ist allgemein anerkannt; aber eben so anerkannt ist es, daß er mit seiner französelnden Frivolität, Lüsternheit und Unverschämtheit sammt seinem ganzen Anhange ein ewiger Schandfleck der deutschen Literatur bleiben wird. Bei Griechen und Franzosen aus dem Zeitalter des moralischen und literarischen Verfalls beider Völker holte er sich Formen und Stoffe; „für das echte Antike," sagt Vilmar, „hat er wenig Sinn; ihn spricht nur die Zeit des Verfalls des antiken Lebens und der antiken Poesie

*) „Antonii Possevini S. J. Tractatio de Poesi et pictura ethica, humana et fabulosa collata cum vera, honesta et sacra." Lugduni etc. 1595.

an; die epikurischen Philosopheme und Lucian, das sind seine Vorbilder, doch aber auch diese nur im modern französirten Gewande .... er vertritt die modernste französische Cultur ... die Cultur der Sinnlichkeit, der Frivolität; daß es eben keine Ideale, daß es nichts Großes, Würdiges und Edles gebe, das zu beweisen, ist der überall bestimmt erkennbare, oft sogar bestimmt ausgesprochene Zweck der Poesie Wielands." Zum Glück für die Moral und den guten Geschmack werden seine geschminkten Sudeleien nicht mehr viel gelesen, denn diese sind nicht bloß geeignet, die öffentliche Sittlichkeit zu vergiften, sondern Wieland ist auch ein Dichter von solcher Art, wie Vilmar ferner bemerkt, daß er, falls er oder seine Richtung jemals zur Herrschaft gelangte, „eine tiefe Verderbniß des Geschmackes, wo nicht den Untergang aller echten Poesie herbeiführen würde" .... „und die von ihm hervorgerufene literarische Richtung sank immer tiefer, bis sie in einem Pfuhle endigte, den man nicht einmal durch die leiseste Andeutung zu bezeichnen wagen darf."

Dieß, meine ich, kann genügen, um zu zeigen, daß es immerhin auch ohne Bekanntschaft mit Klopstock, Lessing und Wieland sowohl in als außerhalb der Gesellschaft Dichter geben konnte; ja was Wieland betrifft, so glaube ich, daß der vom Herrn Doctor so geschmähte Oppelt eine richtigere Erkenntniß von dem Wesen und der Aufgabe der Poesie gehabt habe, als der dritte Heros der ersten Trias der neu erstandenen deutschen Literatur; und hätte Oppelt seine „Geist- und Sinnreichen Gedanken" in's Gewand der lateinischen Sprache gekleidet, so dürften sie dem Wieland'schen Wuste gegenüber zwar nicht als „erhabene" (wie Herr Kelle spottet — das sollten und konnten sie ja ihrer Natur nach nicht sein), aber doch in ihrer Art als wohlgelungene und anziehende Poesien dem Leser erscheinen.

Aber wenn denn der Herr Doctor mit der ersten Trias durchaus einen Jesuiten in Verbindung setzen wollte, warum ersah er sich denn dazu gerade den sowohl in als außer dem Orden verschollenen Oppelt? wäre es nicht vernünftiger und ehrlicher gewesen, einen andern Jesuiten auszuwählen, welcher sowohl hinsichtlich der Zeit, als seiner dichterischen Thätigkeit zu jenen Männern, welche die Wiedergeburt der deutschen Poesie herbeiführten, in so naher Beziehung stand, welcher gerade dasselbe, was jene Männer im Norden anstrebten, auch im Süden Deutschlands zu verwirklichen suchte, und glücklich verwirklicht hat; welcher sogar mit mehreren derselben, und gerade auch mit dem edelsten darunter, mit Klopstock, einen freundschaftlichen Briefverkehr unterhielt — kurz warum

nannte Herr Dr. Kelle nicht den Jesuiten Michael Denis? — Vernünftiger und ehrlicher wäre dieß wohl gewesen, aber dem Zwecke hätte es nicht gefrommt — ja im Gegentheil geradezu viel geschadet. So wollen wir denn also den Passus beim Herrn Doctor: „Selbst dann noch, als ꝛc.“ — reconstruiren, und zwar in einer Weise, die er selbst als richtig wird anerkennen müssen. So also ungefähr sollte der Passus, in Uebereinstimmung mit unleugbaren Thatsachen, lauten: Während man in Mittel- und Norddeutschland die Poesie wieder in ꝛc. einzusetzen versuchte, als Klopstock ꝛc. machte auch in Süddeutschland Michael Denis, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu die ersten, ähnlichen Versuche; zuerst 1753 in Klagenfurt, wo er ein deutsches Lustspiel, eine Umdichtung der Menaechmi des Plautus, versuchte, und von seinen Schülern aufführen ließ; hierauf in Wien in der k. k. Ritterakademie, wo er den Unterricht in der deutschen Poesie und in der Literaturgeschichte einführte, auch eine „Sammlung kürzerer Gedichte aus den neuern Dichtern Deutschlands zum Gebrauch der Jugend“ herausgab; dann eigene Gedichte unter dem Titel: „Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit dem Jahre 1756“ (2 Theile, Wien 1768) veröffentlichte; freilich Alles noch Kleinigkeiten, wie er diese Arbeiten selbst nannte; unterdessen jedoch unterrichtete und übte er fleißig seine Schüler in der deutschen Poesie, und gab dann ihre poetischen Sammlungen unter dem Titel: „Jugendfrüchte des k. k. Theresianums“ — in drei Jahrgängen heraus. Bald aber trat Denis als wirklich großartiger Dichter sowohl mit einzelnen Gedichten („Poetisches Sendschreiben an den Herrn Klopstock“ — Wien 1764. — „Auf den Tod des Feldmarschalls Grafen Daun“ — Wien 1766 u. s. w.) als mit seinen beiden Hauptwerken: „Die Gedichte Ossians, eines alten celtischen Dichters, aus dem Englischen übersetzt von M. Denis aus der Ges. Jesu“ — Wien, 1768—1769 — und „Die Lieder Sineds des Barden“ — Wien 1772 u. s. w.

Und das Facit von dem Allen, mag es dem Herrn Dr. Kelle genehm sein oder nicht, ist kein anderes, als dieses: Ein Jesuit der österreichischen Provinz war es, der zuerst der wiedererwachten deutschen Poesie in Oesterreich und Süddeutschland theils durch den Unterricht der Jugend in den Schulen, theils durch eigene poetische Production Bahn brach und Boden gewann.

Dieser Passus klingt freilich ganz anders, als der bei Dr. Kelle S. 39—40; — daß er aber ganz richtig sei und auf unwidersprechlichen

Zeugnissen*) beruhe, wird der Herr Doctor selbst nicht in Abrede stellen können.

Man denke noch an die Bemühungen und Leistungen eines Ignaz Wurz, eines Karl Mastalier, eines Christoph Regelsperger und anderer Jesuiten**), und man wird von der Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit des Herrn Dr. Kelle einen noch klareren Begriff bekommen.

Nun folgt aber eine gar klassische Stelle des klassischen Geschichtschreibers, ganz geeignet, ein ewiges Document seines Forscherfleißes, oder seiner Wahrheitsliebe zu sein; es ist einer jener Glanzpunkte, die in der Schrift des Herrn Doctors von Zeit zu Zeit wie Raketen vor dem Leser aufflackern, um seine Genauigkeit oder Unparteilichkeit in der Geschichtschreibung in grellem Lichte zu beleuchten, dann — bald zu verlöschen, und — keinen angenehmen Geruch zurückzulassen. „In ähnlicher Weise" (wie Oppelt) sagt Herr Dr. Kelle (S. 41) „versündigten sich an der Poesie Knittel, Weise, Wölker, Rapalius, Saletka, Wietrowsky u. A., deren Werke zum Glück Niemand außerhalb der Societät je gesehen hat." Wahrlich auch der größte Humorist könnte den Herrn Doctor nicht ärger persifliren, als er selbst sich hier persiflirt. Sechs jesuitische Erzverbrecher nennt er uns, die an der Poesie sich versündigt; von diesen sechs poetischen Sündern haben sich aber fünf — sage fünf — gar nicht mit Poesie beschäftigt; wenigstens kam nichts von ihren Poesien in die Oeffentlichkeit, wie man aus Pelzel ersehen kann; der einzige Anton Saletka (gestorben 1730) hat drei Singspiele in lateinischer Sprache veröffentlicht, und poetische opera postuma von den fünf anderen, welche erst nach dem Jahre 1786, in welchem Herr Pelzel sein Buch veröffentlichte, das Tageslicht erblickt hätten, entdeckt zu haben, wird sich doch der Herr Doctor nicht rühmen wollen; da alle fünf in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts starben, einer sogar schon 1687. Aber woher bei unserm Geschichtschreiber ein so fataler, unbegreiflicher Irrthum? Leicht begreiflich — getrieben von blinder Tadelsucht, unbekümmert um Kritik und Wahrheit schrieb er unbesonnen die Namen hin, die er bei Cornova Brief 2, S. 12 fand, und ich oben S. 242 angeführt habe. Das Unglück für Herrn Kelle war dabei dieß, daß sowohl Prochaska als Cornova nicht ausschließlich vom schlechten Geschmack in der Dichtkunst, sondern in der Literatur überhaupt sprechen, weßhalb auch ich unter den oben (S. 250—58) ange-

*) Ueber Denis vergl. de Luca „Gelehrtes Oesterr." Dr. Const. v. Wurzbach „Biograph. Lexicon ꝛc." Stöger „Scriptores etc."

**) Vergl. oben S. 266—270.

führten Schriftstellern auch Redner und Geschichtschreiber aufnahm. Ja die tadelsüchtige Schreibseligkeit verleitete den Herrn Doctor zu solcher Unbesonnenheit, daß er sogar einen Dichter „Weise“ nennt; nun hat es aber in der böhmischen Ordensprovinz nicht bloß nie einen Dichter, sondern auch nie einen Schriftsteller dieses Namens gegeben; wohl aber gab es einen „Georg Weis“ im 17. Jahrhundert, der aber kein Dichter war, sondern einige philosophische Werke und ein historisches: Gloria Universitatis Carolo-Ferdinandeae — Pragae 1672 — verfaßte, und 1687 in Olmütz starb (Pelzel S. 83—84). Da nun Cornova statt der Einzahl: „einen Weis, einen Knittel 2c.“ in rhetorischer Weise den Plural gebraucht: „Die Weise, die Knittel 2c.“, so machte der Herr Doctor ohne weitere Umständen aus dem Philosophen „Weis“ einen Dichter „Weise“. Das ist nun alles wahrhaft ergötzlich, und versöhnt uns gewisser Maßen mit dem Herrn Doctor, der seine eigene historische Zuverlässigkeit so arg an den Pranger stellt.

Nach solchen Zeugnissen, welche unser Geschichtschreiber sich selbst ausstellt, dürfte es genügen, aus den folgenden, langathmigen Tiraden einige markirtere hervorzuheben und richtigzustellen. So sagt uns der Herr Doctor, er habe noch viele andere Gedichte von derartigen Künstlern gelesen, und es seien nicht einmal alle gedruckt worden; er wünschte, daß er zur Rechtfertigung der Obern annehmen könnte, daß sie das Imprimatur verweigerten; das scheine aber nicht der Fall gewesen zu sein, denn solcher Gallimathias sei von den Obern für mustergiltig bis zur Aufhebung der Societät gehalten worden. Daß Herr Dr. Kelle in den Bibliotheken mancherlei Gedichte im Manuscript gelesen habe, hätte an und für sich nichts Unwahrscheinliches, wenn er nur nicht unmittelbar vorher so alberne Dinge von den Dichterwerken eines „Knittel, Weise, Wölker 2c.“ zusammengeschwätzt hätte, welche nicht bloß nie im Druck, sondern auch nie im Manuskript existirten, und die doch der Herr Doctor gesehen und gelesen haben will, denn wie kann er sonst behaupten, daß sich die genannten fünf Jesuiten „an der Poesie versündigt haben?“ So benimmt denn der Herr Doctor selbst seiner Versicherung, viele Gedichte im Manuscript gelesen zu haben, geradezu alle Glaubwürdigkeit. Daß es aber mit einer Menge handschriftlicher Gedichte nicht zur Drucklegung kam, läßt sich aus verschiedenen Gründen leicht begreifen. Böhmen und Mähren wären wahrlich mit Gedichten überschwemmt worden, hätten die Obern alle poetischen Arbeiten der Repetenten, Philosophen, Theologen und der Magister an den 20 Gymnasien, von Jahr zu Jahr veröffentlichen lassen; diese Ar-

20*

beiten waren auch zur Veröffentlichung gar nicht bestimmt, mochten aber doch in der Bibliothek hinterlegt werden; auch hatte wohl der Geschmack des lesenden Publicums an lateinischen Gedichten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bereits abgenommen; was aber der Herr Doctor von der Vorliebe der Obern für den Gallimathias sagt, verdient keine Berücksichtigung, besonders da wir eine solche Vorliebe bei ihm selbst schon öfters und soeben kurz vorher zu bemerken Gelegenheit gehabt haben. Uebrigens vergleiche man, was ich oben S. 244—50 — über das Sinken und Wiedererstehen des klassischen Geschmackes in der böhmischen Provinz aus Cornova, und über die literarische Thätigkeit einiger ihrer Mitglieder S. 250—58 aus Pelzel angeführt habe.

Im Folgenden kommt Herr Kelle auf die Reibungen zwischen einzelnen Präfecten und Magistern zurück, und darum wollen auch wir darauf zurückkommen.

Die einzige Quelle für Alles, was sich hierüber sagen läßt, sind Cornova's Briefe; auch Herr Dr. Kelle hat keine andere; und abgesehen von den Entstellungen und Uebertreibungen unseres Geschichtschreibers reducirt sich die Sache, nach Cornova's Bericht, auf literarische Zwiste, die zur Zeit, als er selbst Magister war, hin und wieder zwischen Präfecten, welche ihre Schulbildung in der Zeit, wo der klassische Geschmack in der Provinz gesunken war, erhalten hatten, und Magistern, die durch Lehrer, wie Pubitschka, oder deren Schüler auf die Bahn des rein klassischen Geschmackes waren gelenkt worden, stattfanden; Zwiste, woran Cornova selbst nicht in letzter Reihe Theil genommen, und die nach seiner Versicherung schließlich dem klassischen Geschmack wieder zur allgemeinen Geltung verhalfen. Solche literarischen Fehden bieten vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus dem ruhigen, wahrhaft gebildeten Beobachter und Freund des guten Geschmackes ein eigenthümliches Interesse, das er nicht ohne ein gewisses Wohlgefallen verfolgt, ohne dieselben zu niedrigen, egoistischen Parteizwecken ausbeuten zu wollen: allein Herr Dr. Kelle bei seinen Antipathien gegen Alles, was die Jesuiten betrifft, und um des einmal gesetzten Zweckes willen, glaubte eine treffliche Gelegenheit wieder gefunden zu haben, von seiner Erfindungsgabe Gebrauch zu machen, und weiß von bitterer Feindschaft, von Haß, von Verfolgungssucht, von Unterdrückung, von Verfall der Schuldisciplin und andern dergleichen schrecklichen Dingen zu erzählen; die Präfecten werden von ihm als eigensinnige, rachgierige Despoten, die Magister als Märtyrer und Opfer des guten Geschmackes dargestellt: lauter Ungeheuerlichkeiten, von welchen Cornova nichts weiß; ja

im Gegentheil behauptet dieser, daß die Vertreter des guten Geschmackes immer mehr Boden gewannen, und um die Zeit der Aufhebung des Ordens entschieden die Oberhand hatten*); eine Behauptung, die allein schon genügt, um all' die boshaften Aufschneidereien und heuchlerischen Herzensergießungen unsers Geschichtschreibers zu Schanden zu machen. So wollen denn auch wir von dem weitläufigen Gerede des Herrn Doctors Umgang nehmen, und zunächst uns nur an das halten, was uns Cornova von diesen Reibungen erzählt.

Daß der Geschmack in Sprache und Darstellung in der böhmischen Provinz mit Ausgang des 17. und während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in eine schiefe Richtung gerathen, haben wir bereits oben S. 241—43 von Cornova gehört; und bin ich selbst hievon überzeugt: nur wäre es ungerecht, würde man den Schriftstellern jener Periode totale Geschmacklosigkeit zur Last legen, als hätten alle gegen alle Gesetze des guten Geschmackes gesündiget, und wären sie gar nicht genießbar; es sind einzelne Mängel, die in der Schreibart der Einzelnen hervorstechen, bei dem Einen diese, bei dem Andern jene, bald im größeren, bald im minderen Grade, und ich dürfte eben, wo ich von Kolczawa, Rapalius und Wietrowsky sprach, so ziemlich alle angedeutet haben, und dürften die Fehler der Genannten in gleicher Weise auf ihre zeitgenössischen Schriftsteller sich vertheilen.

Man verlor, wie es scheint Cicero, das beste Muster lateinischer Sprache und Redekunst immer mehr aus den Augen; man las und studirte behufs der Aufführung dramatischer Stücke den Tragiker Seneca, und so machte sich allmählich statt der einfachen, natürlichen und gediegenen Ciceronischen Diction eine gewisse Künstelei im Ausdruck und Stil, ein Suchen nach auffallenden, geschraubten Wendungen, ein falsches Pathos mit Ueberladung mehr oder weniger geltend.

Und so mochte es denn wohl zwischen bejahrteren Präfecten und jüngeren Lehrern, da ihr Bildungsgang ein verschiedener gewesen, und beider Ansichten über Latinität und Stil auseinander giengen, hinsichtlich des lateinischen Unterrichtes, und besonders der schriftlichen Pensa und Aufsätze manchmal zu Mißhelligkeiten gekommen sein — Mißhelligkeiten, wie sie eben bei allen Uebergängen unvermeidlich sind. Auch scheint es, wenn wir Cornova Glauben schenken dürfen, daß man in den Schulen zu sehr das Memoriren der grammatischen Regeln betrieb; er wenigstens rühmt sich an ein paar Stellen, daß er seinen Schülern die Kenntniß der lateinischen Sprache mit gutem Erfolge mehr durch

*) Vergl. S. 243.

die Lectüre der Klassiker als durch das Memoriren der Regeln beigebracht habe: Cornova mag nun hiezu eine besondere Geschicklichkeit und besonders talentirte Schüler gehabt haben: im Allgemeinen aber muß das Memoriren der Regeln und die grammatische Erklärung der Autoren Hand in Hand gehen, und dazu noch die schriftliche Uebung kommen; drei Factoren, beim grammatischen Unterricht im Latein, welche die Ratio studiorum immer wieder und wieder empfiehlt, und ganz umsonst beruft sich Herr Dr. Kelle (S. 37 Ak.) auf die 5. Regel des Studienpräfect: „Er soll sich sehr in Acht nehmen, daß die neuen Lehrer die Unterrichtsweise ihrer Vorgänger und andere Gewohnheiten sorgfältig beibehalten" — denn hiemit ist nicht gesagt, daß das Memoriren der Regeln einseitig betrieben, oder ein solcher Unfug, falls er eingerissen, forterhalten werden soll.

Aber noch eine andere Veranlassung zu solchen Reibungen zwischen Präfecten und Magistern erwähnt Cornova (Brief 8, S. 104 ꝛc.). Von den Theaterstücken nämlich, die in der alten Societät von den Schülern aufgeführt zu werden pflegten, mußte vorher die Synops dem Präfecten und drei andern Priestern zur Censur vorgelegt werden; und auch später, als die Aufführung der Theaterstücke von der Regierung untersagt worden war, mußte doch das Schauspiel in lateinischen Versen, welches jeder Lehrer, der noch nicht Priester war, sammt einer lateinischen Rede zu verfassen und im Refectorium vorzulesen hatte, vom Studienpräfecten censirt werden, und da sei es dann öfters ohne Verletzung des guten Geschmackes, und ohne Debatten zwischen dem Studienpräfecten — einem Laudator temporis acti — Se puero — und dem jüngern in einer bessern Schule gebildeten Magister nicht abgegangen.

Ganz umsonst aber, ja kindisch ist es, wenn sich da wieder der Herr Doctor (S. 43 A.) auf die 31. 32. 35. Regel des Summariums beruft, worin der sogenannte blinde Gehorsam und Unterwerfung des eigenen Urtheiles empfohlen wird, als hätte vermöge dieser Regeln der Magister die Kritik des Präfecten blindlings hinnehmen müssen, und keine Gegengründe vorbringen dürfen; diese Regeln haben mit Fragen über den guten Geschmack gar nichts zu schaffen: die einzige Regel, die das Institut hierüber aufstellt, ist — die Nachahmung der alten klassischen Muster; eine Regel, deren Richtigkeit wohl der Herr Doctor selbst anerkennen wird.

Aber wie weit giengen solche Reibungen, wie verliefen sie, was waren die Folgen?

Auch darüber gibt Cornova uns Aufschluß. Ich habe bereits oben

S. 241 seine Worte angeführt, wo er uns in seiner derben Weise sagt, daß mancher Präfect in dem jungen Magister einen naseweisen Neuerer erblickte, der Magister hingegen den Präfecten ziemlich laut einen Pedanten schalt, worauf er dann in demselben Humor fortfährt: „Wenn dieses wechselweise Betragen ja ohne andere unangenehme Folgen blieb, so bestund wenigstens das ganze freundschaftliche Verhältniß zwischen einem Präfect, und einem Professor von dieser Gattung in sonst nichts, als, da es die Pflicht des Ersteren war, während der Zeit, als sich die Jugend zur Schule sammelte, zur Hintertreibung aller Ausschweifungen, im Schulgebäude auf und abzugehen, der Zweite aber nur bei ihm vorbei in seine Schule gehen konnte, daß sie einander einen kalthöflichen guten Morgen gaben. „Ridendo dicere verum — Quid vetat?" fügt Cornova noch scherzend hinzu.

Also eigentlich unangenehme, üble Folgen zog nach Cornova diese Spannung zwischen Präfecten und Magistern nicht nach sich; auch trat sie wohl nur von Zeit zu Zeit bei besonderen Veranlassungen ein, wenn es zu Kritik und Gegenkritik gekommen war; denn daß sie an der Tagesordnung war, kann aus Cornova's gedrängtem, humoristischem Bericht nicht geschlossen werden, und auf jeden Fall fehlte es nicht an den gewöhnlichen, freundschaftlichen Höflichkeitsbezeugungen, wenn auch die Herzen dabei gerade nicht immer warm schlugen.

Etwas weiter unten in demselben Briefe (S. 110—113) tadelt Cornova manche Magister, daß sie in ihrer Widersetzlichkeit gar zu hitzig und bitter waren, während doch bei besonnener Opposition die Präfecten Gegengründen und einer bessern Ueberzeugung nicht unzugänglich waren; auch er habe sich Anfangs so verfehlt, bald aber bei gelassenerem Vorgehen mit seinem Präfecten sich verständigt und dessen Achtung gewonnen. „Als ich das Lehramt," erzählt er dort, „der grammatischen Klassen zu Brünn angetreten hatte, setzte es zwischen unserem bejahrten Präfect und uns Magistern — denn in der Regel stunden wir alle für einen Mann — manchen hitzigen Auftritt; obschon es nie — was ich im Grunde nur seiner Gutmüthigkeit zuschreiben muß — bis zur offenbaren Spaltung kam. Diese Gutmüthigkeit hinderte ihn indessen nicht, im Anfange besonders, auf seinen Kritiken zu bestehen. Aber so wie wir, indem wir unsern Ton immer mehr mäßigten — das Satirisiren vorzüglich ganz bleiben ließen — auch unsere Aufmerksamkeit gegen ihn verdoppelten; ward er zusehends nachgiebiger. Ich habe wenigstens bemerkt, daß, da er im ersten Jahre meiner Professur noch sehr oft im Tone eines Mannes, der seinem Ansehen nichts vergeben will,

gesprochen und geschrieben hat, er im zweiten seine mündlichen und schriftlichen Erinnerungen schon mehr im Tone eines Freundes eingekleidet habe.

Gegen mich insbesondere rückte er einmal mit der ganz unerwarteten Erklärung heraus: er sehe aus allen meinen Arbeiten, daß ich in der Repetition gut geführt worden sei — was nun wohl die ausgemachteste Wahrheit war — und ich hätte diese Führung gut benützt — ein Compliment, daß ich freilich verdient zu haben wünschte. Noch auffallender war mir von ihm, der gewissermaßen noch immer am Alten hieng, das Geständniß: ich hätte ihn durch den Fortgang meiner Schüler überzeugt, daß man es selbst in den grammatischen Klassen auf dem Wege der Nachahmung der Autoren ungleich weiter bringe, als durch das, zu seiner Zeit fast einzig Mode gewesene, Einprägen trockner Regeln. Ein Triumph, der mir umsomehr schmeichelte, weil ich ihn der Verwendung meiner braven Schüler verdankte."

Dieß ist Alles, was wir aus Cornova über die Reibungen zwischen Präfecten und Magistern erfahren, sowohl hinsichtlich der Veranlassung als der Folgen derselben. Veranlassung dazu war nach Cornova einzig und allein der verschiedene Bildungsgang, den beide durchgemacht, und die daraus sich ergebenden Gegensätze hinsichtlich des Geschmackes in Sprache und Stil. Die Präfecten hatten ihre Schulbildung erhalten in einer Zeit, wo echte Latinität und klassischer Geschmack durch Aufnahme von Wörtern und Phrasen aus der spätern Prosa, durch Einmengung poetischer Floskeln, durch unnatürliche Ziererei, absonderliche Wendungen und gekünsteltes Pathos gelitten hatte: die Magister hingegen waren gebildet worden, als der klassische Geschmack in der Provinz bereits wieder zum Durchbruch gekommen war; eine andere Veranlassung zu den besprochenen Conflicten zwischen Präfecten und Magistern kennt Cornova nicht, wie selbst Herr Dr. Kelle — nolens volens — wird eingestehen müssen. Aber die Folgen von diesen Conflicten? — Darüber haben wir ebenfalls alles bereits von Cornova gehört, was er selbst wußte: hin und wieder mehr oder weniger hitzige Controversen zwischen Präfecten und Magistern, und ein höflicher, wenn auch etwas kalter Morgengruß. Daß Etwas von 'diesen Conflicten in die Schule gedrungen, und irgend welche Folge für selbe gehabt hätte, davon findet sich bei Cornova, der doch wahrlich nicht heiter dem Berge zu halten pflegt, nicht die leiseste Andeutung. Doch ich täusche mich; diese Reibungen hatten eine Folge für die Schule; aber eine sehr vortheilhafte, wenn wir Alles, was Cornova hierüber berichtet, in's Auge fassen: es

wurde den Schülern reinere Latinität und ein besserer Geschmack in den schriftlichen Aufsätzen beigebracht.

Aber was ist mit dem Allen dem Herrn Dr. Kelle geholfen? — Nichts — rein gar nichts; im Gegentheile die in Rede stehenden Mißhelligkeiten verdienen vom rein wissenschaftlichen und literarischen Gesichtspunkte aus Anerkennung und Lob, und gereichen der böhmischen Provinz zur Empfehlung; sie zeigen, daß Erkenntniß des Bessern und ein Streben nach dem Edlern in derselben vorhanden war, daß ein Geist waltete, der gegen Stagnation und Versumpfung sich sträubte, und unwiderstehlich zum Vollkommenern, zum Idealen vorwärts drängte. Dieß fühlte wohl auch Herr Dr. Kelle selbst, und darum begnügte er sich nicht, die Ursache der in Rede stehenden Reibungen in dem verschiedenen Bildungsgange beider Parteien zu suchen, sondern bemühte sich im Widerspruch mit Cornova — ohne welchen er doch nicht einmal wüßte, daß es jemals solche gegeben — noch verschiedene andere Ursachen hievon anzuführen, d. h. zu erfinden. Eine solche Erfindung ist es, wenn Herr Dr. Kelle behauptet (S. 37), eine der Ursachen solcher Mißhelligkeiten zwischen Präfecten und Magistern sei auch gewesen, daß „einzelne Magister allmählich von den Reformen Kenntniß erhielten, welche der Staat den Jesuitengymnasien aufzudrängen immer wieder versuchte“: die Präfecten aber diese Reformen zu vertuschen und hintanzuhalten gesucht hätten: von einer solchen Ursache weiß Cornova gar nichts, und auch der Herr Doctor bringt nirgends die Beweise für seine Behauptung. Daß aber die Jesuiten gegen die Reformen der Regierung sich gesträubt haben, wird zum Theil schon dadurch widerlegt, daß, wie Cornova (S. 13 und 145) ausdrücklich berichtet, zur ersten Studienreform im Jahre 1753 auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia zwei Jesuiten beigezogen wurden, nämlich der große, schon oben (S. 250) genannte Josef Stepling und Franz Hoffmann, und daß neue bessere Schulbücher eingeführt wurden: „Seit dieser Zeit,“ sagt derselbe Cornova (S. 13), „erschienen Schulbücher wieder in einem echt lateinischen Gewande,“ ja S. 166 (Brief 12) spricht er mit einer Art Begeisterung von Maria Theresia, der Urheberin dieser Reform: „Ich denke,“ sind seine Worte, „an die einzige Frau nicht, ohne jenen Vers eines begeisterten Sängers der Vorzeit mit einer kleinen Abänderung auf Sie anzuwenden: Et spes et ratio studiorum in Pallade tantum“; also ist die Reform wohl eingeführt worden, sonst würde ihr Cornova nicht Lob gesprochen, noch viel weniger aber bei seiner manchmal maßlosen Freimüthigkeit von Versuchen, sie zurückzudrängen, geschwiegen haben. Und was die zweite

Reform vom Jahre 1764 betrifft, so war es wiederum ein Jesuit, der im Auftrage der Regierung die neuen Schulbücher verfaßte, wie wiederum Cornova (S. 166) und Herr Kelle selbst (S. 135) bezeugen; nämlich Emmanuel Noghera, Lehrer der geistlichen Beredsamkeit in Wien, und zugleich, wie seine Werke*) zeigen, ein ausgezeichneter Kenner der griechischen und lateinischen Literatur; und zu allem Ueberflusse existirt von einem Jesuiten der österreichischen Provinz, Georg Maister, eine Lobrede auf Kaiser Franz und Maria Theresia wegen der ersten in den fünfziger Jahren eingeführten Studienreform: Panegyricus Francisco et Mariae Theresiae dictus ob scientias optimasque artes suis in terris instauratas, ornatas etc. (Vindob. 1756); welche der Verfasser selbst hielt in Gegenwart der kaiserlichen Majestäten und des ganzen akademischen Senats und Personals bei Gelegenheit der Uebergabe des neuerbauten, prächtigen Universitätsgebäudes. (S. De Luca — Gelehrtes Oesterreich und Stöger — Scriptores Prov. Aust.)

Nach all dem erweist sich wohl die zwar schon beim ersten Anblick unwahrscheinliche, um nicht zu sagen, absurde Behauptung des Herrn Doctors, daß die Oberen und Präfecten die Studienreformen der Regierung vor den Magistern zu verheimlichen suchten, und daß dieß einer der Gründe von den Conflicten zwischen beiden gewesen sei, als eine malitiöse Erfindung, wovon der Herr Doctor schwerlich einen andern Gewinn haben wird, als den Ruhm, in der Sophistik, Thatsachen zu verdrehen, es zur Meisterschaft gebracht zu haben.

Eben so ist es eine bare Erfindung, wenn der Herr Doctor behauptet, eine andere Veranlassung zu solchen literarischen Conflicten sei die verbotene Lectüre moderner Schriftsteller gewesen; durch solche Lectüre, sagt er S. 42, hätten die Magister ihren Geschmack geläutert, und eine gewisse Vorliebe für die französische und englische und namentlich deutsche Literatur gewonnen. Von dieser verbotenen Lectüre bald etwas Mehreres; hier sei nur kurz bemerkt, daß das Studium

*) Noghera, gebürtig aus dem Veltlin, war ein sehr talentvoller und thätiger Schriftsteller, sowohl auf dem Gebiete der Philosophie uud Theologie, als auch der schönen Literatur, sowohl der antiken, als der modernen. Mit Uebergehung seiner zahlreichen philosophisch-theologischen Schriften (15 an der Zahl) seien hier nur seine in die schöne Literatur einschlägigen Werke genannt: „La moderna eloquenza sacra italiana." (Mailand 1752.) „Orazioni di Demosthene vulgarizatte, e con annotazioni illustrate." (Mailand 1753.) „De causis eloquentiae." (Bassano 1786.) „Raggionamenti su i nuovi sistemi e methodo d' insegnare e d' imparare le belle lettere." (Bassano 1786.) Vermischte Gedichte in lateinischer und italienischer Sprache.

moderner Sprachen in der Societät nie verboten, im Gegentheil von jeher selbst schon im Noviziate gestattet war, man vergleiche S. 60—61); und ist es auch in früheren Zeiten sowohl in der österreichischen als in der böhmischen Provinz betrieben, und von Mitgliedern beider Provinzen, wie man sich aus Pelzel's und Stöger's Buch überzeugen kann, Manches aus dem Italienischen, Französischen und Spanischen übersetzt worden; ja ein böhmischer Jesuit — Johann Wallis — hat sogar eine englische Grammatik nebst einer philosophischen Abhandlung über die Sprache und die Bildung der Laute schon im 17. Jahrhundert herausgegeben, die in Hamburg erschienen ist, unter dem Titel: Grammatica linguae Anglicanae, item Tractatus grammatico-physicus de loquela sive sonorum formatione. Hamburgi 1688. 8. (Pelzel S. 85). So hat der oben (S. 298—300) besprochene Oppelt schon in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vier Oratorien aus dem Italienischen in's deutsche Versmaß übertragen; von Jacob Kresa († 1715) sagt uns Pelzel (S. 107), daß er böhmisch, lateinisch, deutsch, italienisch, spanisch, portugiesisch sprach, und der griechischen und hebräischen Sprache wohl kundig war; er lehrte zu Madrid 15 Jahre lang die Mathematik, und veröffentlichte vier mathematische Werke, zwei in spanischer und zwei in lateinischer Sprache; auch verdiente er sich einen Ehrenplatz im 4. Bande der Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten, worin sein Bildniß und seine Lebensbeschreibung stehen. So lesen wir auch von Vitus Scheffer († 1717): „War ein vortrefflicher Mathematiker und vieler Sprachen kundig" (Pelzel S. 104); Georg Friebel († 1694) übersetzte aus dem Spanischen des Didacus Henriguez de Villeguez: „Der Weise in seiner Einsamkeit" ins Deutsche — (Neiße 1691); Franz Cassinis († 1725) predigte deutsch und italienisch zu Prag, und gab auch eine Schrift in italienischer Sprache heraus: Il Iubileo nella casa hospitale de santa Marta — Prag 1701. (Pelzel S. 102); der schon oben (S. 247) genannte Maximilian Wietrowsky wahr ebenfalls 2 Jahre lang italienischer Prediger in Prag (Pelzel S. 131), und von Carl Cardell heißt es bei Pelzel (S. 237): „Weil er französisch sprach, so ward er Beichtvater der kranken niederländischen Truppen während der Belagerung von Prag, ward angesteckt und starb 1757." Johann Barner († 1708), einer der böhmischen Bibelübersetzer, übertrug aus dem Französischen in's Czechische Royaumonts „Biblische Geschichte", so wie das umfangreiche und fast in alle Sprachen übersetzte Werk des französischen Jesuiten Nicol. Caussin: „La Cour sainte" (Pelzel S. 94). So war auch Melchior Hanel

(† 1689), wie derselbe Pelzel bezeugt, „vieler Sprachen mächtig, als der deutschen, böhmischen, lateinischen, griechischen, hebräischen, italienischen und spanischen. Die Hebräische hat er von Athanasius Kircher*) zu Rom gelernt. Er stund 7 Jahre der welschen Congregation zu Prag vor und predigte für sie italienisch.“ Er übersetzte aus dem Hebräischen in's Lateinische: „Parabolae Vulpium ethico — morales hebraicae Rabbi Barachiae Nikdani.” Prag 1661. Zum Gebrauch der Mitglieder der italienischen Sodalität gab er ein Gebet- und Andachtsbuch in italienischer Sprache heraus (Prag 1661); übersetzte auch aus dem Italienischen in's Lateinischen das Leben des Franciscus Cajetanus — Prag 1662 — und aus dem Spanischen das Leben der ehrwürdigen Jungfrau Maria von Escobar. Prag 1688 (Pelzel).

Nun wird es dem Herrn Dr. Kelle wohl nicht mehr auffallend vorkommen, daß die Magister und Scholastiker in ihren freien Stunden zu Cornova's Zeit französische, englische und deutsche Schriftsteller lasen, noch wird er behaupten wollen, daß diese Lectüre eine verbotene war. Aber woher weiß denn der Herr Doctor, daß mit solcher Lectüre die Magister und Scholastiker sich befaßten? wer hat ihn auf den Einfall gebracht, hievon Erwähnung zu thun? — Nun denn — der geehrte Leser wird es bereits errathen: es ist dies wiederum der so eben und schon so oft genannte Cornova. Dieser erzählt nämlich (Brief 10 S. 151), wo er von den theologischen Studien spricht, daß er es damals in der immer betriebenen lateinischen Literatur zu einiger Vollkommenheit brachte; die deutsche, die er eher nur verkostet, im ganzen Ernste liebgewann; in der französischen merklich weiter rückte, und auch in der englischen sich umzusehen anfing.

Dies las nun auch der Herr Doctor, und um daraus für seinen Zweck Nutzen zu ziehen, fabricirte er allsofort seinen Commentar dazu: die Magister haben durch die verbotene Lectüre moderner Schriftsteller ihren Geschmack geläutert, und sind dadurch in Conflict mit den alt-

*) Ath. Kircher, ein deutscher Jesuit, gebürtig aus dem Fuldaischen, war vielleicht der größte Gelehrte seines Jahrhunderts und wird immer einer der größten Gelehrten aller Zeiten bleiben. Beinahe alle wissenschaftlichen Zweige umfaßte sein Geist; in der Mathematik, Mechanik, Physik, Sprachforschung und Alterthumskunde hat er Unglaubliches geleistet und mit Erfolg der modernen Wissenschaft auf diesen Gebieten Bahn brechend vorgearbeitet, und suchen auch Neuere sein Andenken zu verdunkeln, so werden doch seine hinterlassenen Werke und das von ihm angelegte und nach ihm benannte Musaeum Kircherianum in Rom ein laut zeugendes Denkmal von seinem Genie und Verdienst um die Wissenschaft bleiben.

modischen Präfecten gerathen. Allein mit seinem Commentare hat Herr Kelle sehr schlecht calculirt. Denn nichts davon zu sagen, daß seiner Behauptung jede historische Basis fehlt, Cornova wenigstens bringt nirgends diese Lectüre mit dem Sinken oder Wiedererwachen des klassischen Geschmackes und den bekannten Conflicten in Zusammenhang — es fehlt ihm auch die rationelle, oder die des gesunden Menschenverstandes. Was konnte denn die Lectüre französischer, englischer und deutscher Schriftsteller dem Magister nützen hinsichtlich der gründlichen Erlernung der lateinischen Sprache, hinsichtlich des antik-klassischen Stils und des antiken klassischen Geschmackes in lateinischen Aufsätzen und Schriftwerken? Um reine, echte Latinität aber, um den klassischen Geschmack in Prosa und Poesie, wie er den lateinischen Schriftstellern des goldenen Zeitalters eigen war, handelt es sich eben in unserem Falle; denn in den verschiedenen Ansichten hierüber, oder vielmehr in der verschiedenen Praxis hierin lag der Grund der Reibungen zwischen einzelnen Präfecten und Magistern der böhmischen Provinz: nun ist aber geschmackvoller Stil und gefällige Darstellungsform in lateinischen Schriftwerken einerseits von gründlicher Kenntniß der Sprache bedingt — denn beide stehen mit einander im innigsten Zusammenhange — und andererseits findet sich zwischen der modernen und antiken klassischen Auffassungs- und Darstellungsweise ein gar starker Gegensatz: so daß, wenn Einer auch über den ganzen Wörterschatz der lateinischen Sprache verfügen könnte, aber in schriftlicher Abfassung eines prosaischen oder poetischen Thema's einen modernen Schriftsteller sich zum Muster nehmen und in seinem Geist und in seinem Ton in lateinischer Sprache sein Thema bearbeiten wollte, er wohl ein gar abgeschmacktes, zwitterhaftes Product hervorbringen würde, denn um in der lateinischen Sprache geschmackvoll zu schreiben, ist es durchaus nothwendig, daß man sowohl hinsichtlich der Sprache als der Darstellung die besten lateinischen Schriftsteller zu Mustern nehme. So weit scheint sich nun die Einsicht des Herrn Dr. Kelle nicht zu erstrecken; denn nach ihm wären wirklich die Magister der böhmischen Provinz durch die Lectüre moderner Schriftsteller zur gründlicheren Kenntniß der lateinischen Sprache, und zu größerer Fertigkeit in schöner, lateinischer Darstellungsform gelangt, und dadurch in Conflict mit den Präfecten gerathen. Wie viel näher lag der so natürliche Gedanke — und wirkliche Grund der Wiedererwachung des klassischen Geschmackes in der böhmischen Provinz, daß dort, wo das Studium der alten Klassiker betrieben wird, der gute Geschmack nie völlig und auf lange Zeit abhanden kommen kann, sondern früher oder später

immer wieder sich geltend machen, und den Geistern unmerklich sich wieder aufdringen wird: so urtheilte auch Cornova, aber freilich — zum Zwecke des Herrn Doctor paßte es nicht.

Wie hinsichtlich der Ursachen der in Rede stehenden Reibungen weiß uns Herr Kelle auch hinsichtlich der Folgen derselben Mancherlei zu erzählen, gerade als wenn er selbst alles gesehen und miterlebt hätte, und dem schwachen Gedächtniß des wirklich dabei betheiligten Cornova zu Hilfe kommen wollte. Diese Reibungen, sagt uns der Herr Doctor, wirkten erstens höchst verderblich für die jungen Magister (S. 38); sie fielen zweitens zum Nachtheil derselben aus; es gebrach diesen an Muth, den fortwährenden Chikanen Widerstand zu leisten, selbst die Tüchtigsten strichen die Segel und lenkten wieder ein in die breitgetretene Bahn des verdorbenen Geschmackes (S. 44); für die Schule aber waren sie gerade unheilvoll, denn durch die Nachgiebigkeit der Magister ward jeder Fortschritt immer wieder zurückgedrägt, und auch das Wenige paralisirt, was etwa doch der eine oder der andere hätte leisten können, wenn man ihm freie Hand gelassen hätte. (S. 44—45).

Ich glaube, der geehrte Leser wird nach dem Allen, was ich bereits aus Cornova (der einzigen Quelle des Herrn Doctors) über das Sinken und die Wiederbelebung des Geschmackes in der böhmischen Provinz, so wie über diese Mißhelligkeiten zwischen Präfecten und Magistern und deren Ursachen und Folgen angeführt habe, sich mit Eckel von diesem unwürdigen, ganz unmotivirten und durch Nichts zu motivirenden Gewäsche wegwenden, und darin nur einen neuen Beleg finden, wie wahr es sei, was ich schon S. 13 bemerkte, daß nämlich Herr Dr. Kelle oft gerade das Gegentheil von dem sage, was Cornova berichtet, während man doch deutlich sieht, daß er dessen Briefe bei Besprechung mancher Punkte vor sich gehabt: Puncte, auf welche er ohne Cornova nie gekommen wäre.

Herr Kelle hat Mitleid mit den verfolgten, der Ungnade der Obern, wie er behauptet, verfallenen Magistern: nach Cornova hingegen muß man eher Mitleid mit den Präfecten haben, und diese waren es, die nachgaben und einlenkten, während die Magister in ihrer manchmal allzu hitzigen Opposition verharrten; von einem Wiederbetreten der Bahn des verdorbenen Geschmackes weiß Cornova gar nichts, im Gegentheil versichert er ausdrücklich, daß die Grundsätze des guten Geschmackes schließlich das Feld behaupteten; ebenso weiß er rein gar nichts, daß solches Einstehen für den wahren Geschmack den Magistern, die sich natürlich auf ihre Lehrer und ältere Professoren beriefen, die Achtung und das

Zutrauen der Obern geschmälert hätte; daß dieß nicht der Fall war, hiefür haben wir an ihm selbst einen thatsächlichen Beweis, denn wie wir S. 311—12 gehört, erwarb er sich die volle Anerkennung seines Präfecten, sowie den Beifall seines Rectors, wie er Brief 9 S. 134 erzählt, und endlich sogar das Zutrauen des P. Provinzials in dem Grade, daß er von ihm, obgleich er als Priester erst das dritte Jahr die Poetik docirte, zum Lehrer der Repetenten bestimmt wurde. (Brief 11 S. 158).

Nun Einiges von der „verbotenen Lectüre neuerer Schriftsteller", wovon Herr Dr. Kelle S. 42 spricht. Daß die Lectüre neuerer Schriftsteller in der Socität verboten war, sucht der Herr Doctor durch ein Bruchstück aus einer Verordnung des vierten Generals der Gesellschaft (Everard Merkurian, gewählt 1573) zu beweisen, indem er daraus einige wenige Worte, die ihm für den Zweck zu passen schienen, heraussuchte: „(Libri) recentiores etc." — „Bücher von neueren Schriftstellern, in was immer für einer Sprache geschrieben, sollen Niemand gestattet sein." Nun warum hat denn der Herr Doctor nicht den ganzen Text angeführt? Das wäre nicht zweckmäßig gewesen; und so will denn ich ihn anführen, und der Leser wird daraus sehen, daß in dieser Stelle lediglich obscöne Schriften, mögen sie von alten oder neueren Autoren herrühren, und obscöne Musikstücke gemeint sind; daß aber selbst solche Bücher und Musikalien in gewissen Fällen zu gebrauchen der Rector erlauben konnte, hierin aber nach dem Gutachten des Provinzials sich richten mußte. Die ganze Stelle lautet also: „Obscöne Bücher der Alten, wofern sie nicht purgirt sind, sollen, auch wenn sie nicht im Index verboten sind, doch den Unsrigen, auch den Magistern, mit Ausnahme der reiferen, und solcher, welche sie ohne Gefahr gebrauchen können, nicht gestattet werden: den Scholastikern aber auf keine Weise. Werke von neueren Schriftstellern aber" (offenbar ähnliche, wie die von alten, nämlich obscöne, denn von solchen ist die Rede) „sollen, in was immer für einer Sprache sie geschrieben sind, Niemand erlaubt werden ... Musikalien endlich, welche einen unsittlichen Text haben, oder eine Melodie, die etwas Unzüchtiges oder Unwürdiges an sich zu haben scheint, sind gänzlich verboten. Was für verbotene Bücher übrigens in unseren Collegien und an welchem Orte sie aufbewahrt werden sollen; ferner welcher Bücher Gebrauch, und welchen Personen dieser vom Rector gestattet werden kann, darüber wird der Vorsteher der Provinz entscheiden." (Ordin. Generalum cp. II.—1). Ein neuer Beleg von der Zuverlässigkeit des Herrn Doctors in seinen Citaten, und seinen darauf gebauten Raisonnements.

Aber der Herr Doctor kommt mit einem anderen Citate aus dem schon öfters genannten Büchlein des P. Juvencius „De ratione etc." Von der Art und Weise zu studiren und zu unterrichten) und sucht damit zu beweisen, daß die Obern die Lectüre neuerer Schriftsteller, „selbst als Sünde erklärten" (S. 42); worüber ich mich um so mehr verwundere, da er diesmal ausnahmsweise den ganzen Text, freilich nur in lateinischer Sprache, in einer Anmerkung gibt, der Text aber geradezu die Behauptung des Herrn Doctors widerlegt. Er lautet: „Davor muß besonders ein jüngerer Magister" (also den jüngeren gilt zunächst die Mahnung — aber eine Sünde konnte doch ebensowenig den älteren gestattet werden) „sich in Acht nehmen, daß er der Lectüre von Büchern, besonders von Dichterwerken, die in der Muttersprache geschrieben sind, sich zu sehr hingebe." (Dieß bedeutet — Herr Kelle wird selbst beistimmen — der lateinische Ausdruck: „ne indulgeat" — einer Sünde aber darf man sich auch nicht — ein wenig, ja überhaupt gar nicht hingeben). „Deßhalb soll er dem Leiter seiner Studien oder dem Rector des Collegiums eröffnen, was für derartige Bücher und wie lange er darin lese" (also galt doch wahrlich die Lectüre selbst als keine Sünde, sondern wird als etwas Erlaubtes und Uebliches vorausgesetzt) „und überzeugt sein, daß er schwer sündige, wenn er verlockt von dem Reiz der Muttersprache die von der Societät zur Erlernung der schwereren und nothwendigen Sprachen bestimmte Zeit auf pflichtwidrige Weise verwendet." Also nur Pflichtverletzung und Mißbrauch der Zeit erklärt Juvencius als Sünde: und Pflichtverletzung und Mißbrauch der Zeit wäre es allerdings gewesen, wenn ein junger Magister damals (Juvencius verfaßte sein Büchlein gegen Ende des 17. Jahrhunderts), wo in den Gymnasien die antiken Sprachen beinahe den einzigen Unterrichtsgegenstand bildeten, statt seine Kenntnisse in diesen zu erweitern, über Gebühr sich mit in der Landessprache verfaßten Büchern abgegeben hätte. Klug hat also Herr Dr. Kelle nicht gethan, und jedenfalls am Zweck sich ein wenig versündigt, indem er seine eigene Behauptung durch vollständige Anführung des Textes so grausam desavouirte.

Nun kommt Herr Dr. Kelle mit zwei andern Geschützen sehr schweren Kalibers angerückt: er sagt (S. 45): daß man dem Magister weder „Möglichkeit" noch „Zeit" bot, „während seines Lehramtes durch Privatstudium seine Kenntnisse zu erweitern, und wenigstens die größten jener Lücken auszufüllen, welche seine Vorbildung gelassen."

Diese Behauptung leidet aber erstens an der falschen Supposition, daß die Lücken, welche die Vorbereitung gelassen, gar so groß gewesen

Druck von Jos. Feichtinger's Erben in Linz.

Recensionsexemplar

Beleuchtung

der

Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle:

„Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich"

von

Rupert Ebner S. J.

Viertes Heft.

Linz, 1875.
Verlag der F. J. Ebenhöch'schen Buchhandlung
(Heinrich Korb).

Das fünfte (Schluß-) Heft erscheint demnächst!

Reform vom Jahre 1764 betrifft, so war es wiederum ein Jesuit, der im Auftrage der Regierung die neuen Schulbücher verfaßte, wie wiederum Cornova (S. 166) und Herr Kelle selbst (S. 135) bezeugen; nämlich Emmanuel Noghera, Lehrer der geistlichen Beredsamkeit in Wien, und zugleich, wie seine Werke*) zeigen, ein ausgezeichneter Kenner der griechischen und lateinischen Literatur; und zu allem Ueberflusse existirt von einem Jesuiten der österreichischen Provinz, Georg Maister, eine Lobrede auf Kaiser Franz und Maria Theresia wegen der ersten in den fünfziger Jahren eingeführten Studienreform: Panegyricus Francisco et Mariae Theresiae dictus ob scientias optimasque artes suis in terris instauratas, ornatas etc. (Vindob. 1756); welche der Verfasser selbst hielt in Gegenwart der kaiserlichen Majestäten und des ganzen akademischen Senats und Personals bei Gelegenheit der Uebergabe des neuerbauten, prächtigen Universitätsgebäudes. (S. De Luca — Gelehrtes Oesterreich und Stöger — Scriptores Prov. Aust.)

Nach all dem erweist sich wohl die zwar schon beim ersten Anblick unwahrscheinliche, um nicht zu sagen, absurde Behauptung des Herrn Doctors, daß die Oberen und Präfecten die Studienreformen der Regierung vor den Magistern zu verheimlichen suchten, und daß dieß einer der Gründe von den Conflicten zwischen beiden gewesen sei, als eine malitiöse Erfindung, wovon der Herr Doctor schwerlich einen andern Gewinn haben wird, als den Ruhm, in der Sophistik, Thatsachen zu verdrehen, es zur Meisterschaft gebracht zu haben.

Eben so ist es eine bare Erfindung, wenn der Herr Doctor behauptet, eine andere Veranlassung zu solchen literarischen Conflicten sei die verbotene Lectüre moderner Schriftsteller gewesen; durch solche Lectüre, sagt er S. 42, hätten die Magister ihren Geschmack geläutert, und eine gewisse Vorliebe für die französische und englische und namentlich deutsche Literatur gewonnen. Von dieser verbotenen Lectüre bald etwas Mehreres; hier sei nur kurz bemerkt, daß das Studium

*) Noghera, gebürtig aus dem Veltlin, war ein sehr talentvoller und thätiger Schriftsteller, sowohl auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie, als auch der schönen Literatur, sowohl der antiken, als der modernen. Mit Uebergehung seiner zahlreichen philosophisch-theologischen Schriften (15 an der Zahl) seien hier nur seine in die schöne Literatur einschlägigen Werke genannt: „La moderna eloquenza sacra italiana." (Mailand 1752.) „Orazioni di Demosthene vulgarizatte, e con annotazioni illustrate." (Mailand 1753.) „De causis eloquentiae." (Bassano 1786.) „Raggionamenti su i nuovi sistemi e methodo d' insegnare e d' imparare le belle lettere." (Bassano 1786.) Vermischte Gedichte in lateinischer und italienischer Sprache.

moderner Sprachen in der Societät nie verboten, im Gegentheil von jeher selbst schon im Noviziate gestattet war, man vergleiche S. 60—61); und ist es auch in früheren Zeiten sowohl in der österreichischen als in der böhmischen Provinz betrieben, und von Mitgliedern beider Provinzen, wie man sich aus Pelzel's und Stöger's Buch überzeugen kann, Manches aus dem Italienischen, Französischen und Spanischen übersetzt worden; ja ein böhmischer Jesuit — Johann Wallis — hat sogar eine englische Grammatik nebst einer philosophischen Abhandlung über die Sprache und die Bildung der Laute schon im 17. Jahrhundert herausgegeben, die in Hamburg erschienen ist, unter dem Titel: Grammatica linguae Anglicanae, item Tractatus grammatico-physicus de loquela sive sonorum formatione. Hamburgi 1688. 8. (Pelzel S. 85). So hat der oben (S. 298—300) besprochene Oppelt schon in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vier Oratorien aus dem Italienischen in's deutsche Versmaß übertragen; von Jacob Kresa († 1715) sagt uns Pelzel (S. 107), daß er böhmisch, lateinisch, deutsch, italienisch, spanisch, portugiesisch sprach, und der griechischen und hebräischen Sprache wohl kundig war; er lehrte zu Madrid 15 Jahre lang die Mathematik, und veröffentlichte vier mathematische Werke, zwei in spanischer und zwei in lateinischer Sprache; auch verdiente er sich einen Ehrenplatz im 4. Bande der Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten, worin sein Bildniß und seine Lebensbeschreibung stehen. So lesen wir auch von Vitus Scheffer († 1717): „War ein vortrefflicher Mathematiker und vieler Sprachen kundig" (Pelzel S. 104); Georg Friebel († 1694) übersetzte aus dem Spanischen des Didacus Henriguez de Villeguez: „Der Weise in seiner Einsamkeit" ins Deutsche — (Reiße 1691); Franz Cassinis († 1725) predigte deutsch und italienisch zu Prag, und gab auch eine Schrift in italienischer Sprache heraus: Il Iubileo nella casa hospitale de santa Marta — Prag 1701. (Pelzel S. 102); der schon oben (S. 247) genannte Maximilian Wietrowsky wahr ebenfalls 2 Jahre lang italienischer Prediger in Prag (Pelzel S. 131), und von Carl Cardell heißt es bei Pelzel (S. 237): „Weil er französisch sprach, so ward er Beichtvater der kranken niederländischen Truppen während der Belagerung von Prag, ward angesteckt und starb 1757." Johann Barner († 1708), einer der böhmischen Bibelübersetzer, übertrug aus dem Französischen in's Czechische Royaumonts „Biblische Geschichte", so wie das umfangreiche und fast in alle Sprachen übersetzte Werk des französischen Jesuiten Nicol. Caussin: „La Cour sainte" (Pelzel S. 94). So war auch Melchior Hanel

(† 1689), wie derselbe Pelzel bezeugt, „vieler Sprachen mächtig, als der deutschen, böhmischen, lateinischen, griechischen, hebräischen, italienischen und spanischen. Die Hebräische hat er von Athanasius Kircher*) zu Rom gelernt. Er stund 7 Jahre der welschen Congregation zu Prag vor und predigte für sie italienisch." Er übersetzte aus dem Hebräischen in's Lateinische: „Parabolae Vulpium ethico — morales hebraicae Rabbi Barachiae Nikdani." Prag 1661. Zum Gebrauch der Mitglieder der italienischen Sodalität gab er ein Gebet- und Andachtsbuch in italienischer Sprache heraus (Prag 1661); übersetzte auch aus dem Italienischen in's Lateinischen das Leben des Franciscus Cajetanus — Prag 1662 — und aus dem Spanischen das Leben der ehrwürdigen Jungfrau Maria von Escobar. Prag 1688 (Pelzel).

Nun wird es dem Herrn Dr. Kelle wohl nicht mehr auffallend vorkommen, daß die Magister und Scholastiker in ihren freien Stunden zu Cornova's Zeit französische, englische und deutsche Schriftsteller lasen, noch wird er behaupten wollen, daß diese Lectüre eine verbotene war.

Aber woher weiß denn der Herr Doctor, daß mit solcher Lectüre die Magister und Scholastiker sich befaßten? wer hat ihn auf den Einfall gebracht, hievon Erwähnung zu thun? — Nun denn — der geehrte Leser wird es bereits errathen: es ist dies wiederum der so eben und schon so oft genannte Cornova. Dieser erzählt nämlich (Brief 10 S. 151), wo er von den theologischen Studien spricht, daß er es damals in der immer betriebenen lateinischen Literatur zu einiger Vollkommenheit brachte; die deutsche, die er eher nur verkostet, im ganzen Ernste liebgewann; in der französischen merklich weiter rückte, und auch in der englischen sich umzusehen anfing.

Dies las nun auch der Herr Doctor, und um daraus für seinen Zweck Nutzen zu ziehen, fabricirte er allsofort seinen Commentar dazu: die Magister haben durch die verbotene Lectüre moderner Schriftsteller ihren Geschmack geläutert, und sind dadurch in Conflict mit den alt-

*) Ath. Kircher, ein deutscher Jesuit, gebürtig aus dem Fuldaischen, war vielleicht der größte Gelehrte seines Jahrhunderts und wird immer einer der größten Gelehrten aller Zeiten bleiben. Beinahe alle wissenschaftlichen Zweige umfaßte sein Geist; in der Mathematik, Mechanik, Physik, Sprachforschung und Alterthumskunde hat er Unglaubliches geleistet und mit Erfolg der modernen Wissenschaft auf diesen Gebieten Bahn brechend vorgearbeitet, und suchen auch Neuere sein Andenken zu verdunkeln, so werden doch seine hinterlassenen Werke und das von ihm angelegte und nach ihm benannte Musaeum Kircherianum in Rom ein laut zeugendes Denkmal von seinem Genie und Verdienst um die Wissenschaft bleiben.

modischen Präfecten gerathen. Allein mit seinem Commentare hat Herr Kelle sehr schlecht calculirt. Denn nichts davon zu sagen, daß seiner Behauptung jede historische Basis fehlt, Cornova wenigstens bringt nirgends diese Lectüre mit dem Sinken oder Wiedererwachen des klassischen Geschmackes und den bekannten Conflicten in Zusammenhang — es fehlt ihm auch die rationelle, oder die des gesunden Menschenverstandes. Was konnte denn die Lectüre französischer, englischer und deutscher Schriftsteller dem Magister nützen hinsichtlich der gründlichen Erlernung der lateinischen Sprache, hinsichtlich des antik-klassischen Stils und des antiken klassischen Geschmackes in lateinischen Aufsätzen und Schriftwerken? Um reine, echte Latinität aber, um den klassischen Geschmack in Prosa und Poesie, wie er den lateinischen Schriftstellern des goldenen Zeitalters eigen war, handelt es sich eben in unserem Falle; denn in den verschiedenen Ansichten hierüber, oder vielmehr in der verschiedenen Praxis hierin lag der Grund der Reibungen zwischen einzelnen Präfecten und Magistern der böhmischen Provinz: nun ist aber geschmackvoller Stil und gefällige Darstellungsform in lateinischen Schriftwerken einerseits von gründlicher Kenntniß der Sprache bedingt — denn beide stehen mit einander im innigsten Zusammenhange — und andererseits findet sich zwischen der modernen und antiken klassischen Auffassungs- und Darstellungsweise ein gar starker Gegensatz: so daß, wenn Einer auch über den ganzen Wörterschatz der lateinischen Sprache verfügen könnte, aber in schriftlicher Abfassung eines prosaischen oder poetischen Thema's einen modernen Schriftsteller sich zum Muster nehmen und in seinem Geist und in seinem Ton in lateinischer Sprache sein Thema bearbeiten wollte, er wohl ein gar abgeschmacktes, zwitterhaftes Product hervorbringen würde, denn um in der lateinischen Sprache geschmackvoll zu schreiben, ist es durchaus nothwendig, daß man sowohl hinsichtlich der Sprache als der Darstellung die besten lateinischen Schriftsteller zu Mustern nehme. So weit scheint sich nun die Einsicht des Herrn Dr. Kelle nicht zu erstrecken; denn nach ihm wären wirklich die Magister der böhmischen Provinz durch die Lectüre moderner Schriftsteller zur gründlicheren Kenntniß der lateinischen Sprache, und zu größerer Fertigkeit in schöner, lateinischer Darstellungsform gelangt, und dadurch in Conflict mit den Präfecten gerathen. Wie viel näher lag der so natürliche Gedanke — und wirkliche Grund der Wiedererwachung des klassischen Geschmackes in der böhmischen Provinz, daß dort, wo das Studium der alten Klassiker betrieben wird, der gute Geschmack nie völlig und auf lange Zeit abhanden kommen kann, sondern früher oder später

immer wieder sich geltend machen, und den Geistern unmerklich sich wieder aufdringen wird: so urtheilte auch Cornova, aber freilich — zum Zwecke des Herrn Doctor paßte es nicht.

Wie hinsichtlich der Ursachen der in Rede stehenden Reibungen weiß uns Herr Kelle auch hinsichtlich der Folgen derselben Mancherlei zu erzählen, gerade als wenn er selbst alles gesehen und miterlebt hätte, und dem schwachen Gedächtniß des wirklich dabei betheiligten Cornova zu Hilfe kommen wollte. Diese Reibungen, sagt uns der Herr Doctor, wirkten erstens höchst verderblich für die jungen Magister (S. 38); sie fielen zweitens zum Nachtheil derselben aus; es gebrach diesen an Muth, den fortwährenden Chikanen Widerstand zu leisten, selbst die Tüchtigsten strichen die Segel und lenkten wieder ein in die breitgetretene Bahn des verdorbenen Geschmackes (S. 44); für die Schule aber waren sie gerade unheilvoll, denn durch die Nachgiebigkeit der Magister ward jeder Fortschritt immer wieder zurückgedrängt, und auch das Wenige paralisirt, was etwa doch der eine oder der andere hätte leisten können, wenn man ihm freie Hand gelassen hätte. (S. 44—45).

Ich glaube, der geehrte Leser wird nach dem Allen, was ich bereits aus Cornova (der einzigen Quelle des Herrn Doctors) über das Sinken und die Wiederbelebung des Geschmackes in der böhmischen Provinz, so wie über diese Mißhelligkeiten zwischen Präfecten und Magistern und deren Ursachen und Folgen angeführt habe, sich mit Eckel von diesem unwürdigen, ganz unmotivirten und durch Nichts zu motivirenden Gewäsche wegwenden, und darin nur einen neuen Beleg finden, wie wahr es sei, was ich schon S. 13 bemerkte, daß nämlich Herr Dr. Kelle oft gerade das Gegentheil von dem sage, was Cornova berichtet, während man doch deutlich sieht, daß er dessen Briefe bei Besprechung mancher Punkte vor sich gehabt: Puncte, auf welche er ohne Cornova nie gekommen wäre.

Herr Kelle hat Mitleid mit den verfolgten, der Ungnade der Obern, wie er behauptet, verfallenen Magistern: nach Cornova hingegen muß man eher Mitleid mit den Präfecten haben, und diese waren es, die nachgaben und einlenkten, während die Magister in ihrer manchmal allzu hitzigen Opposition verharrten; von einem Wiederbetreten der Bahn des verdorbenen Geschmackes weiß Cornova gar nichts, im Gegentheil versichert er ausdrücklich, daß die Grundsätze des guten Geschmackes schließlich das Feld behaupteten; ebenso weiß er rein gar nichts, daß solches Einstehen für den wahren Geschmack den Magistern, die sich natürlich auf ihre Lehrer und ältere Professoren beriefen, die Achtung und das

Zutrauen der Obern geschmälert hätte; daß dieß nicht der Fall war, hiefür haben wir an ihm selbst einen thatsächlichen Beweis, denn wie wir S. 311—12 gehört, erwarb er sich die volle Anerkennung seines Präfecten, sowie den Beifall seines Rectors, wie er Brief 9 S. 134 erzählt, und endlich sogar das Zutrauen des P. Provinzials in dem Grade, daß er von ihm, obgleich er als Priester erst das dritte Jahr die Poetik docirte, zum Lehrer der Repetenten bestimmt wurde. (Brief 11 S. 158).

Nun Einiges von der „verbotenen Lectüre neuerer Schriftsteller", wovon Herr Dr. Kelle S. 42 spricht. Daß die Lectüre neuerer Schriftsteller in der Socität verboten war, sucht der Herr Doctor durch ein Bruchstück aus einer Verordnung des vierten Generals der Gesellschaft (Everard Merkurian, gewählt 1573) zu beweisen, indem er daraus einige wenige Worte, die ihm für den Zweck zu passen schienen, heraussuchte: „(Libri) recentiores etc." — „Bücher von neueren Schriftstellern, in was immer für einer Sprache geschrieben, sollen Niemand gestattet sein." Nun warum hat denn der Herr Doctor nicht den ganzen Text angeführt? Das wäre nicht zweckmäßig gewesen; und so will denn ich ihn anführen, und der Leser wird daraus sehen, daß in dieser Stelle lediglich obscöne Schriften, mögen sie von alten oder neueren Autoren herrühren, und obscöne Musikstücke gemeint sind; daß aber selbst solche Bücher und Musikalien in gewissen Fällen zu gebrauchen der Rector erlauben konnte, hierin aber nach dem Gutachten des Provinzials sich richten mußte. Die ganze Stelle lautet also: „Obscöne Bücher der Alten, wofern sie nicht purgirt sind, sollen, auch wenn sie nicht im Index verboten sind, doch den Unsrigen, auch den Magistern, mit Ausnahme der reiferen, und solcher, welche sie ohne Gefahr gebrauchen können, nicht gestattet werden: den Scholastikern aber auf keine Weise. Werke von neueren Schriftstellern aber" (offenbar ähnliche, wie die von alten, nämlich obscöne, denn von solchen ist die Rede) „sollen, in was immer für einer Sprache sie geschrieben sind, Niemand erlaubt werden ... Musikalien endlich, welche einen unsittlichen Text haben, oder eine Melodie, die etwas Unzüchtiges oder Unwürdiges an sich zu haben scheint, sind gänzlich verboten. Was für verbotene Bücher übrigens in unseren Collegien und an welchem Orte sie aufbewahrt werden sollen; ferner welcher Bücher Gebrauch, und welchen Personen dieser vom Rector gestattet werden kann, darüber wird der Vorsteher der Provinz entscheiden." (Ordin. Generalum cp. II.—1). Ein neuer Beleg von der Zuverlässigkeit des Herrn Doctors in seinen Citaten, und seinen darauf gebauten Raisonnements.

Aber der Herr Doctor kommt mit einem anderen Citate aus dem schon öfters genannten Büchlein des P. Juvencius „De ratione etc.“ Von der Art und Weise zu studiren und zu unterrichten) und sucht damit zu beweisen, daß die Obern die Lectüre neuerer Schriftsteller, „selbst als Sünde erklärten“ (S. 42); worüber ich mich um so mehr verwundere, da er diesmal ausnahmsweise den ganzen Text, freilich nur in lateinischer Sprache, in einer Anmerkung gibt, der Text aber geradezu die Behauptung des Herrn Doctors widerlegt. Er lautet: „Davor muß besonders ein jüngerer Magister“ (also den jüngeren gilt zunächst die Mahnung — aber eine Sünde konnte doch ebensowenig den älteren gestattet werden) „sich in Acht nehmen, daß er der Lectüre von Büchern, besonders von Dichterwerken, die in der Muttersprache geschrieben sind, sich zu sehr hingebe.“ (Dieß bedeutet — Herr Kelle wird selbst beistimmen — der lateinische Ausdruck: „ne indulgeat“ — einer Sünde aber darf man sich auch nicht — ein wenig, ja überhaupt gar nicht hingeben). „Deßhalb soll er dem Leiter seiner Studien oder dem Rector des Collegiums eröffnen, was für derartige Bücher und wie lange er darin lese“ (also galt doch wahrlich die Lectüre selbst als keine Sünde, sondern wird als etwas Erlaubtes und Uebliches vorausgesetzt) „und überzeugt sein, daß er schwer sündige, wenn er verlockt von dem Reiz der Muttersprache die von der Societät zur Erlernung der schwereren und nothwendigen Sprachen bestimmte Zeit auf pflichtwidrige Weise verwendet.“ Also nur Pflichtverletzung und Mißbrauch der Zeit erklärt Juvencius als Sünde: und Pflichtverletzung und Mißbrauch der Zeit wäre es allerdings gewesen, wenn ein junger Magister damals (Juvencius verfaßte sein Büchlein gegen Ende des 17. Jahrhunderts), wo in den Gymnasien die antiken Sprachen beinahe den einzigen Unterrichtsgegenstand bildeten, statt seine Kenntnisse in diesen zu erweitern, über Gebühr sich mit in der Landessprache verfaßten Büchern abgegeben hätte. Klug hat also Herr Dr. Kelle nicht gethan, und jedenfalls am Zweck sich ein wenig versündigt, indem er seine eigene Behauptung durch vollständige Anführung des Textes so grausam desavouirte.

Nun kommt Herr Dr. Kelle mit zwei andern Geschützen sehr schweren Kalibers angerückt: er sagt (S. 45): daß man dem Magister weder „Möglichkeit“ noch „Zeit“ bot, „während seines Lehramtes durch Privatstudium seine Kenntnisse zu erweitern, und wenigstens die größten jener Lücken auszufüllen, welche seine Vorbildung gelassen.“

Diese Behauptung leidet aber erstens an der falschen Supposition, daß die Lücken, welche die Vorbereitung gelassen, gar so groß gewesen

Druck von Jos. Feichtinger's Erben in Linz.

Recensionsexemplar

Beleuchtung

der

Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle:

„Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich"

von

Rupert Ebner S. J.

Viertes Heft.

Linz, 1875.
Verlag der F. I. Ebenhöch'schen Buchhandlung
(Heinrich Korb).

Das fünfte (Schluß-) Heft erscheint demnächst!

seien; dies setzt der Herr Doctor als erwiesen voraus, hat es aber noch gar nicht erwiesen (freilich eine bequeme Methode der Beweisführung, in der Schule aber nennt man ein solches Vorgehen — petitio principii): man vergleiche nur was im 4. und 5. Kapitel von der Repetitio humaniorum und der Fortsetzung der philologischen Studien während der philosophischen Jahrgänge gesagt worden. In der Lectüre und Erklärung der Klassiker, in stilistischen Aufsätzen aller Art, sowohl prosaischen als poetischen, und in der lebendigen Handhabung der Sprache im Reden waren die Magister der alten Societät bei weitem mehr geübt worden, als dieß jetzt in den 3—4 Jahrgängen an der Universität zu geschehen pflegt: weßhalb auch Cornova, wie wir bereits oben S. 231 Amkg. gehört, geradezu erklärt, daß er den Einwurf, als hätten die jungen Lehrer die nöthigen Kenntnisse nicht gehabt, nach Alle dem, was er über die Vorbereitung der Jesuiten zum Lehramte gesagt habe, nicht erwarte.

Indeß ist Vorbereitung nur Vorbereitung, und auch die beste läßt Lücken zurück, und sowohl ehemals als heut zu Tage mußte und muß der Lehrer, der seiner Pflicht genügen will, durch fortwährendes Privatstudium an der Ausfüllung der Lücken und Vervollständigung seiner Kenntnisse arbeiten.

Aber eben dieses, behauptet unser Geschichtschreiber, konnten die Magister nicht, denn man bot ihnen dazu weder Mittel noch Zeit.

Die Begründung des ersten Theils seiner Behauptung, daß man es den Magistern an Hilfsmitteln, d. h. an Büchern gebrechen ließ, versucht der Herr Doctor in folgender Weise. „Allerdings", sagt er (S. 45) „befanden sich in den Collegien mitunter ziemlich bedeutende Bibliotheken, aber was enthielten sie für philologische Werke außer den von Jesuiten edirten Grammatiken und den Auszügen aus Klassikern, welche in den Gymnasien gebraucht wurden?" Also ziemlich bedeutende Bibliotheken, aber doch nur Grammatiken und Auszüge aus Klassikern: um es im folgerichtigen Denken so weit wie der Herr Doctor zu bringen, braucht man wahrlich nicht die Propädeutik zu studiren; der Widerspruch liegt auf flacher Hand. Und wie viel Grammatiken haben denn die böhmischen Jesuiten auf einmal edirt? Bisher schien der Herr Doctor nur von Alvarez und dessen Rudimenta, und von Gretser etwas zu wissen; und wie konnten die Jesuiten Auszüge aus den Klassikern veranstalten, wenn sie nicht die vollständigen Klassiker-Ausgaben selbst hatten? und wahrscheinlich haben die Jesuiten ihre „bedeutenden Bibliotheken" nur mit Büchern angefüllt, die sie nicht brauchen konnten. Es geht einmal

nicht anders, in solche Widersprüche und Albernheiten muß man verfallen, wenn man Thatsachen verdrehen, und die Lüge zur Wahrheit stempeln will.

„Ich habe," fährt der Herr Doctor fort, „die Kataloge des Collegiums in Prag ad sanct. Clementem, des Collegiums in Komotau und Kuttenberg, welche bis zur Auflösung der Gesellschaft fortgeführt sind, durchgesehen, aber ich habe in denselben nicht einmal ein Werk von Joh. Alb. Fabricius, Joh. Math. Gesner, Joh. Aug. Ernesti, Chr. Gottl. Heyne, von Tib. Hemsterhuis, von Rich. Bentley gefunden, andere minder bedeutendere z. B. von Sam. Raimarus, Mich. Heusinger, Gottl. Kortte, Jak. Reiske u. s. w. gar nicht zu gedenken."

Was nun die Behauptung des Herrn Doctors betrifft, daß er die Kataloge der drei genannten Collegien durchgesehen, diese bis zur Aufhebung der Gesellschaft fortgeführt waren, und er darin die Werke der genannten Philologen nicht eingezeichnet gefunden, so möge die Wahrheit derselben dahingestellt bleiben; ich, einmal durch oftmalige Erfahrung belehrt, schenke dem Herrn Doctor nie mehr unbedingten Glauben; denn mit welch' historischer Gewissenhaftigkeit unser Geschichtschreiber mit Thatsachen umspringt, werden wir bald wieder ein neues eclatantes Specimen sehen.

Indeß möchte ich den Herrn Doctor fragen, ob denn abgesehen von den Genannten nicht die Werke anderer Philologen in den Verzeichnissen standen, sei es aus dem 18. oder 17. oder 16. Jahrhundert; oder ob er denn wirklich glaubt, daß gerade die Werke der von ihm angeführten Philologen durchaus nothwendig seien, um die griechischen und römischen Klassiker gründlich zu verstehen, ihre Schönheiten zu fühlen, ihre Sprache und Darstellung sich anzueignen; so daß es den Magistern in Ermangelung dieser Werke wirklich an den nöthigen Hilfsmitteln gebrach, das Studium der Klassiker mit Erfolg zu betreiben.

Zu einem solchen Absurdum wird sich doch der Herr Doctor nicht herbei lassen wollen: denn schon hundert und zweihundert Jahre vor den genannten Philologen schrieb ein Aldus Manutius, so wie dessen Sohn und Enkel, schrieb ein Kardinal Sadolet, ein Muret und zahlreiche Andere ihre Werke in herrlicher Latinität, und auch in der Societät hatte ein Perpinian, ein Maffei, ein Turselin, ein Giannetasio, ein Balde, ein Sarbiewsky u. s. w. auf die genannten Philologen nicht gewartet, um im klassischen Stil in Prosa und Poesie zu schreiben. Oder hatten denn etwa die vom Herrn Doctor angeführten Gelehrten die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums erst erschlossen?

Diese war längst schon von ihren Vorgängern erschlossen, und die Bahn nicht bloß gebrochen, sondern bereits auch geebnet; denn die Zahl der Philologen vom 16. bis ins 18. Jahrhundert hinein war ins Unendliche angewachsen, wozu auch die Societät ein bescheidenes Contingent gestellt hatte.

Nun denn — hat Herr Dr. Kelle in den Katalogen von den philologischen Werken eines Lambinus, eines Muretus, eines Justus Lipsius, eines Perizonius, eines Gerhard und Johann Vossius, eines Burmann, eines Scaliger, eines Ferari, eines Valesius, eines Daniel und Nicol. Heinsius, eines Joh. und Jak. Gronovius, eines Grävius, eines Pitiscus, dessen Lexicon antiquitatum Romanarum allein schon eine Menge philologischer Werke ersetzt, hat der Herr Doctor von den Werken dieser und anderer Philologen gar keine Spur gefunden? — hat er die Namen jesuitischer Philologen — eines Ant. Possevin, eines Jak. Pontanus, eines Matthäus Rader (Schüler des Vorgenannten), eines Joh. de la Cerda, eines Andr. Schott, eines Hermann Hugo, eines Franz Pomey, eines René Rapin, eines Mart. Cygne, eines Karl Rue, eines Julius Cäsar Bulenger, eines Alex. Donato, eines Jos. Rocco Vulpius, eines Jos. Juvencius mit seinen trefflich commentirten Klassiker-Ausgaben zum Schulgebrauch u. s. w., nirgends in den genannten Katalogen entdeckt? Ja auch in der böhmischen Provinz wurde das Feld der Philologie immer mehr oder weniger angebaut: um von den älteren verdienstvollen Arbeiten eines Boh. Balbinus gar nicht zu reden, commentirte Dom. Azzoni die Aeneide des Vergils („In P. Vergilii Maronis Aeneida animadversiones" Pragae, 1760); Ant. Zeplichal verfaßte eine Abhandlung, „die lat. klassischen Schriftsteller nützlich zu lesen" (vgl. S. 252); Franz Alter gab heraus eine „Uebersicht verschiedener Ausgaben der griech. und römischen Klassiker mit Anmerkungen von Eduard Harwood". Aus dem Englischen. (Wien, 1778). Ganz ins Unbestimmbare verliert sich aber die Zahl jener Schriftsteller aus der Gesellschaft, die über den lat. Stil, über Metrik, Dichtkunst und Rhetorik geschrieben haben; und dieß alles gehört ja in das Gebiet der Philologie.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß ich hiemit den von Herrn Dr. Kelle angeführten Philologen durchaus nicht den Ruhm ihrer Gelehrsamkeit oder ihrer Verdienste schmälern will. So ist des Fabricius' Bibliotheca Graeca und Bibl. Latina ein höchst ausgezeichnetes Werk, aber Vorarbeiter hatte auch Fabricius; so machte sich auch Gesner durch seinen Thesaurus Latinae Linguae sehr verdient, aber auch ihm waren

schon die beiden Stephani (Robert † 1559 und Heinrich † 1598) mit ihrem Thesaurus Linguae Latinae vorangegangen, so wie Faber († 1576) mit seinem Thesaurus Eruditionis scholasticae. Hemsterhuis war ein sehr gelehrter Philolog, aber seine Schriften sind weder zahlreich, noch von besonderer Wichtigkeit und leicht entbehrlich. Bentley, der Begründer der neuen Textkritik, gab den Horatius, Manilius, Terentius heraus; er war zwar ein sehr scharfsichtiger aber auch in seinen Ansichten ein höchst eigensinniger Kritiker, voll kühner Conjecturen, in denen er fast ebenso oft sich täuscht, als er das Richtige trifft; der eben genannte Jesuit Juvencius hat in seiner commentirten Schulausgabe des Horaz und Terenz den Bentley sicher nicht gebraucht, und dennoch eine treffliche Arbeit geliefert. Höher als die zwei Vorhergehenden stehen Ernesti und Heyne; ihre Leistungen, besonders die vom Ersteren sind zahlreich und verdienstvoll: aber gerade nothwendig zum Verständniß der Klassiker und des klassischen Alterthums sind auch sie nicht in Anbetracht der bereits auf dem Gebiete der Philologie nach allen Richtungen hin gewonnenen Resultate, wenigstens nicht hinsichtlich des Gymnasialunterrichtes und von diesem ist ja zunächst die Rede.

Ob nun wirklich keines der Werke dieser Gelehrten in den Katalogen der drei genannten Collegien verzeichnet, und ob diese Kataloge wirklich bis zur Aufhebung des Ordens fortgeführt gewesen, das, wie gesagt wollen wir dahingestellt sein lassen: aber ein Umstand hätte der Aufmerksamkeit unsers kritischen Geschichtsschreibers nicht entgehen sollen. Bekannter Maßen schwebte über der Societät bereits in den Fünfziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts das Damokles-Schwert; unaufhörlich wurde der apostolische Stuhl von den Bourbonischen Höfen mit Versprechungen und Drohungen bestürmt, die Gesellschaft aufzuheben; und als Versprechungen und Drohungen nicht verfangen wollten, verjagte man mit der brutalsten Gewalt die Jesuiten zuerst aus Portugal 1757, dann aus Frankreich 1764 und 1767 aus Spanien.

Nun aber ist doch leicht begreiflich, daß die Jesuiten in Böhmen mit der Anschaffung kostspieliger und eben nicht nothwendiger Werke gerade nicht die Ersten sein mußten, und damit vollends keine Eile haben konnten, als bereits die Existenz des Ordens in Frage gestellt war: die Herausgabe der Werke der genannten Gelehrten fällt aber ungefähr in die Mitte des vorigen Jahrhunderts; ja die Werke von Heyne scheinen alle mit Ausnahme des Tibullus (1755) erst nach Aufhebung der Gesellschaft erschienen zu sein; die von Reiske erschienen von 1750—1770; Heusinger ist von untergeordneter Bedeutung, noch mehr Kortte; die

Hamburger Ausgabe des Dio Cassius von Reimarus erschien ebenfalls erst 1750, und waren ihr schon vorher andere auch treffliche Ausgaben vorausgegangen, die lateinische Uebersetzung ist ohnehin eine ältere Arbeit.

Wenn Herr Dr. Kelle dann fortfährt: „Ebenso wenig werden solche Werke wohl in einer anderen Bibliothek vorhanden gewesen sein, ein Beweis, daß selbst dasjenige, was für Umgestaltung und Hebung der verschiedenen, philologischen Disciplinen außerhalb des Ordens geschah, für den Orden nicht vorhanden war", so ist das ein sehr naives Raisonnement, und zeigt seine Stärke in der Logik. Eine bare Vermuthug legt der Herr Doctor seiner Beweisführung zu Grunde, und zieht sofort daraus seinen Schluß. Aber wenn solche Werke doch vorhanden gewesen wären? Was dann? Oder wenn diese Umgestaltung und Hebung für den Orden nicht einmal von Belang gewesen wäre? — wenn die Jesuiten über die Aufgabe und den Zweck, so wie über den Umfang der Philologie immer die richtige Ansicht festgehalten hätten? — Und wirklich, ohne eine vernünftige Textkritik zu verachten, füllten sie doch nicht ganze Bände, um mit angehäuften Varianten, pedantischen Conjecturen und kindischen Silbenstechereien zu prahlen; sie erkannten immer den formalen und realen Nutzen, den die klassischen Studien gewähren; sie erkannten ihren innigen Zusammenhang mit Bildung und Wissenschaft, daß die Werke der Alten vorzügliche Muster einer schönen, edlen Sprache und Darstellungsform sind; daß sie auch große Schätze menschlicher Weisheit und treffliche Regeln für das Leben enthalten; ferner daß das Studium der Klassiker die Grundlage der Philosophie, der Geschichtsforschung, der Rechtsgelehrsamkeit bilde, ja auch von hoher Wichtigkeit für den Theologen sei, indem durch selbes eine vollständigere Auffassung des Heidenthums, so wie seines Verhältnisses zum Christenthum vermittelt werde u. s. w. Ebenso waren sie über den Umfang der Philologie im Klaren, und wenn sie selbe auch in kein förmliches System brachten, so haben*) sie doch, und manche ihrer Schüler (z. B. Phil. Bruck, Henri Lercher, Scipio Maffei, Angel. Bandini) auf allen Gebieten derselben Bedeutendes geleistet.

Daß sich übrigens die Jesuiten mit allen in das Gebiet der

*) Ich erinnere hier nur an die beiden großen, zu europäischem Rufe gelangten Numismatiker Fröhlich und Eckel in Wien; und an das vortreffliche Werk des bairischen Jesuiten Franz Mannhart: „Bibliotheca domestica etc." Augsburg 1762, 12 Bände, worin nebst den anderen Wissenschaften, auch alle philologischen Zweige kurz behandelt sind.

Philologie einschlägigen literarischen Erscheinungen bekannt machten, geht schon zur Genüge aus dem S. 3 citirten Bücherkatalog des ital. Jesuiten Zacharia, und aus dem des Balbin in seinen „Verisimilia etc." hervor, und lohnt es sich gar nicht der Mühe hierüber auch nur noch ein Wort zu verlieren.

Aus dem Gesagten erhellt mehr als zur Genüge, daß Herr Kelle mit seinen drei Katalogen (selbst vorausgesetzt, daß es damit seine Richtigkeit habe) und mit seiner Vermuthung den Beweis durchaus nicht erbracht hat, daß es den Magistern der böhmischen Provinzen an Hilfsmitteln, ihre philologischen Kentnisse zu erweitern, fehlte.

Aber bei dem Allen hat der Herr Doctor in seiner Eigenschaft als Geschichtsschreiber der Jesuiten-Gymnasien einen sehr wichtigen Punkt übersehen; als solcher hätte er zuerst untersuchen sollen, ob in den Ordensstatuten für die Beschaffung der nöthigen Hilfsmittel gesorgt ist oder nicht, und erst dann die concrete Wirklichkeit ins Auge fassen, und fand er hierin Mängel und Mißstände, wogegen jedoch in der formellen Organisation des Studienwesens der Societät Vorsorge getroffen ist, so hätte er jene Mängel und Mißstände, die auch bei der besten formellen Einrichtung einer Anstalt zeitweise sich einschleichen können, bloßlegen können: sein Tadel, falls er begründet wäre, würde dann nur eine einzelne Provinz oder einzelne Häuser, nicht aber den Orden selbst und dessen Schuleinrichtung treffen.

Nun aber lautet die 33. Regel des Provinzials in der Ratio studiorum folgender Maßen: „Damit es den Unsrigen nicht an dem nöthigen Vorrath von Büchern gebreche, so soll er eine gewisse jährliche Summe entweder aus den Einkünften des Collegiums selbst, oder anderswoher zur Vervollständigung der Bibliothek bestimmen, welche zu andern Zwecken zu verwenden auf keine Weise gestattet ist." Die 9. Regel des Bibliothekars aber befiehlt diesem: „Wenn er erfährt, daß es im Hause an einigen nothwendigen Büchern fehle, oder einige besonders nützliche herausgegeben worden seien, so soll er den Obern hierauf aufmerksam machen, damit sie, wenn es ihm zweckmäßig erscheint, angeschafft werden." Diese Regeln verpflichteten also die Obern, für Anschaffung der nöthigen Bücher zu sorgen, und diese Regeln hätte der Geschichtsschreiber der Jesuitengymnasien citiren sollen, denn sie betreffen eigentlich die Studieneinrichtung der Societät; er aber macht es umgekehrt; ohne der Regeln auch nur mit einem Worte zu erwähnen, tritt er unmittelbar mit der Behauptung auf, den Magistern habe es an Hilfsmitteln, ihre philologischen Kenntnisse zu erweitern, gefehlt; und das beste bei dieser

ungerechtfertigten Handlungsweise ist dieses, daß der angeführte Beweis zum Glücke — nichts beweist.

Wir können aber positive Thatsachen der leeren Behauptung des Herrn Doctors entgegenstellen, woraus klar hervorgeht, daß es die Obern der böhmischen Provinz an Anschaffung literarischer Hilfsmittel nicht fehlen ließen. Von Timoth. Raisky lesen wir bei Pelzel. „So lange er Provinzial war" (etwa in den Fünfziger=Jahren — er starb 1761), „veranstaltete er, daß die Bibliotheken der Collegien mit großen und nützlichen Werken vermehrt und versehen wurden." So Pelzel nach authentischen Berichten von Zeit- und Ordensgenossen: Herr Kelle hingegen will in den „mitunter bedeutenden Bibliotheken" nur „Grammatiken und Auszüge aus Klassikern" gefunden haben. O heiliger Zweck, wozu treibst du doch selbst große Geister!

Zu noch größerem Unglücke für Herrn Dr. Kelle gewährt ihm Cornova, sein sonstiger Gewährsmann, und freilich wider seinen Willen erkorner Partisan, in diesem Punkte gar keinen Halt; nirgends klagt Cornova über Mangel an Büchern, während er doch sonst minder bedeutende Mängel auf die schonungsloseste Weise ans Licht zieht; ja ganz im Gegensatz zum Herrn Doctor, der nur von „Grammatiken und Auszügen aus Klassikern" weiß, sagt uns Cornova, daß gute und kostbare Werke in den Bibliotheken und auch in den Zimmern der Magister sich befanden. „Die alten Klassiker", lesen wir Brief 10, S. 148, „fand er" (der Magister) „doch immer in der Bibliothek des Collegiums, und das Zimmer eines jeden Professors war auch mit einigen Büchern versehen, worunter sich, was die lateinische Literatur betraf, gute Werke befanden. Lexica und dergleichen Tröster waren ebenfalls in der Bibliothek, theils auch in seinem Zimmer vorhanden". Und im 15. Briefe — S. 217 — äußert sich Cornova also: „Der Professor am Gymnasium muß an Büchern so wenig Mangel leiden, als an Nahrung und Kleidung ... die alten Klassiker sind ihm schlechterdings unentbehrlich. Diese fand der Jesuit in der Bibliothek des Hauses, einige selbst in seinem Zimmer. Man stelle sich im Gegensatze eines, wenigstens mit den Klassikern, Wörterbüchern und anderen Hilfsbüchern auf Kosten des Ordens versehenen Jesuiten einen Professor vor, der dergleichen, wenn es für ihn brauchbare Auflagen sein sollen, nicht immer wohlfeile Werke von seinem Gelde kaufen muß." Also kostbare Klassikerausgaben und Lexica und andere Hilfsbücher wurden nach Cornova's Versicherung auf Kosten des Ordens für die Magister angeschafft, dergleichen ein gewöhnlicher auf seinen Gehalt angewiesener Professor sich nicht leicht anschaffen kann:

wer hat nun Recht? Cornova oder Kelle? Wahrlich, wie schon so oft, hat der Herr Doctor auch hier wieder ein schönes Specimen von der Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit eines Historikers abgelegt.

So hätten wir denn das erste Geschütz des Herrn Doctors vollends demontirt, und hoffen wir auch das zweite unbrauchbar zu machen.

Wenn die Magister auch die Mittel gehabt hätten, ihre Kenntnisse zu erweitern, so hatten sie doch dazu, sagt der Herr Doctor S. 46 keine Muße, und sucht diese seine Behauptung durch vier Gründe zu erweisen. Erstens sagt der Herr Doctor, mußten die Magister täglich wenigstens drei Stunden auf religiöse Uebungen verwenden; dann war der eine der Magister Beichtvater, ein anderer Prediger, ein dritter Präses des Seminars. Als Antwort hierauf mögen folgende Bemerkungen dienen. Die religiösen Uebungen nahmen nicht mindestens drei sondern nur $2^1/_4$ Stunde in Anspruch (1 Stunde die Meditation, Morgens $^1/_2$ Stunde die heilige Messe; $^2/_4$ Stunden die beiden Gewissenserforschungen zu Mittags und Abends; $^1/_4$ Stunde Abends die geistliche Lesung und Vorbereitung der Punkte für die Meditation am folgenden Tage; daß ein Magister auch Beichtvater war, ist eine klassische Dummheit des Herrn Doctors, der nicht einmal zu wissen scheint, daß man früher Priester sein muß, bevor man Beicht hören kann; unrichtig ist es auch, wenn Herr Dr. Kelle so schlechthin behauptet, daß Magister Prediger waren; dieß kann man wohl nur von den kurzen Vorträgen in den Marianischen Sodalitäten der Studenten gelten lassen, ein Amt, das einerseits nicht viel Zeit in Anspruch nahm, und andererseits für den Magister von großem Nutzen war. Cornova urtheilt hierüber folgender Maßen (Brief 10, S. 142): „Das Amt eines Studentenpredigers ließ sich mitnehmen: eine etwas mehr als viertelstündige Anrede an den Sonntagen oder Feiertagen kostete nicht so viel Zeit, und konnte als eine nützliche Uebung für den Magister gelten, sowohl im lateinischen Stil, als in der Anwendung der Grundsätze der Redekunst." Also von kurzen lateinischen Anreden an Studenten handelt es sich, nicht von eigentlichen Predigten und förmlichem Predigtamt, woran der Leser nach den Worten des Herrn Doctors denken könnte. Uebrigens hielten solche Exhorten an die Studirenden niemals angehende Magister, überhaupt nicht Lehrer in den Grammatikalklassen, sondern wie ich aus den Katalogen der österreichischen Provinz ersehe, der Professor der Poetik oder der Rhetorik, der entweder noch Magister oder bereits Priester war (in Böhmen also in der letzteren Zeit nach der Versicherung Cornovas immer ein Priester); also auf jeden Fall schon mehrere Jahre im

Lehramt zugebracht und Zeit gehabt hatte, sich in seinen Fächern gehörig zu orientiren, so daß die kurze Exhorte seiner lehramtlichen Thätigkeit nicht mehr hindernd in den Weg trat, sondern vielmehr förderlich war, weßhalb auch Cornova mit diesem Nebengeschäfte ganz einverstanden ist. Nicht selten endlich hielt solche Exhorten ein Priester, der gar nicht Professor war.

Nun kommen wir zu einem Nebenamte, welches Cornova durchaus unvereinbar mit dem Amte eines Lehrers findet, nämlich dem eines Präses in den Seminarien (Pensionaten, Convicten), dergleichen sich fast bei allen Collegien in Böhmen befanden. Der eigentliche Vorsteher eines solchen Seminars war immer ein Priester und hieß Regens; da dieser aber mit der Oekonomie der Hauses und anderen Geschäften genug zu thun hatte, so pflegte ihm zur Beaufsichtigung der Seminaristen ein Gehilfe gegeben zu werden, der Präses hieß, und gewöhnlich einer der reifern Lehrer war, weil ihm schon seine lehramtliche Stellung größeres Ansehen bei den Zöglingen verschaffte. Es mochte nun dieses Amt wirklich eine lästige Bürde für den Magister sein, und will ich insoweit Cornova durchaus nicht widersprechen; doch muß man hierüber folgende Punkte festhalten. Nie versah ein angehender Magister dieses Amt, sondern nach den so eben genannten Katalogen der österreichischen Provinz fast durchgängig der Professor der Syntax oder Poetik (auch Cornova versah es als Lehrer der Poetik — Brief 10 S. 145); also ein Professor, der schon seit Jahren für sein Amt vorgearbeitet hatte; manchmal war auch ein Priester, der gar nicht Lehrer war, Gehilfe des Regens; ferner gleichwie Cornova an Franz Hofmann einen Regens hatte, der ihn „in Allem der Mühe überhob", so daß er „mehr Ruhe und selbst mehr Muße hatte" (eben das.), so gab es sicherlich noch manche andere derartige Regens, die dem Präses so viel als möglich Zeit und Mühe ersparten; endlich wäre hier noch zu unterscheiden die quaestio juris und facti: das Institut aber befiehlt ausdrücklich dem Rector, daß er sorgfältig trachte, mit einer dem Ordensstande entsprechenden Liebe den Eifer der Magister zu unterstützen, und zu sorgen, daß sie nicht mit häuslichen Geschäften*) überladen werden: und so haben wir wohl Grund anzunehmen, daß das Amt eines Präses für einen rüstigen Lehrer in der 4. oder 5. Klasse, wenn auch eine Bürde, doch keine gar so schwere war; wenigstens auf keinen Fall „unendlich viel Zeit", wie Herr

*) „Studeat diligenter caritate religiosa magistrorum fovere alacritatem curetque ne muneribus domesticis gravius onerentur." (Reg. Rect. 19. Rat. stud.)

Dr. Kelle sagt (S. 46) „in Anspruch nahm;" was selbst Cornova übertrieben finden würde; aber bei unserem Geschichtschreiber geht es einmal ohne Uebertreibung nicht ab, und mit dieser einen nicht zufrieden, verfiel er, um nicht nur das Mögliche sondern auch das Unmögliche für den Zweck zu leisten, in eine noch kolossalere, geradezu abenteuerliche, indem er die Magister zu Beichtvätern stempelte.

Daß aber die Zeit, die der Magister auf die religiösen Uebungen verwendete, auch für die Schule keine verlorene war, daß dadurch sein Lehramt die religiöse Weihe erhielt, indem er einerseits immer gemahnt wurde, die Pflichten seines Amtes gewissenhaft zu erfüllen, als Pflichten, die ihm Gott auferlegt, und wofür er einst Gott werde Rechenschaft geben müssen, und andererseits den Segen Gottes auf seine und seiner Schüler Bemühungen herabzog: dergleichen Dinge liegen freilich allzuweit außer dem Horizont des Herrn Doctors, und wollen wir mit ihm darüber nicht länger rechten.

Doch einen andern Punkt hätte unser sorgfältiger, scharfsinniger und unparteiischer Geschichtschreiber einsehen und bemerken sollen, nämlich diesen: Der Magister der Societät stand im Winter und Sommer um 4 Uhr, nicht um 6 oder 7 Uhr auf; er begab sich Abends um 9 Uhr — mit Erlaubniß auch später — zur Ruhe; er hielt sich den Tag über zu Hause bei seinen Büchern; machte Abends keine Besuche, ging in kein Gasthaus, kein Café, kein Theater; er machte während der großen Ferien keine langwierigen Vergnügungsreisen, selbst die ersten 14 Tage, die auf einem Landhause zugebracht wurden, und eigentlich der Erholung bestimmt waren, wurden theilweise zum Studiren benützt; er war durch seine Ordensregel verpflichtet, all seine Zeit, die Feiertage nicht ausgenommen, recht zu benützen, und nach Kräften auf seine und seiner Schüler wissenschaftliche Ausbildung hinzuarbeiten: aber freilich dergleichen Bemerkungen zu machen hätte dem Zwecke nicht entsprochen.

Schließlich hätte noch einen andern hieher gehörigen Umstand unser Geschichtschreiber, der treue Nachbeter des Cornova, wo es der Zweck gestattet, nicht übergehen sollen; ihm selbst wenigstens konnte er, als er seine Excerpten aus Cornova machte, nicht entgangen sein. Cornova nämlich belehrt uns, daß der Magister der Societät nicht bloß Zeit genug hatte, den vorschriftmäßigen Schulunterricht zu halten, sondern auch noch Nebenstunden ärmeren Schülern — natürlich ganz gratis — zu ertheilen. Folgendes sind seine Worte: „Ich habe sie selbst gekannt, mehrere von meinen ehemaligen Ordensbrüdern, die gerade den ärmsten Schülern, bei welchen sich auch nicht das unbedeutendste freiwillige

Geschenk denken ließ“ (ein solches anzunehmen, wäre auch durch die Ordensstatuten verpönt gewesen), „in Privatstunden nachgeholfen haben. Es wäre mir nicht schwer, Männer von Ansehen zu nennen, die im Schoße der Armuth aufgewachsen, dieser Nachhilfe ihrer ehemaligen Lehrer unter den Jesuiten ihre Ehrenstellen in der Folge verdankten: wenn ich der Unbescheidenheit fähig wäre, das Vertrauen, mit dem sie mich beehrt haben, doch auf eine gewisse Art zu mißbrauchen.“ (Brief 15 S. 212).

So, glaube ich, hätten wir die beiden Schmähungen des Herrn Doctors, daß man den Magistern der Societät zu ihrer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung weder Mittel noch Zeit gewährte, auf ihren wahren Werth zurückgeführt; und ganz überflüssig dürften folgende Fragen desselben erscheinen: „Sollte sich der Magister etwa in der Schule weiter bilden, sollte das Lehren das Lernen ersetzen?“ „Verstand man unter weiterer Ausbildung die handwerksmäßige Routine, die sich der Magister allmählich zu eigen machte?“ — „War er wirklich weiter gekommen, wenn er am Schlusse des vierten Jahres, die Regeln der vorgeschriebenen Lehrbücher, über die er freilich nicht hinausgehen durfte, besser inne hatte, als am Anfange des ersten?“ — Kindische Fragen, die eigentlich keine Antwort verdienen. Allerdings sollte und konnte der Magister in der Schule sich weiter bilden, er hatte Mittel und Zeit dazu; oder wird denn Herr Dr. Kelle von sich selbst behaupten wollen, daß er die ganze Zeit hindurch, seit welcher er im Mittelhochdeutschen Schule hält, sich nicht weiter gebildet habe? wenn aber er es that — wie wir gerne glauben — warum sollte dasselbe bei den Magistern der Societät nicht möglich gewesen sein? und wenn auch „das Lehren das Lernen“ nicht „ersetzen“ kann, so ist doch etwas Wahres an dem alten Spruch: „Docendo discimus“ „durch Lehren lernt man“ — wie wiederum der Herr Doctor nicht in Abrede stellen wird; auch verstand man unter weiterer Ausbildung keineswegs eine „handwerksmäßige Routine“, so dumm waren die Jesuiten nicht; aber würde sich denn der Herr Doctor selbst alle Routine im Unterricht absprechen lassen? Ein Vortheil ist also immerhin die Routine, und so wenig ich das Recht habe, die Routine des Herrn Doctors eine „handwerksmäßige“ zu nennen, ebensowenig hat er das Recht, die Routine der Magister mit diesem Namen zu belegen; wenn endlich „der Magister am Schlusse des vierten Jahres die vorgeschriebenen Lehrbücher besser inne hatte als am Anfange des ersten“, so „war er allerdings wirklich“ — wenigstens etwas — „weiter gekommen“; es dürfen aber hiebei nicht bloß Lehrbücher in Betracht kommen, sondern hieher gehört auch gründlicheres und um-

fassenderes Studium der Klassiker und die zahlreichen Correcturen der schriftlichen Arbeiten der Schüler, ein mächtiger Hebel zur Ausbildung in Sprache, Stil und Geschmack, und was schließlich die Bemerkung des Herrn Doctors betrifft, daß der Magister „über die Lehrbücher nicht hinausgehen durfte", so mag dieß allenfalls vom Unterricht in der Schule gelten (was gewiß nur lobenswerth war, denn es ist sicherlich für den Unterricht nicht gedeihlich, wenn der Professor in seinen Gegenständen nach Belieben herumspringen kann); aber wenn der Herr Doctor sich das Recht anmaßt, den Magister auch auf seinem Studirzimmer in so enge Schranken sperren zu wollen, so macht er sich nur lächerlich.

Dann fährt der Herr Doctor fort: „Man hielt es allerdings für genügend, wenn der Lehrer das wußte, was er gerade unterrichten sollte, wie aber, wenn er nicht einmal das inne hatte? Wenn er, was anfänglich immer, später, wie erwähnt, oft geschah, wenn er ohne irgend welche Vorbereitung unmittelbar aus dem Noviziate oder dem philosophischen Cursus zum Magister gemacht wurde &c.?" Auf diese vielen „Wenn" antworten wir kurz und gut: „Man hielt es nicht für genügend, wenn der Lehrer das wußte, worin er gerade unterrichten sollte; der Herr Doctor hat noch nirgends für seine Behauptung den Beweis gebracht, und kann ihn nicht bringen; ich aber brauche blos auf die zwei- oder einjährige Repetition hinzuweisen, um seine Behauptung zu widerlegen; denn wozu wäre überhaupt eine Repetition in der Societät und zwar von jeher eingeführt gewesen, wenn die Obern es für genügend gehalten hätten, wenn der Lehrer nur das wußte, worin er gerade unterrichten sollte? Um in der 1. oder selbst auch in der 2. Grammatikalklasse zu dociren, wäre allenfalls auch ein tüchtiger absolvirter Gymnasiast fähig gewesen, besonders da er während des zweijährigen Noviziates fortwährend Gelegenheit hatte, sich in der lateinischen und griechischen Sprache zu üben, wofern die Obern blos auf das absolut Nothwendige gesehen hätten: nun aber war dem nicht also. Wenn aber Herr Dr. Kelle auf die 29. Regel des Provinzials sich beruft, so liegt hierin kein Beweis für seine Behauptung, sondern geradezu die Widerlegung derselben; denn die vollständige Regel lautet*): „Er (der Provinzial)" soll auch Sorge tragen, daß die Unsrigen den Unterricht mit jener Schule beginnen, für welche sie überlegene Kenntnisse besitzen; auf daß sie jährlich mit einem bedeutenden Theile ihrer Zuhörer in eine

*) „Curandum etiam, ut Nostri initium docendi faciant ab ea schola, qua superiores scientia sint; ut sic quot annis ad altiorem gradum cum bona parte suorum auditorum ascendere possint." (Reg. Prov. 29. Rat. stud.)

höhere Klasse aufsteigen können.“ Nun „überlegene Kenntnisse besitzen“ sagt doch etwas mehr, als zur Noth das wissen, was man gerade dociren soll; nun ist diese Vorschrift ganz vernünftig und von praktischer Bedeutung, und ein Beweis von der Vorsicht, womit die Obern in Schulangelegenheiten zu Werke gingen; eine Vorsicht, der man sich wohl auch heut zu Tage bei Anstellung der Lehrer nicht entziehen kann. Ganz falsch ist ferner die Behauptung, daß*) „er (der Lehrer) „anfänglich immer ohne irgend welche Vorbereitung unmittelbar aus &c. zum Magister gemacht wurde“; dieß geschah niemals, auch anfänglich nicht; eine Repetition der studia humaniora war in der Gesellschaft von jeher, schon seit den frühesten Zeiten eingeführt; sie ist so alt, wie die Ratio studiorum**); ich habe die älteste Aufgabe derselben in Deutschland vom Jahre 1600 (die erste erschien in Rom 1599) vor mir, die 20. Regel des Professors der Rhetorik handelt von dem Unterricht und den Uebungen, welche mit den Scholastikern der Societät sollen vorgenommen werden; und die 10. Regel des Rectors bestimmt ausdrücklich, daß, wenn die Humanisten oder Rhetoren der Societät die öffentlichen Schulen nicht besuchen, oder sie zwar besuchen, der Lehrer aber nicht im Stande ist, die auswärtigen Schüler und zugleich die Scholastiker noch besonders zu unterrichten, der Rector dieselben einem fähigen Manne übergebe, von dem sie zu Hause fleißig unterrichtet werden. Diesen Zeugnissen gegenüber wird wohl der Herr Doctor selbst es für das rathsamste halten, Schuld oder Irrthum aufrichtig zu bekennen. Ebenso wenig kann Herr Dr. Kelle beweisen, daß dieß „später oft geschah“, „erwähnt“ hat er es wohl, aber erwähnen ist nicht beweisen, und bitte ich den Leser wiederum, zu vergleichen, was hierüber S. 215—219 bemerkt worden.

Der übrige Phrasenschwall, daß man den Magistern keine Zeit zum Studiren ließ, daß sie „den ganzen Tag anderweitig beschäftigt“ waren, u. s. w. bezieht sich auf das Amt eines Beichtvaters, eines Predigers, eines Präses

*) Der Satz, daß der Lehrer zum Magister gemacht wurde, enthält allerdings einen blühenden Unsinn, aber er gehört dem Herrn Doctor an.

**) In der Wirklichkeit noch älter; es lag ja so ganz in der Natur der Sache, daß die Jesuiten, als sie im 16. Jahrhundert Schulen zu übernehmen begannen, auf die Vorbereitung ihrer Kleriker zum Lehramt Bedacht nehmen mußten, insoweit dieses eben unter den obwaltenden Verhältnissen in den ersten Decennien, wo bei der vielseitigen Wirksamkeit des Ordens und den mannigfaltigen Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, die Zahl der Mitglieder verhältnißmäßig noch eine geringe war, geschehen konnte. So bereitete der öfters genannte Jak. Pontanus schon in den Siebziger- und Achtziger-Jahren des 16. Jahrhunderts im Collegium zu Augsburg die Scholastiker auf das Gymnasiallehramt vor. (Vergl. S. 274.)

— Aemter, welche der Herr Doctor nach Belieben unter die Magister vertheilt: was davon zu halten, ist bereits im Vorhergehenden richtiggestellt worden.

Doch eine neue Schwierigkeit; statt an seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu arbeiten, meint der Herr Doctor, mußte der Magister eine Komödie (richtiger ein Drama) verfassen. Aber war dies nicht auch wissenschaftliche Ausbildung? und ist es nicht ein Beweis, daß der Magister, der ein Drama verfertigen konnte, es in der wissenschaftlichen Ausbildung bereits sehr weit gebracht hatte? Auch brauchte er dieß gerade nicht während des Schuljahres zu thun; er konnte dazu auch die vorausgegangenen Ferien benützen. Cornova erblickte in der Verfertigung eines Dramas nicht nur kein Hinderniß, sondern sogar ein Förderungsmittel für die lehramtliche Thätigkeit des Magisters. „Ich bin mit den Tadlern dieser Sitte", sagt er, (Brief 8 S. 109), „nicht einverstanden: die Zeit, welche der Magister auf diese doppelte Arbeit verwendete" (nebst einem Drama mußte er auch eine Rede ausarbeiten), „war für den Vortheil der ihm anvertrauten Jugend nicht verloren. Rede und Drama waren für den jungen Lehrer Veranlassung zur klassischen Lectüre, und Uebungen des lateinischen Stils. Konnte er seiner Amtspflicht ohne das Eine oder das Andere genugthun?"

Wie es aber für einen Scholastiker oder Magister der alten Societät, eben keine so schwere Aufgabe war, ein solches Drama zu verfertigen, ersehen wir an dem jungen Denis, dem gefeierten Dichter und Bibliographen. Denis hatte die philosophischen Studien bei den Jesuiten in Passau noch vor seinem Eintritt in den Orden absolvirt, und nachdem er das Noviziat im Hause bei St. Anna in Wien vollendet, hielten die Obern für ihn die Repetitio humaniorum nicht für nothwendig, weil er, wie er selbst in seiner Autobiographie bemerkt (Buch II. K. 2) in den Humanitätswissenschaften hinlängliche Kenntnisse zu besitzen schien, schickten ihn aber doch nicht unmittelbar nach dem Noviziate als Magister auf ein Gymnasium, sondern auf das akademische Collegium, um sich dort auf das Studium des Hebräischen und der verwandten Sprachen zu verlegen. Wie weit er in diesem Studium gekommen erzählt er weitläufiger im 3. Kapitel, und zwar in einem Latein, das einem Süpfle oder Seyffert alle Ehre machen würde. Um Weihnachten herum begann er auch nebenher auf das bevorstehende Lehramt in der ersten Grammatikalklasse sich vorzubereiten; ein Umstand, der ihn hinderte, im Arabischen es weiter als bis zur Kenntniß der Buchstaben zu bringen. „Da mußte ich," sind seine eigenen Worte, „die Schriftsteller, die von

der Lehrmethode und Pädagogik handeln, zu Rathe ziehen, mußte die Klassiker der reineren Latinität wieder zur Hand nehmen .... deren Lectüre ich damals zuerst mit Anmerkungen zu verbinden begann .... Um mir eine größere Gewandtheit in all den metrischen Formen zu erwerben, verfaßte ich auf jeden Titel der sogenannten lauretanischen Litanei Verse von verschiedenem Metrum .... Ebenso arbeitete ich ein Drama zur Aufführung für meine künftigen Schüler aus; zu welchem Ende ich vorher den Seneca las, um meinen Jamben sein Colorit zu geben, und findet sich dieses Drama: „Gaston" unter meinen übrigen veröffentlichten lateinischen Gedichten." So bereitete auch Denis, wie er im 4. Cap. erzählt, im nächsten Jahre sein Drama: „Alexander trans Tanaim" schon im Herbste vor, und übergab es bereits mit Ende Januar dem Studienpräfecten, obgleich es erst nach Ostern zur Aufführung kommen sollte.

Hieraus könnte Herr Dr. Kelle mehrere Dinge lernen; erstens, wie weit es damals ein talentirter Student in der Kenntniß und dem praktischen Gebrauche der lateinischen Sprache schon auf dem Gymnasium brachte: es war dieß das Resultat des vielen Memorirens und der zahlreichen schriftlichen Uebungen in Prosa und Poesie; ferner, daß man jene Scholastiker der Repetition überhob, welche derselben nicht zu bedürfen schienen, besonders wenn sie nach Beendigung der philosophischen Studien bereits ein höheres Alter erreicht hatten, um an einem Gymnasium als Lehrer auftreten zu können; dann, daß, wie Denis ohne vorausgegangene Repetition seine Dramen gleichsam spielend verfertigte, so auch für andere talentirte Magister die Anfertigung eines solchen keine so große Schwierigkeit war; endlich, daß eine solche Composition für viele von jenen Magistern, welche die Repetition durchgemacht, eine noch leichtere Aufgabe sein mußte.

Allein solche Reflexionen und Folgerungen, so nahe sie auch liegen, gehörten nicht zum Zwecke des Herrn Doctors*), und darum mußten sie in tiefe Stille und nächtliches Dunkel gehüllt bleiben, auch die leiseste Andeutung hievon wäre eine Sünde gegen den Zweck gewesen. Dafür liebt der gewissenhafte Geschichtschreiber ganz andere Reflexionen und Deductionen, nämlich solche, welche, wenn sie auch auf Textverstümmelung und Verdrehung beruhen, doch immerhin zweckförderlich sind. Eclatante Beispiele hievon haben wir wohl schon viele gehabt (wer möchte sie zählen?) hier gleich wiederum ein neues.

*) Herr Dr. Kelle wußte gar gut, daß Denis das Drama: „Alexander trans Tanain" als Magister verfaßte; er citirt es in einer Anmerkung S. 96.

Herr Dr. Kelle spricht (S. 48), wie wir so eben gehört, von unwissenden Magistern, die in der Schule lehren sollten, was sie früher selbst nicht gelernt hatten, und macht dazu in Anmerkung 2 folgende boshafte Glosse: „Solchen gibt Sacchini in seiner Paraenesis ad magistros den klugen Rath, wenn sie zum Lehramt bestimmt seien, sich Zeit zu nehmen und etwas zu lernen, da, wie er weise beisetzt, nothwendig, daß sie etwas wüßten" — und fügt dann den lateinischen Text hinzu: Ut literas provehere possit magister, necesse est, eas ipsemet calleat; — quare faciendum omnino erit, ut cum primum designatur, assumat aliquod tempus et primas difficultates evincat. Quod si principio mediocrem saltem progressum fecerit, postea sine sensu laboris sensim docendo perficietur. Paraen. pag. 66.

Hiezu nur folgende kurze Bemerkungen, und die Wahrheitsliebe unseres Historikers ist in klares Licht gestellt. 1) Der lateinische Text ist schmählich verstümmelt; der erste einleitende Satz bei Sacchini, der dem Leser Aufschluß gibt, wovon es sich im ganzen Passus handelt, ist gänzlich ausgelassen; der zweite Satz ist ohne Verbindung mit dem ersten hingestellt; denn bei Sacchini heißt es nicht, wie bei Kelle: „Ut literas provehere etc." — sondern: „In primis ut eas literas provehere etc."; ausgelassen ist, dann gerade der bedeutendste, der den Sinn des ganzen Passus bestimmende Satztheil nach „cum primum designatur," nämlich die Worte: „si quid forte ejus cognitionis desideret"; — „wenn er etwa merken sollte, daß es ihm an etwas in dieser Wissenschaft fehle," ausgelassen sind endlich noch andere Sätze, doch von keiner wesentlichen Bedeutung. 2) Die deutsche Paraphrase ist geradezu ganz verdreht. 3) In der angeführten Stelle handelt Sacchini nicht von den Wissenschaften und der Vorbereitung des Magisters zum Lehramt im Allgemeinen, wie man offenbar nach Doctor Kelle schließen muß, sondern ganz speciell von der griechischen Sprache und Literatur, zu deren Studium er die Magister ermahnt; das 9. Kapitel, woraus der Herr Doctor den verstümmelten Text genommen, trägt deutlich an der Stirne die Ueberschrift: Qua ratione graecarum literarum studia promovenda. (Auf welche Weise das Studium der griechischen Sprache und Literatur gefördert werden soll, und handelt davon in 7 Nummern.) 4) Im Bewußtsein der Textverstümmelung und seiner schlechten Paraphrase hat sich der Herr Doctor wohl gescheut, die Nummer und die Ueberschrift des Kapitels zu nennen, damit etwa selbständige, minder leichtgläubige Leser ja nicht hinter die Wahrheit kämen; denn mit der bloßen Seitenzahl ist wegen der verschiedenen

Auflagen des Büchleins behufs des Nachschlagens nichts geholfen. Ja selbst die Seitenzahl — 66 — scheint auf keinen Fall die richtige sein zu können; mag man sich die Paränesis als selbstständiges Büchlein, oder in Vereinigung mit dem Protreptikon oder auch mit dem Werklein des Juvencius: De ratione discendi et docendi, und in was immer für einem Format denken: im ersten Falle ist sie viel zu hoch, in den beiden andern viel zu niedrig.

So möge denn die ganze Nummer 1 des 9. Kapitels, wie sie bei Sacchini lautet, mit Uebergehung der unwesentlichen Sätze in deutscher Uebersetzung hier folgen: „Es soll nun noch Einiges über das Studium der griechischen Sprache und Literatur bemerkt werden; damit wir nicht eine Sache von solcher Wichtigkeit, würden wir sie mit Stillschweigen übergehen, weniger, als sie es verdient, zu empfehlen scheinen. Vor Allem muß der Magister, um die Kenntniß dieser Sprache (in Andern) zu fördern, selbe selbst gehörig innehaben; dadurch wird es geschehen, daß der Unterricht ihm leicht und angenehm wird. Deßhalb ist es durchaus nothwendig, daß, sobald er (zum Lehramt) bestimmt wird, wenn er etwa merken sollte, daß es ihm irgendwo in der Kenntniß dieser Sprache fehle, er sich einige Zeit nehme, und die ersten Schwierigkeiten überwinde, u. s. w." Man vergleiche nun hiemit den verstümmelten lateinischen Text des Herrn Doctors und seine verhunzte Paraphrase. Er ist unverschämt genug, den Sacchini, der durch seine Schriften auch den Protestanten in Deutschland bekannt geworden*), als einen Einfaltspinsel darzustellen, der den Magistern sagt, daß sie etwas lernen und etwas wissen müßten; während er selbst von seiner eigenen Weisheit und anderen Vortrefflichkeiten durch Textverstümmelungen, Verdrehungen, Verdächtigungen, perfide Compilationen und Sophisterien mancherlei Art eben nicht rühmliche Proben ablegt. So ist es eine Verdrehung, wenn es in der Kelle'schen Paraphrase heißt: „wenn sie" (die Magister) „zum Lehramt bestimmt seien"; Sacchini sagt: „sobald er" (der Magister) „zum Lehramt bestimmt wird": den Unterschied zwischen beiden Ausdrucksweisen versteht jeder, der nur einige grammatische Kenntnisse besitzt. Oder sollte es möglich sein, daß Herr Kelle — der doch nicht in einem Gymnasium der alten Societät studirt hat — im Latein es nicht so weit gebracht hat, um zu wissen, wie cum primum mit dem Präsens des Verbums zu über-

*) Seine zwei Schriften: „Libros cum profectu legendi ratio" und „De vitanda librorum moribus noxiorum lectione Oratio" sind in Leipzig (in officina Grossiana 1738) im Druck erschienen.

setzen ist? — Möglich ist es allerdings, denn wie stark der Herr Doctor im Latein ist, wäre dieß nicht der erste Beweis. Uebrigens, glaube ich, dürfte der Rath des Sacchini auch noch heut zu Tage für manchen Candidaten des Gymnasiallehramtes trotz der Vorbereitungsstudien auf der Universität zu brauchen sein; oder sollten diese gar keine auszufüllende Lücke zurücklassen? — von der Ausfüllung solcher etwaigen Lücken spricht aber Sacchini; dieser Sinn liegt offenbar in den vom Herrn Doctor ausgelassenen Worten: „si quid forte ejus cognitionis desiderat.

Nun kommt Herr Dr. Kelle wieder mit einer Compilation aus Cornova (verkauft sie aber wieder als eigene Waare; denn wo blieben sonst die glänzenden Resultate seiner zwölfjährigen Forschungen?) indem er bemerkt (S. 49), „daß man an manchen Gymnasien einem Magister sogar zwei Klassen zuwies ꝛc." — und in Anmerkung 1 hinzufügt: „So hatte z. B. das Gymnasium zu Březnitz und Teltsch immer nur drei Lehrer, von deren jeder zwei Klassen zu besorgen hatte. In Kuttenberg, Leitmeritz, Hradisch hatten die zwei untersten Klassen gewöhnlich nur einen Lehrer. Allerdings waren diese Gymnasien nicht stark besucht, aber durfte man deshalb die Schüler verwahrlosen lassen, und gestatten, daß ein Lehrer immer zwei Klassen zusammen unterrichtete?" Diese Anmerkung steht beinahe von Wort zu Wort in Cornova's 10. Briefe, S. 141, Anmerkung q; und ist es schwer zu entscheiden, wer bei Erhebung dieser Anklage schuldbarer und tadelnswerther ist, ob Cornova oder sein Nachtreter der Herr Doctor. Cornova als gewesener Ordensmann hätte wissen sollen, daß es vier Abstufungen der Collegien der Societät gab. Auf der untersten Stufe standen Collegien mit einem Gymnasium, wo nur drei (oder vier) Lehrer angestellt waren, für solche Collegien war auch die geringste Fundationssumme erforderlich; auf der zweiten Stufe standen Collegien mit einem Gymnasium, wo Anfangs fünf, später, als aus den drei Grammatikalklassen vier wurden, sechs Professoren lehrten; den dritten Rang nahmen jene ein, mit welchen nebst einem Gymnasium auch ein Lyceum verbunden war; den höchsten endlich jene, welchen die Leitung einer vollständigen Universität anvertraut war: im Verhältniß zum Range stand auch die Anzahl des nothwendigen Personals, und selbstverständlich die Größe des Fundations-Capitals. Ganz genau ist dieser einfache Unterschied im Institut bezeichnet, am Ende der zweiten General-Congregation, gehalten 1565, also erst 25 Jahre nach der Gründung des Ordens: „In einem Collegium", heißt es dort, „wo drei Lehrer der Humanitäts-

(Gymnasial-) Wissenschaften angestellt werden ꝛc."*) Also nicht Willkür von Seite der Obern war es, wenn in manchen Gymnasien drei Lehrer Anfangs für fünf, dann für sechs Klassen angestellt waren; sondern es war dieß eine alte, und, wie wir glauben, eine weise, wohlberechnete und wohlthätige Einrichtung für kleinere Städte und ärmere Gegenden, wo oft im weiten Umkreise sich kein Gymnasium befand, so daß manchem talentvollen Knaben ärmerer Eltern der Eintritt in ein Gymnasium unmöglich, und keine Gelegenheit mit seinen Talenten einst der Kirche oder dem Staate zu dienen geboten war. Ein solches Gymnasium mit drei Lehrern war übrigens, wie bereits bemerkt, ein vollständiges Gymnasium, nur mit dem Unterschiede, daß ein Lehrer in zwei Klassen, die in einem Lokale beisammen waren, zugleich Unterricht ertheilte: wie dieser Unterricht geleitet wurde, gibt die Ratio studiorum Aufschluß. Die Societät erachtete es nämlich immerhin für besser und heilsamer für Kirche und Staat, selbst solche Gymnasien, wenn eine Gemeinde oder irgend ein Wohlthäter die bescheidene Fundationssumme bot, zu errichten, als daß in manchen Gegenden es gar kein Gymnasium gebe. Die Societät hatte sich also gleich vom Anfang ganz in Uebereinstimmung mit dem Willen und den Intentionen des Stifters zu nichts Weiterem verpflichtet, als drei oder nach Umständen vier Lehrer für das zu gründende Gymnasium zu stellen, eine Verpflichtung, die natürlich für alle Zeiten, wofern das Stiftungscapital nicht vermehrt wurde, sich gleich blieb. Cornova hat sich also, fortgerissen von seiner Kritisirsucht und Begeisterung für die Wissenschaften, in diesem Punkte gar sehr getäuscht; denn böse Absicht können wir ihm nicht zumuthen: vielleicht hatte er in der dritten Probation das Institut nicht in allen seinen Theilen gelesen, vielleicht hatte er nach mehr als 35 Jahren auf diesen Umstand vergessen; über den Herrn Doctor, der ja das ganze Institut studirt haben will, mag der geehrte Leser selbst nach Belieben irgend ein Urtheil sich bilden.

Uebrigens darf aus einer solchen Einrichtung, so auffallend sie auch beim ersten Anblick erscheinen mag, und wenn sie auch mit gewissen Unbequemlichkeiten verbunden war, durchaus nicht gefolgert werden, daß das dem Gymnasialunterrichte vorgesteckte Ziel nicht erreicht werden konnte; die damit verbundenen Schwierigkeiten wurden durch die geringe Schülerzahl aufgewogen, und konnten die Studierenden immerhin in allen Fächern den gehörigen Fortschritt machen, um aus dem Gymnasium in das Lycäum und dann in die Universität übertreten zu können.

*) In collegio, ubi tres ponuntur Praeceptores literarum humaniorum etc."

Ja es besteht noch heut zu Tage eine analoge Einrichtung in mehreren Gymnasien Deutschlands; nämlich überall dort, wo nicht jährige, sondern halbjährige Versetzung der Schüler stattfindet. Da ist die Klasse in zwei Ordnungen getheilt, in eine höhere und eine niedrigere; ein Lehrer ertheilt jeder Ordnung besonderen Unterricht, indem in jeder Stunde bald die eine bald die andere, aber immer nur eine Ordnung vom Lehrer beschäftigt wird, während sich die andere mit schriftlichen Arbeiten oder andern Uebungen beschäftigen muß.*) Daß hier eine Analogie mit jener jesuitischen Organisation mancher Gymnasien vorhanden, wird wohl Herr Dr. Kelle selbst nicht in Abrede stellen können. —

Daß aber ein und derselbe Lehrer in der Societät seine Schüler in der Regel durch alle vier Grammatikalklassen hindurchführte, war gewiß (auch abgesehen von den Bestimmungen der Studienreformen vom Jahre 1735, 1752, 1764, wodurch dieser Gebrauch bestätiget wurde) sehr zweckmäßig, sowohl aus wissenschaftlichen als pädagogischen Gründen; denn selbst ein minder, doch immerhin gehörig befähigter Lehrer wird sowohl hinsichtlich des Unterrichts als der Erziehung mit Schülern, die er vier Jahre unter seiner Leitung hat, mehr ausrichten, als die best befähigten Lehrer bei jährlichem Wechsel. Die nun folgenden langweiligen mit „wenn“, „wenn“, „wenn“ eingeleiteten Reflexionen des Herrn Doctors über die gänzliche Unfähigkeit der Magister glaubte ich nach dem bisher Gesagten im Interesse der Leser sicher übergehen zu können: mit solchen „Wenn“, „Wenn“ könnte ich auch beweisen, daß nicht nur der Herr Doctor, sondern jeder Lehrer an irgend einem Gymnasium oder einer Universität ein unfähiges Subject ist, das in seiner Stellung nur Unheil stiftet: aber mit „Wenn“, „Wenn“ beweist man eben nichts, sondern verdächtigt nur; eine Praktik, die jeder ehrliche Mensch verabscheut. Dafür möchte ich lieber über einen andern Punkt ein paar Worte mit dem Herrn Doctor sprechen, der wenn auch gerade nicht für ihn selbst, so doch für die Leser nicht uninteressant sein dürfte; ich meine die S. 92—97 von mir besprochenen Auxilia humaniorum scholarum. Von dieser Sammlung von Hilfsbüchern behauptet Herr Dr. Kelle S. 13 Anmerkung 2 steif und fest (denn wie hätte er entweder sich selbst nach seinen fleißigen, zwölfjährigen Forschungen täuschen können, oder Andere bei seiner unparteiischen Wahrheitsliebe täuschen wollen?) daß sie zum Besten der Repetenten der

*) Vergl. Dr. Raph. Kühner. Vorwort zur zweiten Auflage seiner Elementargrammatik der griechischen Sprache.

Societät herausgegeben worden sei; eine Behauptung, die er mit derselben Zuversicht S. 73 Anmerkung 1 wiederholt. Ich hingegen behauptete (vergleiche S. 92—97), gestützt auf innere und äußere Gründe, daß die „Auxilia humaniorum scholarum" wohl für die Schüler, aber nimmermehr für die Repetenten herausgegeben worden seien, — mit dem Bemerken, daß der vollständige Titel des Werkes, und die Vorrede darüber Aufschluß geben würden; beides aber hatte der Herr Doctor seinen Lesern vorenthalten, schon ein verdächtiger Umstand, der mich in meiner Ansicht, oder vielmehr in meiner Ueberzeugung noch mehr bekräftigte. Und wirklich ich täuschte mich nicht; die „Auxilia etc." existirten schon im 17. Jahrhundert, herausgegeben von Mathias Steyer, und zwar nicht zum Gebrauche der Repetenten, sondern der Studenten, — „in gratiam studiosae juventutis" heißt es ausdrücklich im Titel: Worte, welche der Herr Doctor gelesen haben muß und doch sicherlich auch verstanden hat. Woher weiß ich nun dieses? Aus dem schon oft genannten Buche des Herrn Pelzel. Dort heißt es S. 72: „Mathias Steyer kam zu Prag auf die Welt 1630, in die Gesellschaft 1647 ... starb zu Prag 1692" — und unter seinen eilf Werken (7 in czechischer, 4 in lateinischer Sprache) wird an vorletzter Stelle angeführt: „Auxilia humaniorum in gratiam studiosae juventutis. Sind oft in Prag aufgelegt worden." Mit welchem Namen soll man nun das Vorgehen des Herrn Doctors bezeichnen? — ich überlasse es dem geehrten Leser, dafür den entsprechenden Ausdruck zu wählen.

Diese interessante Entdeckung eines der unschuldigen Kunstgriffe, wodurch der Herr Doctor die Repetitio humaniorum in der alten Societät, wie wir im 5. Kapitel gesehen haben, zu discreditiren suchte, wirft zugleich ein schönes Streiflicht auch auf seine bisher im 6. Kapitel besprochenen Versuche, die Magister als ganz unbehilfliche und unfähige Lehrer darzustellen: ja sie beleuchtet überhaupt gar trefflich sowohl den unermüdlichen Forscherfleiß unsers Geschichtsschreibers, wie dessen edle Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe.

Doch wir wollen uns für einige Augenblicke von den Tugenden des Herrn Doctors wegwenden, und hören, was ein unverdächtiger Zeuge, ein Augenzeuge, der so gerne tadelt, was er Tadelnswerthes findet, oder auch nur zu finden meint, was Cornova von den Magistern seiner Zeit urtheilt. In seinem 8. Briefe S. 99 äußert er sich über die jungen Lehrer in folgender Weise: „Allenfalls dürfte folgende Bemerkung — die sich jedem Beobachter von selbst darbieten mußte — für die jüngeren Lehrer unter den Jesuiten sprechen. Die Hofver-

ordnung, daß Priester auch die untersten Klassen lehren sollten, litt sogleich eine gelindere Auslegung. Nur an den beiden mit den Universitäten zu Prag und Olmütz vereinigten Gymnasien wurden auch die grammatischen Lehrkanzeln mit Priestern besetzt; an den übrigen achtzehn in Böhmen und Mähren blieben sie wie bisher in den Händen jüngerer Nichtpriester oder, wie man sie nannte, der Magistrorum. Unter den achtzehn Gymnasien waren verschiedene, als: Brünn, die Kleinseite, die Vorstadt, Troppau, Eger, Krumau, Neuhaus, Komotau, Gičin, Klattau, Znaim, Iglau so stark besucht, daß man wohl sagen konnte, der größere Theil der untersten Schuljugend Böhmens und Mährens sei in den Händen jüngerer Lehrer gewesen. Darf ich wohl fragen, ob die grammatischen Schüler auf jenen achtzehn Gymnasien gegen die auf den beiden akademischen, in der Altstadt Prag und zu Olmütz merklich zurückgeblieben sind? Ich selbst bekam in die Poetik, als ich sie am Komotauer Gymnasium im Jahre 1770 als Priester zu lehren anfing, Schüler, die in dem vorausgegangenen Kurse von einem jungen Magister so waren gebildet worden, daß mir nichts zu wünschen übrig blieb. Und gern gebe ich meinen damaligen Schülern das Zeugniß, daß ich auf jenes Jahr noch immer mit wahrem Vergnügen zurückdenke, so wie auf den damals vorzüglich blühenden Zustand des ganzen Gymnasiums."

Siebentes Kapitel.

Die jungen Professoren in der Theologie und in der dritten Probation. Die Lehrer in den Humanitätsklassen.

Ein alter Spruch. Trauriges Loos des gewesenen Magisters während der theologischen Studien und der dritten Probation: Herr Dr. Kelle, eingedenk des Zweckes, läßt die Theologen (wie früher die Philosophen) auf Alles vergessen, was sie in der Repetition und während ihres Lehramtes am Gymnasium gelernt. Das Institut und Cornova belehren uns eines Anderen. Der Herr Doctor ärgert sich ganz umsonst wegen der dritten Probation. Viel Geschwätz über Dinge, die zur Sache nicht gehören. Ließen sich die Oberen wirklich nur von materiellen Rücksichten, um Freunde und Gönner zu gewinnen, oder vom Zufall, Laune und Willkür bei ihren Dispositionen leiten? Was sagt dazu der gesunde Menschenverstand? was das Institut? was die Geschichte? Hatte der Humanitätsprofessor, wenn er in der 6. Klasse angelangt war, wirklich keine andere Aussicht, als Präfect oder Lehrer der Repetenten zu werden? Herr Kelle bringt endlich die versprochenen Beweise, daß man zu beiden Aemtern „überhaupt alte, hinfällig gewordene“ Leute bestellte. Konnten Humanitätsprofessoren zu Ehrenämtern aufsteigen? Herr Dr. Kelle phantasirt Allerlei über die verschiedenen Qualitäten der Lehrer in den Humanitätsklassen; stellt Hypothesen auf, argumentirt tüchtig darauf los, vergißt aber in der Hitze, einige nicht unbedeutende Sätze zu beweisen und bringt am Ende — ganz, wie es der Zweck erheischte — heraus, daß „die Schüler in den oberen, wie unteren Schulen überhaupt quantitativ und qualitativ wenig lernten.“

Es ist ein ebenso alter als bewährter Spruch: Ein boshafter Narr wirft in einer Stunde mehr Steine in einen Brunnen, als zehn ehrliche Leute in einem Tage herausschaffen können. Ich bin nun wahrlich weit entfernt, diese Vergleichung auf Herrn Dr. Kelle anwenden zu wollen („omnis comparatio vacillat“ ist ein anderes Sprichwort): aber Jedermann sieht ein, daß es unendlich leichter ist, Anklagen auf Anklagen zu häufen, Verdrehungen, Verdächtigungen, Uebertreibungen in langer Reihe aufzustellen, als selbe in erschöpfender Weise zu widerlegen, ich aber gegen die Broschüre des Herrn Doctors doch nicht ein Dutzend Hefte schreiben kann. Ich werde daher im Folgenden keiner Schwierigkeit von größerem Belange aus dem Wege gehen, in der Widerlegung aber mich nicht mehr so ins Detail einlassen, sondern mehr im Allgemeinen die Gegenbeweise geben, und die Gesichtspunkte und die

Quellen bezeichnen, aus denen man erkennen kann, wie falsch oder wie einseitig und übertrieben die Behauptungen des Herrn Doctors sind.

So was gleich seine erste Behauptung betrifft, daß die gewesenen Magister „während des theologischen Curses keine Gelegenheit hatten, sich weiter mit Philologie, so wie überhaupt mit jenen Gegenständen zu beschäftigen, welche in den Bereich des Gymnasialunterrichts fielen rc." (S. 51—52), so daß der zum Gymnasiallehramt bestellte Priester „nicht bloß das völlig vergessen hatte, was er etwa in der Repetition gelernt*), sondern auch jenes, was er sich während seines Magisteriums mühsam praktisch erworben hatte" (S. 56), verweise ich auf Kapitel 5, S. 199 bis 205); denn der Herr Doctor bringt uns hier hinsichtlich der Theologen nichts Neues; was er sagt, ist nur eine Wiederholung der Behauptungen, die ich im 5. Kapitel aus ihm angeführt und gewürdiget habe: wie er dort die Philosophen auf alles in der Repetition Gelernte vergessen, und nicht einmal ein philologisches Buch haben läßt, so läßt er jetzt die Theologen auf alle bisher erworbenen Kenntnisse vergessen, keine Gelegenheit, kein Buch zu klassischen Studien haben, ja der Theologe „sollte von seinen früheren Studien, von seinem eben beendeten Lehramt nicht einmal reden" (S. 52): alle Gegenbeweise also, die ich dort dem Herrn Doctor entgegengestellt, finden auch hier ihre Anwendung; die 30. Regel des Präfecten der höheren Schulen gilt auch für die Theologen: sie durften nicht bloß von den klassischen Studien reden, durften nicht bloß sich mit ihnen beschäftigen, sie waren dazu verpflichtet, und das Dilemma, in welches sich Herr Dr. Kelle dort hineingearbeitet, hält ihn noch fest.

Uebrigens wie ich oben im 5. Kapitel dem zweckmäßigen Gerede des Herrn Doctors das Zeugniß Cornova's entgegensetzte, und ihn selbst erzählen ließ, wie er und seine Collegen neben dem obligaten Studium der Philosophie doch immer auch mit klassischer Literatur sich beschäftigten, so kann ich nicht umhin, auf denselben Zeugen mich wiederum zu berufen, wie die klassischen Studien auch während der theologischen Jahrgänge betrieben wurden. — „Nach der Professur," sagt er Brief 10 — (Seite 149—154) „folgte bei den Jesuiten immer der vierjährige Curs der Theologie. Und dieses ernsthafte Studium verscheuchte bei den Meisten die Liebe zu den sanften Musen nicht ganz. Man blickte nach den holden Göttinnen, mit welchen man durch 3 Jahre in der

*) Dies vergaß er also das zweite Mal, denn das erste Mal hat er es nach des Herrn Doctors Behauptung (S. 32) schon während der philosophischen Studien vergessen. (Vergl. Kap. 5 S. 195.)

innigsten Vertraulichkeit gelebt hatte, von Zeit zu Zeit zurück. Das Zusammentreffen seit mehr Jahren getrennter Freunde ließ es nicht an Veranlassung fehlen. Sie hatten alle einerlei Beschäftigung gehabt, die Jugend in den Vorhof der schönen Literatur einzuführen. Und sollten sie sich jetzt von dem Erfolge, mit dem sie es gethan haben, von den Abenteuern, die ihnen dabei aufgestoßen sind, nicht unterhalten? nicht die Freuden, die sie dabei eingeerntet haben, einander mittheilen? Die Verschiedenheit der Verhältnisse, in welchen sie gelebt hatten, und die nicht gleiche Vorliebe für die einzelnen Zweige der Literatur, sowie die Lieblingslectüre eines jeden aus ihnen verbreitete Mannigfaltigkeit über diese Unterhaltungen und gab ihnen ein um so anziehenderes Interesse. Am Ende kam man immer auf schöne Literatur als den Mittelpunkt, um den sich alles drehte, zurück. Wem brauche ich es noch zu sagen, daß mit diesen gesellschaftlichen Unterhaltungen die Privatlectüre zusammenhing? So war der Curs der Theologie, ohne daß der Hauptgegenstand außer Acht gelassen wurde, eine Wiederholung dessen, was man in den schönen Wissenschaften bereits gethan hatte, und zugleich eine Aufmunterung zu neuen Fortschritten in denselben. Darf ich von meiner eigenen Erfahrung sprechen? nie war ich mit meiner Verwendung zufriedener. Damals war es, daß ich es in der immer betriebenen lateinischen Literatur zu einiger Vollkommenheit brachte; die deutsche, die ich eher nur verkostet hatte, im ganzen Ernste lieb gewann; in der französischen rückte ich ernstlich weiter, und auch in der englischen fing ich an mich umzusehen. Dann erzählt Cornova in komischer Weise, wie der Provinzial bei Gelegenheit der Visitation bald ein Inquisitionsgericht über seine vielen Bücher verhängt hätte, doch durch die Dazwischenkunft des Rectors sei es abgewendet worden u. s. w.*)

Herr Dr. Kelle hat dieß in Cornova gelesen, doch es entsprach nicht dem Zweck, und dieser nöthigte ihn, gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was er in Cornova fand: eine Taktik des Herrn Doctors, der wir schon öfters in diesen Blättern begegnet sind.

Nach dem Allen dürften sich seine Auslassungen, wie die Theologen aller bisherigen literarischen Errungenschaften verlustig gehen mußten, als ganz grundlose, und die Motive, die ihn dazu trieben, nicht als die edelsten erweisen. Die Theologen hatten bereits ihre Gymnasialstudien durch die Repetition, durch die fortgesetzten Uebungen in der klassischen Literatur während der Philosophie, des Magisteriums, und der Theologie, sowie durch den wissenschaftlichen Verkehr unter-

*) Vergl. S. 156.

einander und mit älteren, erfahrenen Lehrern in dem Grade erweitert, daß sie so ziemlich im klassischen Alterthum heimisch geworden, und in die lateinische Sprache sich so hineingelebt hatten, daß diese für sie keine todte mehr war. Hat denn Herr Dr. Kelle gar so mühsam Tag für Tag an der Reparatur seiner mittelhochdeutschen Kenntnisse zu arbeiten, oder glaubt er, daß nur die Jesuiten von der Natur so verwahrlost waren, daß sie schnell wieder vergaßen, womit sie sich von Kindheit an beschäftiget hatten?

Ueberflüssig sind daher auch die Tiraden des Herrn Doctors über die dritte Probation, von deren Wesen, Zweck und Wichtigkeit er so viel als Nichts versteht (vergleiche Kapitel 3 S. 31 ff.), und lohnt es sich gar nicht der Mühe, sich mit ihm hierüber in eine Discussion einzulassen. Verständige Leser aber werden begreifen, daß der heilige Ordensstifter nicht minder weise als fromm dachte, wenn er nach so vielen Jahren der Studien und des Lehramtes, wodurch nothwendig der Geist mehr oder weniger zerstreut und der inneren Salbung beraubt wird, ein drittes Probationsjahr anordnete, worin die jungen Priester vor Ablegung der Profeß in stiller Zurückgezogenheit sich vor Gott wieder sammeln, die hohe Aufgabe ihres Berufes sich wieder ernstlich zu Gemüthe führen, und durch Gebet, Betrachtung und Uebungen der Selbstverleugnung sich zu würdigen Werkzeugen in der Hand Gottes bilden sollten, um gekräftigt durch die Gnade von oben mit fest entschlossenem Willen ein für allemal ihr ganzes Leben dem Dienste Gottes nach den Vorschriften des Institutes zu weihen. Und dieses war der Hauptzweck der dritten Probation, nicht die Lectüre des Institutes, mit dessen hauptsächlichem Inhalt, Geist und Tendenz schon der Noviz, ja schon der Candidat bekannt gemacht worden war, so daß die Durchlesung desselben in der dritten Probation im Grund nichts Wichtigeres oder Schwierigeres bot, als was schon bereits der Leser wußte.

Daß nun eine solche Geistessammlung nicht bloß für Jene, die für die Seelsorge auf der Kanzel, im Beichtstuhle, am Krankenbette, für in- oder ausländische Missionen bestimmt wurden, sehr zweckmäßig war, sondern auch für Solche, welche wiederum mit dem Lehramte beauftragt wurden, brauche ich wohl nicht erst zu bemerken: denn was ist auch der Lehrer in der Schule ohne die Gnade, ohne den Segen von oben?

Wenn aber Herrn Dr. Kelle das Katechisiren und Abhalten von Missionen auf dem Lande und in kleineren Städten während der dritten Probation als etwas Geringfügiges erscheint, so ist daran eben gar Nichts gelegen: solche Beschäftigungen waren deshalb in der Wirklichkeit

nicht so geringfügige Dinge, auch nicht für den künftigen Gymnasiallehrer. Das Abhalten der Christenlehre, das Abfassen der Missionspredigten, der Vortrag auf der Kanzel, und die nähere Bekanntschaft mit der Lebens- und Denkweise, mit den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes und der Jugend waren lauter Dinge, die ihm auch für seine lehramtliche Thätigkeit wohl zu Statten kommen konnten.

Die Auseinandersetzungen, die dann Herr Dr. Kelle S. 54—62 folgen läßt, enthalten manche Allotria, die zur Gymnasialfrage gar nicht gehören, z. B. über die Gliederung des Ordens, über den dem Papst gelobten Gehorsam (nun denn — in geistlichen Dingen ist jeder Orden, jeder Bischof und Priester dem Papste Gehorsam schuldig, und nach Verhältniß verpflichtet, zur Befestigung und Verbreitung der Religion das Seinige beizutragen), über die Indifferenz der Untergebenen hinsichtlich der Bestimmungen der Obern (vergleiche Kapitel 3 S. 31—39); wahrscheinlich wollte damit der Herr Doctor seine Kenntniß des Institutes zeigen, davon hat er aber der erbaulichen Proben bereits genug abgelegt. Mit Uebergehung dieser Allotria wollen wir aus der wirren Masse keck hingeworfener, oft wiederholter, unerwiesener, an inneren und äußeren Widersprüchen leidender Behauptungen jene herausheben und einer kurzen Prüfung unterziehen, welche die Ehre der Societät und die Leitung des Unterrichtes näher betreffen. Der Kern derselben, die summa summarum concentrirt sich, wie Herr Dr. Kelle selbst nicht in Abrede stellen wird, in dem e i n e n Satze: Die Oberen nahmen bei ihren Dispositionen weder auf die „Neigung" (S. 56), noch auf die „Talente" (S. 58), noch auf die „Kenntnisse" (ebd.) der Untergebenen Rücksicht, sondern ließen sich dabei von Willkür und Laune, von Zufall und äußerlichen Rücksichten leiten, weshalb viele Ordensmitglieder mit ihrem Berufe unzufrieden waren. (S. 58—61.)

Dieß ist nun eine in allen ihren Theilen unerwiesene Behauptung, weil eben der Herr Doctor sie durch keine Beweise erhärtet, weder aus dem Institute noch aus der Geschichte; denn im ganzen Chaos dieser langathmigen Tirade sieht man sich mit Ausnahme eines einzigen gänzlich mißlungenen Versuchs vergebens nach Beweisen um; und daher erkläre ich, bis nicht deutliche Beweise gebracht werden, die ganze Behauptung für eine unverschämte Lüge und bare Verleumdung.

Die Behauptung des Herrn Doctors leidet aber auch an inneren Widersprüchen; denn eine Gesellschaft, die von Laune, Willkür, Zufall und bloß äußeren Rücksichten geleitet wird, kann nicht nur keinen langen Bestand haben, sondern kann wohl nicht einmal zu Stande kommen

oder falls sie zu Stande kommt, kann sie höchstens, ohne etwas Großes und Dauerhaftes zu leisten, eine Zeit lang vegetiren, um recht bald ihren eigenen Ruin zu sehen; die Societät aber kaum gegründet, stand schon in voller Manneskraft da, und errang länger als zwei Jahrhunderte hindurch auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit großartige durch die Geschichte bezeugte Erfolge (vgl. S. 32—33 nebst der Anmerkung und S. 211—14); „sie trug," wie der französische Bischof Bausset in seinem „Leben Fenelons" sagt, „weder von der Kindheit noch vom Greisenalter etwas an sich," bis sie nach dem Ausdrucke des Dr. Pradt (vgl. S. 211) „den vereinigten Blitzen aller Götter des irdischen Olymps erlag." Niemand arbeitet doch an seinem eigenen Verderben, dieß hätte aber gerade nach Herrn Dr. Kelles Darstellung die Societät gethan.

An einem solchen innern Widerspruch leidet auch die Schlußfolgerung des scharfsinnigen Herrn, daß viele Ordensmitglieder mit ihrem Berufe unzufrieden waren: denn der schlichteste Hausverstand sieht ein, daß eine Genossenschaft, wo es viele Unzufriedene gibt, die Keime der Auflösung in sich selbst trage, nicht erstarken, keine großartige Thätigkeit entwickeln könne, sondern mit innerer Notwendigkeit durch sich selbst dem frühzeitigen Verfalle entgegengetrieben werde.

Will der Herr Doctor auch von äußern Widersprüchen etwas hören, in die ihn seine maßlose Tadelsucht verwickelt hat? — Ein solcher Widerspruch ist es, wenn er S. 57 sagt: „Und darauf" (auf den äußerlichen Nutzen durch Gewinnung von Gönnern und Freunden) „wurde allein noch bei Bestimmung des Lebensberufes" (damit ist doch offenbar die Bestimmung zu einem lebenslänglichen Amte gemeint, ein solches gab es aber mit Ausnahme des Generalates in der Gesellschaft nicht, also ein Stück — Nonsens) „der einzelnen Mitglieder Rücksicht genommen," hingegen S. 58 sich so vernehmen läßt: „So kam Mancher aus Nebenrücksichten zu Beruf und Würde, zu welchen freilich die meisten nur durch den bloßen Zufall, durch Willkür bestimmt wurden." Der Widerspruch liegt auf flacher Hand: im ersten Satz ist der Nutzen allein das die Obern bestimmende Motiv, im zweiten ist es in den meisten Fällen Zufall und Willkür. Und wenn wiederum der Herr Doctor sagt: „fast alle Jahre mußten die Jesuiten Ort und Amt wechseln," und dann hinzufügt, „und so kam mancher oft zwei- und dreimal zu der Beschäftigung zurück, die er schon zwei- und dreimal hatte aufgeben müssen": so erwartet man doch, daß er nicht zwei- und dreimal, sondern zehn- bis fünfzehnmal zum früheren Amte zurückkehrte. Und wie könnte Herr Kelle die monströse Behauptung beweisen, daß

„die Jesuiten fast alle Jahre Ort und Amt wechseln mußten"? wie könnte er andere ähnliche Behauptungen beweisen, z. B. daß die Societät „wirklich Alle zu Allem gleich befähigt hielt", und „jeder Obere glaubte, daß er aus seinen Untergebenen Alles auch wirklich machen könne"? Wenn mancher Jesuit zwei dreimal in seinem Leben zu einem früher versehenen Amte zurückkehrte, so war dieß von gar keinem Belange: gar viele Jesuiten, wie wir aus ihren hinterlassenen Werken sehen (vgl. Pelzel, Stöger etc.), waren ebenso gut in den philosophischen, wie in den theologischen Zweigen bewandert, und dabei noch treffliche Prediger, und konnten mit derselben Leichtigkeit den Lehrstuhl der Philosophie mit dem der Theologie oder umgekehrt, und wieder beide mit der Kanzel vertauschen. Daß aber „Mancher" (Priester, denn von Priestern ist jetzt die Rede) zwei- dreimal zu dem Gymnasiallehramte zurück kam", ist eine grundlose, mit der Gewohnheit der alten Societät im Widerspruch stehende Behauptung. Unter den Priestern, die an den Gymnasien docirten, muß man zwei Klassen unterscheiden: solche, welche stabil in diesem Lehramte verwendet wurden*), von denen manche unter dieser Bedingung in den Orden aufgenommen worden waren, und diesen wurde hin und wieder ein Jahr zum Ausruhen gewährt, worauf sie wieder zu ihrem Lehramte zurückkehrten**), und solche, welche nach vollendeter dritter Probation nur auf einige Jahre für das Gymnasium bestimmt wurden, hierauf aber einen anderen Wirkungskreis erhielten: diese letzteren pflegten in der Regel nicht mehr zum Gymnasiallehramte verwendet zu werden (von etwaigen Ausnahmsfällen hat uns der Herr Doctor keinen einzigen genannt) und den ersteren, denke ich, wird Niemand das Rastjahr mißgönnen.

Bisher haben wir den böswilligen Auslassungen des Herrn Doctors den gesunden Menschenverstand entgegengesetzt, nun wollen wir ihnen das Institut und die Geschichte entgegenhalten.

Im 4. Theil der Constitutionen — Kap. 5 — wo von den Wissenschaften gehandelt wird, auf welche sich die Scholastiker verlegen sollen, heißt es unter Anderem: „Um auf einzelne Personen zu kommen, so wird es der Klugheit der Obern überlassen, was diese oder jene studiren sollen; wenn doch Einer ein großes Talent besäße, so würde er um so mehr Nutzen stiften, wenn er in den genannten Fächern ein recht tüchtiges Fundament legte." Hier ist schon der Unterschied der Talente und Kenntnisse bezeichnet. Eine der dort stehenden Declara-

*) Hieher gehört die 24. Regel des Provinzials. Rat. stud. Vgl. S. 225.

**) Hierüber belehrt uns die 25. Regel des Provinzials. Rat. stud. Vgl. S. 225.

tionen aber lautet: „Je nach dem Alter, den Talenten, der Neigung, den Kenntnissen eines Jeden ... könnte er in all' diesen Fächern, oder in einem, oder in mehreren derselben geübt werden: denn wenn auch Einer nicht in allen ausgezeichnet sein kann, soll er doch sorgen, daß er es in einem sei." Hier sind deutlich all' die Momente genannt, auf welche die Obern bei Verwendung der Scholastiker in den Studien Rücksicht nehmen sollten. Was sagt Herr Kelle dazu? — Wiederum lautet die 49. Regel des Provinzials (im Institut): „Seiner Einsicht bleibt es überlassen, was diese oder jene studiren sollen, je nach dem Alter und Talent eines Jeden." Bei der Visitation der Provinz aber soll der Provinzial jeden Scholastiker unter anderen Punkten auch um Folgendes befragen: „Wie es mit seinem Talente, seinem Gedächtniß, seiner Stärke, seiner Neigung hinsichtlich der Wissenschaften nach eigener Beobachtung und Erfahrung bestellt sei?" „Ob er die nothwendigen Bücher habe, ob er schreibe, lese, disputire;" „Was er selbst von seinem Fortschritt in den Wissenschaften denke." Die 4. Regel des Provinzials aber in der Ratio stud. schreibt ihm vor: „Er soll lange Zeit vorher darauf sehen, was für Professoren er für jedes Fach haben könne, indem er jene beobachte, welche ihm dazu tauglicher zu sein scheinen; welche nämlich gelehrt („docti" also Talent und Kenntnisse), fleißig und unverdrossen sind („diligentes et assidui" — also Neigung): und den Fortschritt der Schüler . . . sich angelegen sein lassen" („profectus studentium studiosi" — also wiederum Neigung). Ueberall also befiehlt das Institut den Obern, die drei Momente sorgfältig zu beachten, von denen unser Herr Geschichtsschreiber behauptet, daß darauf in der Societät keine Rücksicht genommen wurde.

Was die Wahl zu einem Vorsteheramte, die Eigenschaften und Pflichten der Obern, oder die Auferlegung eines Amtes überhaupt betrifft, davon handelt das Institut an zahlosen Stellen, ich will nur zwei hervorheben, woraus der Leser ersehen kann, wie bedachtsam man hiebei zu Werke ging. Die 29. Regel des Provinzials (im Instit.) lautet: „Wann er glaubt, daß Einige tauglich seien, Andere zu leiten, so lasse er es sich angelegen sein, sie durch Besorgung dieser oder jener Angelegenheiten, und Verwaltung häuslicher Geschäfte zu erproben, auf daß sie so Beweise von ihrer Fähigkeit geben, und die Aemter der Societät ohne Gefahr ihnen anvertraut werden können." In der 30. Regel aber wird dem Provinzial befohlen: „Er soll darauf Acht haben, wenn etwa Einige in Aemtern angestellt wären, die zu andern tauglicher wären: doch soll er nur in soweit auf jeden Einzelnen Rücksicht nehmen, daß das allge-

meine Beste immer über alles Andere gestellt werde." Also nicht Laune und Willkür, nicht Zufall und äußerliche Rücksichten entschieden bei der Anstellung zu irgend einem Amte.

Was sagt die Geschichte zu den boshaften Aufschneidereien des Herrn Doctors?

Die Folianten und Quartbände, womit gelehrte Ordensmitglieder die Bibliotheken Europas bereicherten, bezeugen, daß die Einen vorzugsweise mit Theologie und Philosophie, die Anderen mit Physik, Mathemathik, Mechanik und Astronomie, wieder Andere mit dem Studium der Beredsamkeit, oder dem der Geschichte, oder mit der schönen Literatur sich beschäftiget haben: die Oberen also gar wohl die Neigungen, Talente und Kenntnisse der Untergebenen zu berücksichtigen und zu würdigen gewußt, und dieselben nicht genöthiget haben, „fast alle Jahre Ort und Amt zu wechseln." Dasselbe bezeugen die Kataloge der Provinzen; ich habe zwar nur die der österreichischen Provinz (vom Jahre 1727—1773) vor mir, allein mit Ausnahme der Namen würden uns all die anderen nichts Verschiedenes bieten. Aus diesen Katalogen ersehe ich nun, daß gar viele Jesuiten, wenn einmal die Lehrjahre am Gymnasium vorüber waren, eine lange Reihe von Jahren, manche bis an das Ende ihres Lebens, bei dem Amte, bei den Studien belassen wurden, zu denen sie besondere Neigung und Talente besaßen, und worin sie sich bereits große Kenntnisse erworben hatten; ja manchen war es gestattet, ohne andere Nebenbeschäftigung sich ganz schriftstellerischer Thätigkeit hinzugeben; ich sehe ferner, daß einige der jungen Priester oder Scholastiker die Theologie, oder die Philosophie, andere die Mathematik oder die orientalischen Sprachen wiederholten: alles nach der Neigung, dem Talente, den Kenntnissen der Einzelnen. Dasselbe bezeugen die oft genannten Werke von Pelzel und Stöger: doch ich kann mich unmöglich in Weiteres einlassen.

Ich habe oben bemerkt, daß Herr Dr. Kelle einen einzigen schwachen Versuch mache, eine seiner Behauptungen, nämlich daß die Obern bei ihren Bestimmungen zu Aemtern im Orden sich von dem Streben, Gönner und Freunde zu gewinnen, leiten ließen, zu beweisen. Der Beweis soll in der lateinischen Anmerkung 1) S. 58 liegen; diese Anmerkung, in soweit der Text bei unserm gewissenhaften Geschichtsschreiber geht, ins Deutsche übertragen lautet: „Zu eben diesem Zwecke wird es zuträglich sein, im Allgemeinen dafür zu sorgen, daß auch die Liebe und Werthschätzung aller Auswärtigen gegen die Societät bewahrt werde, besonders aber derjenigen, deren Gesinnung, je nachdem sie gegen uns

günstig oder ungünstig ist, von großer Wichtigkeit ist." Was ist denn aber da für ein Zweck gemeint? wird der Leser fragen, und von welch' großer Wichtigkeit ist da die Rede? Es verhält sich eben mit dieser Anmerkung des Herrn Doctors, wie fast mit allen aus dem Context gerissenen und noch obendrein verstümmelten Stellen: sie sind unklar und geben keinen vollständigen Sinn; eine gewisse Sorte von Schriftstellern sucht aber eben im Trüben zu fischen, und kann solcher frommen Kunstgriffe nicht entbehren. Solcher Kunstgriffe, wie wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, kann auch Herr Dr. Kelle nicht entbehren; wir haben hier einen neuen, gar auffallenden Beleg. Der Herr Doctor hat erstens den Text verstümmelt, und zwar wesentlich; er hielt es nicht für rathsam den Satz bis zum Punkte fortzuführen, sondern hörte gerade vor dem Komma auf, nach welchem der die Worte: „von großer Wichtigkeit ist" bestimmende Satztheil folgt, nämlich: ut aditus ad Divinum obsequium et animarum auxilium aperiatur, vel praecludatur". „daß der Weg zum Dienste Gottes und zur Hilfe der Seelen geöffnet oder verschlossen werde." Diese letzten Worte hat der Herr Doctor ausgelassen, weil sie eben zum Zwecke nicht taugten, ja geradezu das Gegentheil von dem enthalten, was er den Lesern weißmachen will, daß nämlich die Obern um zeitlicher Interessen willen die Gunst einflußreicher Männer suchten, während im ausgelassenen Theil des Textes vom Dienst Gottes und dem Heile der Seelen die Rede ist. Die Anmerkung des Herrn Doctors ist aber auch ungebührlicher Weise aus dem Contexte herausgerissen, und hätte er als Geschichtsschreiber und Ehrenmann nicht bloß §. 11 nicht verstümmeln, sondern auch die Aufschrift des 10. Theiles der Constitutionen, und den Hauptinhalt der übrigen Nummern oder Paragraphe angeben sollen. Die Aufschrift lautet: „Von der Art und Weise, wie der ganze Körper der Societät in seinem guten Zustande erhalten und gefördert werden kann"; was dann in 13 Paragraphen gezeigt wird. Zuerst werden Nr. 1 und 2 die übernatürlichen Mittel anempfohlen, denn der Zweck der Societät sei ein übernatürlicher; dann wird von den natürlichen Mitteln gehandelt, von gründlicher Erlernung der Wissenschaften, und ihrer Anwendung für den Dienst Gottes Nr. 3; von Bewahrung der Disciplin in den Collegien Nr. 4; von strenger Beobachtung der Armuth Nr. 5; von Vermeidung des Ehrgeizes und der Aemtersucht sowohl inner- als außerhalb des Ordens Nr. 6; Unfähige soll man nicht aufnehmen und Unfügsame entlassen Nr. 7; Vorsicht bei der Wahl der Obern Nr. 8; brüderliche Liebe und Gehorsam Nr. 9; Beobachtung des gehörigen Maßes in körperlichen und geistigen

Arbeiten Nr. 10; mit Nr. 11, die Herr Kelle so unschuldig zu verstümmeln suchte, sind wir bereits bekannt; nur wird dort noch hinzugefügt, daß man bei Streitigkeiten zwischen christlichen Fürsten und Herren von aller leidenschaftlichen Parteinahme sich enthalten, und alle Parteien, auch wenn sie einander feindlich gegenüberstehen, mit allgemeiner Liebe im Herrn umfassen soll; dann folgt noch bescheidener Gebrauch der vom apostolischen Stuhle ertheilten Privilegien Nr. 12; Sorge für Gesundheit Nr. 13.

Es freut mich wirklich recht sehr, daß Herr Dr. Kelle mit seiner verstümmelten Anmerkung mir eine Gelegenheit geboten hat, die geehrten Leser mit einem bedeutenden Stück aus den Constitutionen bekannt zu machen, und ihnen einen Blick in den Geist des ganzen Institutes zu eröffnen, so sehr ich übrigens der immer wiederkehrenden Textverstümmelungen satt bin. So stellt sich denn auch diese Behauptung des Herrn Doctors sammt der versuchten Beweisführung als unwürdiger, boshafter Klatsch heraus.

Ein ganz gleicher Klatsch ist auch das, was der Herr Doctor S. 60 — 61 von den Unzufriedenen auch unter den Professen zusammenfaselt, nichts davon zu sagen, daß in diesen Sätzen große Confusion herrscht. Der Kern der breit geschlagenen Faselei ist in folgenden Sätzen enthalten: „Das“ (vom Gehorsam ist die Rede) „hatten sie“ (die Professen) „allerdings schon als Novizen gelobt, daß aber schon frühzeitig viele Mitglieder diesem Versprechen nicht anders als gezwungen nachkamen, daß wenigstens einige, vielleicht auch viele (wir können das nicht mehr konstatiren) mit dem ihnen angewiesenen Berufe nicht zufrieden waren ..... das zeigen deutlich die Industriae ad curandos animae morbos“. Hier ist erstens auffallend, was denn der Herr Doctor zwischen den beiden Sätzen: „einem Versprechen nicht anders als gezwungen nachkommen“ und „mit dem angewiesenen Berufe nicht zufrieden sein,“ für einen Unterschied findet, daß er den letzteren mit den Worten: „daß wenigstens einige“ beschränkt. Der gewöhnliche Menschenverstand sieht da keinen Unterschied, sondern urtheilt: Wenn Viele nicht anders als gezwungen dem Gelübde des Gehorsams nachkamen, so gab es offenbar viele Unzufriedene; also barer Klatsch. Der Beisatz: „wir können das nicht mehr konstatiren“ soll sicherlich seine Wahrheitsliebe und seinen Forscherfleiß verbürgen; aber hat denn der Herr Doctor den ersten Satz, „daß viele nicht anders als gezwungen ihrem Versprechen“ (Gelübde)-„nachkamen“ konstatirt? oder wie viele seiner Behauptungen hat er denn überhaupt bisher konstatirt? Also wieder confuser Klatsch. Und wenn der

Herr Doctor weiter unten hinzufügt, daß es der Societät schon gleich beim Beginne im Einzelnen schwer geworden sei, namentlich die reiferen Mitglieder immer wieder zu verdummen; so merkt er nicht, daß er seine eigene Behauptung von den vielen Gezwungenen und Unzufriedenen widerlegt: also wieder und wiederum dummer Klatsch des hochweisen Doctors.

Der gesunde Menschenverstand mit einem flüchtigen Blick auf die Geschichte des Ordens gibt, wie ich kurz vorher bemerkt, die klarste Antwort auf das buntscheckige Phrasengewirre unsers Geschichtsschreibers; doch was lehrt die Geschichte noch ferner hinsichtlich der vielen Gezwungenen und Unzufriedenen? — Es ist geschichtliche Thatsache, daß die Mitglieder des Ordens die Aufhebung desselben in allen Ländern und Provinzen mit großem Schmerze erfüllte: sie nahmen dieselbe mit würdiger Resignation an, doch eine tiefe Wunde ward ihren Herzen geschlagen; es ist geschichtliche Thatsache, daß Mitglieder der Societät auch nach erfolgter Aufhebung in mehreren Städten, z. B. in Rom, im Hause al Gesú, in Regensburg, Augsburg u. s. w., wo die Regierungen oder äußern Verhältnisse es nicht hinderten, als Exjesuiten beisammenblieben, und den gewöhnlichen Ordensverrichtungen wie früher oblagen, und manche von ihnen kirchliche Aemter und Würden ausschlugen, weil sie die Herstellung der Societät noch zu erleben hofften; es ist geschichtliche Thatsache, daß die Jesuiten in ganz Preußisch-Schlesien, auch nachdem sie säcularisirt worden waren, dennoch bis zum Tode Friedrichs II. in ihren Häusern gemeinschaftlich lebten und in gewohnter Weise ihren Berufspflichten wie früher sich hingaben; es ist historische Thatsache, daß die Jesuiten in Polen und Weißrußland von besonderen Umständen begünstigt, in allen Häusern verblieben, bis sie von Rom aus die stillschweigende Erlaubniß erhielten, ein Noviziat zu eröffnen, und so fortbestanden, um das Verbindungsglied der alten mit der wiederhergestellten Societät zu bilden; es ist historische Thatsache, daß viele Jesuiten aus Deutschland, Frankreich und Italien nach Rußland wanderten, und in die dortige Provinz eintraten, so groß war die Anhänglichkeit an den aufgelösten Orden; historische Thatsache ist es ferner, daß bald nach erfolgter Aufhebung in Frankreich, Belgien und Italien sich Vereine von Exjesuiten und Weltpriestern bildeten, um unter dem Namen: „Gesellschaft des heil. Herzens Jesu“ oder „Väter des Glaubens Jesu“ den unterdrückten Orden fortzupflanzen; Vereine, welche ihre Zweige auch in der Schweiz, Deutschland, Oesterreich und England hatten, und deren Mitglieder größtentheils später an die in Rußland zu Recht be-

stehende Ordensprovinz sich anschlossen; es ist endlich historische Thatsache, daß, als im Jahre 1793 Ferdinand Herzog von Parma (derselbe Fürst, der die Jesuiten schon vor der päpstlichen Aufhebung vertrieben) vom Generalvicar in Rußland drei Jesuiten begehrte, um ein Noviziat und eine Provinz in seinem Lande zu gründen, um dem tiefen Verfall, in den der öffentliche Unterricht nach Ausweisung der Jesuiten gerathen war, zu steuern, sich alsbald alle noch lebenden Exjesuiten in den wieder geöffneten Häusern sich sammelten, und in kurzer Zeit die Leitung der Schulen im ganzen Lande wieder übernehmen konnten. Dasselbe Schauspiel bot im Jahre 1804 Neapel, als König Ferdinand IV (ebenfalls ein Fürst, aus dessen Landen durch den Minister Tanucci die Jesuiten schon 1767 vertrieben worden waren) durch ein Decret die Societät rehabilitirte; von 173 noch lebenden Mitgliedern der vor 37 Jahren gewaltsam aufgelösten Ordensprovinz sammelten sich freudig 170 unter der Leitung des Provinzials Jos. M. Pignatelli; dasselbe thun zu dürfen baten den Papst die zur bischöflichen Würde erhobenen früheren Mitglieder der Provinz, allein Pius VII. gewährte die Bitte nur dem Bischof von Verona, Avogrado. So sehen wir auch, daß nach der förmlichen Wiederherstellung des Ordens durch Papst Pius VII im Jahre 1814 sich bald in allen Ländern neue Provinzen bildeten. So viel bezeugt die Geschichte von den vielen Gezwungenen und Unzufriedenen des Herrn Dr. Kelle.

Aber was sagt das Institut zur Behauptung des Herrn Doctors? Auf diese Frage die kurze Antwort: Es würde mich zu weit führen, wollte ich all die zahlreichen Stellen angeben, welche den Oberen Discretion, Nachsicht, Milde und Liebe gegen die Untergebenen anempfehlen: halte es auch — und ich glaube, der Leser wird mir beistimmen — nach dem bisher Gesagten für ganz überflüssig.

Aber im Institut behauptet ja eben Herr Dr. Kelle einen Beleg für seine vielen Gezwungenen und Unzufriedenen zu finden, und beruft sich da auf die Industriae ad curandos animae morbos. Diese Industriae sind schon S. 53—54*) besprochen worden; dort galten sie nach Herrn Dr. Kelle den Novizen, hier gelten sie den Professen: der Herr Dr. scheint sich eben gerade vom Zweck bestimmen zu lassen. So verräth er auch hier sein Streben, den Anforderungen des Zweckes zu entsprechen, indem er den Lesern weiß machen will, als befaßten sich all diese sogenannten Industriae etc. (Mittel, von den Oberen fleißig zu gebrauchen, um Seelenkrankheiten zu heilen) mit den Gezwun-

*) Vgl. das dort Gesagte.

genen und Unzufriedenen, um sie in die gehörigen Schranken zu zwängen, während in den 18 Kapiteln (auf 120 Seiten) so ziemlich alle geistlichen Krankheiten (z. B. Trockenheit im Gebete, Lauheit des Geistes, Zerstreuung nach außen, Eitelkeit und Ehrsucht, Zornmüthigkeit ꝛc.) welche auch über Ordensleute (und zwar in jedem Orden ohne Ausnahme) kommen können, besprochen und die zweckmäßigen Heilmittel dagegen erörtert werden. Zu diesen geistlichen Krankheiten gehört nun allerdings auch die Versuchung gegen den Gehorsam und den Ordensstand selbst; wiederum eine Krankheit, welche in Anbetracht der menschlichen Schwäche sich leicht in jedem Orden einstellen kann (ja wie viele Leute gibt es denn selbst im Laienstande, die nicht manchmal mißvergnügt mit ihrem Loose in Kleinmuth und Ueberdruß verfallen?) wie gut ist es dann sowohl für den geistlichen Vorgesetzten, als Untergebenen, wenn jener diesem die entsprechenden Heilmittel bieten kann. Mit solchen Heilmitteln muß jeder geistliche Obere sich bekannt machen, weil er hin und wieder in die Lage kommen wird, selbe bei seinen Untergebenen anzuwenden. Deßhalb handeln die Kirchenväter, manche Ordensstifter, und die Lehrer des geistlichen und klösterlichen Lebens unter Grundlegung der heiligen Schrift wie von den Krankheiten der Seele und den Versuchungen der Menschen, so auch von den Heilmitteln dagegen: und aus den Schriften solcher Lehrer sind auch die in den Industriae erörterten Heilmittel entnommen. So kommt der heilige Basilius der Große an vielen Stellen seiner Regel*) auf verschiedene geistliche Krankheiten und die Heilmittel dagegen zu sprechen; z. B. Kapitel 22 mit der Ueberschrift: „Von der vollkommenen Heilung" (derselbe Ausdruck, wie in unseren Industriae) „derjenigen, die nach der Buße wieder rückfällig geworden sind"; Kapitel 28: „Von der Zerstreuung des Geistes." Kapitel 40: „Vom Stolz und dessen Heilung"; Kapitel 42: „Vom Gehorsam, wie man nämlich und mit welcher Gesinnung man gehorchen soll"; Kapitel 75: „Vom Geiz ... von der Leichtfertigkeit im Handeln und von der eitlen Ruhmsucht"; Kapitel 83: „Vom Zorn und den verschiedenen Arten desselben" u. s. w. (in 100 Kapiteln). Alles nun, was wir in diesen und andern Stellen der Regel des heiligen Basilius, oder in den Schriften eines heiligen Augustin, eines heiligen Bernhard, eines Cassian und Anderer finden, ist im Grunde nichts Anderes, als was in den Industriae vorkommt: und wie es bare Narrheit wäre daraus, weil in der Regel des heiligen Basilius von Zerstreuung des Geistes, vom Stolz, Ungehorsam, Geiz

*) Sanctorum Patrum Regulae monasticae etc. Lovanii — 1574.

und Zorn die Rede ist, zu schließen, daß es in seinem Orden viele Stolze, Ungehorsame, und daher Unzufriedene, Zornmüthige rc. gegeben habe, so ist es ebenfalls bare Narrheit, aus den Industriae des Cl. Aquaviva denselben Schluß zu ziehen.

Und wenn all die Heilmittel nicht verfingen, was geschah dann? Wurde der carcer (Kerkerstrafe) angewendet, oder der Arm der weltlichen Macht angerufen? — In der Gesellschaft wenigstens nicht: den Gezwungenen und Unzufriedenen des Herrn Doctors stand der Austritt offen; sie konnten gehen. Und so kann denn Herr Dr. Kelle sicher glauben, daß unter den 24.000 Mitgliedern des Ordens, die er ungefähr bei seiner Aufhebung zählte, sich wohl kein Gezwungener oder Unzufriedener befand, denn diese brauchten auf das Aufhebungsbreve nicht zu warten.

Also weder das Institut noch die Geschichte berechtigte den Herrn Doctor zu seinen malitiösen Auslassungen von S. 56 — 62; wie er denn auch selbe weder aus dem Institut, noch aus der Geschichte beweist.

Veranlaßt — nicht berechtigt — hat ihn dazu wieder Cornova; ich fürchte beinahe, dem Leser lästig zu fallen, wenn ich den schon so oft genannten Namen immer wieder und wiederum nenne; indeß ist das meine Schuld nicht. Herr Dr. Kelle wird selbst nicht in Abrede stellen, daß er Cornova wieder auf die unbarmherzigste Weise auf das Prokrustesbett gespannt, und, weil er für den Zweck zu kurz war, auf das grausamste auseinander gezerrt habe; mit andern Worten, daß er Cornova's 11. Brief gar zweckmäßig umgearbeitet habe, und zwar bis ins Absurde, bis ins Unglaubliche.

Cornova sagt nämlich Brief 11 S. 156: „Ich sah mitunter Männer in Aemtern, die ihren Kräften nicht, oft auch nicht ihrer Neigung entsprachen.“ Also nur „mitunter“, hin und wieder: nun das kann man, da einmal unter dem Monde nichts vollkommen ist, wohl gelten lassen. Indeß sind doch auch die zwei Fragen hier ganz an ihrem Platze: Hat sich Cornova, jung wie er damals war, in seinem Urtheil nicht getäuscht? — und: Blieben die von ihm Bemerkten lange in ihrem Amte, oder hatten die Oberen bloß einen Versuch gemacht? — dergleichen man manchmal machen muß, wenn man es zur Gewißheit nicht bringen kann; wie oft muß denn nicht mit solchen Versuchen in Ermangelung etwas Besseren auch noch heut zu Tage die Staatsverwaltung selbst bei Besetzung wichtiger Posten sich behelfen? Dann fährt Cornova fort: „War das Absicht, oder bloß ein Ungefähr? Von

der ersten kann ich mir nur einen Grund denken, der, freilich ohne ganz giltig zu sein, sich doch einigermaßen hören ließe zc." Dieser Grund, den sich Cornova nur denkt, und den er selbst als nicht ganz giltig erklärt, d. h. dessen Richtigkeit er weder verbürgen kann noch will, weil er eben nur eine Vermuthung, die „sich einigermaßen hören ließe", kein Urtheil ausspricht, läuft nun dahinaus, daß etwa die Oberen einem einflußreichen Freund zu Gefallen einem Ordensmitgliede einen Posten anwiesen, zu dem er nicht genug Kräfte, nicht Neigung hatte; worauf er hinzufügt: „Wirklich könnte ich einen und den andern Fall dieser Art nahmhaft machen." Nun wenn Cornova's scharfer Späherblick bei der so großen Anzahl der Collegien und Residenzen der böhmischen Provinz (47 im Ganzen) nur einen oder den andern derartigen Fall entdeckt hat, so verliert sich die Sache zu sehr ins Kleinliche, und lohnt es sich gar nicht der Mühe, seine Vermuthung noch ferner zu beachten: wohl aber ist man wieder zur Frage berechtigt: Hat sich Cornova nicht auch hinsichtlich dieses einen und andern Falles getäuscht? und zwar umsomehr, da ja die Oberen dem Untergebenen durch Uebertragung eines Amtes, wozu er weder die Kräfte noch Neigung hatte, keinen Dienst erwiesen, und so auch die Absicht, durch dessen Verwendung einen Gönner der Societät zu gewinnen, oder fester an sie zu fesseln, unmöglich erreichen konnten.

Wie trefflich nun, um nicht zu sagen, wie unverschämt unser Geschichtschreiber diese Vermuthung Cornova's für den Zweck ausgebeutet, zeigen seine Worte (S. 57): „Und darauf wurde allein noch" (auf Einschmeichlung bei vornehmen Personen) „bei Bestimmung des Lebensberufes"*) (wie so?) „der einzelnen Mitglieder Rücksicht genommen."

Auch legt Cornova selbst auf seine mit vieler Zurückhaltung ausgesprochene Vermuthung keinen Werth; denn er beginnt bald folgendermaßen: „Doch viel öfter, als irgend eine Absicht, mag mit den Bestimmungen ein bloßes Ungefähr geschaltet haben. Ich kann mir gewisse Mißgriffe sonst gar nicht erklären," und erzählt dann, was sich zwischen ihm und dem Pater Provinzial ereignet. Dieser habe ihn, als er das dritte Jahr die Poetik lehrte, nachdem er ihn früher über

*) Daß es eitles Gerede ist, von einem Lebensberufe in der Societät, womit doch offenbar ein lebenslängliches Amt gemeint sein soll, zu sprechen, habe ich bereits bemerkt: aber kindisch ist es geradezu, wenn der Herr Doctor S. 57 vom „Lebensberuf der einzelnen Mitglieder" spricht, und S. 59 die Behauptung aufstellt: „Fast alle Jahre mußten die Jesuiten Ort und Amt wechseln." O heiliger Zweck, in welche Widersprüche verwickelst du nicht gewisse Leute!

seine Neigung habe ausforschen lassen, zum Lehrer der Repetenten bestimmt; er aber habe seine Verwunderung über das ihm unerwartete Zutrauen zu seinen Fähigkeiten geäußert, und da sei der Pater Provinzial in die Worte ausgebrochen: „Halunke! mußt es mir schon verzeihen; ich habe dich nicht gekannt"*). „Und was dieser Biedermann," fährt Cornova fort, „denn das war Gottfried Provin sonst im ganzen Umfange, so gerade herausgestanden hat, war wohl bei seinen Vorgängern mit andern Ordensgliedern öfters der Fall." Wenn dann Cornova über ein solches „Nichtkennen, oder wenigstens Nichtgenaukennen" der Untergebenen auf Seite der Vorgesetzten sich tadelnd ausspricht, so vergißt er, daß er eben das Unmögliche verlangt, denn „errare humanum est" — „irren ist menschlich"; bei aller Vorsicht entgeht doch Vieles unserer Aufmerksamkeit und irren wir leicht in unseren Urtheilen, und manchmal kennt der Mensch sich selber nicht: genug, daß das Institut den Vorgesetzten befahl, die Untergebenen kennen zu lernen, und ihre Neigung, Talente und Kenntnisse zu berücksichtigen, und daß die Oberen dieser Vorschrift nachzukommen suchten; dieß thaten sie aber auch in der böhmischen Provinz, wie wir gerade aus Cornova's eigenem Berichte ersehen: Der Provinzial hatte ihn ja eher über seine Neigung ausforschen lassen und sprach dann mit ihm selbst. Wenn Cornova ferner bemerkt, wie mancher Priester nach der dritten Probation — so er selbst und Denis in der österreichischen Provinz — auf ein Jahr zum Predigt-, statt allsogleich zum Lehramt bestimmt wurde, so geschah auch dieß nicht aus Unkenntniß oder Willkür, sondern war wohl nur eine Prüfung des Gehorsams; und waren gewiß sowohl er selbst, als Denis auch zum Predigtamte geeignet, welches sie dann ihrer Neigung gemäß nach einem kurzen Jahre die Obern mit dem Lehramte vertauschen ließen, um immer dabei zu verbleiben.

Wie hat nun diese Bemerkungen Cornova's der Herr Doctor wieder zweckdienlich bearbeitet? Als Quintessenz bringt er, wie wir bereits gehört, den Satz heraus: „Die meisten" (Ordensglieder) „wurden nur durch den bloßen Zufall, durch Willkür zu Beruf und Würden bestimmt." (S. 58.)

Von den Gezwungenen und Unzufriedenen des Herrn Doctors weiß endlich Cornova gar nichts, und auch er selbst trotz seiner Kritisirsucht gehörte nicht dazu: wie seine Briefe fortlaufende Belege

*) Bei dieser Stelle macht Cornova folgende Anmerkung: „Der Gebrauch dieses Ausdrucks, und das unseren Obern im Ernste, besonders in der Muttersprache, nie gewöhnliche Duzen war bei ihm Ergießung seines Wohlmeinens."

bieten, und sich der Leser aus mehreren bereits angeführten Stellen überzeugen kann; und wird er ja von Herrn Kelle selbst (S. 136) „ein begeisterter Anhänger und Vertheidiger der Societät“ genannt. — Wo in aller Welt finden wir denn also die vielen Gezwungenen und Unzufriedenen? — Nirgends; aber wo fand sie der Herr Doctor? — Ebenfalls nirgends: aber der Zweck erforderte es, sie zu — erfinden.

Wenn im Folgenden (S. 62) Herr Dr. Kelle bemerkt, daß obgleich der Vorschrift der Regierung gemäß (kraft eines Hofdecrets vom 25. Juli 1752) die Societät in allen Gymnasien auch die Grammatikalklassen mit Priestern hätte besetzen sollen, dieß doch nur in Wien, auf der Altstadt in Prag und in Olmütz geschah:*) so finden wir in Cornova (Brief 8 S. 99) eine entsprechende Gegenbemerkung, die darüber vollkommen befriedigenden Aufschluß gibt. Die Stelle habe ich bereits citirt, der Leser findet sie S. 341—342: „Allenfalls dürfte ꝛc.“ Daraus ersehen wir, daß die Regierung selbst ihr Decret beschränkte und sich mit der bezeichneten theilweisen Ausführung desselben einverstanden erklärte**).

Die folgenden Auslassungen des Herrn Dr. Kelle von S. 62 („War aber der Humanitätsprofessor ꝛc.“) bis S. 65 („Unter diesen Humanitätsprofessoren ꝛc.“) kann man in folgenden vier Sätzen zusammenfassen: 1) Für einen Humanitätslehrer gab es keine andere Aussicht auf Beförderung, als etwa auf das Amt eines Präfecten oder Repetentenlehrers; die Ausnahmen waren so selten, daß sie gar nicht in Betracht kommen. 2) Diese Aemter traten sie nur mit Widerwillen an, weil sie, erst im hohen, gebrochenen Alter dazu bestimmt, weder die Lust noch die physische Kraft hatten, denselben gerecht zu werden. 3) Deßhalb beschränkten sie ihre Thätigkeit auf bloß äußerliche Dinge, so daß die Stelle eines Präfecten oder Lehrers der Repetenten, sehr bald als „eine Ruhestelle“ angesehen ward, worauf altersschwache Prediger und andere hinfällig gewordene Ordensglieder mehr Anspruch hätten, als Humanitätsprofessoren. 4) Insbesondere wurde ein Humanitätslehrer nie Vorsteher eines Profeßhauses oder Provinzial. Daß ich hiebei gewissenhaft zu Werke gehe, und keine

*) Es geschah auch in Graz vom Jahre 1754 angefangen, wie die Kataloge der österreichischen Provinz nachweisen, und in Wien an beiden Gymnasien und im Theresianum; ja auch an andern Gymnasien erscheinen hin und wieder Priester als Lehrer in den Grammatikalklassen.

**) Die Regierung hätte auch geradezu das Unmögliche verlangt, wenn sie auf der alsbaldigen, vollständigen Ausführung ihres Decretes bestanden wäre: zwei Decennien hätten nicht hingereicht — kaum drei — um diese gewaltige Umgestaltung auf allen Gymnasien zu verwirklichen.

der Behauptungen des Herrn Doctors, die irgend welche Bedeutung hat, auf die Seite geschoben habe, dieses Zeugniß wird er selbst mir ausstellen müssen.

Diese vier Behauptungen des Herrn Doctors werde ich insgesammt alle auf einmal dadurch auf schlagende Weise in ihrer Falschheit und Nichtigkeit zeigen, daß ich aus dem oft genannten Buche des Herrn Pelzel („Böhmische, Mährische ꝛc.") und aus den Jahreskatalogen der ehemaligen österreichischen Ordensprovinz eine Reihe von Jesuiten anführe, die in den 3—4 letzten Decennien vor Aufhebung der Societät, denn auf die späteren Zeiten besonders bezieht sich die Behauptung des Herrn Doctors, Humanitätslehrer, dann Studienpräfecten in den besten Jahren, hierauf, nach oder auch ohne Verwaltung dieses Amtes, Professoren der Philosophie oder Theologie, Rectoren und Provinziale geworden sind; indem ich vorläufig bemerke, daß ich aus Pelzel nur solche Humanitätslehrer und Präfecten citiren kann, die zugleich auch Schriftsteller gewesen sind (also verhältnißmäßig nur wenige), und von den Repetentenlehrern bei meinen Citationen hier gänzlich Umgang nehme, weil einerseits Herr Kelle im Widerspruch mit seinem S. 16 gegebenen Versprechen auch hier keinen einzigen altersschwachen Repetentenlehrer namhaft macht, und andererseits ich bereits S. 103—109 zur Genüge dargethan zu haben glaube, was von dem Gerede des Herrn Doctors über die Altersschwäche und totale Unfähigkeit der Lehrer in den Repetitionen zu halten sei.

So lesen wir denn bei Pelzel*): Jakob Hein lehrte die Humaniora 6 Jahre, die Ethik 1, die Philosophie 3, das Jus canonicum 8 J., war Präfect der lat. Schulen 4, Consistorial-Beisitzer 6 und Rector Colleg. 6 J. † 1754. Bernhard Grassoldt lehrte die Humaniora 5 J., ward Doctor der Philosophie und Theologie, las 19 Jahre theils über die Weltweisheit, theils über die Gottesgelahrtheit; war sodann Vorsteher der Studien. und Kanzler der Universität zu Olmütz. † 1754. Ig. Popp lehrte die Latinität 4, die Dichtkunst 1, die Redekunst mit großem Ruhme 8 Jahre; war Präfect der lat. Schulen 13, und Geschichtschreiber der Provinz 12 Jahre. † 1765. Aug. Greber lehrte die Humaniora 6 J., stund Congregationen 7 J. vor, war Feldprediger 7 J., Stadtprediger 13 J. und Assessor Consistorii 4 Jahre. † 1762. Timoth. Raisky unterrichtete die Jugend . . . in der Dichtkunst 2 J., lehrte die Ethik 1, die Weltweisheit 3, die höhere Moral 1, das geistliche Recht 3, und die Theologie 4 J. War Rector Collegiorum

*) Die Namen sind leicht zu finden, denn am Ende des Buches sind sie in alphabetischer Ordnung verzeichnet, sammt Angabe der Seiten, wo sie vorkommen.

8 J. und Vorsteher der ganzen böhmischen Provinz 4 J. ꝛc. † 1761. Joh. Paleczek lehrte die Humaniora 4 Jahre, die Sittenlehre 1, die Philosophie 3 J. ꝛc., stund verschiedenen Collegien 28 Jahre vor, † 1774. Jos. Roller lehrte die Rhetorik 5 Jahre, war Schulpräfect 15 J., lehrte die geistliche Beredsamkeit 9 J. ꝛc. † 1767. Pet. Janowka lehrte die Humaniora 4 J., Ethik 2, Philosophie 3, Theologie 8 J. . . . war Rector verschiedener Collegien 16 J., der Prager Universität 4, und Provinzial 3 Jahre. † 1784. Joh. Jüngling lehrte die Humaniora 7 J., die Mathematik 6, die Moraltheologie 5, war Dekan der philosophischen Facultät 5 J. † 1775. Jos. Pohl lehrte . . . die Dichtkunst 1, die Rhetorik 2 J. . . . stund der Typographie vor 11 J., war Rector verschiedener Collegien 7 J. † 1778. Joach. Pleiner lehrte die Humaniora 6 Jahre, war Schulpräfect 1 J. . . Rector Colleg. 3 Jahr ꝛc. † 1769. Ant. Körber lehrte die Humaniora 5 J., die Philosophie 4, die verschiedenen Theile der Theologie 12 J., war . . . auf der hohen Schule zu Olmütz Kanzler 3, und Rector verschiedener Collegien 15 Jahre. † 1782. Wenz. Kraus lehrte die Latinität 4 J. . . . die Theologie 15 J.; stund den lateinischen Schulen vor 3 J., war Dekan der Philosophie 4, der Theologie 3, Rector der Olmützer Universität 3 J., wie auch Rector verschiedener Collegien 13 Jahre. † 1772. Gottf. Provin lehrte die Humaniora 6 J. . . . war Provinzprocurator 4, Rector 3 J. und stund der ganzen Provinz als Provinzial vor, wie der Orden 1773 aufgehoben wurde. † 1777. Jos. Wach lehrte die Humaniora 3, die Rhetorik 2 Jahre, war Präfect der niederen Schulen 2 Jahre, las über die Philosophie 3, Moral 2, das geistliche Recht 7 J., lehrte die Hebräam 3. J. . . . . stund dem Seminario zu Olmütz 10 J. vor. † 1777. Franz Mesiczky lehrte die Grammatik 5, Poesie 1, Rethorik 6, die bürgerliche Beredsamkeit 4 Jahre . . . war Archivar 2, Feldprediger 10, Schulpräfect 5 Jahre, stund zu Prag einige Jahre der clementinischen Buchdruckerei vor; lebt zu Brünn. Ig. Franz lehrte wie gewöhnlich die Humaniora 6 Jahre . . . die höhere Theologie 8 J., stund der ganzen böhmischen Provinz 3 Jahre vor. † 1770. Leop. Fabritius lehrte die Humaniora 5 Jahre, war Schulpräfect 1 Jahr, predigte böhmisch bis zu seinem Tod 24 J. lang mit viel Beifall der Zuhörer. † 1772. Johann Haiden lehrte die Grammatik 3, die Poesie 2, die Weltgeschichte 1, die Kirchengeschichte 11 J.; war Schulpräfect 3 Jahre und Bibliothekar im clementinischen Collegio zu Prag einige Jahre . . . ist seit 1770 Beisitzer am Consistorio ꝛc. Frz.

Gleixner lehrte die Humaniora 5, die Philosophie 3, die Moraltheologie 2 J.; stund den lateinischen Schulen einige Jahre vor . . . war Rector einiger Collegien (in Schlesien, nach der Lostrennung des Landes von Oesterreich), der Universität, und Provinzial seit mehreren Jahren. † 1782. Joh. Giranek lehrte die Latinität 4 Jahre, die Poetik 1, die Rhetorik 1, die Weltgeschichte 6 J.; las über die Alterthümer und Münzgeschichte 8, die Mineralogie 1 J., und war Präfect der Humaniorum 12 J., welches Amt er auch nach Aufhebung der Gesellschaft bis zur Stunde in Prag verwaltet. Jos. Bergmann lehrte die Grammatik 3, die Poesie 1 Jahr; war Schulpräfect 4 J., Professor der Mathematik 7, der Kirchengeschichte 3 Jahr . . . dann las er über die Kirchengeschichte auf der hohen Schule zu Prag bis zur Aufhebung des Ordens; er lebt zu Prag.

Doch ich fürchte die Leser zu ermüden: Das ganze Buch von Pelzel von Anfang bis zu Ende ist eine fortlaufende Widerlegung der vier oben angeführten Sätze des Herrn Dr. Kelle; wir ersehen daraus, daß die Humanitätsprofessoren wohl auch auf andere Aemter Aussicht hatten, als auf das eines Studienpräfecten oder Repetentenlehrers, daß sie auch Prediger, Professoren der Philosophie und Theologie, auch Rectoren in Collegien, ja (wenn sie anders die vier Gelübde abgelegt hatten) auch Vorsteher der Profeßhäuser und Provinziale werden konnten; wir ersehen, daß im Allgemeinen gewesenen Humanitätslehrern u. zw. in ganz kräftigem Alter das Amt eines Schulpräfecten übertragen wurde (bei Pelzel wenigstens konnte ich keinen einzigen hochbejahrten Präfecten entdecken); das Amt selbst aber kein lebenslängliches war, sondern nach mehr oder weniger Jahren mit einem andern vertauscht werden konnte, ja vertauscht zu werden pflegte: wie wohl es nicht von der Art war, besonders wenn die Hilfe des Praefectus atrii hinzukam, daß es nicht auch von einem Sechziger oder Siebziger hätte verwaltet werden können. (Vgl. das oben S. 233—234 Gesagte.) *)

*) Wenn ich S. 234 sagte, daß nach dem Institute mit dem Amte des Studienpräfecten kein anderes verbunden war, und daß er weder zu predigen noch in einer Schule zu lehren brauchte, so ist dieß an und für sich richtig, und dachte ich zunächst daran, daß er frei war vom Lehramt am Gymnasium: jedoch eben weil sein Amt kein schweres war, besonders an minder frequenten Gymnasien, und allein einen Mann nicht genug beschäftigte (ist ja auch heut zu Tage mit dem Gymnasial-Directorate der Unterricht in einem oder dem andern Gegenstande verbunden), so versah der Präfect nach Umständen wohl auch noch ein oder das andere Amt; so war mancher Vorsteher einer Congregation, oder Bibliothekar, oder

Dasselbe Resultat ergibt sich auch aus den Jahreskatalogen der österreichischen Provinz. Ich habe soeben den zweiten Band vor mir, der mit dem Jahrgange 1751 beginnt; und so will ich denn aus diesem Jahrgange ungefähr ein Dutzend Studienpräfecten herausheben, und dann sehen, ob sie noch nach 10 oder 20 Jahren in einem Amte thätig waren, oder bereits das Zeitliche gesegnet hatten: denn daraus können wir, da das Geburtsjahr, wie ich bereits oben S. 103 bemerkt, in den alten Katalogen nicht angegeben ist, annäherungsweise auf das Alter schließen, in welchem sie standen, als sie das Amt eines Studienpräfecten versahen. Es seien also folgende Schulpräfecten aus dem Jahre 1751 genannt, nebst der Angabe des Amtes, das sie in den Sechziger- oder Siebziger-Jahren bekleideten.

Joh. Focki in Klagenfurt — 1770 Rector in Leoben, Ant. Kürner in Krems — 1770 Beichtvater &c. in der Residenz in Martinsberg. Jg. Jagerhueber in Laibach — 1764 Rector in Judenburg. Mich. Frigeri in Preßburg — 1770 Operarius in der Residenz in Szepsi. Frz. Weiß in Skalitz — 1770 in Tyrnau Aufseher der Sternwarte. Joh. Bottoni in Linz — 1767 Rector in Krems. Ad. Kerskenyi in Agram — 1770 Superior in Karlstadt. Martin Preindl in Raab — 1770 Rector in Trencsin. Casp. Werfer in Judenburg — 1767 Operarius in Krems. Al. Steinkellner in Leoben — 1769 Prediger in Klagenfurt. Jos. Krcho in Neusohl — 1770 Sonntagsprediger ebendaselbst. Joh. Paul Griussi in Triest — 1770 Seminar-Regens ebendaselbst. Hier. Forchondt in Steyr, zugleich Rector — 1764 Minister im Probationshause zu Wien. Georg Hunyadi in Trencsin — 1770 Beichtvater ebendaselbst. Ant. Kanislich in Warasdin — 1770 in Požega am bischöflichen Consistorium. Ant. Socher am Gymnasium des Profeßhauses in Wien — 1770 Historiograph im Probationshause daselbst. Karl Dillherr im Gymnasium des Collegiums in Wien — 1770 Rector in Laibach. And. Friz im Theresianum in Wien — 1770 Professor des Griechischen im Collegium zu Wien.

Doch ich bin schon längst über ein Dutzend hinausgekommen, und wir wollen nur noch das Alter einiger Studienpräfecten im allerletzten Jahre 1773, dem Jahre der Aufhebung des Ordens, ins Auge fassen. Da aber der Provinzkatalog von diesem Jahre der letzte ist, so müssen wir, um ihr Alter annäherungsweise zu bestimmen, in den Katalogen

Verfasser der Hausgeschichte, Studenten-Exhortator, oder auch Prediger &c.: lauter Beweise, daß die Präfectur an und für sich weder viel Zeit noch viel Kräfte erforderte.

rückwärts gehen, und so wollen wir denn auf das Jahr 1751 zurückgreifen, von welchem wir in den obigen Angaben ausgegangen sind: aus der Altersstufe im Jahre 1751 können wir ziemlich genau auf ihr Alter im Jahre 1773 schließen; waren sie 1751 noch Novizen oder Magister oder Scholastiker, so waren sie auch 1773 noch nicht bejahrte Greise; und so will ich denn folgende Studienpräfecten aus dem Jahre 1773 anführen.

Jak. Hebeler im Theresianum in Wien — 1751 Theolog im 2. Cursus. Jos. Renkl am akademischen Gymnasium in Wien — 1751 Magister der Rhetorik. Norb. Pachner am Gymnasium des Profeßhauses in Wien — 1751 im 1. Jahr der Theologie. Joh. Gottgeisl in Ofen — 1751 Magister der Grammatik. Frz. Größing in Krems — 1751 Theolog im 4. Jahr. Wolfg. Cognicovich in Fiume — 1751 Noviz im 2. Jahre. Mich. Schmidt in Klagenfurt — 1751 noch nicht im Orden, erst 1752 Noviz im 1. Jahr. Jak. Liesganig in Graz — 1751 Theolog im 2. Jahrgang. Joh. Adami in Raab — 1751 noch nicht eingetreten, erst 1755 im Noviziat. Jnz. Jaufferer in Laibach — 1751 Theolog im 3. Cursus. Max. Götzen in Linz — 1751 im ersten Jahre der Theologie. Frz. Bihárz in Skaliz — 1751 in der Physik. Joh. Schwelmer in Trencsin — 1751 im 2. Cursus der Philosophie. Jos. Gullick in Tyrnau — 1751 Noviz im 2. Jahr.

Unter allen diesen Genannten läßt sich von keinem einzigen mit Bestimmtheit beweisen, daß er als Präfect im Jahre 1773 fünfzig Jahre alt war; jedenfalls waren die meisten Vierziger, einige noch Dreißiger. Was will denn nun der Herr Doctor mit seinen altersschwachen, abgelebten, der Ruhe bedürftigen Schulpräfecten? In welche Klemme hat er sich wieder verrannt, wie wird er seine Behauptung beweisen? Doch Herr Dr. Kelle bringt uns hier S. 64 endlich die schon S. 16 und S. 36 versprochenen Beweise, daß die Repetentenlehrer und die Schulpräfecten wenigstens in den letzteren Zeiten abgemüdete, an Körper und Geist geschwächte, sonst zu Nichts mehr brauchbare Greise waren. S. 64 läßt sich also der Herr Doctor folgender Maßen vernehmen: „Von 15 Präfecten, welche, um wenigstens Einiges“ (warum denn „Einiges“ wo Vieles noth thäte, der Herr Doctor hat doch sonst schon oft ohne Noth Vieles zusammengeschwätzt) „zum Belege dessen hier anzuführen, im Jahre 1768 in der böhmischen Provinz wirkten, sind acht Prediger gewesen, ehe sie zu Präfecten befördert worden sind. Einer war Professor der Theologie und der älteste unter 39 Priestern im Collegium zu Olmütz, als er 1765 zum Präfecten in Königgrätz bestimmt wurde, einer

genen und Unzufriedenen, um sie in die gehörigen Schranken zu zwängen, während in den 18 Kapiteln (auf 120 Seiten) so ziemlich alle geistlichen Krankheiten (z. B. Trockenheit im Gebete, Lauheit des Geistes, Zerstreuung nach außen, Eitelkeit und Ehrsucht, Zornmüthigkeit 2c.) welche auch über Ordensleute (und zwar in jedem Orden ohne Ausnahme) kommen können, besprochen und die zweckmäßigen Heilmittel dagegen erörtert werden. Zu diesen geistlichen Krankheiten gehört nun allerdings auch die Versuchung gegen den Gehorsam und den Ordensstand selbst; wiederum eine Krankheit, welche in Anbetracht der menschlichen Schwäche sich leicht in jedem Orden einstellen kann (ja wie viele Leute gibt es denn selbst im Laienstande, die nicht manchmal mißvergnügt mit ihrem Loose in Kleinmuth und Ueberdruß verfallen?) wie gut ist es dann sowohl für den geistlichen Vorgesetzten, als Untergebenen, wenn jener diesem die entsprechenden Heilmittel bieten kann. Mit solchen Heilmitteln muß jeder geistliche Obere sich bekannt machen, weil er hin und wieder in die Lage kommen wird, selbe bei seinen Untergebenen anzuwenden. Deßhalb handeln die Kirchenväter, manche Ordensstifter, und die Lehrer des geistlichen und klösterlichen Lebens unter Grundlegung der heiligen Schrift wie von den Krankheiten der Seele und den Versuchungen der Menschen, so auch von den Heilmitteln dagegen: und aus den Schriften solcher Lehrer sind auch die in den Industriae erörterten Heilmittel entnommen. So kommt der heilige Basilius der Große an vielen Stellen seiner Regel*) auf verschiedene geistliche Krankheiten und die Heilmittel dagegen zu sprechen; z. B. Kapitel 22 mit der Ueberschrift: „Von der vollkommenen Heilung" (derselbe Ausdruck, wie in unseren Industriae) „derjenigen, die nach der Buße wieder rückfällig geworden sind"; Kapitel 28: „Von der Zerstreuung des Geistes." Kapitel 40: „Vom Stolz und dessen Heilung"; Kapitel 42: „Vom Gehorsam, wie man nämlich und mit welcher Gesinnung man gehorchen soll"; Kapitel 75: „Vom Geiz ... von der Leichtfertigkeit im Handeln und von der eitlen Ruhmsucht"; Kapitel 83: „Vom Zorn und den verschiedenen Arten desselben" u. s. w. (in 100 Kapiteln). Alles nun, was wir in diesen und andern Stellen der Regel des heiligen Basilius, oder in den Schriften eines heiligen Augustin, eines heiligen Bernhard, eines Cassian und Anderer finden, ist im Grunde nichts Anderes, als was in den Industriae vorkommt: und wie es bare Narrheit wäre daraus, weil in der Regel des heiligen Basilius von Zerstreuung des Geistes, vom Stolz, Ungehorsam, Geiz

*) Sanctorum Patrum Regulae monasticae etc. Lovanii — 1574.

und Zorn die Rede ist, zu schließen, daß es in seinem Orden viele Stolze, Ungehorsame, und daher Unzufriedene, Zornmüthige ꝛc. gegeben habe, so ist es ebenfalls bare Narrheit, aus den Industriae des Cl. Aquaviva denselben Schluß zu ziehen.

Und wenn all die Heilmittel nicht verfingen, was geschah dann? Wurde der carcer (Kerkerstrafe) angewendet, oder der Arm der weltlichen Macht angerufen? — In der Gesellschaft wenigstens nicht: den Gezwungenen und Unzufriedenen des Herrn Doctors stand der Austritt offen; sie konnten gehen. Und so kann denn Herr Dr. Kelle sicher glauben, daß unter den 24.000 Mitgliedern des Ordens, die er ungefähr bei seiner Aufhebung zählte, sich wohl kein Gezwungener oder Unzufriedener befand, denn diese brauchten auf das Aufhebungsbreve nicht zu warten.

Also weder das Institut noch die Geschichte berechtigte den Herrn Doctor zu seinen malitiösen Auslassungen von S. 56—62; wie er denn auch selbe weder aus dem Institut, noch aus der Geschichte beweist.

Veranlaßt — nicht berechtigt — hat ihn dazu wieder Cornova; ich fürchte beinahe, dem Leser lästig zu fallen, wenn ich den schon so oft genannten Namen immer wieder und wiederum nenne; indeß ist das meine Schuld nicht. Herr Dr. Kelle wird selbst nicht in Abrede stellen, daß er Cornova wieder auf die unbarmherzigste Weise auf das Prokrustesbett gespannt, und, weil er für den Zweck zu kurz war, auf das grausamste auseinander gezerrt habe; mit andern Worten, daß er Cornova's 11. Brief gar zweckmäßig umgearbeitet habe, und zwar bis ins Absurde, bis ins Unglaubliche.

Cornova sagt nämlich Brief 11 S. 156: „Ich sah mitunter Männer in Aemtern, die ihren Kräften nicht, oft auch nicht ihrer Neigung entsprachen.“ Also nur „mitunter“, hin und wieder: nun das kann man, da einmal unter dem Monde nichts vollkommen ist, wohl gelten lassen. Indeß sind doch auch die zwei Fragen hier ganz an ihrem Platze: Hat sich Cornova, jung wie er damals war, in seinem Urtheil nicht getäuscht? — und: Blieben die von ihm Bemerkten lange in ihrem Amte, oder hatten die Oberen bloß einen Versuch gemacht? — dergleichen man manchmal machen muß, wenn man es zur Gewißheit nicht bringen kann; wie oft muß denn nicht mit solchen Versuchen in Ermangelung etwas Besseren auch noch heut zu Tage die Staatsverwaltung selbst bei Besetzung wichtiger Posten sich behelfen? Dann fährt Cornova fort: „War das Absicht, oder bloß ein Ungefähr? Von

der ersten kann ich mir nur einen Grund denken, der, freilich ohne ganz giltig zu sein, sich doch einigermaßen hören ließe rc." Dieser Grund, den sich Cornova nur denkt, und den er selbst als nicht ganz giltig erklärt, d. h. dessen Richtigkeit er weder verbürgen kann noch will, weil er eben nur eine Vermuthung, die „sich einigermaßen hören ließe", kein Urtheil ausspricht, läuft nun dahinaus, daß etwa die Oberen einem einflußreichen Freund zu Gefallen einem Ordensmitgliede einen Posten anwiesen, zu dem er nicht genug Kräfte, nicht Neigung hatte; worauf er hinzufügt: „Wirklich könnte ich einen und den andern Fall dieser Art nahmhaft machen." Nun wenn Cornova's scharfer Späherblick bei der so großen Anzahl der Collegien und Residenzen der böhmischen Provinz (47 im Ganzen) nur einen oder den andern derartigen Fall entdeckt hat, so verliert sich die Sache zu sehr ins Kleinliche, und lohnt es sich gar nicht der Mühe, seine Vermuthung noch ferner zu beachten: wohl aber ist man wieder zur Frage berechtigt: Hat sich Cornova nicht auch hinsichtlich dieses einen und andern Falles getäuscht? und zwar umsomehr, da ja die Oberen dem Untergebenen durch Uebertragung eines Amtes, wozu er weder die Kräfte noch Neigung hatte, keinen Dienst erwiesen, und so auch die Absicht, durch dessen Verwendung einen Gönner der Societät zu gewinnen, oder fester an sie zu fesseln, unmöglich erreichen konnten.

Wie trefflich nun, um nicht zu sagen, wie unverschämt unser Geschichtschreiber diese Vermuthung Cornova's für den Zweck ausgebeutet, zeigen seine Worte (S. 57): „Und darauf wurde allein noch" (auf Einschmeichlung bei vornehmen Personen) „bei Bestimmung des Lebensberufes"*) (wie so?) „der einzelnen Mitglieder Rücksicht genommen."

Auch legt Cornova selbst auf seine mit vieler Zurückhaltung ausgesprochene Vermuthung keinen Werth; denn er beginnt bald folgendermaßen: „Doch viel öfter, als irgend eine Absicht, mag mit den Bestimmungen ein bloßes Ungefähr geschaltet haben. Ich kann mir gewisse Mißgriffe sonst gar nicht erklären," und erzählt dann, was sich zwischen ihm und dem Pater Provinzial ereignet. Dieser habe ihn, als er das dritte Jahr die Poetik lehrte, nachdem er ihn früher über

*) Daß es eitles Gerede ist, von einem Lebensberufe in der Societät, womit doch offenbar ein lebenslängliches Amt gemeint sein soll, zu sprechen, habe ich bereits bemerkt: aber kindisch ist es geradezu, wenn der Herr Doctor S. 57 vom „Lebensberuf der einzelnen Mitglieder" spricht, und S. 59 die Behauptung aufstellt: „Fast alle Jahre mußten die Jesuiten Ort und Amt wechseln." O heiliger Zweck, in welche Widersprüche verwickelst du nicht gewisse Leute!

seine Neigung habe ausforschen lassen, zum Lehrer der Repetenten bestimmt; er aber habe seine Verwunderung über das ihm unerwartete Zutrauen zu seinen Fähigkeiten geäußert, und da sei der Pater Provinzial in die Worte ausgebrochen: „Halunke! mußt es mir schon verzeihen; ich habe dich nicht gekannt“*). „Und was dieser Biedermann,“ fährt Cornova fort, „denn das war Gottfried Provin sonst im ganzen Umfange, so gerade herausgestanden hat, war wohl bei seinen Vorgängern mit andern Ordensgliedern öfters der Fall.“ Wenn dann Cornova über ein solches „Nichtkennen, oder wenigstens Nichtgenaukennen“ der Untergebenen auf Seite der Vorgesetzten sich tadelnd ausspricht, so vergißt er, daß er eben das Unmögliche verlangt, denn „errare humanum est“ — „irren ist menschlich“; bei aller Vorsicht entgeht doch Vieles unserer Aufmerksamkeit und irren wir leicht in unseren Urtheilen, und manchmal kennt der Mensch sich selber nicht: genug, daß das Institut den Vorgesetzten befahl, die Untergebenen kennen zu lernen, und ihre Neigung, Talente und Kenntnisse zu berücksichtigen, und daß die Oberen dieser Vorschrift nachzukommen suchten; dieß thaten sie aber auch in der böhmischen Provinz, wie wir gerade aus Cornova's eigenem Berichte ersehen: Der Provinzial hatte ihn ja eher über seine Neigung ausforschen lassen und sprach dann mit ihm selbst. Wenn Cornova ferner bemerkt, wie mancher Priester nach der dritten Probation — so er selbst und Denis in der österreichischen Provinz — auf ein Jahr zum Predigt-, statt allsogleich zum Lehramt bestimmt wurde, so geschah auch dieß nicht aus Unkenntniß oder Willkür, sondern war wohl nur eine Prüfung des Gehorsams; und waren gewiß sowohl er selbst, als Denis auch zum Predigtamte geeignet, welches sie dann ihrer Neigung gemäß nach einem kurzen Jahre die Obern mit dem Lehramte vertauschen ließen, um immer dabei zu verbleiben.

Wie hat nun diese Bemerkungen Cornova's der Herr Doctor wieder zweckdienlich bearbeitet? Als Quintessenz bringt er, wie wir bereits gehört, den Satz heraus: „Die meisten“ (Ordensglieder) „wurden nur durch den bloßen Zufall, durch Willkür zu Beruf und Würden bestimmt.“ (S. 58.)

Von den Gezwungenen und Unzufriedenen des Herrn Doctors weiß endlich Cornova gar nichts, und auch er selbst trotz seiner Kritisirsucht gehörte nicht dazu: wie seine Briefe fortlaufende Belege

*) Bei dieser Stelle macht Cornova folgende Anmerkung: „Der Gebrauch dieses Ausdrucks, und das unseren Obern im Ernste, besonders in der Muttersprache, nie gewöhnliche Duzen war bei ihm Ergießung seines Wohlmeinens.“

der ersten kann ich mir nur einen Grund denken, der, freilich ohne ganz giltig zu sein, sich doch einigermaßen hören ließe rc." Dieser Grund, den sich Cornova nur denkt, und den er selbst als nicht ganz giltig erklärt, d. h. dessen Richtigkeit er weder verbürgen kann noch will, weil er eben nur eine Vermuthung, die „sich einigermaßen hören ließe", kein Urtheil ausspricht, läuft nun dahinaus, daß etwa die Oberen einem einflußreichen Freund zu Gefallen einem Ordensmitgliede einen Posten anwiesen, zu dem er nicht genug Kräfte, nicht Neigung hatte; worauf er hinzufügt: „Wirklich könnte ich einen und den andern Fall dieser Art nahmhaft machen." Nun wenn Cornova's scharfer Späherblick bei der so großen Anzahl der Collegien und Residenzen der böhmischen Provinz (47 im Ganzen) nur einen oder den andern derartigen Fall entdeckt hat, so verliert sich die Sache zu sehr ins Kleinliche, und lohnt es sich gar nicht der Mühe, seine Vermuthung noch ferner zu beachten: wohl aber ist man wieder zur Frage berechtigt: Hat sich Cornova nicht auch hinsichtlich dieses einen und andern Falles getäuscht? und zwar umsomehr, da ja die Oberen dem Untergebenen durch Uebertragung eines Amtes, wozu er weder die Kräfte noch Neigung hatte, keinen Dienst erwiesen, und so auch die Absicht, durch dessen Verwendung einen Gönner der Societät zu gewinnen, oder fester an sie zu fesseln, unmöglich erreichen konnten.

Wie trefflich nun, um nicht zu sagen, wie unverschämt unser Geschichtschreiber diese Vermuthung Cornova's für den Zweck ausgebeutet, zeigen seine Worte (S. 57): „Und darauf wurde allein noch" (auf Einschmeichlung bei vornehmen Personen) „bei Bestimmung des Lebensberufes"*) (wie so?) „der einzelnen Mitglieder Rücksicht genommen."

Auch legt Cornova selbst auf seine mit vieler Zurückhaltung ausgesprochene Vermuthung keinen Werth; denn er beginnt bald folgendermaßen: „Doch viel öfter, als irgend eine Absicht, mag mit den Bestimmungen ein bloßes Ungefähr geschaltet haben. Ich kann mir gewisse Mißgriffe sonst gar nicht erklären," und erzählt dann, was sich zwischen ihm und dem Pater Provinzial ereignet. Dieser habe ihn, als er das dritte Jahr die Poetik lehrte, nachdem er ihn früher über

*) Daß es eitles Gerede ist, von einem Lebensberufe in der Societät, womit doch offenbar ein lebenslängliches Amt gemeint sein soll, zu sprechen, habe ich bereits bemerkt: aber kindisch ist es geradezu, wenn der Herr Doctor S. 57 vom „Lebensberuf der einzelnen Mitglieder" spricht, und S. 59 die Behauptung aufstellt: „Fast alle Jahre mußten die Jesuiten Ort und Amt wechseln." O heiliger Zweck, in welche Widersprüche verwickelst du nicht gewisse Leute!

seine Neigung habe ausforschen lassen, zum Lehrer der Repetenten bestimmt; er aber habe seine Verwunderung über das ihm unerwartete Zutrauen zu seinen Fähigkeiten geäußert, und da sei der Pater Provinzial in die Worte ausgebrochen: „Halunke! mußt es mir schon verzeihen; ich habe dich nicht gekannt“*). „Und was dieser Biedermann,“ fährt Cornova fort, „denn das war Gottfried Provin sonst im ganzen Umfange, so gerade herausgestanden hat, war wohl bei seinen Vorgängern mit andern Ordensgliedern öfters der Fall.“ Wenn dann Cornova über ein solches „Nichtkennen, oder wenigstens Nichtgenaukennen“ der Untergebenen auf Seite der Vorgesetzten sich tadelnd ausspricht, so vergißt er, daß er eben das Unmögliche verlangt, denn „errare humanum est“ — „irren ist menschlich“; bei aller Vorsicht entgeht doch Vieles unserer Aufmerksamkeit und irren wir leicht in unseren Urtheilen, und manchmal kennt der Mensch sich selber nicht: genug, daß das Institut den Vorgesetzten befahl, die Untergebenen kennen zu lernen, und ihre Neigung, Talente und Kenntnisse zu berücksichtigen, und daß die Oberen dieser Vorschrift nachzukommen suchten; dieß thaten sie aber auch in der böhmischen Provinz, wie wir gerade aus Cornova's eigenem Berichte ersehen: Der Provinzial hatte ihn ja eher über seine Neigung ausforschen lassen und sprach dann mit ihm selbst. Wenn Cornova ferner bemerkt, wie mancher Priester nach der dritten Probation — so er selbst und Denis in der österreichischen Provinz — auf ein Jahr zum Predigt-, statt allsogleich zum Lehramt bestimmt wurde, so geschah auch dieß nicht aus Unkenntniß oder Willkür, sondern war wohl nur eine Prüfung des Gehorsams; und waren gewiß sowohl er selbst, als Denis auch zum Predigtamte geeignet, welches sie dann ihrer Neigung gemäß nach einem kurzen Jahre die Obern mit dem Lehramte vertauschen ließen, um immer dabei zu verbleiben.

Wie hat nun diese Bemerkungen Cornova's der Herr Doctor wieder zweckdienlich bearbeitet? Als Quintessenz bringt er, wie wir bereits gehört, den Satz heraus: „Die meisten“ (Ordensglieder) „wurden nur durch den bloßen Zufall, durch Willkür zu Beruf und Würden bestimmt.“ (S. 58.)

Von den Gezwungenen und Unzufriedenen des Herrn Doctors weiß endlich Cornova gar nichts, und auch er selbst trotz seiner Kritisirsucht gehörte nicht dazu: wie seine Briefe fortlaufende Belege

*) Bei dieser Stelle macht Cornova folgende Anmerkung: „Der Gebrauch dieses Ausdrucks, und das unseren Obern im Ernste, besonders in der Muttersprache, nie gewöhnliche Duzen war bei ihm Ergießung seines Wohlmeinens.“

bieten, und sich der Leser aus mehreren bereits angeführten Stellen überzeugen kann; und wird er ja von Herrn Kelle selbst (S. 136) „ein begeisterter Anhänger und Vertheidiger der Societät" genannt. — Wo in aller Welt finden wir denn also die vielen Gezwungenen und Unzufriedenen? — Nirgends; aber wo fand sie der Herr Doctor? — Ebenfalls nirgends: aber der Zweck erforderte es, sie zu — erfinden.

Wenn im Folgenden (S. 62) Herr Dr. Kelle bemerkt, daß obgleich der Vorschrift der Regierung gemäß (kraft eines Hofdecrets vom 25. Juli 1752) die Societät in allen Gymnasien auch die Grammatikalklassen mit Priestern hätte besetzen sollen, dieß doch nur in Wien, auf der Altstadt in Prag und in Olmütz geschah:*) so finden wir in Cornova (Brief 8 S. 99) eine entsprechende Gegenbemerkung, die darüber vollkommen befriedigenden Aufschluß gibt. Die Stelle habe ich bereits citirt, der Leser findet sie S. 341—342: „Allenfalls dürfte 2c." Daraus ersehen wir, daß die Regierung selbst ihr Decret beschränkte und sich mit der bezeichneten theilweisen Ausführung desselben einverstanden erklärte**).

Die folgenden Auslassungen des Herrn Dr. Kelle von S. 62 („War aber der Humanitätsprofessor 2c.") bis S. 65 („Unter diesen Humanitätsprofessoren 2c.") kann man in folgenden vier Sätzen zusammenfassen: 1) Für einen Humanitätslehrer gab es keine andere Aussicht auf Beförderung, als etwa auf das Amt eines Präfecten oder Repetentenlehrers; die Ausnahmen waren so selten, daß sie gar nicht in Betracht kommen. 2) Diese Aemter traten sie nur mit Widerwillen an, weil sie, erst im hohen, gebrochenen Alter dazu bestimmt, weder die Lust noch die physische Kraft hatten, denselben gerecht zu werden. 3) Deßhalb beschränkten sie ihre Thätigkeit auf bloß äußerliche Dinge, so daß die Stelle eines Präfecten oder Lehrers der Repetenten, sehr bald als „eine Ruhestelle" angesehen ward, worauf altersschwache Prediger und andere hinfällig gewordene Ordensglieder mehr Anspruch hätten, als Humanitätsprofessoren. 4) Insbesondere wurde ein Humanitätslehrer nie Vorsteher eines Profeßhauses oder Provinzial. Daß ich hiebei gewissenhaft zu Werke gehe, und keine

*) Es geschah auch in Graz vom Jahre 1754 angefangen, wie die Kataloge der österreichischen Provinz nachweisen, und in Wien an beiden Gymnasien und im Theresianum; ja auch an andern Gymnasien erscheinen hin und wieder Priester als Lehrer in den Grammatikalklassen.

**) Die Regierung hätte auch geradezu das Unmögliche verlangt, wenn sie auf der alsbaldigen, vollständigen Ausführung ihres Decretes bestanden wäre: zwei Decennien hätten nicht hingereicht — kaum drei — um diese gewaltige Umgestaltung auf allen Gymnasien zu verwirklichen.

der Behauptungen des Herrn Doctors, die irgend welche Bedeutung hat, auf die Seite geschoben habe, dieses Zeugniß wird er selbst mir ausstellen müssen.

Diese vier Behauptungen des Herrn Doctors werde ich insgesammt alle auf einmal dadurch auf schlagende Weise in ihrer Falschheit und Nichtigkeit zeigen, daß ich aus dem oft genannten Buche des Herrn Pelzel („Böhmische, Mährische ꝛc.") und aus den Jahreskatalogen der ehemaligen österreichischen Ordensprovinz eine Reihe von Jesuiten anführe, die in den 3 — 4 letzten Decennien vor Aufhebung der Societät, denn auf die späteren Zeiten besonders bezieht sich die Behauptung des Herrn Doctors, Humanitätslehrer, dann Studienpräfecten in den besten Jahren, hierauf, nach oder auch ohne Verwaltung dieses Amtes, Professoren der Philosophie oder Theologie, Rectoren und Provinziale geworden sind; indem ich vorläufig bemerke, daß ich aus Pelzel nur solche Humanitätslehrer und Präfecten citiren kann, die zugleich auch Schriftsteller gewesen sind (also verhältnißmäßig nur wenige), und von den Repetentenlehrern bei meinen Citationen hier gänzlich Umgang nehme, weil einerseits Herr Kelle im Widerspruch mit seinem S. 16 gegebenen Versprechen auch hier keinen einzigen altersschwachen Repetentenlehrer namhaft macht, und andererseits ich bereits S. 103—109 zur Genüge dargethan zu haben glaube, was von dem Gerede des Herrn Doctors über die Altersschwäche und totale Unfähigkeit der Lehrer in den Repetitionen zu halten sei.

So lesen wir denn bei Pelzel*): Jakob Hein lehrte die Humaniora 6 Jahre, die Ethik 1, die Philosophie 3, das Jus canonicum 8 J., war Präfect der lat. Schulen 4, Consistorial-Beisitzer 6 und Rector Colleg. 6 J. † 1754. Bernhard Grassoldt lehrte die Humaniora 5 J., ward Doctor der Philosophie und Theologie, las 19 Jahre theils über die Weltweisheit, theils über die Gottesgelahrtheit; war sodann Vorsteher der Studien. und Kanzler der Universität zu Olmütz. † 1754. Jg. Popp lehrte die Latinität 4, die Dichtkunst 1, die Redekunst mit großem Ruhme 8 Jahre; war Präfect der lat. Schulen 13, und Geschichtschreiber der Provinz 12 Jahre. † 1765. Aug. Greber lehrte die Humaniora 6 J., stund Congregationen 7 J. vor, war Feldprediger 7 J., Stadtprediger 13 J. und Assessor Consistorii 4 Jahre. † 1762. Timoth. Raisky unterrichtete die Jugend . . . in der Dichtkunst 2 J., lehrte die Ethik 1, die Weltweisheit 3, die höhere Moral 1, das geistliche Recht 3, und die Theologie 4 J. War Rector Collegiorum

*) Die Namen sind leicht zu finden, denn am Ende des Buches sind sie in alphabetischer Ordnung verzeichnet, sammt Angabe der Seiten, wo sie vorkommen.

8 J. und Vorsteher der ganzen böhmischen Provinz 4 J. rc. † 1761. Joh. Paleczek lehrte die Humaniora 4 Jahre, die Sittenlehre 1, die Philosophie 3 J. rc., stund verschiedenen Collegien 28 Jahre vor, † 1774. Jos. Roller lehrte die Rhetorik 5 Jahre, war Schulpräfect 15 J., lehrte die geistliche Beredsamkeit 9 J. rc. † 1767. Pet. Janowka lehrte die Humaniora 4 J., Ethik 2, Philosophie 3, Theologie 8 J. . . . war Rector verschiedener Collegien 16 J., der Prager Universität 4, und Provinzial 3 Jahre. † 1784. Joh. Jüngling lehrte die Humaniora 7 J., die Mathematik 6, die Moraltheologie 5, war Dekan der philosophischen Facultät 5 J. † 1775. Jos. Pohl lehrte . . . die Dichtkunst 1, die Rhetorik 2 J. . . . stund der Typographie vor 11 J., war Rector verschiedener Collegien 7 J. † 1778. Joach. Pleiner lehrte die Humaniora 6 Jahre, war Schulpräfect 1 J. . . Rector Colleg. 3 Jahr rc. † 1769. Ant. Körber lehrte die Humaniora 5 J., die Philosophie 4, die verschiedenen Theile der Theologie 12 J., war . . . auf der hohen Schule zu Olmütz Kanzler 3, und Rector verschiedener Collegien 15 Jahre. † 1782. Wenz. Kraus lehrte die Latinität 4 J. . . . die Theologie 15 J.; stund den lateinischen Schulen vor 3 J., war Dekan der Philosophie 4, der Theologie 3, Rector der Olmützer Universität 3 J., wie auch Rector verschiedener Collegien 13 Jahre. † 1772. Gottf. Provin lehrte die Humaniora 6 J. . . . war Provinzprocurator 4, Rector 3 J. und stund der ganzen Provinz als Provinzial vor, wie der Orden 1773 aufgehoben wurde. † 1777. Jos. Wach lehrte die Humaniora 3, die Rhetorik 2 Jahre, war Präfect der niederen Schulen 2 Jahre, las über die Philosophie 3, Moral 2, das geistliche Recht 7 J., lehrte die Hebräam 3. J. . . . . stund dem Seminario zu Olmütz 10 J. vor. † 1777. Franz Mesiczky lehrte die Grammatik 5, Poesie 1, Rethorik 6, die bürgerliche Beredsamkeit 4 Jahre . . . war Archivar 2, Feldprediger 10, Schulpräfect 5 Jahre, stund zu Prag einige Jahre der clementinischen Buchdruckerei vor; lebt zu Brünn. Ig. Franz lehrte wie gewöhnlich die Humaniora 6 Jahre . . . die höhere Theologie 8 J., stund der ganzen böhmischen Provinz 3 Jahre vor. † 1770. Leop. Fabritius lehrte die Humaniora 5 Jahre, war Schulpräfect 1 Jahr, predigte böhmisch bis zu seinem Tod 24 J. lang mit viel Beifall der Zuhörer. † 1772. Johann Haiden lehrte die Grammatik 3, die Poesie 2, die Weltgeschichte 1, die Kirchengeschichte 11 J.; war Schulpräfect 3 Jahre und Bibliothekar im clementinischen Collegio zu Prag einige Jahre . . . ist seit 1770 Beisitzer am Consistorio rc. Frz.

Gleixner lehrte die Humaniora 5, die Philosophie 3, die Moraltheologie 2 J.; stund den lateinischen Schulen einige Jahre vor . . . war Rector einiger Collegien (in Schlesien, nach der Lostrennung des Landes von Oesterreich), der Universität, und Provinzial seit mehreren Jahren. † 1782. Joh. Giranek lehrte die Latinität 4 Jahre, die Poetik 1, die Rhetorik 1, die Weltgeschichte 6 J.; las über die Alterthümer und Münzgeschichte 8, die Mineralogie 1 J., und war Präfect der Humaniorum 12 J., welches Amt er auch nach Aufhebung der Gesellschaft bis zur Stunde in Prag verwaltet. Jos. Bergmann lehrte die Grammatik 3, die Poesie 1 Jahr; war Schulpräfect 4 J., Professor der Mathematik 7, der Kirchengeschichte 3 Jahr . . . dann las er über die Kirchengeschichte auf der hohen Schule zu Prag bis zur Aufhebung des Ordens; er lebt zu Prag.

Doch ich fürchte die Leser zu ermüden: Das ganze Buch von Pelzel von Anfang bis zu Ende ist eine fortlaufende Widerlegung der vier oben angeführten Sätze des Herrn Dr. Kelle; wir ersehen daraus, daß die Humanitätsprofessoren wohl auch auf andere Aemter Aussicht hatten, als auf das eines Studienpräfecten oder Repetentenlehrers, daß sie auch Prediger, Professoren der Philosophie und Theologie, auch Rectoren in Collegien, ja (wenn sie anders die vier Gelübde abgelegt hatten) auch Vorsteher der Profeßhäuser und Provinziale werden konnten; wir ersehen, daß im Allgemeinen gewesenen Humanitätslehrern u. zw. in ganz kräftigem Alter das Amt eines Schulpräfecten übertragen wurde (bei Pelzel wenigstens konnte ich keinen einzigen hochbejahrten Präfecten entdecken); das Amt selbst aber kein lebenslängliches war, sondern nach mehr oder weniger Jahren mit einem andern vertauscht werden konnte, ja vertauscht zu werden pflegte: wie wohl es nicht von der Art war, besonders wenn die Hilfe des Praefectus atrii hinzukam, daß es nicht auch von einem Sechziger oder Siebziger hätte verwaltet werden können. (Vgl. das oben S. 233—234 Gesagte.) *)

---

*) Wenn ich S. 234 sagte, daß nach dem Institute mit dem Amte des Studienpräfecten kein anderes verbunden war, und daß er weder zu predigen noch in einer Schule zu lehren brauchte, so ist dieß an und für sich richtig, und dachte ich zunächst daran, daß er frei war vom Lehramt am Gymnasium: jedoch eben weil sein Amt kein schweres war, besonders an minder frequenten Gymnasien, und allein einen Mann nicht genug beschäftigte (ist ja auch heut zu Tage mit dem Gymnasial-Directorate der Unterricht in einem oder dem andern Gegenstande verbunden), so versah der Präfect nach Umständen wohl auch noch ein oder das andere Amt; so war mancher Vorsteher einer Congregation, oder Bibliothekar, oder

Dasselbe Resultat ergibt sich auch aus den Jahreskatalogen der österreichischen Provinz. Ich habe soeben den zweiten Band vor mir, der mit dem Jahrgange 1751 beginnt; und so will ich denn aus diesem Jahrgange ungefähr ein Dutzend Studienpräfecten herausheben, und dann sehen, ob sie noch nach 10 oder 20 Jahren in einem Amte thätig waren, oder bereits das Zeitliche gesegnet hatten: denn daraus können wir, da das Geburtsjahr, wie ich bereits oben S. 103 bemerkt, in den alten Katalogen nicht angegeben ist, annäherungsweise auf das Alter schließen, in welchem sie standen, als sie das Amt eines Studienpräfecten versahen. Es seien also folgende Schulpräfecten aus dem Jahre 1751 genannt, nebst der Angabe des Amtes, das sie in den Sechziger- oder Siebziger-Jahren bekleideten.

Joh. Focki in Klagenfurt — 1770 Rector in Leoben, Ant. Kürner in Krems — 1770 Beichtvater &c. in der Residenz in Martinsberg. Jg. Jagerhueber in Laibach — 1764 Rector in Judenburg. Mich. Frigeri in Preßburg — 1770 Operarius in der Residenz in Szepsi. Frz. Weiß in Skalitz — 1770 in Tyrnau Aufseher der Sternwarte. Joh. Bottoni in Linz — 1767 Rector in Krems. Ad. Kerskenyi in Agram — 1770 Superior in Karlstadt. Martin Preindl in Raab — 1770 Rector in Trencsin. Casp. Werfer in Judenburg — 1767 Operarius in Krems. Al. Steinkellner in Leoben — 1769 Prediger in Klagenfurt. Jos. Krcho in Neusohl — 1770 Sonntagsprediger ebendaselbst. Joh. Paul Griussi in Triest — 1770 Seminar-Regens ebendaselbst. Hier. Forchondt in Steyr, zugleich Rector — 1764 Minister im Probationshause zu Wien. Georg Hunyadi in Trencsin — 1770 Beichtvater ebendaselbst. Ant. Kanislich in Warasdin — 1770 in Požega am bischöflichen Consistorium. Ant. Socher am Gymnasium des Profeßhauses in Wien — 1770 Historiograph im Probationshause daselbst. Karl Dillherr im Gymnasium des Collegiums in Wien — 1770 Rector in Laibach. And. Friz im Theresianum in Wien — 1770 Professor des Griechischen im Collegium zu Wien.

Doch ich bin schon längst über ein Dutzend hinausgekommen, und wir wollen nur noch das Alter einiger Studienpräfecten im allerletzten Jahre 1773, dem Jahre der Aufhebung des Ordens, ins Auge fassen. Da aber der Provinzkatalog von diesem Jahre der letzte ist, so müssen wir, um ihr Alter annäherungsweise zu bestimmen, in den Katalogen

---

Verfasser der Hausgeschichte, Studenten-Exhortator, oder auch Prediger &c.: lauter Beweise, daß die Präfectur an und für sich weder viel Zeit noch viel Kräfte erforderte.

rückwärts gehen, und so wollen wir denn auf das Jahr 1751 zurückgreifen, von welchem wir in den obigen Angaben ausgegangen sind: aus der Altersstufe im Jahre 1751 können wir ziemlich genau auf ihr Alter im Jahre 1773 schließen; waren sie 1751 noch Novizen oder Magister oder Scholastiker, so waren sie auch 1773 noch nicht bejahrte Greise; und so will ich denn folgende Studienpräfecten aus dem Jahre 1773 anführen.

Jak. Hebeler im Theresianum in Wien — 1751 Theolog im 2. Cursus. Jos. Renkl am akademischen Gymnasium in Wien — 1751 Magister der Rhetorik. Norb. Pachner am Gymnasium des Profeßhauses in Wien — 1751 im 1. Jahr der Theologie. Joh. Gottgeißl in Ofen — 1751 Magister der Grammatik. Frz. Grössing in Krems — 1751 Theolog im 4. Jahr. Wolfg. Cognicovich in Fiume — 1751 Noviz im 2. Jahre. Mich. Schmidt in Klagenfurt — 1751 noch nicht im Orden, erst 1752 Noviz im 1. Jahr. Jak. Liesganig in Graz — 1751 Theolog im 2. Jahrgang. Joh. Adami in Raab — 1751 noch nicht eingetreten, erst 1755 im Noviziat. Inz. Jaufferer in Laibach — 1751 Theolog im 3. Cursus. Max. Götzen in Linz — 1751 im ersten Jahre der Theologie. Frz. Bihárz in Skaliz — 1751 in der Physik. Joh. Schwelmer in Trencsin — 1751 im 2. Cursus der Philosophie. Jos. Gullick in Tyrnau — 1751 Noviz im 2. Jahr.

Unter allen diesen Genannten läßt sich von keinem einzigen mit Bestimmtheit beweisen, daß er als Präfect im Jahre 1773 fünfzig Jahre alt war; jedenfalls waren die meisten Vierziger, einige noch Dreißiger. Was will denn nun der Herr Doctor mit seinen alterschwachen, abgelebten, der Ruhe bedürftigen Schulpräfecten? In welche Klemme hat er sich wieder verrannt, wie wird er seine Behauptung beweisen? Doch Herr Dr. Kelle bringt uns hier S. 64 endlich die schon S. 16 und S. 36 versprochenen Beweise, daß die Repetentenlehrer und die Schulpräfecten wenigstens in den letzteren Zeiten abgemüdete, an Körper und Geist geschwächte, sonst zu Nichts mehr brauchbare Greise waren. S. 64 läßt sich also der Herr Doctor folgender Maßen vernehmen: „Von 15 Präfecten, welche, um wenigstens Einiges“ (warum denn „Einiges“ wo Vieles noth thäte, der Herr Doctor hat doch sonst schon oft ohne Noth Vieles zusammengeschwäzt) „zum Belege dessen hier anzuführen, im Jahre 1768 in der böhmischen Provinz wirkten, sind acht Prediger gewesen, ehe sie zu Präfecten befördert worden sind. Einer war Professor der Theologie und der älteste unter 39 Priestern im Collegium zu Olmütz, als er 1765 zum Präfecten in Königgrätz bestimmt wurde, einer

war Missionär, einer war sogleich, nachdem er Priester geworden, zum Präfecten und zugleich Lehrer der Repetenten protegirt worden. Nur vier sind beim Lehramt gewesen, ehe sie zu Präfecten bestimmt worden sind, und es kann bei solchen Verhältnissen nicht auffallen, daß, wie oben erwähnt, die Präfecten und Lehrer der Repetenten in der Regel weniger wußten, als die Magister und Repetenten, welche sie leiten und unterrichten sollten."

Mit diesem Beweise für seine so weit gehende, wenn nicht alle Ordensprovinzen, so doch die böhmische und die österreichischen Provinzen, und 5 bis 7 Decennien umfassende Behauptung (richtiger — zweckförderliche Fiction), daß „man die Stellen des Präfecten und Lehrers der Repetenten vorwiegend mit alten, hinfällig gewordenen, kränklichen Mitgliedern, die man zu nichts mehr brauchen konnte, besetzte" (S. 64), stellt sich Herr Dr. Kelle wiederum ein gar großes Armutszeugniß aus: sein Beweis löst sich der streitigen Frage gegenüber geradezu in Nichts auf. Doch nicht nur deßhalb, weil der sogenannte Beweis des Herrn Doctors in gar keinem Verhältniß zu der zu beweisenden Behauptung steht, erscheint er als ein lächerlicher Versuch: er leidet auch an innerer Misère.

Denn 1. nennt uns der Herr Doctor keine Quelle, welcher er die obige Notiz entnommen; sucht er sie vielleicht absichtlich vor dem Leser geheim zu halten? — Hat er sie etwa aus den Jahreskatalogen der böhmischen Provinz geschöpft? Es scheint — ja es ist mehr als wahrscheinlich; denn wie könnte er sonst wissen, daß der Theologie-Professor 1765 zum Präfecten bestimmt worden, und es noch 1768 war — u. s. w.? — Ist dem so, warum verschwieg der Herr Doctor seine Quelle? — warum nannte er nicht die Provinzkataloge? zumal er dadurch seine eigene Sache gefördert hätte, denn so wie sein lang erwarteter Beweis jetzt vorliegt ohne alle Quellenangabe, dürfte er nicht nur unbedeutend, wie er auf jeden Fall ist, sondern auch verdächtig erscheinen; fürchtete er denn etwa, daß ein oder der andere neugierige Leser die Provinzkataloge nachschlagen, und das Resultat des Nachschlagens etwas ganz Anderes sein dürfte, als was er beweisen will? daß sich nämlich aus den böhmischen Provinzkatalogen dasselbe Resultat, wie aus den österreichischen, herausstellen dürfte?

2) Von all den in Rede stehenden Schulpräfecten des Jahres 1768 gibt uns Herr Doctor Kelle von keinem einzigen genau das Alter an. Selbst der Theologie-Professor konnte als ein Fünfziger unter 39 Priestern im Collegium zu Olmütz der älteste sein; denn da haben wir gleich 12—15 junge Priester, welche im vierten Cursus der

Theologie sich befanden, wir haben 6 junge Priester, die Gymnasiallehrer waren (schwerlich dürfte darunter, wenigstens nicht unter den Grammatikallehrern, ein bejahrterer gewesen sein); gab es dann noch einige Prediger und Operarii, einige Professoren der Philosophie und Theologie in einem Alter von einigen 30 oder 40 Jahren, dazu noch einige, welche die Fünfziger erreicht hatten, so konnte der Theologie-Professor des Herrn Doctors mit 55—56 Jahren allerdings der älteste im ganzen Hause sein. Ueber das Alter der Prediger und des Missionärs gibt uns der Herr Doctor gar keine Andeutung, also fand er es nicht zu hoch, sondern seinen Anforderungen entsprechend, und waren die ernannten Präfecten vermöge ihres Alters gar wohl im Stande den Pflichten ihres Amtes zu genügen.

3) Trotz des zweimal gegebenen Versprechens zu beweisen, daß „vorwiegend" abgelebte Greise zu Schulpräfecten und Repetentenlehrern bestimmt wurden, gibt uns also Herr Dr. Kelle auch jetzt, wo er doch sein Versprechen erfüllen zu wollen erklärt, von keinem einzigen Präfecten oder Repetentenlehrer die Altersstufe an: nun auf solche Weise Etwas versprechen und dann sein Versprechen halten, heißt doch sich selbst lächerlich machen*). — Aber noch viel weniger hat der Herr Doctor bewiesen, daß „vorwiegend mit hinfällig gewordenen, kränklichen Mitgliedern, die man zu Nichts mehr brauchen konnte", die genannten Stellen besetzt wurden. Wenn der Herr Doctor auch bewiesen hätte, daß mancher Präfect in einem Alter von 60 oder auch 70 Jahren stand, so hätte er nebstdem auch den Beweis liefern müssen, daß er ein „hinfällig gewordener, kränklicher" Mann war, den „man zu nichts mehr brauchen konnte". Oder glaubt denn der Herr Doctor wirklich, daß ein Mann mit 60 bis 70 Jahren nothwendig an Körper und Geist gebrochen sei? nun — dann flehe er inbrünstig zum lieben Gott, daß er ihn nicht 60—70 Jahre erleben lasse: die Erfahrung indeß zeigt nicht selten das Gegentheil; ich wenigstens habe drei k. k. Schulräthe und einen k. k. Gymnasial-Director kennen gelernt, welche alle einige sechzig Jahre alt waren, einer vielleicht auch schon das 70. überschritten hatte: und wie alt wird denn ein k. k. Gymnasiallehrer, wenn er ausdienen und zur vollen Pension berechtigt sein will? und doch sind all dergleichen Aemter bedeutend schwieriger, als das des Schulpräfecten in der alten Societät war.

4) Aber Prediger, und sogar einen Missionär plötzlich zu Schulpräfecten machen, das ist doch absonderlich; dieß zeigt doch, daß sie in

*) Vgl. S. 103—109.

ihrem bisherigen Amte nicht mehr zu brauchen waren, und wie konnten sie sich nun auf einmal in das neue hineinfinden, und demselben genügen? — wie konnten sie die Magister leiten und unterrichten?

Darauf möge Folgendes zur Antwort dienen: a) Zwischen einem stabilen Prediger und einem Missionär ist kein wesentlicher Unterschied; denn ob ein Priester als ordinärer Prediger Jahre lang in einer und derselben Stadt die Kanzel besteigt, oder als Missionär dieß an verschiedenen Orten thut, ist im Grunde ganz dasselbe. b) Die Prediger, die 1768 Schulpräfecten wurden, deßhalb für abgelebte, unbrauchbare Leute zu halten, wäre ein voreiliger Fehlschluß: manche von diesen Predigern hielten vielleicht, während sie die Präfectur verwalteten, die Exhorten für die Studenten, oder waren Vorsteher irgend einer Sodalität, oder auch außerordentliche Prediger und Beichtväter in der Kirche; manche von diesen zu Schulpräfecten gewordenen Predigern werden nach 3—4 Jahren in den Provinzkatalogen wieder als Prediger, oder als Rectoren in Collegien, oder Superioren in den Residenzen oder sonst in einem und dem andern Amte thätig erscheinen: all dergleichen ergibt sich aus den Provinzkatalogen, und zum Theil auch aus dem, was ich oben aus Pelzel angeführt habe. c) Diese Prediger waren alle Grammatikallehrer, und als junge Priester wohl auch Humanitätslehrer gewesen: auf jeden Fall kannten sie die Ratio stud. und die Obliegenheiten des Präfecten gar wohl; auch war es bei den minder complicirten Verhältnissen in jener Zeit und dem festgesetzten gleichmäßigen Reglement des ganzen Schulwesens keine schwere Aufgabe sich darin zurecht zu finden. d) Als einstmalige — vielleicht vor nicht gar langer Zeit gewesene — Gymnasiallehrer konnten sie allerdings den angehenden Magister in einzelnen Fällen (denn oft traten dergleichen Fälle nicht ein, und fehlte es den Magistern auch an praktischer Vorbereitung für das Lehramt nicht, wie wir S. 80—81, 85—86, 196 2c. gesehen haben) in der Lehrmethode und in der Behandlung der Knaben leiten, sie in den Wissenschaften förmlich zu unterrichten, war nicht ihre Aufgabe — das ist nur eine Fiction des Herrn Doctors. Vgl. S. 236 1). Uebrigens hatte so ein Prediger, oder Missionär, oder Theologie-Professor sein Latein und Griechisch nicht vergessen, um beurtheilen zu können, ob und in wie weit der Magister seiner Pflicht nachkomme, ja nöthigenfalls ihn auch wissenschaftlich mit Rath und That zu unterstützen: was sie fast von Kindheit auf viele Jahre lang gelernt, als Grammatikal- und Humanitätsprofessoren Andere gelehrt, und so lieb gewonnen und sich angeeignet hatten, das war noch ihr geistiges Eigen-

thum: — und nach dem Wortlaut und Geist des Institutes dürfen wir annehmen, daß keiner zum Amt eines Schulpräfecten bestimmt wurde, der nicht die nöthigen Kenntnisse hiezu besaß; mußte ja doch der Präfect mit drei andern Priestern von Jahr zu Jahr das Drama und die Rede der Magister in den Grammatikalklassen censiren, wie uns Cornova erzählt (vgl. S. 310) und Herr Dr. Kelle selbst S. 38 ihm nacherzählt, und wenn Cornova über manche solche Censoren sich tadelnd ausspricht, so thut er dieß nicht deßhalb, weil es unwissende Leute waren, sondern weil ihr Geschmack in der Jugend auf unklassische Bahnen war geleitet worden. Vgl. S. 237. 3. Zur Beleuchtung des dort Gesagten möge Folgendes dienen:

Bohuslav Balbin, einer der größten Gelehrten und fruchtbarsten Schriftsteller Böhmens, war, wie Pelzel berichtet, einige Jahre auch Missionär gewesen; glaubt nun Herr Dr. Kelle, daß Balbin, wenn er, nachdem er Missionär gewesen, zum Studienpräfecten ernannt worden wäre, zu diesem Amte nicht fähig gewesen wäre? — Der berühmte, S. 279—280 besprochene Domprediger in Augsburg, Franz Neumayr, verfaßte seine zahlreichen in trefflichem Latein geschriebenen asketischen Schauspiele, während er Präses der lateinischen Sodalität in München war; ich dächte, er hätte hernach gar wohl Schulpräfect werden können. Wir haben in unserer Bibliothek ein Buch, das folgenden Titel führt: Virtutis et Honoris Aedes — In Heroibus et Poematis XXV Graeco-Latinis Ordine Literarum deductis Adaperta — Nec non eruditis Prolusionibus illustrata — Authore P. Arnoldo Angelo e Societate Jesu. Micro — Pragae*) etc. Das Buch in Quartformat umfaßt 575 Seiten und enthält in alphabetischer Ordnung 25 epische Gedichte in lateinischen und griechischen Hexametern; in der Vorrede sowie in den Einleitungen und Randbemerkungen zu den einzelnen Gedichten verräth der Verfasser eine stupende Belesenheit und Bekanntschaft sowohl mit der antiken griechischen und römischen, als mit der neuern kirchlichen und profanen Literatur. Und wer war der Verfasser? — Ein Missionär der böhmischen Ordensprovinz im 17. Jahrhundert — P. Arnold Engel (Angelus); seine Dedication an den Bischof von Olmütz und Reichsfürsten Karl Grafen von Lichtenstein schließt er mit der Unterschrift: „Celsissimi et Reverendissimi Principis Caroli — Servus in Christo et indignus Missionarius — Arnoldus Angelus S. J." Auch dieser Mis-

*) Das Werk ward zweimal in Prag aufgelegt 1666 und 1691. Mehreres über P. Engel und seine Schriften bietet Pelzel.

sionär, dächte ich, wäre nicht unfähig gewesen, das Präfecten-Amt zu verwalten. Von einem andern Missionär der böhmischen Provinz — und zwar von keinem inländischen, wie Arnold Engel war — lesen wir bei Pelzel: „Karl Przikril . . . geboren zu Prag 1718 . . . wurde Jesuit 1734 . . . . lehrte die Grammatik 4, die Poesie 1, die scholastische Theologie 10 Jahre. Wurde nach Ostindien geschickt, und war Director der Studien im erzbischöflichen Seminario zu Goa 3 Jahre; Examinator daselbst 1, und Exhortator Dom. 10 Jahre. Wie die Societät daselbst aufgehoben ward, kam er nach Lissabon, wo er nebst andern Jesuiten 6 ganze Jahre in einem finstern Kerker zubringen mußte; bis sich die selige Kaiserin Maria Theresia derselben, als ihrer Unterthanen, annahm. Er kam nach Böhmen 1768 wieder zurück; war Rector des Collegii zu Königgrätz von 1772 bis zur Aufhebung des Ordens. Starb daselbst im bischöflichen Seminario 1785. Er wurde von Jedermann, besonders von dem heutigen Herrn Bischof, seiner Gelehrsamkeit und glänzenden Tugenden wegen geschätzt und geliebt.“ Nun denn — dieser Jesuit, der 10 Jahre Theologie-Professor in Böhmen, und dann 10 Jahre Missionär im fernen Ostindien gewesen, hatte doch sicher sein Latein und Griechisch vergessen; besonders, da er nur 4 Jahre die Grammatik und 1 Jahr die Poetik docirt hatte: mit nichten; in Goa verfaßte er als Exhortator „Dramata et exercitia Poetica“, und hatte dabei noch Zeit, eine „Grammatik der canarischen Sprache zu schreiben, welche die Hindus in Goa und in den herumliegenden Landschaften reden“, und eine Reihe von „Briefen“ aufzusetzen, „worin die Stadt Goa, das dortige Collegium und der Hafen, so wie die Sitten der Hindus beschrieben, und die Irrthümer mehrerer Schriftsteller, die hierüber geschrieben, aufgedeckt werden.“ Und was that er im Gefängnisse? Dort übersetzte er eine in französischer Sprache geschriebene griechische Grammatik ins Lateinische, und vermehrte sie noch mit seinen eigenen und aus andern Grammatiken gezogenen Anmerkungen. All diese Angaben finden wir in Pelzel's Buche. Nun — glaubt denn Herr Dr. Kelle nicht, daß der Missionär Przikril nach seiner Rückkehr nach Böhmen eben so gut hätte Studienpräfect werden können, als er Rector geworden ist? Ich glaube, diese Beispiele dürften genügen, um das, was ich S. 237—3 gesagt, gehörig zu illustriren, daß nämlich ein Jesuit in der alten Societät dadurch, daß er Prediger wurde, oder einen philosophischen oder theologischen Lehrstuhl bestieg, nicht alsogleich seiner klassischen Bildung verlustig ging, und ganz gut das Amt eines Studienpräfecten übernehmen

konnte. Dies scheint nun Herr Dr. Kelle nicht begreifen zu wollen; und kein Wunder, seitdem die Studenten im Gymnasium kein Latein mehr lernen (die Ausnahmen können kaum in Betracht kommen), gehören solche Erscheinungen zu den Seltenheiten, und der Herr Doctor urtheilt so wohl sicher aus dem eigenen Selbstbewußtsein: denn sonst hätte er sich vielleicht doch herbeigelassen, die Festrede bei Gelegenheit der Säcularfeier Sr. k. und k. apostolischen Majestät in lateinischer Sprache zu halten, wie von einer Seite her beantragt worden war, statt mit einer so schalen Ausflucht sich selbst zu blamiren. (S. „Vaterland" 7. December 1873).

5) Aber wozu der so oftmalige Wechsel? wäre es nicht besser gewesen, stabile Präfecten anzustellen, wie heutzutage stabile Gymnasial-Directoren angestellt werden?

Ob dieß besser gewesen wäre oder nicht, darüber ließen sich vielleicht ebenso viele Gründe pro als contra angeben, welche ich hier nicht zu erörtern brauche: so viel ist indeß gewiß, daß aus dem Umstand, daß Jemand stabil in einem Amte angestellt ist, nicht mit Sicherheit geschlossen werden kann, daß er zu diesem Amte auch am besten tauge, und kein Anderer es besser verwalten könnte; ja es kann auch geschehen, daß der stabil Angestellte allmählich in seiner Amtssphäre sich nicht wohl fühlt, und ein Wechsel sowohl ihm selbst als seinen Subalternen erwünscht erscheint. Dieser Wechsel in der Verwaltung der Aemter ward nun in der Societät geboten — natürlich unter Wahrung der höheren Interessen, so daß die Aemter selbst nicht litten — und in dieser Beziehung wohl oft den geäußerten Wünschen der Untergebenen von Seite der Oberen willfahret.

6) So hat uns denn Herr Dr. Kelle wohl einen Theologie-Professor und einen Missionär und acht Prediger genannt, die Studienpräfecten geworden sind; aber selbst diese Angabe verliert allen Werth theils, weil er die Quelle, aus der er sie geschöpft, anzugeben sich gescheut, theils, weil er das bestimmte Alter von keinem einzigen dieser 10 Präfecten angibt: der Herr Doctor erklärt aber noch obendrein, den Beweis liefern zu wollen, „daß man die Stellen des Präfecten und Lehrers der Repetenten vorwiegend mit alten, hinfällig gewordenen, kränklichen Mitgliedern, die man zu nichts mehr brauchen konnte, besetzte;" aber wo sind denn diese „hinfällig gewordenen, kränklichen Mitglieder"? Vergebens sucht sie der forschende Blick des Lesers. Wenn das nicht die Leser zum Besten haben heißt, so weiß ich nicht, was es heißt.

Und was endlich die „alten, hinfällig gewordenen, kränklichen" Repetentenlehrer betrifft, so befindet sich der Herr Doctor vollends in einer desperaten Lage, und trotz des besten Willens, einen solchen aufzufinden und als Exempel anzuführen, will es ihm doch nicht gelingen, und befindet er sich offenbar in großer Verlegenheit, und die Verlegenheit wird zur Confusion, und in der Confusion nennt uns der Herr Doctor statt eines alten einen — ganz jungen Repetentenlehrer: das heißt doch das Maß des Lächerlichen übervoll machen.

Aber noch ein Curiosum, das vom genialen Scharfsinn und gediegenen Urtheil des Herrn Doctors zeugt, dürfte für die Leser nicht uninteressant sein. Um seine Fiction, daß „die Stelle eines Präfecten oder Lehrers der Repetenten sehr bald als eine Ruhestelle" angesehen ward, und als solche gewöhnlich Predigern und Wirthschaftern, nicht Humanitätslehrern, übertragen wurde, aufrecht zu erhalten, braucht er eine zweite und fingirt, für erstere sei eine solche Ruhestelle nothwendiger gewesen, als für letztere; und um diese Fiction zu stützen, greift er zu einer dritten und behauptet, daß das Amt eines Humanitätslehrers leichter war, als das eines Predigers oder Wirthschafters (S. 63—64). Ich aber meine, das heiße den gesunden Menschenverstand geradezu ins Gesicht schlagen. Alle 8 oder 14 Tage predigen sollte mühsamer sein, als jeden Tag fünf Stunden lang die Jugend in der Schule unterrichten, und dabei täglich mit der Korrektur lateinischer und griechischer Pensa in Vers und Prosa sich abmühen, besonders so vieler Pensa, wie in der alten Societät gegeben wurden? Und erst das Amt eines Wirthschafters! — Dieser hatte vermöge seines Amtes vollends nichts Weiteres zu thun, als die Rechnungen über die Einnahmen und Ausgaben zu führen, durch einen Frater den Einkauf der nothwendigen Sachen zu besorgen, und wenn ein Collegium einen Meierhof mit Grundstücken und Viehstand besaß, den Frater (villicus), der darüber die Aufsicht führte, von Zeit zu Zeit zu fragen, ob Alles in Ordnung sei, oder, falls er selbst etwas von Ackerbau und Viehzucht verstand, in eigener Person hin und wieder nachzusehen, weßhalb nicht selten der Rector selbst dieses geringfügige Amt übernahm, wie auch Cornova Brief 14, A. q bemerkt, und Herr Dr. Kelle sicher gelesen hat. Das Institut wenigstens urtheilt anders als unser Herr Doctor; denn dieß gestattet den lebenslänglichen Gymnasiallehrern ein oder das andere Rastjahr, um von der Anstrengung sich zu erholen (vgl. S. 225); von einer ähnlichen Vergünstigung für Prediger und Wirthschafter aber ist nirgends die Rede. Und so dummes Zeug schreibt ein Doctor an einer

Universität zusammen, der sich noch obendrein für weise genug hält, um anderen Leuten Verstandlosigkeit vorzuwerfen!

Aber mit der Behauptung: „daß Humanitätsprofessoren zu Ehrenämtern aufstiegen, war so selten, daß es beinahe nicht in Betracht kommt“ — (S. 64) findet Herr Dr. Kelle einigen Rückhalt an Cornova, welcher Brief 14, S 204 folgendes hat: „Von der Würde eines Rectors war zwar in Hinsicht seiner eher verwalteten Aemter Niemand ausgeschlossen, wenigstens durch die Verfassung des Ordens nicht. Doch ich rede von dem, was geschah. . . . . Meistens wurden ehemalige Lehrer der höheren Wissenschaften dazu“ (zum Rectoramt) „berufen, nicht so oft, wie diese, ehemalige Prediger, manchmal ein Wirthschafter; aber am seltensten ein Humanist.“ Cornova ist hier, indem er in so allgemeinen Ausdrücken spricht, offenbar auch etwas ins Phantasiren hineingerathen, und der Herr Doctor phantasirt ihm beinahe buchstäblich nach: man vergleiche nur, was ich oben aus Pelzel und den österreichischen Provinzkatalogen angeführt habe; wohl viele der dort genannten Rectoren waren Humanitätslehrer gewesen. Doch mit Cornova kann man sich schon zurechtfinden: er hat nämlich stabile, lebenslängliche Humanitätslehrer im Auge, die sich bereit erklärt hatten, fortwährend als Gymnasiallehrer in der Societät zu wirken, weil gerade ein solcher Wirkungskreis ihrer Neigung und ihren Wünschen am meisten entsprach, von denen vielleicht auch manche schon als Candidaten das Versprechen abgegeben hatten, dem Gymnasiallehramte ihr ganzes Leben widmen zu wollen, und unter dieser Bedingung die Aufnahme erhalten hatten (vgl. das S. 225 Gesagte). Da kommt aber Cornova mit sich selbst in einigen Widerspruch; denn er selbst sagt uns in demselben Briefe (14, S. 204—206), daß es dergleichen junge Jesuiten viele gab, „welche nach den Lehrstühlen auf Gymnasien . . . . als nach einer beinahe lebenslänglichen Bestimmung strebten . . . . die für die Reize der Musen so empfindlich gewesen zu sein schienen, daß sie selbst jedes mit ihrem Stande verträglichen Vorzugs . . . nicht achteten:“*) wie kann es denn nun Cornova auffallend finden, daß solche Humanitätsprofessoren gar selten zu Rectoren ernannt wurden, da die meisten darunter ihr Lehramt jedem Vorsteheramte vorzogen, wozu sie keine Neigung und Lust und wohl auch kein Geschick in sich verspürten? — Und ist es denn ein gar so großes Glück, Vorsteher zu sein? zumal die Gabe, Andere zu leiten, wirklich, wie die Erfahrung zeigt, eine sehr seltene ist. Zudem mußten die Oberen wünschen, so viel als möglich stabile Gymnasiallehrer

*) Vgl. S. 225—226, wo die ganze Stelle aus Cornova angeführt ist.

beisammen zu behalten; denn leichter war es, die Stelle eines zum Rector ernannten Theologieprofessors oder Predigers zu ersetzen, als die eines stabilen, berufseifrigen Humanitätslehrers, wie denn das Institut selbst anerkennt, „daß es schwerer sei, auch nur einen in der klassischen Literatur Bewanderten zu finden, als viele in anderen wissenschaftlichen Zweigen.“ (Vgl. S. 79—80.)

Wenn also ein solcher stabiler Humanitätslehrer selten zum Rector ernannt wurde, so geschah dieß nicht aus Geringschätzung dieser Studien, wie offenbar Herr Kelle andeuten will; — im Gegentheil, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit derselben ward in der Societät immer sehr hoch geachtet (vgl. S. 79) — sondern ergab sich aus der Natur der obwaltenden Verhältnisse, und wenn Cornova hinzufügt: „Es wäre doch für den Flor der Gymnasien zuträglich gewesen, wenn die Lehrer an denselben in dem Obern des Hauses auch mitunter einen Collegen erblickt hätten, der ihre Arbeiten aus mehrerer und näherer Erfahrung — eine entferntere hatte wohl jeder Jesuit, weil jeder als Magister gelehrt hatte — besser zu würdigen gewußt hätte“ (Brief 14, S. 203—204)*): so hat dies gar wenig zu bedeuten, denn mitunter, wenn auch selten, wurde ja ein Humanitätsprofessor auch Rector, und jeder Rector wußte die Arbeiten der Gymnasiallehrer wohl zu würdigen, nicht bloß, weil er selbst als Magister, sondern in den meisten Fällen auch als Priester an einem Gymnasium gelehrt hatte, und endlich das Institut ihm, als dem eigentlichen Studienpräfecten, es zur Pflicht machte, auf Schule und Lehrer sein sorgfältiges Augenmerk zu richten.

In Folgendem unterrichtet uns Herr Dr. Kelle mit geschwätziger Umständlichkeit über die Kenntnisse und Befähigung der Humanitätslehrer, über ihre Strebsamkeit und ihren Berufseifer, gerade als wenn er selbst leibhaftig diese Humanitätslehrer vor 100 und 200 Jahren in den verschiedenen Collegien der böhmischen und österreichischen Provinz gekannt, beobachtet, examinirt hätte: und da dies nun einmal in das Reich der Unmöglichkeiten gehört, so wird man geradezu versucht, zu glauben, daß der Herr Doctor die Gabe des Hellsehens in einem ganz außerordentlichen Grade besitzt, in einem Grade, der ihm auch den Schleier

*) Diese Stelle Cornova's paraphrasirt Herr Dr. Kelle in folgender Weise: „Obwohl Einsichtsvollere“ (wer sind denn alle diese Einsichtsvolleren? er kann nur den einzigen Cornova im Auge haben) „unter den Jesuiten sich stets“ (woher dieses „stets“?) „dahin aussprachen, wie gut es für die Gymnasien wäre, wenn öfter Männer Rectoren geworden wären, die die Gymnasien und ihre Bedürfnisse kannten.“ (Nun sie kannten selbe nach Cornova, wenigstens aus entfernterer Erfahrung.)

der Vergangenheit lüpft: wenigstens auf die gewöhnliche Methode, historische Thatsachen zu erhärten, läßt er sich nicht ein; vergebens sieht man sich im langen Tiradengewebe nach Beweisen, Zeugnissen, Beispielen und derartigen Documenten um: einige wohlfeile hypothetische Sätze, worauf er lustig herumreitet, und langathmige Wiederholungen bereits breit geschlagener, unerwiesener, aber als erwiesen vorausgesetzter Behauptungen (denn daß er sie erwiesen habe, dürfte wohl der Herr Doctor selbst nicht im Ernste überzeugt sein), das ist alles, was wir von Seite 65—69 finden. Was da auf diesen drei Blättern Herr Dr. Kelle mit Aufbietung, wie es scheint, seines ganzen Genies, zusammenfabelt, können wir so ziemlich als die Quintessenz seines reich begabten, transcendental-speculativen Geistes, wenn nicht hochachten, so doch — betrachten, oder richtiger gesagt — verachten: so sehr steht das Gewäsche des Herrn Doctors unter aller Kritik — unwürdig nicht bloß eines Schuljungen, sondern selbst eines gewöhnlichen Klatschweibes; um jedes Tröpfchen Tinte, um jedes Fleckchen Papier, das man zur Besprechung des ebensoböswilligen als gedankenlosen Geschwätzes verbrauchen würde, wäre es jammerschade, und die beste Kritik ist dies, daß man den Herrn Doctor auffordert, seine Sätze von S. 65—69 zu beweisen, was ich hiemit öffentlich thue, mit dem Bemerken, daß ich gerne meinen Irrthum gestehen, und dem Herrn Doctor volle Gerechtigkeit widerfahren lassen werde, falls er die Beweise bringt; wo aber nicht, so erkläre ich ihn schon jetzt vor aller Welt für einen ebenso albernen als nichtswürdigen Lügner und Verleumder, für den Wahrheit und Ehrlichkeit leere Namen sind.*)

Um dem Herrn Doctor die Arbeit zu erleichtern, will ich aus seinem Wortschwalle einige Sätze ausheben, die zu beweisen er auf Ehre und Gewissen verpflichtet ist; es sind folgende:

1) daß „die Humanitätsprofessoren wohl mehr Zeit**) hatten, ihre Kenntnisse zu erweitern, als die Magister, aber Gelegenheit ihnen ebenso fehlte, wie diesen.“ (S. 65.) — 2) daß „der größeren Anzahl der

*) Der geehrte Leser wird meine heftige Sprache begreifen; gerne möchte ich auf die öffentliche Stellung des Herrn Dr. Kelle Rücksicht nehmen: aber ich glaube ganz sachgemäß vorzugehen, und warum soll denn ich auf seine öffentliche Stellung Rücksicht nehmen, da er selbst darauf keine nimmt? Oder seit wann und woher hat denn ein Doctor das Privilegium, Andere muthwillig in den Koth zu ziehen?

**) Natürlich die Humanitätsprofessoren als Priester mußten Brevier beten — im Durchschnitt 1½ Stunde täglich —, sie mußten nach der heil. Messe wenigstens ¼ Stunde auf die Gratiarum actio verwenden: die Magister hingegen als Cleriker waren davon frei, und darum hatten jene mehr Zeit als diese — o Weisheit des Herrn Doctors! —

Humanitätsprofessoren nicht bloß Kenntnisse fehlten, sondern auch Befähigung und Freude zu ihrem Beruf." (S. 66.) — 3) daß „etliche von den jüngeren Humanitätsprofessoren sich nur auf unerlaubtem Wege, aus verbotenen Büchern, unter beständigem Kampfe gegen eine erdrückende Despotie literarisch über das Niveau der anderen erheben, so wie wissenschaftlich weiter ausbilden konnten." (S. 68.) — 4) daß es „den Jesuiten bis zu ihrer Aufhebung nicht eingefallen ist, die Professoren der Poetik und Rhetorik für diese höheren Klassen weiter ausbilden zu lassen, oder ihnen wenigstens einige Zeit vor Uebernahme des Amtes zur eigenen Arbeit zu gönnen." (S. 68.) — 5) daß „die Lehren der Repetition schon während des Studiums der Philosophie vergessen, überdies nach dem Plane der Societät stets nur für den Unterricht in den vier niederen Klassen berechnet, unbegreiflicher Weise auch für den Unterricht in den zwei höheren genügen sollten". (S. 68.) — 6) Daß der Herr Doctor „gezeigt, daß die Magister während des Magisteriums wissenschaftlich nicht weiter kamen und kommen konnten." (S. 69.) 7) Daß in einem „Zeitraum von mindestens fünf Jahren des Studiums der lateinischen Sprache nicht einmal gedacht werden sollte." (S. 69.) 8) Daß „man völlig unfähige Männer, welche zum Unterrichten keine Lust hatten, an Jahren vorgerückte Priester, welche sich nach Ruhe sehnten, zum Lehramt bestimmte." (S. 69.) *)

Für diese acht Sätze muß nun Herr Dr. Kelle klare, bündige, entscheidende Beweise bringen: sonst bleibt es bei der obigen Erklärung; daß aber mit hohlem Geschwätz, mit Halbheiten, Sophismen, Verdächtigungen und dergleichen Kunstgriffen bei mir nichts auszurichten ist, davon wird sich der Herr Doctor bereits zur Genüge überzeugt haben.

Aus diesen unerwiesenen und unerweisbaren Prämissen zieht dann

---

*) Der Leser dürfte sich wohl schon öfters verwundert haben, wie denn ein Herr Doctor, ein öffentlicher Lehrer an einer Universität, so unbesonnen mit so vielen Textverstümmelungen und Widersprüchen, und ebenso kecken als unerwiesenen Behauptungen vor das Publikum zu treten wagte: mir wenigstens kam öfters der Gedanke, daß einige Partien des elenden Machwerkes von irgend einem Stümper herrühren müssen, dem der Herr Doctor seinen Namen geliehen. Wie ich nun aus sicherer Quelle erfahren habe, hatte der Herr Doctor allerdings einen edlen Gehilfen an der edlen Arbeit, der ihm Material zugeschickt, und vielleicht auch Einiges componirt hat: einen Lehrer an einem Gymnasium im nordwestlichen Böhmen, den ich, um Scandal zu vermeiden, für jetzt nicht näher bezeichnen will. Wie viel Blätter nun aus seinem Lorbeerkranze der edle Ritter von la Mancha seinem Sancho Pansa abtreten muß, wird er selbst am besten wissen: ich indeß halte mich an den Haupthelden, der seinen Namen auf die Kriegsfahne geschrieben hat.

Herr Doctor Kelle mit logischer Schärfe den ebenfalls unerwiesenen und unerweisbaren Schluß, daß die Mißerfolge auch in den höheren Gymnasialklassen groß waren, und „die Schüler in den oberen wie unteren Schulen überhaupt quantitativ und qualitativ wenig lernten.“ (S. 69—70.)

Mit demselben, ja mit besserem Rechte, da es dem Herrn Doctor bisher auf 69 Seiten trotz aller Mühe und so vieler eben nicht löblicher Kunstgriffe und Strategeme nicht gelungen ist, seinen Satz zu begründen, kann ich das Gegentheil behaupten, daß nämlich die Schüler gut unterrichtet wurden, und auch die schwächeren wenigstens so viel lernten, um nach Beendigung des Gymnasialcursus zum Studium der philosophischen Disciplinen, dann zu dem der Fachwissenschaften übergehen und beide mit Erfolg oder auch mit Auszeichnung absolviren zu können. Diese meine Behauptung muß wenigstens so lange als richtig anerkannt werden, bis Herr Dr. Kelle die so eben aufgestellten 8 Sätze nebst so manchen anderen im Vorhergehenden besprochenen Dingen bewiesen haben wird.

Da ich aber wahrscheinlich gar lange darauf werde warten müssen, so will ich den geehrten Leser mit einigen Zeugnissen und Thatsachen, die ich eben zur Hand habe, bekannt machen, welche für die Richtigkeit meiner Behauptung sprechen dürften.*)

Zu ganz anderen Resultaten, als Herr Dr. Kelle, gelangte z. B. Cretineau-Joly, der Verfasser einer „Geschichte der Gesellschaft Jesu“, in seinen Forschungen über die Jesuiten-Schulen. Er handelt darüber im 3. Kapitel des 4. Buches, und es lohnt sich der Mühe, das ganze Kapitel zu lesen, und eine würdigere Aufgabe wäre es für unsern Herrn Doctor, Cretineau-Joly zu widerlegen, statt so ins Blaue hinein zu behaupten, daß man in den Jesuiten-Schulen wenig lernte; ich aber muß mich darauf beschränken, den Leser auf das genannte Werk zu

*) Zu Anfang dieses Jahrhunderts, ja noch in den Zwanziger- und Dreißiger-Jahren wäre eine solche Mühe ziemlich überflüssig gewesen; denn damals, wo Männer, die ihre Jugendbildung in Jesuitenschulen erhalten hatten, noch nicht gar selten waren, galt es in der öffentlichen Meinung so ziemlich als ausgemachte Thatsache, daß die Jesuiten es verstanden haben, in ihren Schulen die jungen Leute sowohl christlich zu erziehen, als auch wissenschaftlich zu bilden, besonders in der Kenntniß der lateinischen Sprache, des damals wichtigsten Lehrgegenstandes in den Gymnasien. Heut zu Tage hingegen, nachdem bereits seit Aufhebung des Ordens so viele Generationen dahingegangen, und so viele Studienpläne und Unterrichtssysteme aufgetaucht, um bald wieder andern Platz zu machen, sind die Jesuitenschulen so viel als verschollen.

verweisen. „Sie“ (die Jesuiten) „hatten allenthalben,“ sagt der Verfasser gegen Ende des 3. Kapitels, „berühmte Kirchenprälaten, Heerführer, obrigkeitliche Personen, Gelehrte und Schriftsteller gebildet, — welche den unvergänglichen Ruhm ihres Vaterlandes ausmachen werden,“ — und dann zählt er ziemlich lange Reihen von solchen Heerführern, Prälaten, Staatsmännern und Gelehrten auf, und fährt dann fort: „Dieses Gemische ruhmvoller Individualitäten, welche nur genannt zu werden brauchen, um glorreiche Erinnerungen zu erwecken, und deren Verzeichniß ins Unabsehbare verlängert werden könnte, wird die Ueberzeugung gewähren, daß die Jesuiten ihre Zöglinge keineswegs zu einer frühzeitigen Unwissenheit verdammten, und ihre Herzen nicht unbedingt zum ordens- oder weltgeistlichen Berufe stimmten.“

Aber Herr Dr. Kelle wünscht vielleicht ähnliche Zeugnisse über die Jesuiten-Schulen in Deutschland und Oesterreich zu vernehmen. Nun um den Wunsch des Herrn Doctors brauche ich mich erstens gar nicht zu bekümmern, denn er selbst hat bisher kein einziges positives Zeugniß gebracht, um seine Behauptung, daß die Jesuiten-Schüler quantitativ und qualitativ wenig lernten, zu beweisen; Cretineau-Joly führt aber unter den großen Männern, die von Jesuiten gebildet worden, nicht bloß Franzosen an, sondern auch Deutsche, Oesterreicher, Italiener u. s. w.; doch den Lesern zu Liebe will ich auch einige Zeugnisse hinsichtlich der Jesuiten-Schulen in Deutschland und Oesterreich anführen, da mir glücklicher Weise eben einige zu Gebote stehen.

Ich habe ein nagelneues Buch vom Jahre 1874 vor mir; es führt den Titel: „Geschichte des königlichen Erziehungsinstitutes für Studirende in München &c. von P. Beda Stubenvoll, Conventual des Stiftes St. Bonifaz.“ Dieses Institut war auf die dringenden Vorstellungen und Bitten der Jesuiten, besonders des P. Joh. Koblenzer, von Herzog Albert V., dem Großmüthigen, 1574 unter dem Namen Seminarium Gregorianum gestiftet, und von der Societät bis zu ihrer Aufhebung geleitet worden. Von Seite 164—171 gibt der Hochw. Herr Verfasser in chronologischer Ordnung vom Jahre 1595 bis 1727 die Namen*) mehrerer Zöglinge des Seminars, „die sich“, wie er selbst sagt, „in ihren spätern Leben ehrenvolle Stellungen errangen, und deren Ruhm sich zum Theil über die Dauer ihres Lebens und über des Vaterlandes Grenzen hinaus erstreckte, Namen fortbestehend in

*) Von dem Jahre 1727 bis zur Aufhebung des Ordens war es Herrn P. Stubenvoll nicht möglich, ein Verzeichniß zusammen zu bringen.

der Geschichte und im Andenken des bayerischen Volkes." Die Zahl dieser Zöglinge beläuft sich auf 88, und darunter befinden sich 11 Aebte, 20 Domherren und churfürstliche oder bischöfliche Räthe, über 30 Doctoren, Licentiaten, Magistri artium und berühmte Prediger; die übrigen vertheilen sich auf andere Stände — Militärs, Musiker, Aerzte ꝛc. Also scheinen doch die Jesuiten den Unterricht sowohl im Gymnasium, das die Zöglinge besuchten, als im Gregorianum selbst emsig betrieben und umsichtig geleitet, und diese so viel gelernt zu haben, daß alle ihren späteren Berufspflichten zu genügen und viele sogar eine ausgezeichnete Stellung sich zu erringen vermochten. Die erzielten Resultate werden noch befriedigender erscheinen, wenn man bedenkt, daß das Seminarium Gregorianum eine Stiftung für Knaben unbemittelter Eltern war, welche Talente und Lust zu den Studien zeigten. — Von den Erfolgen des Jesuiten-Unterrichtes bei den Zöglingen des Gregorianums in München können wir mit so ziemlicher Gewißheit auf ähnliche Erfolge desselben in andern Seminarien und Gymnasien in Baiern, ja in ganz Deutschland und auch in Oesterreich schließen, wurden ja doch alle nach denselben Grundsätzen und in ähnlicher Weise geleitet. Und was gerade Oesterreich betrifft, so steht mir ein ähnliches Dokument, wie das des Hochw. P. Stubenvoll, ja in mancher Hinsicht ein noch großartigeres zu Gebote: nämlich ein Büchlein*) (8⁰ mit 240 Seiten), worin die Geschichte des Convictes in Prag unter der Leitung der Gesellschaft Jesu vom Jahre 1560 (dem Gründungsjahre) bis 1674 erzählt wird, und all die ausgezeichneten Männer, die aus demselben hervorgegangen, verzeichnet sind. Der Name des Verfassers, eines ehemaligen Zöglings des Convictes ist: „Wenzeslaus Czerwenka von Wieznow, Magister der freien Künste und der Philosophie, Dekan in Giczin"; ein Schriftsteller, der auch durch anderweitige Werke sich bekannt gemacht hat. In sieben Kapiteln, auf 110 Seiten gibt da Czerwenka die Namen derjenigen Mitglieder des Ferdinandeischen Convictes seit 114 Jahren, die später durch ihre Stellung in Staat und Kirche, durch Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und schriftstellerische Thätigkeit sich hervorgethan haben. Selbstverständlich muß ich mich auf die Ueberschrift der Kapitel beschränken, und bemerke nur, daß der Verfasser von

*) Der vollständige Titel desselben lautet: Notitia Collegii Convictorum Societ. Jesu Pragae ad S. Bartholom. continens ejusdem Ortum, progressum, Fundatores, Virosque pietate, literis et dignitatibus qua sacris qua politicis Illustres Scriptore Wenceslao Czerwenka de Wieznow, AA. LL. et Philosophiae Magistro, Decano Giczinensi etc. — Pragae — Anno 1674.

gar vielen der Genannten mehr oder weniger umständliche Notizen über ihre Verdienste um Staat und Kirche, über ihre Kenntnisse, Tugenden und schriftliche Werke mittheilt. Die Ueberschrift des 13. Kapitels lautet: „Von denjenigen, die aus unserem Convict zu höheren kirchlichen Würden befördert worden sind.“ Es zerfällt in 24 Paragraphe und umfaßt 62 Seiten; unter den Angeführten befinden sich zwei Erzbischöfe von Prag und zwei Bischöfe von Olmütz, sechs Suffragan- und ernannte Bischöfe; eine große Menge von Domherren in ihrer verschiedenen Rangordnung und infulirten Prälaten inner- und außerhalb Böhmens; zuletzt kommt eine lange Reihe von Dekanen in verschiedenen Städten. Das 14. Kapitel trägt die Ueberschrift: „Vorsteher in verschiedenen Orden“ — darunter sind angeführt 8 Prämonstratenser-, 5 Benedictiner-, 4 Cistercienser-Aebte. Das 15. Kapitel gibt die Namen der Doctoren, Licentiaten und Baccalaurei der Theologie; das 16. die der Doctoren und Licentiaten beider Rechte; das 17. macht mit den Professoren, den Baccalaurei und Magistern der Philosophie bekannt; im 18. Kapitel werden die Zöglinge des Convictes besprochen, welche den vornehmsten Adelsfamilien Böhmens angehörten, später die höchsten Würden bekleideten, und durch edle Thaten sich um ihr Vaterland verdient machten; im 19. endlich werden besonders die vornehmsten Jünglinge hervorgehoben, welche dem außerböhmischen Adel angehörten (Söhne von Reichsfürsten, Grafen und Baronen), und vom glänzenden Rufe des Convictes angezogen in demselben ihre Jugendbildung erhielten. — Der Verfasser schließt dieß Kapitel mit den Worten: — „Die übrigen Nationen und die Namen der Einzelnen, wer könnte sie aufzählen? Gerade in diesem Jahre, wo ich dieses im Convict schreibe, finde ich fünfzehn ganz verschiedene Nationen.“

Aus solchen wohl constatirten Thatsachen dürfte sich von selbst die Schlußfolgerung ergeben, was für ein Werth der Behauptung des Herrn Dr. Kelle beizulegen sei.

Daß die Jesuiten für den Gymnasialunterricht überall großen Eifer und viel Geschick an den Tag legten, daß sie allenthalben große Erfolge errangen, und ihre Schulen schnell mit jungen Leuten sich füllten, ist eine so vielfach constatirte Thatsache, daß man sie geradezu unmöglich in Abrede stellen kann. Ein eclatantes Beispiel bietet die Gründung des ersten Jesuiten-Gymnasiums in Wien am Hof im Jahre 1554, womit sie bald ein Convict für zahlende Zöglinge, und im Jahre 1558 ein anderes für Arme verbanden. Ich entnehme folgende Nachricht einer 1866 in Wien erschienenen Broschüre mit dem Titel: „Zur

Erinnerung an die feierliche Eröffnung des neuen k. k. akademischen Gymnasiums in Wien &c."

„Diese Jesuitenschule am Hof," heißt es dort, „unter der Leitung des Rectors P. Lanoy, war eine sogenannte Schola trivialis, die sich anfangs auf vier Grammatikalklassen beschränkte, aber bei dem jährlich wachsenden Andrang von Schülern bald zu einem sechsklassigen Gymnasium im vollen Sinne des Wortes erweiterte.

Dieser günstige Erfolg war vornehmlich auf Rechnung der besseren Lehrmethode und des größeren Eifers zu setzen, mit welchem der frisch aufstrebende Orden sich des Unterrichtes und der Erziehung der Jugend annahm. — Die Rührigkeit der Jesuiten in ihren Schulen unterschied sich nämlich gar vortheilhaft von der Schwerfälligkeit, mit der die Professoren in den Vorbereitungsschulen der Universität bis dahin ihres Amtes zu walten gewohnt waren. Denn während diese letzteren nicht mehr als vier Vorlesestunden in der Woche hielten, lehrten die Jesuiten Vormittags täglich zwei Stunden und wiederholten außerdem noch Nachmittags den vorgetragenen Lehrstoff, so daß sie in einem einzigen Curse ein größeres Pensum und dazu noch gründlicher absolvirten, als dieß die Professoren der Universität in zwei Cursen vermochten. — Ueberdieß war in den betreffenden Schulen und Bursen der Universität eine solche Unordnung und Zuchtlosigkeit eingerissen, daß gewissenhafte Eltern Anstand nehmen mußten, ihre Söhne solchen Anstalten anzuvertrauen. Dagegen wurde in den Schulen und Convicten der Jesuiten auf strenge Zucht, auf edlen Anstand und Sitte gehalten, so daß die Eltern über die Erziehung ihrer Kinder daselbst beruhigt sein konnten.

Auch verstanden es die klugen Väter der Gesellschaft Jesu sehr wohl, durch Schaustellung und äußeren Glanz die Augen des großen Publikums auf ihre Schulen zu lenken, und begünstigten daher insbesondere rednerischen Vortrag und Declamation bei ihren Schülern, so wie sie bei den öffentlichen Prüfungen und bei der an Lateinschulen von früher her üblichen Darstellung dramatischer Werke die möglichste Pracht entfalteten.

So ließen sie schon im Jahre 1554 durch ihre Schüler im Hofraume ihres Collegiums am Hof eine Tragödie des Euripides und im Jahre 1558 mehrere andere Dramen aufführen, zu welchen Darstellungen sich über dreitausend Zuschauer aus allen Ständen Wiens versammelten.

Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß die Jesuitenschulen alljährlich größeren Zuspruch fanden, und im Jahre 1588

bereits über achthundert Zöglinge, theilweise aus den edelsten Häusern Wiens, zählten.

Dieß veranlaßte die Universität im Jahre 1612 die bisher üblichen Grammatikalvorträge an der artistischen Fakultät daselbst ganz aufzuheben und sie vollkommen den Jesuiten zu überlassen."

Dasselbe war der Fall bei der Gründung des ersten Gymnasiums in München, wie Herr P. Stubenvoll im oben angeführten Werke (S. 7) erzählt. Anfangs richteten die Jesuiten einige Zimmer im Augustinerkloster, wo sie selbst wohnten, zu Schulen ein, doch ward bald mit dem Bau eines Gymnasialgebäudes unter großartiger Feierlichkeit begonnen, woran sich der herzogliche Hof, Herzog Albert mit Sohn, Mutter und Gattin, die Hofoffizialen, viele vornehme Bürger und eine ungeheure Menge Volkes betheiligte. Nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes hielt ein Jesuit in deutscher und ein anderer in lateinischer Sprache eine der Festfeier entsprechende Rede; worauf mehrere studirende Jünglinge Gedichte in lateinischer und griechischer Sprache vortrugen, und die Festlichkeit mit einem Drama geschlossen wurde. — „So Großartiges", fügt der Hochwürdige Herr Verfasser hinzu, „hatten die Bewohner von München noch niemals gesehen oder gehört! Die Zahl der Schüler wuchs bald auf 300, und Herzog Albert sah sich veranlaßt, für neue Schulen und neue Lehrer zu sorgen u. s. w." — Später kam zum Gymnasium noch ein Lyceum, und im Jahre 1607 betrug die Zahl der an beiden Lehranstalten Studirenden 950, worunter sich viele vom adeligen Geschlechte, und hin und wieder auch Prinzen aus dem regierenden Fürstenhause befanden: Maximilian und Clemens, Söhne Herzogs Ferdinand waren die letzten, welche von 1730 bis 1735 in diesem Gymnasium ihren Unterricht genossen. (Stubenvoll Seite 151—152.)

So dehnte auch das Collegium in Augsburg seine Anziehungskraft bis nach Polen, Ungarn und nach der Schweiz aus; es studirten dort drei Söhne des polnischen Fürsten Radziwill, junge Grafen Palfi aus Ungarn, ja sogar Söhne calvinistischer Eltern aus Graubündten (vergleiche „Geschichte des Collegiums der Jesuiten in Augsburg" von Pl. Braun); das Collegium Clermont in Paris aber zählte 1675 mehr als 3000 Studirende.

Um wieder auf Oesterreich zu kommen, so bildet die Geschichte des Jesuiten-Gymnasiums in Graz, aus welchem bald die dortige Universität hervorging, eine bis auf die Periode der Aufhebung fortlaufende Reihe von Belegen, daß die Jesuiten mit eben so viel Eifer und Tact, als

großem Erfolge, dem Unterrichte sowohl in den niederen als höheren Schulen oblagen. Kaum hatten sie dort ihre Lehranstalt errichtet, als diese die gleichzeitig gegründete protestantische Stiftsschule an Gediegenheit des Unterrichtes und der Schülerzahl überholte und kaum ward die Universität eröffnet, als sich auch eine große wissenschaftliche Rührigkeit auf Seite der Lehrer und Studirenden zeigte; erstere auch eine staunenswerthe schriftstellerische Thätigkeit entwickelten, so daß der Ruf der Universität sich bald weit über Oesterreichs Grenzen hinausverbreitete und junge Leute aus Deutschland, Ungarn, Polen, Rußland, selbst aus Italien, Frankreich und England nach Graz zog. Während des 17. und 18. Jahrhunderts waren dann die Lehr- und Erziehungsanstalten der Jesuiten die gemeinsamen Bildungsstätten des jungen Adels von Steiermark, Kärnten und Krain, und sind aus demselben zahlreiche, durch ihre spätere Stellung in Staat und Kirche ausgezeichnete und um beide hochverdiente Männer hervorgegangen: wie dieß Alles in den vier Jahresberichten des Grazer Gymnasiums (von 1869 — 1872), welche der Herr Director Dr. Richard Peinlich veröffentlicht hat, ziemlich umständlich erzählt und mit Documenten aus dem Landschafts-Archive und anderen öffentlichen Quellen belegt wird, weßhalb ich auch die geehrten Leser auf diese Jahresberichte verweise.

Es wäre nicht schwer, zahlreiche solche Belege und Beispiele anzuführen, welche von der Achtung und dem Vertrauen zeugen, das man in den höchsten wie in den niederen Kreisen für die Schulen der Jesuiten hegte, auch noch im 18. Jahrhundert hegte — ist es doch eine ausgemachte Thatsache, daß sie immerfort sehr zahlreich frequentirt wurden — zumal die Gesellschaft den billigen Anforderungen der Zeit Rechnung trug, und bei deutlicherer Klärung der Verhältnisse und längerem Fortbestande noch mehr getragen haben würde.

Vernehmen wir noch kurz, was einige berühmte, ebenso unparteiische als sachverständige Männer über die Schulen der Jesuiten dachten. Baco von Verulam, einer der ersten Vorkämpfer der neueren antischolastischen Philosophie, Großkanzler von England († 1626) äußert sich über die Jesuitenschulen in England in folgender Weise: „Was die Lehrmethode betrifft, so läßt sich hierüber nichts Triftigeres sagen, als: man nehme die Schulen der Jesuiten zum Muster; denn von allem, was jetzt eingeführt ward, ist nichts so gut, wie dieses. Die Erziehung, dieser vornehmste Theil des Unterrichts, ist einigermaßen, wie durch das Recht der Wiederkehr, in die Collegien der Jesuiten zurückgeführt worden. — Ich kann den Fleiß und die Arbeitsamkeit dieser Männer, welche die

Jugend sowohl in den Wissenschaften bilden, als auch in der Sittenlehre unterrichten, nicht ansehen, ohne mich der Worte des Agesilaus in Betreff des Pharnabaz zu erinnern: „Da Du ein solcher bist, o daß Du doch zu uns gehörtest!"" (De dign. et augm. scient. L. VII. p. 153.)

Der große deutsche Philosoph Leibnitz († 1716) theilte zwar nicht ganz die Ansicht Baco's über das Unterrichtswesen der Jesuiten, ihm schwebte ein höheres Ideal vor, doch weiß auch er auf nichts Vortrefflicheres als ihre Schulen hinzuweisen. „Ich bin stets der Meinung gewesen," schrieb er an Placcius, „daß man eine Reform des menschlichen Geschlechtes bewirken würde, wenn man eine Reform der Jugenderziehung zu Stande brächte. Die letzte wird man nicht leicht anders bewirken können, als mit dem Beistande von Leuten, welche nebst dem guten Willen und den Kenntnissen auch Autorität besitzen. Die Jesuiten könnten hierin Erstaunliches leisten, vornehmlich, wenn ich erwäge, daß die Jugenderziehung zum Theil den Zweck und Gegenstand ihres Ordens-Institutes ausmacht. Allein nach demjenigen zu urtheilen, was wir heutzutage vor Augen haben, hat der Erfolg der Erwartung nicht vollkommen entsprochen ꝛc." Zwischen Baco und Leibnitz handelt es sich also hinsichtlich der Jesuitenschulen nur um ein Mehr oder Minder: Baco spendet denselben seinen vollen, ungetheilten Beifall, Leibnitz getheilten; er wünscht etwas Vollkommeneres, das seinem Ideale mehr entspreche, doch weiß auch er behufs einer Reform der Jugenderziehung und dadurch der des menschlichen Geschlechtes auf nichts Besseres als auf die Jesuitenschulen hinzuweisen, und erkennt in den Jesuiten Leute, welche guten Willen und Kenntnisse mit Autorität vereinen: nun denn — es gibt eben nichts Vollkommenes unter der Sonne; vielleicht war auch das Ideal des Erfinders der „prästabilirten Harmonie" etwas utopischer Natur, und würde der christgläubige Leibnitz in den heutigen Schuleinrichtungen, welche die christliche Erziehung, gerade das wichtigste Moment im Jugendunterrichte, theils ignoriren, theils unmöglich machen, sein Ideal verwirklicht finden? — Sei dem, wie ihm wolle, aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß die Jesuitenschulen in den Augen Baco's und Leibnitzens als die vortrefflichsten galten.

Doch hören wir nun einen Philosophen anderer Art, einen praktischen und populären, der am Jesuiten-Gymnasium in Ingolstadt vom Jahre 1656 — 1659 studirt, und hiemit die Methode und die Erfolge ihres Unterrichts aus eigener Beobachtung an sich und an Anderen

beurtheilen konnte, ich meine den Pater Abraham a S. Clara, den berühmten Schriftsteller und Hofprediger in Wien. An vielen Stellen in seinen zahlreichen Werken spricht er mit Lob von den Jesuiten-Schulen; eine besondere Kraftstelle aber findet sich in seinem „Kramerladen“ 1, 69; sie lautet: „Es ist freilich zu verwundern, daß zur Zeit des Propheten Balaam eine Eßlin geredt hat, und zwar bescheid geredt; es ist entgegen nicht weniger zu verwundern, daß Ignatius durch die Seinige die Jugend also embsig unterrichten lasset, daß Viel, welche den Namen tragen von der Pastey zu Ingolstat (solche wird genennt die Esel-Pastey) in ihre Schulen kommen, doch mit der Zeit in der Wissenschaft also zunehmen, daß sie ganz gelehrte Leuth und die besten Wohlredner werden. Die Patres der Societät pflegen sonst in ihren Kirchen keine Stöck (d. i. Opferstöcke) zu haben, wohl aber in denen Schulen anfangs truncos genug, entgegen mit ihren Fleiß und Mühewaltungen schnizeln sie aus vielen solchen Truncis die beste Mercurios.“ (S. Beda Stub. S. 151.)

Lassen wir wieder einen ernsten Engländer, den Protestanten R. C. Dallas, Esqu., reden. Dieser äußert sich in seiner trefflichen Schrift: „Ueber den Orden der Jesuiten ꝛc.“ in folgender Weise: „Die Erfahrungen zweier Jahrhunderte haben das Erziehungsgebäude der Jesuiten mit ihrem untrüglichen Stempel bezeichnet; aber eben deßwegen war es auch der Gegenstand, gegen welchen der schwarze Bund aller Christusfeinde seine wüthendsten Angriffe richtete; und wenn die Jesuiten als die ersten Opfer dieser Verfolgungswuth fielen, so geschah es nur darum, weil ihre über ganz Europa verbreiteten Schul- und Lehranstalten die blühendsten Pflanzstätten des Christenthums waren. Hier ward der Glaube befestigt, der Eifer für die Verbreitung desselben entflammt, die Liebe entzündet und die Frömmigkeit genährt. Bei den fälschlich sogenannten Philosophen freilich galt alles dieses nur als Schwärmerei, Hirngespinnst und Aberglauben; zerstört mußten also diese werden, und so zerstörten sie, unter einer erlogenen Hülle, die schönsten Blüthen des Himmels und der Menschenwürde.“

Der gelehrte Abbé Eméry, den Napoleon gerne zu Rathe zu ziehen pflegte, äußert sich in folgenden starken Ausdrücken über die alten und neueren Schulen in Frankreich:

„Man hat die Jesuiten vertrieben, ihre Unterrichtsmethode verworfen, was hat man an deren Stelle gesetzt? Was ist aus so vielen neuen Erziehungssystemen Erkleckliches hervorgegangen? Sind die jungen Leute besser unterrichtet, ihre Sitten reiner geworden? Ach! ihre dünkelhafte Unwissenheit, die aufs Höchste gestiegene Verderbniß ihrer Sitten

Humanitätsprofessoren nicht bloß Kenntnisse fehlten, sondern auch Befähigung und Freude zu ihrem Beruf.“ (S. 66.) — 3) daß „etliche von den jüngeren Humanitätsprofessoren sich nur auf unerlaubtem Wege, aus verbotenen Büchern, unter beständigem Kampfe gegen eine erdrückende Despotie literarisch über das Niveau der anderen erheben, so wie wissenschaftlich weiter ausbilden konnten.“ (S. 68.) — 4) daß es „den Jesuiten bis zu ihrer Aufhebung nicht eingefallen ist, die Professoren der Poetik und Rhetorik für diese höheren Klassen weiter ausbilden zu lassen, oder ihnen wenigstens einige Zeit vor Uebernahme des Amtes zur eigenen Arbeit zu gönnen.“ (S. 68.) — 5) daß „die Lehren der Repetition schon während des Studiums der Philosophie vergessen, überdies nach dem Plane der Societät stets nur für den Unterricht in den vier niederen Klassen berechnet, unbegreiflicher Weise auch für den Unterricht in den zwei höheren genügen sollten“. (S. 68.) — 6) Daß der Herr Doctor „gezeigt, daß die Magister während des Magisteriums wissenschaftlich nicht weiter kamen und kommen konnten.“ (S. 69.) 7) Daß in einem „Zeitraum von mindestens fünf Jahren des Studiums der lateinischen Sprache nicht einmal gedacht werden sollte.“ (S. 69.) 8) Daß „man völlig unfähige Männer, welche zum Unterrichten keine Lust hatten, an Jahren vorgerückte Priester, welche sich nach Ruhe sehnten, zum Lehramt bestimmte.“ (S. 69.) *)

Für diese acht Sätze muß nun Herr Dr. Kelle klare, bündige, entscheidende Beweise bringen: sonst bleibt es bei der obigen Erklärung; daß aber mit hohlem Geschwätz, mit Halbheiten, Sophismen, Verdächtigungen und dergleichen Kunstgriffen bei mir nichts auszurichten ist, davon wird sich der Herr Doctor bereits zur Genüge überzeugt haben.

Aus diesen unerwiesenen und unerweisbaren Prämissen zieht dann

---

*) Der Leser dürfte sich wohl schon öfters verwundert haben, wie denn ein Herr Doctor, ein öffentlicher Lehrer an einer Universität, so unbesonnen mit so vielen Textverstümmelungen und Widersprüchen, und ebenso kecken als unerwiesenen Behauptungen vor das Publikum zu treten wagte: mir wenigstens kam öfters der Gedanke, daß einige Partien des elenden Machwerkes von irgend einem Stümper herrühren müssen, dem der Herr Doctor seinen Namen geliehen. Wie ich nun aus sicherer Quelle erfahren habe, hatte der Herr Doctor allerdings einen edlen Gehilfen an der edlen Arbeit, der ihm Material zugeschickt, und vielleicht auch Einiges componirt hat: einen Lehrer an einem Gymnasium im nordwestlichen Böhmen, den ich, um Scandal zu vermeiden, für jetzt nicht näher bezeichnen will. Wie viel Blätter nun aus seinem Lorbeerkranze der edle Ritter von la Mancha seinem Sancho Pansa abtreten muß, wird er selbst am besten wissen: ich indeß halte mich an den Hauptbelden, der seinen Namen auf die Kriegsfahne geschrieben hat.

Herr Doctor Kelle mit logischer Schärfe den ebenfalls unerwiesenen und unerweisbaren Schluß, daß die Mißerfolge auch in den höheren Gymnasialklassen groß waren, und „die Schüler in den oberen wie unteren Schulen überhaupt quantitativ und qualitativ wenig lernten.“ (S. 69—70.)

Mit demselben, ja mit besserem Rechte, da es dem Herrn Doctor bisher auf 69 Seiten trotz aller Mühe und so vieler eben nicht löblicher Kunstgriffe und Stratageme nicht gelungen ist, seinen Satz zu begründen, kann ich das Gegentheil behaupten, daß nämlich die Schüler gut unterrichtet wurden, und auch die schwächeren wenigstens so viel lernten, um nach Beendigung des Gymnasialcursus zum Studium der philosophischen Disciplinen, dann zu dem der Fachwissenschaften übergehen und beide mit Erfolg oder auch mit Auszeichnung absolviren zu können. Diese meine Behauptung muß wenigstens so lange als richtig anerkannt werden, bis Herr Dr. Kelle die so eben aufgestellten 8 Sätze nebst so manchen anderen im Vorhergehenden besprochenen Dingen bewiesen haben wird.

Da ich aber wahrscheinlich gar lange darauf werde warten müssen, so will ich den geehrten Leser mit einigen Zeugnissen und Thatsachen, die ich eben zur Hand habe, bekannt machen, welche für die Richtigkeit meiner Behauptung sprechen dürften. *)

Zu ganz anderen Resultaten, als Herr Dr. Kelle, gelangte z. B. Cretineau-Joly, der Verfasser einer „Geschichte der Gesellschaft Jesu“, in seinen Forschungen über die Jesuiten-Schulen. Er handelt darüber im 3. Kapitel des 4. Buches, und es lohnt sich der Mühe, das ganze Kapitel zu lesen, und eine würdigere Aufgabe wäre es für unsern Herrn Doctor, Cretineau-Joly zu widerlegen, statt so ins Blaue hinein zu behaupten, daß man in den Jesuiten-Schulen wenig lernte; ich aber muß mich darauf beschränken, den Leser auf das genannte Werk zu

*) Zu Anfang dieses Jahrhunderts, ja noch in den Zwanziger- und Dreißiger-Jahren wäre eine solche Mühe ziemlich überflüssig gewesen; denn damals, wo Männer, die ihre Jugendbildung in Jesuitenschulen erhalten hatten, noch nicht gar selten waren, galt es in der öffentlichen Meinung so ziemlich als ausgemachte Thatsache, daß die Jesuiten es verstanden haben, in ihren Schulen die jungen Leute sowohl christlich zu erziehen, als auch wissenschaftlich zu bilden, besonders in der Kenntniß der lateinischen Sprache, des damals wichtigsten Lehrgegenstandes in den Gymnasien. Heut zu Tage hingegen, nachdem bereits seit Aufhebung des Ordens so viele Generationen dahingegangen, und so viele Studienpläne und Unterrichtssysteme aufgetaucht, um bald wieder andern Platz zu machen, sind die Jesuitenschulen so viel als verschollen.

verweisen. „Sie" (die Jesuiten) „hatten allenthalben," sagt der Verfasser gegen Ende des 3. Kapitels, „berühmte Kirchenprälaten, Heerführer, obrigkeitliche Personen, Gelehrte und Schriftsteller gebildet, — welche den unvergänglichen Ruhm ihres Vaterlandes ausmachen werden," — und dann zählt er ziemlich lange Reihen von solchen Heerführern, Prälaten, Staatsmännern und Gelehrten auf, und fährt dann fort: „Dieses Gemische ruhmvoller Individualitäten, welche nur genannt zu werden brauchen, um glorreiche Erinnerungen zu erwecken, und deren Verzeichniß ins Unabsehbare verlängert werden könnte, wird die Ueberzeugung gewähren, daß die Jesuiten ihre Zöglinge keineswegs zu einer frühzeitigen Unwissenheit verdammten, und ihre Herzen nicht unbedingt zum ordens- oder weltgeistlichen Berufe stimmten."

Aber Herr Dr. Kelle wünscht vielleicht ähnliche Zeugnisse über die Jesuiten-Schulen in Deutschland und Oesterreich zu vernehmen. Nun um den Wunsch des Herrn Doctors brauche ich mich erstens gar nicht zu bekümmern, denn er selbst hat bisher kein einziges positives Zeugniß gebracht, um seine Behauptung, daß die Jesuiten-Schüler quantitativ und qualitativ wenig lernten, zu beweisen; Cretineau-Joly führt aber unter den großen Männern, die von Jesuiten gebildet worden, nicht bloß Franzosen an, sondern auch Deutsche, Oesterreicher, Italiener u. s. w.; doch den Lesern zu Liebe will ich auch einige Zeugnisse hinsichtlich der Jesuiten-Schulen in Deutschland und Oesterreich anführen, da mir glücklicher Weise eben einige zu Gebote stehen.

Ich habe ein nagelneues Buch vom Jahre 1874 vor mir; es führt den Titel: „Geschichte des königlichen Erziehungsinstitutes für Studirende in München ꝛc. von P. Beda Stubenvoll, Conventual des Stiftes St. Bonifaz." Dieses Institut war auf die dringenden Vorstellungen und Bitten der Jesuiten, besonders des P. Joh. Koblenzer, von Herzog Albert V., dem Großmüthigen, 1574 unter dem Namen Seminarium Gregorianum gestiftet, und von der Societät bis zu ihrer Aufhebung geleitet worden. Von Seite 164—171 gibt der Hochw. Herr Verfasser in chronologischer Ordnung vom Jahre 1595 bis 1727 die Namen*) mehrerer Zöglinge des Seminars, „die sich", wie er selbst sagt, „in ihren spätern Leben ehrenvolle Stellungen errangen, und deren Ruhm sich zum Theil über die Dauer ihres Lebens und über des Vaterlandes Grenzen hinaus erstreckte, Namen fortbestehend in

*) Von dem Jahre 1727 bis zur Aufhebung des Ordens war es Herrn P. Stubenvoll nicht möglich, ein Verzeichniß zusammen zu bringen.

der Geschichte und im Andenken des bayerischen Volkes.“ Die Zahl dieser Zöglinge beläuft sich auf 88, und darunter befinden sich 11 Aebte, 20 Domherren und churfürstliche oder bischöfliche Räthe, über 30 Doctoren, Licentiaten, Magistri artium und berühmte Prediger; die übrigen vertheilen sich auf andere Stände — Militärs, Musiker, Aerzte ꝛc. Also scheinen doch die Jesuiten den Unterricht sowohl im Gymnasium, das die Zöglinge besuchten, als im Gregorianum selbst emsig betrieben und umsichtig geleitet, und diese so viel gelernt zu haben, daß alle ihren späteren Berufspflichten zu genügen und viele sogar eine ausgezeichnete Stellung sich zu erringen vermochten. Die erzielten Resultate werden noch befriedigender erscheinen, wenn man bedenkt, daß das Seminarium Gregorianum eine Stiftung für Knaben unbemittelter Eltern war, welche Talente und Lust zu den Studien zeigten. — Von den Erfolgen des Jesuiten-Unterrichtes bei den Zöglingen des Gregorianums in München können wir mit so ziemlicher Gewißheit auf ähnliche Erfolge desselben in andern Seminarien und Gymnasien in Baiern, ja in ganz Deutschland und auch in Oesterreich schließen, wurden ja doch alle nach denselben Grundsätzen und in ähnlicher Weise geleitet. Und was gerade Oesterreich betrifft, so steht mir ein ähnliches Dokument, wie das des Hochw. P. Stubenvoll, ja in mancher Hinsicht ein noch großartigeres zu Gebote: nämlich ein Büchlein*) (8° mit 240 Seiten), worin die Geschichte des Convictes in Prag unter der Leitung der Gesellschaft Jesu vom Jahre 1560 (dem Gründungsjahre) bis 1674 erzählt wird, und all die ausgezeichneten Männer, die aus demselben hervorgegangen, verzeichnet sind. Der Name des Verfassers, eines ehemaligen Zöglings des Convictes ist: „Wenzeslaus Czerwenka von Wieznow, Magister der freien Künste und der Philosophie, Dekan in Giczin“; ein Schriftsteller, der auch durch anderweitige Werke sich bekannt gemacht hat. In sieben Kapiteln, auf 110 Seiten gibt da Czerwenka die Namen derjenigen Mitglieder des Ferdinandeischen Convictes seit 114 Jahren, die später durch ihre Stellung in Staat und Kirche, durch Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und schriftstellerische Thätigkeit sich hervorgethan haben. Selbstverständlich muß ich mich auf die Ueberschrift der Kapitel beschränken, und bemerke nur, daß der Verfasser von

*) Der vollständige Titel desselben lautet: Notitia Collegii Convictorum Societ. Jesu Pragae ad S. Bartholom. continens ejusdem Ortum, progressum, Fundatores, Virosque pietate, literis et dignitatibus qua sacris qua politicis Illustres Scriptore Wenceslao Czerwenka de Wieznow, AA. LL. et Philosophiae Magistro, Decano Giczinensi etc. — Pragae — Anno 1674.

gar vielen der Genannten mehr oder weniger umständliche Notizen über ihre Verdienste um Staat und Kirche, über ihre Kenntnisse, Tugenden und schriftliche Werke mittheilt. Die Ueberschrift des 13. Kapitels lautet: „Von denjenigen, die aus unserem Convict zu höheren kirchlichen Würden befördert worden sind.“ Es zerfällt in 24 Paragraphe und umfaßt 62 Seiten; unter den Angeführten befinden sich zwei Erzbischöfe von Prag und zwei Bischöfe von Olmütz, sechs Suffragan- und ernannte Bischöfe; eine große Menge von Domherren in ihrer verschiedenen Rangordnung und infulirten Prälaten inner- und außerhalb Böhmens; zuletzt kommt eine lange Reihe von Dekanen in verschiedenen Städten. Das 14. Kapitel trägt die Ueberschrift: „Vorsteher in verschiedenen Orden“ — darunter sind angeführt 8 Prämonstratenser-, 5 Benedictiner-, 4 Cistercienser-Aebte. Das 15. Kapitel gibt die Namen der Doctoren, Licentiaten und Baccalaurei der Theologie; das 16. die der Doctoren und Licentiaten beider Rechte; das 17. macht mit den Professoren, den Baccalaurei und Magistern der Philosophie bekannt; im 18. Kapitel werden die Zöglinge des Convictes besprochen, welche den vornehmsten Adelsfamilien Böhmens angehörten, später die höchsten Würden bekleideten, und durch edle Thaten sich um ihr Vaterland verdient machten; im 19. endlich werden besonders die vornehmsten Jünglinge hervorgehoben, welche dem außerböhmischen Adel angehörten (Söhne von Reichsfürsten, Grafen und Baronen), und vom glänzenden Rufe des Convictes angezogen in demselben ihre Jugendbildung erhielten. — Der Verfasser schließt dieß Kapitel mit den Worten: — „Die übrigen Nationen und die Namen der Einzelnen, wer könnte sie aufzählen? Gerade in diesem Jahre, wo ich dieses im Convict schreibe, finde ich fünfzehn ganz verschiedene Nationen.“

Aus solchen wohl constatirten Thatsachen dürfte sich von selbst die Schlußfolgerung ergeben, was für ein Werth der Behauptung des Herrn Dr. Kelle beizulegen sei.

Daß die Jesuiten für den Gymnasialunterricht überall großen Eifer und viel Geschick an den Tag legten, daß sie allenthalben große Erfolge errangen, und ihre Schulen schnell mit jungen Leuten sich füllten, ist eine so vielfach constatirte Thatsache, daß man sie geradezu unmöglich in Abrede stellen kann. Ein eclatantes Beispiel bietet die Gründung des ersten Jesuiten-Gymnasiums in Wien am Hof im Jahre 1554, womit sie bald ein Convict für zahlende Zöglinge, und im Jahre 1558 ein anderes für Arme verbanden. Ich entnehme folgende Nachricht einer 1866 in Wien erschienenen Broschüre mit dem Titel: „Zur

Erinnerung an die feierliche Eröffnung des neuen k. k. akademischen Gymnasiums in Wien etc."

„Diese Jesuitenschule am Hof," heißt es dort, „unter der Leitung des Rectors P. Lanoy, war eine sogenannte Schola trivialis, die sich anfangs auf vier Grammatikalklassen beschränkte, aber bei dem jährlich wachsenden Andrang von Schülern bald zu einem sechsklassigen Gymnasium im vollen Sinne des Wortes erweiterte.

Dieser günstige Erfolg war vornehmlich auf Rechnung der besseren Lehrmethode und des größeren Eifers zu setzen, mit welchem der frisch aufstrebende Orden sich des Unterrichtes und der Erziehung der Jugend annahm. — Die Rührigkeit der Jesuiten in ihren Schulen unterschied sich nämlich gar vortheilhaft von der Schwerfälligkeit, mit der die Professoren in den Vorbereitungsschulen der Universität bis dahin ihres Amtes zu walten gewohnt waren. Denn während diese letzteren nicht mehr als vier Vorlesestunden in der Woche hielten, lehrten die Jesuiten Vormittags täglich zwei Stunden und wiederholten außerdem noch Nachmittags den vorgetragenen Lehrstoff, so daß sie in einem einzigen Curse ein größeres Pensum und dazu noch gründlicher absolvirten, als dieß die Professoren der Universität in zwei Cursen vermochten. — Ueberdieß war in den betreffenden Schulen und Bursen der Universität eine solche Unordnung und Zuchtlosigkeit eingerissen, daß gewissenhafte Eltern Anstand nehmen mußten, ihre Söhne solchen Anstalten anzuvertrauen. Dagegen wurde in den Schulen und Convicten der Jesuiten auf strenge Zucht, auf edlen Anstand und Sitte gehalten, so daß die Eltern über die Erziehung ihrer Kinder daselbst beruhigt sein konnten.

Auch verstanden es die klugen Väter der Gesellschaft Jesu sehr wohl, durch Schaustellung und äußeren Glanz die Augen des großen Publikums auf ihre Schulen zu lenken, und begünstigten daher insbesondere rednerischen Vortrag und Declamation bei ihren Schülern, so wie sie bei den öffentlichen Prüfungen und bei der an Lateinschulen von früher her üblichen Darstellung dramatischer Werke die möglichste Pracht entfalteten.

So ließen sie schon im Jahre 1554 durch ihre Schüler im Hofraume ihres Collegiums am Hof eine Tragödie des Euripides und im Jahre 1558 mehrere andere Dramen aufführen, zu welchen Darstellungen sich über dreitausend Zuschauer aus allen Ständen Wiens versammelten.

Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß die Jesuitenschulen alljährlich größeren Zuspruch fanden, und im Jahre 1588

bereits über achthundert Zöglinge, theilweise aus den edelsten Häusern Wiens, zählten.

Dieß veranlaßte die Universität im Jahre 1612 die bisher üblichen Grammatikalvorträge an der artistischen Fakultät daselbst ganz aufzuheben und sie vollkommen den Jesuiten zu überlassen."

Dasselbe war der Fall bei der Gründung des ersten Gymnasiums in München, wie Herr P. Stubenvoll im oben angeführten Werke (S. 7) erzählt. Anfangs richteten die Jesuiten einige Zimmer im Augustinerkloster, wo sie selbst wohnten, zu Schulen ein, doch ward bald mit dem Bau eines Gymnasialgebäudes unter großartiger Feierlichkeit begonnen, woran sich der herzogliche Hof, Herzog Albert mit Sohn, Mutter und Gattin, die Hofoffizialen, viele vornehme Bürger und eine ungeheure Menge Volkes betheiligte. Nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes hielt ein Jesuit in deutscher und ein anderer in lateinischer Sprache eine der Festfeier entsprechende Rede; worauf mehrere studirende Jünglinge Gedichte in lateinischer und griechischer Sprache vortrugen, und die Festlichkeit mit einem Drama geschlossen wurde. — „So Großartiges", fügt der Hochwürdige Herr Verfasser hinzu, „hatten die Bewohner von München noch niemals gesehen oder gehört! Die Zahl der Schüler wuchs bald auf 300, und Herzog Albert sah sich veranlaßt, für neue Schulen und neue Lehrer zu sorgen u. s. w." — Später kam zum Gymnasium noch ein Lyceum, und im Jahre 1607 betrug die Zahl der an beiden Lehranstalten Studirenden 950, worunter sich viele vom adeligen Geschlechte, und hin und wieder auch Prinzen aus dem regierenden Fürstenhause befanden: Maximilian und Clemens, Söhne Herzogs Ferdinand waren die letzten, welche von 1730 bis 1735 in diesem Gymnasium ihren Unterricht genossen. (Stubenvoll Seite 151—152.)

So dehnte auch das Collegium in Augsburg seine Anziehungskraft bis nach Polen, Ungarn und nach der Schweiz aus; es studirten dort drei Söhne des polnischen Fürsten Radziwill, junge Grafen Palfi aus Ungarn, ja sogar Söhne calvinistischer Eltern aus Graubündten (vergleiche „Geschichte des Collegiums der Jesuiten in Augsburg" von Pl. Braun); das Collegium Clermont in Paris aber zählte 1675 mehr als 3000 Studirende.

Um wieder auf Oesterreich zu kommen, so bildet die Geschichte des Jesuiten-Gymnasiums in Graz, aus welchem bald die dortige Universität hervorging, eine bis auf die Periode der Aufhebung fortlaufende Reihe von Belegen, daß die Jesuiten mit eben so viel Eifer und Tact, als

großem Erfolge, dem Unterrichte sowohl in den niederen als höheren Schulen oblagen. Kaum hatten sie dort ihre Lehranstalt errichtet, als diese die gleichzeitig gegründete protestantische Stiftsschule an Gediegenheit des Unterrichtes und der Schülerzahl überholte und kaum ward die Universität eröffnet, als sich auch eine große wissenschaftliche Rührigkeit auf Seite der Lehrer und Studirenden zeigte; erstere auch eine staunenswerthe schriftstellerische Thätigkeit entwickelten, so daß der Ruf der Universität sich bald weit über Oesterreichs Grenzen hinausverbreitete und junge Leute aus Deutschland, Ungarn, Polen, Rußland, selbst aus Italien, Frankreich und England nach Graz zog. Während des 17. und 18. Jahrhunderts waren dann die Lehr- und Erziehungsanstalten der Jesuiten die gemeinsamen Bildungsstätten des jungen Adels von Steiermark, Kärnten und Krain, und sind aus demselben zahlreiche, durch ihre spätere Stellung in Staat und Kirche ausgezeichnete und um beide hochverdiente Männer hervorgegangen: wie dieß Alles in den vier Jahresberichten des Grazer Gymnasiums (von 1869 — 1872), welche der Herr Director Dr. Richard Peinlich veröffentlicht hat, ziemlich umständlich erzählt und mit Documenten aus dem Landschafts-Archive und anderen öffentlichen Quellen belegt wird, weßhalb ich auch die geehrten Leser auf diese Jahresberichte verweise.

Es wäre nicht schwer, zahlreiche solche Belege und Beispiele anzuführen, welche von der Achtung und dem Vertrauen zeugen, das man in den höchsten wie in den niederen Kreisen für die Schulen der Jesuiten hegte, auch noch im 18. Jahrhundert hegte — ist es doch eine ausgemachte Thatsache, daß sie immerfort sehr zahlreich frequentirt wurden — zumal die Gesellschaft den billigen Anforderungen der Zeit Rechnung trug, und bei deutlicherer Klärung der Verhältnisse und längerem Fortbestande noch mehr getragen haben würde.

Vernehmen wir noch kurz, was einige berühmte, ebenso unparteiische als sachverständige Männer über die Schulen der Jesuiten dachten. Baco von Verulam, einer der ersten Vorkämpfer der neueren antischolastischen Philosophie, Großkanzler von England († 1626) äußert sich über die Jesuitenschulen in England in folgender Weise: „Was die Lehrmethode betrifft, so läßt sich hierüber nichts Triftigeres sagen, als: man nehme die Schulen der Jesuiten zum Muster; denn von allem, was jetzt eingeführt ward, ist nichts so gut, wie dieses. Die Erziehung, dieser vornehmste Theil des Unterrichts, ist einigermaßen, wie durch das Recht der Wiederkehr, in die Collegien der Jesuiten zurückgeführt worden. — Ich kann den Fleiß und die Arbeitsamkeit dieser Männer, welche die

bereits über achthundert Zöglinge, theilweise aus den edelsten Häusern Wiens, zählten.

Dieß veranlaßte die Universität im Jahre 1612 die bisher üblichen Grammatikalvorträge an der artistischen Fakultät daselbst ganz aufzuheben und sie vollkommen den Jesuiten zu überlassen."

Dasselbe war der Fall bei der Gründung des ersten Gymnasiums in München, wie Herr P. Stubenvoll im oben angeführten Werke (S. 7) erzählt. Anfangs richteten die Jesuiten einige Zimmer im Augustinerkloster, wo sie selbst wohnten, zu Schulen ein, doch ward bald mit dem Bau eines Gymnasialgebäudes unter großartiger Feierlichkeit begonnen, woran sich der herzogliche Hof, Herzog Albert mit Sohn, Mutter und Gattin, die Hofoffizialen, viele vornehme Bürger und eine ungeheure Menge Volkes betheiligte. Nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes hielt ein Jesuit in deutscher und ein anderer in lateinischer Sprache eine der Festfeier entsprechende Rede; worauf mehrere studirende Jünglinge Gedichte in lateinischer und griechischer Sprache vortrugen, und die Festlichkeit mit einem Drama geschlossen wurde. — „So Großartiges", fügt der Hochwürdige Herr Verfasser hinzu, „hatten die Bewohner von München noch niemals gesehen oder gehört! Die Zahl der Schüler wuchs bald auf 300, und Herzog Albert sah sich veranlaßt, für neue Schulen und neue Lehrer zu sorgen u. s. w." — Später kam zum Gymnasium noch ein Lyceum, und im Jahre 1607 betrug die Zahl der an beiden Lehranstalten Studirenden 950, worunter sich viele vom adeligen Geschlechte, und hin und wieder auch Prinzen aus dem regierenden Fürstenhause befanden: Maximilian und Clemens, Söhne Herzogs Ferdinand waren die letzten, welche von 1730 bis 1735 in diesem Gymnasium ihren Unterricht genossen. (Stubenvoll Seite 151—152.)

So dehnte auch das Collegium in Augsburg seine Anziehungskraft bis nach Polen, Ungarn und nach der Schweiz aus; es studirten dort drei Söhne des polnischen Fürsten Radziwill, junge Grafen Palfi aus Ungarn, ja sogar Söhne calvinistischer Eltern aus Graubündten (vergleiche „Geschichte des Collegiums der Jesuiten in Augsburg" von Pl. Braun); das Collegium Clermont in Paris aber zählte 1675 mehr als 3000 Studirende.

Um wieder auf Oesterreich zu kommen, so bildet die Geschichte des Jesuiten-Gymnasiums in Graz, aus welchem bald die dortige Universität hervorging, eine bis auf die Periode der Aufhebung fortlaufende Reihe von Belegen, daß die Jesuiten mit eben so viel Eifer und Tact, als

großem Erfolge, dem Unterrichte sowohl in den niederen als höheren Schulen oblagen. Kaum hatten sie dort ihre Lehranstalt errichtet, als diese die gleichzeitig gegründete protestantische Stiftsschule an Gediegenheit des Unterrichtes und der Schülerzahl überholte und kaum ward die Universität eröffnet, als sich auch eine große wissenschaftliche Rührigkeit auf Seite der Lehrer und Studirenden zeigte; erstere auch eine staunenswerthe schriftstellerische Thätigkeit entwickelten, so daß der Ruf der Universität sich bald weit über Oesterreichs Grenzen hinausverbreitete und junge Leute aus Deutschland, Ungarn, Polen, Rußland, selbst aus Italien, Frankreich und England nach Graz zog. Während des 17. und 18. Jahrhunderts waren dann die Lehr- und Erziehungsanstalten der Jesuiten die gemeinsamen Bildungsstätten des jungen Adels von Steiermark, Kärnten und Krain, und sind aus demselben zahlreiche, durch ihre spätere Stellung in Staat und Kirche ausgezeichnete und um beide hochverdiente Männer hervorgegangen: wie dieß Alles in den vier Jahresberichten des Grazer Gymnasiums (von 1869 — 1872), welche der Herr Director Dr. Richard Peinlich veröffentlicht hat, ziemlich umständlich erzählt und mit Documenten aus dem Landschafts-Archive und anderen öffentlichen Quellen belegt wird, weßhalb ich auch die geehrten Leser auf diese Jahresberichte verweise.

Es wäre nicht schwer, zahlreiche solche Belege und Beispiele anzuführen, welche von der Achtung und dem Vertrauen zeugen, das man in den höchsten wie in den niederen Kreisen für die Schulen der Jesuiten hegte, auch noch im 18. Jahrhundert hegte — ist es doch eine ausgemachte Thatsache, daß sie immerfort sehr zahlreich frequentirt wurden — zumal die Gesellschaft den billigen Anforderungen der Zeit Rechnung trug, und bei deutlicherer Klärung der Verhältnisse und längerem Fortbestande noch mehr getragen haben würde.

Vernehmen wir noch kurz, was einige berühmte, ebenso unparteiische als sachverständige Männer über die Schulen der Jesuiten dachten. Baco von Verulam, einer der ersten Vorkämpfer der neueren antischolastischen Philosophie, Großkanzler von England († 1626) äußert sich über die Jesuitenschulen in England in folgender Weise: „Was die Lehrmethode betrifft, so läßt sich hierüber nichts Triftigeres sagen, als: man nehme die Schulen der Jesuiten zum Muster; denn von allem, was jetzt eingeführt ward, ist nichts so gut, wie dieses. Die Erziehung, dieser vornehmste Theil des Unterrichts, ist einigermaßen, wie durch das Recht der Wiederkehr, in die Collegien der Jesuiten zurückgeführt worden. — Ich kann den Fleiß und die Arbeitsamkeit dieser Männer, welche die

Jugend sowohl in den Wissenschaften bilden, als auch in der Sittenlehre unterrichten, nicht ansehen, ohne mich der Worte des Agesilaus in Betreff des Pharnabaz zu erinnern: „Da Du ein solcher bist, o daß Du doch zu uns gehörtest!‘‘“ (De dign. et augm. scient. L. VII. p. 153.)

Der große deutsche Philosoph Leibnitz († 1716) theilte zwar nicht ganz die Ansicht Baco's über das Unterrichtswesen der Jesuiten, ihm schwebte ein höheres Ideal vor, doch weiß auch er auf nichts Vortrefflicheres als ihre Schulen hinzuweisen. „Ich bin stets der Meinung gewesen,“ schrieb er an Placcius, „daß man eine Reform des menschlichen Geschlechtes bewirken würde, wenn man eine Reform der Jugenderziehung zu Stande brächte. Die letzte wird man nicht leicht anders bewirken können, als mit dem Beistande von Leuten, welche nebst dem guten Willen und den Kenntnissen auch Autorität besitzen. Die Jesuiten könnten hierin Erstaunliches leisten, vornehmlich, wenn ich erwäge, daß die Jugenderziehung zum Theil den Zweck und Gegenstand ihres Ordens-Institutes ausmacht. Allein nach demjenigen zu urtheilen, was wir heutzutage vor Augen haben, hat der Erfolg der Erwartung nicht vollkommen entsprochen ꝛc.“ Zwischen Baco und Leibnitz handelt es sich also hinsichtlich der Jesuitenschulen nur um ein Mehr oder Minder: Baco spendet denselben seinen vollen, ungetheilten Beifall, Leibnitz getheilten; er wünscht etwas Vollkommeneres, das seinem Ideale mehr entspreche, doch weiß auch er behufs einer Reform der Jugenderziehung und dadurch der des menschlichen Geschlechtes auf nichts Besseres als auf die Jesuitenschulen hinzuweisen, und erkennt in den Jesuiten Leute, welche guten Willen und Kenntnisse mit Autorität vereinen: nun denn — es gibt eben nichts Vollkommenes unter der Sonne; vielleicht war auch das Ideal des Erfinders der „prästabilirten Harmonie“ etwas utopischer Natur, und würde der christgläubige Leibnitz in den heutigen Schuleinrichtungen, welche die christliche Erziehung, gerade das wichtigste Moment im Jugendunterrichte, theils ignoriren, theils unmöglich machen, sein Ideal verwirklicht finden? — Sei dem, wie ihm wolle, aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß die Jesuitenschulen in den Augen Baco's und Leibnitzens als die vortrefflichsten galten.

Doch hören wir nun einen Philosophen anderer Art, einen praktischen und populären, der am Jesuiten-Gymnasium in Ingolstadt vom Jahre 1656—1659 studirt, und hiemit die Methode und die Erfolge ihres Unterrichts aus eigener Beobachtung an sich und an Anderen

beurtheilen konnte, ich meine den Pater Abraham a S. Clara, den berühmten Schriftsteller und Hofprediger in Wien. An vielen Stellen in seinen zahlreichen Werken spricht er mit Lob von den Jesuiten-Schulen; eine besondere Kraftstelle aber findet sich in seinem „Kramerladen“ 1, 69; sie lautet: „Es ist freilich zu verwundern, daß zur Zeit des Propheten Balaam eine Eßlin geredt hat, und zwar bescheid geredt; es ist entgegen nicht weniger zu verwundern, daß Ignatius durch die Seinige die Jugend also embsig unterrichten lasset, daß Viel, welche den Namen tragen von der Pastey zu Ingolstat (solche wird genennt die Esel-Pastey) in ihre Schulen kommen, doch mit der Zeit in der Wissenschaft also zunehmen, daß sie ganz gelehrte Leuth und die besten Wohlredner werden. Die Patres der Societät pflegen sonst in ihren Kirchen keine Stöck (d. i. Opferstöcke) zu haben, wohl aber in denen Schulen anfangs truncos genug, entgegen mit ihren Fleiß und Mühewaltungen schnizeln sie aus vielen solchen Truncis die beste Mercurios.“ (S. Beda Stud. S. 151.)

Lassen wir wieder einen ernsten Engländer, den Protestanten R. C. Dallas, Esqu., reden. Dieser äußert sich in seiner trefflichen Schrift: „Ueber den Orden der Jesuiten 2c.“ in folgender Weise: „Die Erfahrungen zweier Jahrhunderte haben das Erziehungsgebäude der Jesuiten mit ihrem untrüglichen Stempel bezeichnet; aber eben deßwegen war es auch der Gegenstand, gegen welchen der schwarze Bund aller Christusfeinde seine wüthendsten Angriffe richtete; und wenn die Jesuiten als die ersten Opfer dieser Verfolgungswuth fielen, so geschah es nur darum, weil ihre über ganz Europa verbreiteten Schul- und Lehranstalten die blühendsten Pflanzstätten des Christenthums waren. Hier ward der Glaube befestigt, der Eifer für die Verbreitung desselben entflammt, die Liebe entzündet und die Frömmigkeit genährt. Bei den fälschlich sogenannten Philosophen freilich galt alles dieses nur als Schwärmerei, Hirngespinnst und Aberglauben; zerstört mußten also diese werden, und so zerstörten sie, unter einer erlogenen Hülle, die schönsten Blüthen des Himmels und der Menschenwürde.“

Der gelehrte Abbé Emery, den Napoleon gerne zu Rathe zu ziehen pflegte, äußert sich in folgenden starken Ausdrücken über die alten und neueren Schulen in Frankreich:

„Man hat die Jesuiten vertrieben, ihre Unterrichtsmethode verworfen, was hat man an deren Stelle gesetzt? Was ist aus so vielen neuen Erziehungssystemen Erkleckliches hervorgegangen? Sind die jungen Leute besser unterrichtet, ihre Sitten reiner geworden? Ach! ihre dünkelhafte Unwissenheit, die aufs Höchste gestiegene Verderbniß ihrer Sitten

nöthigen die meisten rechtlichen Leute, sowohl die Personen, wie die Methode der ehemaligen Lehrer lebhaft zurückzuwünschen.“ (Bei Cret. Joly B. IV. K. 3. S. 239.)

Chateaubriand aber, der geistreiche Verfasser des „Génie du Christianisme” behauptet geradezu: „Das gebildete Europa hat in den Jesuiten einen unersetzlichen Verlust erlitten. Seit ihrem Sturze hat sich die Erziehung nie wieder recht erhoben. Sie waren der Jugend ganz absonderlich genehm. . . . . Da die meisten von ihren Lehrern wissenschaftlich gebildete Leute waren, die in der Welt etwas zu gelten pflegen, so dünkten sich die jungen Leute unter ihnen, wie in einer berühmten Akademie zu sein.“ (Tom. VIII. p. 199 1804.)

Der berühmte Publicist und französische Gesandte zu Anfang dieses Jahrhunderts in Petersburg Graf Jos. de Maistre fällt über den Unterricht der Jesuiten folgendes Urtheil: „Ich habe die Jesuiten immer als eine der höchsten religiösen Kräfte, als eines der vorzüglichsten Werkzeuge zur Erziehung und Bildung betrachtet, die es jemals in der Welt gegeben hat.“ (Ungedruckte Briefe und Schriften B. 1. S. 433.) Und in seinen Briefen an den russischen Minister, Grafen von Rasumovsky, der ihn um sein Gutachten hinsichtlich eines neuen Studienplanes befragt hatte, empfiehlt der edle Graf mit Verwerfung des von der Regierungs-Kommission entworfenen Planes und aller ähnlichen überladenen, unnatürlichen Systeme eine Schuleinrichtung, die im großen Ganzen jener der Jesuiten-Schulen entspricht. (Fünf Briefe des Grafen Jos. de Maistre an den Grafen v. Rasumovsky über den öffentlichen Unterricht in Rußland &c. Regb. Pust. 1866.)

Herr J. D'Arsac (kein Jesuit und kein Geistlicher, sondern ein Laie) äußert sich über die Schulen der Societät in folgender Weise: „Wird ein schlecht bebautes Feld eine reiche Ernte tragen? Beurtheilt doch den Baum nach der Frucht, das Feld nach der Ernte; wenn die Frucht gut, und die Ernte reich ist, so zieht Eure Folgerungen und einen logischen Schluß. Der Unterricht der Jesuiten ist niemals übertroffen worden. Als Antwort auf all das Geschrei ihrer Gegner braucht die Gesellschaft Jesu nur das Namensregister ihrer Zöglinge aufzurollen: und welcher Zöglinge!“ (Hierauf folgen auf anderthalb Seiten berühmte Namen von Jesuitenschülern. S. „Die Jesuiten. Ihre Lehre, ihr Unterrichtswesen, ihr Apostolat. Frei bearbeitet nach dem Französischen des J. D'Arsac.“ Wien, Sartori 1867. Seite 70.)

So gibt auch der deutsche Protestant Ranke in seiner „Geschichte des Papstthums“ (B. III. S. 41) den Schulen der Jesuiten folgendes

höchst ehrenvolle Zeugniß: „Der Erfolg der Jesuiten im Unterricht der Jugend war ein wunderbarer. Man machte die Bemerkung, daß die Jugend bei ihnen in 6 Monaten mehr lerne, als anderwärts in 2 Jahren. Sogar Protestanten riefen ihre Söhne von fernen Lehranstalten zurück, um sie den Jesuiten anzuvertrauen."

Damit stimmt überein, was Du Boulay in seiner Geschichte der Pariser Universität sagt: „Die Hörsäle der Jesuiten sind von zahlreichen Schülern besucht, während die der Universität leer sind." (S. 916.) Dasselbe gesteht der Präsident De Thou in seinem Werke „Allgemeine Geschichte" Buch 27 K. 8): „Die große Menge ihrer (der Jesuiten) „Schüler", die Vortrefflichkeit ihrer Unterrichtsmethode bewogen das Parlament, die Eröffnung ihres Kollegiums zu genehmigen." Wahrlich ein schönes Zeugniß von De Thou, der doch öfters im genannten Werke seinem Hasse gegen die Jesuiten Luft macht, dabei aber merkwürdiger Weise seinen Sohn bei ihnen erziehen ließ. Bayle endlich, der ungläubige Philosoph, aber doch selbstständige Denker und Schriftsteller hat sich nicht gescheut, geradezu zu erklären, daß am (Jesuiten-) Kollegium Ludwig's XIV. allein mehr berühmte Männer lehrten, als an sämmtlichen übrigen Kollegien des Königreiches zusammen genommen. (Vgl. D'Arsac S. 67.)

Ich will nur noch zwei hochansehnliche Autoritäten erwähnen, was diese von dem Jugendunterricht der Jesuiten gedacht haben; die eine ist Katharina II., Kaiserin von Rußland, die andere Friedrich II., König von Preußen. Erstere schrieb 1773 an den päpstlichen Nuntius in Warschau: „Seitdem der Unterricht und die Erziehung der Jugend den Jesuiten überlassen sind, habe ich zu meiner größten Zufriedenheit sehr oft den frommen Eifer dieser Ordensgeistlichen bemerken können, sowie auch den sichtbaren glücklichen Erfolg, welcher hierin all ihre Bemühungen krönte. Ich würde ungerecht gegen meine Unterthanen handeln, wenn ich dieselben eines so gemeinnützigen Ordens berauben wollte. Die Erfahrung hat es bewiesen, daß man dieselben in den katholischen Ländern bisher noch nicht zweckmäßig hat ersetzen können. Ueberhaupt sehe ich nicht ein, warum man einen Orden aufheben will, der mehr als alle andern seine Kräfte der Erziehung der Jugend, mithin sich selbst ganz dem allgemeinen Besten der Völker weihte." In ähnlicher Weise drückte sich die Kaiserin 1783 in einem eigenhändigen Schreiben an Papst Pius VI. aus. *)

---

*) Vgl. „Der Jesuitismus, treu geschildert von einem unbefangenen Protestanten Zürichs." Zürich 1846. S. 28. Dallas: „Ueber den Orden der Jesuiten."

Ebenso urtheilte Friedrich II. von Preußen, und suchte die Jesuiten in ihrem Fortbestande in Schlesien zu schützen; er dachte eben anders als Philosoph und anders als König, und vor dem Könige mußte der Philosoph zurücktreten. Dieß natürlich mißfiel im höchsten Grade einem Voltaire, einem d'Alembert und der ganzen philosophischen Clique in Paris; und als ihre Zudringlichkeiten dem König lästig wurden, schrieb er an Voltaire: „So sehr ich ein Ketzer und noch dazu ein Ungläubiger bin, fand ich doch für sehr zweckmäßig, die Jesuiten beizubehalten und zwar aus sehr vernünftigen Gründen. Man findet nirgends gelehrtere Katholiken als unter den Jesuiten; die Jesuiten lieferten die Professoren überall, wo sie fehlten; man müßte also entweder alle Schulen eingehen lassen, oder den Orden beibehalten, dessen Stiftungen die Unkosten bestreiten können, da sie im Gegentheil nicht im Stande sein würden, auch nur die Hälfte der nicht aus dem Orden genommenen Professoren zu besolden." In einem andern Brief an Voltaire scherzt der König: „Was mich betrifft, hätte ich Unrecht, mich über Ganganelli zu beklagen; er läßt mir meine lieben Jesuiten, die man überall verfolgt. Ich werde dieses kostbare Samenkorn aufbewahren, um diejenigen damit versehen zu können, welche eine so seltene Pflanze bei sich anzubauen wünschen."

An das unmittelbar Vorhergehende schließt sich gerade recht passend eine Stelle aus K. A. Menzels „Neuere Geschichte der Deutschen" (VI. B. S. 70 f.) an. „Friedrichs (II.) Meinung von der Unschädlichkeit der Jesuiten wurde übrigens durch den Erfolg bestätigt. Die Priester des Schuleninstituts bezeigten sich durchgängig als redliche, dem Könige treugesinnte Männer, und wenn gleich große wissenschaftliche Namen unter ihnen nicht hervortraten, auch in den philologischen Gebieten und in manchen Lehrfächern, besonders in der klassischen Philologie, ihre Leistungen hinter denen jüngerer protestantischer Lehrer aus der nachmaligen Halle'schen Philologenschule zurückblieben, so ließen sie es doch an wahrer Humanitätsbildung nicht fehlen. Im leichten und geläufigen Gebrauche der lateinischen Sprache behaupteten sie sogar über manche Bekenner der Klassicität Ueberlegenheit. Die Mathematik und die ihr angehörigen Fächer wurden eifrig und erfolgreich betrieben und (was die Hauptsache ist) die studierende katholische Jugend wurde in und zu einer Gesinnung herangebildet, in welcher die Gegensätze des katholischen Kirchenthums zum Staatsthum mehr und mehr sich aus-

(S. 237 und 243.) Dr. J. A. Moriz Brühl: „Geschichte des heil. Ignatius von Loyola und der Gesellschaft Jesu." (S. 666 f.)

glichen und vielleicht nur deßhalb nicht ganz verschwanden, weil der König die nach Besitznahme Schlesiens angeordnete Ausschließung oder Zurücksetzung der Katholiken von den höheren und mittleren Verwaltungsposten in Geltung ließ."

Nach Menzels Bericht also schrieben die schlesischen Jesuiten nicht so viele philologische, theils brauchbare theils unbrauchbare, theils richtige theils unrichtige, theils alte und bekannte, theils nur in neues Gewand gekleidete Sachen zusammen, wie andere Lehrer aus der Halle'schen Schule, aber in schriftlicher und mündlicher Handhabung der lateinischen Sprache thaten sie es sogar manchen von den Halle'schen Philologen zuvor; den Schülern brachten sie wahre Humanitätsbildung bei, und betrieben die Mathematik sammt den dazu gehörigen Fächern mit Eifer und Erfolg; und bei dem Allen erwiesen sie sich als discrete, loyale und patriotische Unterthanen und Lehrer, ohne den Grundsätzen der heiligen Kirche und den Gefühlen des katholischen Volkes nahe zu treten. Was will man mehr sowohl auf Seite der Lehrer als der Schüler!

Diese Bemerkungen Herrn Menzels gereichen aber nicht nur den schlesischen Jesuiten, sondern auch der ganzen böhmischen Ordensprovinz zu großer Empfehlung; denn dieser Provinz gehörten sie vor der Lostrennung Schlesiens von Oesterreich an, in der böhmischen Provinz hatten jene späteren Lehrer in Schlesien ihre Schulbildung erhalten, hier waren sie Magister und Humanitätsprofessoren gewesen. Dieß stimmt nun ganz überein mit dem, was uns Cornova an mehreren Stellen (vgl. S. 242, 243) vom Aufschwung der Humanitätswissenschaften in der böhmischen und österreichischen Provinz erzählt: und weit entfernt, behaupten zu wollen, daß in den Schulen der Societät immer und überall Alles vortrefflich gewesen, und nie Licht mit Schatten wechselte (welche menschliche Anstalt könnte sich auch von solchem Wechsel frei erhalten?), so ergibt sich doch aus dem bisher Gesagten die unleugbare Thatsache, daß der Unterricht im Allgemeinen eifrig und umsichtig und mit Erfolg geleitet wurde: so daß die jungen Leute nicht nur jene Vorkenntnisse sich erwarben, welche die philosophischen und dann die Fach-Disciplinen erforderten, sondern viele auch nach Verhältniß der geistigen Begabung das Fundament zu höherer wissenschaftlicher Bildung legten: wie denn wirklich die Societät nicht nur im eigenen Schoße große Gelehrte gebildet, sondern auch auf zahlreiche Männer hinweisen kann, die aus ihren Schulen hervorgegangen sind, und später in den verschiedensten Berufsarten durch hohe Gelehrsamkeit glänzten.

Achtes Kapitel.

Unterricht in den einzelnen Klassen und Lehrgegenständen. Disciplin und Erziehung. Stand der Bildung und Wissenschaften in der alten Societät zur Zeit ihrer Aufhebung. Schluß.

Rückblick. Confusion bei Herrn Dr. Kelle. Die Gymnasien der alten Societät und die modernen. Den heutigen Gymnasien gegenüber können die alten nur in Verbindung mit dem Lyceum richtig beurtheilt werden. Die Genesis des Gymnasiums. Unterricht in den einzelnen Fächern an den Gymnasien der Societät, sammt den wichtigsten Momenten aus der Geschichte der Kriege, welche die Jesuiten 1735, 1752 und 1764 mit der österreichischen Regierung geführt. Unterricht am Lyceum. Ist es wahr, daß arme Studirende in den Schulen der Societät verachtet waren? Die sogenannten Akademien und Tentamina. Die theatralischen Vorstellungen. Moralische und religiöse Erziehung in den Schulen der alten Societät. Kurze Geschichte des letzten Kampfes zwischen der Regierung und den Jesuiten im Jahre 1764. Was ist von diesen famosen Kämpfen mit der Regierung zu halten, womit Herr Dr. Kelle so viel Aufhebens macht? Die Ratio studiorum und die modernen Studienpläne. Wie stand es um die wissenschaftliche Bildung und literarische Thätigkeit des Ordens zur Zeit seiner Aufhebung? Poetisches Schlußwort von einem Exjesuiten.

Wenn wir einen Rückblick auf die bisher von Herrn Dr. Kelle erhobenen Anklagen und Vorwürfe gegen die Gymnasialschulen der alten Societät werfen, so wird der aufmerksame Leser leicht ersehen, daß all' diese Anklagen allgemeiner Natur und die meisten derselben von so großer Tragweite seien, daß, wofern auch nur eine oder die andere nicht gründlich erörtert und widerlegt würde, der ganze Unterricht in seinem innersten Wesen und in allen Beziehungen als verfehlt und schadhaft, oder geradezu als schlecht und schon von vorne herein als gänzlich erfolglos erscheinen müßte. Wurden die Novizen wirklich, wie Dr. Kelle behauptet, in der Art erzogen, daß ihr Verstand verdummt, ihr Gefühl gänzlich abgestumpft wurde: so war von solchen künftigen Gymnasiallehrern a priori nichts zu erwarten; war der Unterricht, den die Magister in der Repetition erhielten, wirklich so miserabel, wie der Herr Doctor ihn darstellt, so konnte auch von den Magistern nur ein miserabler ertheilt werden; waren die lateinische und griechische Grammatik wirklich so grundschlechte Bücher, so konnte auch der Unterricht wieder nur ein grundschlechter sein; vergaßen die

Magister während der philosophischen und theologischen Studien alles früher Gelernte, so daß sie in gänzliche Unwissenheit verfielen, so war es natürlich um alle Erfolge im Lehramte geschehen; war der klassische Geschmack am Ende des 17. Jahrhunderts in allen Provinzen gänzlich abhanden gekommen, so litt der ganze Unterricht an einer großen, innern Misère; „lernten" endlich „die Schüler in den oberen, wie unteren Schulen überhaupt quantitativ und qualitativ wenig" oder gar nichts, so ist über den ganzen Unterricht in Bausch und Bogen der Stab gebrochen.

Alle diese Punkte mußten also umständlicher geprüft und widerlegt werden; und ich glaube behaupten zu dürfen, daß ich dieses in den vorhergehenden Kapiteln in mehr als erklecklicher Weise gethan habe: indem ich theils zeigte, daß Herr Dr. Kelle wohl im kecken Tone leere Behauptungen hinwerfe, aber entweder gar keine Beweise bringe, oder, wo er solche zu bringen versucht, selbe auf Verstümmelungen, Verdrehungen und Verfälschungen von Texten, auf perfide Compilationen aus Cornova's Briefen, auf Chicanen, Uebertreibungen, Verdächtigungen und anderen dergleichen frommen Kunstgriffen baue; theils auf positivem Wege durch Anführung von zahlreichen Zeugnissen und historischen Thatsachen seine Behauptungen auf ihren wahren Werth zurückführte.

Aus den in den vorhergehenden Kapiteln dargebrachten Erörterungen geht wohl mehr als zur Genüge hervor, daß der Gymnasial-Unterricht der Societät in seinem Wesen und im Ganzen unter Berücksichtigung der Verhältnisse und Bedürfnisse der damaligen Zeit ein wohl organisirter, ein zweckmäßiger, auf Erfolge berechneter, ja auch wirklich ein erfolgreicher und deßhalb berechtigter war: und nachdem wir nun so die Hauptanklagen des Herrn Dr. Kelle, wodurch er den Gymnasial-Unterricht in den alten Jesuitenschulen sammt und sonders als faul und wurmstichig, ja, als ein widerliches Unding darzustellen sich bemüht, zurückgewiesen und die Ehre dieser Schulen seinen boshaften und manchmal läppischen Invectiven gegenüber im Allgemeinen sicher gestellt haben, können wir uns jetzt, wo wir zu Einzelnheiten kommen, kürzer fassen: ja selbst einzelne Mängel und Gebrechen, sollten wir solche finden, dürfen uns nicht lange aufhalten: denn in welcher menschlichen Anstalt hat es nicht Mängel und Gebrechen von jeher gegeben und gibt es noch und wird es immerfort geben?

Die letzte Behauptung, womit Herr Dr. Kelle vor seine Leser trat, war die aus unerwiesenen Prämissen gezogene Schlußfolgerung,

daß „die Schüler in den oberen, wie unteren Schulen überhaupt quantitativ und qualitativ wenig lernten.“ Im Einklange mit dieser Behauptung erwartet man nun, daß der Herr Doctor unmittelbar auf den Unterricht in den Lehrgegenständen in den einzelnen Klassen übergehen werde; dieß, möchte man meinen, erforderte der natürliche und logische Zusammenhang in der Darstellungsweise: aber nein — zuerst spricht der Herr Doctor vom Kampfe, der zwischen der Regierung und der Societät entbrannt sei, hierauf von literarischen Nebenübungen, die in den Schulen der Societät mehr oder weniger gebräuchlich waren; nämlich von den Schauspielen, von den Akademien und Tentamina, und erst dann kommt er auf den eigentlichen Schulunterricht in den einzelnen Klassen zu sprechen.

Ich aber halte es für angemessener, solche Confusion zu vermeiden und im natürlichen Anschlusse an das Vorhergehende zuerst das Hauptsächliche über den gewöhnlichen Schulunterricht anzuführen, dann die genannten literarischen Nebenübungen zu besprechen; über den so genannten Kampf aber wird theils hier, theils weiter unten das Geeignete zu bemerken Gelegenheit sein.

Bevor wir jedoch in's Detail eingehen, müssen wir nothwendig, um die Schulen der alten Societät, in denen der Unterricht in den Kenntnissen, die zur allgemeinen höheren Bildung gehören und dem Studium der Fachwissenschaften vorausgehen, ertheilt wurde, richtig beurtheilen und würdigen zu können, eine Bemerkung vorausschicken. Mit dem ehemaligen Gymnasial-Unterrichte der Jesuiten muß nothwendig dem Stand der modernen Gymnasien gegenüber der Unterricht auf dem Lyceum in Verbindung gebracht werden. Denn wer da das moderne Gymnasium mit seinen acht Schuljahren und der langen Reihe von Lehrgegenständen, wie sie in den Jahresberichten verzeichnet sind, ins Auge faßt und dabei an die sechs Jahrgänge und verhältnißmäßig geringe Zahl der Unterrichtszweige im alten Gymnasium denkt, der könnte sich nur eine gar einseitige Vorstellung und ein gar schiefes Urtheil vom letzteren bilden. Dem ist aber nicht so: in die jetzigen Gymnasien sind die zwei Jahrgänge und die Lehrgegenstände des ehemaligen Lyceums übertragen worden, und daher dürfen wir auch das alte Gymnasium, dem modernen gegenüber, nicht bloß in seiner äußeren Gestaltung als eine in sich abgeschlossene Anstalt, sondern müssen es nothwendig in seiner inneren Zusammengehörigkeit mit dem Lyceum betrachten, wie denn wirklich beide Anstalten zusammengehörten und einander ergänzten; beide mitsammen bildeten im Grunde nur eine

Anstalt, die moderne, so genannte Mittelschule: denn in beiden zusammengenommen wurde der Unterricht ertheilt, der zur allgemeinen edleren Bildung gehört und auf die Fachwissenschaften vorbereitet; das dem Gymnasium uud dem Lyceum vorgesteckte Ziel war hiemit ein gemeinschaftliches; der Name und die bloß äußerliche Organisation hob die innere Zusammengehörigkeit nicht auf: und so haben wir denn auch im Gymnasium der alten Societät acht Jahrgänge und nicht bloß Unterricht im Latein und Griechischen, in der Religion, Geographie und Geschichte, in den Anfangsgründen der Arithmetik, der deutschen Sprache und Literatur, sondern auch in der Mathematik, Geometrie ꝛc., in der Physik, Naturgeschichte und Philosophie, und zwar nicht nur in der Logik und empirischen Psychologie, sondern einen vollständigen, wozu noch der in der Ethik und in der so genannten Religionsphilosophie kam. Von diesem einzig richtigen Gesichtspunkte aus gestaltet sich das Verhältniß des alten Jesuiten-Gymnasiums zum modernen ganz anders und dürfte jenes im Vergleich mit diesem in mancher Hinsicht in einem vortheilhaften Lichte erscheinen.

Und so wollen wir denn all' die genannten Lehrgegenstände flüchtig durchgehen, und wie der Unterricht in denselben ertheilt, was gefordert, was geleistet worden, so kurz als möglich erörtern; wobei wir uns, mit steter Rücksicht auf den historischen Entwicklungsgang des Gymnasiums sowohl überhaupt, als besonders in Oesterreich, theils an die alte Ratio studiorum, theils an die gebrauchten Schulbücher (in soweit solche mir zu Gebote stehen), theils an einige andere Dokumente halten wollen: die ebenso weitläufigen, als kleinlichen und langweiligen Auslassungen des Herrn Dr. Kelle aber nur dort berücksichtigen werden, wo er in Verkennung thatsächlicher Verhältnisse, in grundlosen Verdächtigungen, in arbiträren Deductionen und Combinationen sich gar zu kecke Ausschreitungen gegen Wahrheit und Billigkeit erlaubt.

Die Gymnasien, wie sie nach mancherlei Wandlungen und Schicksalen im Laufe der Jahrhunderte heutzutage bestehen, sind bekannter Maßen aus den mittelalterlichen Dom-, Collegiat- und Klosterschulen hervorgegangen. Der Unterricht in diesen Schulen umfaßte die sieben freien Künste (artes liberales), und zerfiel in das sogenannte Trivium und Quadrivium; ersteres begriff in sich das Studium der Grammatik, Rhetorik und Dialektik (Logik), letzteres das der Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie: eine Gliederung, die bis in die heidnische Zeit zurückreicht (Marcian. Felix Capella — De Nuptiis Philologiae et Mercurii), ja, im Grunde mit dem Bildungsgange des griechischen

und später des römischen Volkes (ἐγκύκλιος παιδεία — institutio liberalis) zusammenhängt, welcher das Studium der Grammatik, der Rhetorik und der Philosophie, wozu auch das der Mathematik und der Naturwissenschaften gehörte, in sich begriff, wozu noch besonders bei den Griechen Musik und Gymnastik kam. Das Studium der Gegenstände des Triviums galt im Allgemeinen als nothwendige Vorbedingung, um zu dem der Theologie oder einer andern Fachwissenschaft aufzusteigen; vollständig war aber die Vorbildung, wenn auch noch die Disciplinen des Quadriviums absolvirt wurden.

In der Grammatik und Rhetorik war es besonders auf gründliche Erlernung und geläufige Handhabung der lateinischen Sprache abgesehen, theils weil damals die lateinische Sprache gleichsam die Muttersprache aller Gelehrten war, denn alle Wissenschaften wurden sowohl mündlich als schriftlich nur in der Sprache Latiums vorgetragen, theils weil diese Sprache vorzugsweise die Kirchensprache war, und dergleichen Anstalten von der Kirche zunächst und hauptsächlich, jedoch nicht ausschließlich, zur Heranbildung von Geistlichen gegründet worden waren und unter ihrer Leitung standen, weßhalb solche Schulen auch geradezu Lateinschulen genannt wurden. Deßhalb wurde das Studium der lateinischen Grammatik (der des Donatus oder Priscianus) und die Lectüre der alten lateinischen Klassiker fleißig betrieben; dabei jedoch auch nebenher in manchen Schulen Unterricht in der griechischen, und in gar blühenden auch in der hebräischen und syrischen Sprache ertheilt. Die Kenntniß der Muttersprache wurde als hinreichend vorausgesetzt, einen Unterrichtszweig bildete sie weder im Trivium noch Quadrivium; der Unterricht hierin, sowie der im Rechnen, im Gesang und in der Religion*), wurde in den so genannten niederen (unsern jetzigen Elementar-) Schulen ertheilt.

Mit dem Emporkommen der Universitäten im 12. und 13. Jahrhundert verloren die Dom- und Collegiatschulen an Bedeutung und verschwanden theilweise ganz; länger hielten sich die Klosterschulen, doch sank auch ihr Ansehen und Einfluß immer mehr und mehr; der wissenschaftliche Ruhm und Glanz, der die aufblühenden Universitäten umstrahlte, sammt den Vortheilen und Privilegien, deren sich Lehrer und Schüler erfreuten, zogen die jungen Leute mächtig an, und der Unterricht im Trivium und Quadrivium ward beinahe ausschließlich auf den

*) Natürlich wurde der Religions-Unterricht, und zwar in erweitertem Maße in den oberen Schulen fortgesetzt, aber einen eigentlichen Zweig des Triviums oder Quadriviums bildete er nicht.

Universitäten ertheilt und bildete die Lehrgegenstände der philosophischen Facultät, oder, wie man damals auch zu sagen pflegte, der Artisten. Uebrigens wurde der Unterricht in diesen Gegenständen auf den Universitäten ganz in derselben Weise, wie früher in den Dom- und Klosterschulen geleitet, nur mit dem Unterschiede, daß diejenigen, die zur Aufnahme in die Facultät sich meldeten, die wichtigsten Vorkenntnisse der lateinischen Sprache bereits erlernt haben mußten. Dieser Elementar-Unterricht wurde außerhalb der Facultät von besonderen Lehrern, Geistlichen oder Laien, ertheilt; sie hießen lateinische Stadtschullehrer.

Indeß waren auch unabhängig von den Universitäten in vielen Städten Anstalten gegründet worden, in denen die Lehrgegenstände des Triviums und Quadriviums, oder des Triviums allein, mit Ausschluß der höheren Fachwissenschaften vorgetragen wurden: man nannte eine solche Schule Lyceum, Gymnasium, oder auch geradezu von der lateinischen Unterrichtssprache, deren Studium auch den Hauptgegenstand im Trivium bildete, Lateinschule; allmälig aber belegte man die obere Abtheilung (das Quadrivium mit Philosophie, Mathematik und Physik) mit dem Namen Lyceum, während der unteren Abtheilung (dem Trivium mit lateinischer Grammatik, Rhetorik und Dialektik, nebst einigem Unterrichte im Griechischen) der Name Gymnasium oder Lateinschule beigelegt wurde.

Aber wie nun einmal Steigen und Fallen das Loos aller menschlichen Anstalten ist, so verloren auch diese Schulen, wie die Universitäten selbst, im Laufe der Zeiten von ihrer ursprünglichen Frische und Triebkraft: wissenschaftliches Streben und Schaffen, Disciplin und Sittlichkeit gerieth da und dort immer mehr in Verfall: dazu kamen dann noch im 16. Jahrhundert die Wirren der sogenannten Reformation, die unter ihren Koriphäen auch einige Männer zählte, welche nicht ohne Geschick auf dem Gebiete des Unterrichtes thätig waren. Die Bildung des Klerus hatte bereits stark gelitten und die Schäden drohten immer größer und allgemeiner zu werden; das Concil von Trient suchte dem vielfachen Uebel zu steuern und verordnete nach dem Muster der früheren bischöflichen Schulen die Errichtung von Seminarien an den Kathedralkirchen, während zugleich einzelne Synoden auf Wiederherstellung der untergegangenen oder auf zeitgemäße Reform der noch bestehenden Lateinschulen an den Dom- und Collegiatstiften drangen: da trat die Gesellschaft Jesu auf den Kampfplatz und entwickelte sowohl überhaupt den Bestrebungen der Reformation gegenüber, als in Hebung des Schulwesens eine großartige und erfolgreiche Thätigkeit, theils durch Grün-

dung zahlreicher neuer Lehranstalten, theils durch zweckmäßige Erneuerung der bestehenden.

Indeß waren weder diese sogenannten Jesuiten-Schulen, noch die protestantischen Lehranstalten wesentlich von den bisherigen Gymnasien und Lyceen verschieden; hinsichtlich der Lehrgegenstände, der Methode und des Zieles des Unterrichts war es so ziemlich beim Hergebrachten geblieben: die Unterrichtssprache war in beiden die lateinische, die gründliche Erlernung derselben durch das Studium der Grammatik, Lectüre der lateinischen Klassiker und schriftliche Uebungen war die Hauptaufgabe sowohl des katholischen, als des protestantischen Gymnasiums; daneben etwas Unterricht im Griechischen und in der Religion, d. h. im Katechismus, ebenfalls in lateinischer Sprache mit Ausnahme des Katechismus in der untersten oder in den zwei untersten Klassen. Von einem obligaten Unterricht in der Muttersprache, in der Geschichte und Geographie findet sich in den Gymnasien — sowohl katholischen als protestantischen — des 16. und wohl auch des 17. Jahrhunderts keine Spur; ebensowenig wurde in der Arithmetik und Geometrie unterrichtet, oder doch nur spärlich und so nebenher; von Algebra und Naturgeschichte kann schon gar keine Rede sein. Auch befand sich der Gymnasial-Unterricht in katholischen, wie protestantischen Ländern größtentheils in den Händen geistlicher Lehrer; kurz, die Gymnasien des 16. und 17. Jahrhunderts trugen noch ganz das Gepräge ihrer Abstammung von den mittelalterlichen Dom-, Stift- und Klosterschulen an sich.

Der Grund des guten Rufes, zu dem die Jesuiten-Schulen in Kurzem gelangten, und die Ursache der Erfolge, wodurch sie bald die protestantischen Schulen überflügelten, ist also nicht in einer wesentlichen Umgestaltung des früheren Gymnasial-Unterrichtes, sondern wohl nur darin zu suchen, daß sie den Unterricht eifriger und planmäßiger und mit geregelter Stätigkeit betrieben, besonders auf schriftliche Uebungen, fleißiges Memoriren, gründliches Erfassen und Aneignen des Vorgetragenen drangen, daß sie durch neue zweckmäßige Einrichtungen und Uebungen den Unterricht belebten und das Interesse der Schüler dafür weckten, wodurch auch schwächeren Köpfen der Fortschritt erleichtert ward, während bessere Talente sogar an Ferialtagen in den sogenannten Akademien nützlich beschäftigt und gefördert wurden; ferner darin, daß die Jesuiten den äußeren Vortrag durch häufige Declamationen und theatralische Vorstellungen zu bilden, und so dem Unterricht eine praktische Richtung auf das Leben zu geben suchten; endlich und wohl vorzüglich darin, daß sie nicht bloß auf den Unterricht,

sondern auch auf die christliche Erziehung der Jugend Bedacht nahmen, indem sie nicht nur eine strenge Disciplin handhabten und auf Einhaltung der vorgeschriebenen religiösen Uebungen drangen, sondern den ganzen Unterricht mit der Religion in Verbindung zu bringen, durch ihren Geist zu beleben, und die jungen Leute sowohl im Allgemeinen durch Wort und Beispiel, als durch Errichtung besonderer frommer Vereine (Congregationen oder Sodalitäten genannt) zur Gottesfurcht und Sittenreinheit anzueifern, die Religion mit ihren Lehren Vorschriften und Uebungen ihrem Herzen lieb und werth zu machen suchten: so daß christliche Eltern ihre Söhne, wenn sie sie in den Schulen der Jesuiten wußten, in Bezug auf Religion und Sittlichkeit im Allgemeinen für geborgen hielten.

Uebrigens mengten sich die Regierungen sowohl in katholischen, wie protestantischen Ländern eben nicht viel in die inneren Angelegenheiten der Schule; es blieb im Ganzen während des 16. und 17. Jahrhunderts bei den überlieferten Einrichtungen und Methoden. Doch im 18. Jahrhundert begannen zuerst in den protestantischen Ländern Deutschlands Fürsten und Regierungen ihren Einfluß auf die öffentlichen Lehranstalten in ausgedehnterem Maße geltend zu machen und es ließen sich immer lauter Stimmen vernehmen, daß man beim Gymnasial-Unterrichte die Bedürfnisse des praktischen Lebens mehr berücksichtigen solle (die Vertreter des materiellen Nützlichkeitsprincips); und da erfolgten nun von Zeit zu Zeit allerlei Studienpläne von Seite der deutschen Regierungen mit Erweiterung und nicht selten mit Ueberfüllung des Lehrstoffes. Daß diese oktroirten Lehrpläne nicht das rechte Maß getroffen hatten, zeigten die oft wiederholten Verbesserungen oder gänzlichen Umgestaltungen derselben, die noch heut zu Tage nicht zum Abschluß gekommen zu sein scheinen: weil eben Regierungsmänner nicht immer die besten Schulmeister sind, und „Mißgriffe in einem Studienplan für die unteren Schulen", wie schon Cornova bemerkte,*) „sich auch dann einschleichen können, wenn der Verfasser der erste Gelehrte der Nation, aber kein praktischer Pädagog war." Doch die Neuerungen und Verbesserungsversuche waren einmal in Fluß gerathen, und kamen zu keinem Stillstand; so daß es schien, als sollte die alte Schule einer neuen mit einer ganz anderen Einrichtung und Aufgabe den Platz räumen müssen. Indeß hatten auch die Jesuiten in Oesterreich (und in Deutschland) den Anforderungen der Zeit gegenüber, bereits in den Zwanziger-Jahren aus freien Stücken, ohne vorhergegangene

*) Vgl. S. 230.

Aufforderung der Regierung, den Unterricht in der Geschichte und Geographie eingeführt, natürlich insoweit sie einen solchen Unterricht, der übrigens im Institut selbst empfohlen wird,*) mit der traditionellen Hauptaufgabe des Gymnasiums, der möglichst vollkommenen Erlernung der lateinischen Sprache zum mündlichen und schriftlichen Gebrauche für vereinbar erkannten. Aber auch den nachfolgenden Reformen der Regierung im Jahre 1735, 1752 und 1764 suchten die Jesuiten nach Möglichkeit zu entsprechen,**) wenn sie auch Anfangs durch das unerwartete bisher ungewohnte Auftreten derselben frappirt sein mochten, ja, vielleicht auch glaubten, daß es damit nicht ernstlich gemeint sei, in der Erwägung, daß die Regierung ihnen bisher ihr volles Vertrauen geschenkt und bereits seit zwei Jahrhunderten ihnen die ungestörte, autonome Leitung der großen Theils von Orden gegründeten Schulen belassen habe. Ueberdieß mochte ihnen auch, bei den da und dort sich erhebenden Stimmen nach radicaler Umgestaltung der Schulen, der Fortbestand der ihnen liebgewordenen Lateinschulen, in denen sie bereits seit mehr als 200 Jahren der Jugend nicht ohne Erfolg und Ruhm Unterricht ertheilt hatten, einen Unterricht, den sie in ihren Augen von wissenschaftlichen und kirchlichen Standpunkte als nothwendig, als den einzig zweckmäßigen erkannten, in Frage gestellt erscheinen. Diese und ähnliche Gründe mochten ein gewisses Zaudern, ein unentschlossenes Zuwarten in mancher Hinsicht bewirkt haben, nichts davon zu sagen, daß bei der großen Anzahl der Lehranstalten (in 38 Collegien und ungefähr 20 Residenzen bloß in der österreichischen Provinz) und bei der einmal bestehenden Organisation des Unterrichtswesens im Orden es geradezu unmöglich war, die geheischten Reformen überall in kurzer Zeit einzuführen. Nichtsdestoweniger bestrebte man sich, den Anforderungen der Regierung immer mehr und mehr nachzukommen: außer dem bereits eingeführten Unterricht in Geschichte und Geographie erweiterten die Jesuiten auch den griechischen, nachdem sie auch die Anfangsgründe der griechischen Grammatik in deutscher Sprache verfaßt hatten; auch begannen sie bereits, dem Unterricht in der Muttersprache mehr Rechnung zu tragen; in dem deutsch bearbeiteten Elementarbuche der lateinischen Grammatik, das in Folge der Reform von 1735 herausgegeben ward, sind die wichtigeren Unterschiede der lateinischen und deutschen Sprache

*) Vgl. S. 187.

**) Vgl. S. 313—314. Uebrigens nimmt Cornova keine Rücksicht auf die erste Studien-Reform unter Kaiser Karl VI. im Jahre 1735 und nennt daher die Reform von 1752 die erste und die von 1764 die zweite.

erörtert; in den Sechziger-Jahren ward die lateinische Grammatik ganz umgearbeitet, und die drei ersten Theile „mit einigen aus der deutschen Sprachlehre beigesetzten Anmerkungen“ vermehrt, „auf allerhöchsten Befehl,“ wie es auf dem Titelblatte heißt; und in dem Lehrbuch für die beiden Humanitätsklassen endlich wurden auch ausgewählte Stücke aus deutschen Klassikern aufgenommen, nachdem man in Wien wenigstens förmlich mit dem Unterricht und mit schriftlichen Aufsätzen in deutscher Sprache begonnen, Denis in der Theresianischen Ritterakademie sogar Vorträge über die deutsche Literatur zu halten angefangen hatte: und ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß, wenn der Orden nicht aufgehoben worden wäre, in den Jesuiten-Schulen in Oesterreich in der griechischen und deutschen Literatur mehr würde geleistet worden sein, als in der darauf folgenden Periode bis 1848 in den meisten österreichischen Gymnasien wirklich geleistet worden ist.

Aus diesen vorläufigen Bemerkungen geht zur Genüge hervor, von welchem Gesichtspunkte die Gymnasien der alten Societät beurtheilt werden müssen: sie waren im Grund genommen die Ableger des Triviums der mittelalterlichen Dom- und Klosterschulen, sie waren und konnten vermöge ihrer Abstammung und der obwaltenden Verhältnisse nichts Anderes sein, als Lateinschulen mit den drei Stufen: Grammatik, Poetik, Rhetorik;*) während an die Stelle des Quadriviums mit seinen Gegenständen das Lyceum mit Philosophie, Physik und Mathematik trat. Eine ganz andere Physiognomie bietet das heutige Gymnasium; es hat aufgehört, Lateinschule zu sein, seitdem das Lyceum mit ihm verschmolzen, der Unterricht in den früheren Nebengegenständen in solchem Maße erweitert, und damit noch der in einer Menge anderer, theils obligater, theils nicht obligater Fächer verbunden worden ist: und es wäre ein arger Anachronismus, wenn Jemand nach dem Zustand der modernen Gymnasien, wie er sich im Laufe eines Jahrhunderts nach vielfältigen Versuchen, Schwankungen und Unterbrechungen herausgebildet hat, den Werth der Lateinschulen des 17. und auch des 18. Jahrhunderts, wo ganz andere Verhältnisse maßgebend waren, beurtheilen wollte. Ich sage „auch des 18. Jahrhunderts“, denn auch außerhalb der Societät, ja selbst in protestantischen Ländern waren die Gymnasien in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und noch einige Decennien später Lateinschulen, ungefähr wie die der Jesuiten, worin neben der lateinischen Sprache, als dem Hauptgegenstande, auch etwas Griechisch,

*) Die Dialektik, ohnehin mit der Rhetorik und Logik verwandt, hörte bald auf, einen selbstständigen Unterrichtszweig zu bilden.

Geschichte und Geographie nebst Arithmetik gelehrt wurde; selbst der Unterricht in der Muttersprache dürfte damals noch nur in wenigen Gymnasien Eingang gefunden haben: denn bevor das moderne, auch jetzt noch von einsichtsvollen und ernsten Schulmännern beklagte Gemenge in den Schulen sich festsetzte, mußte erst der pädagogische Tausendkünstler Basedow mit seinem Anhange auftreten und dem deutschen Volke 15.000 Thaler herausschwindeln, um seine Wundertheorien, wie man spielend Kinder zu großen Gelehrten machen kann, zu Markte zu bringen, welche dann, obgleich sie sich im Philanthropin zu Dessau als ganz unpraktisch erwiesen, zumal Basedow selbst ein sehr ungezogener Mensch war, so daß er bald selbst der von ihm gegründeten Anstalt den Rücken kehren mußte, dennoch ihre eifrigen Vertheidiger und Verbreiter fanden.

In diesen vorläufigen Bemerkungen liegt bereits die Antwort auf so manche schiefe Auffassungen und verdächtigende Behauptungen, denen wir in der Schrift des Herrn Dr. Kelle hinsichtlich der österreichischen Jesuiten-Gymnasien im 18. Jahrhundert begegnen.

Was nun den Unterricht im Latein in der alten Societät, resp. in Oesterreich betrifft, füllt Herr Dr. Kelle mit der Kritik desselben nicht weniger als 14 Blätter (von S. 118—145) aus, und so lange er einfach über die Lehrbücher und Klassiker, die in den einzelnen Schulen vorgetragen und erklärt wurden, referirt (bis S. 128), möchte man fast glauben, daß es ihm mit objektiver, unparteiischer Darstellung Ernst sei; nur daß er auch hier das kleinliche Vergnügen sich nicht versagen kann, einige grammatische Uebungssätze, die, für den Vorbereitungs-Unterricht oder für Knaben in der ersten Klasse berechnet, im Elementarbuche sich finden, als „geistreiche"*) zu bespötteln, und daß die ganze Darstellung viel zu dürftig ist, als daß der Leser einiger Maßen sich eine adäquate Vorstellung von dem Unterricht in allen sechs Schulen machen könnte.

---

*) Es sind 196 Sätze bestimmt für 8—10jährige Knaben beim Vorbereitungs-Unterricht oder in der 1. Klasse; wer wird verlangen, daß solche Sätze alle geistreich seien? und wer wird es verargen, wenn mancher deutsche Ausdruck in diesen Sätzen aus den Dreißiger-Jahren des vorigen Jahrhunderts heut zu Tage sich plump ausnimmt? — Aber der Herr Doctor wollte wieder eine Delicatesse haben: nun, immerhin — aber eine geistreiche war diese wohl nicht. Die Jesuiten waren übrigens wohl darauf bedacht, zweckmäßige und lehrreiche Sentenzen und Lesestücke in ihre Lehrbücher und Chrestomathien aufzunehmen, wie Herr Kelle geradezu aus den Rudimenta S. 277 ersehen konnte. „Atque ut ne sententiae hae", heißt es dort in der Vorbemerkung zu den Sentenzen aus Stobäus, „inanes sint, sed aliquid jucundae utilitatis habeant; Stobaeus prae ceteris placuit

Nun aber beginnt der Herr Doctor seine strenge, bitterernste, zerschmetternde Kritik, wobei er nicht nur seine gewöhnlichen Kunstgriffe aufbietet, und auf seine bisherigen glorreichen Erfolge sich beruft, sondern auch verschiedene Regierungserlässe in Allianz nimmt, um ihr so recht den Stempel der Unfehlbarkeit aufzudrücken: und nachdem er die unfehlbare Kritik über 18 Seiten hin fortgeführt, gelangt er ganz folgerichtig, d. h. den gesetzten Zweck mit unverrücktem Auge verfolgend, zu dem unfehlbaren Resultate, daß der Unterricht der Jesuiten ein durchaus verfehlter und erfolgloser war.

Ich glaube nun, der Kritik des Herrn Dr. Kelle eine mehr als hinreichende, und die Leser vollkommen befriedigende Antikritik entgegenzustellen; wenn ich derselben 1) die Ratio atque Institutio studiorum S. J. („Lehr- und Erziehungsplan der Gesellschaft Jesu"), so wie die schon öfters angeführten über die Gymnasialstudien handelnden Schriften des Juvencius („De ratione discendi et docendi") und Sacchini („Protrepticon etc. und Paraenesis etc." — vergl. S. 91—92), und mit besonderem Bezug auf die österreichische und böhmische Provinz die „Instructio privata" oder „Typus cursus annui etc." (vgl. S. 85), endlich auch hinsichtlich der oberdeutschen Provinz (da ja die Kritik des Herrn Doctors auch den deutschen Provinzen, ja wohl allen Provinzen gilt, vgl. S. 16) ein ähnliches, auch von Herrn Kelle hin und wieder citirtes Büchlein betitelt: „Ratio et Via recte atque ordine etc."*) entgegen halte; denn dieß sind alles Bücher, woraus wir die Methode, das Quantum und das Ziel des Gymnasial-Unterrichtes in der alten Societät erkennen und auf die Erfolge desselben schließen können; wenn ich 2) die Hauptpunkte der Kritik des Herrn Doctors prüfe und in ihrem wahren Werthe zeige; endlich 3) kurz darauf hinweise, wie es denn heut zu Tage mit dem lateinischen Unterricht an den Gymnasien im Allgemeinen bestellt ist.

Was nun den ersten Punkt, die Berufung auf die Ratio studiorum

---

P. Juvencio aliisque, nempe qui gnomas et optimas, et ex optimis, et ad mores formandos peridoneas, summo judicio collegit etc." Aber dergleichen Dinge sind eben keine Delicatessen für den Herrn Doctor und entsprechen gar nicht dem Zwecke.

*) „Anleitung bei Ertheilung des Unterrichts in den Humanitäts-Wissenschaften richtig und ordnungsmäßig vorzugehen." München 1736. Beide Büchlein, sowohl dieses als die Instructio privata, enthielten gleichsam einen speciellen Studienplan für die respectiven Provinzen, dem allerdings die Ratio studiorum zu Grunde lag; aber die einzelnen Provinzen hatten doch ihre besonderen Gewohnheiten und Gebräuche.

betrifft, so sehe ich mich zwischen die Alternative gestellt, entweder Alles, was sie in Betreff des lateinischen Unterrichts vorschreibt, hier anzuführen, denn mit wenigen einzelnen Stellen ist nichts geholfen, oder die Leser einfach auf dieselbe zu verweisen. Ersteres ist nun absolut nicht möglich, wie der Leser leicht selbst begreifen wird; denn der Vorschriften und Anweisungen sind gar viele, so daß mit der Aufnahme derselben der Umfang und der Preis meiner Beleuchtung über die Gebühr wachsen würde. Derselbe Grund legt mir dieselbe Nothwendigkeit auch hinsichtlich der andern genannten Bücher auf; ich muß mich begnügen, den Leser einfach darauf zu verweisen, in der Ueberzeugung, daß jeder unbefangene Beurtheiler in diesen, wie auch in der Ratio studiorum sowohl einen zusammenhängenden trefflichen Lehrplan, als auch einzelne besondere Bemerkungen, Unterweisungen und Praktiken finden wird, welche den Schüler in der Erlernung der lateinischen Sprache sehr fördern und allmählig zu einer ziemlich vollständigen Kenntniß derselben führen mußten. Täglich wurden die Regeln der Grammatik, und in den beiden obersten Klassen die Grundsätze der Poetik und Rhetorik erklärt, täglich die Schüler darüber examinirt, das bereits Gelernte oft neuerdings vorgenommen; täglich wurde der Autor erklärt, und eine neue Lection aufgegeben; zahlreich waren die schriftlichen Uebungen in der Schule, beinahe täglich die schriftlichen Hausaufgaben; und dabei ward schon den Lehrern und Schülern in den Grammatikalklassen Cicero als das Muster anempfohlen, das sie nachahmen sollten: so daß es wohl nie einen Lehrplan gegeben, der hinsichtlich des Studiums der lateinischen Sprache (und Lateinschulen waren ja die alten Jesuiten-Gymnasien) eine vollkommenere, fruchtbarere Methode aufgestellt hätte — freilich mit einer solchen Menge von Gegenständen, womit die modernen Gymnasien angestopft sind, ist er geradezu unvereinbar. Daher die großen Erfolge der Jesuitenschulen und der glänzende Ruf, dessen sie sich zwei Jahrhunderte hindurch erfreuten, wie zahlreiche historische Thatsachen und Zeugnisse*) selbst von gegnerischer Seite beweisen: eine Erscheinung, die sich geradezu nicht erklären ließe, wäre der Unterricht ein schlecht geleiteter und erfolgloser gewesen.

Um schon in der ersten Grammatikalklasse bedeutende Resultate zu erzielen, wurden von den Knaben, die in selbe eintreten wollten, ziemlich weit gehende Vorkenntnisse gefordert, und zwar seit den Dreißiger-Jahren an allen Gymnasien Oesterreichs, wie dieß schon längst in Wien und Graz, und bereits an allen sowohl katholischen als prote-

*) Vgl. S. 380—389.

stantischen Gymnasien Deutschlands, und überhaupt an den Gymnasien der ganzen Societät in Europa Sitte war; wie wir aus der Instructio privata (S. 26—27) erfahren, und auch Herr Kelle nach derselben, ohne sie zu nennen, berichtet. Wie weit sich diese Vorkenntnisse erstreckten, ist deutlich S. 113—116 gezeigt. Wo aber eine solche Vorbereitung aus Mangel an passenden Instructoren oder Pädagogen nicht möglich war — was nicht selten in kleinern Städten der Fall sein mochte — und man dennoch den Knaben in Folge der obwaltenden Umstände den Eintritt ins Gymnasium nicht versagen konnte; da wurde die erste Klasse in zwei Hälften abgetheilt, und die untere Abtheilung unterrichtete dann der Magister selbst in den Vorbereitungskenntnissen, während er der oberen, welche diesen ins Gymnasium mitgebracht, den vorgeschriebenen normalen Unterricht ertheilte. Solche Sorgfalt, glaube ich, ist doch ein ziemlich laut sprechender Beweis, daß sich die Jesuiten den Fortschritt ihrer Schüler gleich vom Anfange sehr am Herzen gelegen sein ließen.

Wie übrigens der Unterricht in der lateinischen Grammatik in den beiden untersten Klassen in der österreichischen und böhmischen Provinz geleitet wurde und was man erreichte, kann man aus der Uebersicht des Lehrbuches („Principia seu Rudimenta Grammatices") ersehen, die ich S. 116—119 gegeben habe. Doch in den Sechziger-Jahren trat an die Stelle der bisher üblichen Rudimenta ein anderes grammatisches Lehrbuch, von dem ebenfalls S. 120—121 kurze Erwähnung geschehen.

Auch unterließen es die Jesuiten nicht, um das Studium der lateinischen Sprache zu fördern, frühzeitig allerlei Hilfsbücher, größere und kleinere Vocabularien, Erläuterungen der Grammatik . . . Sammlungen von Phrasen, so wie auch von Materialien zu Aufgaben für die Lehrer sowohl in den Grammatikal- als in den höheren Klassen, Klassiker-Ausgaben mit Commentaren versehen, auch vollständige und für jene Zeiten treffliche Lexika nebst einer Menge theoretischer Schriften über Poetik und Rhetorik, oder über einzelne Theile derselben zu verfassen und durch den Druck zum Gebrauch der studirenden Jugend („in usum studiosae juventutis") zu veröffentlichen. Wer könnte all' dergleichen Werke und Werklein zählen, welche seit den ersten verdienstvollen Arbeiten eines Pontanus in Deutschland immer wieder und wiederum in den verschiedenen Ländern Europas ans Tageslicht traten? Ein in den Schulen der oberdeutschen Provinz, vielleicht auch in den beiden anderen deutschen Provinzen für die drei ersten Grammatikal-

klassen gebrauchtes und sehr zweckmäßig eingerichtetes Hilfsbuch war die sogenannte Amalthea, eine Sammlung von lateinischen Wörtern und Phrasen mit deutscher Uebersetzung, in denen der Hauptsache nach so ziemlich alles angebracht war, was in der sichtbaren Welt sich zeigt und im menschlichen Leben vorkommt. Die Amalthea, wie wir aus dem oben genannten Büchlein („Via et Ratio etc.") ersehen, zerfiel in 6 Abtheilungen mit den Aufschriften: „Pars I. Dictiones primo proponendae Tyronibus Latinitatis. Pars II. Mundus. Pars III. Homo. Pars IV. Respublica. Pars V. Res familiaris. Pars VI. Artes." Die Abtheilungen zerfielen wieder in Kapitel und diese in Artikel. Das treffliche Büchlein mußte, so gut es gieng, in den drei untersten Klassen memorirt werden, und genau waren die besonderen Partien für jede Klasse bezeichnet: gewiß eine zur Erlernung der lateinischen Sprache sehr zweckmäßige und nicht nur das Gedächtniß, sondern auch das Denkvermögen des Knaben vortheilhaft beschäftigende Vorübung. Ein Hilfsbuch anderer Art war eine sehr reichhaltige Beispielsammlung zu allen Regeln der Grammatik des Alvarez in alphabetischer Ordnung auf 778 Seiten (8°) enthaltend, sammt einem Anhange aller Adjectiva, Adverbia und Participia mit den gebräuchlichen Vergleichungsstufen: es genügt den Titel hieher zu setzen, um das Buch selbst würdigen zu können: „Novissimus Paedagogus domesticus ad usum Scholarum S. J., complectens exempla in omnes regulas Em. Alvari, in gratiam studiosae Juventutis a quodam Sacerdote ejusdem S. J. editus etc. Ingolstadii 1732." Ein in den Schulen Frankreichs und Deutschlands sehr verbreitetes Hilfsbuch war auch der sogenannte „Indiculus universalis etc." („Allgemeines Wörterverzeichniß ꝛc."), von dem um das Studium der lateinischen Sprache hoch verdienten französischen Jesuiten Franz Pomey in lateinisch-französischer Sprache im Jahre 1679 verfaßt, bald aber in Deutschland in lateinisch-deutscher Sprache herausgegeben; noch im Jahre 1740 ward nach der fünften verbesserten französischen Auflage von dem protestantischen Verleger Wolfgang Mor. Endler in Nürnberg eine neue Ausgabe besorgt; doch die erste Erlaubniß dazu ward demselben Verlage schon im Jahre 1698 ertheilt, wie die beigedruckte Facultät des französischen und deutschen Provinzials zeigt. Das kleingedruckte Buch mit 462 Seiten, wozu noch ein weitläufiges deutsches Wortregister kommt, enthält Namen und Phrasen, so zu sagen, für alles, was es in der Welt gibt: für Dinge und Handlungen, die wir selbst in der Muttersprache mit dem rechten Wort zu bezeichnen oft Schwierigkeiten haben; und dabei sind all die lateinischen

Wörter und Phrasen durch klassische Autorität gestützt. Aber all die genannten Hilfsbücher übertraf weit das Werk von Mich. Pexenfelder*) betitelt: „Apparatus Eruditionis tam rerum quam verborum per omnes Artes et Scientias etc.” Es ist dieß keine einfache Wörter- und Phrasensammlung, sondern eine gedrängte Encyklopädie, die in zusammenhängender Darstellung das Wichtigste aus allen Gebieten der Wissenschaften, Künste, Handwerke, Sitten, Gebräuche, der Religion u. s. w. auf 888 Seiten (8°) in 101 Kapiteln gibt: wobei es schwer zu sagen ist, ob man sich mehr über den Fleiß und die Gelehrsamkeit des Verfassers, oder über den trefflichen, durchaus echt lateinischen Stil desselben wundern soll. Dem Buche ist noch ein, beiläufig 350 Seiten umfassendes lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterbuch nebst einem die juridischen Ausdrücke enthaltenden Register beigefügt.

In den Schulen selbst wurde nun wohl das Buch nicht gebraucht, aber es war bestimmt zum Gebrauch der studierenden Jugend, wie der Verfasser in der Vorrede ausdrücklich bemerkt: „Bono Juventutis Litterariae”, und gewiß ganz geeignet, dieselbe sowohl in den Sprach- als Sachkenntnissen sehr zu fördern, weßhalb ich es auch hier als Hilfsbuch angeführt habe.**)

In den österreichischen Gymnasien wurden in der dritten und vierten Grammatikalklasse besonders die Syntaxis ornata von Franz Wagner

*) Mich. Pexenfelder (geb. 1613 im Passauischen, † gegen Ende des 17. Jahrhunderts) war einer der besten Latinisten seiner Zeit; seine Vorrede zum Apparatus zeigt, wie ernst er es mit dem Studium der lateinischen Sprache nahm, wie er sich mit den Schriftstellern der verschiedenen Perioden der römischen Literatur vertraut gemacht, mit welchem Vorbedacht er an die Ausarbeitung seines Werkes ging. Er lehrte 22 Jahre lang die Rhetorik und außer dem App. Erud. verfaßte er noch „Florus Biblicus” — (117 Erzählungen aus dem Alten Test. 1 B. Fol.) — „Ethica symbolica” — „Ethica epistolaris etc.” (Vgl. Jöcher.)

**) Der Thesaurus ist eigentlich nur eine Umarbeitung und Erweiterung des bekannten Buches: „Janua Linguae Latinae”, welches später, mit Uebersetzungen in die meisten modernen Sprachen bereichert und mit Abbildungen verziert, unter dem Titel: „Janua Linguarum reserata”, oder: „Orbis Sensualium pictus” in allen Ländern ungemein verbreitet war. Der Ruhm der ersten Autorschaft aber, wie in der Vorrede zum Apparatus deutlich nachgewiesen wird, gebührt nicht, wie man gemeiniglich glaubt, dem Amos Comenius, sondern einigen irländischen Jesuiten, die im Collegium zu Salamanca in Spanien lebten und die Janua Linguae Latinae zu Anfang des 17. Jahrhunderts herausgaben. Das Werklein fand allgemeinen Beifall; zuerst — 1615 — ward es in England mit beigefügter englischer Uebersetzung neu aufgelegt; hierauf kam eine französische und dann eine deutsche Uebersetzung dazu und schon im Jahre 1617 erschien das Buch in acht Sprachen. Erst 1631 machte sich Comenius (geb. 1592) daran, das Buch zu er-

(vergl. S. 6) und das von dem kurz vorher genannten Franz Pomey verfaßte Werklein: „Flos Latinitatis etc." (vgl. S. 7) als Hilfsbücher gebraucht; beide waren vorgeschrieben und gehörten zu den Accessoriae Lectiones, wie wir aus der Instructio privata S. 134 ersehen; in der böhmischen Provinz gab es überdieß die oft aufgelegten Auxilia humaniorum scholarum, die Herr Dr. Kelle so gerne in die Repetitionen hineingeschmuggelt hätte (vgl. S. 92—97 und S. 340—341): doch ich verliere mich allzusehr ins Einzelne und muß abbrechen.

Der Latein-Unterricht in den Gymnasien der alten Societät bezweckte auch nicht bloß praktische Kenntniß der lateinischen Sprache, um in ihr einigermaßen geläufig zu sprechen und zu schreiben, wie manchmal von gewissen Seiten her verlautet, sondern auch Bildung des Geschmackes und Schönheit der Darstellung durch Nachahmung der klassischen Muster, wie dieß aus zahlreichen Stellen der Ratio studiorum und der Schriften des Juvencius und des Sacchini erhellt, wo immer wieder und wiederum auf Cicero, Virgil und Horaz als die Vorbilder der besten Darstellungsform in Prosa und Poesie hingewiesen wird. In den Grammatikalklassen ward allerdings vorzüglich auf die materielle Erlernung und Einübung der Sprache gesehen, daher das viele Memoriren von Wörtern, besonders Stammwörtern und Phrasen, weil die materielle Bewältigung der Sprache nothwendig vorhergehen mußte, um dann in den Geist der Klassiker einzudringen, und ihre Schönheiten zu erkennen und zu beurtheilen. Daß aber der Unterricht in den Humanitätsklassen auf Bildung des Geschmackes und Schärfung des Urtheils in Werken der Literatur abzielte, das zeigen auch die mannigfaltigen Lehr- und Hilfsbücher, die über die Dicht- und Redekunst handelten, dergleichen es in allen Provinzen sowohl zum Gebrauch der Lehrer als der Schüler gab, und zum Theil noch vorhanden sind; das zeigen ferner die mit Commentaren und ästhetischen Anmerkungen versehenen Klassiker-Ausgaben, sowie die zahllosen in Vers und Prosa veröffentlichten literarischen Arbeiten der Jesuiten, von denen namentlich sehr viele der studirenden Jugend gewidmet sind, und endlich konnten auch die jährlichen theatralischen Vorstellungen in Verbindung mit Musik und Gesang nicht verfehlen, den Sinn für das Schöne zu wecken, und verfeinernd und ver-

---

weitern und theilweise umzugestalten; und nach ihm befaßten sich ein gewisser Docemius in Deutschland und Johnston in England mit einer neuen Umarbeitung desselben: doch die Ehre der Autorschaft des neu gestalteten Buches blieb dem Comenius und erschien nun fortwährend unter seinem Namen.

edelnd auf die jugendlichen Gemüther zu wirken. Zu dem gewöhnlichen, täglichen Unterricht in der Schule kamen dann noch für die fähigeren Schüler sowohl der Grammatikal- als der höheren Klassen die sogenannten Akademien, die mit ihren vielfältigen schriftlichen und mündlichen Uebungen ebenfalls zur genaueren Erlernung der Sprache, zur Auffassung der stilistischen Schönheiten der Klassiker, zur Bildung des Geschmackes das Ihrige beitrugen, und auf jeden Fall endlich lernte auch der schwächste Schüler an einem Gymnasium der alten Societät so viel, daß er im Lyceum die lateinischen Vorlesungen in der Philosophie, Mathematik, Physik und Geschichte, und an der Universität die theologischen, juridischen, medicinischen Collegia hören, und die gewöhnlichen Disputationen mitmachen konnte: während heut zu Tage die lateinische Sprache, die eigentliche Sprache der Theologie, in manchen Ländern aus den theologischen Hörsälen gänzlich verbannt ist, oder noch hie und da in einzelnen Disciplinen mühselig geradbrecht wird. Soll ich noch sagen, daß der Student an einem Gymnasium der alten Societät gleichsam in einer lateinischen Atmosphäre lebte? In der lateinischen Sprache wurde er meistens in der Schule examinirt, zahlreich waren die lateinischen Pensa und Compositionen in Poesie und Prosa; frühzeitig wurde er angehalten und hatte täglich Gelegenheit, sich im mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache zu üben; lateinisch waren die Gebete, die gemeinschaftlich in der Kirche verrichtet wurden, lateinisch war das Gebetbuch, das ihm zu seiner Privatandacht diente, lateinisch sogar die Predigten, die er als Mitglied der lateinischen Sodalität hörte. Ob der Student bei all diesen Gelegenheiten ein klassisches Latein redete oder hörte, ist in Anbetracht der heutigen Misère eine ganz überflüssige Frage: die Lehrbücher waren immer in correcter Latinität verfaßt, und der S. 111 angeführte Franz Neumayr mit seinen trefflichen geistlichen Schauspielen war gewiß im Stande, seine Vorträge in der lateinischen Congregation in einem schönen Latein zu halten, und die von Johann Foresi an verschiedenen Orten an die Akademiker und Sodalen der österreichischen Provinz gehaltenen und 1679 in Wien veröffentlichten 61 Anreden („Allocutiones etc.") empfehlen sich geradezu durch schöne, gediegene Latinität; und wir dürfen wohl überhaupt annehmen, daß solche lateinische Redner, die vor der erwachsenen studirenden Jugend auftraten, in der Kenntniß und Handhabung der lateinischen Sprache sich hervorthaten, denn sonst würden ein solches Amt weder die Oberen ihnen aufgetragen, noch sie selbst übernommen haben.

Doch es ist Zeit, daß wir auf die Kritik des Herrn Dr. Kelle

übergehen. Schon gleich an der Schwelle derselben begegnen wir einem jener unserem Geschichtsschreiber so geläufigen Kunstgriffe, dergleichen uns schon so viele vorgekommen sind. S. 118—119 behauptet Herr Dr. Kelle, daß die ratio studiorum der Jesuiten „die möglichst vollkommene Aneignung der lateinischen Sprache in Wort und Schrift" als die Hauptsache in den Gymnasialschulen bezeichnet; wobei die gesetzten Anführungszeichen wohl doch dieß bedeuten sollen, daß die dazwischen stehenden Wörter in der Ratio studiorum vorkommen: nun aber diese Worte finden sich nirgends in der Ratio studiorum, und der Herr Doctor hat sie wohl nur deßhalb hineingedichtet, um dann S. 128 sagen zu können, „daß die Schüler in der Rhetorik nirgends, was sie nach der ratio studiorum doch eigentlich sollten, eine vollständige Herrschaft über die lateinische Sprache erlangten." So hätten wir wiederum eine Textfälschung. Wenn dann Herr Kelle (S. 123) einige Verse aus den Genusregeln als unklar bemängelt, so kann ich ihn versichern, daß „ein gründlicher Kenner der lateinischen Sprache" die von ihm angeführten Verse gar wohl verstehen wird, wenn er sie im Zusammenhange mit den übrigen liest; und ist ja im Alvarez und noch mehr in den Rudimenta alles deutlich in Prosa erklärt. Daß übrigens das Wenige, was Herr Dr. Kelle von den Lehr- und Lesebüchern sagt, nicht hinreiche, um vom ganzen Unterricht eine entsprechende Vorstellung zu geben, habe ich bereits bemerkt, zumal von dem Unterricht in den Grammatikalklassen, nachdem er (vgl. S. 111—149) die Rudimenta und den Alvarez ebenso wissenschaftlich als gewissenhaft kritisirt hat: aber auch für die oberen Klassen scheint er kein anderes Lehrbuch zu kennen, als das des Soarius, des Juvencius und die Progymnasmata des Aphthonius, während es doch Thatsache ist, daß in den Fünfziger-Jahren die Rhetorik vom französischen Jesuiten Mart. du Cygne gebraucht wurde.*) Man wechselte überhaupt öfters in den Provinzen mit den Lehr- und Lesebüchern, und wurden von Zeit zu Zeit verschiedene Auflagen von beiden veranstaltet. So lehrte der S. 247 besprochene Rapalius in Prag die Rhetorik nach eigenen Vorträgen, die er später durch den Druck veröffentlichte; das Buch ward 1718 in Cöln neu

*) Das Buch ward 1753 in Wien bei Trattner aufgelegt mit dem Titel: „R. P. Mart. Du Cygne Fons Eloquentiae Studiosae Juventuti patens: sive Explanatio Rhetoricae, accommodata Candidatis Rhetoricae; cui adjicitur Analysis rhetorica omnium Orationum M. T. Ciceronis, qua Ars ejusdem et methodus dicendi eruitur, et cuivis etiam docto Oratori ad imitandum proponitur." Das Lehrbuch selbst umfaßt 278 Seiten (8°); die Analysis, welche den Gedankengang der Reden, die Kunst in der Beweisführung und die ästhetischen Schön-

aufgelegt und diente eine Zeit lang als Lehrbuch in den Schulen der niederrheinischen Provinz, während wir wieder im Jahre 1726 die Poetik und Rhetorik von Juvencius dort eingeführt finden, und in der oberrheinischen Provinz waren im Jahre 1750 für alle 6 Klassen ganz neue, hübsch ausgestattete, sehr zweckmäßig eingerichtete Lehr- und Lesebücher eingeführt worden; an den ungarischen Gymnasien aber verdrängte die bisherige, sieben Reden umfassende Chrestomathie aus Cicero eine reichhaltigere, aus drei Bänden (8°) bestehende, mit Einleitungen und erklärenden und ästhetischen Anmerkungen von Christoph Wahl versehene Sammlung (vgl. S. 5); woraus zugleich erhellt, daß die Ansicht gewisser Leute über die Ratio studiorum und das Institut selbst, als müßte in der Gesellschaft Alles über denselben Leisten geschlagen sein, eine einseitige und irrige ist.

Uebrigens belehrt uns Herr Dr. Kelle (S. 124 — 127), daß für jede der vier oberen Klassen (Grammatik, Syntax, Poetik, Rhetorik) drei verschiedene Lesebücher eingeführt waren, so daß im Zeitraume von drei Jahren immer ein anderes Lesebuch gebraucht wurde: woraus doch offenbar hervorgeht, daß in jeder Klasse viel, ja so ziemlich der ganze Inhalt des Buches jedes Jahr gelesen wurde, denn sonst hätten sie sich ja mit einem Lesebuche in jeder Klasse begnügen können: so aber wollten sie offenbar den Vorwurf vermeiden, daß in ihren Schulen immer dieselben Partien aus den Klassikern gelesen werden. Ich habe gerade das für das dritte Jahr bestimmte Lesebuch in der Poetik (Prag 1733) zur Hand; es enthält folgende Lesestücke: M. T. Cicer. Officior. L. III., Ejusdem Oratio pro M. Marcello, P. Virgilii Aeneid. L. VI., V. Martial. Epigram. L. V. et VI., Q. Horatii Flacci Carmin. L. III, Sallustii Bellum Jugurthinum. Wenn nun dieß Alles, theils als regelmäßige Lectüre (Lectio stataria) nach Anweisung der Ratio studiorum, theils als cursorische Hauslectüre (Lectio cursoria) in der Poetik (fünften Klasse) gelesen wurde, so wurde wirklich viel gelesen: und ungefähr vom gleichen Umfange waren natürlich auch die Lesebücher für das erste und zweite Jahr, und eher von größerem als kleinerem auch die in der Rhetorik.

heiten in der Darstellung nachweist, begreift 745 Seiten nebst einem weitläufigen Register: sie gehörte wohl nicht zu den vorgeschriebenen Schulbüchern. Mart. du Cygne (geb. 1619, † 1669) lehrte mit Auszeichnung beinahe sein ganzes Leben lang die Humanitäts-Wissenschaften, besonders die Rhetorik: außer den so eben genannten Werken: „Explanatio Rhetoricae etc." und „Analysis etc." verfaßte er noch: „Ars metrica et Ars poëtica" — „Ars historica" — „Comoediae XII, phrasi cum Plautina, tum Terentiana concinnatae."

Seite 126—127 scheint sich Herr Kelle an den in den alten Jesuiten-Schulen gebräuchlichen Chrestomathien und an den purificirten Klassiker-Ausgaben zu ärgern: nun aber Chrestomathien hat es von jeher und überall gegeben, auch in protestantischen Schulen, nicht bloß im vorigen, sondern auch in diesem Jahrhundert; man denke nur an Gedike's lateinische Chrestomathie, und an Fried. Jacobs' lateinische und griechische Elementarbücher, oder an die griechische Chrestomathie von J. M. Gesner u. s. w.; ja der Gebrauch der Chrestomathien bringt den besonderen Vortheil mit sich, daß der Schüler mehr griechische oder lateinische Klassiker kennen lernen, und einigermaßen in die Literaturgeschichte beider Völker eingeführt werden kann; wofern nur in solchen Sammlungen auf die Hauptklassiker am meisten Bedacht genommen wird; überdieß wirkt Mannigfaltigkeit und Wechsel vortheilhaft auf jugendliche Gemüther: und diese Vortheile und etwa noch mehr die Rücksicht auf ärmere Schüler bestimmten wohl die Jesuiten zur Einführung von Chrestomathien in ihren Schulen. Uebrigens veranstalteten die Jesuiten ja auch vollständige Klassiker-Ausgaben, freilich purgirte, insofern sie zum Gebrauch der Jugend bestimmt waren, worin sie sehr weise und pflichtmäßig handelten, und nur gedankenlose Schmähsucht kann hierin etwas Tadelnswertes finden: mahnte doch schon der heidnische Lehrer Quintilian: „Reverentia pueris."

S. 128 sieht sich dann Herr Kelle zum Geständniß gedrungen, daß „zur Ausbildung des Styles zu Hause und in der Schule zahlreiche Aufgaben geliefert werden mußten", und daraus, sollte man denken, ergibt sich doch, wofern die Menschheit im 17. und 18. Jahrhundert nicht gar stiefmütterlich bedacht, und besonders die jungen Köpfe nicht ganz vernagelt waren, von selbst die natürliche Schlußfolgerung, daß die Studirenden bei so vielem Unterricht in der Grammatik, Poetik und Rhetorik, bei so vieler Lectüre, bei so vielen mündlichen und schriftlichen Uebungen in und außer der Schule immerhin in der Kenntniß und Anwendung der lateinischen Sprache im Allgemeinen große Fortschritte machen mußten: aber nein — jetzt läßt der Herr Doctor erst recht sein kritisches Donnerwetter losbrechen; wobei jedoch dieß das Beste ist, daß die Kelle'schen Donnerkeile, wie wir schon so oft gesehen haben, unschädlich in den Boden, oder gar auf den Donnerer selbst zurückfahren.

Gerade aus den schriftlichen Aufgaben, sagt uns der Herr Doctor (S. 128—129), könne man ersehen, „daß die Schüler in der Rhetorik nirgends, was sie nach der ratio studiorum doch eigentlich sollten, eine

vollständige Herrschaft über die lateinische Sprache erlangten, sondern daß ihnen höchstens eine gewisse äußere Fertigkeit beigebracht wurde, sich lateinisch mündlich und schriftlich auszudrücken.“ Als Antwort mögen folgende kurze Bemerkungen dienen:

1) Es ist bare Erfindung des Herrn Doctors, daß nach der Ratio studiorum „die Schüler eine vollständige Herrschaft über die lateinische Sprache erlangen sollten“: nirgends fordert dieß die Ratio studiorum, und waren die Verfasser derselben nicht so hirnkranke Leute, daß sie Jünglingen von 15 — 16 Jahren das zu erzielen zugemuthet hätten, was selbst erwachsene Männer nach vieljährigen Anstrengungen nur selten erreichen konnten und können: und der geehrte Leser wird einsehen, daß, wie ich bereits bemerkt, der Herr Doctor das oben (S. 408) angeführte Citat aus der Ratio studiorum nur deßhalb erdichtet hat, um auf das falsche Citat diese ebenfalls falsche Behauptung zu stützen.

2) Mit dem Vorwurf, den Herr Dr. Kelle den Schülern der alten Jesuiten-Gymnasien macht, will er doch offenbar behaupten, daß die Schüler an den modernen Gymnasien „eine vollständige Herrschaft über die lateinische Sprache“ erlangen — denn sonst haben ja diese vor jenen nichts voraus —: mit einer solchen Behauptung dürfte sich aber der Herr Doctor sehr lächerlich machen; und ich möchte ihm den Rath geben, nicht bloß an den Gymnasien, sondern auch an den Universitäten in Oesterreich und Deutschland herumzugehen und nicht bei Schülern, sondern bei Lehrern und selbst bei Professoren der Philologie Nachfrage zu halten, ob sie eine vollständige Herrschaft über die lateinische Sprache erlangt haben; und ich glaube, er dürfte nicht wenige finden, die bescheiden und wahrheitsliebend genug sind, eine solche Herrschaft sich nicht beizulegen; weil es eben immer nur ein Vorzug Weniger ist, die lateinische Sprache gleich einem Cicero, oder Livius, oder Virgil und Horaz zu beherrschen; erst eine solche Herrschaft aber ist eine vollständige Herrschaft. Möge sich also der Herr Doctor das bekannte Axiom merken: „Qui nimium probat, nihil probat.“ — „Wer zu viel beweist, beweist gar nichts.“

3) Eine vollständige Herrschaft über die lateinische Sprache wird also Niemand für die Schüler der ehemaligen Jesuiten-Gymnasien in Anspruch nehmen wollen, weil es eben eine Albernheit wäre; indeß dürfte der Herr Doctor mit sich selbst nicht recht im Klaren sein, wenn er denselben „eine gewisse äußere Fertigkeit, sich lateinisch schriftlich und mündlich auszudrücken“, zuerkennt. Eine solche äußere Fertigkeit ist immer zugleich eine innere: wer sich im Französischen mündlich und

schriftlich fertig ausdrücken kann, besitzt diese Fertigkeit auch innerlich; er hat selbe durch das Studium der Grammatik, durch schriftliche und mündliche Uebung in seinen Geist aufgenommen: und insoweit hätte der Herr Doctor den Jesuiten-Schulen ein bedeutendes Zugeständniß gemacht, mit dem man sich allenfalls begnügen könnte.

Dieß mochte nun dem scharfsinnigen Herrn selbst einleuchten und deßhalb lenkt er, eingedenk des Zweckes, alsogleich ein, und bringt, um das gemachte Zugeständniß wieder zu paralysiren, ein paar Antidota, indem er sagt: dieses Resultat sei nur dort erzielt worden, wo gute Lehrer unterrichteten, nicht aber, wo schlechte; und auch dort, wo die Schüler sich geläufig mündlich und schriftlich auszudrücken lernten, sei dieß nicht im klassischen Latein geschehen, sondern in dem durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstalteten Jesuitenlatein. Die erste Behauptung ist kindisches Geschwätze und ganz vergebens beruft sich der Herr Doctor mit seiner Parenthese „(s. hierüber oben)“ auf bereits angebrachte Beweise, solche finden sich in seiner Broschüre weder oben noch unten, und glaube ich, alle seine so genannten Beweise im Vorhergehenden gehörig beleuchtet zu haben; was aber die Behauptung betrifft, daß die Schüler nur das „durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstaltete Jesuitenlatein“ lernten, so fordere ich den Herrn Doctor auf, folgende zwei Sätze zu beweisen: 1) daß das Latein der prosaischen und poetischen Schriftsteller aus der Gesellschaft, deren Namen und Werke ich S. 258—297 angeführt habe, „durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstaltet“ war; denn all' diese Werke enthalten Jesuitenlatein und die Verfasser waren alle Gymnasiallehrer gewesen, oder waren es noch, während sie selbe verfaßten; auch befanden sich diese Werke theilweise in den Händen der Schüler; 2) daß die in den Gymnasialklassen von den Jesuiten gebrauchten Lehr- und Lesebücher ebenso verunstaltete Bücher waren; insbesondere also dieses von folgenden Werken nachzuweisen: a) von dem großen grammatischen Werk des Emanuel Alvarez und der griechischen Grammatik des Jac. Gretser; b) von den aus beiden Werken veranstalteten, in den untersten Grammatikalklassen gebrauchten Auszügen „Principia seu Rudimenta Grammatices etc.“ und „Rudimenta Linguae Graecae etc.“; c) von den dem Herrn Doctor wohlbekannten beiden Werklein: „Instructio privata etc.“ und „Ratio et via etc.“; im ersteren, sowie auch in den „Principia seu Rudim.“ findet sich auch eine Menge von Mustern schriftlicher Uebungen, wie sie den Schülern gegeben werden können; auch in diesen

möge der Herr Doctor all' die garstigen Barbarismen und Solöcismen aufsuchen; d) von den Progymnasmata des Jac. Pontanus, denn sie bildeten einen Theil des Lesebuches für die 2. Grammatikalklasse, sowie von den beiden in den österreichischen Gymnasien gebrauchten Hilfsbüchlein: „Syntaxis ornata etc." und „Flos Latinitatis etc.", so auch von der sogenannten Amalthea, die in der oberdeutschen Provinz zum Unterricht in den zwei ersten Grammatikalklassen diente; e) von den Lehrbüchern der Poetik und Rhetorik; f) von dem oftgenannten Werklein des Juvencius: „De Ratione discendi et docendi", sowie von dem ebenfalls mehrfach erwähnten Protrepticon und der Paraenesis des Sacchini, denn es waren dieß von den Scholastikern und Magistern vielgebrauchte Schriften, woraus sie leicht mit Barbarismen und Solöcismen angesteckt werden konnten; g) von den Commentaren und Anmerkungen zu manchen Klassikern, welche die Jesuiten zum Gebrauch der studirenden Jugend verfaßt haben; namentlich die S. 4—5 angeführten Commentare eines Pontanus, eines Juvencius, eines Wahl, die lateinische Paraphrase des Virgil von Ruäus; endlich h) von dem lateinischen Wörterbuche des P. Wagner: „Universa Phraseologia Latina etc.", denn dieses war wieder bei den Schülern im allgemeinen Gebrauch und konnten sie daraus leicht „alle möglichen Barbarismen und Solöcismen" lernen. Aus allen diesen Büchern wurde die Gymnasialjugend unterrichtet, und all' diese Bücher waren von Jesuiten verfaßt worden im Jesuitenlatein; dazu kamen noch die Klassiker, und wahrscheinlich haben nach der Behauptung des Herrn Doctors auch aus diesen die Jesuiten und ihre Schüler „ein durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstaltetes Jesuitenlatein" gelernt: doch von den Klassikern wollen wir Umgang nehmen; aber hinsichtlich der genannten Lehr- und Lesebücher und der S. 258—297 angeführten Werke fordern wir entschieden ein für alle Mal den Herrn Doctor auf, den Beweis zu liefern, daß in all' diesen von Jesuiten verfaßten Werken ein Latein herrscht, das „durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstaltet ist". Die Aufgabe dürfte eben nicht leicht scheinen, aber der Herr Doctor möge bedenken, daß, falls er der Aufforderung nachkommt und nach guter alter Doctor-Art die Beweise bringt, er auch seine Behauptung, daß „das Jesuiten-Latein durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstaltet war", aufrecht halten wird, widrigenfalls diese gar leicht als das Product unverständiger und lügnerischer Schmähsucht angesehen werden könnte, wofür auch ich sie bereits erkläre, wofern Herr Dr. Kelle nicht durch deutliche

und triftige Beweise ihre Richtigkeit erhärtet: allein von einem aufgeklärten Doctor des 19. Jahrhunderts läßt sich doch nicht erwarten, daß er das, was er in so entschiedenem Tone behauptet, nicht auch beweisen, und etwa gar seiner eigenen Behauptung gegenüber nach einem alten Sprichwort „wie der Esel vor der Baßgeige“ stehen werde — ὥσπερ ὄνος παρὰ λύραν.

S. 130 ff. spricht Herr Dr. Kelle von einem andern „Unfug, der von vornherein jeden gedeihlichen Unterricht unmöglich machte“: „die Jesuiten unterrichteten in lateinischer Sprache, und zwar nicht etwa nur in den höheren Klassen“, sondern „auch schon in den untersten noch in den Dreißiger-Jahren“. Unter den untersten Klassen sind nun offenbar die 1. und 2. zu verstehen, denn die 3. und 4. sind doch die mittleren Klassen. Merkwürdig ist aber, wie der Herr Doctor seine Behauptung aus der Ratio studiorum zu beweisen sucht, indem er den lateinischen Text der 18. von den gemeinschaftlichen Regeln der Gymnasialprofessoren citirt: „Latine loquendi usus severe inprimis custodiatur, iis scholis exceptis, in quibus discipuli latine nesciunt etc.” — „Die Sitte, lateinisch zu reden, soll besonders streng beobachtet werden, mit Ausnahme jener Schulen, in welchen die Schüler noch nicht Latein verstehen 2c.“ Der Herr Doctor widerlegt und blamirt sich da wohl wieder in sehr naiver Weise; umsomehr, wenn er fortfährt: „Selbst das war also den Jesuiten nicht einmal klar geworden, daß . . . die Gymnasien . . . überflüssig wären, . . . wenn die Schüler die lateinische Sprache schon beim Eintritt in dieselben hätten sprechen und verstehen können.“ Nun — das war den Jesuiten von jeher klar, wie ja eben die vom Herrn Dr. Kelle selbst citirte Regel beweist: aber wem soll denn der Nonsens des Herrn Doctors klar werden?

Wie nun das grammatische Lehrbuch vor den Dreißiger-Jahren des vorigen Jahrhunderts beschaffen war, das weiß ich nicht: aber das weiß ich, daß, wenn es auch die eben angeführte Regel nicht mit klaren Worten sagte, die Jesuiten so viel gesunden Menschenverstand hatten, daß sie den Unterricht mit den Knaben in den untersten Klassen in der Muttersprache begannen und so lange fortsetzten, bis sie in lateinischer Sprache ausgefragt werden und Antwort geben konnten. Die neuere Ratio studiorum bestimmt den Gebrauch der lateinischen Sprache für Schüler der 4. Grammatikalklasse. Ob das Lehrbuch in lateinischer oder theilweise in deutscher Sprache verfaßt war, oder ob, was das Wahrscheinlichste ist, dem lateinischen Text die deutsche Uebersetzung

gegenüber stand,*) war von geringem Belange: genug, daß der Lehrer beide Sprachen verstand, die Muttersprache des Knaben und die lateinische, in welcher er ihn unterrichtete: sehen wir ja doch sogar auch heut zu Tage, wie Knaben, z. B. deutsche, wenn sie, um eine fremde Sprache, z. B. die italienische, zu erlernen, in eine Gegend und in eine Schule geschickt werden, wo sie kein einziges deutsches Wort hören, dennoch in kurzer Zeit die Sprache erlernen, so daß sie selbe verstehen und sprechen können. Eine solche Kenntniß ist freilich eine mehr mechanische; indeß ist doch immerhin viel gewonnen: im Gymnasium aber kam zur praktischen Uebung auch der wissenschaftliche Unterricht. So gingen auch die Jesuiten allerdings bei diesem ersten Unterricht mehr praktisch zu Werke, und suchten schnelle Erlernung und Einübung der Sprache zu erzielen, weßhalb besonders das Gedächtniß der Knaben in Anspruch genommen ward, wobei jedoch ihr Unterricht zugleich ein kunstmäßiger, ein durch die Regeln der Grammatik geleiteter war: eine Methode, die wohl für dieses Alter die geeignetste sein dürfte. Um nicht bei weiteren Reflexionen hierüber mich aufzuhalten, will ich nur darauf hinweisen, daß diese Methode auch die Probe der Jahrhunderte bestanden hat: oder spricht und schreibt man etwa heut zu Tage mehr und ein besseres Latein, als in den drei vorhergehenden Jahrhunderten, welche zahllose und darunter sehr viele treffliche lateinische Schriftsteller in allen Ländern, sowohl in als außerhalb der Societät, hervorgebracht haben?

Mag nun die ältere Grammatik wie immer beschaffen gewesen sein: Thatsache ist es, daß die Jesuiten im Allgemeinen mit Erfolg den lateinischen Unterricht in allen Ländern ertheilten. Ungefähr im Jahre 1735 verfertigten dann die Jesuiten der österreichischen Provinz auf Verlangen der Regierung eine neue lateinische Elementar-Grammatik in deutscher Sprache für den Vorbereitungs-Unterricht und die 1. und 2. Klasse, und mit diesem Jahre sind wir auch an dem Zeitpunkte angelangt, wo die Regierung in Oesterreich zuerst in die innere bisher dem Orden überlassene Leitung des Unterrichtes eingriff.

*) Vgl. S. 148 — 149. Eine deutsche Bearbeitung des Alvarez erschien in Wien — bei Adam Damer — 1725; eine Uebersetzung in ungarischer und deutscher Sprache in Ofen 1749. „Der umsonst lehrende Haus-Präceptor oder teutsche Rudiment und Grammatik R. P. Alvari" Ulm 1751. — „Epitome Grammaticae Alvari mit deutscher Uebersetzung." Nürnberg 17.. „Anweisung zur lateinischen Sprach aus Emanuelis Alvari S. J. Institutionibus Grammaticis." München und Ingolstadt 1754 ꝛc.

Daß nun jede Regierung aus verschiedenen Gründen, die ich hier nicht zu erörtern brauche, das Recht hat, den öffentlichen Unterricht zu überwachen, und von der Art und Weise, wie er ertheilt wird, und von den Gegenständen, in denen unterrichtet wird, genaue Kenntniß zu nehmen, sowie auch regulirend in denselben einzugreifen, wird Niemand in Abrede stellen; indeß erreichte das griechische Volk ohne irgend welche Betheiligung oder Hilfe der Regierungen eine so hohe Bildungsstufe in allen Künsten und Wissenschaften, daß sie noch jetzt die Welt in Erstaunen setzt; denselben Gang nahm die Bildungsgeschichte des römischen Volkes: die größten Redner, die größten Dichter Roms waren bereits verstummt, als Kaiser Vespasian den ersten öffentlichen Lehrer besoldete; und im Mittelalter erblühten ohne alles organisatorische Mitwirken der Fürsten und Regierungen die Universitäten in allen Ländern Europas, und entwickelten eine so großartige und vielfältige Productionskraft auf allen Gebieten der Künste und Wissenschaften, daß sie in mancher Hinsicht noch unübertroffen dasteht. Doch man kann, wie gesagt, nach den einmal obwaltenden Verhältnissen das Recht auf eine Controle und Leitung des öffentlichen Unterrichtes den Regierungen nicht absprechen: daß aber Alles, was eine Regierung im Unterrichtswesen verfügt, als ein unfehlbares Orakel, als der Ausbund des Besten und Zweckmäßigsten anzusehen sei, daß nicht auch Regierungen in Schulfragen Mißgriffe machen können, das wird auch Niemand behaupten wollen; die oftmaligen theilweisen oder gänzlichen Umgestaltungen der Studienpläne in allen Ländern, sowie die immer wieder in Broschüren und Büchern auftauchenden Verbesserungsvorschläge würden dagegen zeugen. — Wenn also die österreichische Regierung ein neues grammatisches Lehrbuch in deutscher Sprache für die untersten Klassen forderte, so machte sie immerhin von einem ihr zustehenden Rechte Gebrauch, und den Jesuiten blieb nichts Anderes übrig, als der Anordnung der Regierung nachzukommen, was sie denn auch thaten: der Jesuit Frz. Wagner verfaßte die S. 112—119 besprochenen „Principia seu Rudimenta Grammatices etc." in deutscher Sprache, wie Herr Dr. Kelle selbst gesteht. Indeß aus dieser Forderung der Regierung alsogleich den Schluß zu ziehen, daß der bisherige Unterricht im Latein ein schlecht geleiteter und wenig erfolgreicher war, wäre ein ungerechtfertigtes Vorgehen: denn, wenn auch die Regierung glaubte, „mangelhafte Erfolge im Latein" (Kelle S. 71) entdeckt zu haben, so ist hiemit die Richtigkeit des Factums selbst nicht festgestellt, wenigstens nicht, in wie weit es damit seine Richtigkeit

hatte und sind solche allgemeine, unbestimmte Ausdrücke sehr dehnbar, so daß sie so ziemlich immer und überall auf jede Schule angewendet werden können, weil eben kaum in einer Schule der Unterricht ein so erfolgreicher ist, daß sich nicht bessere Erfolge wünschen ließen; oder könnte z. B. die Regierung nicht auch heutiges Tages Klagen über „mangelhafte Erfolge im Latein" erheben?

Die Regierung forderte aber ferner durch dasselbe Hofdecret „auch die übrigen Schulbücher so zu fassen und ad approbandum nach Hof zu geben": und auch hierin gehorchten die Jesuiten und unterwarfen ihre Schulbücher der Hof-Censur; und wenn es in demselben Decret, wie Herr Kelle S. 72 berichtet, weiter heißt: „auch das Studium historicum, wie die P. P. Soc. bereits angefangen haben successive bono ordine zu tradiren", so erkennen wir darin ein Lob und eine Aufmunterung, in dem bereits in den Zwanziger-Jahren eingeführten Unterricht in der Geschichte fleißig fortzufahren; und wenn Herr Dr. Kelle darüber entrüstet ausruft: „also geschah es früher gar nicht!" so zeigt er nur seine Unkenntniß hinsichtlich der Genesis der Gymnasien, daß sie nämlich ursprünglich Lateinschulen gewesen und solche ungefähr bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts geblieben, und daß schwerlich vor dieser Zeit auf irgend einem Gymnasium geschichtlicher Unterricht ertheilt worden sei; und wenn endlich verlangt wird, daß „die griechische Sprache die Woche zweimal durch eine halbe Stunde tradirt werde", so ist der Sinn dieser Worte wohl kein anderer, als daß der griechische Unterricht an zwei verschiedenen Tagen wöchentlich ertheilt werden soll; nicht aber dürfen sie so verstanden werden, wie Herr Kelle dem Leser weiß machen will, als hätten die Jesuiten bisher gar keinen Unterricht im Griechischen ertheilt: sie ertheilten einen solchen, aber nur einmal in der Woche, nämlich am Freitag Nachmittag, und zwar dauerte der Unterricht in den Grammatikalklassen und in der Humanität 3 halbe Stunden, in der Rhetorik 1 Stunde. Dieß ersehen wir aus der Stundeneintheilung für alle Klassen, die sich in der schon oft genannten „Instructio privata" findet, welche in demselben Jahre, in dem besagtes Hofdecret erlassen ward, nämlich 1735, doch vor Bekanntmachung desselben erschien; denn die Erlaubniß zur Drucklegung der Instructio vom damaligen Provinzial trägt das Datum vom 18. Oktober, während das Regierungsdecret nach der Angabe des Herrn Kelle (S. 71) erst den 16. November publicirt worden ist: es wird aber überdieß in der Instructio selbst (S. 16—17) dieser in allen Klassen auf den Freitag verlegte Unterricht im Griechischen als eine bisher

bestandene Gewohnheit der österreichischen Provinz („mos Provinciae nostrae hactenus usitatus") bezeichnet, und die Verdächtigung des Herrn Doctors (S. 72), als wäre bis zur Erlassung des genannten Hofdecretes von den Jesuiten gar kein Unterricht im Griechischen ertheilt worden, ist um so perfider, da er nicht nur die Instructio mit der Stundeneintheilung kennt, sondern auch die so eben von mir angegebene Stelle aus derselben vollinhaltlich S. 147—148 citirt. — Aber gar wenig, wird vielleicht mancher Leser denken, ward da im griechischen Unterricht geleistet. Allerdings war es nicht viel, was damals in der österreichischen Provinz (denn nicht überall war es so, wie wir später sehen werden) geleistet wurde, und blieb auch weit hinter den Anforderungen der Ratio studiorum zurück: wie dieß so gekommen, werden wir weiter unten zu erwägen Gelegenheit haben: indeß forderte auch jetzt die Regierung nicht mehr als zwei halbe Stunden wöchentlich für den griechischen Unterricht; und die Jesuiten machten natürlich keine Schwierigkeit, auch dieser Forderung der Regierung zu entsprechen; hatten sie doch bisher $1^1/_2$ Stunde darauf verwendet.

S. 72 belehrt uns ferner Herr Kelle, daß die Jesuiten der Regierung gegenüber die Erklärung abgaben, künftighin „geschickte und wohlunterrichtete Magistros et Professores, welche mithin puram et rectam latinitatem schon besitzen, in denen Humanioribus aufzustellen", welche Erklärung auch vom Kaiser Karl VI. im §. 6 des Patentes genehmigt worden sei: aus dieser Erklärung aber mit Herrn Kelle sofort zu folgern, daß die Jesuiten hiemit selbst zugestanden, „daß sie bis dahin sogar in den obersten Klassen ungeschickte, schlecht unterrichtete junge Leute zum Unterricht verwendeten, welche nicht einmal richtig Latein schreiben konnten", wäre eben so voreilig als ungerecht. Jeder billige Beurtheiler der Lage, in welcher sich die Jesuiten befanden, sieht ein, daß, wenn auch Alles in ihren zahlreichen Schulen vortrefflich gestanden hätte (was ich durchaus nicht behaupten will; denn wo und wann war oder ist dieß der Fall? — etwa jetzt, wo doch die Regierung alle Lehrer anstellt und das Staatsexamen als Panacee gegen jeglichen Mangel handhabt?), sie dennoch der Regierung gegenüber schicklicher Weise keine andere Sprache führen konnten: zumal die Regierung überzeugt sein mochte, eben weil sie sich mit dieser Erklärung begnügte, daß die respectiven Mängel weder extensiv noch intensiv von großer Bedeutung seien und sich leicht heben lassen.

Zuletzt endlich, wie Herr Kelle berichtet (S. 71—72), „wurde die lehramtliche Thätigkeit auch der Jesuiten unter die Controlle" (?)

„des Staates gestellt", und — auch diese Controle ließen sich die Jesuiten gefallen.

So also verlief im Jahre 1735 die erste Periode des vom Herrn Dr. Kelle so genannten und auf 15 Seiten mit geschwätziger Weitläufigkeit und der ihm eigenthümlichen historischen Unparteilichkeit geschilderten Kampfes zwischen der Regierung und der Societät: auf allen Punkten zogen sich die Jesuiten, ohne es zum Blutvergießen kommen zu lassen, zurück und überließen dem Feinde das Terrain; d. h. — sie fügten sich dem Willen der Regierung.

Indeß hätte doch der Herr Doctor zur Vervollständigung seiner Kriegsgeschichte, und um den Verdacht der Parteilichkeit von sich ferne zu halten, zwei wichtige Aktenstücke dem Leser nicht vorenthalten sollen, nämlich den Wortlaut des von ihm S. 71 erwähnten, dem Rector abverlangten Gutachtens, sowie den der später von den Jesuiten der Regierung überreichten und von Kaiser Karl VI. genehmigten Erklärung der Jesuiten; denn beide dürften geeignet sein, einiges Licht über die Entstehung und den Hergang dieses Kampfes nach beiden Seiten hin zu verbreiten: so aber steht nur die Thatsache fest, daß die Jesuiten den Forderungen der Regierung nachkamen.

Angesichts dieser Thatsache muß um so mehr die Frage gestattet sein, von welchen Motiven die Regierung bei Aufstellung ihrer Forderungen geleitet war, und in wie weit ihre Beschwerden begründet oder nicht begründet waren. Waren die Uebelstände wirklich zahlreich? waren sie von tief greifender Natur? — war es wenigstens theilweise Neuerungs- und Nachahmungssucht, was die Regierung leitete? machte sich auch Neckerei und Vexation dabei geltend? —

Uebelstände mag es gegeben haben, aber weder mehrere noch größere, als es im Allgemeinen immer und überall gibt und geben wird; die Sucht, in die Leitung der Schulen neugestaltend einzugreifen, hatte um diese Zeit mehrere deutsche Regierungen ergriffen, und da mochte wohl auch die österreichische sich angetrieben fühlen, den Weg der Neuerungen zu betreten und von Reform zu Reform zu schreiten; um die nämliche Zeit aber hatte neben der Gesellschaft Jesu auch eine andere das Dunkel liebende und im Geheimen wirkende Gesellschaft in Oesterreich Boden gewonnen, welche bald ihren Einfluß bis in die Regierungskreise hinauf geltend machte, ja in diesen selbst ihre Vertreter und Vorkämpfer hatte. Ueberdieß hatte sich damals in Oesterreich auch die Bureaukratie mit ihren Eifersüchteleien und Prätensionen, sich in Alles zu mengen und Alles zu controliren, consolidirt; dieser

aber war besonders die durch kaiserliche Privilegien und alte Verträge garantirte Unabhängigkeit der Jesuiten in der Leitung ihrer Schulen ein Dorn im Auge: darum mußten, obgleich die Jesuiten-Schulen selbst auf gegnerischer Seite sich einer großen Achtung erfreuten, dennoch Anklagen über Anklagen erhoben und immer wiederholt werden, bis auch ihre Schulen unter staatliche Controle gebracht waren. Dieß war wohl der Hauptgrund aller gegen den Jesuiten-Unterricht erhobenen Beschwerden. Endlich ist es eine bekannte Thatsache, daß es den Jesuiten auch in anderen Kreisen nicht an Neidern und Gegnern mancherlei Art fehlte, die denn auch nicht ermangelten, ihnen gelegentlich Schwierigkeiten zu bereiten. Alle diese Momente muß man ins Auge fassen, wenn man bei Beurtheilung dessen, was zwischen der Regierung und der Societät in Schulangelegenheiten in den letzten vier Decennien vor Aufhebung des Ordens geschah, nicht einseitig zu Werke gehen will. Auffallend ist es immerhin, daß man in Oesterreich von den Jesuiten Reformen über Reformen verlangte, während man sie in Bayern und in Schlesien, nachdem das Land an Preußen gekommen war, mit ihrer Lehr- und Erziehungsmethode unangefochten ließ*): und doch war diese im Ganzen dieselbe wie in Oesterreich und verschloß sicher auch die bayerische und preußische Regierung nicht ihre Augen vor Mängeln und Uebelständen.

Wenn aber Herr Dr. Kelle in der weitern Verfolgung seiner Kriegsgeschichte bemerkt, daß die Jesuiten ihrer abgegebenen Erklärung nicht nachgekommen; so bemerke ich dagegen, daß er nicht bloß behaupten, sondern auch beweisen müsse, daß sie in den „Humanioribus" nicht „geschickte und wohlunterrichtete Magistros et Professores, welche puram et rectam latinitatem" besaßen, anstellten, denn dieß hatten sie versprochen; auch dem Verlangen der Regierung, daß „einige absoluti theologi zur Tradirung der vier ersten Schulen angestellt werden", hätten sie gewiß nach Möglichkeit immer mehr entsprochen; doch beschränkte diese Forderung später die Regierung selbst, wie uns Cornova belehrt (vgl. S. 341—342) für die böhmische Provinz auf Prag und Olmütz, für die österreichische auf Wien und Graz; wo denn auch wirklich in allen

*) Ja auch nach der Aufhebung des Ordens blieb den Jesuiten in Bayern in manchen Städten der Gymnasial-Unterricht anvertraut; Exjesuiten mit ihren Schülern führten das Schauspiel auf, das Goethe auf seiner ersten italienischen Reise 1786 in Regensburg besuchte und vollends befriedigend fand (vgl. S. 283): dergleichen Schauspiele waren aber in Oesterreich schon 1768 als ein schädlicher Unfug durch die Regierung abgeschafft worden.

sechs Gymnasialklassen Priester den Unterricht ertheilten. Wie falsch die Behauptung des Herrn Doctors sei, daß um diese Zeit die Repetitio humaniorum eingeführt worden, habe ich an mehreren Stellen unwiderleglich nachgewiesen (vgl. S. 333); ebenso seine andere Behauptung, daß jetzt erst die Auxilia humaniorum verfaßt worden seien (vgl. S. 340—341).

Wenn der Herr Doctor fortfährt, daß es den Jesuiten „trotz des directen Auftrages auch nicht eingefallen, die griechische Sprache oder die Geschichte unter die eigentlichen Unterrichtsgegenstände aufzunehmen“, so heißt dieß phantasiren; denn was die griechische Sprache betrifft, so brauchte sie nicht erst unter die Unterrichtsgegenstände aufgenommen zu werden, denn der Unterricht darin und das Quantum desselben ist bereits in der Ratio studiorum für alle 6 Klassen genau vorgeschrieben; aber auch in der österreichischen und böhmischen Provinz gehörte die griechische Sprache von jeher zu den Unterrichtszweigen, wie alle noch vorhandenen Schulbücher zeigen. Es mag genügen, auf die schon so oft genannte Instructio privata, gerade aus dem Jahre 1735, zu verweisen: in der dort am Ende befindlichen Stundeneintheilung für alle Schultage in der Woche sind für den griechischen Unterricht, wie ich bereits zu bemerken Gelegenheit hatte, für alle Klassen 3 halbe Stunden am Freitag Nachmittags bestimmt, mit Ausnahme der Rhetorik, in welcher er auf 1 Stunde beschränkt war; wie kann denn also der Herr Doctor S. 74 diesen Vorwurf erheben, während er doch gerade S. 73 von der Instructio privata spricht! — Ebenso gehörte seit den Zwanziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts die Geschichte zu den „eigentlichen Unterrichtsgegenständen“; auch von dieser handelt die Instructio an mehreren Stellen, und für alle 6 Klassen befanden sich besondere in deutscher und lateinischer Sprache verfaßte Lehrbücher in den Händen der Schüler; und zu allem Ueberflusse bespricht ja Herr Kelle selbst den Geschichtsunterricht in den Jesuitenschulen S. 155—162. In der Ratio freilich wird des Unterrichts in der Geschichte nicht gedacht: aber die Ratio stud. ist auch zu einer Zeit verfaßt worden, wo man überhaupt nirgends an geschichtlichen Unterricht in den Gymnasien dachte; auch ward sie nicht speciell für die Schulen Oesterreichs oder Deutschlands, oder überhaupt irgend eines anderen Landes, sondern für die Schulen aller Länder berechnet, und befaßte sich daher nur mit dem Reglement des Unterrichts in jenen Gegenständen, die in den Gymnasien aller Länder vorgetragen wurden.

Dieß ist in aller Wahrheit die Geschichte der heißen Batailles, welche

der kriegerische Orden während der ersten Campagne anno 1735 mit der österreichischen Regierung ausgefochten.

Nach dieser kriegerischen Episode wollen wir wieder zum lateinischen Unterrichte zurückkehren. Unmöglich kann ich mich aber da auf eine genauere Discussion all' der polemischen Kleinigkeiten und Silbenstechereien des Herrn Doctors einlassen, denn es lohnt sich wahrlich weder der Mühe, noch will ich die Leser mit so faden Dingen langweilen. Die Behauptung (S. 132), daß die deutsche Bearbeitung der Rudimenta nicht allgemein eingeführt wurde, verdient keine Beachtung, da sie Herr Kelle nicht beweist; und ungefähr dasselbe gilt von seiner anderen Behauptung, daß „man sie selbst wieder ins Lateinische übersetzte" (das.). Wann geschah denn dieses? Warum führt der Herr Doctor keine einzige solche Auflage an? Was für Motive konnten denn auch die Jesuiten leiten, das von ihnen verfaßte Buch nicht einzuführen, oder es wieder ins Lateinische zu übersetzen und die Regierung thörichter Weise herauszufordern? Und wäre bei der bestehenden Staats-Controle das Eine oder das Andere auch nur möglich gewesen? — Die Ausgabe, die ich vor mir habe, trägt die Jahreszahl 1756: in dieser ist der ganze, ziemlich weitläufige Vorbereitungs-Unterricht, so wie auch der ganze Unterricht für die 1. Klasse in deutscher Sprache verfaßt; nur ist die Lehre von den acht Redetheilen auch in lateinischer Sprache beigefügt (wahrscheinlich für fähigere Schüler, um einen ersten Versuch im Lateinreden zu machen); in der Abtheilung für die zweite Klasse gibt es einige lateinische Partien, und höchst wahrscheinlich ist diese Auflage ganz identisch mit der ursprünglichen neuen Bearbeitung der Rudimenta, welche in den Dreißiger-Jahren in Folge des vorher besprochenen Hofdecretes von 1735 veranstaltet worden war. Umsonst beruft sich der Herr Doctor darauf, daß in der Studienreform von 1752 bemerkt wird: daß es „zu großer Beschwerde der in denen ersten Schuljahren der lateinischen Sprache noch ganz unkundigen Jugend gereichen müsse, die praecepta latinitatis anfänglich aus einer lateinischen Grammatica zu erlernen": denn um diese Worte erklärlich zu finden, braucht man nur zu beachten, daß, wie ich so eben bemerkt, für die 2. Klasse einige Partien in lateinischer Sprache verfaßt waren, die Studienreform von 1752 aber auch dieß abgeschafft wissen wollte; denn aus den Worten „in denen ersten Jahren" geht deutlich hervor, daß die Reform eine lateinische Grammatik nicht bloß für die 1. sondern auch für die 2. und wohl auch für die 3. Klasse forderte. Hingegen in dem Hofdecret von 1735 hieß es ganz allgemein: „es verstehe sich von

selbsten, daß die praecepta grammaticae anfangs in Deutscher Sprach gegeben werden"*): den unbestimmten Ausdruck „anfangs" verstanden die Jesuiten vom Vorbereitungs-Unterrichte und dem in der 1. Klasse, und arbeiteten dem Willen der Regierung entsprechend für diese Stufen ein Lehrbuch in deutscher Sprache aus; so wie sie auch dem in der Studienreform von 1752 ausgesprochenen Verlangen der Regierung nachkamen, indem sie 1764 ein von ihnen in ganz deutscher Sprache für die drei untersten Klassen ausgearbeitetes Lehrbuch einführten (Kelle S. 134); daß sie dieses nicht früher thaten, mag, abgesehen von anderen unbekannten Ursachen, darin seine Rechtfertigung finden, daß die Regierung gestattete, „daß die Jugend nach der bishero allhier eingeführten Grammatica annoch unterwiesen" werde (Kelle S. 132); freilich mit der gar sehr überspannten Forderung, „längstens nach Verlauf eines Jahres eine Deutsche Grammaticam solis artis vocabulis retentis nach dem guten Beispiel der sogenannten Grammaticae Marchicae**) desto ehender zu verfassen und einzuführen." (Das.)

Die lateinische Uebersetzung der deutsch bearbeiteten Rudimenta gehört also wohl gleich so vielen anderen Behauptungen des Herrn Doctors in das Reich der Erfindungen: überdieß aber haben wir wieder ein Stück Kriegsgeschichte aus dem Jahre 1752 hinter uns.

Uebrigens glauben wir, daß die Jesuiten die Leistungsfähigkeit ihrer Schüler gar wohl zu beurtheilen verstanden, und daß es eben nicht so unzweckmäßig war, mit Schülern der zweiten Klasse, die schon vor dem Eintritte ins Gymnasium einen ziemlich weit gehenden

---

*) So meinte damals allerdings die Regierung; allein in den vorhergehenden Jahrhunderten, wo die Leute auch Verstand hatten, dachte man anders, und vielleicht aus guten, praktischen Gründen. Die Jesuiten waren nicht die Ersten, welche die lateinische und griechische Grammatik in lateinischer Sprache verfaßten; sie folgten hierin bloß der bestehenden allgemeinen Gewohnheit: und die sogenannte Grammatica Marchica war vielleicht in Deutschland die erste lateinische Grammatik, die in deutscher Sprache abgefaßt war.

**) Die sogenannte Grammatica Marchica ward 1728 auf Befehl des Königs von Preußen von den Rectoren der 4 Gymnasien in Berlin herausgegeben, nachdem bereits ein Compendium für Anfänger veröffentlicht worden war. Das Compendium kenne ich nicht; das größere Werk zählt 856 Seiten (8°); wohl zu umfangreich für Gymnasialschüler, besonders in jener Zeit, wo das Gymnasium nur 6 Klassen zählte. Ich kenne das Buch nicht genauer; es scheint mir ein gutes zu sein: indeß ist doch auch die Grammatica Marchica bald den Weg alles Fleisches gegangen, während die Institutionen des Alvarez 150 Jahre vor ihrem Erscheinen die Lateinschulen Europa's beherrschten und auch jetzt noch, 150 Jahre nachher, nicht überall aus denselben verdrängt sind.

Unterricht genossen, und dann bereits ein Jahr lang in der Schule mündlich und schriftlich in der Erlernung der lateinischen Sprache waren geübt worden, nun auch Versuche im praktischen Gebrauch derselben vorzunehmen (wird z. B. ein Lehrer des Französischen so lange zuwarten, bis er seinen Schüler im Parliren übt?): die Erfahrung von zwei Jahrhunderten leitete hiebei die Jesuiten, so wie dieselbe Erfahrung bezeugt, daß, seitdem man das Lateinreden aus dem Gymnasium verbannt hat, auch die Lust am Studium der Sprache selbst gesunken, im Allgemeinen kaum etwas Mittelmäßiges erzielt, ja, je mehr man lauter exacte Ciceronianer und Philologen bilden will, um so weniger Latein gelernt wird, und die exacten Lateiner und tüchtigen Philologen immer seltener werden. Es dürfte also nicht so leicht zu entscheiden sein, wer in diesem Punkte richtiger gesehen hat, ob die Jesuiten oder die Reformmänner von 1752; so gerne ich übrigens zugebe, daß die Studienreform ein Bedürfniß der Zeit sein mochte: wie denn nun einmal in allen menschlichen Dingen Reformen von Zeit zu Zeit unerläßlich sind.

Da wir nun aber einmal in das Kriegsjahr 1752, dessen Geschichte unser Herr Doctor S. 74—80 gehörig breit schlägt, hineingerathen sind, so wollen wir des Zusammenhanges wegen die Hauptpunkte des Hofdecretes von 1752 einer kurzen Erwägung unterziehen: die Ausbeute dürfte sich eben als keine ergiebige erweisen. Erstlich wird im Decret Klage geführt, „daß die von Zeit zu Zeit bestellte Lehrmeister“ den Verordnungen von 1735 „in vielen Stücken die gehörige Folge nicht geleistet, sondern im Gegentheil verschiedenen sich mittlerweile geäußerten Gebrechen Statt gegeben habe.“ (Kelle S. 75.) Solche Klagen sind nun ganz allgemeiner Natur und können immer und überall von einer Regierung erhoben werden, besonders wenn sie dabei von gewissen Nebenabsichten geleitet wird; solche Klagen dürfte die Regierung wohl auch heut zu Tage den Gymnasien gegenüber hin und wieder zu erheben Grund haben: denn wohl nicht immer und überall dürfte bei Ertheilung des Unterrichtes ihren Verordnungen „die gehörige Folge geleistet“, „sondern im Gegentheil verschiedene, mittlerweile geäußerte Gebrechen“ entdeckt, und die erzielten Erfolge den Anforderungen des Organisations-Entwurfes und ihren Verfügungen gegenüber als nicht befriedigend erkannt werden. Uebrigens ist es gut und kann es nur heilsam wirken, wenn Regierungen von Zeit zu Zeit Klagen erheben und immer vorwärts zum Besseren drängen, und will ich hiemit natürlich auch gegen die Regierung von 1752 keinen Tadel ausge-

sprochen haben. Daß aber die Jesuiten den Verordnungen des Hofdecretes von 1735 ernstlich nachzukommen trachteten, habe ich bereits oben gezeigt, und kann das Gegentheil aus den angeführten Worten des Decretes von 1752 nicht gefolgert werden, was auch schon deßhalb unwahrscheinlich ist, weil die Jesuiten merken mußten, daß von oben herab kein günstiger Wind mehr wehe.

Zweitens ward durch besagtes Decret verordnet: „daß fernerhin kein junger Magister, sondern in pura et recta latinitate sowohl als in der reinen teutschen Orthographie hinlänglich fundirte Patres Professores” in allen sechs Schulen angestellt werden sollen. Diese Forderung war für jene Zeit geradezu unausführbar und die Regierung kam bald selbst zu dieser Einsicht, weßhalb sie auch selbe, wie wir aus Cornova wissen (vgl. S. 420), auf Prag und Olmütz, auf Wien und Graz beschränkte. Aber war denn die Forderung innerlich berechtigt? Wir glauben dieß nach dem, was wir an mehreren Stellen von den Magistern der Societät gesagt haben, entschieden in Abrede stellen zu müssen; in allen Ländern Europas lehrten Magister, zumal in den Grammatikalklassen; warum sollten denn gerade die Magister in Oesterreich zum Lehramt so schwachköpfige und unbehilfliche Leute gewesen sein? — Und warum hätte ein Magister, nachdem er drei oder vier Jahre in den Grammatikalklassen docirt, nicht auch den Unterricht in der Poetik und Rhetorik übernehmen können? — besonders nachdem er theoretisch und praktisch sowohl in der Dicht- als Redekunst in der Repetition zwei Jahre lang war unterrichtet worden: kommt denn jetzt ein junger Lehrer, wenn er seine drei philologischen Jahrgänge an einer Universität absolvirt hat, mit besserer Vorbereitung in das Obergymnasium? — Was übrigens eine Regierung für Lehrer haben will, bleibt natürlich ihrem Gutdünken anheim gestellt. Hinsichtlich der „reinen teutschen Orthographie" aber glauben wir, daß die Jesuiten in den damaligen Zeiten im Allgemeinen ebenso „fundirt" waren, wie andere gebildete Leute in Deutschland, wie man aus der Vergleichung von Büchern aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ersehen kann: auch war ja die „reine teutsche Orthographie" selbst gar wenig „fundirt", und ist es auch heut zu Tage noch nicht; ja droht das Chaos immer ärger zu werden.

Drittens ward befohlen: daß in den Humanitätsklassen „künftighin die Professores nicht mehr alljährlich abgewechselt, sondern jedesmal wenigstens zwei Jahre ohnfehlbar gelassen werden sollten." (Kelle S. 78.) Nach alter Jesuitensitte schritt nämlich der Lehrer der Poetik

mit seinen Schülern das nächste Jahr in die Rhetorik über, und der gewesene Lehrer der Rhetorik ging in die Poetik zurück: war nun die Neuerung der Regierung innerlich begründet? war sie praktisch zweckmäßig? ward sie später nicht wieder als unpassend abgeschafft? — Doch die Jesuiten fügten sich und gehorchten blindlings der neuen unmethodischen Methode.

Viertens ward angeordnet: „daß in Grammatica und Syntaxi vom Halb- zu Halbjahr die gesammte Jugend durch unparteiische Examinatoren mit aller Schärfe geprüft werden soll." (Kelle S. 77.) Natürlich machten auch gegen diese Verordnung die Jesuiten nicht die mindeste Einwendung. Daraus entstanden übrigens die bis zum Jahre 1848 in allen Klassen üblichen Semestralexamina, die nun ebenfalls aufgehört haben, zu den heilsamen staatlichen Einrichtungen zu gehören. Die Ratio stud. der Jesuiten schrieb ein jährliches öffentliches Examen für jede Klasse am Ende des Schuljahres vor: der Staat, damit nicht zufrieden, führte Semestral-Examina ein; gegenwärtig hat er auch die jährlichen Prüfungen ganz fallen lassen — sonst heißt es: In medio virtus.

Fünftens ward der Unterricht in der griechischen Sprache wieder eingeschärft; und das war sehr gut; solche Einschärfungen sollen immer von Zeit zu Zeit wiederholt werden; „in der fünften Klasse", hieß es ferner, „sollte die Geographie synoptice tradirt werden": dieß war wohl auch nur eine Einschärfung, denn Geographie wurde schon seit der Einführung des geschichtlichen Unterrichtes in den Zwanziger-Jahren docirt, und schon 1731 existirte ein eigenes Büchlein für den geographischen Unterricht in der 5. Klasse, wie ich weiter unten genauer nachweisen werde; endlich war es wohl auch nur eine Einschärfung, in der 6. Klasse Unterricht in der Arithmetik zu ertheilen: doch kann ich über diesen Unterricht, wie und in welchem Maße er in den Gymnasien der österreichischen Provinz ertheilt worden, aus Mangel an Documenten nichts Bestimmtes sagen; daß überhaupt mathematischer Unterricht ertheilt wurde, aber nur nebenher und, wie es scheint, ohne genau fixirt zu sein, bezeugt unter Anderem auch die S. 380—381 angeführte Broschüre: „Zur Erinnerung ꝛc." S. 13, und Herr Beda Stubenvoll in seinem S. 378 genannten Werke: „Geschichte des königlichen Erziehungsinstitutes ꝛc." sagt geradezu: „. . . in der Mathematik hatten sie" (die Jesuiten) „lange Zeit bloß die Elemente der Arithmetik und Geometrie; physikalische Versuche erst seit 1754" (S. 160); in einer*)

*) „Praelectiones scholasticae pro Infima Grammatices classe faciliore atque amoeniore methodo adornatae. In usum Gymnasiorum S. J. ad Rhenum Inferiorem." Cöllen . . . 1760.

Grammatik aber, ganz in deutscher Sprache verfaßt für die zwei untersten Klassen in den Gymnasien der niederrheinischen Provinz, findet sich ein „Kurzer Unterricht von der Rechenkunst“ beigedruckt, der auf 15 Seiten (groß 8⁰ mit kleinem Druck) die vier Species unter fortwährender Anwendung von Beispielen gründlich behandelt: so daß der Gesammmtunterricht in allen sechs Jahrgängen sich als kein unerheblicher herausstellen dürfte. Auf jeden Fall wurde der arithmetische Unterricht von der alten Ratio studiorum für das Studium der Mathematik im Lyceum vorausgesetzt, denn dieses begann mit den Elementen des Euklides: doch factisch, wie die noch vorhandenen Lehrbücher bezeugen, ward mit der Arithmetik der Anfang gemacht, sowohl mit der numerica oder vulgaris, als der algebraica oder speciosa: so daß der ganze Unterschied zwischen damals und heute darauf hinausläuft, daß man früher mit dem Unterricht, der jetzt in der 5. Gymnasialklasse beginnt (denn was im Unter-Gymnasium erzielt wird, dürfte im Allgemeinen nicht hoch anzuschlagen sein), zwei Jahre später den Anfang machte. Doch sei dem gewesen, wie ihm wolle: die Jesuiten gehorchten auch dieser Anordnung der Regierung, wie auch einer anderen, daß die scholares humaniorum et rhetoricae in der Schreibart deutscher Briefe geübt werden sollen.

Schließlich wurde der zur Ausübung der staatlichen Controle bestimmte „landesfürstliche Universitäts-Superintendent“ beauftragt, „am Ende des Jahres eine ordentliche Schul-Visitation in collegio societatis“ vorzunehmen, „anforderist, um genau nachzusehen, ob denen vorgeschriebenen Maaß-Regeln und der Schulordnung das Jahr hindurch in allen Stücken behörig nachgelebet worden seye.“ (Kelle S. 78.) Auch diese Ehre ließen sich die Jesuiten ohne Sträuben gefallen, so wie sie die übrigen fünf Punkte ohne Widerrede hinnahmen (war ja damit auch keine besondere Schwierigkeit verbunden, mit Ausnahme der Verfügung hinsichtlich der Magister, welche die Regierung bald selbst zurücknahm); und so endete die 2. Reform von 1752, ohne daß der kriegerische Orden sich nur im Mindesten zur Wehr gesetzt hätte: denn die ebenso aberwitzigen und böswilligen, als zweckmäßigen Auslassungen des Herrn Doctors (S. 78—79), daß die Jesuiten um einen landesfürstlichen Commissär, um ein Patent des Kaisers und seine Befehle sich nicht kümmerten, daß sie mit ihren Schülern den Superintendenten bei den öffentlichen Prüfungen täuschten, daß weder dieser noch der Staat die Macht hatte, die Befolgung seiner Gebote von der Societät zu erzwingen, und diese höchstens das aus den neuen

Verordnungen annahm, was ihr etwa beliebte, daß es den Jesuiten gleichgiltig war, daß tüchtige Gelehrte, geistliche Würdenträger ꝛc. ihren Lehrplan verurtheilten, verdienen keine Beachtung. Ganz andere Dinge erzählt uns Cornova von der Aufnahme dieser Reform und ihrer Wirkung auf Seite der Jesuiten (vgl. SS. 242—243 und 313), wobei noch der Umstand zu berücksichtigen ist, daß zwei Jesuiten aus der böhmischen Provinz (vielleicht auch ein paar aus der österreichischen) auf Geheiß der Monarchin an den Berathungen über die Reform sich betheiligten (vgl. ebd.) und Cornova trotz seiner nicht selten übersprudelnden Freimüthigkeit doch nirgends auch nicht auf's leiseste andeutet, daß die erfolgten Reformen von den Jesuiten wären mißachtet worden. Ebenso wenig ist irgend welche Spur vorhanden, daß die Jesuiten in der österreichischen Provinz den Anordnungen der Regierung sich widersetzt hätten; im Gegentheil in dem vom Herrn Director Dr. Rich. Peinlich veröffentlichten Jahresbericht des Grazer Gymnasiums — 1871 — werden wir geradezu belehrt, daß sie sich denselben bereitwillig nachzukommen beeilten: „Aus der vorliegenden Chronik," heißt es dort (S. 17), „wird ersichtlich, daß das Collegium in Graz nicht zögerte, sich der kaiserlichen Vorschrift zu fügen."

Doch kehren wir zum Latein-Unterricht zurück. Da stoßen wir aber bei Herrn Kelle — S. 133 — gleich auf ein Stück der dritten Reform aus dem Jahre 1764. Es wird darin den Jesuiten vorgeworfen, „daß die Knaben sogar schon im ersten Jahre lateinisch zu plappern anfangen," und daß einige Lehrer „die lateinischen Schriftsteller nicht Deutsch sondern Lateinisch zu erklären wagen, was beides im höchsten Grade schädlich ist": nun daß Knaben in der ersten Klasse, nachdem sie bereits einen ziemlich umständlichen grammatischen Vorunterricht genossen, und lange Zeit durch schriftliche Pensa in Anwendung der Regeln waren geübt worden, in der mündlichen Uebertragung einfacher Sätze geübt wurden, oder auch gegenseitig sich selbst zu üben begannen, mochte eben so wenig „im höchsten Grade schädlich" sein, als wenn der Lehrer in den höheren Klassen einen lateinischen Schriftsteller in lateinischer Paraphrase erklärte (die Uebersetzung in's Deutsche unterblieb deßhalb nicht): wie viele Klassiker-Ausgaben gab es nicht und gibt es noch, und zwar zum Gebrauch für Schüler, worin der lateinische Text in lateinischer Paraphrase erklärt wird? — ja beide Vorwürfe enthalten eher ein Lob, als einen Tadel der Jesuiten und ihrer Schulen, und haben damit die Reformmeister große Weisheit eben nicht an den Tag gelegt. Nun kommt noch Herr Kelle, und wirft auch das Gewicht seiner

eigenen Weisheit in die Wagschale mit der Bemerkung: „daß die Societät auch 1764 den schon 1735 verbotenen Unfug noch nicht abgestellt hatte“: nun aber hatte das kaiserliche Patent von 1735 weder das Eine noch das Andere verboten, sondern zunächst und hauptsächlich „eine compendiöse, klare und leichte Grammatik“ in deutscher Sprache anzufertigen befohlen, welchem Befehle die Jesuiten auch alsbald nachgekommen sind: es plappern eben nicht nur Knaben sondern auch erwachsene Leute. Ferner heißt es in derselben Instruction: „Die Schüler sollten nicht eher lateinisch zu reden anfangen, als bis sie aus der Erklärung der Schriftsteller einen gewissen Wortvorrath und einige hinreichende Befähigung hiezu erlangt hätten ꝛc.“ (Kelle S. 134): nun daß, um lateinisch zu reden, ein gewisser Wortvorrath vorhanden sein müsse, das wußten die Jesuiten von jeher — ist es ja doch selbstverständlich — glaubten aber, daß sie ziemlich lange zuwarten müßten, bis die Schüler einen solchen Wortvorrath aus der bloßen „Erklärung der Schriftsteller“ erlangen würden, und deßhalb suchten sie durch fleißiges Memoriren und Lesen der Primitiva, der Amalthea, der Syntaxis ornata, des Indiculus universalis und Flos latinitatis nachzuhelfen; und daß ihre Ansicht und Praxis die richtige war, bestätigt wohl auch heut zu Tage noch die Erfahrung: denn auch ein absolvirter Octavaner, selbst mit einem Maturitätszeugniß der „Reife mit Auszeichnung“, dürfte sich mündlich im Latein weder so geläufig noch so richtig ausdrücken, wie ein Syntaxist in den ehemaligen Jesuitenschulen. Wenn dann vollends in der „Instruction“ hinzugefügt wird, daß „die Lehrer den Schülern ein gutes Beispiel geben und kein barbarisches Latein reden sollten“: so hatte dafür schon längst die Ratio studiorum gesorgt, und sind solche Phrasen für nichts Weiteres als bureaukratische Ueberhebung und Vexation zu halten.

„Auch neue Schulbücher,“ sagt Herr Kelle ferner, „hatten die Jesuiten trotz der zweimaligen Aufforderung hiezu 1764 nicht verfaßt.“ Nun was die Aufforderung von 1735 betrifft, so war es dabei vorzüglich auf die Ausarbeitung einer Elementargrammatik in deutscher Sprache abgesehen: eine solche ward aber ausgearbeitet, wie Herr Kelle selbst S. 131 erzählt: nämlich die vielbesprochenen, vom Herrn Doctor so human und wahrheitsgetreu kritisirten „Principia seu Rudimenta Grammatices etc.“; das Decret von 1752 verlangte aber wieder eine neue Grammatik „nach dem guten Beispiel der sogenannten „Grammaticae Marchicae“; und auch eine solche war bereits fertig, als 1764 die „Instruction“ erschien, wie Herr Kelle wiederum S. 134 bemerkt.

Sie bestand aus 4 Theilen für die 4 Grammatikalklassen mit dem Titel: „Kurze Einleitung zur lateinischen Sprache mit einigen aus der deutschen Sprache beigesetzten Anmerkungen zum Gebrauche der öffentlichen Schulen auf allerhöchsten Befehl ausgefertiget", und ward verfaßt vom Jesuiten Andreas Fritz (nicht von Emanuel Roghera, wie Herr Kelle zu glauben scheint); die drei ersten Theile ganz in deutscher, der vierte in lateinischer Sprache; und so mußten denn die Jesuiten, die sich im 16. Jahrhundert bloß zum Unterricht in Lateinschulen verpflichtet hatten, in diesen Lateinschulen auch deutsche Sprachmeister werden. Aber auch mit der Abfassung neuer Lehrbücher für die Poetik und Rhetorik waren die Jesuiten 1764 zu Ende gekommen, wie uns wiederum Herr Kelle berichtet, nämlich: „Oratoriae ac Poeticae Institutionis Pars Prior" und „Pars Posterior", „welcher auch einen Abriß der römischen Literatur-Geschichte enthielt, während dem 1. Theile ein: Anhang von der deutschen Dichtkunst mit Beispielen aus Wieland, Klopstock, Kleist, Uz, Hagedorn, Gellert u. A. beigegeben war." (Kelle S. 135.) Der Raum gestattet mir nicht, die Trefflichkeit beider Bücher umständlicher nachzuweisen, sowohl was die Wahl der Lesestücke, als den theoretischen Theil derselben betrifft: er war gründlich, klar und vollständig, wie er es nur für Schüler sein konnte; er umfaßte alle prosaischen und poetischen Darstellungsformen, die größeren wie die kleineren, und die „Einleitung zur deutschen Dichtkunst" zeigt, daß die Jesuiten bereits in den Sechziger-Jahren mit den Regeln der deutschen Verskunst sich gehörig bekannt gemacht, und auf dem Gebiete der deutschen Dichtung nach allen Seiten hin sich wohl orientirt hatten. Das Buch für die 4. Grammatikalklasse von Fritz und die Poetik und Rhetorik von Roghera erlitten in der Folgezeit unwesentliche Veränderungen, die wohl nicht immer Verbesserungen waren; bildeten aber in den österreichischen Gymnasien die Grundlage des lateinischen Unterrichts in den zwei obersten Grammatikalklassen und in der Poetik und Rhetorik bis zum Jahre 1849, so daß sich die Jesuiten der Lehrbücher wahrlich nicht zu schämen brauchen, die sie bei ihrem Abtritt vom Schauplatze in den Schulen zurückgelassen: beinahe acht Decennien zehrten von ihrem Fleiße und ihrer Erfahrung, und ob die neueste Zeit das Richtige getroffen, indem sie allen theoretischen Unterricht über Bord geworfen, muß erst die Erfahrung lehren. Auch Cornova begrüßte seiner Zeit die Schulbücher von Roghera mit Beifall (Brief 12 S. 166), und auch Herrn Kelle scheinen sie zu befriedigen; wenigstens schweigt seine humane und hochweise Kritik.

Doch ich täusche mich: der strenge Kritiker läßt zwar des Jesuiten Noghera's Bücher, aber nicht die Jesuiten in Ruhe; indem er gleich die schelmische Bemerkung hinzufügt: „Aber die Jesuiten führten diese neuen Lehrbücher .... nur hie und da erst kurz vor Aufhebung der Societät in ihren Gymnasien ein, und fuhren fort, in lateinischer Sprache zu unterrichten, indem sie die deutsche als Unterrichtssprache höchstens theilweise in den untersten Klassen und in jenen wenigen Stunden verwendeten, welche den Nebengegenständen gewidmet waren." Da kommt mir unwillkürlich der bekannte Vers von Horaz in den Sinn: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret." (Epist. I. 10.) „Treib' die Natur mit der Gabel auch aus, stets kehret sie wieder." Der Herr Doctor kann sich nämlich der ihm zur Natur gewordenen Gewohnheit, Behauptungen ohne Beweise aufzustellen, ein für alle Mal nicht entschlagen, wenn auch selbe etwa nicht blos unwahr sondern auch geradezu absurd sind. So fällt die Absurdität der ersten Behauptung, daß „die Jesuiten die neuen Lehrbücher nur hie und da etc." einführten, beim ersten Anblick in die Augen: die Jesuitenschulen standen bereits seit 1735 unter staatlicher Controle, und seit 1752 wurden sie jährlich von dem Universitäts-Superintendenten visitirt (vgl. S. 427); seit 1764 aber waren die Gymnasien der Jesuiten, wie uns der Herr Doctor selbst belehrt, unter einen von der Regierung ernannten Studien-Director gestellt worden, der selbe „allseitig überwachen", und „alle Monate der Studien-Commission über seine Wahrnehmungen Bericht erstatten, und zugleich anzeigen sollte, wenn irgendwo die Jesuiten den Befehlen nicht nachkommen etc." (Kelle S. 81—82.) Wie wäre es nun unter solchen Verhältnissen den Jesuiten möglich gewesen, die von der Regierung anbefohlenen Lehrbücher nicht einzuführen? Was konnten aber, auch abgesehen von der Unmöglichkeit, die Jesuiten für ein Interesse haben, mit der Einführung der von ihnen selbst ausgearbeiteten und von der Regierung approbirten Lehrbücher zu zögern? Indeß sind sie allerdings erst kurz vor Aufhebung der Societät eingeführt worden, denn zwischen 1764 und 1773 liegen nur 9 Jahre; auch lag es sicher im Sinne der Regierung, daß die neuen Bücher successive, nicht alle auf einmal in allen Klassen eingeführt würden, und natürlich konnten die neuen, in deutscher Sprache verfaßten Bücher in Gymnasien, wo die Schuljugend entweder theilweise oder insgesammt eine andere Sprache redete, wie in manchen Gegenden Böhmens und Mährens vor der Hand nicht eingeführt werden: aber dergleichen Dinge verstehen sich von selbst, und so hat es auch der Herr Doctor mit seiner absurden

Behauptung nicht gemeint. Eine solche absurde Behauptung ist es auch, wenn er ferner sagt, daß die Jesuiten „fortfuhren, in lateinischer Sprache zu unterrichten.“ Nun — wie viel lateinische Lehrbücher gab es denn noch in allen sechs Klassen? — Nur noch drei; nämlich das grammatisch-stilistische Lehrbuch in der 4. und das der Poetik und Rhetorik in der 5. und 6. Klasse; und dieß etwa nicht, weil es die Jesuiten so für gut fanden, sondern weil es die Regierung, die ja schon längst die Leitung des ganzen Unterrichtes in ihre Hände genommen hatte, so verordnet hatte; wie denn auch nach Aufhebung des Ordens diese Bücher beibehalten worden sind, ja später wurde ein grammatisch-stilistisches Lehrbuch, unter Grundlegung des früheren von den Jesuiten ausgearbeiteten und der schon oft genannten Syntaxis ornata von P. Wagner, in lateinischer Sprache verfaßt („Grammaticae Latinae Pars Altera“) und in der 3. und 4. Klasse eingeführt, gleichwie man auch die in Folge der Reform von 1764 von P. Fritz in deutscher Sprache verfaßte griechische Grammatik nachher mit einer lateinischen in zwei besonderen Abtheilungen für die 3. und 4. und für die 5. und 6. Klasse vertauschte, so daß man bis zum Jahre 1849 sechs lateinische Lehrbücher hatte, während es unter den Jesuiten nach der Reform von 1764 nur drei gegeben. Also aus diesen genannten drei Büchern fuhren die Jesuiten allerdings fort, und zwar, weil es so von der Regierung verordnet worden war, den Unterricht in lateinischer Sprache zu ertheilen und die Schüler zu examiniren: aber fuhren sie auch fort, den Unterricht in der lateinischen und deutschen Grammatik in den drei ersten Klassen aus deutschen Lehrbüchern in lateinischer Sprache zu ertheilen? — fuhren sie fort, den Unterricht in der Geschichte und Geographie aus ganz deutschen Lehrbüchern für alle 6 Klassen in lateinischer Sprache zu ertheilen? — fuhren sie fort, in der griechischen Grammatik, in der Arithmetik aus deutschen Lehrbüchern in lateinischer Sprache zu unterrichten? — denn die Lehrbücher für all' diese Gegenstände waren in deutscher Sprache abgefaßt, was Herr Kelle sorgfältig vor seinen Lesern zu verbergen sucht und nirgends ausdrücklich bemerkt. Wenn aber dem Herrn Doctor die den Nebengegenständen gewidmete Stundenzahl zu gering erscheint, so ist es barer Unverstand, darüber mit den Jesuiten und nicht mit der Regierung zu rechten, die ja, wie alles Uebrige, so auch die Stundenzahl für die einzelnen Lehrgegenstände festgesetzt hatte. Uebrigens scheint der Herr Doctor nicht zu wissen, oder es absichtlich zu ignoriren, daß auch nach Aufhebung der Societät in keiner der darauffolgenden Gymnasial-

Reformen für das Studium der deutschen Sprache und Literatur eine besondere Unterrichtsstunde bestimmt worden ist: wie es denn auch wirklich bis zum Jahre 1849 keine solche gegeben hat. Was also zunächst die Einführung neuer Lehrbücher betrifft, so haben es sich die Jesuiten 1764 gewiß ernstlich angelegen sein lassen, den Forderungen der Regierung nachzukommen, und haben sie, wie es scheint, denselben auch entsprochen.

Doch nun zurück zum Unterrichte in der lateinischen Sprache. Daß dieser ein spottschlechter war, will Herr Kelle ferner daraus erweisen, weil „das Latein nicht bloß Unterrichts-, sondern auch Umgangssprache der Jesuiten war." (S. 135.) Diese Behauptung ist einfach erlogen; weder für die Novizen, noch für die Scholastiker und Magister, und am allerwenigsten für die Priester war das Latein Umgangssprache: dieß hat der Herr Doctor weder bisher bewiesen, noch kann er es beweisen; er ist wieder in's Phantasiren hineingerathen.

Aber „selbst ein begeisterter Anhänger und Vertheidiger der Societät", sagt uns Herr Kelle (S. 136), „der Jesuit Cornova, gesteht, daß Cicero gefragt haben würde, in welcher Sprache die Leute eigentlich redeten, wenn er es gehört hätte." Diese Stelle hat der Herr aus Cornova's 6. Briefe S. 80 entlehnt, aber sie wiederum gar zweckmäßig paraphrasirt. Von welchen Leuten spricht denn dort Cornova? — Etwa von den Lehrern im Gymnasium? oder von der imaginären lateinischen Umgangssprache, wovon der Herr Doctor faselt? — Mit nichten. Bei Cornova heißt es auch nicht: „in welcher Sprache die Leute 2c." — sondern: „welche Sprache diese Zänker redeten"; und der geehrte Leser erräth leicht, was für Zänker Cornova meint. An der genannten Stelle spricht er nämlich von den in der Societät gebräuchlichen Disputationen der Hörer der Philosophie und Theologie, wobei die Disputanten nicht selten in Hitze geriethen. Bei solchen Disputationen war natürlich die einmal herkömmliche und zur Bezeichnung gewisser Begriffe unentbehrliche Schulterminologie mit ihren technischen Ausdrücken unvermeidlich; — Ausdrücke, die sich allerdings bei Cicero nicht finden, und sich nicht finden können, weil dem Heiden eben die christlichen Ideen und Begriffe mangelten. Um kurz und bestimmt sich auszudrücken, bildeten sich dann sowohl die griechischen als lateinischen Kirchenväter eigene, den Begriff genau bezeichnende Ausdrücke, und in ihre Fußtapfen tretend, erweiterten die Philosophen und Theologen des Mittelalters diese technische Terminologie, die dann von Jahrhundert zu Jahrhundert sich forterbte, und großen Theils selbst in die deutsche Sprache behufs der Behandlung philosophischer und theologi-

scher Materien übergegangen ist. Cornova meint nun, in Folge solcher Disputationen hätten sich die Scholastiker etwa unklassische Ausdrücke angewöhnen können, und deßhalb wäre es besser gewesen, die Repetitio humaniorum auf das Studium der Philosophie folgen zu lassen (vgl. S. 197 und 214): doch mit Cornova haben wir hier nicht zu rechten, sondern mit dem Herrn Doctor in Prag, der den Cornova wieder sehr zweckmäßig mißbraucht hat: denn nicht vom Jesuitenlatein spricht Cornova an der angezogenen Stelle, sondern von technischer Terminologie, die bereits schon viele Jahrhunderte vor der Existenz der Jesuiten in den Schulen der Philosophie sich eingebürgert hatte.

Hiemit will nun der Herr Doctor in Prag bewiesen haben, daß das Jesuitenlatein ein „durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstalletes“ war, und nur in einem solchen die Schüler „sich mündlich und schriftlich auszudrücken lernten“ (S. 129), und zwar schon in der vierten Klasse, wie Herr Kelle selbst (S. 135—136) naiv genug gesteht: dieses Geständniß ist was werth, aber seine Beweise, daß dieß ein „durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstaltetes Latein“ war, sind nichts werth und wiederhole ich meine oben (S. 412—414) gestellte Aufforderung.

Nun versucht Herr Kelle den Beweis zu liefern, daß die Jesuiten-Schüler auch nicht „verstanden, klassische Autoren zu lesen“, und beruft sich zu diesem Ende auf das Zeugniß des aus Dr. Sebastian Brunner's: „Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II.“ (S. 491) und: „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich“ (S. 52) sattsam bekannten Freiherrn von Kreßl. Dieser Herr war nicht nur (protokollirter) Freimaurer, sondern auch Provinzial-Großmeister der Maurer für Oesterreich, und einer der von den Brüdern gepriesenen Biedermänner in den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts; er „befürwortete unzählige Male Käufer von Klostergebäuden und Klostergründen, wenn diese der Regierung ein Anbot machten. Die Akten weisen seinen Eifer in Verschleuderung des Klosterguts zur Genüge nach &c.“ („Theol. Dienersch.“ S. 491.) „Dieser Biedermann unterzeichnete eigenhändig (zugleich mit Juden und Schacherern) als k. k. Geh. Rath an den Kaiser Josef gerichtete Bittschriften eben dieser genannten Herren, welche Grundstücke aufgehobener Klöster kaufen*) wollten.“ („Mysterien &c.“ S. 52.) Dieß

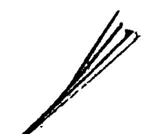
*) Wie es bei solchen, vom Biedermann Baron Kreßl befürworteten Verkäufen zuging, so daß selbst der Kaiser einmal in die Worte ausbrach: „Hier haben Sie mich wieder angelogen“, davon stehen im erstgenannten Werke (S. 491 bis 492) ein paar interessante Beispiele.

dürfte hinreichend den Charakter dieses freiherrlichen Biedermannes kennzeichnen; und wenn nun ein Mann von solchem Charakter und in solcher Stellung, als Großmeister der Maurer, erklärte, „daß er, ungeachtet er in den Schulen“ (der Jesuiten) „meistentheils von den sogenannten ersten gewesen, dennoch in seinem 21. Jahre keinen klassischen Schriftsteller und weder den Cornelius Nepos verstanden habe, welchen ihm endlich Professor O'Lynch in die Hände gegeben habe, durch den er in wenig Monaten mehr Latein gelernt, als ihm durch 6 Schuljahre, welche doch zu nichts Anderem verschwendet waren, beigebracht worden“: so wird man solche Phrasen ohne Mühe auf ihren wahren Werth zurückzuführen im Stande sein. Aber auch abgesehen von dem Charakter und der Stellung des Herrn Großmeisters manifestiren sich seine Auslassungen durch ihre eigene Maßlosigkeit und Ungereimtheit als Ergüsse der Leidenschaft und verurtheilen sich selbst. — Geradezu lächerlich macht sich aber der Herr Doctor mit seiner Bemerkung, daß Freiherr Kreßl „später sich gegen den Plan, den Jesuiten, wie überhaupt den Ordensgeistlichen die Schulen zu nehmen, aussprach, und ihn daher die Jesuiten nicht als einen Gegner betrachten können: freilich — später — als er nämlich einsah, daß der Plan nicht ausführbar sei, und keine Aussicht auf die kaiserliche Genehmigung habe: der Bruder Kreßl scheint eben ein Mann gewesen zu sein, der seinen Mantel nach dem Winde drehte.

Den zweiten Beweis, daß die Jesuiten und ihre Schüler „nicht verstanden, klassische Autoren zu lesen“, macht sich der Herr Doctor sehr leicht: er beruft sich (S. 137) auf seine im Vorhergehenden gegebene Charakteristik des Alvarez und auf den Mangel an Zeit und Büchern, woran, wie er ebenfalls „erwähnt“, die Magister und Professoren litten; und so berufe ich mich denn ebenfalls auf meine hieher gehörigen Erörterungen. — S. 111—149 und S. 320—331.

Dann geht Herr Kelle über zur Besprechung der schriftlichen Uebungen. Zuerst bringt er (S. 138) einen sehr verworrenen Passus aus der Verordnung von 1735; dessen Sinn wohl darauf hinausläuft, daß die Schüler sobald als möglich in den schriftlichen Uebungen (in den „Argumentis“ — „Versetzung des Deutschen in das Lateinische et vice versa“) zur Nachahmung des klassischen Ausdrucks („ad classicos auctores“) angeleitet, und so „auf eine gute Redensart nach und nach angewöhnt werden.“ Nun das wußten und practicirten die Jesuiten von jeher, dieß schärfte ihnen schon die Ratio studiorum seit dem

28*



16. Jahrhundert ein: man vergleiche nur, was die 7. Regel*) für den Lehrer in den zwei untersten Klassen, und wiederum die 7. Regel**) für den in der 3. Klasse hinsichtlich der schriftlichen Schul- und Hauspensa vorschreibt. In letzterer ist schon ausdrücklich anbefohlen, daß in den schriftlichen Uebungen auf Nachahmung des Cicero Bedacht genommen werde, während ganz richtig die Pensa in der 1. und 2. Klasse vorzüglich auf Einübung der grammatischen Regeln berechnet sein sollen; was jedoch natürlich nicht hinderte, Wörter und Phrasen aus dem Autor, der eben gelesen wurde, in die Pensa aufzunehmen, wie mit klaren Worten die „Instructio privata" S. 61 empfiehlt. Diese so natürliche, aus den Verhältnissen sich von selbst ergebende Methode ward auch in den österreichischen Gymnasien befolgt, wie man klar aus der soeben genannten „Instructio privata etc." ersehen kann. Genau ist dort angegeben, wie die schriftlichen Uebungen in allen 6 Klassen beschaffen waren: der Raum gestattet mir aber nicht, die respectiven, öfters ausführlichen Stellen hieher zu setzen, und sehe ich mich genöthigt, den Leser mit der unten stehenden Angabe der Seitenzahlen***) auf das Büchlein selbst zu verweisen.

Nun aber strahlt uns in hehrem Glanze ein Prachtstück Kelle'scher Weisheit entgegen; ganz würdig, auf einer Weltausstellung zu prangen und mit einem der ersten Ehrenpreise bedacht zu werden: denn äußerst selten sind solche Specimina von Genie.

Der Herr Doctor behauptet nämlich (S. 138), ganz im Widerspruche mit den beiden vorhergenannten Regeln aus der Rat. stud., daß die Jesuiten bis zum Jahre 1735 „ausschließlich, wie vereinzelt bis zur Aufhebung der Societät" (wie doch der Herr Doctor Alles so genau weiß, sowohl das Einzelne, als das Allgemeine!) „schon in der ersten Klasse mit

---

*) Sie lautet: „Das Argument zum Schreiben werde in der Volkssprache von Wort zu Wort, deutlich und nicht länger, als etwa vier Zeilen dictirt, und soll sich dasselbe auf die Regeln der Grammatik hauptsächlich beziehen; auch lasse man zuweilen die Schüler irgend eine Version aus Cicero, oder eine Redensart nach der Vorschrift der Syntax, oder auch das, was aus den griechischen Rudimenten gelernt werden soll, oder Anderes dergleichen hinzuschreiben.

**) Sie lautet: „Das Argument zum Schreiben soll in der Volkssprache Wort für Wort, deutlich und ungefähr nicht über sieben Zeilen hinaus dictirt werden und sich auf die Regeln der Syntax und die Nachahmung Cicero's beziehen. Manchmal sollen die Schüler eine kleine Uebersetzung aus Cicero, oder ein griechisches Tempus, oder ein Nomen (die Declination desselben) hinzuschreiben.

***) Für die 1. Klasse S. 58—72, für die anderen S. 110—126; 148—159; 168—178; 196—226; 242—256.

lateinischen Aufgaben begannen", die Sache aber auf eine über alle Maßen ungeschickte Weise angegriffen haben, indem sie „die neunjährigen Knaben" anhielten, gegebene lateinische Sätze vermittelst des alphabetischen Verzeichnisses der Primitiva (vgl. S. 115) zu paraphrasiren und so den armen Kindern eine Operation aufzwangen, von der sie rein gar nichts verstanden: und dieß alles macht der Herr Doctor durch Anführung vieler Beispiele solcher (von ihm so genannter) Paraphrasen anschaulich und handgreiflich. Doch zur Sache!

Veranlaßt hat zu solchen scharfsinnigen Erörterungen den Herrn Doctor, wie er nun einmal nicht in Abrede stellen kann, die „Instructio privata etc." — denn in dieser stehen ja — S. 61—65 — all die von ihm angeführten Sätze und noch weit mehrere. Dort nun wird dem Magister auf praktischem Wege gezeigt, wie er in die den Schülern zu dictirenden deutschen Aufgaben immer einige Primitiva einflechten könne, die in dem grammatischen Lehrbuche in alphabetischer Ordnung verzeichnet waren und von den Knaben memorirt werden mußten und die daher auf die ihnen entsprechenden deutschen Wörter im Pensum nicht dictirt werden sollten. So könne z. B. der (von Herrn Kelle angeführte) Satz: „Cain interfecto fratre Abele, conscientiae furiis actus, ac tuta omnia timens, dum in silvis vagus oberrat, pro fera a nepote caeditur" durch Nachschlagung der Primitiva unter dem Buchstaben R derart erweitert und zu einer förmlichen Erzählung umgestaltet werden, die alle Primitiva unter R enthalte und dem Magister Stoff für viele Pensa gebe. Dasselbe wird von den Primitiven unter dem Buchstaben A gezeigt, und Seite 66 folgen dann einige Paradigmen von solchen mit Primitiven besetzten Aufgaben; so sollten z. B. im ersten — von Jephte*): „Du werdest in der Historie lesen, oder gelesen haben u. s. w." die Wörter: annus, asper, angor, ars, bellum, aptus, arbiter, arma, augeo, acies auf die entsprechenden deutschen nicht dictirt werden, weil der Knabe sie bereits aus dem Verzeichniß in der Grammatik wissen sollte.

So ist es in aller Wahrheit; der Herr Doctor hat wieder ganz umsonst sein Genie angestrengt; die lateinischen Paraphrasen, womit „neunjährige Knaben" bis zum Jahre 1735 „ausschließlich, wie vereinzelt bis zur Aufhebung der Societät" gemartert wurden, entpuppen

---

*) Das Pensum begreift nur neun Zeilen und dennoch wurden auf zehn Wörter die lateinischen Bedeutungen nicht dictirt; und dieß schon Anfangs in der 1. Klasse, weil dem Knaben die Bedeutung dieser Wörter schon aus dem Vorbereitungsunterricht bekannt sein mußte.

sich als bare Chimäre: im Gegentheil sowohl aus der „Instructio" als aus der „Rat. stud." erhellt klar, daß die Jesuiten die schriftlichen Uebungen nicht nur in der 1. Klasse mit Aufgaben in der Muttersprache begannen, sondern auch in den drei folgenden damit fortfuhren.*) Ob nun den Herrn Doctor die leidige Tadelsucht so verblendet hat, oder ob wirklich sein Latein nicht so weit reichte, um die „Instructio" zu verstehen, das weiß ich nicht: aber das ist offenbar, daß er den verstandlosen Jesuiten gegenüber eben auch seinerseits keinen großen Ueberfluß an Verstand an den Tag gelegt hat.

Ebenso wenig kann ich mir den auffallenden Mißbrauch erklären, welchen Herr Kelle S. 140 wiederum von der „Instructio" macht; denn er sagt hier gerade das Gegentheil von dem, was die „Instructio" S. 149 — num. 1 einschärft: denn mit dieser Stelle mystificirt der Herr Doctor seine Leser und dort stehen die von ihm citirten Beispiele.**) Die „Instructio" handelt S. 148—159 von den schriftlichen Aufgaben für die Schüler der 3. Grammatikalklasse: woher diese genommen (Thematum Materia), und wie sie beschaffen sein sollen (Forma Scriptionis). In letzterer Hinsicht gibt sie dem Magister sechs treffliche Anweisungen; die erste, welche eben unser Geschichtschreiber so zweckmäßig paraphrasirt hat (denn die Paraphrasen scheint er einmal zu lieben), lautet wörtlich: 1. Ad textum germanicum nunquam dictanda sunt significata, quae phrasim latinam contineant. Quare merito exploderetur argumentum illius, qui ad verba: Ein sehr altes Weib — significata dictaret: foemina, aetas, nullus, post. Qui enim puer sciat, dicendum esse: foemina aetate nulli posterior — nisi id, aut huic simile e Phraseologia, Flore Latinitatis, vel explicato autore didicerit, e quo si quid immiscendum erit, nulla significata dictabuntur." Die „Instructio" befiehlt also ausdrücklich, auf deutsche Sätze nicht lateinische Wörter zu dictiren, die eine der lateinischen Sprache eigenthümliche Phrase bilden, die der Knabe nicht wissen könne, es sei denn, er habe sie aus der Phraseologie oder dem Büchlein: „Flos Latinitatis", oder aus dem in der Schule erklärten Autor gelernt: in welchem Falle gar nichts zu dictiren sei. Das Dic-

*) Die Rat. stud. beginnt überall, wo sie das schriftliche Pensum für die vier Grammatikalklassen bespricht, mit den Worten: „Dictandum argumentum scribendi vulgi sermone etc." und damit stimmt die Instructio ganz genau überein: beide kannte Herr Kelle — und dennoch!

**) Nicht ohne Grund verheimlicht der Herr Doctor vor seinen Lesern wieder die Quelle, woher er die angeführten Beispiele genommen.

tiren von solchen räthselhaften lateinischen Phrasen nennt die „Instructio" geradezu verwerflich („merito exploderetur"), und einen abgeschmackten Unfug, denn sie fährt fort: „Tales ineptiae forent etc." — „Ein solcher Unfug wäre es ꝛc." und bringt dann als Beispiele solchen Unfugs die Sätze, die bei Herrn Kelle stehen und noch viele andere. Was also die Instructio als Unfug verwirft, das, behauptet Herr Kelle, sei „anfänglich" (natürlich weiß der Herr Doctor ganz genau, daß schon im 16. und 17. Jahrhundert in den Jesuitenschulen solche Phrasen dictirt wurden) „allgemein" gewesen, doch „allmälig sei man wohl von diesem Usus etwas zurückgekommen, vereinzelt aber habe er sich bis zur Aufhebung der Societät erhalten"; ich aber glaube, manche Leser werden sich denken, daß gegen den Jesuiten-Unterricht im Latein sich wohl nicht Vieles in Wahrheit einwenden lassen müsse, wenn Herr Dr. Kelle, um selben in Mißcredit zu bringen, zu solchen Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen mußte.*) Uebrigens meine ich, im Interesse der Leser zu handeln und zugleich das Vorgehen des Herrn Doctors in helleres Licht zu setzen, wenn ich kurz zeige, wie weise und praktisch auch die übrigen Anweisungen waren, welche die „Instructio" hinsichtlich des Dictirens der lateinischen Bedeutungen gab. 2) also mahnt die „Instructio": wenn eine deutsche Phrase in der Aufgabe vorkomme, die sich nicht wörtlich in's Lateinische übersetzen lasse, so müssen solche lateinische Wörter dictirt werden, die den Sinn der deutschen Phrase so genau als möglich bezeichnen und der Lehrer müsse hierüber den Schülern Aufschluß geben. 3) Wird mißrathen, absichtlich solche deutsche Phrasen zu wählen, die sich nicht wörtlich in's Latein übersetzen lassen, wenn man dafür eine andere gleichbedeutende haben kann, die sich wörtlich lateinisch geben läßt, denn die Knaben werden dadurch zu sehr ermüdet. 4) Man soll besonders solche lateinische Wörter dictiren, die zwar in der Bedeutung den deutschen entsprechen, aber einen

*) Um die elende Faselei des Herrn Doctors von den lateinischen Paraphrasen der neunjährigen Knaben, und der Beschaffenheit der lateinischen Dictata auf die deutschen Pensa, und wie dieß Alles vom Anfang (der Societät) bis zum Jahre 1735 ausschließlich und vereinzelt bis zur Aufhebung des Ordens fortgedauert, in ihrer ganzen Albernheit zu begreifen, möge der Leser noch bedenken, daß die von Herrn Kelle theils so erbärmlich mißverstandene, theils so arg verdrehte „Instructio privata" sammt den von ihm als Belege daraus citirten Stellen vor dem Jahre 1735 und außer der österreichischen und böhmischen Provinz gar nicht existirte und doch will er mit seinen Citaten beweisen, daß der Unfug mit den (geträumten) Paraphrasen und Dictata vom Anfang an bis 1735 allgemeiner Usus gewesen und theilweise bis zur Aufhebung der Societät geblieben sei.

andern Casus erfordern u. s. w. (All das Gesagte ist durch Beispiele erläutert.) 5) In den Aufgaben soll recht oft die Construction der Participien, der Gerundien, der Ablativi absoluti u. s. w. vorkommen, denn hierin liege für deutsche Knaben die größte Schwierigkeit. 6) Mahnung, daß man wenigstens in der Syntax aufhöre, auf das deutsche Thema die lateinischen Bedeutungen zu dictiren; wie man ja beinahe in der ganzen Societät schon in der 2. Klasse damit aufhöre: in diesem Falle müssen aber (wie S. 171 bemerkt wird) die Aufgaben um so sorgfältiger vom Lehrer corrigirt werden, und verdienen jene Schüler den Vorzug, welche das Deutsche besser nach dem eigenthümlichen Genius der lateinischen Sprache übersetzt haben („ii praeponendi, qui vernaculum ad latinae linguae proprietatem melius expresserint." — S. 153). Daraus ist ersichtlich, daß die Jesuiten schon in den Grammatikalklassen dahin arbeiteten, den Schüler mit dem Geiste der lateinischen Sprache bekannt zu machen; so wird auch S. 151 mit klaren Worten dieß als die Hauptaufgabe des Lehrers bezeichnet: „Latinam linguam docenti id spectandum maxime, ut discrimen illud, quo vernacula nostra ab illa discedit plurimum, usu tandem, hoc est scriptione et lectione" (discipuli) „percipiant." Alles das las Herr Kelle, aber Alles das vor den Lesern zu vertuschen, erforderte der Zweck: gewisse Geschichtschreiber verfolgen eben gewisse absonderliche Zwecke.

Ganz umsonst führt dann Herr Kelle eine Verordnung aus der Reform von 1752 an, welche „auf das deutsche Thema künftighin keine lateinischen Significationes mehr zu dictiren befahl"; war der Befehl, besonders in so allgemeiner Fassung vernünftig? war er zweckmäßig? wie lange hielt ihn die Regierung selbst aufrecht? Denn wer wird denn all die in Schulangelegenheiten erlassenen Regierungs-Verordnungen für ebenso viele unfehlbare Orakelsprüche halten? — Uebrigens gesteht Herr Kelle selbst (S. 141), daß in der 4. Klasse nicht dictirt wurde; auch hat die Ratio stud. mit dem Dictiren der lateinischen Bedeutungen gar nichts zu schaffen, sie befiehlt es weder, noch verbietet sie es; auch war dieses Dictiren bloß eine Sitte in der österreichischen, böhmischen und oberdeutschen Provinz, wie wir aus der „Instructio" S. 153 ersehen und sicher auch Herr Kelle gesehen hat. Ich möchte aber den Herrn Doctor fragen: „Was geschieht denn heut zu Tage nicht bloß in den drei untersten Klassen, sondern in allen acht Klassen?" Die Uebersetzungsbücher eines Vielhaber, eines Schulz, eines Süpfle, eines Seyffert u. s. w. geben darauf Antwort: oder was findet denn der Herr Doctor für einen Unterschied, ob die lateinischen Bedeutungen

vom Lehrer dictirt werden, oder der Schüler sie gedruckt in einem Buche findet?

S. 142 wärmt Herr Kelle die schon so oft vorgebrachte, aber nie bewiesene Schmähung wieder auf, daß die jesuitischen Lehrer mit wenigen Ausnahmen" (wie groß war diese Zahl?) „selbst keinen Begriff vom klassischen Latein hatten, und deßhalb die Aufgaben der Schüler zu corrigiren gar nicht im Stande waren": der Herr Doctor scheint eben selbst zu fühlen, daß seine Stärke im Schmähen, nicht im Beweisen liege. Er sagt zwar, daß die Beweise hiefür in den österreichischen Bibliotheken sich vorfinden, aber er begnügt sich mit der Behauptung, während er doch zugleich gesteht, daß meistens wohl alle Aufgaben, wie es die Ratio studiorum vorschreibt, corrigirt worden seien. Nun aber, glaube ich, dürfte jeder vernünftige und billig denkende Schulmann mit der Art und Weise einverstanden sein, wie die Rat. stud. die Pensa und Compositionen der Schüler aller sechs Klassen zu corrigiren befiehlt. So schreibt z. B. die dritte Regel für den Lehrer in der dritten Klasse Folgendes vor: „Bei der Correctur des schriftlichen Pensums zeige er es an, wenn etwas gegen die Regeln der Grammatik, der Orthographie, der Interpunktion gefehlt worden; wenn Schwierigkeiten umgangen worden: Alles erwäge er nach der Norm der grammatischen Regeln, und nehme Anlaß, die Conjugationen und die Rudimente ins Gedächtniß zurückzurufen." So lautet auch die dritte Regel für den Lehrer der vierten Klasse mit Auslassung des letzten Satzes, wofür es heißt: „wenn auf die Eleganz oder die Nachahmung" (des Autors, besonders Cicero's) „keine Rücksicht genommen worden ist." Hier wird also schon Anleitung des Schülers, in den eigenthümlichen Geist der lateinischen Sprache einzudringen, vorausgesetzt. Die vierte Regel für den Lehrer der Rhetorik aber schreibt vor: „Bei der Correctur der Composition zeige er es an, wenn etwas in der oratorischen oder poetischen Kunst, an der Eleganz und Feinheit des Ausdruck, in der Verbindung der Rede, im Versbau, in der Rechtschreibung, oder sonst gefehlt worden; wenn eine Stelle unrichtig, wenn sie dunkel, wenn sie in gemeiner Weise behandelt, wenn der Anstand nicht beobachtet worden, wenn irgend eine Digression zu lang geworden und Anderes dergl."

Solche Correcturen waren doch wohl geeignet, den Schüler in den Geist der lateinischen Sprache einzuführen: so wie sie andererseits nur von Lehrern vorgenommen werden konnten, welche selbst in diesen Geist eingedrungen waren: in dieser Weise aber waren die Lehrer der Societät bereits im Gymnasien, und dann in der „Repetitio humaniorum"

gebildet worden und in dieser Weise suchten sie wieder ihre Schüler zu bilden. Daß also die Jesuiten es verstanden und auch bemüht waren, und zwar schon seit der dritten und vierten Klasse, bei der Correctur der Pensa und Compositionen die Schüler über „die Fehler gegen den Geist der lateinischen Sprache" zu belehren, geht aus dem, was ich soeben aus der Ratio stud. und kurz zuvor aus der Instructio priv. angeführt habe, zur Genüge hervor: indeß gibt es natürlich bei solchen Correcturen, besonders freier Compositionen, hinsichtlich der Vortrefflichkeit ein Mehr und ein Weniger, und mag eine Correctur immerhin eine gute und nützliche sein, wenn sie auch nicht die vollkommenste ist: ich aber möchte dem kritischen Herrn Doctor rathen, eine Visitationsreise zu unternehmen und an manchen Gymnasien nachzuforschen, wie viele lateinische Pensa und besonders wie viele lateinische Compositionen den Schülern gegeben und corrigirt werden, und wie weit die Schüler in „den Geist der lateinischen Sprache" eingedrungen sind — oder vielmehr unter den obwaltenden Verhältnissen eindringen können.

Nun bringt Herr Kelle, als hätte er mit all den bisherigen Beweisen seine Sache nicht sattsam erwiesen, ein nagelneues Argument, nämlich eine schriftliche Aufgabe, welche von einem Jesuiten-Schüler in Wien 1768 zur Erlangung eines Preises soll verfaßt und dann gedruckt worden sein.

Da drängt sich aber gleich Anfangs die Frage auf, welcher Klasse der Verfasser dieser Aufgabe angehörte; darüber läßt uns aber der Herr Doctor, wie er denn nun einmal das Dunkel liebt, vollständig im Unklaren: und doch muß man gerade allererst dieses wissen, um zu entscheiden, ob und inwiefern die Aufgabe Lob oder Tadel verdiene. Offenbar konnte oder wollte der Herr Doctor selbst dieses nicht sagen. Ebenso finden wir keine Antwort auf die Frage: ob der Schüler mit dieser Aufgabe einen Preis bekommen habe oder nicht. Auch ist es ganz unwahrscheinlich, daß das in Rede stehende Pensum von einem hochadeligen Schüler in Wien gefertigt worden: warum hätte denn doch der Herr Doctor sich dasselbe von Wien holen oder verschreiben müssen? sollte er dann eine solche gedruckte Preisaufgabe nicht in einer der böhmischen Bibliotheken, wo es nach seiner eigenen Versicherung dergleichen Sachen in Hülle und Fülle gibt, gefunden haben? Ebenso wenig können wir auf die bloße Behauptung des Herrn Doctors hin glauben, daß die Aufgabe eine Preisaufgabe war; denn wie viel man seinen Behauptungen trauen kann, haben wir schon gar zu oft zu bemerken Gelegenheit gehabt; noch viel weniger aber können wir, gestützt auf positive

Gründe, die andere Behauptung des Herrn Doctors gelten lassen, daß die Aufgabe in Druck gelegt worden sei; denn die 32. unter den gemeinschaftlichen Regeln für die Lehrer in den unteren Schulen befiehlt ausdrücklich, daß alle schriftlichen Arbeiten der Schüler, wenn sie auch nur öffentlich declamirt, oder bei gewissen Feierlichkeiten an den Wänden angeheftet werden, vorher von dem Lehrer fleißig ausgebessert, doch niemals ganz neu bearbeitet werden sollen: diese Regel mußte aber um so mehr befolgt werden, wenn solche Aufgaben durch den Druck veröffentlicht werden sollten (ein Gebrauch, von dem übrigens die Ratio stud. gar nichts weiß): denn fehlerhafte Arbeiten veröffentlichen, was konnte das für eine Ehre bringen? und Ehre und Empfehlung ihrer Gymnasien suchten ja die Jesuiten durch die Drucklegung der Schülerarbeiten, wie uns Herr Kelle selbst S. 113—114 belehrt, dadurch aber zugleich wider Willen seine gedruckte nicht corrigirte Preisaufgabe als Erfindung bloßstellt. Auch wurden nie einzelne kleine Schulaufgaben gedruckt, sondern umfangreichere Stücke, oder Sammlungen von kleineren prosaischen- und poetischen Piecen, welche die Schüler zu Hause für die Akademien oder feierliche Gelegenheiten ausgearbeitet hatten; und zwar Alles in deutscher Sprache; denn mit lateinischen Aufsätzen konnte man bereits in den Sechziger- und Siebziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts keine Ehre mehr einlegen: kurz und gut — mag dem Herrn Doctor hierin Glauben schenken, wer will: ich werde ihm denselben versagen, bis er nicht durch vollgiltige Beweise meine Zweifel hebt: und halte unterdessen seine gedruckte Preisaufgabe für eine gewöhnliche geschriebene Schulaufgabe, die er irgendwo aufgegriffen, oder von dienstfertiger Hand zugeschickt bekommen hat. Indeß scheint immerhin die fragliche Aufgabe dem Herrn Doctor einigermaßen imponirt zu haben, denn er fügt die Bemerkung hinzu, daß selbe der Schüler „sicher nicht ohne eingreifende Beihilfe seiner Lehrer geliefert" habe. Nun, wie viel Lehrer hatte denn der Schüler? — Sicherlich nur Einen: sieht denn der Herr Doctor nicht ein, daß er durch solche fortwährende, tendenziöse, unvernünftige Uebertreibungen und Verdächtigungen seine eigene Glaubwürdigkeit untergrabe? Denn, wenn hier Herr Kelle, um seine Verdächtigung zu stützen, sich auf das beruft, was er S. 114 sagt, so treibt er sich lediglich im circulus vitiosus herum: denn auch dort findet man nichts als leere Behauptungen und boshafte Verdächtigungen ohne Beweise. Uebrigens verweise ich den Leser auf den Abschnitt in der Ratio studiorum, der den Titel führt: „Leges Praemiorum" — („Regeln für die Preisaufgaben und die Preisvertheilung"); daraus

scher Materien übergegangen ist. Cornova meint nun, in Folge solcher Disputationen hätten sich die Scholastiker etwa unklassische Ausdrücke angewöhnen können, und deßhalb wäre es besser gewesen, die Repetitio humaniorum auf das Studium der Philosophie folgen zu lassen (vgl. S. 197 und 214): doch mit Cornova haben wir hier nicht zu rechten, sondern mit dem Herrn Doctor in Prag, der den Cornova wieder sehr zweckmäßig mißbraucht hat: denn nicht vom Jesuitenlatein spricht Cornova an der angezogenen Stelle, sondern von technischer Terminologie, die bereits schon viele Jahrhunderte vor der Existenz der Jesuiten in den Schulen der Philosophie sich eingebürgert hatte.

Hiemit will nun der Herr Doctor in Prag bewiesen haben, daß das Jesuitenlatein ein „durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstaltetes" war, und nur in einem solchen die Schüler „sich mündlich und schriftlich auszudrücken lernten" (S. 129), und zwar schon in der vierten Klasse, wie Herr Kelle selbst (S. 135—136) naiv genug gesteht: dieses Geständniß ist was werth, aber seine Beweise, daß dieß ein „durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstaltetes Latein" war, sind nichts werth und wiederhole ich meine oben (S. 412—414) gestellte Aufforderung.

Nun versucht Herr Kelle den Beweis zu liefern, daß die Jesuiten-Schüler auch nicht „verstanden, klassische Autoren zu lesen", und beruft sich zu diesem Ende auf das Zeugniß des aus Dr. Sebastian Brunner's: „Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II." (S. 491) und: „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich" (S. 52) sattsam bekannten Freiherrn von Kreßl. Dieser Herr war nicht nur (protokollirter) Freimaurer, sondern auch Provinzial-Großmeister der Maurer für Oesterreich, und einer der von den Brüdern gepriesenen Biedermänner in den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts; er „befürwortete unzählige Male Käufer von Klostergebäuden und Klostergründen, wenn diese der Regierung ein Anbot machten. Die Akten weisen seinen Eifer in Verschleuderung des Klosterguts zur Genüge nach 2c." („Theol. Dienersch." S. 491.) „Dieser Biedermann unterzeichnete eigenhändig (zugleich mit Juden und Schacherern) als k. k. Geh. Rath an den Kaiser Josef gerichtete Bittschriften eben dieser genannten Herren, welche Grundstücke aufgehobener Klöster kaufen*) wollten." („Mysterien 2c." S. 52.) Dieß

*) Wie es bei solchen, vom Biedermann Baron Kreßl befürworteten Verkäufen zuging, so daß selbst der Kaiser einmal in die Worte ausbrach: „Hier haben Sie mich wieder angelogen", davon stehen im erstgenannten Werke (S. 491 bis 492) ein paar interessante Beispiele.

dürfte hinreichend den Charakter dieses freiherrlichen Biedermannes kennzeichnen; und wenn nun ein Mann von solchem Charakter und in solcher Stellung, als Großmeister der Maurer, erklärte, „daß er, ungeachtet er in den Schulen“ (der Jesuiten) „meistentheils von den sogenannten ersten gewesen, dennoch in seinem 21. Jahre keinen klassischen Schriftsteller und weder den Cornelius Nepos verstanden habe, welchen ihm endlich Professor O'Lynch in die Hände gegeben habe, durch den er in wenig Monaten mehr Latein gelernt, als ihm durch 6 Schuljahre, welche doch zu nichts Anderem verschwendet waren, beigebracht worden“: so wird man solche Phrasen ohne Mühe auf ihren wahren Werth zurückzuführen im Stande sein. Aber auch abgesehen von dem Charakter und der Stellung des Herrn Großmeisters manifestiren sich seine Auslassungen durch ihre eigene Maßlosigkeit und Ungereimtheit als Ergüsse der Leidenschaft und verurtheilen sich selbst. — Geradezu lächerlich macht sich aber der Herr Doctor mit seiner Bemerkung, daß Freiherr Kreßl „später sich gegen den Plan, den Jesuiten, wie überhaupt den Ordensgeistlichen die Schulen zu nehmen, aussprach, und ihn daher die Jesuiten nicht als einen Gegner betrachten können: freilich — später — als er nämlich einsah, daß der Plan nicht ausführbar sei, und keine Aussicht auf die kaiserliche Genehmigung habe: der Bruder Kreßl scheint eben ein Mann gewesen zu sein, der seinen Mantel nach dem Winde drehte.

Den zweiten Beweis, daß die Jesuiten und ihre Schüler „nicht verstanden, klassische Autoren zu lesen“, macht sich der Herr Doctor sehr leicht: er beruft sich (S. 137) auf seine im Vorhergehenden gegebene Charakteristik des Alvarez und auf den Mangel an Zeit und Büchern, woran, wie er ebenfalls „erwähnt“, die Magister und Professoren litten; und so berufe ich mich denn ebenfalls auf meine hieher gehörigen Erörterungen. — S. 111—149 und S. 320—331.

Dann geht Herr Kelle über zur Besprechung der schriftlichen Uebungen. Zuerst bringt er (S. 138) einen sehr verworrenen Passus aus der Verordnung von 1735; dessen Sinn wohl darauf hinausläuft, daß die Schüler sobald als möglich in den schriftlichen Uebungen (in den „Argumentis“ — „Versetzung des Deutschen in das Lateinische et vice versa“) zur Nachahmung des klassischen Ausdrucks („ad classicos auctores“) angeleitet, und so „auf eine gute Redensart nach und nach angewöhnt werden.“ Nun das wußten und prakticirten die Jesuiten von jeher, dieß schärfte ihnen schon die Ratio studiorum seit dem

scher Materien übergegangen ist. Cornova meint nun, in Folge solcher Disputationen hätten sich die Scholastiker etwa unklassische Ausdrücke angewöhnen können, und deßhalb wäre es besser gewesen, die Repetitio humaniorum auf das Studium der Philosophie folgen zu lassen (vgl. S. 197 und 214): doch mit Cornova haben wir hier nicht zu rechten, sondern mit dem Herrn Doctor in Prag, der den Cornova wieder sehr zweckmäßig mißbraucht hat: denn nicht vom Jesuitenlatein spricht Cornova an der angezogenen Stelle, sondern von technischer Terminologie, die bereits schon viele Jahrhunderte vor der Existenz der Jesuiten in den Schulen der Philosophie sich eingebürgert hatte.

Hiemit will nun der Herr Doctor in Prag bewiesen haben, daß das Jesuitenlatein ein „durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstaltetes" war, und nur in einem solchen die Schüler „sich mündlich und schriftlich auszudrücken lernten" (S. 129), und zwar schon in der vierten Klasse, wie Herr Kelle selbst (S. 135—136) naiv genug gesteht: dieses Geständniß ist was werth, aber seine Beweise, daß dieß ein „durch alle möglichen Barbarismen und Solöcismen verunstaltetes Latein" war, sind nichts werth und wiederhole ich meine oben (S. 412—414) gestellte Aufforderung.

Nun versucht Herr Kelle den Beweis zu liefern, daß die Jesuiten-Schüler auch nicht „verstanden, klassische Autoren zu lesen", und beruft sich zu diesem Ende auf das Zeugniß des aus Dr. Sebastian Brunner's: „Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II." (S. 491) und: „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich" (S. 52) sattsam bekannten Freiherrn von Kreßl. Dieser Herr war nicht nur (protokollirter) Freimaurer, sondern auch Provinzial-Großmeister der Maurer für Oesterreich, und einer der von den Brüdern gepriesenen Biedermänner in den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts; er „befürwortete unzählige Male Käufer von Klostergebäuden und Klostergründen, wenn diese der Regierung ein Anbot machten. Die Akten weisen seinen Eifer in Verschleuderung des Klosterguts zur Genüge nach rc." („Theol. Dienersch." S. 491.) „Dieser Biedermann unterzeichnete eigenhändig (zugleich mit Juden und Schacherern) als k. k. Geh. Rath an den Kaiser Josef gerichtete Bittschriften eben dieser genannten Herren, welche Grundstücke aufgehobener Klöster kaufen*) wollten." („Mysterien rc." S. 52.) Dieß

*) Wie es bei solchen, vom Biedermann Baron Kreßl befürworteten Verkäufen zuging, so daß selbst der Kaiser einmal in die Worte ausbrach: „Hier haben Sie mich wieder angelogen", davon stehen im erstgenannten Werke (S. 491 bis 492) ein paar interessante Beispiele.

dürfte hinreichend den Charakter dieses freiherrlichen Biedermannes kennzeichnen; und wenn nun ein Mann von solchem Charakter und in solcher Stellung, als Großmeister der Maurer, erklärte, „daß er, ungeachtet er in den Schulen" (der Jesuiten) „meistentheils von den sogenannten ersten gewesen, dennoch in seinem 21. Jahre keinen klassischen Schriftsteller und weder den Cornelius Nepos verstanden habe, welchen ihm endlich Professor O'Lynch in die Hände gegeben habe, durch den er in wenig Monaten mehr Latein gelernt, als ihm durch 6 Schuljahre, welche doch zu nichts Anderem verschwendet waren, beigebracht worden": so wird man solche Phrasen ohne Mühe auf ihren wahren Werth zurückzuführen im Stande sein. Aber auch abgesehen von dem Charakter und der Stellung des Herrn Großmeisters manifestiren sich seine Auslassungen durch ihre eigene Maßlosigkeit und Ungereimtheit als Ergüsse der Leidenschaft und verurtheilen sich selbst. — Geradezu lächerlich macht sich aber der Herr Doctor mit seiner Bemerkung, daß Freiherr Kreßl „später sich gegen den Plan, den Jesuiten, wie überhaupt den Ordensgeistlichen die Schulen zu nehmen, aussprach, und ihn daher die Jesuiten nicht als einen Gegner betrachten können: freilich — später — als er nämlich einsah, daß der Plan nicht ausführbar sei, und keine Aussicht auf die kaiserliche Genehmigung habe: der Bruder Kreßl scheint eben ein Mann gewesen zu sein, der seinen Mantel nach dem Winde drehte.

Den zweiten Beweis, daß die Jesuiten und ihre Schüler „nicht verstanden, klassische Autoren zu lesen", macht sich der Herr Doctor sehr leicht: er beruft sich (S. 137) auf seine im Vorhergehenden gegebene Charakteristik des Alvarez und auf den Mangel an Zeit und Büchern, woran, wie er ebenfalls „erwähnt", die Magister und Professoren litten; und so berufe ich mich denn ebenfalls auf meine hieher gehörigen Erörterungen. — S. 111—149 und S. 320—331.

Dann geht Herr Kelle über zur Besprechung der schriftlichen Uebungen. Zuerst bringt er (S. 138) einen sehr verworrenen Passus aus der Verordnung von 1735; dessen Sinn wohl darauf hinausläuft, daß die Schüler sobald als möglich in den schriftlichen Uebungen (in den „Argumentis" — „Versetzung des Deutschen in das Lateinische et vice versa") zur Nachahmung des klassischen Ausdrucks („ad classicos auctores") angeleitet, und so „auf eine gute Redensart nach und nach angewöhnt werden." Nun das wußten und prakticirten die Jesuiten von jeher, dieß schärfte ihnen schon die Ratio studiorum seit dem

16. Jahrhundert ein: man vergleiche nur, was die 7. Regel*) für den Lehrer in den zwei untersten Klassen, und wiederum die 7. Regel**) für den in der 3. Klasse hinsichtlich der schriftlichen Schul- und Hauspensa vorschreibt. In letzterer ist schon ausdrücklich anbefohlen, daß in den schriftlichen Uebungen auf Nachahmung des Cicero Bedacht genommen werde, während ganz richtig die Pensa in der 1. und 2. Klasse vorzüglich auf Einübung der grammatischen Regeln berechnet sein sollen; was jedoch natürlich nicht hinderte, Wörter und Phrasen aus dem Autor, der eben gelesen wurde, in die Pensa aufzunehmen, wie mit klaren Worten die „Instructio privata" S. 61 empfiehlt. Diese so natürliche, aus den Verhältnissen sich von selbst ergebende Methode ward auch in den österreichischen Gymnasien befolgt, wie man klar aus der soeben genannten „Instructio privata etc." ersehen kann. Genau ist dort angegeben, wie die schriftlichen Uebungen in allen 6 Klassen beschaffen waren: der Raum gestattet mir aber nicht, die respectiven, öfters ausführlichen Stellen hieher zu setzen, und sehe ich mich genöthigt, den Leser mit der unten stehenden Angabe der Seitenzahlen***) auf das Büchlein selbst zu verweisen.

Nun aber strahlt uns in hehrem Glanze ein Prachtstück Kelle'scher Weisheit entgegen; ganz würdig, auf einer Weltausstellung zu prangen und mit einem der ersten Ehrenpreise bedacht zu werden: denn äußerst selten sind solche Specimina von Genie.

Der Herr Doctor behauptet nämlich (S. 138), ganz im Widerspruche mit den beiden vorhergenannten Regeln aus der Rat. stud., daß die Jesuiten bis zum Jahre 1735 „ausschließlich, wie vereinzelt bis zur Aufhebung der Societät" (wie doch der Herr Doctor Alles so genau weiß, sowohl das Einzelne, als das Allgemeine!) „schon in der ersten Klasse mit

---

*) Sie lautet: „Das Argument zum Schreiben werde in der Volkssprache von Wort zu Wort, deutlich und nicht länger, als etwa vier Zeilen dictirt, und soll sich dasselbe auf die Regeln der Grammatik hauptsächlich beziehen; auch lasse man zuweilen die Schüler irgend eine Version aus Cicero, oder eine Redensart nach der Vorschrift der Syntax, oder auch das, was aus den griechischen Rudimenten gelernt werden soll, oder Anderes dergleichen hinzuschreiben.

**) Sie lautet: „Das Argument zum Schreiben soll in der Volkssprache Wort für Wort, deutlich und ungefähr nicht über sieben Zeilen hinaus dictirt werden und sich auf die Regeln der Syntax und die Nachahmung Cicero's beziehen. Manchmal sollen die Schüler eine kleine Uebersetzung aus Cicero, oder ein griechisches Tempus, oder ein Nomen (die Declination desselben) hinzuschreiben.

***) Für die 1. Klasse S. 58—72, für die anderen S. 110—126; 148—159; 168—178; 196—226; 242—256.

lateinischen Aufgaben begannen", die Sache aber auf eine über alle Maßen ungeschickte Weise angegriffen haben, indem sie „die neunjährigen Knaben" anhielten, gegebene lateinische Sätze vermittelst des alphabetischen Verzeichnisses der Primitiva (vgl. S. 115) zu paraphrasiren und so den armen Kindern eine Operation aufzwangen, von der sie rein gar nichts verstanden: und dieß alles macht der Herr Doctor durch Anführung vieler Beispiele solcher (von ihm so genannter) Paraphrasen anschaulich und handgreiflich. Doch zur Sache!

Veranlaßt hat zu solchen scharfsinnigen Erörterungen den Herrn Doctor, wie er nun einmal nicht in Abrede stellen kann, die „Instructio privata etc." — denn in dieser stehen ja — S. 61—65 — all die von ihm angeführten Sätze und noch weit mehrere. Dort nun wird dem Magister auf praktischem Wege gezeigt, wie er in die den Schülern zu dictirenden deutschen Aufgaben immer einige Primitiva einflechten könne, die in dem grammatischen Lehrbuche in alphabetischer Ordnung verzeichnet waren und von den Knaben memorirt werden mußten und die daher auf die ihnen entsprechenden deutschen Wörter im Pensum nicht dictirt werden sollten. So könne z. B. der (von Herrn Kelle angeführte) Satz: „Cain interfecto fratre Abele, conscientiae furiis actus, ac tuta omnia timens, dum in silvis vagus oberrat, pro fera a nepote caeditur" durch Nachschlagung der Primitiva unter dem Buchstaben R derart erweitert und zu einer förmlichen Erzählung umgestaltet werden, die alle Primitiva unter R enthalte und dem Magister Stoff für viele Pensa gebe. Dasselbe wird von den Primitiven unter dem Buchstaben A gezeigt, und Seite 66 folgen dann einige Paradigmen von solchen mit Primitiven besetzten Aufgaben; so sollten z. B. im ersten — von Jephte*): „Du werdest in der Historie lesen, oder gelesen haben u. s. w." die Wörter: annus, asper, angor, ars, bellum, aptus, arbiter, arma, augeo, acies auf die entsprechenden deutschen nicht dictirt werden, weil der Knabe sie bereits aus dem Verzeichniß in der Grammatik wissen sollte.

So ist es in aller Wahrheit; der Herr Doctor hat wieder ganz umsonst sein Genie angestrengt; die lateinischen Paraphrasen, womit „neunjährige Knaben" bis zum Jahre 1735 „ausschließlich, wie vereinzelt bis zur Aufhebung der Societät" gemartert wurden, entpuppen

*) Das Pensum begreift nur neun Zeilen und dennoch wurden auf zehn Wörter die lateinischen Bedeutungen nicht dictirt; und dieß schon Anfangs in der 1. Klasse, weil dem Knaben die Bedeutung dieser Wörter schon aus dem Vorbereitungsunterricht bekannt sein mußte.

sich als bare Chimäre: im Gegentheil sowohl aus der „Instructio" als aus der „Rat. stud." erhellt klar, daß die Jesuiten die schriftlichen Uebungen nicht nur in der 1. Klasse mit Aufgaben in der Muttersprache begannen, sondern auch in den drei folgenden damit fortfuhren.*) Ob nun den Herrn Doctor die leidige Tadelsucht so verblendet hat, oder ob wirklich sein Latein nicht so weit reichte, um die „Instructio" zu verstehen, das weiß ich nicht: aber das ist offenbar, daß er den verstandlosen Jesuiten gegenüber eben auch seinerseits keinen großen Ueberfluß an Verstand an den Tag gelegt hat.

Ebenso wenig kann ich mir den auffallenden Mißbrauch erklären, welchen Herr Kelle S. 140 wiederum von der „Instructio" macht; denn er sagt hier gerade das Gegentheil von dem, was die „Instructio" S. 149 — num. 1 einschärft: denn mit dieser Stelle mystificirt der Herr Doctor seine Leser und dort stehen die von ihm citirten Beispiele.**) Die „Instructio" handelt S. 148—159 von den schriftlichen Aufgaben für die Schüler der 3. Grammatikalklasse: woher diese genommen (Thematum Materia), und wie sie beschaffen sein sollen (Forma Scriptionis). In letzterer Hinsicht gibt sie dem Magister sechs treffliche Anweisungen; die erste, welche eben unser Geschichtschreiber so zweckmäßig paraphrasirt hat (denn die Paraphrasen scheint er einmal zu lieben), lautet wörtlich: 1. Ad textum germanicum nunquam dictanda sunt significata, quae phrasim latinam contineant. Quare merito exploderetur argumentum illius, qui ad verba: Ein sehr altes Weib — significata dictaret: foemina, aetas, nullus, post. Qui enim puer sciat, dicendum esse: foemina aetate nulli posterior — nisi id, aut huic simile e Phraseologia, Flore Latinitatis, vel explicato autore didicerit, e quo si quid immiscendum erit, nulla significata dictabuntur." Die „Instructio" befiehlt also ausdrücklich, auf deutsche Sätze nicht lateinische Wörter zu dictiren, die eine der lateinischen Sprache eigenthümliche Phrase bilden, die der Knabe nicht wissen könne, es sei denn, er habe sie aus der Phraseologie oder dem Büchlein: „Flos Latinitatis", oder aus dem in der Schule erklärten Autor gelernt: in welchem Falle gar nichts zu dictiren sei. Das Dic-

*) Die Rat. stud. beginnt überall, wo sie das schriftliche Pensum für die vier Grammatikalklassen bespricht, mit den Worten: „Dictandum argumentum scribendi vulgi sermone etc." und damit stimmt die Instructio ganz genau überein: beide kannte Herr Kelle — und dennoch!

**) Nicht ohne Grund verheimlicht der Herr Doctor vor seinen Lesern wieder die Quelle, woher er die angeführten Beispiele genommen.

tiren von solchen räthselhaften lateinischen Phrasen nennt die „Instructio" geradezu verwerflich („merito exploderetur"), und einen abgeschmackten Unfug, denn sie fährt fort: „Tales ineptiae forent etc." — „Ein solcher Unfug wäre es ꝛc." und bringt dann als Beispiele solchen Unfugs die Sätze, die bei Herrn Kelle stehen und noch viele andere. Was also die Instructio als Unfug verwirft, das, behauptet Herr Kelle, sei „anfänglich" (natürlich weiß der Herr Doctor ganz genau, daß schon im 16. und 17. Jahrhundert in den Jesuitenschulen solche Phrasen dictirt wurden) „allgemein" gewesen, doch „allmälig sei man wohl von diesem Usus etwas zurückgekommen, vereinzelt aber habe er sich bis zur Aufhebung der Societät erhalten"; ich aber glaube, manche Leser werden sich denken, daß gegen den Jesuiten-Unterricht im Latein sich wohl nicht Vieles in Wahrheit einwenden lassen müsse, wenn Herr Dr. Kelle, um selben in Mißcredit zu bringen, zu solchen Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen mußte.*) Uebrigens meine ich, im Interesse der Leser zu handeln und zugleich das Vorgehen des Herrn Doctors in helleres Licht zu setzen, wenn ich kurz zeige, wie weise und praktisch auch die übrigen Anweisungen waren, welche die „Instructio" hinsichtlich des Dictirens der lateinischen Bedeutungen gab. 2) also mahnt die „Instructio": wenn eine deutsche Phrase in der Aufgabe vorkomme, die sich nicht wörtlich in's Lateinische übersetzen lasse, so müssen solche lateinische Wörter dictirt werden, die den Sinn der deutschen Phrase so genau als möglich bezeichnen und der Lehrer müsse hierüber den Schülern Aufschluß geben. 3) Wird mißrathen, absichtlich solche deutsche Phrasen zu wählen, die sich nicht wörtlich in's Latein übersetzen lassen, wenn man dafür eine andere gleichbedeutende haben kann, die sich wörtlich lateinisch geben läßt, denn die Knaben werden dadurch zu sehr ermüdet. 4) Man soll besonders solche lateinische Wörter dictiren, die zwar in der Bedeutung den deutschen entsprechen, aber einen

---

*) Um die elende Faselei des Herrn Doctors von den lateinischen Paraphrasen der neunjährigen Knaben, und der Beschaffenheit der lateinischen Dictata auf die deutschen Pensa, und wie dieß Alles vom Anfang (der Societät) bis zum Jahre 1735 ausschließlich und vereinzelt bis zur Aufhebung des Ordens fortgedauert, in ihrer ganzen Albernheit zu begreifen, möge der Leser noch bedenken, daß die von Herrn Kelle theils so erbärmlich mißverstandene, theils so arg verdrehte „Instructio privata" sammt den von ihm als Belege daraus citirten Stellen vor dem Jahre 1735 und außer der österreichischen und böhmischen Provinz gar nicht existirte und doch will er mit seinen Citaten beweisen, daß der Unfug mit den (geträumten) Paraphrasen und Dictata vom Anfang an bis 1735 allgemeiner Usus gewesen und theilweise bis zur Aufhebung der Societät geblieben sei.

andern Casus erfordern u. s. w. (All das Gesagte ist durch Beispiele erläutert.) 5) In den Aufgaben soll recht oft die Construction der Participien, der Gerundien, der Ablativi absoluti u. s. w. vorkommen, denn hierin liege für deutsche Knaben die größte Schwierigkeit. 6) Mahnung, daß man wenigstens in der Syntax aufhöre, auf das deutsche Thema die lateinischen Bedeutungen zu dictiren; wie man ja beinahe in der ganzen Societät schon in der 2. Klasse damit aufhöre: in diesem Falle müssen aber (wie S. 171 bemerkt wird) die Aufgaben um so sorgfältiger vom Lehrer corrigirt werden, und verdienen jene Schüler den Vorzug, welche das Deutsche besser nach dem eigenthümlichen Genius der lateinischen Sprache übersetzt haben („ii praeponendi, qui vernaculum ad latinae linguae proprietatem melius expresserint." — S. 153). Daraus ist ersichtlich, daß die Jesuiten schon in den Grammatikalklassen dahin arbeiteten, den Schüler mit dem Geiste der lateinischen Sprache bekannt zu machen; so wird auch S. 151 mit klaren Worten dieß als die Hauptaufgabe des Lehrers bezeichnet: „Latinam linguam docenti id spectandum maxime, ut discrimen illud, quo vernacula nostra ab illa discedit plurimum, usu tandem, hoc est scriptione et lectione" (discipuli) „percipiant." Alles das las Herr Kelle, aber Alles das vor den Lesern zu vertuschen, erforderte der Zweck: gewisse Geschichtschreiber verfolgen eben gewisse absonderliche Zwecke.

Ganz umsonst führt dann Herr Kelle eine Verordnung aus der Reform von 1752 an, welche „auf das deutsche Thema künftighin keine lateinischen Significationes mehr zu dictiren befahl"; war der Befehl, besonders in so allgemeiner Fassung vernünftig? war er zweckmäßig? wie lange hielt ihn die Regierung selbst aufrecht? Denn wer wird denn all die in Schulangelegenheiten erlassenen Regierungs-Verordnungen für ebenso viele unfehlbare Orakelsprüche halten? — Uebrigens gesteht Herr Kelle selbst (S. 141), daß in der 4. Klasse nicht dictirt wurde; auch hat die Ratio stud. mit dem Dictiren der lateinischen Bedeutungen gar nichts zu schaffen, sie befiehlt es weder, noch verbietet sie es; auch war dieses Dictiren bloß eine Sitte in der österreichischen, böhmischen und oberdeutschen Provinz, wie wir aus der „Instructio" S. 153 ersehen und sicher auch Herr Kelle gesehen hat. Ich möchte aber den Herrn Doctor fragen: „Was geschieht denn heut zu Tage nicht bloß in den drei untersten Klassen, sondern in allen acht Klassen?" Die Uebersetzungsbücher eines Vielhaber, eines Schulz, eines Süpfle, eines Seyffert u. s. w. geben darauf Antwort: oder was findet denn der Herr Doctor für einen Unterschied, ob die lateinischen Bedeutungen

vom Lehrer dictirt werden, oder der Schüler sie gedruckt in einem Buche findet?

S. 142 wärmt Herr Kelle die schon so oft vorgebrachte, aber nie bewiesene Schmähung wieder auf, daß die jesuitischen Lehrer mit wenigen Ausnahmen" (wie groß war diese Zahl?) „selbst keinen Begriff vom klassischen Latein hatten, und deßhalb die Aufgaben der Schüler zu corrigiren gar nicht im Stande waren": der Herr Doctor scheint eben selbst zu fühlen, daß seine Stärke im Schmähen, nicht im Beweisen liege. Er sagt zwar, daß die Beweise hiefür in den österreichischen Bibliotheken sich vorfinden, aber er begnügt sich mit der Behauptung, während er doch zugleich gesteht, daß meistens wohl alle Aufgaben, wie es die Ratio studiorum vorschreibt, corrigirt worden seien. Nun aber, glaube ich, dürfte jeder vernünftige und billig denkende Schulmann mit der Art und Weise einverstanden sein, wie die Rat. stud. die Pensa und Compositionen der Schüler aller sechs Klassen zu corrigiren befiehlt. So schreibt z. B. die dritte Regel für den Lehrer in der dritten Klasse Folgendes vor: „Bei der Correctur des schriftlichen Pensums zeige er es an, wenn etwas gegen die Regeln der Grammatik, der Orthographie, der Interpunktion gefehlt worden; wenn Schwierigkeiten umgangen worden: Alles erwäge er nach der Norm der grammatischen Regeln, und nehme Anlaß, die Conjugationen und die Rudimente ins Gedächtniß zurückzurufen." So lautet auch die dritte Regel für den Lehrer der vierten Klasse mit Auslassung des letzten Satzes, wofür es heißt: „wenn auf die Eleganz oder die Nachahmung" (des Autors, besonders Cicero's) „keine Rücksicht genommen worden ist." Hier wird also schon Anleitung des Schülers, in den eigenthümlichen Geist der lateinischen Sprache einzudringen, vorausgesetzt. Die vierte Regel für den Lehrer der Rhetorik aber schreibt vor: „Bei der Correctur der Composition zeige er es an, wenn etwas in der oratorischen oder poetischen Kunst, an der Eleganz und Feinheit des Ausdruck, in der Verbindung der Rede, im Versbau, in der Rechtschreibung, oder sonst gefehlt worden; wenn eine Stelle unrichtig, wenn sie dunkel, wenn sie in gemeiner Weise behandelt, wenn der Anstand nicht beobachtet worden, wenn irgend eine Digression zu lang geworden und Anderes dergl."

Solche Correcturen waren doch wohl geeignet, den Schüler in den Geist der lateinischen Sprache einzuführen: so wie sie andererseits nur von Lehrern vorgenommen werden konnten, welche selbst in diesen Geist eingedrungen waren: in dieser Weise aber waren die Lehrer der Societät bereits im Gymnasien, und dann in der „Repetitio humaniorum"

gebildet worden und in dieser Weise suchten sie wieder ihre Schüler zu bilden. Daß also die Jesuiten es verstanden und auch bemüht waren, und zwar schon seit der dritten und vierten Klasse, bei der Correctur der Pensa und Compositionen die Schüler über „die Fehler gegen den Geist der lateinischen Sprache" zu belehren, geht aus dem, was ich soeben aus der Ratio stud. und kurz zuvor aus der Instructio priv. angeführt habe, zur Genüge hervor: indeß gibt es natürlich bei solchen Correcturen, besonders freier Compositionen, hinsichtlich der Vortrefflichkeit ein Mehr und ein Weniger, und mag eine Correctur immerhin eine gute und nützliche sein, wenn sie auch nicht die vollkommenste ist: ich aber möchte dem kritischen Herrn Doctor rathen, eine Visitationsreise zu unternehmen und an manchen Gymnasien nachzuforschen, wie viele lateinische Pensa und besonders wie viele lateinische Compositionen den Schülern gegeben und corrigirt werden, und wie weit die Schüler in „den Geist der lateinischen Sprache" eingedrungen sind — oder vielmehr unter den obwaltenden Verhältnissen eindringen können.

Nun bringt Herr Kelle, als hätte er mit all den bisherigen Beweisen seine Sache nicht sattsam erwiesen, ein nagelneues Argument, nämlich eine schriftliche Aufgabe, welche von einem Jesuiten-Schüler in Wien 1768 zur Erlangung eines Preises soll verfaßt und dann gedruckt worden sein.

Da drängt sich aber gleich Anfangs die Frage auf, welcher Klasse der Verfasser dieser Aufgabe angehörte; darüber läßt uns aber der Herr Doctor, wie er denn nun einmal das Dunkel liebt, vollständig im Unklaren: und doch muß man gerade allererst dieses wissen, um zu entscheiden, ob und inwiefern die Aufgabe Lob oder Tadel verdiene. Offenbar konnte oder wollte der Herr Doctor selbst dieses nicht sagen. Ebenso finden wir keine Antwort auf die Frage: ob der Schüler mit dieser Aufgabe einen Preis bekommen habe oder nicht. Auch ist es ganz unwahrscheinlich, daß das in Rede stehende Pensum von einem hochadeligen Schüler in Wien gefertigt worden: warum hätte denn doch der Herr Doctor sich dasselbe von Wien holen oder verschreiben müssen? sollte er dann eine solche gedruckte Preisaufgabe nicht in einer der böhmischen Bibliotheken, wo es nach seiner eigenen Versicherung dergleichen Sachen in Hülle und Fülle gibt, gefunden haben? Ebenso wenig können wir auf die bloße Behauptung des Herrn Doctors hin glauben, daß die Aufgabe eine Preisaufgabe war; denn wie viel man seinen Behauptungen trauen kann, haben wir schon gar zu oft zu bemerken Gelegenheit gehabt; noch viel weniger aber können wir, gestützt auf positive

Gründe, die andere Behauptung des Herrn Doctors gelten lassen, daß die Aufgabe in Druck gelegt worden sei; denn die 32. unter den gemeinschaftlichen Regeln für die Lehrer in den unteren Schulen befiehlt ausdrücklich, daß alle schriftlichen Arbeiten der Schüler, wenn sie auch nur öffentlich declamirt, oder bei gewissen Feierlichkeiten an den Wänden angeheftet werden, vorher von dem Lehrer fleißig ausgebessert, doch niemals ganz neu bearbeitet werden sollen: diese Regel mußte aber um so mehr befolgt werden, wenn solche Aufgaben durch den Druck veröffentlicht werden sollten (ein Gebrauch, von dem übrigens die Ratio stud. gar nichts weiß): denn fehlerhafte Arbeiten veröffentlichen, was konnte das für eine Ehre bringen? und Ehre und Empfehlung ihrer Gymnasien suchten ja die Jesuiten durch die Drucklegung der Schülerarbeiten, wie uns Herr Kelle selbst S. 113—114 belehrt, dadurch aber zugleich wider Willen seine gedruckte nicht corrigirte Preisaufgabe als Erfindung bloßstellt. Auch wurden nie einzelne kleine Schulaufgaben gedruckt, sondern umfangreichere Stücke, oder Sammlungen von kleineren prosaischen- und poetischen Piecen, welche die Schüler zu Hause für die Akademien oder feierliche Gelegenheiten ausgearbeitet hatten; und zwar Alles in deutscher Sprache; denn mit lateinischen Aufsätzen konnte man bereits in den Sechziger- und Siebziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts keine Ehre mehr einlegen: kurz und gut — mag dem Herrn Doctor hierin Glauben schenken, wer will: ich werde ihm denselben versagen, bis er nicht durch vollgiltige Beweise meine Zweifel hebt: und halte unterdessen seine gedruckte Preisaufgabe für eine gewöhnliche geschriebene Schulaufgabe, die er irgendwo aufgegriffen, oder von dienstfertiger Hand zugeschickt bekommen hat. Indeß scheint immerhin die fragliche Aufgabe dem Herrn Doctor einigermaßen imponirt zu haben, denn er fügt die Bemerkung hinzu, daß selbe der Schüler „sicher nicht ohne eingreifende Beihilfe seiner Lehrer geliefert" habe. Nun, wie viel Lehrer hatte denn der Schüler? — Sicherlich nur Einen: sieht denn der Herr Doctor nicht ein, daß er durch solche fortwährende, tendenziöse, unvernünftige Uebertreibungen und Verdächtigungen seine eigene Glaubwürdigkeit untergrabe? Denn, wenn hier Herr Kelle, um seine Verdächtigung zu stützen, sich auf das beruft, was er S. 114 sagt, so treibt er sich lediglich im circulus vitiosus herum: denn auch dort findet man nichts als leere Behauptungen und boshafte Verdächtigungen ohne Beweise. Uebrigens verweise ich den Leser auf den Abschnitt in der Ratio studiorum, der den Titel führt: „Leges Praemiorum" — („Regeln für die Preisaufgaben und die Preisvertheilung"); daraus

16. Jahrhundert ein: man vergleiche nur, was die 7. Regel*) für den Lehrer in den zwei untersten Klassen, und wiederum die 7. Regel**) für den in der 3. Klasse hinsichtlich der schriftlichen Schul- und Hauspensa vorschreibt. In letzterer ist schon ausdrücklich anbefohlen, daß in den schriftlichen Uebungen auf Nachahmung des Cicero Bedacht genommen werde, während ganz richtig die Pensa in der 1. und 2. Klasse vorzüglich auf Einübung der grammatischen Regeln berechnet sein sollen; was jedoch natürlich nicht hinderte, Wörter und Phrasen aus dem Autor, der eben gelesen wurde, in die Pensa aufzunehmen, wie mit klaren Worten die „Instructio privata" S. 61 empfiehlt. Diese so natürliche, aus den Verhältnissen sich von selbst ergebende Methode ward auch in den österreichischen Gymnasien befolgt, wie man klar aus der soeben genannten „Instructio privata etc." ersehen kann. Genau ist dort angegeben, wie die schriftlichen Uebungen in allen 6 Klassen beschaffen waren: der Raum gestattet mir aber nicht, die respectiven, öfters ausführlichen Stellen hieher zu setzen, und sehe ich mich genöthigt, den Leser mit der unten stehenden Angabe der Seitenzahlen***) auf das Büchlein selbst zu verweisen.

Nun aber strahlt uns in hehrem Glanze ein Prachtstück Kelle'scher Weisheit entgegen; ganz würdig, auf einer Weltausstellung zu prangen und mit einem der ersten Ehrenpreise bedacht zu werden: denn äußerst selten sind solche Specimina von Genie.

Der Herr Doctor behauptet nämlich (S. 138), ganz im Widerspruche mit den beiden vorhergenannten Regeln aus der Rat. stud., daß die Jesuiten bis zum Jahre 1735 „ausschließlich, wie vereinzelt bis zur Aufhebung der Societät" (wie doch der Herr Doctor Alles so genau weiß, sowohl das Einzelne, als das Allgemeine!) „schon in der ersten Klasse mit

---

*) Sie lautet: „Das Argument zum Schreiben werde in der Volkssprache von Wort zu Wort, deutlich und nicht länger, als etwa vier Zeilen dictirt, und soll sich dasselbe auf die Regeln der Grammatik hauptsächlich beziehen; auch lasse man zuweilen die Schüler irgend eine Version aus Cicero, oder eine Redensart nach der Vorschrift der Syntax, oder auch das, was aus den griechischen Rudimenten gelernt werden soll, oder Anderes dergleichen hinzuschreiben.

**) Sie lautet: „Das Argument zum Schreiben soll in der Volkssprache Wort für Wort, deutlich und ungefähr nicht über sieben Zeilen hinaus dictirt werden und sich auf die Regeln der Syntax und die Nachahmung Cicero's beziehen. Manchmal sollen die Schüler eine kleine Uebersetzung aus Cicero, oder ein griechisches Tempus, oder ein Nomen (die Declination desselben) hinzuschreiben.

***) Für die 1. Klasse S. 58—72, für die anderen S. 110—126; 148—159; 168—178; 196—226; 242—256.

lateinischen Aufgaben begannen", die Sache aber auf eine über alle Maßen ungeschickte Weise angegriffen haben, indem sie „die neunjährigen Knaben" anhielten, gegebene lateinische Sätze vermittelst des alphabetischen Verzeichnisses der Primitiva (vgl. S. 115) zu paraphrasiren und so den armen Kindern eine Operation aufzwangen, von der sie rein gar nichts verstanden: und dieß alles macht der Herr Doctor durch Anführung vieler Beispiele solcher (von ihm so genannter) Paraphrasen anschaulich und handgreiflich. Doch zur Sache!

Veranlaßt hat zu solchen scharfsinnigen Erörterungen den Herrn Doctor, wie er nun einmal nicht in Abrede stellen kann, die „Instructio privata etc." — denn in dieser stehen ja — S. 61—65 — all die von ihm angeführten Sätze und noch weit mehrere. Dort nun wird dem Magister auf praktischem Wege gezeigt, wie er in die den Schülern zu dictirenden deutschen Aufgaben immer einige Primitiva einflechten könne, die in dem grammatischen Lehrbuche in alphabetischer Ordnung verzeichnet waren und von den Knaben memorirt werden mußten und die daher auf die ihnen entsprechenden deutschen Wörter im Pensum nicht dictirt werden sollten. So könne z. B. der (von Herrn Kelle angeführte) Satz: „Cain interfecto fratre Abele, conscientiae furiis actus, ac tuta omnia timens, dum in silvis vagus oberrat, pro fera a nepote caeditur" durch Nachschlagung der Primitiva unter dem Buchstaben R derart erweitert und zu einer förmlichen Erzählung umgestaltet werden, die alle Primitiva unter R enthalte und dem Magister Stoff für viele Pensa gebe. Dasselbe wird von den Primitiven unter dem Buchstaben A gezeigt, und Seite 66 folgen dann einige Paradigmen von solchen mit Primitiven besetzten Aufgaben; so sollten z. B. im ersten — von Jephte*): „Du werdest in der Historie lesen, oder gelesen haben u. s. w." die Wörter: annus, asper, angor, ars, bellum, aptus, arbiter, arma, augeo, acies auf die entsprechenden deutschen nicht dictirt werden, weil der Knabe sie bereits aus dem Verzeichniß in der Grammatik wissen sollte.

So ist es in aller Wahrheit; der Herr Doctor hat wieder ganz umsonst sein Genie angestrengt; die lateinischen Paraphrasen, womit „neunjährige Knaben" bis zum Jahre 1735 „ausschließlich, wie vereinzelt bis zur Aufhebung der Societät" gemartert wurden, entpuppen

*) Das Pensum begreift nur neun Zeilen und dennoch wurden auf zehn Wörter die lateinischen Bedeutungen nicht dictirt; und dieß schon Anfangs in der 1. Klasse, weil dem Knaben die Bedeutung dieser Wörter schon aus dem Vorbereitungsunterricht bekannt sein mußte.

16. Jahrhundert ein: man vergleiche nur, was die 7. Regel*) für den Lehrer in den zwei untersten Klassen, und wiederum die 7. Regel**) für den in der 3. Klasse hinsichtlich der schriftlichen Schul- und Hauspensa vorschreibt. In letzterer ist schon ausdrücklich anbefohlen, daß in den schriftlichen Uebungen auf Nachahmung des Cicero Bedacht genommen werde, während ganz richtig die Pensa in der 1. und 2. Klasse vorzüglich auf Einübung der grammatischen Regeln berechnet sein sollen; was jedoch natürlich nicht hinderte, Wörter und Phrasen aus dem Autor, der eben gelesen wurde, in die Pensa aufzunehmen, wie mit klaren Worten die „Instructio privata" S. 61 empfiehlt. Diese so natürliche, aus den Verhältnissen sich von selbst ergebende Methode ward auch in den österreichischen Gymnasien befolgt, wie man klar aus der soeben genannten „Instructio privata etc." ersehen kann. Genau ist dort angegeben, wie die schriftlichen Uebungen in allen 6 Klassen beschaffen waren: der Raum gestattet mir aber nicht, die respectiven, öfters ausführlichen Stellen hieher zu setzen, und sehe ich mich genöthigt, den Leser mit der unten stehenden Angabe der Seitenzahlen***) auf das Büchlein selbst zu verweisen.

Nun aber strahlt uns in hehrem Glanze ein Prachtstück Kelle'scher Weisheit entgegen; ganz würdig, auf einer Weltausstellung zu prangen und mit einem der ersten Ehrenpreise bedacht zu werden: denn äußerst selten sind solche Specimina von Genie.

Der Herr Doctor behauptet nämlich (S. 138), ganz im Widerspruche mit den beiden vorhergenannten Regeln aus der Rat. stud., daß die Jesuiten bis zum Jahre 1735 „ausschließlich, wie vereinzelt bis zur Aufhebung der Societät" (wie doch der Herr Doctor Alles so genau weiß, sowohl das Einzelne, als das Allgemeine!) „schon in der ersten Klasse mit

---

*) Sie lautet: „Das Argument zum Schreiben werde in der Volkssprache von Wort zu Wort, deutlich und nicht länger, als etwa vier Zeilen dictirt, und soll sich dasselbe auf die Regeln der Grammatik hauptsächlich beziehen; auch lasse man zuweilen die Schüler irgend eine Version aus Cicero, oder eine Redensart nach der Vorschrift der Syntax, oder auch das, was aus den griechischen Rudimenten gelernt werden soll, oder Anderes dergleichen hinzuschreiben.

**) Sie lautet: „Das Argument zum Schreiben soll in der Volkssprache Wort für Wort, deutlich und ungefähr nicht über sieben Zeilen hinaus dictirt werden und sich auf die Regeln der Syntax und die Nachahmung Cicero's beziehen. Manchmal sollen die Schüler eine kleine Uebersetzung aus Cicero, oder ein griechisches Tempus, oder ein Nomen (die Declination desselben) hinzuschreiben.

***) Für die 1. Klasse S. 58—72, für die anderen S. 110—126; 148—159; 168—178; 196—226; 242—256.

lateinischen Aufgaben begannen", die Sache aber auf eine über alle Maßen ungeschickte Weise angegriffen haben, indem sie „die neunjährigen Knaben" anhielten, gegebene lateinische Sätze vermittelst des alphabetischen Verzeichnisses der Primitiva (vgl. S. 115) zu paraphrasiren und so den armen Kindern eine Operation aufzwangen, von der sie rein gar nichts verstanden: und dieß alles macht der Herr Doctor durch Anführung vieler Beispiele solcher (von ihm so genannter) Paraphrasen anschaulich und handgreiflich. Doch zur Sache!

Veranlaßt hat zu solchen scharfsinnigen Erörterungen den Herrn Doctor, wie er nun einmal nicht in Abrede stellen kann, die „Instructio privata etc." — denn in dieser stehen ja — S. 61—65 — all die von ihm angeführten Sätze und noch weit mehrere. Dort nun wird dem Magister auf praktischem Wege gezeigt, wie er in die den Schülern zu dictirenden deutschen Aufgaben immer einige Primitiva einflechten könne, die in dem grammatischen Lehrbuche in alphabetischer Ordnung verzeichnet waren und von den Knaben memorirt werden mußten und die daher auf die ihnen entsprechenden deutschen Wörter im Pensum nicht dictirt werden sollten. So könne z. B. der (von Herrn Kelle angeführte) Satz: „Cain interfecto fratre Abele, conscientiae furiis actus, ac tuta omnia timens, dum in silvis vagus oberrat, pro fera a nepote caeditur" durch Nachschlagung der Primitiva unter dem Buchstaben R derart erweitert und zu einer förmlichen Erzählung umgestaltet werden, die alle Primitiva unter R enthalte und dem Magister Stoff für viele Pensa gebe. Dasselbe wird von den Primitiven unter dem Buchstaben A gezeigt, und Seite 66 folgen dann einige Paradigmen von solchen mit Primitiven besetzten Aufgaben; so sollten z. B. im ersten — von Jephte*): „Du werdest in der Historie lesen, oder gelesen haben u. s. w." die Wörter: annus, asper, angor, ars, bellum, aptus, arbiter, arma, augeo, acies auf die entsprechenden deutschen nicht dictirt werden, weil der Knabe sie bereits aus dem Verzeichniß in der Grammatik wissen sollte.

So ist es in aller Wahrheit; der Herr Doctor hat wieder ganz umsonst sein Genie angestrengt; die lateinischen Paraphrasen, womit „neunjährige Knaben" bis zum Jahre 1735 „ausschließlich, wie vereinzelt bis zur Aufhebung der Societät" gemartert wurden, entpuppen

*) Das Pensum begreift nur neun Zeilen und dennoch wurden auf zehn Wörter die lateinischen Bedeutungen nicht dictirt; und dieß schon Anfangs in der 1. Klasse, weil dem Knaben die Bedeutung dieser Wörter schon aus dem Vorbereitungsunterricht bekannt sein mußte.

sich als bare Chimäre: im Gegentheil sowohl aus der „Instructio" als aus der „Rat. stud." erhellt klar, daß die Jesuiten die schriftlichen Uebungen nicht nur in der 1. Klasse mit Aufgaben in der Muttersprache begannen, sondern auch in den drei folgenden damit fortfuhren.*) Ob nun den Herrn Doctor die leidige Tadelsucht so verblendet hat, oder ob wirklich sein Latein nicht so weit reichte, um die „Instructio" zu verstehen, das weiß ich nicht: aber das ist offenbar, daß er den verstandlosen Jesuiten gegenüber eben auch seinerseits keinen großen Ueberfluß an Verstand an den Tag gelegt hat.

Ebenso wenig kann ich mir den auffallenden Mißbrauch erklären, welchen Herr Kelle S. 140 wiederum von der „Instructio" macht; denn er sagt hier gerade das Gegentheil von dem, was die „Instructio" S. 149 — num. 1 einschärft: denn mit dieser Stelle mystificirt der Herr Doctor seine Leser und dort stehen die von ihm citirten Beispiele.**) Die „Instructio" handelt S. 148—159 von den schriftlichen Aufgaben für die Schüler der 3. Grammatikalklasse: woher diese genommen (Thematum Materia), und wie sie beschaffen sein sollen (Forma Scriptionis). In letzterer Hinsicht gibt sie dem Magister sechs treffliche Anweisungen; die erste, welche eben unser Geschichtschreiber so zweckmäßig paraphrasirt hat (denn die Paraphrasen scheint er einmal zu lieben), lautet wörtlich: 1. Ad textum germanicum nunquam dictanda sunt significata, quae phrasim latinam contineant. Quare merito exploderetur argumentum illius, qui ad verba: Ein sehr altes Weib — significata dictaret: foemina, aetas, nullus, post. Qui enim puer sciat, dicendum esse: foemina aetate nulli posterior — nisi id, aut huic simile e Phraseologia, Flore Latinitatis, vel explicato autore didicerit, e quo si quid immiscendum erit, nulla significata dictabuntur." Die „Instructio" befiehlt also ausdrücklich, auf deutsche Sätze nicht lateinische Wörter zu dictiren, die eine der lateinischen Sprache eigenthümliche Phrase bilden, die der Knabe nicht wissen könne, es sei denn, er habe sie aus der Phraseologie oder dem Büchlein: „Flos Latinitatis", oder aus dem in der Schule erklärten Autor gelernt: in welchem Falle gar nichts zu dictiren sei. Das Dic-

*) Die Rat. stud. beginnt überall, wo sie das schriftliche Pensum für die vier Grammatikalklassen bespricht, mit den Worten: „Dictandum argumentum scribendi vulgi sermone etc." und damit stimmt die Instructio ganz genau überein: beide kannte Herr Kelle — und dennoch!

**) Nicht ohne Grund verheimlicht der Herr Doctor vor seinen Lesern wieder die Quelle, woher er die angeführten Beispiele genommen.

tiren von solchen räthselhaften lateinischen Phrasen nennt die „Instructio" geradezu verwerflich („merito exploderetur"), und einen abgeschmackten Unfug, denn sie fährt fort: „Tales ineptiae forent etc." — „Ein solcher Unfug wäre es ꝛc." und bringt dann als Beispiele solchen Unfugs die Sätze, die bei Herrn Kelle stehen und noch viele andere. Was also die Instructio als Unfug verwirft, das, behauptet Herr Kelle, sei „anfänglich" (natürlich weiß der Herr Doctor ganz genau, daß schon im 16. und 17. Jahrhundert in den Jesuitenschulen solche Phrasen dictirt wurden) „allgemein" gewesen, doch „allmälig sei man wohl von diesem Usus etwas zurückgekommen, vereinzelt aber habe er sich bis zur Aufhebung der Societät erhalten"; ich aber glaube, manche Leser werden sich denken, daß gegen den Jesuiten-Unterricht im Latein sich wohl nicht Vieles in Wahrheit einwenden lassen müsse, wenn Herr Dr. Kelle, um selben in Mißcredit zu bringen, zu solchen Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen mußte.*) Uebrigens meine ich, im Interesse der Leser zu handeln und zugleich das Vorgehen des Herrn Doctors in helleres Licht zu setzen, wenn ich kurz zeige, wie weise und praktisch auch die übrigen Anweisungen waren, welche die „Instructio" hinsichtlich des Dictirens der lateinischen Bedeutungen gab. 2) also mahnt die „Instructio": wenn eine deutsche Phrase in der Aufgabe vorkomme, die sich nicht wörtlich in's Lateinische übersetzen lasse, so müssen solche lateinische Wörter dictirt werden, die den Sinn der deutschen Phrase so genau als möglich bezeichnen und der Lehrer müsse hierüber den Schülern Aufschluß geben. 3) Wird mißrathen, absichtlich solche deutsche Phrasen zu wählen, die sich nicht wörtlich in's Latein übersetzen lassen, wenn man dafür eine andere gleichbedeutende haben kann, die sich wörtlich lateinisch geben läßt, denn die Knaben werden dadurch zu sehr ermüdet. 4) Man soll besonders solche lateinische Wörter dictiren, die zwar in der Bedeutung den deutschen entsprechen, aber einen

*) Um die elende Faselei des Herrn Doctors von den lateinischen Paraphrasen der neunjährigen Knaben, und der Beschaffenheit der lateinischen Dictata auf die deutschen Pensa, und wie dieß Alles vom Anfang (der Societät) bis zum Jahre 1735 ausschließlich und vereinzelt bis zur Aufhebung des Ordens fortgedauert, in ihrer ganzen Albernheit zu begreifen, möge der Leser noch bedenken, daß die von Herrn Kelle theils so erbärmlich mißverstandene, theils so arg verdrehte „Instructio privata" sammt den von ihm als Belege daraus citirten Stellen vor dem Jahre 1735 und außer der österreichischen und böhmischen Provinz gar nicht existirte und doch will er mit seinen Citaten beweisen, daß der Unfug mit den (geträumten) Paraphrasen und Dictata vom Anfang an bis 1735 allgemeiner Usus gewesen und theilweise bis zur Aufhebung der Societät geblieben sei.

andern Casus erfordern u. s. w. (All das Gesagte ist durch Beispiele erläutert.) 5) In den Aufgaben soll recht oft die Construction der Participien, der Gerundien, der Ablativi absoluti u. s. w. vorkommen, denn hierin liege für deutsche Knaben die größte Schwierigkeit. 6) Mahnung, daß man wenigstens in der Syntax aufhöre, auf das deutsche Thema die lateinischen Bedeutungen zu dictiren; wie man ja beinahe in der ganzen Societät schon in der 2. Klasse damit aufhöre: in diesem Falle müssen aber (wie S. 171 bemerkt wird) die Aufgaben um so sorgfältiger vom Lehrer corrigirt werden, und verdienen jene Schüler den Vorzug, welche das Deutsche besser nach dem eigenthümlichen Genius der lateinischen Sprache übersetzt haben („ii praeponendi, qui vernaculum ad latinae linguae proprietatem melius expresserint." — S. 153). Daraus ist ersichtlich, daß die Jesuiten schon in den Grammatikalklassen dahin arbeiteten, den Schüler mit dem Geiste der lateinischen Sprache bekannt zu machen; so wird auch S. 151 mit klaren Worten dieß als die Hauptaufgabe des Lehrers bezeichnet: „Latinam linguam docenti id spectandum maxime, ut discrimen illud, quo vernacula nostra ab illa discedit plurimum, usu tandem, hoc est scriptione et lectione" (disciputi) „percipiant." Alles das las Herr Kelle, aber Alles das vor den Lesern zu vertuschen, erforderte der Zweck: gewisse Geschichtschreiber verfolgen eben gewisse absonderliche Zwecke.

Ganz umsonst führt dann Herr Kelle eine Verordnung aus der Reform von 1752 an, welche „auf das deutsche Thema künftighin keine lateinischen Significationes mehr zu dictiren befahl"; war der Befehl, besonders in so allgemeiner Fassung vernünftig? war er zweckmäßig? wie lange hielt ihn die Regierung selbst aufrecht? Denn wer wird denn all die in Schulangelegenheiten erlassenen Regierungs-Verordnungen für ebenso viele unfehlbare Orakelsprüche halten? — Uebrigens gesteht Herr Kelle selbst (S. 141), daß in der 4. Klasse nicht dictirt wurde; auch hat die Ratio stud. mit dem Dictiren der lateinischen Bedeutungen gar nichts zu schaffen, sie befiehlt es weder, noch verbietet sie es; auch war dieses Dictiren bloß eine Sitte in der österreichischen, böhmischen und oberdeutschen Provinz, wie wir aus der „Instructio" S. 153 ersehen und sicher auch Herr Kelle gesehen hat. Ich möchte aber den Herrn Doctor fragen: „Was geschieht denn heut zu Tage nicht bloß in den drei untersten Klassen, sondern in allen acht Klassen?" Die Uebersetzungsbücher eines Vielhaber, eines Schulz, eines Süpfle, eines Seyffert u. s. w. geben darauf Antwort: oder was findet denn der Herr Doctor für einen Unterschied, ob die lateinischen Bedeutungen

vom Lehrer dictirt werden, oder der Schüler sie gedruckt in einem Buche findet?

S. 142 wärmt Herr Kelle die schon so oft vorgebrachte, aber nie bewiesene Schmähung wieder auf, daß die jesuitischen Lehrer mit wenigen Ausnahmen" (wie groß war diese Zahl?) „selbst keinen Begriff vom klassischen Latein hatten, und deßhalb die Aufgaben der Schüler zu corrigiren gar nicht im Stande waren": der Herr Doctor scheint eben selbst zu fühlen, daß seine Stärke im Schmähen, nicht im Beweisen liege. Er sagt zwar, daß die Beweise hiefür in den österreichischen Bibliotheken sich vorfinden, aber er begnügt sich mit der Behauptung, während er doch zugleich gesteht, daß meistens wohl alle Aufgaben, wie es die Ratio studiorum vorschreibt, corrigirt worden seien. Nun aber, glaube ich, dürfte jeder vernünftige und billig denkende Schulmann mit der Art und Weise einverstanden sein, wie die Rat. stud. die Pensa und Compositionen der Schüler aller sechs Klassen zu corrigiren befiehlt. So schreibt z. B. die dritte Regel für den Lehrer in der dritten Klasse Folgendes vor: „Bei der Correctur des schriftlichen Pensums zeige er es an, wenn etwas gegen die Regeln der Grammatik, der Orthographie, der Interpunktion gefehlt worden; wenn Schwierigkeiten umgangen worden: Alles erwäge er nach der Norm der grammatischen Regeln, und nehme Anlaß, die Conjugationen und die Rudimente ins Gedächtniß zurückzurufen." So lautet auch die dritte Regel für den Lehrer der vierten Klasse mit Auslassung des letzten Satzes, wofür es heißt: „wenn auf die Eleganz oder die Nachahmung" (des Autors, besonders Cicero's) „keine Rücksicht genommen worden ist." Hier wird also schon Anleitung des Schülers, in den eigenthümlichen Geist der lateinischen Sprache einzudringen, vorausgesetzt. Die vierte Regel für den Lehrer der Rhetorik aber schreibt vor: „Bei der Correctur der Composition zeige er es an, wenn etwas in der oratorischen oder poetischen Kunst, an der Eleganz und Feinheit des Ausdruck, in der Verbindung der Rede, im Versbau, in der Rechtschreibung, oder sonst gefehlt worden; wenn eine Stelle unrichtig, wenn sie dunkel, wenn sie in gemeiner Weise behandelt, wenn der Anstand nicht beobachtet worden, wenn irgend eine Digression zu lang geworden und Anderes dergl."

Solche Correcturen waren doch wohl geeignet, den Schüler in den Geist der lateinischen Sprache einzuführen: so wie sie andererseits nur von Lehrern vorgenommen werden konnten, welche selbst in diesen Geist eingedrungen waren: in dieser Weise aber waren die Lehrer der Societät bereits im Gymnasien, und dann in der „Repetitio humaniorum"

gebildet worden und in dieser Weise suchten sie wieder ihre Schüler zu bilden. Daß also die Jesuiten es verstanden und auch bemüht waren, und zwar schon seit der dritten und vierten Klasse, bei der Correctur der Pensa und Compositionen die Schüler über „die Fehler gegen den Geist der lateinischen Sprache" zu belehren, geht aus dem, was ich soeben aus der Ratio stud. und kurz zuvor aus der Instructio priv. angeführt habe, zur Genüge hervor: indeß gibt es natürlich bei solchen Correcturen, besonders freier Compositionen, hinsichtlich der Vortrefflichkeit ein Mehr und ein Weniger, und mag eine Correctur immerhin eine gute und nützliche sein, wenn sie auch nicht die vollkommenste ist: ich aber möchte dem kritischen Herrn Doctor rathen, eine Visitationsreise zu unternehmen und an manchen Gymnasien nachzuforschen, wie viele lateinische Pensa und besonders wie viele lateinische Compositionen den Schülern gegeben und corrigirt werden, und wie weit die Schüler in „den Geist der lateinischen Sprache" eingedrungen sind — oder vielmehr unter den obwaltenden Verhältnissen eindringen können.

Nun bringt Herr Kelle, als hätte er mit all den bisherigen Beweisen seine Sache nicht sattsam erwiesen, ein nagelneues Argument, nämlich eine schriftliche Aufgabe, welche von einem Jesuiten-Schüler in Wien 1768 zur Erlangung eines Preises soll verfaßt und dann gedruckt worden sein.

Da drängt sich aber gleich Anfangs die Frage auf, welcher Klasse der Verfasser dieser Aufgabe angehörte; darüber läßt uns aber der Herr Doctor, wie er denn nun einmal das Dunkel liebt, vollständig im Unklaren: und doch muß man gerade allererst dieses wissen, um zu entscheiden, ob und inwiefern die Aufgabe Lob oder Tadel verdiene. Offenbar konnte oder wollte der Herr Doctor selbst dieses nicht sagen. Ebenso finden wir keine Antwort auf die Frage: ob der Schüler mit dieser Aufgabe einen Preis bekommen habe oder nicht. Auch ist es ganz unwahrscheinlich, daß das in Rede stehende Pensum von einem hochadeligen Schüler in Wien gefertigt worden: warum hätte denn doch der Herr Doctor sich dasselbe von Wien holen oder verschreiben müssen? sollte er dann eine solche gedruckte Preisaufgabe nicht in einer der böhmischen Bibliotheken, wo es nach seiner eigenen Versicherung dergleichen Sachen in Hülle und Fülle gibt, gefunden haben? Ebenso wenig können wir auf die bloße Behauptung des Herrn Doctors hin glauben, daß die Aufgabe eine Preisaufgabe war; denn wie viel man seinen Behauptungen trauen kann, haben wir schon gar zu oft zu bemerken Gelegenheit gehabt; noch viel weniger aber können wir, gestützt auf positive

Gründe, die andere Behauptung des Herrn Doctors gelten lassen, daß die Aufgabe in Druck gelegt worden sei; denn die 32. unter den gemeinschaftlichen Regeln für die Lehrer in den unteren Schulen befiehlt ausdrücklich, daß alle schriftlichen Arbeiten der Schüler, wenn sie auch nur öffentlich declamirt, oder bei gewissen Feierlichkeiten an den Wänden angeheftet werden, vorher von dem Lehrer fleißig ausgebessert, doch niemals ganz neu bearbeitet werden sollen: diese Regel mußte aber um so mehr befolgt werden, wenn solche Aufgaben durch den Druck veröffentlicht werden sollten (ein Gebrauch, von dem übrigens die Ratio stud. gar nichts weiß): denn fehlerhafte Arbeiten veröffentlichen, was konnte das für eine Ehre bringen? und Ehre und Empfehlung ihrer Gymnasien suchten ja die Jesuiten durch die Drucklegung der Schülerarbeiten, wie uns Herr Kelle selbst S. 113—114 belehrt, dadurch aber zugleich wider Willen seine gedruckte nicht corrigirte Preisaufgabe als Erfindung bloßstellt. Auch wurden nie einzelne kleine Schulaufgaben gedruckt, sondern umfangreichere Stücke, oder Sammlungen von kleineren prosaischen- und poetischen Piecen, welche die Schüler zu Hause für die Akademien oder feierliche Gelegenheiten ausgearbeitet hatten; und zwar Alles in deutscher Sprache; denn mit lateinischen Aufsätzen konnte man bereits in den Sechziger- und Siebziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts keine Ehre mehr einlegen: kurz und gut — mag dem Herrn Doctor hierin Glauben schenken, wer will: ich werde ihm denselben versagen, bis er nicht durch vollgiltige Beweise meine Zweifel hebt: und halte unterdessen seine gedruckte Preisaufgabe für eine gewöhnliche geschriebene Schulaufgabe, die er irgendwo aufgegriffen, oder von dienstfertiger Hand zugeschickt bekommen hat. Indeß scheint immerhin die fragliche Aufgabe dem Herrn Doctor einigermaßen imponirt zu haben, denn er fügt die Bemerkung hinzu, daß selbe der Schüler „sicher nicht ohne eingreifende Beihilfe seiner Lehrer geliefert" habe. Nun, wie viel Lehrer hatte denn der Schüler? — Sicherlich nur Einen: sieht denn der Herr Doctor nicht ein, daß er durch solche fortwährende, tendenziöse, unvernünftige Uebertreibungen und Verdächtigungen seine eigene Glaubwürdigkeit untergrabe? Denn, wenn hier Herr Kelle, um seine Verdächtigung zu stützen, sich auf das beruft, was er S. 114 sagt, so treibt er sich lediglich im circulus vitiosus herum: denn auch dort findet man nichts als leere Behauptungen und boshafte Verdächtigungen ohne Beweise. Uebrigens verweise ich den Leser auf den Abschnitt in der Ratio studiorum, der den Titel führt: „Leges Praemiorum" — („Regeln für die Preisaufgaben und die Preisvertheilung"); daraus

gebildet worden und in dieser Weise suchten sie wieder ihre Schüler zu bilden. Daß also die Jesuiten es verstanden und auch bemüht waren, und zwar schon seit der dritten und vierten Klasse, bei der Correctur der Pensa und Compositionen die Schüler über „die Fehler gegen den Geist der lateinischen Sprache" zu belehren, geht aus dem, was ich soeben aus der Ratio stud. und kurz zuvor aus der Instructio priv. angeführt habe, zur Genüge hervor: indeß gibt es natürlich bei solchen Correcturen, besonders freier Compositionen, hinsichtlich der Vortrefflichkeit ein Mehr und ein Weniger, und mag eine Correctur immerhin eine gute und nützliche sein, wenn sie auch nicht die vollkommenste ist: ich aber möchte dem kritischen Herrn Doctor rathen, eine Visitationsreise zu unternehmen und an manchen Gymnasien nachzuforschen, wie viele lateinische Pensa und besonders wie viele lateinische Compositionen den Schülern gegeben und corrigirt werden, und wie weit die Schüler in „den Geist der lateinischen Sprache" eingedrungen sind — oder vielmehr unter den obwaltenden Verhältnissen eindringen können.

Nun bringt Herr Kelle, als hätte er mit all den bisherigen Beweisen seine Sache nicht sattsam erwiesen, ein nagelneues Argument, nämlich eine schriftliche Aufgabe, welche von einem Jesuiten-Schüler in Wien 1768 zur Erlangung eines Preises soll verfaßt und dann gedruckt worden sein.

Da drängt sich aber gleich Anfangs die Frage auf, welcher Klasse der Verfasser dieser Aufgabe angehörte; darüber läßt uns aber der Herr Doctor, wie er denn nun einmal das Dunkel liebt, vollständig im Unklaren: und doch muß man gerade allererst dieses wissen, um zu entscheiden, ob und inwiefern die Aufgabe Lob oder Tadel verdiene. Offenbar konnte oder wollte der Herr Doctor selbst dieses nicht sagen. Ebenso finden wir keine Antwort auf die Frage: ob der Schüler mit dieser Aufgabe einen Preis bekommen habe oder nicht. Auch ist es ganz unwahrscheinlich, daß das in Rede stehende Pensum von einem hochadeligen Schüler in Wien gefertigt worden: warum hätte denn doch der Herr Doctor sich dasselbe von Wien holen oder verschreiben müssen? sollte er dann eine solche gedruckte Preisaufgabe nicht in einer der böhmischen Bibliotheken, wo es nach seiner eigenen Versicherung dergleichen Sachen in Hülle und Fülle gibt, gefunden haben? Ebenso wenig können wir auf die bloße Behauptung des Herrn Doctors hin glauben, daß die Aufgabe eine Preisaufgabe war; denn wie viel man seinen Behauptungen trauen kann, haben wir schon gar zu oft zu bemerken Gelegenheit gehabt; noch viel weniger aber können wir, gestützt auf positive

Gründe, die andere Behauptung des Herrn Doctors gelten lassen, daß die Aufgabe in Druck gelegt worden sei; denn die 32. unter den gemeinschaftlichen Regeln für die Lehrer in den unteren Schulen befiehlt ausdrücklich, daß alle schriftlichen Arbeiten der Schüler, wenn sie auch nur öffentlich declamirt, oder bei gewissen Feierlichkeiten an den Wänden angeheftet werden, vorher von dem Lehrer fleißig ausgebessert, doch niemals ganz neu bearbeitet werden sollen: diese Regel mußte aber um so mehr befolgt werden, wenn solche Aufgaben durch den Druck veröffentlicht werden sollten (ein Gebrauch, von dem übrigens die Ratio stud. gar nichts weiß): denn fehlerhafte Arbeiten veröffentlichen, was konnte das für eine Ehre bringen? und Ehre und Empfehlung ihrer Gymnasien suchten ja die Jesuiten durch die Drucklegung der Schülerarbeiten, wie uns Herr Kelle selbst S. 113—114 belehrt, dadurch aber zugleich wider Willen seine gedruckte nicht corrigirte Preisaufgabe als Erfindung bloßstellt. Auch wurden nie einzelne kleine Schulaufgaben gedruckt, sondern umfangreichere Stücke, oder Sammlungen von kleineren prosaischen und poetischen Piecen, welche die Schüler zu Hause für die Akademien oder feierliche Gelegenheiten ausgearbeitet hatten; und zwar Alles in deutscher Sprache; denn mit lateinischen Aufsätzen konnte man bereits in den Sechziger- und Siebziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts keine Ehre mehr einlegen: kurz und gut — mag dem Herrn Doctor hierin Glauben schenken, wer will: ich werde ihm denselben versagen, bis er nicht durch vollgiltige Beweise meine Zweifel hebt: und halte unterdessen seine gedruckte Preisaufgabe für eine gewöhnliche geschriebene Schulaufgabe, die er irgendwo aufgegriffen, oder von dienstfertiger Hand zugeschickt bekommen hat. Indeß scheint immerhin die fragliche Aufgabe dem Herrn Doctor einigermaßen imponirt zu haben, denn er fügt die Bemerkung hinzu, daß selbe der Schüler „sicher nicht ohne eingreifende Beihilfe seiner Lehrer geliefert" habe. Nun, wie viel Lehrer hatte denn der Schüler? — Sicherlich nur Einen: sieht denn der Herr Doctor nicht ein, daß er durch solche fortwährende, tendenziöse, unvernünftige Uebertreibungen und Verdächtigungen seine eigene Glaubwürdigkeit untergrabe? Denn, wenn hier Herr Kelle, um seine Verdächtigung zu stützen, sich auf das beruft, was er S. 114 sagt, so treibt er sich lediglich im circulus vitiosus herum: denn auch dort findet man nichts als leere Behauptungen und boshafte Verdächtigungen ohne Beweise. Uebrigens verweise ich den Leser auf den Abschnitt in der Ratio studiorum, der den Titel führt: „Leges Praemiorum" — („Regeln für die Preisaufgaben und die Preisvertheilung"); daraus

gebildet worden und in dieser Weise suchten sie wieder ihre Schüler zu bilden. Daß also die Jesuiten es verstanden und auch bemüht waren, und zwar schon seit der dritten und vierten Klasse, bei der Correctur der Pensa und Compositionen die Schüler über „die Fehler gegen den Geist der lateinischen Sprache“ zu belehren, geht aus dem, was ich soeben aus der Ratio stud. und kurz zuvor aus der Instructio priv. angeführt habe, zur Genüge hervor: indeß gibt es natürlich bei solchen Correcturen, besonders freier Compositionen, hinsichtlich der Vortrefflichkeit ein Mehr und ein Weniger, und mag eine Correctur immerhin eine gute und nützliche sein, wenn sie auch nicht die vollkommenste ist: ich aber möchte dem kritischen Herrn Doctor rathen, eine Visitationsreise zu unternehmen und an manchen Gymnasien nachzuforschen, wie viele lateinische Pensa und besonders wie viele lateinische Compositionen den Schülern gegeben und corrigirt werden, und wie weit die Schüler in „den Geist der lateinischen Sprache“ eingedrungen sind — oder vielmehr unter den obwaltenden Verhältnissen eindringen können.

Nun bringt Herr Kelle, als hätte er mit all den bisherigen Beweisen seine Sache nicht sattsam erwiesen, ein nagelneues Argument, nämlich eine schriftliche Aufgabe, welche von einem Jesuiten-Schüler in Wien 1768 zur Erlangung eines Preises soll verfaßt und dann gedruckt worden sein.

Da drängt sich aber gleich Anfangs die Frage auf, welcher Klasse der Verfasser dieser Aufgabe angehörte; darüber läßt uns aber der Herr Doctor, wie er denn nun einmal das Dunkel liebt, vollständig im Unklaren: und doch muß man gerade allererst dieses wissen, um zu entscheiden, ob und inwiefern die Aufgabe Lob oder Tadel verdiene. Offenbar konnte oder wollte der Herr Doctor selbst dieses nicht sagen. Ebenso finden wir keine Antwort auf die Frage: ob der Schüler mit dieser Aufgabe einen Preis bekommen habe oder nicht. Auch ist es ganz unwahrscheinlich, daß das in Rede stehende Pensum von einem hochadeligen Schüler in Wien gefertigt worden: warum hätte denn doch der Herr Doctor sich dasselbe von Wien holen oder verschreiben müssen? sollte er dann eine solche gedruckte Preisaufgabe nicht in einer der böhmischen Bibliotheken, wo es nach seiner eigenen Versicherung dergleichen Sachen in Hülle und Fülle gibt, gefunden haben? Ebenso wenig können wir auf die bloße Behauptung des Herrn Doctors hin glauben, daß die Aufgabe eine Preisaufgabe war; denn wie viel man seinen Behauptungen trauen kann, haben wir schon gar zu oft zu bemerken Gelegenheit gehabt; noch viel weniger aber können wir, gestützt auf positive

Gründe, die andere Behauptung des Herrn Doctors gelten lassen, daß die Aufgabe in Druck gelegt worden sei; denn die 32. unter den gemeinschaftlichen Regeln für die Lehrer in den unteren Schulen befiehlt ausdrücklich, daß alle schriftlichen Arbeiten der Schüler, wenn sie auch nur öffentlich declamirt, oder bei gewissen Feierlichkeiten an den Wänden angeheftet werden, vorher von dem Lehrer fleißig ausgebessert, doch niemals ganz neu bearbeitet werden sollen: diese Regel mußte aber um so mehr befolgt werden, wenn solche Aufgaben durch den Druck veröffentlicht werden sollten (ein Gebrauch, von dem übrigens die Ratio stud. gar nichts weiß): denn fehlerhafte Arbeiten veröffentlichen, was konnte das für eine Ehre bringen? und Ehre und Empfehlung ihrer Gymnasien suchten ja die Jesuiten durch die Drucklegung der Schülerarbeiten, wie uns Herr Kelle selbst S. 113—114 belehrt, dadurch aber zugleich wider Willen seine gedruckte nicht corrigirte Preisaufgabe als Erfindung bloßstellt. Auch wurden nie einzelne kleine Schulaufgaben gedruckt, sondern umfangreichere Stücke, oder Sammlungen von kleineren prosaischen- und poetischen Piecen, welche die Schüler zu Hause für die Akademien oder feierliche Gelegenheiten ausgearbeitet hatten; und zwar Alles in deutscher Sprache; denn mit lateinischen Aufsätzen konnte man bereits in den Sechziger- und Siebziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts keine Ehre mehr einlegen: kurz und gut — mag dem Herrn Doctor hierin Glauben schenken, wer will: ich werde ihm denselben versagen, bis er nicht durch vollgiltige Beweise meine Zweifel hebt: und halte unterdessen seine gedruckte Preisaufgabe für eine gewöhnliche geschriebene Schulaufgabe, die er irgendwo aufgegriffen, oder von dienstfertiger Hand zugeschickt bekommen hat. Indeß scheint immerhin die fragliche Aufgabe dem Herrn Doctor einigermaßen imponirt zu haben, denn er fügt die Bemerkung hinzu, daß selbe der Schüler „sicher nicht ohne eingreifende Beihilfe seiner Lehrer geliefert" habe. Nun, wie viel Lehrer hatte denn der Schüler? — Sicherlich nur Einen: sieht denn der Herr Doctor nicht ein, daß er durch solche fortwährende, tendenziöse, unvernünftige Uebertreibungen und Verdächtigungen seine eigene Glaubwürdigkeit untergrabe? Denn, wenn hier Herr Kelle, um seine Verdächtigung zu stützen, sich auf das beruft, was er S. 114 sagt, so treibt er sich lediglich im circulus vitiosus herum: denn auch dort findet man nichts als leere Behauptungen und boshafte Verdächtigungen ohne Beweise. Uebrigens verweise ich den Leser auf den Abschnitt in der Ratio studiorum, der den Titel führt: „Leges Praemiorum" — („Regeln für die Preisaufgaben und die Preisvertheilung"); daraus

wird er ersehen, daß eine „Beihilfe“ des Lehrers bei Abfassung der Preisaufgaben rein unmöglich war: ohne Zweifel hat unser Geschichtschreiber den Abschnitt gelesen, aber — er taugte nicht für den Zweck. Uebrigens fehlte es mir nicht an Antidota gegen die sogenannte Preisaufgabe des Herrn Dr. Kelle, welche auf die Erfolge des modernen Unterrichtes im Latein durchaus kein günstiges Licht werfen würden: allein ich denke, vernünftige*) Leser werden bereits überzeugt sein, daß die gedruckte Preisaufgabe in das Gebiet der Erfindungen zu verweisen sei.

Nun schwingt Herr Dr. Kelle mit Kraft den Sturmbock zu den letzten Stößen gegen den jesuitischen Lateinunterricht. S. 144 belehrt der Herr Doctor seine Leser, daß in den Schulen der Jesuiten „überall verhältnißmäßig ganz wenig gelesen wurde.“ Als Antwort hierauf mögen folgende Bemerkungen dienen: 1) Mit den Anfängern ging man allerdings bei der ordinären Erklärung des Autors in der Schule behutsam zu Werke, eingedenk des Rathes des Quintilianus, daß man „nicht Vieles“, aber genau erklären soll, so daß es sich dem Geiste der Knaben tief einpräge: denn dieser gleiche einem Gefäßchen mit schmalem Halse, wodurch man auf ein Mal nicht viel Wasser eingießen könne. (Juv. De rat. disc. et doc. Cap. II Art. III §. 1.) Indeß ward die Erklärung des Auctors täglich zweimal vorgenommen, nämlich Vor- und Nachmittag, und wurde von Semester zu Semester immer umfangreicher. 2) Die Jesuiten drangen schon in den untersten Klassen auf die sogenannte Privat- oder Hauslectüre der Schüler; schon die Parvisten und Principisten wurden zu solcher angehalten, wie wir aus der „Instructio privata“ S. 33 und 106 ersehen; und S. 167 wird den Lehrern der 4. Klasse anempfohlen, den Schülern anzurathen, sich den ganzen Curtius, den Ovid (die Elegien), Cicero de officiis und dessen Briefe an Attikus anzuschaffen mit dem Beisatz: „hunc esse verum gradum ad Parnassum, hanc praeparationem optimam ad humanitatis classem, si vel in grammatica permulta legerint.“ Diese Privatlectüre mußte schriftlich abgefaßt und dem Lehrer übergeben werden. 3) Daß aus den Klassikern viel gelesen wurde, zeigt der Brauch in der böhmischen Provinz, daß man für je drei Jahrgänge verschiedene Lesebücher hatte (vgl. S. 409); dasselbe zeigt die Tyrnauer Ausgabe von Cicero's Reden in drei Bänden, jedes Jahr kam einer davon an die Reihe;

*) Ich brauche wohl nicht erst zu bemerken, daß ich hiemit durchaus keinen Tadel aussprechen, oder unseren Lehranstalten irgend eine Priorität zuschreiben will: ich constatire bloß, daß sich unter den gegebenen Verhältnissen kein besonderer Fortschritt im Latein erzielen lasse. Dieß möge ein für alle Mal gesagt sein.

dasselbe zeigt selbst die Instructio priv., welche es doch mit der Erklärung sehr genau nimmt; denn sie verlangt (S. 235), daß in der Rhetorik zwei größere Reden des Cicero, z. B. die pro Roscio, pro Milone, pro Muraena, und zwei kürzere, wie die pro lege Manilia, pro Marcello, Philippica VII. umständlich erklärt und nebstdem noch Partien aus Tacitus, Virgil, Horaz und Juvenal vorgenommen werden; die Chrestomathie, die in den Sechziger-Jahren in der 2. Klasse gebraucht wurde, umfaßte über 160, die in der 3. Klasse 182 S. (8°), das Lesebuch für die 5. Klasse enthielt auf 294 Seiten ausgewählte Stücke aus Cicero's rethorischen und philosophischen Werken; die Reden pro Archia, pro M. Marcello, pro Q. Ligario, die erste in L. Catilinam; ausgewählte Partien aus Sallust, Livius, Tacitus, Virgil, Catullus, Tibullus, Propertius, Horaz und Ovid; das für die 6. Klasse enthielt auf 304 Seiten die Rede pro Lege Manilia, pro Muraena, pro Milone, Philippica IX und XI, ad Quirites post reditum; 3 vollständige Bücher aus der Aeneïde; auserlesene Oden, Satiren, Episteln auch die de Re poetica aus Horaz, schließlich die Capteivei des Plautus; die Lectüre endlich, die für die Akademien vorbereitet wurde, will ich gar nicht in Anschlag bringen, da nur die tüchtigeren Schüler Akademiker waren. Hieraus geht wohl zur Genüge hervor, daß viel, daß besonders in den oberen Klassen, theils in der Schule, theils zu Hause viel gelesen wurde; wozu dann noch die fortwährenden, beinahe täglichen schriftlichen Uebungen kamen: so daß auch ein mit mittelmäßigen Fähigkeiten ausgestatteter Schüler in der Erlernung und praktischen Anwendung der Sprache immerhin bedeutende Fortschritte machen mußte.

Aber die Jesuiten, sagt Herr Kelle auf derselben Seite, konnten nicht einmal die Klassiker erklären, und „gerade die sprachliche Erklärung war . . . die ungenügendste, armseligste unter allen den verschiedenen Arten von Erklärungen, welche die Jesuiten kannten." Diese Bemerkung des Herrn Doctors scheint ganz überflüssig zu sein; denn S. 136 hat er ja schon, gestützt auf die Autorität Bruder Kressel's, bewiesen, daß die Jesuiten-Schüler klassische Autoren nicht zu lesen verstanden", und hiemit wohl auch die Lehrer selbst nicht, denn sonst würden sie wohl die Schüler darin unterrichtet haben: wenn also die Jesuiten die Klassiker nicht einmal zu lesen verstanden, was braucht da der Herr Doctor noch zu beweisen, daß sie selbe nicht erklären konnten? — dieses, sollte man denken, ergebe sich von selbst aus jenem; und scheint hiemit Herr Kelle selbst gefühlt zu haben, daß die Autorität Bruder Kressel's nicht Jedermann überzeugen dürfte. Aber ganz das-

selbe gilt, wie wir alsogleich sehen werden, von des Herrn Doctors eigenen Beweisen, daß die Jesuiten die Klassiker nicht erklären konnten. Ueber die jesuitischen Erklärungsarten der Autoren theilt uns Herr Kelle Folgendes mit: „Man unterschied in den Grammatikalklassen 1. die paraphrasis" (auch argumentum genannt, eine umständliche Inhaltsangabe des zu erklärenden Stückes, in den unteren Klassen in der Muttersprache, in den höheren in der Muttersprache oder in der lateinischen, auch in beiden zugleich); „2. die explanatio notionalis, welche die Bedeutung der einzelnen Wörter erklärte" (wobei zugleich auf stammverwandte und abgeleitete Wörter hingewiesen wurde); „3. die explanatio latinitatis, deren Aufgabe es war, auf specielle lateinische Ausdrucksweisen aufmerksam zu machen und andere synonyme anzugeben" (und zugleich zu zeigen, wie sich solche lateinische Idiotismen von der Muttersprache unterscheiden, und wie sie mit Beibehaltung desselben Sinnes auf verschiedene Weise in derselben ausgedrückt werden können — Instructio S. 8); „4. die eruditio, welche die Realien zu erörtern suchte" (wenn etwas aus der alten Geschichte, oder der Mythologie in dem Lesestücke vorkam, oder ein Ausspruch der Alten, oder etwas von den Sitten und Gebräuchen der Griechen und Römer, von ihrem Religionswesen u. s. w. Instr. S. 8); „5. die Uebersetzung" (wobei noch besonders auf die „collocatio Germanica" — deutsche Wort- und Satzstellung Rücksicht genommen wurde Instr. S. 87); „6. die explanatio grammatica" (die grammatische Erklärung, wobei all die im Lesestücke vorkommenden grammatischen Regeln sowohl aus der Formenlehre als aus der Syntax vorgenommen und erörtert wurden — Instr. S. 87).

„In der Poesie und Rhetorik", fährt Herr Kelle fort, „erörterte man zuerst das argumentum, den Gedanken des Gedichtes oder der Rede, dann folgte in demselben Sinne, wie in den Grammatikalklassen, die paraphrasis, eruditio, latinitas. Neu war in diesen Klassen die explanatio poëtica" (Erklärung der dichterischen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten in Sprache und Darstellung) „und die explanatio singularum periodorum, die explanatio rhetorica" (Erklärung der rhetorischen Kunst, hinsichtlich der Erfindung, der Disposition, der Beweisführung, Erregung der Affecte, der Schönheiten in der Sprache und ganzen Darstellung). Zu diesen Erklärungen kamen dann auch moralische Bemerkungen („Mores" — Instr. S. 8), wenn die vorgetragene Stelle heilsame Lehren und Wahrheiten zur Veredlung des Herzens und Bildung des Charakters enthielt.

All diese Erklärungsarten sind schon in der Ratio studiorum an den betreffenden Stellen, wo die Unterrichtsweise in den einzelnen Klassen erörtert wird, angegeben; in der Instructio priv.*) (aus welcher wohl Herr Kelle seine Notizen gezogen hat), sowie im Büchlein des Juvencius: „De rat. disc. et doc." (Cap. II Art. IV §. 1—4) ist die praktische Anwendung derselben durch mehrere Paradigmen erläutert und veranschaulicht: worauf ich hiemit den geehrten Leser verweise, denn der Raum gestattet mir nicht, auch nur eines oder das andere hieher zu setzen.

Indeß glaube ich, daß Herr Dr. Kelle mit den obigen Angaben über die Erklärungsweise der Jesuiten bereits zu Vieles zugestanden hat, um seine Leser von der Wahrheit seiner Behauptung, daß die Jesuiten auf die Erklärung der Klassiker sich nicht verstanden, so leichterdings zu überzeugen: im Gegentheil möchte man meinen, die Jesuiten hätten bei der Erklärung gar kein Moment außer Acht gelassen — freilich immerhin in einem für den Gymnasialunterricht, nicht für höhere Philologie berechneten Maße — und daß sie des Guten eher zu viel als zu wenig gethan haben.

Doch hören wir die Gegenbeweise des Herrn Doctors. „Auf stylistische Erklärung nahm man aber jetzt" (in der 5. und 6. Klasse) „ebenso wenig Bedacht, wie in den Grammatikalklassen auf grammatische ꝛc." Nun — da haben wir eben nichts Weiteres, als nur wieder zwei leere Behauptungen, die der Herr Doctor als bewiesen voraussetzt, ohne sie irgendwie bewiesen zu haben: ich aber glaube, daß aus dem, was ich oben bereits (S. 436—441) aus der Ratio stud. und der Instr. priv. über die Beschaffenheit der Pensa und die Art, selbe zu corrigiren, angeführt habe, deutlich hervorgehe, daß die Jesuiten nicht nur auf grammatische Kenntniß, sondern auch auf die Erfassung der stilistischen Eigenthümlichkeiten, oder des Geistes der lateinischen Sprache frühzeitig — schon in der 2. Klasse — hinarbeiteten. Dahin zielte auch der in den oberen Grammatikalklassen gegebene Unterricht über die Syntaxis ornata: De puritate, perspicuitate, elegantia et copia Linguae Latinae — mit vielen trefflichen Regeln und Anmerkungen über den eigenthümlichen Genius der lateinischen Sprache. Doch ich brauche mich nicht, um die Behauptungen des Herrn Doctors in ihrem Nichts zu zeigen, auf meine Anführungen zu berufen: es genügt, an seine eigenen zu erinnern, und wir sehen den Herrn Doctor in einem offenbaren Widerspruch mit sich selbst verwickelt. Denn, nachdem er uns

---

*) Vgl. S. 436 A. ***

gesagt, daß die grammatische Erklärung (explanatio grammatica), die Erklärung der Bedeutungen der Wörter (explanatio notionalis, diese gehört zum Theil schon zur stilistischen Erklärung), die Erklärung der Eigenthümlichkeiten des lateinischen Ausdrucks (explanatio latinitatis), ferner die poetische und rhetorische Erklärung (explanatio poëtica und rhetorica) — lauter stilistische Erklärungen — zu den Erklärungsarten der Jesuiten gehörten: wie kann er gleichsam in selbem Athemzuge hinzufügen, daß „man auf stylistische Erklärung ebenso wenig Bedacht nahm, als auf grammatische"? — Ist das nicht ein offenbarer Widerspruch? —

In einen ganz gleichen Widerspruch verwickelt sich der Herr Doctor, wenn er fortfährt: „Ebenso wenig wie auf Grammatik nahm man darauf Rücksicht, den Schülern eine Kenntniß der römischen Literatur und in ihr des Lebens des römischen Volkes und Staates zu vermitteln zc." Hat nicht Herr Kelle kurz vorher gesagt, daß zu den Erklärungsarten der Jesuiten auch die Erklärung der Realien — die so genannte eruditio — gehörte? Diese eruditio wird von der Ratio stud. allenthalben empfohlen, wo vom Unterricht gehandelt wird, doch mit dem Beisatze, davon nach dem Fassungsvermögen der Schüler mäßigen Gebrauch zu machen; diese eruditio wurde auch stets angewendet, wie wir aus den bei Juvencius („De ratione disc. et doc.") und in der Instructio priv. angeführten Paradigmen ersehen: Herr Kelle kennt die Ratio stud., kennt den Juvencius, kennt die Instructio und — dennoch! — Diese eruditio umfaßte allerdings auch literaturgeschichtliche Notizen, sowie geographische, historische und antiquarische, die sich auf das Privatleben oder das Staatswesen des griechischen und römischen Volkes bezogen: wie wiederum die Paradigmen bei Juvencius und in der Instructio zeigen. Beide Werke geben dem Lehrer auch Hilfsbücher an, die er behufs dieses Unterrichtes benützen kann; ja die Jesuiten waren selbst schon frühzeitig auf die Abfassung zweckmäßiger, für den Schulunterricht berechneter Hilfsbücher bedacht, welche die Realien und auch die Literaturgeschichte behandelten, so z. B. gibt der deutsche Jesuit Masen in seiner „Palaestra styli Romani nicht nur eine ziemlich ausführliche Darstellung der römischen Alterthümer, sondern auch eine biographische Skizze der berühmteren griechischen Dichter und Redner, so wie auch der griechischen und römischen Geschichtschreiber; und der S. 405 genannte Mich. Pexenfelder behandelt in seinem Apparatus Eruditionis die griechischen und römischen Alterthümer in der Art, daß er ihnen die Sitten und Gebräuche der neueren Zeit gegen-

überstellt; andere hieher gehörige Schriftsteller, die eben in unserer Bibliothek sich finden, sind S. 7 genannt; leicht könnte ich ihre Zahl aus Alegambe vermehren, doch ich will nur ein Werklein erwähnen, welches uns näher angeht, weil es in Oesterreich, nämlich in Graz 1729 erschienen ist mit dem Titel: „Bibliotheca manualis Attico-Romano-Oratoria, qua gesta et scripta veterum Oratorum illustrium etc. recensentur." Das Büchlein enthält 112 Seiten und handelt nicht nur über das Leben und die Schriften der griechischen und römischen Redner, sondern auch der wichtigeren Geschichtschreiber, woraus man sieht, daß die Jesuiten auch die Kenntniß der klassischen Literaturgeschichte unter der studirenden Jugend zu verbreiten suchten. Auch habe ich S. 4—5 gezeigt, wie die Jesuiten mit Commentaren versehene Klassiker-Ausgaben besorgten, worin all die einschlägigen Realien erklärt waren; ja selbst in dem den Rudimenta Gramm. beigefügten Lesebuche sind die Partien aus Nepos und die ausgewählten Briefe von Cicero mit einem trefflichen, ziemlich umständlichen Commentar versehen; so sind auch in den Chrestomathien für die 2., 3. und 4. Klasse die nothwendigen Anmerkungen angebracht, den beiden ersteren auch ein Index geographicus beigefügt, in der letzteren aber werden gleich Anfangs die römischen Schriftsteller des goldenen und silbernen Zeitalters aufgezählt; der Chrestomathie für die Rhetorik aber ist ein förmlicher Abriß der griechischen und römischen Literaturgeschichte beigefügt, sammt einem Anhange, der die wichtigsten Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philologen der neuern Zeit aufzählt und bis in's 16. Jahrhundert hereinreicht. Uebrigens lernte der Schüler schon aus den damals gebräuchlichen Chrestomathien weit mehr lateinische Klassiker kennen, als dieß heut zu Tage beim Gebrauche der Textausgaben möglich ist; und was insbesondere Mythologie, alte Geographie und Geschichte betrifft, so konnten die Studirenden aus den damals (von den Zwanziger- bis zu den Fünfziger-Jahren*) gebräuchlichen Lesebüchern der Geschichte sich bedeutende Kenntnisse zum Verständniß der Klassiker sammeln, denn diese waren sehr zweckmäßig eingerichtet und im Verhältniß zum Umfang sehr inhaltreich; sie enthalten die wichtigsten Momente aus der innern und äußern Geschichte Roms und Griechenlands und der asiatischen Reiche, ... eine besondere Einleitung in die alte Geographie von Griechenland und Asien (sammt einer Landkarte); ebenso in die von Italien (mit vier

*) Von den Lehrbüchern aus den Sechziger Jahren habe ich nur den 3. und 4. Theil zur Hand: ein kurzer Auszug aus der alten und neuen Geographie sammt Landkarten ist auch diesen beigefügt.

Landkarten); auch eine kurze geographische Uebersicht vom alten Palästina (mit einer Karte); hinsichtlich der Mythologie aber befanden sich die Schüler der alten Societät geradezu im Vortheil den heutigen Gymnasiasten gegenüber; denn im 2. Bändchen wird ziemlich ausführlich (S. 12—76) die Mythen- und Heroenzeit der Griechen behandelt, und findet sich am Ende eine vollständige Uebersicht der Iliade, der Odyssee und der Aeneïde; so wie S. 88 eine Angabe der wichtigeren griechischen Dichter, Philosophen und Schriftsteller: kurz und gut, die Erklärung der Realien ist in den Schulen der Societät nie vernachlässiget worden.

Aus dem Angeführten geht wohl zur Genüge hervor, was von der Phrase des Directors Gaspari zu halten sei, wenn er in seiner, übrigens von einem neckischen Fatum verfolgten Instruction von 1764 sagt: „daß man bisher höchstens Worte gelernt habe", und, wenn er nachdrücklichst einschärft, „dafür zu sorgen, daß die Schüler doch auch einen Begriff von dem Leben und den Gebräuchen der Römer und Griechen erhielten." Director Gaspari scheint eben die Phrase geliebt zu haben, wie Herr Doctor Kelle; und antijesuitische Phrasen waren damals an der Tagesordnung, ja gehörten zum guten Tone, wie sie auch heut zu Tage dazu gehören. Ich aber möchte den Herrn Doctor fragen, wie oder woher denn die heutigen Gymnasiasten eine so große Kenntniß der griechischen und römischen Alterthümer und der klassischen Literaturgeschichte erlangen; denn diese Kenntniß muß allerdings in seinen Augen eine besonders große sein, denn sonst hätte sein Vorwurf gegen den alten Jesuiten-Unterricht keinen Sinn. Woher also? etwa aus der Lectüre der Klassiker? Aber in dieser Beziehung sind die modernen Gymnasien mit ihren nackten Textausgaben schlimmer daran, als die alten; oder aus den Lehrbüchern der Geschichte? — nun, auch die historischen Lehrbücher der Jesuiten enthielten Bedeutendes; — oder etwa aus gewissen Hilfsbüchern? — aber dergleichen ist meines Wissens seit dem Bestehen der neuen Schulära in Oesterreich keines erschienen, und eine neue, etwa verbesserte und erweiterte Auflage des S. 7 genannten jesuitischen Hilfsbüchleins: „Manuale legendis etc." sammt der kurz zuvor angeführten „Bibliotheca manualis Attico-Romano-Oratoria etc." dürfte nicht zu den überflüssigen Dingen gehören.

Nun könnte ich dem Herrn Doctor aus der schon öfters genannten Bibliothek von Alegambe („Bibliotheca Scriptorum S. J. etc.") eine stattliche Reihe von Schriftstellern sammt ihren Werken vorführen, woraus er zur Genüge ersehen könnte, daß die grammatischen und stilistischen Kenntnisse der Jesuiten, nicht etwa auf Alvarez oder Gretser

beschränkt waren, wie er öfters einfältig genug behauptet; sondern, daß die Gesellschaft bereits im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (denn Alegambe's Bibliothek reicht nur von 1540 — dem Jahre der Bestätigung des Ordens — bis 1640) über 130 Schriftsteller aufweisen kann, die sich mit den alten klassischen Sprachen beschäftigten, und das Studium derselben zu fördern suchten, indem sie theils die lateinische oder griechische Grammatik bearbeiteten, theils kleinere oder größere Wörterbücher herausgaben, theils über Rhetorik und Poetik schrieben, theils philologische und kritische Werke, theils Anmerkungen und Commentare zu den Klassikern verfaßten: allein ich muß daran denken, mich einzuschränken und verweise deßhalb den Leser auf den Index bei Alegambe: dort wird er XIV §. 1, XV §. 1, XVI §. 1, 2, 3 das Gesagte bestätiget finden.

Doch die Geschosse des Herrn Dr. Kelle ruhen bereits, und ich überlasse es dem geehrten Leser, zu urtheilen, ob es ihm gelungen ist, in den jesuitischen Latein-Unterricht Bresche zu schießen.

Zum Schlusse dieser Debatte wird es mir gestattet sein, die Frage aufzuwerfen, wie es denn heute mit dem Latein-Unterricht in den Gymnasien bestellt ist. Ich will auf diese Frage nicht selbst Antwort geben, sondern Andere reden lassen, indem ich die Urtheile von einigen ebenso sachverständigen als unparteiischen Männern anführe.

Ein solches Urtheil finde ich ausgesprochen in einer Broschüre, welche 1861 in Görz erschienen ist, unter dem Titel: „Zur Reform des österreichischen Gymnasialwesens ꝛc. — von Karl Holzinger.“ Der Verfasser ist ein begeisterter Verehrer der vor 12 Jahren erfolgten Studienreform, und kann von diesem Gesichtspunkte aus nicht verdächtig sein; er beabsichtiget auch nur mit seinem Schriftchen Verbesserungsvorschläge für einzelne Mängel zu machen. S. 26—30 bespricht er den Unterricht im Latein, und daraus wollen wir einige Stellen ausheben. S. 29 also äußert sich Herr Holzinger folgender Maßen: „Was endlich das Lateinschreiben betrifft, so findet zwischen den Mitteln, die der Org. Entwurf bietet, und der Forderung, die er in dieser Richtung aufstellt, kein glückliches Verhältniß statt. Was demzufolge von der Mehrzahl der Schüler wirklich geleistet wird, ist — gestehen wir es — nicht des darauf verwendeten Schweißes werth, noch weniger des Kummers, den es verursacht, wenn ein sonst nicht unfähiger Jüngling einzig darum, weil es ihm hierin nicht gelingt, über das Klägliche hinauszukommen, sich vom Gymnasium entfernen oder nach achtjährigen Studien einen andern Beruf ergreifen muß. . . . . Ist es denn in den

Sprachen anderer moderner Culturvölker, deren Syntax doch weit einfacher ist, anders? Kann sich ein redlicher Lehrer der französischen Sprache wohl im Ernst verpflichten, seinem Schüler Correctheit und stylistische Gewandtheit zu geben, mittelst 280 schriftlicher Uebungen" (in 8 Jahren) „von möglichst geringem Umfange, die noch dazu wochen-, ja monatelang auseinanderliegen, und dieß zwar, wenn er ihm die Sprache nur auf rein grammatikalischem Wege, unter dem gleichzeitigen Drucke so vieler Gymnasialfächer beibringen muß, und weder er selbst, noch irgend ein Anderer mit dem Schüler je französisch spricht, damit ihm ja nicht ein Wort oder eine Construction entfalle, die dem Zeitalter Ludwig's XIV. fremd ist? Reden und Schreiben ist ja ein Können und kann nicht durch Reden über die Sprache, sondern nur durch Sprechen und Schreiben der Sprache erzielt werden." Das klingt ja geradezu wie eine Satire auf den modernen Latein-Unterricht! — In Folgendem gibt Herr Holzinger den Rath, entweder die unteren Klassen des Gymnasiums zur schola latina zu machen, oder da dieß einmal — auch nach seiner Ansicht — nicht thunlich sei, die schriftlichen Uebungen soweit sie stylistischer, nicht rein grammatikalischer Natur sind, wenigstens als Gegenstand der Klassifikation fallen zu lassen; damit jedoch die lateinische Sprache nicht bloß als Curiosum an der Universität vorgetragen werde, die stylistischen Uebungen für einen kleinen Kreis von Schülern des Ober-Gymnasiums, die dazu Talent und Lust besitzen, zu erweitern, dafür aber ihnen den allzugroßen Druck der Realien zu lüften. (S. 30.) Also so weit ist es nach Herrn Holzinger mit dem Latein-Unterricht in den Gymnasien gekommen, daß die lateinische Sprache an der Universität zu einem Curiosum herabsinken wird, falls man nicht zu außerordentlichen Maßregeln greift; bei den schriftlichen Uebungen soll hinsichtlich der Klassifikation nur Rücksichtsnahme auf die Regeln der Grammatik, nicht auf stylistische Mängel oder Vorzüge, d. h., um mit Herrn Kelle zu reden, nicht „auf den Geist der Sprache (S. 142), nicht auf „die Eigenthümlichkeiten des lateinischen Ausdruckes in Hinsicht auf Wort- und Satzbildung" (S. 145) maßgebend sein: denn dergleichen Dinge liegen im Allgemeinen für heutige Gymnasialschüler jenseits der Grenze des Erreichbaren. So urtheilte Herr Holzinger 1861; er hatte sich 12 Jahre Zeit gelassen, um seine Beobachtungen anzustellen, deren Resultate zu sammeln und dann mit seinen Verbesserungsvorschlägen hervorzutreten: anders urtheilt freilich Herr Kelle; denn sollten seine Vorwürfe gegen den Jesuiten-Unterricht nicht sinnlos sein, so muß er dabei allerdings

von der Ansicht ausgegangen sein, daß die heutigen Gymnasiasten sich auf „den Geist der lateinischen Sprache", auf „die Eigenthümlichkeiten des lateinischen Ausdruckes" vortrefflich verstehen.

Vernehmen wir nun eine Stimme aus Deutschland, und zwar eine protestantische. Albert Bischoff, Subrector zu Uffenheim in Mittelfranken, läßt in seiner Schrift: „Eines nach dem Andern. Ein Vorschlag zur Reform des Unterrichtswesens u. s. w." (Nördlingen 1866) unter anderen Klagen über den Zustand der Gelehrtenschulen Bayerns (S. 7—13) auch folgende laut werden: „Der traurigste Uebelstand ist nun aber der, daß es nicht bloß in einzelnen Dingen, in diesem und und jenem Unterrichtsgegenstande fehlt, sondern in allen. . . . Fangen wir beim Latein an, so ist es bekannt, wie selten Nichtphilologen, nachdem sie das Gymnasium verlassen haben, noch im Stande sind, einen Aufsatz in einem halbweg lesbaren Latein zu schreiben, ja wie ihre Kenntniß dieser Sprache, mit der sie sich mindestens neun bis zehn Jahre beschäftigt haben, bei ihrem Abgang von der Schule so gering ist, daß ihnen schon einige Jahre darauf das Lesen eines lateinischen Buches eine Mühe macht, welcher sich so leicht Keiner zu unterziehen Lust hat.*) So steht es also mit dem ersten und obersten Unterrichtsgegenstand."

Damit stimmt das Gutachten überein, welches den zur Berathung im Jahre 1867 in Fulda versammelten Bischöfen Deutschlands von mehreren Professoren der Theologie eingereicht war, in welchem auch darüber Klage geführt wurde, daß das Studium der lateinischen Sprache in den öffentlichen Lehranstalten immer mehr abhanden komme. „Auf den Staatsgymnasien," heißt es dort, „wird das Studium der lateinischen Sprache mehr und mehr durch eine unabsehbare Reihe von Fächern in den Hintergrund gedrängt, so daß die Candidaten des Priesterstandes in Folge dessen ohne die für den Theologen wünschenswerthe Fähigkeit in dieser Sprache in's Priesterseminar treten." (S. Antrittsrede von Dr. F. H. Reusch: Theologische Facultäten oder Seminare?)

Dieß mag genügen, um Herrn Kelle gegenüber den Unterschied zwischen dem ehemaligen jesuitischen und dem modernen Unterricht im Latein zu constatiren.

Was nun den Unterricht in der griechischen Sprache betrifft, so habe ich bereits S. 418 bemerkt, daß die Jesuiten in der österreichischen und böhmischen Provinz hierin bedeutend weniger leisteten, als die

*) Wie ganz anders war dieses im 16., 17. und noch im 18. Jahrhundert, wo lateinische Werke, in Prosa und Poesie, unter allen Gebildeten coursirten, und die gewöhnliche Lectüre, theils zum Studium theils zur Unterhaltung, bildeten?

Ratio stud. vorschreibt. Was diese verlangt, dürfte auch heutiges Tages für den griechischen Unterricht in den ersten 6 Klassen genügen; und scheint auch Herr Dr. Kelle (S. 145—146) mit den Anforderungen der Ratio stud. zufrieden zu sein. Der Unterricht begann schon mit der ersten Klasse, wo die Schüler lesen und schreiben lernen sollten; in der zweiten sollten die einfachen Nennwörter, das substantivische und das barytone Verbum gelernt werden: er fand täglich Nachmittags Statt und dauerte ungefähr $^3/_4$ Stunden; doch konnte der Lehrer auch Vormittag, während er Pensa corrigirte, die Schüler mit einer Uebung im Griechischen beschäftigen, und zwar nicht bloß in den zwei ersten, sondern in allen sechs Klassen. In der 3. Klasse wurden die zusammengezogenen Nennwörter und Zeitwörter, sowie die Verba auf μι und die leichteren Formationen eingeübt; die Dauer des Unterrichtes, immer Nachmittag an allen Schultagen, betrug ungefähr 1 Stunde; als Lesebuch wird von der Ratio angegeben der griechische Katechismus (vom Jesuiten Georg Mayr eigens zum Schulgebrauch bearbeitet), oder die Tafel des Kebes; die schriftlichen Uebungen dienten zur Einübung der grammatischen Formen. In der 4. Klasse, mit ebenso viel Lehrstunden, wurden die 8 Redetheile, oder überhaupt Alles, was unter dem Namen der Rudimente begriffen ist, durchgenommen, mit Ausnahme der Dialekte und schwereren Ausnahmen und der Anhänge; zur Lectüre mögen gebraucht werden Aesopus oder der heil. Chrysostomus, Agapetus und dgl.; aus dem Auctor mußte Einiges memorirt werden; die Pensa sollen allenfalls dem Auctor entnommen (nachgebildet) sein und dazu dienen, den Schüler vorläufig mit der Eigenthümlichkeit der griechischen Syntax etwas bekannt zu machen. In der Poetik und Rhetorik dauerte der tägliche Unterricht — ebenfalls Nachmittags — etwa $1^1/_4$ Stunde; er befaßte sich in der Poetik mit der Syntax, der genauen Erklärung der Accente und mit der Metrik; gelesen sollten werden einige Reden von Isokrates und vom heil. Chrysostomus, vom heil. Basilius, oder einige Briefe des Plato und Synesius, oder ein ausgewähltes Stück aus Plutarch; im 2. Semester einige poetische Stücke aus Phokylides, Theognis, dem heil. Gregor von Nazianz und dgl.; das Memoriren aus den Auctoren wird auch hier gefordert. Die schriftlichen Uebungen sollten aus dem Auctor geschöpft und auf Einübung der syntaktischen Regeln berechnet sein; auch aufgelöste Gedichte können manchmal zusammengesetzt werden. Der Rhetorik war eigen die Lehre von der Silbenmessung und vollständigere Kenntniß der Auctoren und der Dialekte; zur Lectüre in Prosa und Poesie sollten nur wahrhaft klassische Auc-

toren, wie Demosthenes, Plato, Thukydides, Homer, Hesiod, Pindar rc." gebraucht werden, dazu könne man doch auch die hh. Gregor v. Nazianz, Basilius und Chrysostomus rechnen. Die schriftlichen Arbeiten waren mehr freie, selbstständige, theils prosaische, theils poetische Uebungen, nicht mehr bloß grammatische, dem Auctor nachgebildete Pensa; doch konnte Anfangs der Lehrer das Thema in der Muttersprache dictiren; auch sollte manchmal von den Rhetoren ein griechisches Stück in Vers oder Prosa, entweder in der Schule oder öffentlich bei feierlichen Gelegenheiten vorgetragen werden.

Dieß sind die Bestimmungen der Rat. stud. hinsichtlich des Unterrichts in der griechischen Sprache; Bestimmungen, die so weit gehen, als wohl kein Studienplan im 16. und 17. Jahrhundert gieng, ja mit denen sich auch heut zu Tage noch Erkleckliches im Gymnasium erzielen ließe. In den österreichischen Gymnasien aber blieb man weit hinter diesen Bestimmungen zurück; es wurde griechischer Unterricht nur einmal in der Woche, am Freitag Nachmittags durch 1½ Stunde ertheilt: so war es wenigstens Brauch in den Dreißiger-Jahren des vorigen Jahrhunderts, wie wir aus der der schon oft genannten „Instructio priv." beigefügten Stundeneintheilung ersehen; wie lange bereits dieser Brauch, oder ob er von jeher bestanden, läßt sich wohl nicht mehr entscheiden; letztere Annahme dürfte indeß gar wenig Wahrscheinlichkeit für sich haben; denn mit ausdrücklichen Worten wird in dem im Namen des Generals Claudius Aquaviva erlassenen Rundschreiben (8. Jan. 1599) den Obern der Provinzen anbefohlen, an die Bestimmungen der Ratio studiorum sich zu halten; und machten sicherlich auch die Jesuiten in Oesterreich den Versuch, nach demselben sich zu richten. Allein bei Oesterreichs vielsprachiger Bevölkerung, und dem mangelhaften Zustande der Elementarschulen in jener Zeit, oder dem gänzlichen Mangel an solchen in manchen Landestheilen mochte den Jesuiten schon der Unterricht im Latein sehr schwer werden und sich ihnen bald die Ueberzeugung aufdrängen, daß es rathsamer sei, die Unterrichtsstunden für das Griechische zu reduciren und dafür mehrere auf das Latein zu verwenden; was dann ohne Zweifel sowohl von der Regierung als vom General in Rom gebilliget, und so zur feststehenden Gewohnheit geworden ist. Auf eine solche herkömmliche Gewohnheit beruft sich auch, wie ich bereits oben (S. 417—418) bemerkt, die Instructio priv., wo sie des griechischen Unterrichtes erwähnt; und auch den andern Grund, den dieselbe anführt, daß nämlich bei der studirenden Jugend eine große Antipathie gegen das Griechische vorherrsche, muß man billiger Weise gelten lassen:

denn ein so ernster, einsichtsvoller und eifriger Schulmann und dabei selbst ein gebildeter Grieche, wie Franz Wagner (vgl. S. 259), der Verfasser der Instructio, war, hat wohl nur einfach eine Thatsache constatiren wollen. Wann übrigens diese Sitte, den griechischen Unterricht nur einmal in der Woche zu ertheilen, in der österreichischen Provinz zur Geltung kam und ob sie auch in der böhmischen Provinz eingeführt ward, kann ich nicht entscheiden.

Uebrigens haben die Jesuiten von jeher, auch in Oesterreich gleich bei ihrem Auftreten im 16. Jahrhundert griechischen Unterricht ertheilt, und zwar auch an den Gymnasien, nicht bloß an den Universitäten. Der „Jahresbericht des kaiserl. königl. Ober-Gymnasiums zu Graz für 1869" enthält ein Lectionsverzeichniß aus dem Jahre 1577 für die in dieser Stadt von den Jesuiten kaum erst gegründete Lehranstalt, woraus wir ersehen, daß der Unterricht im Griechischen in der 2. Klasse begann und in den obern mit der Syntax des Clenard, der Lectüre der Iliade, der Disticha des Cato, der Apostelgeschichte und der Evangelien fortgesetzt wurde. Und die Studirenden erwarben sich wahrlich nicht unbedeutende Kenntnisse im Griechischen: denn als, wie im genannten Jahrrsbericht S. 40—41 erzählt wird, im Jahre 1592 die Professoren der protestantischen Stiftsschule ein großartiges Schauspiel veranstalten wollten und zu diesem Ende das aufzuführende Stück, eine Tragödie des Euripides, von einem Professor der Stiftsschule ins Latein übersetzt in 500 Exemplaren gedruckt worden war, gelangten einige davon auch in die Hände von Jesuitenschülern, welche in der Uebersetzung Fehler entdeckten, die dann in ein Verzeichniß gesammelt, und mit einem stacheligen Epigramm darunter, an den Ecken der Straßen angeschlagen wurden; worauf sieben protestantische Studenten aus dem Stift in die Jesuitenschulen übergetreten sein sollen.

Das grammatische Lehrbuch für die drei ersten Klassen war im Allgemeinen in Oesterreich und Deutschland ein Auszug aus Jakob Gretser's größerem, S. 160—180 besprochenen Werke. Ich habe einen solchen Auszug vor mir; das Büchlein*) ward 1736 in Tyrnau gedruckt zum Schulgebrauch für die 2. und 3. Klasse (die 1. kam gewöhnlich nicht in Betracht), wie in der Vorrede ausdrücklich**) bemerkt ist, und umfaßt ohne die Lesestücke 112 Seiten (8°). Es enthält in 11 Ka-

*) „Rudimenta linguae graecae etc. Tyrnaviae, typis academicis etc. Anno 1736."

**) „Excerpsimus haec Rudimenta Graecae Linguae ex primo Institutionum" (Gretseri) „Libro pro secunda et tertia Grammatices schola etc."

piteln eine kurze Uebersicht der ganzen Formenlehre, mit Einschluß der Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen; das 12. Kapitel enthält auf 20 Seiten die Lesestücke und das 13. die gewöhnlichsten Abbreviaturen. Auch den Auszug für die 2. Klasse allein habe ich vor mir aus dem Jahre 1756*) (Graz); er ist in deutscher Sprache bearbeitet, wahrscheinlich in Folge der Reform von 1735 und enthält auf 20 Seiten (8°) das Wichtigste über die Buchstaben, den Accent, Apostroph, Spiritus, Artikel, das Nomen (mit fünf Declinationen) und dessen Contraction, das Adjectiv und das Pronomen nebst 52 Abbreviaturen. So wurde denn dann der grammatische Unterricht in den höheren Klassen von Stufe zu Stufe fortgeführt, wie es die Ratio studiorum vorschreibt und Gretser sein größeres grammatisches Werk für die 4., 5. und 6. Klasse abgetheilt hatte; nur daß die einzelnen Lehrbücher bald den vollständigen Text von Gretser, bald Auszüge enthielten. So erschien im Jahre 1707 in Prag das Lehrbuch**) für die 6. Klasse oder die Rhetorik (Liber tertius) beinahe vollständig, wie es sich in Gretser's Grammatik selbst findet; hingegen im Jahre 1738 in Tyrnau ein ziemlich spärlicher Auszug für dieselbe Klasse: auf jeden Fall ersehen wir aber hieraus, daß die Jesuiten die ganze Grammatik stufenweise durch alle sechs Klassen genau in Uebereinstimmung mit der Ratio stud. auch in der österreichischen und böhmischen Provinz vortrugen. Indeß glaube ich, schon anderswo bemerkt zu haben, daß Gretser's Grammatik durchaus kein vorgeschriebenes Lehrbuch war, und daß auch die Jesuiten in Tyrnau die bekannte griechische Grammatik „in usum Seminarii Patavini" für die oberen Klassen herausgegeben haben: ich wenigstens habe zwei aus der akademischen Druckerei der Gesellschaft in Tyrnau hervorgegangene Auflagen dieser Grammatik vor mir, 336 Seiten (8°) mit kleinem Druck enthaltend; die eine vom Jahre 1756, die andere vom Jahre 1770. Für die Gymnasien in der westlichen Reichshälfte aber war von dem schon öfters genannten Jesuiten Andreas Fritz, wahrscheinlich in Folge der Reform von 1764, eine ganz neue griechische Grammatik von verhältnißmäßig geringem Umfange (102 Sei-

*) „Rudimenta Linguae Graecae ex Libro primo Institutionum Jacobi Gretseri S. J. extracta, et majori Tyronum infimae Grammatices classis commodo Germanice reddita. Graecii 1756."

**) „Jacobi Gretseri S. J. Institutionum Linguae Graecae Liber Tertius etc. — pro schola Rhetorices. In gratiam Studiosae Juventutis per Provinciam Bohemiae. Pragae, Typis etc. in Collegio S. J. ad S. Clementem — Anno 1707." Ueber den Inhalt des 3. Buches der Gretser'schen Grammatik vgl. S. 168.

ten (8°) mit sehr kleinem Druck) ganz in deutscher Sprache ausgearbeitet worden, ein treffliches Büchlein in Anbetracht des kleinen Umfanges, der wohl den Intentionen der Regierung entsprach: die erste Auflage scheint 1768 erschienen zu sein (vgl. Stöger: „Scriptores Provinciae Austriacae S. J." S. 89); ich habe eine spätere von 1773 zur Hand.*) Im Jahre 1772 ward das Büchlein in Prag in czechischer Sprache aufgelegt, nachdem schon früher eben daselbst eine deutsche Auflage erschienen war. Hat denn Herr Kelle gar keine Spur von dieser Grammatik in den böhmischen Bibliotheken entdeckt, da er immer nur von Auszügen aus Gretser redet? So viel von dem Unterricht in der griechischen Grammatik.

Aber was und wie viel wurde gelesen? — Hierauf gilt im Allgemeinen das, was ich kurz zuvor aus der Rat. stud. angeführt, hinreichenden Aufschluß: es konnte bei der für den griechischen Unterricht anberaumten Zeit von 4—5 Stunden wöchentlich, Bedeutendes gelesen werden; was aber wirklich in den österreichischen Schulen, bevor die Unterrichtszeit so verkürzt ward, gelesen wurde, darüber kann ich in Ermanglung aller Documente nichts Bestimmtes sagen: daß, seitdem der Unterricht auf $1^1/_2$ Stunde in der Woche beschränkt war, neben der Erklärung der Grammatik und den schriftlichen Uebungen, denn solche, wie wir aus der Instructio ersehen, wurden immer vorgenommen, nicht viel gelesen werden konnte, ist selbstverständlich. Das Lesebüchlein für die 2. und 3. Klasse, das dem kurz zuvor genannten, in Tyrnau 1736 gedruckten Auszug aus Gretser beigefügt war, enthält auf seinen 20 Seiten das Wichtigste aus dem Katechismus, mehrere Gebete und Hymnen und die Disticha des Cato mit gegenüberstehender lateinischer Uebersetzung: immerhin viel genug für diese Stufe und für jene Zeit, wo noch im Allgemeinen überall in den Gymnasien — auch in den protestantischen — der griechische Unterricht dem lateinischen gegenüber eine sehr untergeordnete Stellung einnahm, in welcher er auch noch bis in die ersten Decennien des 19. Jahrhunderts herein verblieb. Was die oberen Klassen, besonders die 5. und 6. betrifft, muß man wohl beachten, daß in den Schulen, wo Gretser's Grammatik eingeführt war, die zahlreichen Beispiele, die auf jeder Seite angeführt sind, einen großen Theil der Lectüre vertreten konnten, und daß, wie es scheint, neben dem ordinären Auctor gewöhnlich auch die Apostelgeschichte oder das Evangelium

*) „Kurze Einleitung zur griechischen Sprache zum Gebrauche der österreichischen Schulen, auf allerhöchsten Befehl ausgefertigt. Cum Privilegio." Wien bei L. J. Kaliwoda 2c. 1773.

des heil. Lucas gelesen wurde. Ueber das Lesebuch, das in den letzten Jahren vor der Aufhebung des Ordens in der österreichischen und böhmischen Provinz in den Humanitätsklassen eingeführt war, kann ich Aufschluß geben; ich habe zwei Exemplare, das eine in Wien, das andere in Prag 1771 gedruckt, zur Hand. Es ist reine Textausgabe ohne lateinische Uebersetzung und enthält auf 127 Seiten (8⁰) drei Reden von Demosthenes (die 1. Olynth. und die 1. und 2. Phil.) nebst ausgewählten Partieen aus Homer, Sophokles, Euripides, Aristophanes und Pindar. Auch mit diesem Lesebuche standen die Jesuiten, als sie in Folge der Aufhebung des Ordens vom Schauplatze ihrer Lehrthätigkeit abtraten, auf der Höhe ihrer Zeit: denn wohl nicht in vielen Gymnasien dürfte damals eine bessere Chrestomathie gebraucht worden sein. Was insbesondere die böhmische Provinz betrifft, möchte ich den geehrten Leser erinnern, daß dort, wie ich schon S. 94 bemerkt habe, bereits im 17. Jahrhundert ein von den Jesuiten herausgegebenes lateinisch-griechisch-deutsch-böhmisches Wörterbuch in mehrfachen Auflagen erschienen war; in der österreichischen Provinz war wahrscheinlich das lateinisch-griechische und griechisch-lateinische Lexicon vom deutschen Jesuiten Jacob Bayer*), oder das von Schrevelius**) gebräuchlich.

Doch kehren wir zu Herrn Kelle zurück; aus dem so eben Gesagten ergibt sich von selbst die Antwort auf die meisten seiner Behauptungen.

So erscheint gleich die erste Behauptung des Herrn Doctors, daß „die griechische Sprache gar nicht gelehrt wurde" (S. 145) als baare Unwahrheit; und was dabei das Auffallendste ist, so kommt der Herr Doctor mit sich selbst in Widerspruch: er kennt nach eigenem Geständnisse (S. 146) die Lesestücke, die in den Schulbüchern sich finden, die längst vor der 1. Reform im Jahre 1735 erschienen waren: um sich aber aus der Klemme zu helfen, behauptet er geradezu (natürlich ohne irgend einen Beweis), daß vor dem reformatorischen Eingreifen der Regierung weder etwas gelesen, noch etwas aus der Grammatik erklärt wurde;

*) Ich habe von Bayers Lexikon die fünfte Auflage vor mir (Mainz 1762). Es führt den Titel: Lexicon Latino-Graecum et Graeco-Latinum, utriusque Linguae Vocabula, Idiotismos, Dialectos, Phrases, Syntaxin, aliosque Elegantias exhibens, cum duplici Onomastico Nominum Propriorum etc." Es ist ein vortreffliches, reichhaltiges, hübsch ausgestattetes, auch heut zu Tage noch brauchbares Werk; der lateinisch-griechische Theil begreift 550, der griechisch-lateinische 472 zweispaltige Seiten (groß 8⁰) mit kleinem doch deutlichem Druck.

**) Das Exemplar von Schrevelius, das wir in der Bibliothek haben, ward, wie auf dem Titelblatte geschrieben steht, zum Gebrauch der Repetenten der griechischen Sprache im Akademischen Collegium zu Wien bestimmt.

verwickelt sich aber dabei in einen zweiten Widerspruch, denn er sagt selbst (S. 147), daß die Regierung „immer nachdrücklicher befahl, daß der griechischen Sprache mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde"; wenn aber die Regierung nur mehr Aufmerksamkeit forderte, so geht doch daraus offenbar hervor, daß einige Aufmerksamkeit der griechischen Sprache von den Jesuiten immerhin schon vor dieser Aufforderung geschenkt wurde. Aber ist es denn überhaupt wahr, daß die Regierung dieß „immer nachdrücklicher befahl"? Dieß sagt uns bloß Herr Kelle; wie viel Werth aber auf seine Behauptungen, ja selbst auf seine Citate zu legen sei, haben wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt: doch wenn der Doctor ein oder das andere hieher gehörige Citat aus dem Decret von 1752 angeführt hätte, so wollten wir seinen Citaten allenfalls Glauben schenken; er führt aber kein einziges an: so daß man zur Vermuthung berechtiget ist, die nachdrücklichen Befehle der Regierung haben nie irgendwo außerhalb des Kopfes des Herrn Doctors existirt. Das Patent von 1735 hatte bloß befohlen, „daß die griechische Sprache die Woche zweimal durch eine halbe Stunde tradirt werde" (Kelle S. 72 — vgl. oben S. 417—418), während die Jesuiten dieselbe bis dahin nur einmal in der Woche am Freitag Nachmittags durch $1^1/_2$ Stunde tradirten: mit diesen zwei halben Stunden Unterricht in der Woche konnte nun sicherlich nicht viel, ja um kein Haar mehr, als früher mit den anderthalb Stunden ausgerichtet werden; die Regierung verlangte aber auch, wie man aus dieser Bestimmung sieht, nicht viel; mit anderen Worten, sie schenkte selbst der griechischen Sprache keine große Aufmerksamkeit: und so ist es ganz unwahrscheinlich, daß die Regierung den Jesuiten „immer nachdrücklicher befahl, der griechischen Sprache mehr Aufmerksamkeit zu schenken", als sie selbst ihr schenkte. Alle diese nachdrücklichen Befehle halte ich für zweckmäßige Fictionen des Herrn Doctors; wenigstens hätte er ein oder das andere Citat aus dem Hofdecret von 1752 anführen und uns belehren sollen, ob die Regierung auch mehrere Lehrstunden für den griechischen Unterricht angeordnet habe: denn sonst waren solche nachdrückliche Befehle wenig vernünftig und dürfte man in ihnen mit Recht den Ausdruck beabsichtigter Vexation erkennen.

Herr Dr. Kelle hat, wie bereits bemerkt, die griechischen Lesestücke in alten Schulbüchern, die bereits vor der ersten Reform existirten, gesehen: wenn es nun Lesestücke gab, so muß doch auch, wird der gewöhnliche von Vorurtheil und Leidenschaft unbestochene Menschenverstand denken, einiger grammatische Unterricht ertheilt worden sein: denn die

entgegengesetzte Ansicht, daß die sonst so weltklugen Jesuiten albern genug waren, in ihre Schulbücher griechische Lesestücke aufzunehmen, ohne dieselben mit den Schülern zu lesen, ja auch nur lesen zu können, weil sie gar keinen grammatischen Unterricht ertheilten, ja nicht einmal ein grammatisches Lehrbuch hatten, um sich so recht nicht bloß vor den eigenen Schülern, sondern vor der ganzen Welt zu blamiren, diese Ansicht, sage ich, klingt doch zu paradox, als daß man sie dem erpichtesten Jesuiten-Feinde zumuthen könnte. Doch der Herr Doctor an der Universität in Prag ist über solche kleinliche Bedenken erhaben: er behauptet geradezu, es sei vor den Reformjahren 1735, 1752, 1764 gar nichts Griechisches gelesen worden, ja es haben gar keine grammatischen Lehrbücher existirt, solche seien erst um diese Zeit verfaßt worden. Wie gewissenhaft der Herr Doctor hiebei zu Werke geht, erhellt schon daraus, daß er auf derselben Seite (147), wo er diese Behauptung aufstellt, aus der Instructio privata, die bereits vor dem Reform-Decret 1735 erschienen war, den lateinischen Text der Stelle anführt, worin der griechische Unterricht kurz besprochen und folgender Passus vorkommt: . . . . „retinendus est mos provinciae nostrae hactenus usitatus, ut singulis diebus Veneris Gretseri praecepta graeca explanentur et aliquid scribatur", „man muß die in unserer Provinz herkömmliche Gewohnheit beibehalten, daß an jedem Freitag die griechische Grammatik von Gretser erklärt und etwas" (griechisch) „componirt werde". Also ward schon vor der ersten Reform Gretser's griechische Grammatik eingeführt und grammatischer Unterricht, sowohl mündlicher als schriftlicher, ertheilt und zwar nach h e r k ö m m l i c h e r G e w o h n h e i t an jedem Freitag. Der Herr Doctor hätte also wohl klüger gethan, die Stelle gar nicht anzuführen; freilich, wie er dieselbe versteht, werden wir bald sehen. In derselben Instructio privata findet sich auch, wie bereits erwähnt, die Stundeneintheilung für alle Schultage in der Woche, die dem Herrn Doctor ebenfalls bekannt sein mußte, und seine Behauptung in einem noch schlimmeren Lichte erscheinen läßt. Denn dort finden wir, daß in den Grammatikalklassen und in der Poetik von den fünf halben Stunden der nachmittägigen Schulzeit am Freitag die drei letzten auf den griechischen Unterricht vertheilt waren in folgender Ordnung: Diebus Veneris (Am Freitag) A. Meridie (Nachmittag) 1. (halbe Stunde) Lectiones. 2. Explicatio Autoris etc. 3. Explicatio Graeca (Griechischer Unterricht — Erklärung der Grammatik und des Autors). 4. und 5. Compositio graeca (Griechisches Pensum). So nach „herkömmlicher Gewohnheit".

Aber soll denn Herr Dr. Kelle bei seinen 12jährigen Nachforschungen in den böhmischen Bibliotheken nicht auch ein grammatisches Lehrbuch, das vor dem Jahre 1735 das Licht der Welt erblickt hat, entdeckt haben? Unglaublich! unmöglich! — hat doch eines sogar den Weg in unsere hiesige Bibliothek gefunden; das aber gerade auch die übrigen vertritt, nämlich das kurz zuvor (S. 457) angeführte Lehrbüchlein für die 6. Klasse oder die Rhetorik, das in Prag 1707 erschienen ist und beinahe vollständig in 29 Kapiteln auf 118 Seiten (8°), das 3. Buch (Liber tertius) aus Gretser's größerer Grammatik enthält. Ist nun in der 6. Klasse das 3. Buch vorgetragen worden, so wurde selbstverständlich in der 5. das 2., und in der 4. Klasse das 1. Buch, und in den unteren Grammatikalklassen der gewöhnliche, die Formenlehre und einige syntaktische Regeln enthaltende Auszug vorgetragen. Solches geschah in der böhmischen Provinz im Jahre 1707, und so ward es wohl von jeher seit dem Erscheinen der Gretser'schen Grammatik im Jahre 1593 gehalten. Aber auch von den beiden anderen S. 456—457 genannten grammatischen Lehrbüchlein, von denen das eine 1736 für die 2. und 3. Klasse, das andere 1738 für die Rhetorik in Tyrnau erschien, wird der Herr Doctor selbst nicht behaupten wollen, daß sie etwa in Folge der Reform von 1735 erschienen seien: denn all diese Reformen wie aus der Instruction von 1764 erhellt (Kelle S. 82), giengen Ungarn sammt seinen Nebenländern nichts an, sondern galten bloß der westlichen Reichshälfte. So sehen wir denn, daß ganz unabhängig von den späteren Reformen sowohl in der böhmischen als in der österreichischen Provinz, und in dieser sowohl dieß- als jenseits der Leitha von jeher grammatischer Unterricht im Griechischen ertheilt und mit Lectüre und schriftlicher Uebung verbunden worden ist: und hiemit Herrn Kelle's Behauptung, daß dieß erst in Folge der genannten Reformen geschehen sei, nichts Anderes, als zweckmäßige Erfindung, als eine bare Unwahrheit sei.

Eine solche bare Unwahrheit ist auch die fernere Behauptung des Herrn Doctors, wenn er sagt: „Gebraucht aber wurden alle diese Büchlein . . . . „, wenige Gymnasien, z. B. die in Wien, Prag, Graz und Olmütz ausgenommen, eigentlich nirgends" (S. 147). Was für Beweise bringt der Herr Doctor für diese seine Behauptung an? Vergebens sieht man sich nach solchen um: und daher weise ich mit Recht nach allen Grundsätzen der Moral seine Behauptung als böswillige Verleumdung zurück. Indeß ist die factische Widerlegung auch dieser Behauptung im Vorhergehenden enthalten: die so eben genannten, in

den Jahren 1736 und 1738 in Tyrnau erschienenen Lehrbüchlein beweisen hinlänglich, daß griechische Grammatik auch anderswo, nicht bloß in den 4 genannten Städten vorgetragen wurde. Doch man darf dergleichen Dinge auf Seite des Herrn Doctors nicht so ernstlich nehmen; auch werden die Leser bereits daran gewöhnt sein, zumal da der Herr Doctor selbst es auch nicht so ernstlich nimmt, ja schon hin und wieder seinen Lesern den Spaß bereitet hat, daß er selbst seine eigene Behauptung auf recht ergötzliche Weise widerlegt. Einen solchen Spaß bereitet er uns auch jetzt wieder; denn kaum hat er S. 147 behauptet, daß diese grammatischen Büchlein nirgends als in Wien, Prag &c. gebraucht wurden, als er S. 148 (Anm.) in einem zwar wieder zweckmäßig zugestutzten Citat aus Cornova's 6. Briefe (S. 68) uns belehrt, daß auch in Brünn die Elemente der griechischen Sprache tradirt wurden, und zwar, was Herr Kelle vor seinen Lesern zu verheimlichen sucht, in den Grammatikalklassen, worauf dann natürlich in den oberen Klassen der vollständigere Unterricht folgte, wie wir wieder aus demselben Briefe Cornova's ersehen, sowie auch, daß die griechische Sprache auch an den Gymnasien in den Landstädten gelehrt wurde. Denn S. 69 sagt er von sich selbst, daß er, als er in seinem 30. Jahre zum Professor der Poetik bestimmt worden, das Griechische mit mehr Ernst angegriffen, und durch eine Analyse der ganzen Iliade, die er auch mit eigener Hand niedergeschrieben, das Eis gebrochen habe; Cornova aber lehrte als Priester zuerst die Poetik im Jahre 1770 nicht in Prag oder Olmütz, sondern am Komotauer Gymnasium, wie wir aus seinem 8. Briefe S. 100 ersehen und dann bis zur Aufhebung des Ordens an einem andern Landgymnasium, wie er selbst von sich Brief 11 S. 158 sagt: „Schon lehrte ich als Priester das dritte Jahr die Poetik auf Landgymnasien." Daraus geht nun doch offenbar hervor, daß der griechische Unterricht nicht bloß in Prag, Olmütz, Wien und Graz, sondern an allen Gymnasien, auch an denen in den Landstädten, und zwar sowohl in den unteren als oberen Klassen ertheilt wurde, und daß die Lectüre — denn Cornova las mit seinen Schülern in der Poetik die Iliade — mit der Erklärung der Grammatik Hand in Hand ging. Wozu hätten auch die Jesuiten bereits in den Zwanziger-Jahren — weiter reichen die Provinz-Kataloge, die ich vor mir habe, nicht zurück — Repetenten der griechischen Sprache gehabt, wozu hätten sie seit Gretser die Herausgabe von griechischen Wörterbüchern, Vocabularien, Nomenclatoren, Onomastika, von griechischen Klassikern und Anthologien, von größern oder kleinern Grammatiken, ja selbst von

Ratio stud. vorschreibt. Was diese verlangt, dürfte auch heutiges Tages für den griechischen Unterricht in den ersten 6 Klassen genügen; und scheint auch Herr Dr. Kelle (S. 145—146) mit den Anforderungen der Ratio stud. zufrieden zu sein. Der Unterricht begann schon mit der ersten Klasse, wo die Schüler lesen und schreiben lernen sollten; in der zweiten sollten die einfachen Nennwörter, das substantivische und das barytone Verbum gelernt werden: er fand täglich Nachmittags Statt und dauerte ungefähr 3/4 Stunden; doch konnte der Lehrer auch Vormittag, während er Pensa corrigirte, die Schüler mit einer Uebung im Griechischen beschäftigen, und zwar nicht bloß in den zwei ersten, sondern in allen sechs Klassen. In der 3. Klasse wurden die zusammengezogenen Nennwörter und Zeitwörter, sowie die Verba auf μι und die leichteren Formationen eingeübt; die Dauer des Unterrichtes, immer Nachmittag an allen Schultagen, betrug ungefähr 1 Stunde; als Lesebuch wird von der Ratio angegeben der griechische Katechismus (vom Jesuiten Georg Mayr eigens zum Schulgebrauch bearbeitet), oder die Tafel des Kebes; die schriftlichen Uebungen dienten zur Einübung der grammatischen Formen. In der 4. Klasse, mit ebenso viel Lehrstunden, wurden die 8 Redetheile, oder überhaupt Alles, was unter dem Namen der Rudimente begriffen ist, durchgenommen, mit Ausnahme der Dialekte und schwereren Ausnahmen und der Anhänge; zur Lectüre mögen gebraucht werden Aesopus oder der heil. Chrysostomus, Agapetus und dgl.; aus dem Auctor mußte Einiges memorirt werden; die Pensa sollen allenfalls dem Auctor entnommen (nachgebildet) sein und dazu dienen, den Schüler vorläufig mit der Eigenthümlichkeit der griechischen Syntax etwas bekannt zu machen. In der Poetik und Rhetorik dauerte der tägliche Unterricht — ebenfalls Nachmittags — etwa 1 1/4 Stunde; er befaßte sich in der Poetik mit der Syntax, der genauen Erklärung der Accente und mit der Metrik; gelesen sollten werden einige Reden von Isokrates und vom heil. Chrysostomus, vom heil. Basilius, oder einige Briefe des Plato und Synesius, oder ein ausgewähltes Stück aus Plutarch; im 2. Semester einige poetische Stücke aus Phokylides, Theognis, dem heil. Gregor von Nazianz und dgl.; das Memoriren aus den Auctoren wird auch hier gefordert. Die schriftlichen Uebungen sollten aus dem Auctor geschöpft und auf Einübung der syntaktischen Regeln berechnet sein; auch aufgelöste Gedichte können manchmal zusammengesetzt werden. Der Rhetorik war eigen die Lehre von der Silbenmessung und vollständigere Kenntniß der Auctoren und der Dialekte; zur Lectüre in Prosa und Poesie sollten nur wahrhaft klassische Auc-

toren, wie Demosthenes, Plato, Thukydides, Homer, Hesiod, Pindar ꝛc.“ gebraucht werden, dazu könne man doch auch die hh. Gregor v. Nazianz, Basilius und Chrysostomus rechnen. Die schriftlichen Arbeiten waren mehr freie, selbstständige, theils prosaische, theils poetische Uebungen, nicht mehr bloß grammatische, dem Auctor nachgebildete Pensa; doch konnte Anfangs der Lehrer das Thema in der Muttersprache dictiren; auch sollte manchmal von den Rhetoren ein griechisches Stück in Vers oder Prosa, entweder in der Schule oder öffentlich bei feierlichen Gelegenheiten vorgetragen werden.

Dieß sind die Bestimmungen der Rat. stud. hinsichtlich des Unterrichts in der griechischen Sprache; Bestimmungen, die so weit gehen, als wohl kein Studienplan im 16. und 17. Jahrhundert gieng, ja mit denen sich auch heut zu Tage noch Erkleckliches im Gymnasium erzielen ließe. In den österreichischen Gymnasien aber blieb man weit hinter diesen Bestimmungen zurück; es wurde griechischer Unterricht nur einmal in der Woche, am Freitag Nachmittags durch 1½ Stunde ertheilt: so war es wenigstens Brauch in den Dreißiger-Jahren des vorigen Jahrhunderts, wie wir aus der der schon oft genannten „Instructio priv.“ beigefügten Stundeneintheilung ersehen; wie lange bereits dieser Brauch, oder ob er von jeher bestanden, läßt sich wohl nicht mehr entscheiden; letztere Annahme dürfte indeß gar wenig Wahrscheinlichkeit für sich haben; denn mit ausdrücklichen Worten wird in dem im Namen des Generals Claudius Aquaviva erlassenen Rundschreiben (8. Jan. 1599) den Obern der Provinzen anbefohlen, an die Bestimmungen der Ratio studiorum sich zu halten; und machten sicherlich auch die Jesuiten in Oesterreich den Versuch, nach demselben sich zu richten. Allein bei Oesterreichs vielsprachiger Bevölkerung, und dem mangelhaften Zustande der Elementarschulen in jener Zeit, oder dem gänzlichen Mangel an solchen in manchen Landestheilen mochte den Jesuiten schon der Unterricht im Latein sehr schwer werden und sich ihnen bald die Ueberzeugung aufdrängen, daß es rathsamer sei, die Unterrichtsstunden für das Griechische zu reduciren und dafür mehrere auf das Latein zu verwenden; was dann ohne Zweifel sowohl von der Regierung als vom General in Rom gebilliget, und so zur feststehenden Gewohnheit geworden ist. Auf eine solche herkömmliche Gewohnheit beruft sich auch, wie ich bereits oben (S. 417—418) bemerkt, die Instructio priv., wo sie des griechischen Unterrichtes erwähnt; und auch den andern Grund, den dieselbe anführt, daß nämlich bei der studirenden Jugend eine große Antipathie gegen das Griechische vorherrsche, muß man billiger Weise gelten lassen:

denn ein so ernster, einsichtsvoller und eifriger Schulmann und dabei selbst ein gebildeter Grieche, wie Franz Wagner (vgl. S. 259), der Verfasser der Instructio, war, hat wohl nur einfach eine Thatsache constatiren wollen. Wann übrigens diese Sitte, den griechischen Unterricht nur einmal in der Woche zu ertheilen, in der österreichischen Provinz zur Geltung kam und ob sie auch in der böhmischen Provinz eingeführt ward, kann ich nicht entscheiden.

Uebrigens haben die Jesuiten von jeher, auch in Oesterreich gleich bei ihrem Auftreten im 16. Jahrhundert griechischen Unterricht ertheilt, und zwar auch an den Gymnasien, nicht bloß an den Universitäten. Der „Jahresbericht des kaiserl. königl. Ober-Gymnasiums zu Graz für 1869" enthält ein Lectionsverzeichniß aus dem Jahre 1577 für die in dieser Stadt von den Jesuiten kaum erst gegründete Lehranstalt, woraus wir ersehen, daß der Unterricht im Griechischen in der 2. Klasse begann und in den obern mit der Syntax des Clenard, der Lectüre der Iliade, der Disticha des Cato, der Apostelgeschichte und der Evangelien fortgesetzt wurde. Und die Studirenden erwarben sich wahrlich nicht unbedeutende Kenntnisse im Griechischen: denn als, wie im genannten Jahrrsbericht S. 40—41 erzählt wird, im Jahre 1592 die Professoren der protestantischen Stiftsschule ein großartiges Schauspiel veranstalten wollten und zu diesem Ende das aufzuführende Stück, eine Tragödie des Euripides, von einem Professor der Stiftsschule ins Latein übersetzt in 500 Exemplaren gedruckt worden war, gelangten einige davon auch in die Hände von Jesuitenschülern, welche in der Uebersetzung Fehler entdeckten, die dann in ein Verzeichniß gesammelt, und mit einem stacheligen Epigramm darunter, an den Ecken der Straßen angeschlagen wurden; worauf sieben protestantische Studenten aus dem Stift in die Jesuitenschulen übergetreten sein sollen.

Das grammatische Lehrbuch für die drei ersten Klassen war im Allgemeinen in Oesterreich und Deutschland ein Auszug aus Jakob Gretser's größerem, S. 160—180 besprochenen Werke. Ich habe einen solchen Auszug vor mir; das Büchlein*) ward 1736 in Tyrnau gedruckt zum Schulgebrauch für die 2. und 3. Klasse (die 1. kam gewöhnlich nicht in Betracht), wie in der Vorrede ausdrücklich**) bemerkt ist, und umfaßt ohne die Lesestücke 112 Seiten (8°). Es enthält in 11 Ka-

*) „Rudimenta linguae graecae etc. Tyrnaviae, typis academicis etc. Anno 1736."

**) „Excerpsimus haec Rudimenta Graecae Linguae ex primo Institutionum" (Gretseri) „Libro pro secunda et tertia Grammatices schola etc."

piteln eine kurze Uebersicht der ganzen Formenlehre, mit Einschluß der Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen; das 12. Kapitel enthält auf 20 Seiten die Lesestücke und das 13. die gewöhnlichsten Abbreviaturen. Auch den Auszug für die 2. Klasse allein habe ich vor mir aus dem Jahre 1756*) (Graz); er ist in deutscher Sprache bearbeitet, wahrscheinlich in Folge der Reform von 1735 und enthält auf 20 Seiten (8°) das Wichtigste über die Buchstaben, den Accent, Apostroph, Spiritus, Artikel, das Nomen (mit fünf Declinationen) und dessen Contraction, das Adjectiv und das Pronomen nebst 52 Abbreviaturen. So wurde denn dann der grammatische Unterricht in den höheren Klassen von Stufe zu Stufe fortgeführt, wie es die Ratio studiorum vorschreibt und Gretser sein größeres grammatisches Werk für die 4., 5. und 6. Klasse abgetheilt hatte; nur daß die einzelnen Lehrbücher bald den vollständigen Text von Gretser, bald Auszüge enthielten. So erschien im Jahre 1707 in Prag das Lehrbuch**) für die 6. Klasse oder die Rhetorik (Liber tertius) beinahe vollständig, wie es sich in Gretser's Grammatik selbst findet; hingegen im Jahre 1738 in Tyrnau ein ziemlich spärlicher Auszug für dieselbe Klasse: auf jeden Fall ersehen wir aber hieraus, daß die Jesuiten die ganze Grammatik stufenweise durch alle sechs Klassen genau in Uebereinstimmung mit der Ratio stud. auch in der österreichischen und böhmischen Provinz vortrugen. Indeß glaube ich, schon anderswo bemerkt zu haben, daß Gretser's Grammatik durchaus kein vorgeschriebenes Lehrbuch war, und daß auch die Jesuiten in Tyrnau die bekannte griechische Grammatik „in usum Seminarii Patavini" für die oberen Klassen herausgegeben haben: ich wenigstens habe zwei aus der akademischen Druckerei der Gesellschaft in Tyrnau hervorgegangene Auflagen dieser Grammatik vor mir, 336 Seiten (8°) mit kleinem Druck enthaltend; die eine vom Jahre 1756, die andere vom Jahre 1770. Für die Gymnasien in der westlichen Reichshälfte aber war von dem schon öfters genannten Jesuiten Andreas Fritz, wahrscheinlich in Folge der Reform von 1764, eine ganz neue griechische Grammatik von verhältnißmäßig geringem Umfange (102 Sei-

*) „Rudimenta Linguae Graecae ex Libro primo Institutionum Jacobi Gretseri S. J. extracta, et majori Tyronum infimae Grammatices classis commodo Germanice reddita. Graecii 1756."

**) „Jacobi Gretseri S. J. Institutionum Linguae Graecae Liber Tertius etc. — pro schola Rhetorices. In gratiam Studiosae Juventutis per Provinciam Bohemiae. Pragae, Typis etc. in Collegio S. J. ad S. Clementem — Anno 1707." Ueber den Inhalt des 3. Buches der Gretser'schen Grammatik vgl. S. 168.

gesagt, daß die grammatische Erklärung (explanatio grammatica), die Erklärung der Bedeutungen der Wörter (explanatio notionalis, diese gehört zum Theil schon zur stilistischen Erklärung), die Erklärung der Eigenthümlichkeiten des lateinischen Ausdrucks (explanatio latinitatis), ferner die poetische und rhetorische Erklärung (explanatio poëtica und rhetorica) — lauter stilistische Erklärungen — zu den Erklärungsarten der Jesuiten gehörten: wie kann er gleichsam in selbem Athemzuge hinzufügen, daß „man auf stylistische Erklärung ebenso wenig Bedacht nahm, als auf grammatische"? — Ist das nicht ein offenbarer Widerspruch? —

In einen ganz gleichen Widerspruch verwickelt sich der Herr Doctor, wenn er fortfährt: „Ebenso wenig wie auf Grammatik nahm man darauf Rücksicht, den Schülern eine Kenntniß der römischen Literatur und in ihr des Lebens des römischen Volkes und Staates zu vermitteln ꝛc." Hat nicht Herr Kelle kurz vorher gesagt, daß zu den Erklärungsarten der Jesuiten auch die Erklärung der Realien — die so genannte eruditio — gehörte? Diese eruditio wird von der Ratio stud. allenthalben empfohlen, wo vom Unterricht gehandelt wird, doch mit dem Beisatze, davon nach dem Fassungsvermögen der Schüler mäßigen Gebrauch zu machen; diese eruditio wurde auch stets angewendet, wie wir aus den bei Juvencius („De ratione disc. et doc.") und in der Instructio priv. angeführten Paradigmen ersehen: Herr Kelle kennt die Ratio stud., kennt den Juvencius, kennt die Instructio und — dennoch! — Diese eruditio umfaßte allerdings auch literaturgeschichtliche Notizen, sowie geographische, historische und antiquarische, die sich auf das Privatleben oder das Staatswesen des griechischen und römischen Volkes bezogen: wie wiederum die Paradigmen bei Juvencius und in der Instructio zeigen. Beide Werke geben dem Lehrer auch Hilfsbücher an, die er behufs dieses Unterrichtes benützen kann; ja die Jesuiten waren selbst schon frühzeitig auf die Abfassung zweckmäßiger, für den Schulunterricht berechneter Hilfsbücher bedacht, welche die Realien und auch die Literaturgeschichte behandelten, so z. B. gibt der deutsche Jesuit Masen in seiner „Palaestra styli Romani nicht nur eine ziemlich ausführliche Darstellung der römischen Alterthümer, sondern auch eine biographische Skizze der berühmteren griechischen Dichter und Redner, so wie auch der griechischen und römischen Geschichtschreiber; und der S. 405 genannte Mich. Pexenfelder behandelt in seinem Apparatus Eruditionis die griechischen und römischen Alterthümer in der Art, daß er ihnen die Sitten und Gebräuche der neueren Zeit gegen=

überstellt; andere hieher gehörige Schriftsteller, die eben in unserer Bibliothek sich finden, sind S. 7 genannt; leicht könnte ich ihre Zahl aus Alegambe vermehren, doch ich will nur ein Werklein erwähnen, welches uns näher angeht, weil es in Oesterreich, nämlich in Graz 1729 erschienen ist mit dem Titel: „Bibliotheca manualis Attico-Romano-Oratoria, qua gesta et scripta veterum Oratorum illustrium etc. recensentur.“ Das Büchlein enthält 112 Seiten und handelt nicht nur über das Leben und die Schriften der griechischen und römischen Redner, sondern auch der wichtigeren Geschichtschreiber, woraus man sieht, daß die Jesuiten auch die Kenntniß der klassischen Literaturgeschichte unter der studirenden Jugend zu verbreiten suchten. Auch habe ich S. 4—5 gezeigt, wie die Jesuiten mit Commentaren versehene Klassiker-Ausgaben besorgten, worin all die einschlägigen Realien erklärt waren; ja selbst in dem den Rudimenta Gramm. beigefügten Lesebuche sind die Partien aus Nepos und die ausgewählten Briefe von Cicero mit einem trefflichen, ziemlich umständlichen Commentar versehen; so sind auch in den Chrestomathien für die 2., 3. und 4. Klasse die nothwendigen Anmerkungen angebracht, den beiden ersteren auch ein Index geographicus beigefügt, in der letzteren aber werden gleich Anfangs die römischen Schriftsteller des goldenen und silbernen Zeitalters aufgezählt; der Chrestomathie für die Rhetorik aber ist ein förmlicher Abriß der griechischen und römischen Literaturgeschichte beigefügt, sammt einem Anhange, der die wichtigsten Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philologen der neuern Zeit aufzählt und bis in's 16. Jahrhundert hereinreicht. Uebrigens lernte der Schüler schon aus den damals gebräuchlichen Chrestomathien weit mehr lateinische Klassiker kennen, als dieß heut zu Tage beim Gebrauche der Textausgaben möglich ist; und was insbesondere Mythologie, alte Geographie und Geschichte betrifft, so konnten die Studirenden aus den damals (von den Zwanziger- bis zu den Fünfziger-Jahren*) gebräuchlichen Lesebüchern der Geschichte sich bedeutende Kenntnisse zum Verständniß der Klassiker sammeln, denn diese waren sehr zweckmäßig eingerichtet und im Verhältniß zum Umfang sehr inhaltreich; sie enthalten die wichtigsten Momente aus der innern und äußern Geschichte Roms und Griechenlands und der asiatischen Reiche, ... eine besondere Einleitung in die alte Geographie von Griechenland und Asien (sammt einer Landkarte); ebenso in die von Italien (mit vier

*) Von den Lehrbüchern aus den Sechziger Jahren habe ich nur den 3. und 4. Theil zur Hand: ein kurzer Auszug aus der alten und neuen Geographie sammt Landkarten ist auch diesen beigefügt.

Landkarten); auch eine kurze geographische Uebersicht vom alten Palästina (mit einer Karte); hinsichtlich der Mythologie aber befanden sich die Schüler der alten Societät geradezu im Vortheil den heutigen Gymnasiasten gegenüber; denn im 2. Bändchen wird ziemlich ausführlich (S. 12—76) die Mythen- und Heroenzeit der Griechen behandelt, und findet sich am Ende eine vollständige Uebersicht der Iliade, der Odyssee und der Aeneïde; so wie S. 88 eine Angabe der wichtigeren griechischen Dichter, Philosophen und Schriftsteller: kurz und gut, die Erklärung der Realien ist in den Schulen der Societät nie vernachlässiget worden.

Aus dem Angeführten geht wohl zur Genüge hervor, was von der Phrase des Directors Gaspari zu halten sei, wenn er in seiner, übrigens von einem neckischen Fatum verfolgten Instruction von 1764 sagt: „daß man bisher höchstens Worte gelernt habe", und, wenn er nachdrücklichst einschärft, „dafür zu sorgen, daß die Schüler doch auch einen Begriff von dem Leben und den Gebräuchen der Römer und Griechen erhielten." Director Gaspari scheint eben die Phrase geliebt zu haben, wie Herr Doctor Kelle; und antijesuitische Phrasen waren damals an der Tagesordnung, ja gehörten zum guten Tone, wie sie auch heut zu Tage dazu gehören. Ich aber möchte den Herrn Doctor fragen, wie oder woher denn die heutigen Gymnasiasten eine so große Kenntniß der griechischen und römischen Alterthümer und der klassischen Literaturgeschichte erlangen; denn diese Kenntniß muß allerdings in seinen Augen eine besonders große sein, denn sonst hätte sein Vorwurf gegen den alten Jesuiten-Unterricht keinen Sinn. Woher also? etwa aus der Lectüre der Klassiker? Aber in dieser Beziehung sind die modernen Gymnasien mit ihren nackten Textausgaben schlimmer daran, als die alten; oder aus den Lehrbüchern der Geschichte? — nun, auch die historischen Lehrbücher der Jesuiten enthielten Bedeutendes; — oder etwa aus gewissen Hilfsbüchern? — aber dergleichen ist meines Wissens seit dem Bestehen der neuen Schulära in Oesterreich keines erschienen, und eine neue, etwa verbesserte und erweiterte Auflage des S. 7 genannten jesuitischen Hilfsbüchleins: „Manuale legendis etc." sammt der kurz zuvor angeführten „Bibliotheca manualis Attico - Romano - Oratoria etc." dürfte nicht zu den überflüssigen Dingen gehören.

Nun könnte ich dem Herrn Doctor aus der schon öfters genannten Bibliothek von Alegambe („Bibliotheca Scriptorum S. J. etc.") eine stattliche Reihe von Schriftstellern sammt ihren Werken vorführen, woraus er zur Genüge ersehen könnte, daß die grammatischen und stilistischen Kenntnisse der Jesuiten, nicht etwa auf Alvarez oder Gretser

beschränkt waren, wie er öfters einfältig genug behauptet; sondern, daß die Gesellschaft bereits im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (denn Alegambe's Bibliothek reicht nur von 1540 — dem Jahre der Bestätigung des Ordens — bis 1640) über 130 Schriftsteller aufweisen kann, die sich mit den alten klassischen Sprachen beschäftigten, und das Studium derselben zu fördern suchten, indem sie theils die lateinische oder griechische Grammatik bearbeiteten, theils kleinere oder größere Wörterbücher herausgaben, theils über Rhetorik und Poetik schrieben, theils philologische und kritische Werke, theils Anmerkungen und Commentare zu den Klassikern verfaßten: allein ich muß daran denken, mich einzuschränken und verweise deßhalb den Leser auf den Index bei Alegambe: dort wird er XIV §. 1, XV §. 1, XVI §. 1, 2, 3 das Gesagte bestätiget finden.

Doch die Geschosse des Herrn Dr. Kelle ruhen bereits, und ich überlasse es dem geehrten Leser, zu urtheilen, ob es ihm gelungen ist, in den jesuitischen Latein-Unterricht Bresche zu schießen.

Zum Schlusse dieser Debatte wird es mir gestattet sein, die Frage aufzuwerfen, wie es denn heute mit dem Latein-Unterricht in den Gymnasien bestellt ist. Ich will auf diese Frage nicht selbst Antwort geben, sondern Andere reden lassen, indem ich die Urtheile von einigen ebenso sachverständigen als unparteiischen Männern anführe.

Ein solches Urtheil finde ich ausgesprochen in einer Broschüre, welche 1861 in Görz erschienen ist, unter dem Titel: „Zur Reform des österreichischen Gymnasialwesens ꝛc. — von Karl Holzinger.“ Der Verfasser ist ein begeisterter Verehrer der vor 12 Jahren erfolgten Studienreform, und kann von diesem Gesichtspunkte aus nicht verdächtig sein; er beabsichtiget auch nur mit seinem Schriftchen Verbesserungsvorschläge für einzelne Mängel zu machen. S. 26—30 bespricht er den Unterricht im Latein, und daraus wollen wir einige Stellen ausheben. S. 29 also äußert sich Herr Holzinger folgender Maßen: „Was endlich das Lateinschreiben betrifft, so findet zwischen den Mitteln, die der Org. Entwurf bietet, und der Forderung, die er in dieser Richtung aufstellt, kein glückliches Verhältniß statt. Was demzufolge von der Mehrzahl der Schüler wirklich geleistet wird, ist — gestehen wir es — nicht des darauf verwendeten Schweißes werth, noch weniger des Kummers, den es verursacht, wenn ein sonst nicht unfähiger Jüngling einzig darum, weil es ihm hierin nicht gelingt, über das Klägliche hinauszukommen, sich vom Gymnasium entfernen oder nach achtjährigen Studien einen andern Beruf ergreifen muß. . . . . Ist es denn in den

Sprachen anderer moderner Culturvölker, deren Syntax doch weit einfacher ist, anders? Kann sich ein redlicher Lehrer der französischen Sprache wohl im Ernst verpflichten, seinem Schüler Correctheit und stylistische Gewandtheit zu geben, mittelst 280 schriftlicher Uebungen" (in 8 Jahren) „von möglichst geringem Umfange, die noch dazu wochen-, ja monatelang auseinanderliegen, und dieß zwar, wenn er ihm die Sprache nur auf rein grammatikalischem Wege, unter dem gleichzeitigen Drucke so vieler Gymnasialfächer beibringen muß, und weder er selbst, noch irgend ein Anderer mit dem Schüler je französisch spricht, damit ihm ja nicht ein Wort oder eine Construction entfalle, die dem Zeitalter Ludwig's XIV. fremd ist? Reden und Schreiben ist ja ein Können und kann nicht durch Reden über die Sprache, sondern nur durch Sprechen und Schreiben der Sprache erzielt werden." Das klingt ja geradezu wie eine Satire auf den modernen Latein-Unterricht! — In Folgendem gibt Herr Holzinger den Rath, entweder die unteren Klassen des Gymnasiums zur schola latina zu machen, oder da dieß einmal — auch nach seiner Ansicht — nicht thunlich sei, die schriftlichen Uebungen soweit sie stylistischer, nicht rein grammatikalischer Natur sind, wenigstens als Gegenstand der Klassifikation fallen zu lassen; damit jedoch die lateinische Sprache nicht bloß als Curiosum an der Universität vorgetragen werde, die stylistischen Uebungen für einen kleinen Kreis von Schülern des Ober-Gymnasiums, die dazu Talent und Lust besitzen, zu erweitern, dafür aber ihnen den allzugroßen Druck der Realien zu lüften. (S. 30.) Also so weit ist es nach Herrn Holzinger mit dem Latein-Unterricht in den Gymnasien gekommen, daß die lateinische Sprache an der Universität zu einem Curiosum herabsinken wird, falls man nicht zu außerordentlichen Maßregeln greift; bei den schriftlichen Uebungen soll hinsichtlich der Klassifikation nur Rücksichtsnahme auf die Regeln der Grammatik, nicht auf stylistische Mängel oder Vorzüge, d. h., um mit Herrn Kelle zu reden, nicht „auf den Geist der Sprache (S. 142), nicht auf „die Eigenthümlichkeiten des lateinischen Ausdruckes in Hinsicht auf Wort- und Satzbildung" (S. 145) maßgebend sein: denn dergleichen Dinge liegen im Allgemeinen für heutige Gymnasialschüler jenseits der Grenze des Erreichbaren. So urtheilte Herr Holzinger 1861; er hatte sich 12 Jahre Zeit gelassen, um seine Beobachtungen anzustellen, deren Resultate zu sammeln und dann mit seinen Verbesserungsvorschlägen hervorzutreten: anders urtheilt freilich Herr Kelle; denn sollten seine Vorwürfe gegen den Jesuiten-Unterricht nicht sinnlos sein, so muß er dabei allerdings

von der Ansicht ausgegangen sein, daß die heutigen Gymnasiasten sich auf „den Geist der lateinischen Sprache", auf „die Eigenthümlichkeiten des lateinischen Ausdruckes" vortrefflich verstehen.

Vernehmen wir nun eine Stimme aus Deutschland, und zwar eine protestantische. Albert Bischoff, Subrector zu Uffenheim in Mittelfranken, läßt in seiner Schrift: „Eines nach dem Andern. Ein Vorschlag zur Reform des Unterrichtswesens u. s. w." (Nördlingen 1866) unter anderen Klagen über den Zustand der Gelehrtenschulen Bayerns (S. 7—13) auch folgende laut werden: „Der traurigste Uebelstand ist nun aber der, daß es nicht bloß in einzelnen Dingen, in diesem und und jenem Unterrichtsgegenstande fehlt, sondern in allen. . . . Fangen wir beim Latein an, so ist es bekannt, wie selten Nichtphilologen, nachdem sie das Gymnasium verlassen haben, noch im Stande sind, einen Aufsatz in einem halbweg lesbaren Latein zu schreiben, ja wie ihre Kenntniß dieser Sprache, mit der sie sich mindestens neun bis zehn Jahre beschäftigt haben, bei ihrem Abgang von der Schule so gering ist, daß ihnen schon einige Jahre darauf das Lesen eines lateinischen Buches eine Mühe macht, welcher sich so leicht Keiner zu unterziehen Lust hat.*) So steht es also mit dem ersten und obersten Unterrichtsgegenstand."

Damit stimmt das Gutachten überein, welches den zur Berathung im Jahre 1867 in Fulda versammelten Bischöfen Deutschlands von mehreren Professoren der Theologie eingereicht war, in welchem auch darüber Klage geführt wurde, daß das Studium der lateinischen Sprache in den öffentlichen Lehranstalten immer mehr abhanden komme. „Auf den Staatsgymnasien," heißt es dort, „wird das Studium der lateinischen Sprache mehr und mehr durch eine unabsehbare Reihe von Fächern in den Hintergrund gedrängt, so daß die Candidaten des Priesterstandes in Folge dessen ohne die für den Theologen wünschenswerthe Fähigkeit in dieser Sprache in's Priesterseminar treten." (S. Antrittsrede von Dr. F. H. Reusch: Theologische Facultäten oder Seminare?)

Dieß mag genügen, um Herrn Kelle gegenüber den Unterschied zwischen dem ehemaligen jesuitischen und dem modernen Unterricht im Latein zu constatiren.

Was nun den Unterricht in der griechischen Sprache betrifft, so habe ich bereits S. 418 bemerkt, daß die Jesuiten in der österreichischen und böhmischen Provinz hierin bedeutend weniger leisteten, als die

*) Wie ganz anders war dieses im 16., 17. und noch im 18. Jahrhundert, wo lateinische Werke, in Prosa und Poesie, unter allen Gebildeten coursirten, und die gewöhnliche Lectüre, theils zum Studium theils zur Unterhaltung, bildeten?

Sprachen anderer moderner Culturvölker, deren Syntax doch weit einfacher ist, anders? Kann sich ein redlicher Lehrer der französischen Sprache wohl im Ernst verpflichten, seinem Schüler Correctheit und stylistische Gewandtheit zu geben, mittelst 280 schriftlicher Uebungen" (in 8 Jahren) „von möglichst geringem Umfange, die noch dazu wochen-, ja monatelang auseinanderliegen, und dieß zwar, wenn er ihm die Sprache nur auf rein grammatikalischem Wege, unter dem gleichzeitigen Drucke so vieler Gymnasialfächer beibringen muß, und weder er selbst, noch irgend ein Anderer mit dem Schüler je französisch spricht, damit ihm ja nicht ein Wort oder eine Construction entfalle, die dem Zeitalter Ludwig's XIV. fremd ist? Reden und Schreiben ist ja ein Können und kann nicht durch Reden über die Sprache, sondern nur durch Sprechen und Schreiben der Sprache erzielt werden." Das klingt ja geradezu wie eine Satire auf den modernen Latein-Unterricht! — In Folgendem gibt Herr Holzinger den Rath, entweder die unteren Klassen des Gymnasiums zur schola latina zu machen, oder da dieß einmal — auch nach seiner Ansicht — nicht thunlich sei, die schriftlichen Uebungen soweit sie stylistischer, nicht rein grammatikalischer Natur sind, wenigstens als Gegenstand der Klassifikation fallen zu lassen; damit jedoch die lateinische Sprache nicht bloß als Curiosum an der Universität vorgetragen werde, die stylistischen Uebungen für einen kleinen Kreis von Schülern des Ober-Gymnasiums, die dazu Talent und Lust besitzen, zu erweitern, dafür aber ihnen den allzugroßen Druck der Realien zu lüften. (S. 30.) Also so weit ist es nach Herrn Holzinger mit dem Latein-Unterricht in den Gymnasien gekommen, daß die lateinische Sprache an der Universität zu einem Curiosum herabsinken wird, falls man nicht zu außerordentlichen Maßregeln greift; bei den schriftlichen Uebungen soll hinsichtlich der Klassifikation nur Rücksichtsnahme auf die Regeln der Grammatik, nicht auf stylistische Mängel oder Vorzüge, d. h., um mit Herrn Kelle zu reden, nicht „auf den Geist der Sprache (S. 142), nicht auf „die Eigenthümlichkeiten des lateinischen Ausdruckes in Hinsicht auf Wort- und Satzbildung" (S. 145) maßgebend sein: denn dergleichen Dinge liegen im Allgemeinen für heutige Gymnasialschüler jenseits der Grenze des Erreichbaren. So urtheilte Herr Holzinger 1861; er hatte sich 12 Jahre Zeit gelassen, um seine Beobachtungen anzustellen, deren Resultate zu sammeln und dann mit seinen Verbesserungsvorschlägen hervorzutreten: anders urtheilt freilich Herr Kelle; denn sollten seine Vorwürfe gegen den Jesuiten-Unterricht nicht sinnlos sein, so muß er dabei allerdings

von der Ansicht ausgegangen sein, daß die heutigen Gymnasiasten sich auf „den Geist der lateinischen Sprache", auf „die Eigenthümlichkeiten des lateinischen Ausdruckes" vortrefflich verstehen.

Vernehmen wir nun eine Stimme aus Deutschland, und zwar eine protestantische. Albert Bischoff, Subrector zu Uffenheim in Mittelfranken, läßt in seiner Schrift: „Eines nach dem Andern. Ein Vorschlag zur Reform des Unterrichtswesens u. s. w." (Nördlingen 1866) unter anderen Klagen über den Zustand der Gelehrtenschulen Bayerns (S. 7—13) auch folgende laut werden: „Der traurigste Uebelstand ist nun aber der, daß es nicht bloß in einzelnen Dingen, in diesem und und jenem Unterrichtsgegenstande fehlt, sondern in allen. . . . Fangen wir beim Latein an, so ist es bekannt, wie selten Nichtphilologen, nachdem sie das Gymnasium verlassen haben, noch im Stande sind, einen Aufsatz in einem halbweg lesbaren Latein zu schreiben, ja wie ihre Kenntniß dieser Sprache, mit der sie sich mindestens neun bis zehn Jahre beschäftigt haben, bei ihrem Abgang von der Schule so gering ist, daß ihnen schon einige Jahre darauf das Lesen eines lateinischen Buches eine Mühe macht, welcher sich so leicht Keiner zu unterziehen Lust hat.*) So steht es also mit dem ersten und obersten Unterrichtsgegenstand."

Damit stimmt das Gutachten überein, welches den zur Berathung im Jahre 1867 in Fulda versammelten Bischöfen Deutschlands von mehreren Professoren der Theologie eingereicht war, in welchem auch darüber Klage geführt wurde, daß das Studium der lateinischen Sprache in den öffentlichen Lehranstalten immer mehr abhanden komme. „Auf den Staatsgymnasien," heißt es dort, „wird das Studium der lateinischen Sprache mehr und mehr durch eine unabsehbare Reihe von Fächern in den Hintergrund gedrängt, so daß die Candidaten des Priesterstandes in Folge dessen ohne die für den Theologen wünschenswerthe Fähigkeit in dieser Sprache in's Priesterseminar treten." (S. Antrittsrede von Dr. F. H. Reusch: Theologische Facultäten oder Seminare?)

Dieß mag genügen, um Herrn Kelle gegenüber den Unterschied zwischen dem ehemaligen jesuitischen und dem modernen Unterricht im Latein zu constatiren.

Was nun den Unterricht in der griechischen Sprache betrifft, so habe ich bereits S. 418 bemerkt, daß die Jesuiten in der österreichischen und böhmischen Provinz hierin bedeutend weniger leisteten, als die

*) Wie ganz anders war dieses im 16., 17. und noch im 18. Jahrhundert, wo lateinische Werke, in Prosa und Poesie, unter allen Gebildeten coursirten, und die gewöhnliche Lectüre, theils zum Studium theils zur Unterhaltung, bildeten?

Ratio stud. vorschreibt. Was diese verlangt, dürfte auch heutiges Tages für den griechischen Unterricht in den ersten 6 Klassen genügen; und scheint auch Herr Dr. Kelle (S. 145—146) mit den Anforderungen der Ratio stud. zufrieden zu sein. Der Unterricht begann schon mit der ersten Klasse, wo die Schüler lesen und schreiben lernen sollten; in der zweiten sollten die einfachen Nennwörter, das substantivische und das barytone Verbum gelernt werden: er fand täglich Nachmittags Statt und dauerte ungefähr 3/4 Stunden; doch konnte der Lehrer auch Vormittag, während er Pensa corrigirte, die Schüler mit einer Uebung im Griechischen beschäftigen, und zwar nicht bloß in den zwei ersten, sondern in allen sechs Klassen. In der 3. Klasse wurden die zusammengezogenen Nennwörter und Zeitwörter, sowie die Verba auf μι und die leichteren Formationen eingeübt; die Dauer des Unterrichtes, immer Nachmittag an allen Schultagen, betrug ungefähr 1 Stunde; als Lesebuch wird von der Ratio angegeben der griechische Katechismus (vom Jesuiten Georg Mayr eigens zum Schulgebrauch bearbeitet), oder die Tafel des Kebes; die schriftlichen Uebungen dienten zur Einübung der grammatischen Formen. In der 4. Klasse, mit ebenso viel Lehrstunden, wurden die 8 Redetheile, oder überhaupt Alles, was unter dem Namen der Rudimente begriffen ist, durchgenommen, mit Ausnahme der Dialekte und schwereren Ausnahmen und der Anhänge; zur Lectüre mögen gebraucht werden Aesopus oder der heil. Chrysostomus, Agapetus und dgl.; aus dem Auctor mußte Einiges memorirt werden; die Pensa sollen allenfalls dem Auctor entnommen (nachgebildet) sein und dazu dienen, den Schüler vorläufig mit der Eigenthümlichkeit der griechischen Syntax etwas bekannt zu machen. In der Poetik und Rhetorik dauerte der tägliche Unterricht — ebenfalls Nachmittags — etwa 1 1/4 Stunde; er befaßte sich in der Poetik mit der Syntax, der genauen Erklärung der Accente und mit der Metrik; gelesen sollten werden einige Reden von Isokrates und vom heil. Chrysostomus, vom heil. Basilius, oder einige Briefe des Plato und Synesius, oder ein ausgewähltes Stück aus Plutarch; im 2. Semester einige poetische Stücke aus Phokylides, Theognis, dem heil. Gregor von Nazianz und dgl.; das Memoriren aus den Auctoren wird auch hier gefordert. Die schriftlichen Uebungen sollten aus dem Auctor geschöpft und auf Einübung der syntaktischen Regeln berechnet sein; auch aufgelöste Gedichte können manchmal zusammengesetzt werden. Der Rhetorik war eigen die Lehre von der Silbenmessung und vollständigere Kenntniß der Auctoren und der Dialekte; zur Lectüre in Prosa und Poesie sollten nur wahrhaft klassische Auc-

toren, wie Demosthenes, Plato, Thukydides, Homer, Hesiod, Pindar &c." gebraucht werden, dazu könne man doch auch die hh. Gregor v. Nazianz, Basilius und Chrysostomus rechnen. Die schriftlichen Arbeiten waren mehr freie, selbstständige, theils prosaische, theils poetische Uebungen, nicht mehr bloß grammatische, dem Auctor nachgebildete Pensa; doch konnte Anfangs der Lehrer das Thema in der Muttersprache dictiren; auch sollte manchmal von den Rhetoren ein griechisches Stück in Vers oder Prosa, entweder in der Schule oder öffentlich bei feierlichen Gelegenheiten vorgetragen werden.

Dieß sind die Bestimmungen der Rat. stud. hinsichtlich des Unterrichts in der griechischen Sprache; Bestimmungen, die so weit gehen, als wohl kein Studienplan im 16. und 17. Jahrhundert gieng, ja mit denen sich auch heut zu Tage noch Erkleckliches im Gymnasium erzielen ließe. In den österreichischen Gymnasien aber blieb man weit hinter diesen Bestimmungen zurück; es wurde griechischer Unterricht nur einmal in der Woche, am Freitag Nachmittags durch $1^1/_2$ Stunde ertheilt: so war es wenigstens Brauch in den Dreißiger-Jahren des vorigen Jahrhunderts, wie wir aus der der schon oft genannten „Instructio priv." beigefügten Stundeneintheilung ersehen; wie lange bereits dieser Brauch, oder ob er von jeher bestanden, läßt sich wohl nicht mehr entscheiden; letztere Annahme dürfte indeß gar wenig Wahrscheinlichkeit für sich haben; denn mit ausdrücklichen Worten wird in dem im Namen des Generals Claudius Aquaviva erlassenen Rundschreiben (8. Jan. 1599) den Obern der Provinzen anbefohlen, an die Bestimmungen der Ratio studiorum sich zu halten; und machten sicherlich auch die Jesuiten in Oesterreich den Versuch, nach demselben sich zu richten. Allein bei Oesterreichs vielsprachiger Bevölkerung, und dem mangelhaften Zustande der Elementarschulen in jener Zeit, oder dem gänzlichen Mangel an solchen in manchen Landestheilen mochte den Jesuiten schon der Unterricht im Latein sehr schwer werden und sich ihnen bald die Ueberzeugung aufdrängen, daß es rathsamer sei, die Unterrichtsstunden für das Griechische zu reduciren und dafür mehrere auf das Latein zu verwenden; was dann ohne Zweifel sowohl von der Regierung als vom General in Rom gebilliget, und so zur feststehenden Gewohnheit geworden ist. Auf eine solche herkömmliche Gewohnheit beruft sich auch, wie ich bereits oben (S. 417—418) bemerkt, die Instructio priv., wo sie des griechischen Unterrichtes erwähnt; und auch den andern Grund, den dieselbe anführt, daß nämlich bei der studirenden Jugend eine große Antipathie gegen das Griechische vorherrsche, muß man billiger Weise gelten lassen:

denn ein so ernster, einsichtsvoller und eifriger Schulmann und dabei selbst ein gebildeter Grieche, wie Franz Wagner (vgl. S. 259), der Verfasser der Instructio, war, hat wohl nur einfach eine Thatsache constatiren wollen. Wann übrigens diese Sitte, den griechischen Unterricht nur einmal in der Woche zu ertheilen, in der österreichischen Provinz zur Geltung kam und ob sie auch in der böhmischen Provinz eingeführt ward, kann ich nicht entscheiden.

Uebrigens haben die Jesuiten von jeher, auch in Oesterreich gleich bei ihrem Auftreten im 16. Jahrhundert griechischen Unterricht ertheilt, und zwar auch an den Gymnasien, nicht bloß an den Universitäten. Der „Jahresbericht des kaiserl. königl. Ober-Gymnasiums zu Graz für 1869" enthält ein Lectionsverzeichniß aus dem Jahre 1577 für die in dieser Stadt von den Jesuiten kaum erst gegründete Lehranstalt, woraus wir ersehen, daß der Unterricht im Griechischen in der 2. Klasse begann und in den obern mit der Syntax des Clenard, der Lectüre der Iliade, der Disticha des Cato, der Apostelgeschichte und der Evangelien fortgesetzt wurde. Und die Studirenden erwarben sich wahrlich nicht unbedeutende Kenntnisse im Griechischen: denn als, wie im genannten Jahrrsbericht S. 40—41 erzählt wird, im Jahre 1592 die Professoren der protestantischen Stiftsschule ein großartiges Schauspiel veranstalten wollten und zu diesem Ende das aufzuführende Stück, eine Tragödie des Euripides, von einem Professor der Stiftsschule ins Latein übersetzt in 500 Exemplaren gedruckt worden war, gelangten einige davon auch in die Hände von Jesuitenschülern, welche in der Uebersetzung Fehler entdeckten, die dann in ein Verzeichniß gesammelt, und mit einem stacheligen Epigramm darunter, an den Ecken der Straßen angeschlagen wurden; worauf sieben protestantische Studenten aus dem Stift in die Jesuitenschulen übergetreten sein sollen.

Das grammatische Lehrbuch für die drei ersten Klassen war im Allgemeinen in Oesterreich und Deutschland ein Auszug aus Jakob Gretser's größerem, S. 160—180 besprochenen Werke. Ich habe einen solchen Auszug vor mir; das Büchlein*) ward 1736 in Tyrnau gedruckt zum Schulgebrauch für die 2. und 3. Klasse (die 1. kam gewöhnlich nicht in Betracht), wie in der Vorrede ausdrücklich**) bemerkt ist, und umfaßt ohne die Lesestücke 112 Seiten (8°). Es enthält in 11 Ka-

*) „Rudimenta linguae graecae etc. Tyrnaviae, typis academicis etc. Anno 1736."

**) „Excerpsimus haec Rudimenta Graecae Linguae ex primo Institutionum" (Gretseri) „Libro pro secunda et tertia Grammatices schola etc."

piteln eine kurze Uebersicht der ganzen Formenlehre, mit Einschluß der Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen; das 12. Kapitel enthält auf 20 Seiten die Lesestücke und das 13. die gewöhnlichsten Abbreviaturen. Auch den Auszug für die 2. Klasse allein habe ich vor mir aus dem Jahre 1756*) (Graz); er ist in deutscher Sprache bearbeitet, wahrscheinlich in Folge der Reform von 1735 und enthält auf 20 Seiten (8°) das Wichtigste über die Buchstaben, den Accent, Apostroph, Spiritus, Artikel, das Nomen (mit fünf Declinationen) und dessen Contraction, das Adjectiv und das Pronomen nebst 52 Abbreviaturen. So wurde denn dann der grammatische Unterricht in den höheren Klassen von Stufe zu Stufe fortgeführt, wie es die Ratio studiorum vorschreibt und Gretser sein größeres grammatisches Werk für die 4., 5. und 6. Klasse abgetheilt hatte; nur daß die einzelnen Lehrbücher bald den vollständigen Text von Gretser, bald Auszüge enthielten. So erschien im Jahre 1707 in Prag das Lehrbuch**) für die 6. Klasse oder die Rhetorik (Liber tertius) beinahe vollständig, wie es sich in Gretser's Grammatik selbst findet; hingegen im Jahre 1738 in Tyrnau ein ziemlich spärlicher Auszug für dieselbe Klasse: auf jeden Fall ersehen wir aber hieraus, daß die Jesuiten die ganze Grammatik stufenweise durch alle sechs Klassen genau in Uebereinstimmung mit der Ratio stud. auch in der österreichischen und böhmischen Provinz vortrugen. Indeß glaube ich, schon anderswo bemerkt zu haben, daß Gretser's Grammatik durchaus kein vorgeschriebenes Lehrbuch war, und daß auch die Jesuiten in Tyrnau die bekannte griechische Grammatik „in usum Seminarii Patavini" für die oberen Klassen herausgegeben haben: ich wenigstens habe zwei aus der akademischen Druckerei der Gesellschaft in Tyrnau hervorgegangene Auflagen dieser Grammatik vor mir, 336 Seiten (8°) mit kleinem Druck enthaltend; die eine vom Jahre 1756, die andere vom Jahre 1770. Für die Gymnasien in der westlichen Reichshälfte aber war von dem schon öfters genannten Jesuiten Andreas Fritz, wahrscheinlich in Folge der Reform von 1764, eine ganz neue griechische Grammatik von verhältnißmäßig geringem Umfange (102 Sei-

*) „Rudimenta Linguae Graecae ex Libro primo Institutionum Jacobi Gretseri S. J. extracta, et majori Tyronum infimae Grammatices classis commodo Germanice reddita. Graecii 1756."

**) „Jacobi Gretseri S. J. Institutionum Linguae Graecae Liber Tertius etc. — pro schola Rhetorices. In gratiam Studiosae Juventutis per Provinciam Bohemiae. Pragae, Typis etc. in Collegio S. J. ad S. Clementem — Anno 1707." Ueber den Inhalt des 3. Buches der Gretser'schen Grammatik vgl. S. 168.

ten (8°) mit sehr kleinem Druck) ganz in deutscher Sprache ausgearbeitet worden, ein treffliches Büchlein in Anbetracht des kleinen Umfanges, der wohl den Intentionen der Regierung entsprach: die erste Auflage scheint 1768 erschienen zu sein (vgl. Stöger: „Scriptores Provinciae Austriacae S. J." S. 89); ich habe eine spätere von 1773 zur Hand.*) Im Jahre 1772 ward das Büchlein in Prag in czechischer Sprache aufgelegt, nachdem schon früher eben daselbst eine deutsche Auflage erschienen war. Hat denn Herr Kelle gar keine Spur von dieser Grammatik in den böhmischen Bibliotheken entdeckt, da er immer nur von Auszügen aus Gretser redet? So viel von dem Unterricht in der griechischen Grammatik.

Aber was und wie viel wurde gelesen? — Hierauf gilt im Allgemeinen das, was ich kurz zuvor aus der Rat. stud. angeführt, hinreichenden Aufschluß: es konnte bei der für den griechischen Unterricht anberaumten Zeit von 4—5 Stunden wöchentlich, Bedeutendes gelesen werden; was aber wirklich in den österreichischen Schulen, bevor die Unterrichtszeit so verkürzt ward, gelesen wurde, darüber kann ich in Ermanglung aller Documente nichts Bestimmtes sagen: daß, seitdem der Unterricht auf 1½ Stunde in der Woche beschränkt war, neben der Erklärung der Grammatik und den schriftlichen Uebungen, denn solche, wie wir aus der Instructio ersehen, wurden immer vorgenommen, nicht viel gelesen werden konnte, ist selbstverständlich. Das Lesebüchlein für die 2. und 3. Klasse, das dem kurz zuvor genannten, in Tyrnau 1736 gedruckten Auszug aus Gretser beigefügt war, enthält auf seinen 20 Seiten das Wichtigste aus dem Katechismus, mehrere Gebete und Hymnen und die Disticha des Cato mit gegenüberstehender lateinischer Uebersetzung: immerhin viel genug für diese Stufe und für jene Zeit, wo noch im Allgemeinen überall in den Gymnasien — auch in den protestantischen — der griechische Unterricht dem lateinischen gegenüber eine sehr untergeordnete Stellung einnahm, in welcher er auch noch bis in die ersten Decennien des 19. Jahrhunderts herein verblieb. Was die oberen Klassen, besonders die 5. und 6. betrifft, muß man wohl beachten, daß in den Schulen, wo Gretser's Grammatik eingeführt war, die zahlreichen Beispiele, die auf jeder Seite angeführt sind, einen großen Theil der Lectüre vertreten konnten, und daß, wie es scheint, neben dem ordinären Auctor gewöhnlich auch die Apostelgeschichte oder das Evangelium

*) „Kurze Einleitung zur griechischen Sprache zum Gebrauche der österreichischen Schulen, auf allerhöchsten Befehl ausgefertigt. Cum Privilegio." Wien bei L. J. Kaliwoda rc. 1773.

des heil. Lucas gelesen wurde. Ueber das Lesebuch, das in den letzten Jahren vor der Aufhebung des Ordens in der österreichischen und böhmischen Provinz in den Humanitätsklassen eingeführt war, kann ich Aufschluß geben; ich habe zwei Exemplare, das eine in Wien, das andere in Prag 1771 gedruckt, zur Hand. Es ist reine Textausgabe ohne lateinische Uebersetzung und enthält auf 127 Seiten (8°) drei Reden von Demosthenes (die 1. Olynth. und die 1. und 2. Phil.) nebst ausgewählten Partieen aus Homer, Sophokles, Euripides, Aristophanes und Pindar. Auch mit diesem Lesebuche standen die Jesuiten, als sie in Folge der Aufhebung des Ordens vom Schauplatze ihrer Lehrthätigkeit abtraten, auf der Höhe ihrer Zeit: denn wohl nicht in vielen Gymnasien dürfte damals eine bessere Chrestomathie gebraucht worden sein. Was insbesondere die böhmische Provinz betrifft, möchte ich den geehrten Leser erinnern, daß dort, wie ich schon S. 94 bemerkt habe, bereits im 17. Jahrhundert ein von den Jesuiten herausgegebenes lateinisch-griechisch-deutsch-böhmisches Wörterbuch in mehrfachen Auflagen erschienen war; in der österreichischen Provinz war wahrscheinlich das lateinisch-griechische und griechisch-lateinische Lexicon vom deutschen Jesuiten Jacob Bayer*), oder das von Schrevelius**) gebräuchlich.

Doch kehren wir zu Herrn Kelle zurück; aus dem so eben Gesagten ergibt sich von selbst die Antwort auf die meisten seiner Behauptungen.

So erscheint gleich die erste Behauptung des Herrn Doctors, daß „die griechische Sprache gar nicht gelehrt wurde" (S. 145) als baare Unwahrheit; und was dabei das Auffallendste ist, so kommt der Herr Doctor mit sich selbst in Widerspruch: er kennt nach eigenem Geständnisse (S. 146) die Lesestücke, die in den Schulbüchern sich finden, die längst vor der 1. Reform im Jahre 1735 erschienen waren: um sich aber aus der Klemme zu helfen, behauptet er geradezu (natürlich ohne irgend einen Beweis), daß vor dem reformatorischen Eingreifen der Regierung weder etwas gelesen, noch etwas aus der Grammatik erklärt wurde;

*) Ich habe von Bayers Lexikon die fünfte Auflage vor mir (Mainz 1762). Es führt den Titel: Lexicon Latino-Graecum et Graeco-Latinum, utriusque Linguae Vocabula, Idiotismos, Dialectos, Phrases, Syntaxin, aliosque Elegantias exhibens, cum duplici Onomastico Nominum Propriorum etc." Es ist ein vortreffliches, reichhaltiges, hübsch ausgestattetes, auch heut zu Tage noch brauchbares Werk; der lateinisch-griechische Theil begreift 550, der griechisch-lateinische 472 zweispaltige Seiten (groß 8°) mit kleinem doch deutlichem Druck.

**) Das Exemplar von Schrevelius, das wir in der Bibliothek haben, ward, wie auf dem Titelblatte geschrieben steht, zum Gebrauch der Repetenten der griechischen Sprache im Akademischen Collegium zu Wien bestimmt.

verwickelt sich aber dabei in einen zweiten Widerspruch, denn er sagt selbst (S. 147), daß die Regierung „immer nachdrücklicher befahl, daß der griechischen Sprache mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde“; wenn aber die Regierung nur mehr Aufmerksamkeit forderte, so geht doch daraus offenbar hervor, daß einige Aufmerksamkeit der griechischen Sprache von den Jesuiten immerhin schon vor dieser Aufforderung geschenkt wurde. Aber ist es denn überhaupt wahr, daß die Regierung dieß „immer nachdrücklicher befahl“? Dieß sagt uns bloß Herr Kelle; wie viel Werth aber auf seine Behauptungen, ja selbst auf seine Citate zu legen sei, haben wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt: doch wenn der Doctor ein oder das andere hieher gehörige Citat aus dem Decret von 1752 angeführt hätte, so wollten wir seinen Citaten allenfalls Glauben schenken; er führt aber kein einziges an: so daß man zur Vermuthung berechtiget ist, die nachdrücklichen Befehle der Regierung haben nie irgendwo außerhalb des Kopfes des Herrn Doctors existirt. Das Patent von 1735 hatte bloß befohlen, „daß die griechische Sprache die Woche zweimal durch eine halbe Stunde tradirt werde“ (Kelle S. 72 — vgl. oben S. 417—418), während die Jesuiten dieselbe bis dahin nur einmal in der Woche am Freitag Nachmittags durch 1½ Stunde tradirten: mit diesen zwei halben Stunden Unterricht in der Woche konnte nun sicherlich nicht viel, ja um kein Haar mehr, als früher mit den anderthalb Stunden ausgerichtet werden; die Regierung verlangte aber auch, wie man aus dieser Bestimmung sieht, nicht viel; mit anderen Worten, sie schenkte selbst der griechischen Sprache keine große Aufmerksamkeit: und so ist es ganz unwahrscheinlich, daß die Regierung den Jesuiten „immer nachdrücklicher befahl, der griechischen Sprache mehr Aufmerksamkeit zu schenken“, als sie selbst ihr schenkte. Alle diese nachdrücklichen Befehle halte ich für zweckmäßige Fictionen des Herrn Doctors; wenigstens hätte er ein oder das andere Citat aus dem Hofdecret von 1752 anführen und uns belehren sollen, ob die Regierung auch mehrere Lehrstunden für den griechischen Unterricht angeordnet habe: denn sonst waren solche nachdrückliche Befehle wenig vernünftig und dürfte man in ihnen mit Recht den Ausdruck beabsichtigter Vexation erkennen.

Herr Dr. Kelle hat, wie bereits bemerkt, die griechischen Lesestücke in alten Schulbüchern, die bereits vor der ersten Reform existirten, gesehen: wenn es nun Lesestücke gab, so muß doch auch, wird der gewöhnliche von Vorurtheil und Leidenschaft unbestochene Menschenverstand denken, einiger grammatische Unterricht ertheilt worden sein: denn die

entgegengesetzte Ansicht, daß die sonst so weltklugen Jesuiten albern genug waren, in ihre Schulbücher griechische Lesestücke aufzunehmen, ohne dieselben mit den Schülern zu lesen, ja auch nur lesen zu können, weil sie gar keinen grammatischen Unterricht ertheilten, ja nicht einmal ein grammatisches Lehrbuch hatten, um sich so recht nicht bloß vor den eigenen Schülern, sondern vor der ganzen Welt zu blamiren, diese Ansicht, sage ich, klingt doch zu parador, als daß man sie dem erpichtesten Jesuiten-Feinde zumuthen könnte. Doch der Herr Doctor an der Universität in Prag ist über solche kleinliche Bedenken erhaben: er behauptet geradezu, es sei vor den Reformjahren 1735, 1752, 1764 gar nichts Griechisches gelesen worden, ja es haben gar keine grammatischen Lehrbücher existirt, solche seien erst um diese Zeit verfaßt worden. Wie gewissenhaft der Herr Doctor hiebei zu Werke geht, erhellt schon daraus, daß er auf derselben Seite (147), wo er diese Behauptung aufstellt, aus der Instructio privata, die bereits vor dem Reform-Decret 1735 erschienen war, den lateinischen Text der Stelle anführt, worin der griechische Unterricht kurz besprochen und folgender Passus vorkommt: . . . . „retinendus est mos provinciae nostrae hactenus usitatus, ut singulis diebus Veneris Gretseri praecepta graeca explanentur et aliquid scribatur", „man muß die in unserer Provinz herkömmliche Gewohnheit beibehalten, daß an jedem Freitag die griechische Grammatik von Gretser erklärt und etwas" (griechisch) „componirt werde". Also ward schon vor der ersten Reform Gretser's griechische Grammatik eingeführt und grammatischer Unterricht, sowohl mündlicher als schriftlicher, ertheilt und zwar nach herkömmlicher Gewohnheit an jedem Freitag. Der Herr Doctor hätte also wohl klüger gethan, die Stelle gar nicht anzuführen; freilich, wie er dieselbe versteht, werden wir bald sehen. In derselben Instructio privata findet sich auch, wie bereits erwähnt, die Stundeneintheilung für alle Schultage in der Woche, die dem Herrn Doctor ebenfalls bekannt sein mußte, und seine Behauptung in einem noch schlimmeren Lichte erscheinen läßt. Denn dort finden wir, daß in den Grammatikalklassen und in der Poetik von den fünf halben Stunden der nachmittägigen Schulzeit am Freitag die drei letzten auf den griechischen Unterricht vertheilt waren in folgender Ordnung: Diebus Veneris (Am Freitag) A. Meridie (Nachmittag) 1. (halbe Stunde) Lectiones. 2. Explicatio Autoris etc. 3. Explicatio Graeca (Griechischer Unterricht — Erklärung der Grammatik und des Autors). 4. und 5. Compositio graeca (Griechisches Pensum). So nach „herkömmlicher Gewohnheit".

verwickelt sich aber dabei in einen zweiten Widerspruch, denn er sagt selbst (S. 147), daß die Regierung „immer nachdrücklicher befahl, daß der griechischen Sprache mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde“; wenn aber die Regierung nur mehr Aufmerksamkeit forderte, so geht doch daraus offenbar hervor, daß einige Aufmerksamkeit der griechischen Sprache von den Jesuiten immerhin schon vor dieser Aufforderung geschenkt wurde. Aber ist es denn überhaupt wahr, daß die Regierung dieß „immer nachdrücklicher befahl“? Dieß sagt uns bloß Herr Kelle: wie viel Werth aber auf seine Behauptungen, ja selbst auf seine Citate zu legen sei, haben wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt: doch wenn der Doctor ein oder das andere hieher gehörige Citat aus dem Decret von 1752 angeführt hätte, so wollten wir seinen Citaten allenfalls Glauben schenken; er führt aber kein einziges an: so daß man zur Vermuthung berechtiget ist, die nachdrücklichen Befehle der Regierung haben nie irgendwo außerhalb des Kopfes des Herrn Doctors existirt. Das Patent von 1735 hatte bloß befohlen, „daß die griechische Sprache die Woche zweimal durch eine halbe Stunde tradirt werde“ (Kelle S. 72 — vgl. oben S. 417—418), während die Jesuiten dieselbe bis dahin nur einmal in der Woche am Freitag Nachmittags durch $1^1/_2$ Stunde tradirten: mit diesen zwei halben Stunden Unterricht in der Woche konnte nun sicherlich nicht viel, ja um kein Haar mehr, als früher mit den anderthalb Stunden ausgerichtet werden; die Regierung verlangte aber auch, wie man aus dieser Bestimmung sieht, nicht viel; mit anderen Worten, sie schenkte selbst der griechischen Sprache keine große Aufmerksamkeit: und so ist es ganz unwahrscheinlich, daß die Regierung den Jesuiten „immer nachdrücklicher befahl, der griechischen Sprache mehr Aufmerksamkeit zu schenken“, als sie selbst ihr schenkte. Alle diese nachdrücklichen Befehle halte ich für zweckmäßige Fictionen des Herrn Doctors; wenigstens hätte er ein oder das andere Citat aus dem Hofdecret von 1752 anführen und uns belehren sollen, ob die Regierung auch mehrere Lehrstunden für den griechischen Unterricht angeordnet habe: denn sonst waren solche nachdrückliche Befehle wenig vernünftig und dürfte man in ihnen mit Recht den Ausdruck beabsichtigter Vexation erkennen.

Herr Dr. Kelle hat, wie bereits bemerkt, die griechischen Lesestücke in alten Schulbüchern, die bereits vor der ersten Reform existirten, gesehen: wenn es nun Lesestücke gab, so muß doch auch, wird der gewöhnliche von Vorurtheil und Leidenschaft unbestochene Menschenverstand denken, einiger grammatische Unterricht ertheilt worden sein: denn die

entgegengesetzte Ansicht, daß die sonst so weltklugen Jesuiten albern genug waren, in ihre Schulbücher griechische Lesestücke aufzunehmen, ohne dieselben mit den Schülern zu lesen, ja auch nur lesen zu können, weil sie gar keinen grammatischen Unterricht ertheilten, ja nicht einmal ein grammatisches Lehrbuch hatten, um sich so recht nicht bloß vor den eigenen Schülern, sondern vor der ganzen Welt zu blamiren, diese Ansicht, sage ich, klingt doch zu parador, als daß man sie dem erpichtesten Jesuiten-Feinde zumuthen könnte. Doch der Herr Doctor an der Universität in Prag ist über solche kleinliche Bedenken erhaben: er behauptet geradezu, es sei vor den Reformjahren 1735, 1752, 1764 gar nichts Griechisches gelesen worden, ja es haben gar keine grammatischen Lehrbücher existirt, solche seien erst um diese Zeit verfaßt worden. Wie gewissenhaft der Herr Doctor hiebei zu Werke geht, erhellt schon daraus, daß er auf derselben Seite (147), wo er diese Behauptung aufstellt, aus der Instructio privata, die bereits vor dem Reform-Decret 1735 erschienen war, den lateinischen Text der Stelle anführt, worin der griechische Unterricht kurz besprochen und folgender Passus vorkommt: .... „retinendus est mos provinciae nostrae hactenus usitatus, ut singulis diebus Veneris Gretseri praecepta graeca explanentur et aliquid scribatur", „man muß die in unserer Provinz herkömmliche Gewohnheit beibehalten, daß an jedem Freitag die griechische Grammatik von Gretser erklärt und etwas" (griechisch) „componirt werde". Also ward schon vor der ersten Reform Gretser's griechische Grammatik eingeführt und grammatischer Unterricht, sowohl mündlicher als schriftlicher, ertheilt und zwar nach herkömmlicher Gewohnheit an jedem Freitag. Der Herr Doctor hätte also wohl klüger gethan, die Stelle gar nicht anzuführen; freilich, wie er dieselbe versteht, werden wir bald sehen. In derselben Instructio privata findet sich auch, wie bereits erwähnt, die Stundeneintheilung für alle Schultage in der Woche, die dem Herrn Doctor ebenfalls bekannt sein mußte, und seine Behauptung in einem noch schlimmeren Lichte erscheinen läßt. Denn dort finden wir, daß in den Grammatikalklassen und in der Poetik von den fünf halben Stunden der nachmittägigen Schulzeit am Freitag die drei letzten auf den griechischen Unterricht vertheilt waren in folgender Ordnung: Diebus Veneris (Am Freitag) A. Meridie (Nachmittag) 1. (halbe Stunde) Lectiones. 2. Explicatio Autoris etc. 3. Explicatio Graeca (Griechischer Unterricht — Erklärung der Grammatik und des Autors). 4. und 5. Compositio graeca (Griechisches Pensum). So nach „herkömmlicher Gewohnheit".

verwickelt sich aber dabei in einen zweiten Widerspruch, denn er sagt selbst (S. 147), daß die Regierung „immer nachdrücklicher befahl, daß der griechischen Sprache mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde"; wenn aber die Regierung nur mehr Aufmerksamkeit forderte, so geht doch daraus offenbar hervor, daß einige Aufmerksamkeit der griechischen Sprache von den Jesuiten immerhin schon vor dieser Aufforderung geschenkt wurde. Aber ist es denn überhaupt wahr, daß die Regierung dieß „immer nachdrücklicher befahl"? Dieß sagt uns bloß Herr Kelle; wie viel Werth aber auf seine Behauptungen, ja selbst auf seine Citate zu legen sei, haben wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt: doch wenn der Doctor ein oder das andere hieher gehörige Citat aus dem Decret von 1752 angeführt hätte, so wollten wir seinen Citaten allenfalls Glauben schenken; er führt aber kein einziges an: so daß man zur Vermuthung berechtiget ist, die nachdrücklichen Befehle der Regierung haben nie irgendwo außerhalb des Kopfes des Herrn Doctors existirt. Das Patent von 1735 hatte bloß befohlen, „daß die griechische Sprache die Woche zweimal durch eine halbe Stunde tradirt werde" (Kelle S. 72 — vgl. oben S. 417—418), während die Jesuiten dieselbe bis dahin nur einmal in der Woche am Freitag Nachmittags durch $1^1/_2$ Stunde tradirten: mit diesen zwei halben Stunden Unterricht in der Woche konnte nun sicherlich nicht viel, ja um kein Haar mehr, als früher mit den anderthalb Stunden ausgerichtet werden; die Regierung verlangte aber auch, wie man aus dieser Bestimmung sieht, nicht viel; mit anderen Worten, sie schenkte selbst der griechischen Sprache keine große Aufmerksamkeit: und so ist es ganz unwahrscheinlich, daß die Regierung den Jesuiten „immer nachdrücklicher befahl, der griechischen Sprache mehr Aufmerksamkeit zu schenken", als sie selbst ihr schenkte. Alle diese nachdrücklichen Befehle halte ich für zweckmäßige Fictionen des Herrn Doctors; wenigstens hätte er ein oder das andere Citat aus dem Hofdecret von 1752 anführen und uns belehren sollen, ob die Regierung auch mehrere Lehrstunden für den griechischen Unterricht angeordnet habe: denn sonst wären solche nachdrückliche Befehle wenig vernünftig und dürfte man in ihnen mit Recht den Ausdruck beabsichtigter Vexation erkennen.

Herr Dr. Kelle hat, wie bereits bemerkt, die griechischen Lesestücke in alten Schulbüchern, die bereits vor der ersten Reform existirten, gesehen: wenn es nun Lesestücke gab, so muß doch auch, wird der gewöhnliche von Vorurtheil und Leidenschaft unbestochene Menschenverstand denken, einiger grammatische Unterricht ertheilt worden sein: denn die

entgegengesetzte Ansicht, daß die sonst so weltklugen Jesuiten albern genug waren, in ihre Schulbücher griechische Lesestücke aufzunehmen, ohne dieselben mit den Schülern zu lesen, ja auch nur lesen zu können, weil sie gar keinen grammatischen Unterricht ertheilten, ja nicht einmal ein grammatisches Lehrbuch hatten, um sich so recht nicht bloß vor den eigenen Schülern, sondern vor der ganzen Welt zu blamiren, diese Ansicht, sage ich, klingt doch zu parador, als daß man sie dem erpichtesten Jesuiten-Feinde zumuthen könnte. Doch der Herr Doctor an der Universität in Prag ist über solche kleinliche Bedenken erhaben: er behauptet geradezu, es sei vor den Reformjahren 1735, 1752, 1764 gar nichts Griechisches gelesen worden, ja es haben gar keine grammatischen Lehrbücher existirt, solche seien erst um diese Zeit verfaßt worden. Wie gewissenhaft der Herr Doctor hiebei zu Werke geht, erhellt schon daraus, daß er auf derselben Seite (147), wo er diese Behauptung aufstellt, aus der Instructio privata, die bereits vor dem Reform-Decret 1735 erschienen war, den lateinischen Text der Stelle anführt, worin der griechische Unterricht kurz besprochen und folgender Passus vorkommt: . . . . „retinendus est mos provinciae nostrae hactenus usitatus, ut singulis diebus Veneris Gretseri praecepta graeca explanentur et aliquid scribatur", „man muß die in unserer Provinz herkömmliche Gewohnheit beibehalten, daß an jedem Freitag die griechische Grammatik von Gretser erklärt und etwas" (griechisch) „componirt werde". Also ward schon vor der ersten Reform Gretser's griechische Grammatik eingeführt und grammatischer Unterricht, sowohl mündlicher als schriftlicher, ertheilt und zwar nach herkömmlicher Gewohnheit an jedem Freitag. Der Herr Doctor hätte also wohl klüger gethan, die Stelle gar nicht anzuführen; freilich, wie er dieselbe versteht, werden wir bald sehen. In derselben Instructio privata findet sich auch, wie bereits erwähnt, die Stundeneintheilung für alle Schultage in der Woche, die dem Herrn Doctor ebenfalls bekannt sein mußte, und seine Behauptung in einem noch schlimmeren Lichte erscheinen läßt. Denn dort finden wir, daß in den Grammatikalklassen und in der Poetik von den fünf halben Stunden der nachmittägigen Schulzeit am Freitag die drei letzten auf den griechischen Unterricht vertheilt waren in folgender Ordnung: Diebus Veneris (Am Freitag) A. Meridie (Nachmittag) 1. (halbe Stunde) Lectiones. 2. Explicatio Autoris etc. 3. Explicatio Graeca (Griechischer Unterricht — Erklärung der Grammatik und des Autors). 4. und 5. Compositio graeca (Griechisches Pensum). So nach „herkömmlicher Gewohnheit".

Aber soll denn Herr Dr. Kelle bei seinen 12jährigen Nachforschungen in den böhmischen Bibliotheken nicht auch ein grammatisches Lehrbuch, das vor dem Jahre 1735 das Licht der Welt erblickt hat, entdeckt haben? Unglaublich! unmöglich! — hat doch eines sogar den Weg in unsere hiesige Bibliothek gefunden; das aber gerade auch die übrigen vertritt, nämlich das kurz zuvor (S. 457) angeführte Lehrbüchlein für die 6. Klasse oder die Rhetorik, das in Prag 1707 erschienen ist und beinahe vollständig in 29 Kapiteln auf 118 Seiten (8°), das 3. Buch (Liber tertius) aus Gretser's größerer Grammatik enthält. Ist nun in der 6. Klasse das 3. Buch vorgetragen worden, so wurde selbstverständlich in der 5. das 2., und in der 4. Klasse das 1. Buch, und in den unteren Grammatikalklassen der gewöhnliche, die Formenlehre und einige syntaktische Regeln enthaltende Auszug vorgetragen. Solches geschah in der böhmischen Provinz im Jahre 1707, und so ward es wohl von jeher seit dem Erscheinen der Gretser'schen Grammatik im Jahre 1593 gehalten. Aber auch von den beiden anderen S. 456—457 genannten grammatischen Lehrbüchlein, von denen das eine 1736 für die 2. und 3. Klasse, das andere 1738 für die Rhetorik in Tyrnau erschien, wird der Herr Doctor selbst nicht behaupten wollen, daß sie etwa in Folge der Reform von 1735 erschienen seien: denn all diese Reformen wie aus der Instruction von 1764 erhellt (Kelle S. 82), giengen Ungarn sammt seinen Nebenländern nichts an, sondern galten bloß der westlichen Reichshälfte. So sehen wir denn, daß ganz unabhängig von den späteren Reformen sowohl in der böhmischen als in der österreichischen Provinz, und in dieser sowohl dieß- als jenseits der Leitha von jeher grammatischer Unterricht im Griechischen ertheilt und mit Lectüre und schriftlicher Uebung verbunden worden ist: und hiemit Herrn Kelle's Behauptung, daß dieß erst in Folge der genannten Reformen geschehen sei, nichts Anderes, als zweckmäßige Erfindung, als eine bare Unwahrheit sei.

Eine solche bare Unwahrheit ist auch die fernere Behauptung des Herrn Doctors, wenn er sagt: „Gebraucht aber wurden alle diese Büchlein . . . ., wenige Gymnasien, z. B. die in Wien, Prag, Graz und Olmütz ausgenommen, eigentlich nirgends“ (S. 147). Was für Beweise bringt der Herr Doctor für diese seine Behauptung an? Vergebens sieht man sich nach solchen um: und daher weise ich mit Recht nach allen Grundsätzen der Moral seine Behauptung als böswillige Verleumdung zurück. Indeß ist die factische Widerlegung auch dieser Behauptung im Vorhergehenden enthalten: die so eben genannten, in

den Jahren 1736 und 1738 in Tyrnau erschienenen Lehrbüchlein beweisen hinlänglich, daß griechische Grammatik auch anderswo, nicht bloß in den 4 genannten Städten vorgetragen wurde. Doch man darf dergleichen Dinge auf Seite des Herrn Doctors nicht so ernstlich nehmen; auch werden die Leser bereits daran gewöhnt sein, zumal da der Herr Doctor selbst es auch nicht so ernstlich nimmt, ja schon hin und wieder seinen Lesern den Spaß bereitet hat, daß er selbst seine eigene Behauptung auf recht ergötzliche Weise widerlegt. Einen solchen Spaß bereitet er uns auch jetzt wieder; denn kaum hat er S. 147 behauptet, daß diese grammatischen Büchlein nirgends als in Wien, Prag &c. gebraucht wurden, als er S. 148 (Anm.) in einem zwar wieder zweckmäßig zugestutzten Citat aus Cornova's 6. Briefe (S. 68) uns belehrt, daß auch in Brünn die Elemente der griechischen Sprache tradirt wurden, und zwar, was Herr Kelle vor seinen Lesern zu verheimlichen sucht, in den Grammatikalklassen, worauf dann natürlich in den oberen Klassen der vollständigere Unterricht folgte, wie wir wieder aus demselben Briefe Cornova's ersehen, sowie auch, daß die griechische Sprache auch an den Gymnasien in den Landstädten gelehrt wurde. Denn S. 69 sagt er von sich selbst, daß er, als er in seinem 30. Jahre zum Professor der Poetik bestimmt worden, das Griechische mit mehr Ernst angegriffen, und durch eine Analyse der ganzen Iliade, die er auch mit eigener Hand niedergeschrieben, das Eis gebrochen habe; Cornova aber lehrte als Priester zuerst die Poetik im Jahre 1770 nicht in Prag oder Olmütz, sondern am Komotauer Gymnasium, wie wir aus seinem 8. Briefe S. 100 ersehen und dann bis zur Aufhebung des Ordens an einem andern Landgymnasium, wie er selbst von sich Brief 11 S. 158 sagt: „Schon lehrte ich als Priester das dritte Jahr die Poetik auf Landgymnasien." Daraus geht nun doch offenbar hervor, daß der griechische Unterricht nicht bloß in Prag, Olmütz, Wien und Graz, sondern an allen Gymnasien, auch an denen in den Landstädten, und zwar sowohl in den unteren als oberen Klassen ertheilt wurde, und daß die Lectüre — denn Cornova las mit seinen Schülern in der Poetik die Iliade — mit der Erklärung der Grammatik Hand in Hand ging. Wozu hätten auch die Jesuiten bereits in den Zwanziger-Jahren — weiter reichen die Provinz-Kataloge, die ich vor mir habe, nicht zurück — Repetenten der griechischen Sprache gehabt, wozu hätten sie seit Gretser die Herausgabe von griechischen Wörterbüchern, Vocabularien, Nomenclatoren, Onomastika, von griechischen Klassikern und Anthologien, von größern oder kleinern Grammatiken, ja selbst von

Gebet- und Erbauungsbüchern für die studirende Jugend besorgt, wenn in ihren Schulen die griechische Sprache nicht gelehrt worden wäre?

Und was folgt hieraus? — Wohl einfach dieses, daß unser Geschichtschreiber sich wieder arg blamirt hat.

Eine bare Unwahrheit ist es wiederum, wenn Herr Kelle ferner sagt: „Höchstens, daß man hie und da in den Humanitätsklassen an den Ferialtagen eine halbe Stunde lang die eine oder andere Regel erklärte und Etwas schrieb" (S. 147). Wie beweist nun Herr Kelle diese seine Behauptung? Dadurch, daß er sie selbst in eben so amüsanter als schlagender Weise widerlegt und nebstdem ein allerliebstes Muster von freier Uebersetzungskunst uns liefert. Denn als Beweis für seine Behauptung citirt er — freilich nur in lateinischer Sprache — die kurz zuvor S. 461 von mir angeführte Stelle aus der Instructio privata, worin der Passus vorkommt: „retinendus est mos, ut etc." — und da übersetzt dann der Herr Doctor „diebus Veneris" mit „an Ferialtagen", da doch jeder Gymnasialknabe weiß, daß dies Veneris der Freitag ist. Der Freitag war aber ein strenger Schultag mit dritthalb Stunden Unterricht, sowohl Vor- als Nachmittag. Die Worte: „höchstens", „hie und da", „in den Humanitätsklassen", „eine halbe Stunde" auf eigene Faust hinzuzusetzen, dazu berechtigte ihn natürlich der Zweck: während die ebenfalls kurz zuvor angeführte Stundeneintheilung, die auch dem Herrn Doctor bekannt sein mußte, uns genau über die für den Unterricht festgesetzte Zeit belehrt, sowie auch, daß derselbe nicht bloß „in den Humanitäts-", sondern auch in den Grammatikalklassen ertheilt worden sei.

Was endlich die spöttische Bemerkung des Herrn Doctors (S. 146) betrifft, daß die Ratio stud. wohl nicht mehr griechische Schriftsteller kannte, als in ihr eben genannt werden, legt er damit nur einen neuen Beweis von seiner Unwissenheit (trotz der 12jährigen Forschungen) und unwürdigen Schmähsucht ab; und um sie zu widerlegen, genügt es, darauf hinzuweisen, daß schon längst vor Abfassung der Ratio studiorum die beiden, S. 293 genannten italienischen Jesuiten Andr. Frusius und Ant. Possevin ihre encyklopädischen Werke veröffentlicht hatten; doch wir brauchen, um den Herrn Doctor zu beschämen, nicht nach Italien zu gehen. Im Jahre 1569 — also 30 Jahre vor der Veröffentlichung der Rat. stud. — ward in München von den Jesuiten eine Verordnung gedruckt, worin alle in den Schulen gestatteten griechischen und lateinischen Schriftsteller angeführt sind; unter diesen sind nun auch folgende, in der Rat. stud. nicht genannte griechische Klassiker aufgezählt: Pausanias, Herodotus, Arrianos, Xenophon,

Diogenes, Cornelius, Polybius.*) Was sagt denn Herr Kelle dazu? Auf wen fällt der burschikose Spott zurück?

Hiemit hat nun der Herr Doctor in der Frage des griechischen Unterrichtes all sein Pulver verschossen: daß die Jesuiten in den Sechziger-Jahren eine neue griechische Grammatik, ganz in deutscher Sprache verfaßten (vgl. S. 457—58), und in den Humanitätsklassen ein treffliches Lesebuch (vgl. S. 459) eingeführt hatten: davon den Lesern etwas mitzutheilen, hat unser Geschichtschreiber natürlich nicht für zweckdienlich erachtet.

Ich aber möchte fragen: Müssen sich denn etwa die österreichischen Jesuiten des Wenigen, was in ihren Schulen im griechischen Unterricht geleistet worden, schämen? — ward in anderen Gymnasien, auch in protestantischen Ländern, etwa mit wenigen Ausnahmen, im Allgemeinen mehr geleistet? — Ich glaube, die Frage verneinen zu dürfen. Der Herausgeber des oben genannten Schrevel'schen Lexikons (1690) klagt in der Dedication gar sehr über den Verfall des griechischen Studiums in Deutschland, und meint, wenn jetzt wieder gelehrte Griechen, wie vor 100 Jahren, aus Constantinopel nach Deutschland kämen, so würden sie wohl nicht, wie damals in die Worte ausbrechen: Ἰταλία βαρβαρία, sondern eher ausrufen: Γερμανία βαρβαρία; und obgleich später im 18. Jahrhundert das Studium der griechischen Literatur durch Ferd. Aug. Wolf und andere Philologen einen gewaltigen Aufschwung nahm, so blieb dieser Aufschwung im Ganzen auf die Universitäten beschränkt; in den Gymnasien drängte noch lange Zeit das Latein, als das Hauptstudium, die übrigen Gegenstände in den Hintergrund, und die Anforderungen, die man im Griechischen an die Schüler stellte, waren noch bis in's 19. Jahrhundert hinein sehr bescheiden, wie unbestreitbare Zeugnisse beweisen. Ich habe eine Broschüre**) neuesten Datums von einem erfahrenen deutschen Schulmanne vor mir, worin Vorschläge zu einer Reform der deutschen, respective der preußischen Gymnasien besprochen werden. Unter anderen Uebelständen an den Gymnasien, die dann wieder Uebelstände an den Universitäten zur Folge haben, findet der Herr Verfasser auch diesen (S. 2 f), daß die Gymnasialjugend mit Gegenständen allzusehr überbürdet sei, wodurch die

---

*) S. „Felix Jos. Lypowsky, Geschichte der Jesuiten in Bayern." — II. Th. S. 116—117.

**) „Ein Vorschlag zur Reform unserer Gymnasien. Von Carl Peter, Dr. der Theologie und Philosophie, Consistorialrath und Rector der Landesschule zu Pforta a. D. Jena 1874."

Studien ihr vergällt werden, so daß in den jungen Leuten, wenn sie in die Universität übertreten, bereits der Eifer und das rege Streben nach weiterer Ausbildung erstorben ist; und zeigt dann an einigen Beispielen, wie gering die Vorbereitung gewesen, welche zu Anfang des Jahrhunderts als ausreichend für die akademischen Studien angesehen wurde. Zuerst führt er das Beispiel des „durch seine gemeinnützige Thätigkeit bekannten“ preußischen Schulraths W. v. Türk an, der in seiner Selbstbiographie (Potsdam 1852) über den Stand seiner Bildung beim Eintritt in die akademischen Studien Folgendes berichtet: „Von der griechischen Sprache verstand ich gar nichts; einen lateinischen Prosaiker übersetzte ich ziemlich — einen Dichter zu übersetzen vermochte ich nicht; eben so wenig war ich im Uebersetzen vom Deutschen in's Lateinische geübt. Von der Mathematik und Algebra wußte ich nichts. Das Rechnen war nur das gewöhnliche mechanische. In schriftlichen Aufsätzen war ich wenig geübt; zum eigenen Studium wenig angeleitet.“ Von seinen Kenntnissen in der Geschichte und Geographie, in der deutschen Sprache und Literatur thut W. v. Türk gar keine Erwähnung; diese Gegenstände wurden also wohl gar nicht vorgetragen: man gehe um 40—50 Jahre rückwärts und vergleiche den Gymnasiasten W. v. Türk vom 19. Jahrhundert mit einem Jesuiten-Schüler aus den Sechziger- oder Siebziger-Jahren des 18. Jahrhunderts, und man wird nicht umhin können, zu gestehen, daß letzterer in all den genannten Gegenständen, namentlich auch im Griechischen besser daran war. Dann fährt der Herr Verfasser fort: „Besonders im Griechischen wurde gewöhnlich sehr wenig gelernt. Wir verweisen deßhalb beispielsweise nur auf den Verfasser des „Ersten Schulhomers“, den Professor Koch in Marburg, welcher in der Vorrede dieses Buches versichert, daß der von ihm auf dem Gymnasium genossene Unterricht im Griechischen sich auf die Lesung des neuen Testamentes vermittelst einer Interlinearversion beschränkt habe“ (ein ganz anderes Lesebuch hatten die österreichischen Jesuiten bereits vor 50—60 Jahren), „und auf den im Jahre 1849 verstorbenen Berliner Schulrath Otto Schulz, welcher in seinen „Erinnerungen an Fr. Aug. Wolf“ über die Leistungen der Gymnasien im Griechischen zu Anfang dieses Jahrhunderts sich folgendermaßen ausspricht: „Ein Primaner, der mit einiger Kenntniß der griechischen Formenlehre das Gymnasium verließ und außer dem neuen Testament noch einige Rhapsodien des Homer oder einige Bücher des Herodot gelesen hatte, galt für einen ausgezeichneten Griechen, und dieses Ziel erreichten nur diejenigen, welche eine entschiedene Neigung

zu philologischen Studien hatten." Nun, Homer las auch, wie wir gehört haben, Cornova mit seinen Schülern, und Homer und Herodot wurden schon im 16. Jahrhundert in den Schulen der Societät gelesen (vgl. Lypowsky — „Gesch. d. Jesuiten in Bayern II. Theil S. 119), und die Rat. stud. forderte mehr, als bloß „einige Kenntniß der griechischen Formenlehre, und wurde auch in den österreichischen Schulen wirklich mehr gelehrt, wie die noch vorhandenen Schulbücher bezeugen (vgl. S. 456—58).

Das Gesagte dürfte genügen, sowohl um den griechischen Unterricht auch in den österreichischen Schulen der Societät, besonders in Anbetracht des Zeitabstandes und anderer obwaltenden Schwierigkeiten, in einem minder ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen, als in welchem der Herr Doctor in Prag uns selben darzustellen per fas et nefas sich abmüht; als auch das ziemlich allgemein verbreitete Vorurtheil abzuschwächen, daß es mit Bildung und Wissenschaft in protestantischen Gymnasien, im Vergleiche zu denen der Jesuiten, gar vortrefflich bestellt war.

Aber wurde in anderen Provinzen der griechische Unterricht eifriger betrieben, waren ihm mehr Lehrstunden zugewiesen? Ich antworte mit einem entschiedenen Ja. Das schon öfters genannte Büchlein „Rat. et Via etc.", das die Schulordnung für die oberdeutsche Provinz enthält, weist genau nach (Cap. IV Artic. I §. 1—5), daß die von der Rat. stud. für den griechischen Unterricht bestimmte Zeit eingehalten wurde, mit Ausnahme des Samstags, wo statt des gewöhnlichen griechischen Unterrichts in der Rhetorik die Apostelgeschichte, in der Poetik und Syntax das Evangelium in griechischer Sprache, in den niederen Grammatikalklassen aber in lateinischer Sprache erklärt wurde. Ebenso ersehen wir aus Cap. III Art. I—VI („De Scholarum Libris, et praelectionum argumentis"), daß für jede Klasse der durch die Rat. stud. bestimmte grammatische Unterricht, so wie auch die Lesebücher festgesetzt waren; schon in der 1. Klasse mußten die Knaben das Compendium von Gretser's Grammatik, oder ein anderes vom kurz vorher genannten Lexikographen Jac. Bayer angefertigtes haben. Aus demselben Büchlein erfahren wir (Cap. IV Art. I §. 7 XI), daß in der oberdeutschen Provinz ganz in Uebereinstimmung mit der Rat.*) stud. beim feierlichen Schlusse des Schuljahres denjenigen Schülern aus allen 6 Klassen

*) S. „Leges Praemiorum." Acht Preise bestimmt die Rat. stud. als normale Zahl für die Schüler der Rhetorik; nämlich je zwei für die lateinische Composition in Prosa und in Versen, und ebenso viele für die griechischen Arbeiten;

Preise ertheilt wurden, welche im Griechischen die besten Fortschritte gemacht, und diese Fortschritte durch die gelungenste schriftliche Arbeit erwiesen hatten, was wir auch in dem S. 358 angeführten Werke von Herrn B. Stubenvoll (S. 155 und 158) bestätigt finden. Ueberhaupt scheint in der oberdeutschen Provinz Gretser's und Pontanus' Geist hinsichtlich der Studien der griechischen und lateinischen Literatur am nachhaltigsten bis zur Aufhebung des Ordens gewirkt zu haben, und besonders scheinen erstere mit mehr Energie, als in mancher andern Provinz gepflegt worden zu sein. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts veröffentlichte Wolfgang Schönsleder, um den Studirenden die Lectüre der griechischen Klassiker und die schriftlichen Uebungen zu erleichtern, sein griechisches Wörterbuch (Onomasticon Graeco-Latinum et Latino-Graecum), nebst einer Anthologie griechischer Epigramme in lateinischen Versen (Anthologia Graecorum Epigrammatum, latino carmine reddita S. Jöcher); und mit griechischen Klassikerausgaben hatte man schon im 16. Jahrhundert begonnen. So erschienen in kurzen Zwischenräumen drei Auflagen von Demosthenes' drei Olynthischen Reden und den vier gegen Philippos" (1591, 1605, 1618 — vielleicht auch mehrere, aber ich finde in der Bibliothek nur diese drei); ein Beweis, daß die Bücher wohl gebraucht und auch verbraucht wurden. So hatten auch die Jesuiten der oberdeutschen Provinz in derselben Zeit (1606) drei Tragödien des Euripides (Hecuba, Orestes, Phoenissae) mit parallel laufender lateinischer Uebersetzung (wie damals gewöhnlich) herausgegeben (Ingolstadii — Sartorii — In usum Scholarum S. J.); ferner „Orationes Aeschinis et Demosthenis in Aesch. et pro Ctesiph. 1595; so wie auch vier Reden des Isokrates (Ad Daemonic., Ad Nicocl., Nicocles, Evagoras), und ebendesselben Panegyricus, Areopagiticus, Ad Philippum, Archidamus; ferner „Luciani Samosatensis Dialogorum selectorum Libri duo graecolatini" und „Theognidis Megarensis Sententiae Elegiacae cum Inter-

---

sechs für die 5. und 4. Klasse, die zwei für die griechischen Verse fallen weg; in den drei untersten fallen auch die zwei Prämien für das lateinische Gedicht weg, so daß für diese nur vier Preise übrig blieben. Doch könne nach dem Verhältniß der Schülerzahl auch die Zahl der Preise vermehrt oder vermindert werden. Im Laufe der Zeiten wurden später auch aus der Geschichte, und in München, wie uns Herr Stubenvoll versichert (S. 155), auch aus dem Rechnen Preise ertheilt.

*) „Demosthenis Orationes Olynthiacae et Philippicae, Graecae et Latinae simul editae cum argumentis Libanii. In usum Scholarum Soc. Jesu Ingolstadii, ex typographia Adami Sartorii. Das Titelblatt trägt die Devise: Sapiens dominabitur Astris.

pretatione Latina" (Ingolstadii — Sartorii — 1598). Aber auch Herodian's Geschichtsbücher und Xenophon's Cyropädie wurden in den Schulen der Provinz gelesen; von den ersteren erschien eine Ausgabe des 1. Buches (Dilingae — 1659); von der letzteren wurden die drei ersten Bücher in München 1621 herausgegeben. Selbst Gebet und Erbauung und den Religionsunterricht benützten die Jesuiten dazu, um den Schülern das Griechische geläufig zu machen. Zu diesem Ende verfaßte Georg Mayr Weihnachts- und Osterlieder in deutscher, griechischer und lateinischer Sprache und übersetzte den Katechismus von Canisius und das Büchlein des Thomas v. Kempen: „Von der Nachfolge Christi" in's Griechische (Augsb. 1615). Vom Jahre 1768 habe ich ein merkwürdiges, treffliches Lehr- und Lesebuch vor mir; es führt den Titel: „P. Giraudeau e S. J. Radices Linguae Graecae cum Exercitationibus Bono Juventutis Scholasticae emendatae et auctae ut ad legenda Graeca sit brevis et expeditus aditus" — (Ingolstadii — 8°) und besteht aus drei Theilen. Der 1. Theil enthält die wichtigsten substantivischen und adjectivischen Wurzelwörter nebst den gebräuchlichsten Adverbien und Conjunctionen und den durch zahlreiche Anmerkungen erläuterten Declinationstabellen, auch der Pronomina; dann die wichtigsten Verbalstammwörter mit den Conjugationstabellen und erklärenden Anmerkungen; hierauf folgen (S. 57—154) die prosaischen Lesestücke, größtentheils aus Diogenes Laertius und Xenophon's Cyropädie; alle sind mit einem reichhaltigen, grammatischen und den Inhalt erläuternden Commentare versehen. Der 2. Theil (S. 154—238) enthält die poetische Lectüre; eine zusammengezogene Odyssee in 6 Büchern, von Giraudeau in griechischen Hexametern verfertigt, worin alle griechischen Wurzelwörter vorkommen, nebst einer kleinen Auswahl aus Anakreon, Homer's Iliade, Theokrit, Moschos und Bion und Sophokles; alles durch zahlreiche Anmerkungen erläutert. Den 3. Theil (S. 239—381) endlich bildet ein vollständiges Verzeichniß der Wurzelwörter (Lexicon Radicum). Doch war das Werk kein eigentliches Schul-, sondern nur ein Hilfsbuch.

Aber auch in den beiden rheinischen Provinzen wurde für jene Zeiten das Studium der griechischen Sprache eifrig gepflegt. Beweis hiefür ist schon das oben angeführte treffliche griechische Lexikon von Jac. Bayer, das 1708 zuerst erschienen, im Jahre 1762 zum fünften Male aufgelegt ward. Aber schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte Heinrich Elverich die „Radices Linguae Graecae et Latinae" und Joh. Murbach eine griechisch-lateinische Phraseologie aus Isokrates

(„Isocratis Phraseologia Graeco-Latina") herausgegeben. Im Jahre 1714 gab die oberrheinische Provinz das Werk des französischen Jesuiten Nicol. Caussin: „Thesaurus Graecae Poeseos ex omnibus Graecis Poetis collectus" heraus (Moguntiae); doch werden darin nicht bloß Stellen aus Dichtern, sondern auch aus Prosaikern und christlichen Schriftstellern angeführt; der Katalog der citirten Schriftsteller weist mehr als 200 Namen auf: und so dürfte Caussin bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts so ziemlich mit der griechischen Literatur bekannt gewesen sein.

Ich habe so eben zwei griechische Werke von französischen Jesuiten genannt; diese dürften wohl den Gedanken nahe legen, daß in Frankreich das Studium der griechischen Sprache und Literatur eifrig betrieben ward; und wirklich haben mehrere Mitglieder der französischen Provinzen als Verfasser von Grammatiken und Wörterbüchern sich um dieselben nicht geringe Verdienste erworben. Es möge hier genügen, nur folgende Namen aus Jöcher und Alegambe anzuführen: Karl Pajot: „Via brevior ad interpretationem Linguae Graecae, Syntaxis graeca, Dictionarium Latino-Gallico-Graecum"; Andr. Perzivales, ein geborner Grieche aus Corfu: „Compendium Grammaticae Graecae"; Wilh. Baily: „De Arte grammatica Graecorum, De Accentibus et de Syllaborum Quantitate Graecorum", „De Graecorum Dialectis"; Steph. Moquot: „Grammatica Graeca Nic. Clenardi in meliorem formam redacta". Alle diese Schulbücher erschienen schon in den zwei oder drei ersten Decennien des 17. Jahrhunderts. Ludw. Coulon gab einen Theil von Homer sammt Uebersetzung und Anmerkungen zum Schulgebrauche heraus („ad scholarum nostrarum usum" bemerkt Alegambe) und bald darauf ein „Lexicon Homericum"; Claud. Dasque verfaßte Noten zu den Gedichten des Q. Smyrnäus. Franz Vigier († 1647) aber erregte mit seinem Werke: „De Praecipuis Graecae Dictionis Idiotismis" in den Gelehrtenschulen Europa's dasselbe Aufsehen, wie vor ihm Tursellin mit dem seinen: „De usu Particularum latini sermonis" erregt hatte. Es ward zuerst in Paris — 1627 — aufgelegt; aber die Zahl der nachfolgenden Auflagen dürfte sich nicht so leicht bestimmen lassen; mit solchem Beifalle ward das Buch von den Gelehrten aufgenommen, und allmählig mit zahlreichen Zusätzen und Anmerkungen bereichert. In der vom holländischen Philologen Heinr. Hoogeveen veranstalteten Ausgabe erscheint Vigier's Werk bereits als ein voluminöser Octavband; dann (1777) fügte der deutsche Philolog Joh. Carl Zeune in der von ihm besorgten Auflage wieder seine

Bemerkungen hinzu, endlich in der von Gottf. Hermann veranstalteten Ausgabe (Leipzig 1802) war das Buch zu einem Umfange von 818 Seiten (8°) angeschwollen und erlebte in dieser Gestalt noch drei fernere Auflagen in Deutschland — die letzte 1834 — Leipzig. Der durch seine Concilien-Sammlung (17 B. Fol.) historische, chronologische und andere Werke rühmlichst bekannte Phil. Labbe verfaßte auch mehrere Schriften über griechische Grammatik und Poesie, sowie auch eine treffliche Sammlung griechischer Wurzelwörter; und schon vor Labbe hatte Jul. Cäs. Boulenger die griechischen und römischen Alterthümer in zahlreichen Abhandlungen bearbeitet (mehrere Bände, theils 8°, theils Fol.); Dion. Petavius aber veröffentlichte aus der griechischen Profanliteratur (denn nur diese wird hier berücksichtigt) die Reden des Themistios und die Schriften des Kaisers Julian mit Uebersetzung und Commentar; und verfaßte selbst mehrere griechische Gedichte auf die heil. Genovefa, Patronin von Paris, und auf König Ludwig XIII., übersetzte auch das ganze Psalterium und alle übrigen Lieder, die in der heil. Schrift vorkommen, in griechischen Hexametern, eine Paraphrase des „Ecclesiastes“ aber bearbeitete er in Distichen. Nach ihm schrieb René Rapin seine Parallelen zwischen Homer und Virgil, zwischen Demosthenes und Cicero, zwischen Platon und Aristoteles, zwischen Thukidides und Livius; und schließlich will ich noch Pet. Brumoy mit seinem großartigen Werke: „Das griechische Theater“ nennen, worin er die griechischen Tragiker übersetzt und kritisch analysirt und in mehreren Abhandlungen das Theaterwesen der Griechen beleuchtet.

Diese Bemerkungen werden genügen, um den Leser zu überzeugen, daß in den französischen Provinzen dem Studium der griechischen Literatur immer viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

So verfaßte auch der belgische Jesuit Ant. Laubegeois († 1626) eine griechische Grammatik („Graecae Linguae Breviarium“); ebenso Servat. Sacre „Enchiridion Gramm. Graecae“ (Douay 1632); der S. 288 genannte Andreas Schott, einer der größten Philologen seiner Zeit, erläuterte die unregelmäßigen griechischen Verba (Tabulae Anomalorum Verborum Graecorum); zugleich gab er eine Schrift über die römischen und attischen Monate, sowie über die griechischen und römischen Münzsorten im Verhältniß zu den modernen heraus (Tabulae mensium Romanorum et Atticorum, Tabulae rei nummariae Romanorum Graecorumque etc. — Antwerp. 1616); veröffentlichte auch eine Sammlung griechischer Sprichwörter aus Zenobius, Suidas rc., die er in lateinische Verse übersetzte und durch Scholien erläuterte

(Adagia etc. — Antwerp. 1612), sowie einen Commentar zu Aristophanes und Demosthenes; ferner eine Biographie des Aristoteles und des Demosthenes, worin die zwei berühmten Zeitgenossen mit einander verglichen werden (Vitae comparatae etc. — Augsburg 1603 4°); das größte Verdienst aber um das Studium der griechischen Literatur erwarb er sich wohl durch die Uebersetzung und Erläuterung der Bibliothek des Photius (Photii Constant. Biblioth. etc.); Alegambe kennt schon vier Auflagen: zu Paris, Lyon, Augsburg, Genf. Schott's Landsmann und Zeitgenosse, Peter Halloix, ein gründlicher Kenner der griechischen und hebräischen Sprache, und Herausgeber mehrerer Biographien griechischer Kirchenväter und ihrer Werke, verfaßte zum Besten der studirenden Jugend eine Anthologie aus griechischen Dichtern — „Anthol. poet. Graeco-Latina." Antwerp. 1617. Auch die spanischen Jesuiten haben an Didacus Ramirez, Joh. Villalobos und Mart. Du Roa, Verfasser von griechischen Grammatiken, so wie die italienischen an Rich. Esius („Institutiones Linguae Graecae" und „Compendium Linguae Graecae ex Nic. Clenardo)" später an Sancez De Luna („Graecae Institutiones aptiore methodo et auctiore concinnatae a Joannae Sancez de Luna"). Daß übrigens die Pflege der griechischen Literatur in den italienischen Provinzen von den Zeiten eines Frusius und Possevin (vgl. S. 293) bis zur Aufhebung des Ordens immer fortbestanden, bezeugen der S. 314 Anm. genannte Noghera, der Herausgeber und klassische Uebersetzer des Demosthenes', sowie Raim. Cunich (vgl. S. 296), der meisterhafte Uebersetzer der Iliade des Homer's und Herausgeber einer umfangreichen Sammlung griechischer, ebenfalls in lateinische Verse übersetzter Epigramme (in 8 Abtheilungen); endlich, um nur noch einen zu nennen, Cunich's Schüler, Ludw. Lanzi, welcher Hesiod's „Werke und Tage" in herrlichen Versen übersetzte und mit einem Commentar versehen herausgab. Die polnische Provinz hatte nicht bloß an Sigm. Laurmin einen Grammatiker („Epitome Institutionum Linguae Graecae"), sondern auch an Greg. Cnapius einen großartigen Lexikographen. Sein „Thesaurus Polono-Latino-Graecus (Krakau 1621 — Fol.) ist ein ebenso umfangreiches als gelehrtes lexikalisches Werk, dergleichen Deutschland meines Wissens nicht bloß im 17., sondern auch noch im 18. Jahrhundert keines hatte; es übertraf, wie ich aus der S. 270 angeführten „Bibliothek der Schriftsteller der polnischen Assistenz der G. J." ersehe, an Reichhaltigkeit an Wörtern und Phrasen alle bisher erschienenen ähnlichen Werke, und ward zu wiederholten Malen aufgelegt, zuletzt noch nach Aufhebung des Ordens,

von Paul Kollacz — Warschau 1780. Aus dem bisher Angeführten geht doch zur Genüge hervor, daß in all den Provinzen der alten Societät der griechische Unterricht eifrig betrieben wurde; freilich nicht mit dem Eifer und in dem Umfange, wie der lateinische, wie dieß eben in den Verhältnissen und in den Anforderungen der Zeit lag: Kenntniß des Latein war ein unerläßliches Bedürfniß für Alle, nicht so die des Griechischen; ebenso bin ich weit entfernt, dasjenige, was man damals in dieser Hinsicht von dem Gymnasialschüler forderte, den Ansprüchen gleichzustellen, die man an den modernen macht; ich sage — den Ansprüchen — denn ob in der Wirklichkeit für den größten Theil der Schüler größere und bleibende Resultate erzielt werden, ist eine andere Frage.

Aber wurden denn damals große und bleibende Resultate erzielt, als sich nicht so gelehrte und umfangreiche Grammatiken, wie heut zu Tage (wenigstens in Deutschland), in den Händen der Schüler befanden, und auch das Quantum der Lectüre ein geringeres war, als in den modernen Gymnasien den Schülern aufgebürdet wird? — O ja! — es wurden große und bleibende Resultate erzielt, sowohl in als außerhalb der Societät, sowohl in katholischen als protestantischen Schulen: gerade in dem 16., 17. und 18. Jahrhundert gab es die größten Philologen und haben die modernen beinahe nichts Weiteres zu thun, als die gewonnenen Resultate zu benützen und spärliche Nachlese zu halten; weil eben das Gymnasium nicht Gelehrte machen, sondern nur die Fundamente zu den Wissenschaften legen und Liebe und Lust dazu wecken soll, damit dann das reifere Alter nach dem Talent und der Neigung des Individuums den Bau rüstig weiter fortführe und zur Vollendung bringe.

Die Jesuiten nun benützten im Allgemeinen ihre Kenntnisse der griechischen Sprache nicht so sehr zu profanen philologischen Zwecken, obgleich sie auch, wie aus meinen sehr mangelhaften Mittheilungen erhellt, auf dem Gebiete der profanen Philologie nicht Unbedeutendes leisteten; auch nicht dazu, um, wie in der lateinischen, so auch in der griechischen Sprache Reden und Gedichte und Geschichtswerke zu verfassen, weil dieß zwecklos gewesen wäre: sondern sie verwendeten selbe zumeist im Dienste der Religion zur biblischen Exegese, zur Uebersetzung und Erklärung der Kirchenväter und anderer Schriftsteller, deren Werke mit der Lehre, oder der Geschichte der Kirche im Zusammenhang stehen: daß sie aber hierin große und bleibende Resultate erzielt haben, wird wohl Niemand in Abrede stellen wollen. Der Raum gestattet mir nicht,

hier auch nur die Werke von einigen wenigen namentlich anzuführen: ich erinnere nur an einen Salmeron, Cornelius a Lapide, Sirmond, Harduin, Labbe, Petavius, Tirinus, Menochius, Possevin, Gordon, Prado, Villalzando, Toletus, Turrianus, Canisius, Gretser, Pontanus, Rader, Halloix, Schott, Possinus, Le Blank, Garnier, Fronto le Duc, Mariana, De Castro, Seranius, Bonfrerius, Pineda, Pererius, Oliva, Delrio, Sanctius, Barradius, Maldonatus: doch kurz und gut — Alegambe führt in seiner Bibliothek, welche, wie ich bereits bemerkt, nur bis zum Jahre 1646 reicht, gegen 200 Erklärer der heiligen Schrift des alten und neuen Tastamentes an, unter denen wohl nur wenige sein dürften, die bei ihren Erklärungen sich mit der bloßen Vulgata begnügt und nicht auch den griechischen, hebräischen und andere Texte zu Rathe gezogen haben; Schriftsteller aber, welche griechische Kirchenväter, oder Concilien, oder andere Schriftwerke bearbeitet, übersetzt, oder durch Commentare erläutert haben, finde ich bei Alegambe ungefähr 30 verzeichnet.

Und werfen wir nun zum Schlusse noch einen Blick auf die österreichische und böhmische Provinz zurück, so war es die böhmische Provinz, welche den großen Humanisten, den in der Literatur Hellas' und Rom's gleich gut bewanderten Pontanus schon im 16. Jahrhundert nebst drei andern jungen Jesuiten als Lehrer nach Augsburg in die oberdeutsche Provinz auf Verlangen des dortigen Provinzials schickte; ein offenbarer Beweis, daß damals die böhmische Provinz keinen Mangel an guten Lehrern der Humanitätswissenschaften hatte, sonst hätte sich die Provinz wohl nicht zu einem solchen Opfer verstanden; auch hatte Pontanus seine Gymnasialstudien vor seinem Eintritt in den Orden etwa nicht anderswo gemacht; sondern er war eben ein Schüler der Jesuiten und Zögling im Bartholomäus-Convict in Prag (Pelzel S. 4—5), so daß der Ruhm des Schülers immerhin auch einigen Glanz auf die Lehrer zurückstrahlt. Ein Schüler der Jesuiten und hierauf Mitglied des Ordens war auch der bereits S. 369 genannte Arnold Engel (Angelus). (Pelzel S. 49.) Sein großartiges, in lateinischen und griechischen Hexametern abgefaßtes Werk, das er als Missionär veröffentlichte, zeugt wahrlich, daß er in seiner Jugend tüchtige Studien im Griechischen gemacht, sowie in dem Umstand, daß die Obern einen so tüchtigen Hellenisten, nachdem er 8 Jahre die Rhetorik gelehrt und 5 Jahre Gymnasialpräfect gewesen war, Missionär zu werden gestatteten, ein offenbarer Beweis liegt, daß die Provinz keinen Mangel an fähigen Lehrern des Griechischen litt. Engel's Zeitgenosse war der berühmte

böhmische Gelehrte und Literat, Bohusl. Balbin (vgl. S. 3 und 369), von welchem Pelzel (S. 51) sagt: „Balbin war ein sehr fleißiger Schriftsteller und Historiker. Er hätte hundert Jahre leben sollen, und Böhmen ist der Gesellschaft für diesen Mann sehr großen Dank schuldig“; auch er hatte sich in seiner Jugend mit der griechischen Literatur sehr vertraut gemacht, wie seine 150 aus der griechischen Anthologie in lateinischen Distichen übersetzten Epigramme beweisen, welche er als 6. Buch mit seinen 5 Büchern lateinischer Epigramme veröffentlichte (Prag 1663, Wien 1670, Cöln 1687). Der S. 246 genannte Stan. Rapalius gab zum Gebrauch der studirenden Jugend ein griechisch-lateinisches Gebetbuch heraus: „Gymnasium Graeco-Latinum piarum precum ac sacrorum hymnorum tam in publicis quam privatis devotionibus a studiosa juventute frequentari solitum.“ (Breslau 1670.) „Weil er“, sagt Pelzel von ihm (S. 90), „der griechischen und hebräischen Sprache mächtig war, so pflegte er gerne mit protestantischen Pastoren zu disputiren, denen er oft überlegen war.“ Veit Schaffer hielt auf der Universität in Prag Vorlesungen über den griechischen Text des Aristoteles und veröffentlichte ein Bibelwerk von 12 Foliobänden — Prag 1711—1722*) (Pelzel S. 104—105). Zu weit größerer Berühmtheit aber als Schaffer war bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Balth. Corder gelangt, Professor der Theologie an der Universität in Wien, wo er auch zum Doctor ernannt worden war, ein ausgezeichneter Grieche, eben so gewandt als glücklich im Uebersetzen, wie seine exegetischen und patristischen Werke**) beweisen.

*) Schaffer war ein sehr rühriger Schriftsteller; noch 17 andere Werke zählt Pelzel auf, theils Predigten, theils ascetischen Inhalt, 8 in lateinischer, 9 in deutscher Sprache.

**) Die vorzüglichsten sind folgende: 1) Die Werke des heil. Dionysios, des Areopagiten, griechisch und lateinisch mit einem Commentar. (Antwerp. 1634 — B. 2 Fol.)

2) Psalmenauslegung der griechischen Väter aus den ältesten Handschriften zusammengestellt, in Form einer fortlaufenden Paraphrase und eines zusammenhängenden Commentars (Antwerp. 1643—46, B. 3 Fol.), griechisch und lateinisch.

3) Zusammenhängender Commentar zu den Evangelien des heil. Lucas, Johann. und Matth. aus den Schriften griechischer und lateinischer Kirchenväter. (Antw. 1628—30, B. 3 Fol.)

4) Erklärung des Buches „Job“ (1646 — Fol.), griechisch und lateinisch.

5) Des Joh. Philoponus 4 Bücher über das 1. Kapitel des Buches „Genesis“, von der Erschaffung der Welt — griechisch und lateinisch sammt einer Abhandlung über das Osterfest. (Wien 1631 — 4°.)

6) Die Homilien des heil. Cyrillus v. Alexand. über den Propheten Jeremias (Antw. 1648 etc. etc. — vgl. Jöcher).

Ein anderer in der griechischen und lateinischen Literatur sehr bewanderter („graecis latinisque litteris insigniter excultus." Stöger Scriptores), sowie durch seine numismatischen Kenntnisse ausgezeichneter Jesuit war Simon Wangnereck († 1657 in Wien). Er schrieb einen Commentar über die alten Münzen, die in der churfürstlichen Schatzkammer in München sich fanden, nebst zwei anderen Werken: „Pietas Mariana Graecorum ex 12 Tomis Menaeorum et septem reliquis Graecae Ecclesiae Voluminibus deprompta" (München 1647) und „Syntagma historicum, seu Veterum Graeciae Monumetorum de tribus S. S. Anargyrorum Cosmae et Damiani paribus, Partes II, potissimum ex Msc. Graecis etc." — letzteres Werk vollendete ein anderer Jesuit, Reinold Denig, und gab es in lateinischer und griechischer Sprache mit Commentar und einer apologetischen Vorrede heraus — Wien 1660 (vgl. Jöcher). Im 18. Jahrhundert zeichnete sich besonders der ungarische Jesuit Joh. Prileszky durch seine theologischen Schriften und Ausgaben mehrerer Werke von lateinischen und griechischen Kirchenvätern aus; hieher gehören nur die letzteren: „Notitia S. S. Patrum, qui duobus primis saeculis floruerunt, Acta et Scripta eorum compendio exhibens (Tyrnau 1753 8°); „Acta et Scripta S. Theophilli, Patr. Antioch. et Minucii Folicis" (Wien und Tyrnau 1764 8°); „Acta et Scr. S. Irenaei, Episc. Lugd. et Martyris" (Kaschau 1765 8°); „Acta et Scr. S. Justini Philosophi et Martyris" (Kaschau 1765 8°); „Acta et Scr. S. Gregorii Nazianzeni, Dionysii Alexand. et Methodii Lycii" (Kaschau 1766 8°). Steph. Molnár aber (vgl. S. 264) verfaßte „Zwei Bücher mit Bemerkungen aus dem Homer und Hesiod gegen die Angreifer des alten Testamentes" (Pest 1794); Math. Eisenpeitel gab eine „Synopis Linguae Graecae" (Graz 1765) und ein „Enchiridion sacrum ex Scriptura S. et Patribus pro Linguae Graecae Condidatis" (Tyrnau 1771), so wie ein „Vocabularium graecum ex Evangelio" heraus; Jg. Jagerhuber übersetzte des französischen Jesuiten Bouhours „Christliche Gedanken auf jeden Tag im Monat" ins Griechische und Paul Makó (vgl. S. 261) „war in den griechischen und lateinischen Klassikern trefflich bewandert und schmückte seine Lehrbücher mit fein gewählten Stellen aus demselben" (v. Wurzbach Biog. Lexikon) und Gottf. Gratzel, 7 Jahre lang vor Aufhebung des Ordens Professor der griechischen Sprache auf der Prager Universität, bearbeitete eine neue Uebersetzung von Xenophons Kyropädie nach der Hutchinson'schen Ausgabe — Prag 1783 — 2 Bände 8° (Pelzel); Jak. Wissinger aber hatte

schon 1773 eine Analyse der drei olynthischen Reden des Demosthenes herausgegeben — Prag 4° — (Pelzel), und daß Karl Przikril sogar im Gefängniß zu Lissabon eine griechische Grammatik ausgearbeitet, habe ich bereits S. 370 zu bemerken Gelegenheit gehabt, ebenso S. 256, daß Frz. Schönfeld eine Analyse der Gedichte Homer's herausgegeben; sehr fleißig unterrichtete auch im Griechischen die Zöglinge des Theresianums in Wien Jos. Burkardt; unter seiner Leitung übersetzten und veröffentlichten seine Schüler Rapin's oben angeführte vergleichende Abhandlungen über Homer und Virgil, über Thukydides und Livius; und daß Denis in der griechischen Literatur sich allenthalben orientirt hatte, zeigt seine Uebersetzung der Grablieder des Bion, Moschos und Theokrit; der berühmte Numismatiker Erasm. Fröhlich war zugleich ein ausgezeichneter Grieche; der ungarische Jesuit Franz Kery aber hatte bereits 1742 einen Auszug der byzantischen Geschichte unter Benützung größtentheils griechischer Schriftsteller („e compluribus graecis praesertim scriptoribus etc.") in 9 Bändchen veröffentlicht (Tyrnau 1738—1742 8°, neu herausgegeben mit Münzen und Abbildungen 1744 Fol.), und 1749 den 2. Theil, ebenfalls in 9 Bändchen folgen lassen; vom ganzen Werk gab später Nic. Schmitth, ebenfalls ein ungarischer Jesuit, eine vermehrte Auflage in zwei Foliobänden heraus — Tyrnau 1760—1761. (Stöger „Scriptores etc.") Es finden sich aber auch in gar vielen lateinischen Schriften von Jesuiten so häufig eingestreute Citate und Sentenzen aus griechischen Prosaikern und Dichtern, daß man leicht einsieht, daß die Verfasser mit der griechischen Literatur wohl vertraut waren. So vergleicht schon Em. Alvarez in seinem grammatischen Werke häufig die lateinische Construction mit der griechischen; sein Epithomator Frz. Wagner führt in seinen „Rudimenta Grammatices" die lateinischen Radices allenthalben auf ihre griechische Abstammung zurück, und ein anderer österreichischer Jesuit, Karl Klein (vgl. S. 259), zeigt in seinen gelehrten Einleitungen zu den „Analecta Poetica" eine solche Bekanntschaft mit der griechischen Literatur, daß man selbe nur aufzuschlagen braucht, um sich hievon zu überzeugen: endlich ist es eine ziemlich allgemein bekannte Thatsache, daß nach Auflösung des Ordens gar viele Jesuiten auf ihrem Posten als Gymnasiallehrer, und hiemit auch als Lehrer des Griechischen verblieben, ja auch in höhere Klassen und zu Gymnasialpräfecten avancirten, was doch offenbar beweist, daß sie auch den Anforderungen des neuen Reglements entsprachen, und deßhalb will ich nur noch ein paar hervorragendere Namen anführen. Jos. Mendel war nur 13 Jahre Mitglied der österreichischen Provinz ge-

wesen (von 1760—1773) und dennoch begann er schon 1776 mit der Veröffentlichung seines großartigen, der Kaiserin Maria Theresia gewidmeten Werkes: „Des heil. Basilius, Kirchenlehrers und Erzbischofs von Cäsarea in Kapp., Reden und sämmtliche Schriften ins Deutsche übersetzt.“ — Wien Kurzbeck 1776—1778. Bände 6 8⁰. (Stöger „Sriptores etc.) Der böhmische Exjesuit Franz Alter hatte gar nur 7 Jahre im Orden verlebt, und dennoch war er im Stande, nach Aufhebung des Ordens in Wien den Schülern der Humanitätsklassen den griechischen Unterricht zu ertheilen, und schon im Jahre 1778 zwei bedeutende Werke zu veröffentlichen; das erstere habe ich bereits S. 323 genannt, das zweite führt den Titel: „Bibliographische Nachrichten von verschiedenen Ausgaben orientalischer Bibeltexte und der Kirchenväter.“ Wien 1778 — 8⁰ (Pelzel) neue Auflage 1786 in 2 Bänden, worin Alter den Text eines Wiener Codex mit Varianten aus 21 anderen Wiener Handschriften und der slavischen, koptischen und lateinischen Version, und damit keinen geringen Beitrag zur Kritik des Textes des N. T. lieferte*). Beide übertraf an Sprachkenntnissen und schriftstellerischer Tüchtigkeit der S. 281 genannte Jg. Weitenauer. Er gehörte zwar zur oberdeutschen Provinz, war aber 20 Jahre lang k. k. ord. öff. Lehrer der morgenländischen Sprachen an der hohen Schule zu Innsbruck. Seine literarische, mannigfaltige Thätigkeit grenzt ans Unglaubliche; ich führe hier nur die Werke an, in denen er seine griechischen Sprachkenntnisse verwerthete. Noch als Jesuit gab er allmählig (von 1757—1773) alle Theile der heil. Schrift heraus, wobei er immer neben der Vulgata auch auf den griechischen und die verschiedenen morgenländischen Texte Rücksicht nahm und darnach übersetzte; auch eine Grammatik von 12 Sprachen, darunter auch der griechischen, verfaßte er („Hexaglotton geminum etc.“ — Augsburg 1762); später veröffentlichte er auch eine deutsche Uebersetzung der ganzen heil. Schrift: „Das neue Testament aus dem Syrischen und Griechischen verdeutscht“ und „Das

*) Ein merkwürdiges Beispiel, wie man in der Societät wohl griechisch lernen konnte, haben wir an Kollar von Keresztén, Director der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien. Er hatte bei den Jesuiten in Tyrnau das Gymnasium absolvirt, war dann 10 Jahre im Orden, trat 1748 mit Erlaubniß der Obern, um seinen in bedrängten Verhältnissen lebenden Vater zu unterstützen, in die Welt zurück, hatte aber bereits so große Kenntnisse im Griechischen sich erworben, daß er noch in demselben Jahre 1748 griechische Vorträge für die Aerzte eröffnete, die er bis zum Jahre 1751 fortsetzte. Aber auch in der vaterländischen Geschichte, in der türkischen und hebräischen Sprache, und in allen Humanitätswissenschaften hatte er sich ausgezeichnete Kenntnisse erworben (s. De Luca und v. Wurzbach).

alte Testament aus den Grundsprachen übersetzt“. (S. De Luca: „Das gelehrte Oesterreich.“)

Aus dem bisher Angeführten geht wohl zur Genüge hervor, daß man es in der Societät mit dem Studium des Griechischen ernstlich genommen und im Allgemeinen nicht Unbedeutendes geleistet und erzielt habe; und wenn auch in manchen Orten und zu manchen Zeiten die Leistungen den Anforderungen der Rat. stud. nicht so ganz entsprachen, und das Griechische nicht immer mit dem Eifer betrieben wurde, welchen ein Sacchinus, ein Juvencius verlangte: so waren dieß locale und zeitweilige, vielleicht durch gewisse Umstände zu entschuldigende, aber weder mit dem Geiste, noch mit dem Buchstaben des Instituts in Einklang stehende Mängel, weßhalb auch namentlich die 8. Congregation (1645—1646) dem neu erwählten General Vincenz Caraffa, unter Anführung der Vortheile, die mit der Kenntniß der griechischen Sprache verbunden seien und deren sich die Gesellschaft vermöge ihres Berufes nicht entschlagen dürfe, aufs dringendste ans Herz legte, ernstlich dafür zu sorgen, daß alle Obern in den Provinzen die Förderung der griechischen Studien nach Kräften sich angelegen sein lassen. Was die Societät von jeher von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit des griechischen Sprachstudiums dachte, ist in den trefflichen Worten ausgesprochen, mit denen Juvencius den Scholastikern und Magistern dasselbe anempfiehlt, und womit ich diese Debatte über den griechischen Unterricht schließen will; sie lauten: „Ea Graecae linguae dignitas est, ut, illam qui non calleat, eruditus plane dici nemo possit: ea utilitas, ut facem una praeferat clarissimam ad intelligendos summarum artium scriptores, in quibus caecutire turpiter oporteat Graece nescientem: ea demum necessitas, ut absque illa sacrorum codicum asserere veritatem, ac genuinum saepe sensum assequi nequeamus, imo religionem ipsam tueri contra haereticorum cavillationes et corruptelas, quibus sanctissima fidei catholice monumenta foedissime depravarunt. Et quamvis non desint librorum Graecorum interpretes bene multi, saepe tamen illi hallucinantur ac deerrant: neque vim, majestatem, proprietatem Graeci sermonis semper assequuntur. Tum praeclarum est puros latices ex ipso fonte petere qui procul in rivulos alveosque peregrinos fusi, neque saporem nativum retinent, nec raro sordibus ac limo inquinantur. Certe quanto religionis hostes cognitione Graecae linguae gloriantur insolentius, tanto nos acrius in ejusdem intelligentiam convenit incumbere, ne remissior ad veritatem tutandam et illustrandam

proborum industria, quam improborum ad eam obscurandam convellendamque fuisse videatur." (De Rat. disc. et doc. Cap. I Art. I. Aehnliche und andere Motive führt Sacchini in seiner Paraenesis Cap. IX an.)

Nun wollen wir auf einen andern Controverspunkt übergehen, aus dem Herr Dr. Kelle für seinen Zweck wiederum nach Kräften Capital zu schlagen sucht, nämlich auf den Unterricht im Deutschen.

Der Hauptvorwurf, der gegen die alten Jesuitenschulen auch noch heut zu Tage hin und wieder erhoben wird, ist wohl der, daß sie die Landessprache vernachlässigt haben. Nun aber, in Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Polen hat man den Jesuiten nie diesen Vorwurf gemacht, und sie haben in den Sprachen dieser Länder zahlreiche Werke, theils in populärer Weise zur Belehrung der niederen Volksschichten, theils für die gebildeten und gelehrten Klassen geschrieben, von denen einige in der Literaturgeschichte dieser Völker sogar einen ehrenvollen Platz behaupten, und neben den zahlreichen Jesuitenschulen trieb in all diesen Ländern die Nationalliteratur die herrlichsten Blüthen (Tasso, ein Freund und Schüler der Jesuiten, Ariosto, Calderon, ebenfalls ein Jesuitenschüler, Lope de Vega, Quevedo, Camoens), und erreichte in Frankreich die höchste Stufe der Vollendung. (Racine, Corneille, Jesuitenfreund, Bossuet, Schüler und Freund der Jesuiten, Bourdaloue selbst Jesuit.) Aber in Deutschland geschah dieß nicht. — Nun, wenn dieß in Deutschland nicht geschah, so ist, wie aus dem Gesagten erhellt, der Grund hievon anderswo, nicht in den Lateinschulen der Jesuiten zu suchen; übrigens blieben auch die deutschen Jesuiten mit Abfassung von Schriften in der Landessprache hinter ihren Zeitgenossen nicht zurück, ja als Kanzelredner stehen sie vielleicht an der Spitze derselben; und wenn sie auch ihre gelehrten Werke gewöhnlich in lateinischer Sprache verfaßten, so thaten sie hiemit nichts Anderes, als was die übrigen Gelehrten in Deutschland, auch im protestantischen thaten; wenn aber ihr Deutsch kein klassisches war, so liegt der Grund hievon darin, weil es überhaupt damals kein klassisches Deutsch gab — weßhalb eben gelehrte Männer ihre Werke lieber in der lateinischen, als in der noch schwerfälligen, unbehilflichen deutschen Sprache verfaßten — und erst zur Zeit der Aufhebung des Ordens die klassische Literatur sich in weiteren Kreisen zu verbreiten begann. Aber die deutschen Jesuiten ertheilten in ihren Gymnasien keinen Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur. Auch die Jesuiten in den übrigen Ländern Europa's wußten von einem solchen Unterricht in der Landessprache, als von einem besonderen, obligaten Fache, nichts, und dennoch nahm die Ent-

Ferner:

Bibliothek des Chor… ftes St. Florian.

Geschichte u… hreibung

Albi…

regulirtem Chorherrn vo… und Bibliothekar.

Ein Beitrag zur Cu… chte Oesterreichs.

8°. 248 Seiten. Preis f… = Thlr. 2.12 Sgr.

Die Handschriften der Stifts-Bibliothek St. Florian

geordnet und beschrieben von

Albin Czerny

Capitularen von St. Florian und Bibliothekar.

Zur achthundertjährigen Gedächtnißfeier der Uebergabe des Klosters St. Florian an die regulirten Chorherren des heiligen Augustin.

8°. 334 Seiten. Erhöhter Preis ö. W. fl. 10.— = Thlr. 6.20 Sgr.

Hievon wurden nur 100 Exemplare gedruckt und besteht der Vorrath nur mehr in 13 Exemplaren!!!

Die Klosterschule von St. Florian

Entstehung, Verlauf, Ende 1071—1783

von

Albin Czerny

regulirtem Chorherrn von St. Florian und Bibliothekar.

gr. 8°. 112 Seiten. Preis ö. W. fl. 1.— = 20 Sgr.

Ein Tourist in Oesterreich

während der Schwedenzeit.

Aus den Papieren des **P. Reginbald Möhner**, Benedictiners von St. Ulrich in Augsburg.

Herausgegeben von

Albin Czerny

regulirtem Chorherrn von St. Florian und Bibliothekar.

Lex. 8°. 128 Seiten. Preis ö. W. fl. 1.50 kr. = Thlr. 1.—

Verlag der F. I. Ebenhöch'schen Buchhandlung

(Heinrich Korb)

in Linz.

Druck von Jos. Feichtinger's Erben in Linz.



Beleuchtung

der

Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle:

„Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich"

von

Rupert Ebner S. J.

Fünftes (Schluß-) Heft.

Linz, 1875.
Verlag der F. I. Ebenhöch'schen Buchhandlung
(Heinrich Korb).

---

wicklung der Nationalliteratur ihren ungestörten Gang; ja wohl selbst in Deutschland wurde schwerlich im 6. oder 7. Decennium des vorigen Jahrhunderts auf irgend einem Gymnasium Unterricht in deutscher Sprache und Literatur ertheilt (woher hätte man denn auch die Muster nehmen können?), und dennoch kam endlich das Wiederaufleben beider zum Durchbruch: so daß es geradezu lächerlich klingt, wenn man die Lateinschulen oder die lateinischen Poesien der Jesuiten (hatten denn diese erst mit den Jesuiten begonnen?) für den langen Todesschlaf der deutschen Literatur verantwortlich machen will. Haben denn etwa die ersten Wiedererwecker derselben, ein Haller, ein Hagedorn, ein Uz, ein Lessing, ein Klopstock, auf dem Gymnasium durch das Studium ihrer Vorgänger in der deutschen Poesie sich befähigt, den gewaltigen Umschwung in der Sprache, Dichtung und ganzen Literatur herbeizuführen?

Aber die Jesuiten hätten die deutsche Sprache zu einer klassischen ausbilden sollen. Das wäre für die Jesuiten gar zu viel Ehre gewesen, dann hätte man ja an ihnen gar Nichts zu tadeln: die Aufgabe der Jesuiten war es nicht, Gesellschaften und Vereine zur Cultivirung der Landessprachen zu gründen, sondern ihre Aufgabe war, abgesehen von der übrigen vielfältigen Berufsthätigkeit des Ordens, der Jugend nebst dem Unterricht in der Religion und einer christlichen Erziehung zunächst und vorzüglich im Einklang mit den vorhergehenden Jahrhunderten auch die Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache zu vermitteln, um ihr so den Weg zur wissenschaftlichen Bildung und einer höheren Stellung im Leben zu eröffnen: die Volkssprache nahmen sie im Allgemeinen, wie sie sie in den einzelnen Ländern vorfanden, doch sollten sie selbe nach Ordensvorschrift (Const. P. IV Cap. VIII—3) gut erlernen, um auf der Kanzel mit desto mehr Würde und Erfolg das Wort Gottes zu verkünden, und hätten sie in Deutschland eine klassisch gebildete Sprache vorgefunden, so hätten auch die deutschen Jesuiten, wie die in anderen Ländern, treffliche und mitunter auch klassische Werke (man denke nur an die zahlreichen Prediger) in der Landessprache verfaßt: so aber trat der niedrige Stand der Sprache selbst schöner Darstellung, freiem Aufschwung, kunstvoller Entwicklung hinderlich entgegen. Was das Gymnasium betraf, ward vorausgesetzt, daß der Knabe die nothwendige Kenntniß der Muttersprache aus der Elementarschule mitbringe; jedoch ward auch im Gymnasium der Unterricht in derselben theils direct, theils indirect gefördert; er ging, wenn auch in untergeordneter Stellung, neben dem lateinischen einher; wenn der Knabe das deutsche Dictat für das Pensum schrieb, wenn er die lateinische Declination

und Conjugation lernte, wenn er die lateinischen oder griechischen Klassiker übersetzte, so gewann er dadurch auch Kenntniß und Uebung in der Muttersprache: aber als eine Anstalt zur directen Pflege der Mutter- oder anderen neuen Sprachen galt nun einmal das Gymnasium in den früheren Jahrhunderten nicht (wie es auch noch heut zu Tage in England nicht gilt*), wo sich überhaupt die alte Schuleinrichtung beinahe vollkommen erhalten hat); und daß die Jesuiten die Nothwendigkeit einer solchen Metamorphose nicht alsogleich einsehen mochten, wird Jedermann begreiflich finden.**)

Ich habe so eben bemerkt, wie auch die Kenntniß der Muttersprache im Gymnasium gefördert wurde; man höre die Vorschriften, die in dieser Hinsicht Juvencius in seinem schon oft genannten pädagogischen Werklein (De rat. disc. etc.) den Lehrern gibt: „Quamvis praecipua magistrorum societatis cura versari debeat in linguis latina et graeca penitus cognoscendis, non est negligenda tamen lingua vernacula. Ejus studium in tribus maxime consistit. Primo, ut, quoniam auctores latini pueris explicantur et in patrium vertuntur sermonem, id fiat quam elegantissime. Quam ob rem

*) S. Wiese — „Briefe über englische Schulerziehung." S. 88.

**) Sehr richtig ist, was in dieser Hinsicht F. Jos. Lipowsky in seiner „Geschichte der Jesuiten in Bayern" — Theil II S. 274 — bemerkt: „Viele glauben, die Jesuiten hätten lediglich aus dem Grunde so sehr auf die Sprache Latiums in ihren Schulen gehalten, weil sich die katholische Kirche dieser Sprache nicht nur beim Gottesdienste, sondern auch bei Concilien, in den Kanzelarien u. dgl. bedient; allein die Väter der Gesellschaft Jesu beförderten diese Sprache auch aus folgenden Gründen: a) Sind hierin die vortrefflichsten Werke nicht nur der alten klassischen Literatur der Römer, sondern auch der neueren Zeit, durch alle Zweige der Wissenschaften und Künste geschrieben. b) War die lateinische Sprache die Sprache aller Gelehrten von allen Nationen, und waren Bücher in derselben abgefaßt allgemein verständlich. c) Zum literarischen und sonstigen Briefwechsel allein geeignet, und so konnten Gelehrte aller Nationen mit einander correspondiren, ohne einer Pasigraphie zu bedürfen. d) War die lateinische Sprache damals auch die diplomatische der Höfe, und eignete sich hiezu, besonders bei Abfassung von Verträgen, Friedensschlüssen u. dgl., als todte Sprache vielleicht besser, zweckmäßiger und gedeihlicher, als irgend eine lebende Sprache. e) Erleichterte die Kenntniß der lateinischen Sprache den Studirenden die Besuchung ausländischer hohen Schulen, da überall in derselben Vorlesungen gehalten wurden. f) Auf Reisen konnte man überall mit dieser Sprache fortkommen, da jeder, der einst nur einige Schulen studirt hatte, derselben kundig gewesen oder sie doch verstanden hat. g) Machte endlich doch Peter der Große, Kaiser von Rußland, das Gesetz: wer nicht lesen und schreiben könnte, und nicht Lateinisch verstände, der soll seines Vaters Erbe nicht antreten können."

haec interpretatio sic a magistro elaboretur, ut eam vel suo componat marte, vel si petat ab auctore aliquo vernaculo, comparet prius latinum sermonem cum patrio: sic enim, quid utrique linguae proprium sit, quae cujusque dos et venus, facillime cognoscet. Secundo, quae dictabuntur in schola vernacule argumenta, ea sint ad omnes patrii sermonis exacta regulas, et ab omni sermonis vitio repurgata. Tertio, dabitur opera, ut in privatis colloquiis et quotidiano congressu sermo adhibeatur quam minime barbarus etc. (Cap. I Art. III — De stud. linguae vernaculae.)

In dieser Weise also und in diesem Maße ertheilten die Jesuiten in ihren Gymnasien länger als zwei Jahrhunderte hindurch in allen Ländern Europa's auch Unterricht in der Landessprache, wobei sie nur der allgemein herrschenden Praxis und dem Beispiele der bereits vor ihnen bestandenen oder gleichzeitig bestehenden ähnlichen Anstalten folgten, und nirgends — weil eben nirgends weitere Ansprüche an die Gymnasien, als Lateinschulen, gemacht wurden — erhob man deßhalb gegen sie den Vorwurf, daß sie den Unterricht in der Muttersprache vernachlässigten, als in Deutschland, oder vielmehr in Oesterreich.

Aber die Jesuiten hätten doch, nachdem die deutsche Sprache und Literatur zu einer klassischen war ausgebildet worden, dem Unterricht in derselben ihre Gymnasien nicht verschließen, und die spät gewonnenen erfreulichen Errungenschaften um so weniger der studirenden Jugend geflissentlich vorenthalten sollen. Dieß haben sie auch nicht gethan, wie sich in Folgendem aus der Debatte mit Herrn Dr. Kelle ergeben wird, zu der wir nun übergehen wollen. Der Herr Doctor beginnt (S. 148) mit dem Vorwurf, daß die Jesuiten die Schüler in keiner der neueren Sprachen unterrichteten. Wie doch Herr Kelle in allen seinen Behauptungen so wenig historischen Sinn an den Tag legt! Die Einrichtungen an den modernen Gymnasien nimmt er zum Maßstab zur Beurtheilung jener, die vor 100 und mehr Jahren existirten: an wie vielen Gymnasien waren denn damals eigene Lehrer der modernen Sprachen angestellt? — In Oesterreich wenigstens vergingen nach Aufhebung des Ordens 80 Jahre, bevor diese Einrichtung in neuester Zeit getroffen ward; und so gerne ich selbe als eine lobenswerthe anerkenne, zweifle ich doch, ob sich im Allgemeinen die an den Gymnasien in Landstädten angestellten Lehrer moderner Sprachen bedeutender Erfolge rühmen können. Aber beruht denn der Vorwurf des Herrn Doctors auch durchaus auf Wahrheit? In den Katalogen der österreichischen Provinz finde ich, daß im Convict zu Tyrnau 2 Lehrer in der fran=

zösischen, 1 in der italienischen, 4 in der deutschen Sprache Unterricht ertheilten; in den Convicten zu Kaschau und Klausenburg waren eigene Lehrer für die deutsche Sprache bestellt; im Theresianum in Wien gaben 9 Lehrer in der französischen, 2 in der italienischen, 1 in der böhmischen, 2 in der ungarischen Sprache Unterricht: und so war es verhältnißmäßig auch in den Convicten in Prag und Olmütz. Uebrigens, glaube ich, wird mancher talentirte und lernbegierige Jüngling es so gemacht haben wie der junge Denis, welcher, wie er uns in seiner Selbstbiographie erzählt, schon als Humanitätsschüler mit der französischen (Kap. 7), und im ersten Jahrgang der Philosophie (Kap. 9) auch mit der italienischen Sprache sich befaßte.

Aber „selbst die deutsche Sprache", fährt Herr Kelle fort, „war nach der Rat. stud. . . . . . aus dem Lehrplane verbannt". Nun die Rat. stud. datirt zurück auf das Jahr 1595; und weiß denn der Herr Doctor nicht, daß die Landessprache als eigentlicher Unterrichtsgegenstand in den Gymnasien aus allen alten Lehrplänen verbannt war und bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts verbannt blieb? — Uebrigens wurde, wie es nicht anders sein konnte, und ich bereits bemerkt habe, neben der lateinischen Sprache immer auch die Landessprache cultivirt, theils durch die zahlreichen grammatischen Pensa, theils durch die noch in der 5. Klasse gewöhnlich vollinhaltlich in der Muttersprache dictirten Beispiele*) von Briefen, Erzählungen, Beschreibungen, Chrien u. s. w., theils durch die mündliche und schriftliche Uebersetzung der Klassiker: dabei auf die Reinheit der Sprache, auf die Richtigkeit der Construction Bedacht zu nehmen, war der Lehrer verpflichtet. Man vergleiche, was ich kurz zuvor aus Juvencius in dieser Hinsicht angeführt habe: die Uebersetzung in die Muttersprache, forderte er, soll nicht bloß correct, sondern so elegant als möglich sein („fiat quam elegantissime"); deßhalb soll er sie entweder selbst fleißig ausarbeiten, oder wenn er einer gedruckten Uebersetzung sich bedient, soll er diese vorher mit dem lateinischen Text sorgfältig vergleichen, um den eigenthümlichen Charakter und die Schönheiten beider Sprachen desto vollständiger zu erfassen und Alles, was er in der Schule dictirt, soll mit den Gesetzen der Landessprache auf's Genaueste übereinstimmen und gar keinen Fehler an sich haben. Anderswo aber (Secunda Pars Cap. II

*) Man sehe in der Rat. stud. die 6. Regel für den Lehrer der Humanitätsclasse, und die Instructio priv. pro Poesi — IV — S. 197 ff. Nur etwa ein Mal in der Woche sollen die Schüler in der Humanität sich in einer mehr freien Composition versuchen, wozu dann nur die Hauptgedanken dictirt wurden.

Art. III §. 3) schärft er den Lehrern ein, genau Acht zu haben auf die Eigenthümlichkeiten der Muttersprache, und worin diese mit der lateinischen übereinstimme oder nicht, damit auf diese Weise die Schüler die eine Sprache aus der anderen lernen. An derselben Stelle sagt er in Uebereinstimmung mit der Rat. stud.: „es soll manchmal als schriftliche Uebung eine Stelle aus einem Historiker in die Landessprache übersetzt, oder einem kürzeren Thema als Anhang beigefügt werden; auch Concertationen (Wettkämpfe) über solche Uebersetzungen sollen stattfinden, und dergleichen schriftliche Uebungen sollen auch über die Rangordnung in der Schule entscheiden und am Ende des Jahres zur Erlangung eines Preises berechtigen“. Den jungen Magistern aber empfiehlt er (Cap. II Art. II), an Ferialtagen einige Zeit auf die Lectüre eines in der Landessprache geschriebenen Buches zu verwenden, das mit der Nützlichkeit des Inhalts auch Eleganz des Stiles verbindet, womit offenbar klassische Werke moderner Schriftsteller gemeint sind.

Daraus geht doch zur Genüge hervor, daß es sich die Jesuiten wohl angelegen sein ließen, in der respectiven Landessprache eine gründliche Kenntniß und Fertigkeit sich zu erwerben und selbe auch ihren Schülern beizubringen. Nun ist aber das Büchlein des Juvencius nichts Anderes als eine ausführlichere Ratio studiorum, eine autorisirte, mehr ins Einzelne gehende Erklärung derselben, mit deren Abfassung ihn der General Thyrsus Gonzalez in Folge des 10. Decretes der 14. Congregation (1696) beauftragt hatte, und die dann im Namen des Generals und der Congregation zu genauer Nachachtung an die Oberen in den Provinzen geschickt wurde, woran sich sowohl jene, welche deu Humanitätsstudien obliegen, oder Auswärtige darin unterrichten, als auch diejenigen, welche den Unsrigen Unterricht in der Rhetorik ertheilen (da haben wir wieder die Repetitio humaniorum)*), gewissenhaft zu halten haben, so daß also nach der Ratio stud. weder die deutsche, noch sonst eine Landessprache weder „aus dem Lehrplane der Gymnasien“, noch „aus der Vorbildung der Lehrer verbannt war“, und auch diese Behauptung des Herrn Doctors, im Grunde genommen, als eine ganz falsche sich herausstellt.

Daß nun auch die Jesuiten in Oesterreich nach den von Juvencius dargelegten Grundsätzen in ihren Schulen die deutsche Sprache cultivirten, können wir mit Recht voraussetzen; in der Instructio priv.

---

*) S. 10. Decret der 14. General-Congregation und Juvencius' Vorrede an die Magister der Societät.

wird öfters Juvencius citirt, und befolgte man sicher beim Unterricht die von ihm vorgezeichnete Methode. Finden wir ja doch, wie schon in den Rudimenta mit dem Elementarunterricht in der lateinischen Grammatik auch der in der deutschen verbunden war (vgl. S. 113 ff), wie in der Instructio priv. der Lehrer angewiesen wurde, bei der Uebersetzung des Auctors immer auf den Unterschied der deutschen und lateinischen Wortstellung aufmerksam zu machen u. s. w.; so daß von einer „systematischen Vernachlässigung der Muttersprache“ (Kelle S. 149) keine Rede sein kann; eine solche würde ja auch geradezu dem Geiste und der Aufgabe des Ordens zuwider laufen: denn was sollte oder könnte mit einer solchen „systematischen Vernachlässigung“ zur Ehre Gottes, zur Vertheidigung der Religion, zum Heile der Seelen, zur Förderung der Wissenschaft, zur Ehre der Societät selbst erzielt werden? Wenn aber die deutsche Sprache lange Zeit ungeschliffen und schwerfällig zu klassischen Formen sich nicht erheben konnte, wenn zu gleicher Zeit die Orthographie verwilderte und regellos und unstät hin und her schwankte, wenn die Nachwirkungen der sehr mangelhaften Zustände der damaligen Volksschule auch im Gymnasium hervortraten, und wenn die Jesuiten in Deutschland ein solches tiefgewurzeltes, aus alter Zeit überkommenes Erbübel in ihren Gymnasien, die nun einmal zur directen Pflege der Landessprache nicht bestimmt waren, nicht zu heilen vermochten: so war dieses nicht ihre Schuld: denn ihre Schuld war es nicht, daß deutsche Sprache und Literatur mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts in Verfall gerieth, daß dann die Gelehrten fast ausschließlich der lateinischen Sprache sich bedienten, daß die zu Anfang des 16. Jahrhunderts auch in Deutschland erwachte Begeisterung für die klassischen Meisterstücke der griechischen und römischen Literatur die Landessprache noch mehr in den Hintergrund drängte, daß die hierauf folgenden Wirren der Reformation und des daraus entstandenen 30jährigen Krieges die Entwicklung derselben auf Jahrhunderte hemmten, daß schließlich noch im 18. Jahrhundert an den Höfen der Fürsten und unter den vornehmen Ständen überhaupt die französische Sprache mit Vorliebe gepflegt, die deutsche aber als zu gemein und pöbelhaft ignorirt wurde.

Wie nun die Jesuiten durch das Institut verpflichtet waren, sich selbst in der Landessprache auszubilden, um einst das Wort Gottes mit Würde verkünden zu können, so sahen sie es auch für ihre Pflicht an, ihren Schülern eine solche Ausbildung zu vermitteln, insoweit sie dieß eben mit Lateinschulen verträglich finden mochten: Gewissen, Ehre und

eigener Vortheil mußte sie dazu antreiben; denn aus ihren Schulen gingen nicht bloß die Diener des Staates, sondern auch die der Kirche, die Verkünder des göttlichen Wortes, ja ihre eigenen Candidaten hervor: und wir glauben, daß längst schon vor der Reform von 1735 nach den Anweisungen des Juvencius in den Schulen der Societät sowohl der Landessprache überhaupt, als auch insbesondere der deutschen Rechtschreibung, wenn anders bei dem damaligen hierin herrschenden Wirrwarr hievon eine Rede sein konnte, die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt wurde: befiehlt ja doch schon die Rat. stud. selbst in der 30. der allgemeinen Regeln für die Lehrer der niederen Schulen, daß das Dictat für das Pensum oder die Composition nicht aus dem Stegreif, sondern nach vorhergegangener sorgfältiger schriftlicher Abfassung soll gegeben werden, und daß der Lehrer während des Dictirens in jeder Klasse (mit Ausnahme der Rhetorik) die Schüler aufmerksam mache, wie jeder Theil zu schreiben und zu interpungiren ist (da haben wir ja die Orthographie), und hierauf das Dictat verlesen lasse; diese Dictate wurden aber in den Grammatikalklassen durchgehends, und noch zum größeren Theil in der 5. Klasse in deutscher Sprache gegeben*); ja selbst für die 6. Klasse verlangte dieselbe 30. Regel, daß die Dictate in beiden Sprachen gegeben werden.

So wurde auch die deutsche Orthographie in den Schulen der Societät nicht vernachlässiget, und die Jesuiten wendeten derselben gewiß noch mehr Aufmerksamkeit zu, als im Jahre 1735 auch die Regierung selbe in den Kreis ihrer reformatorischen Bestrebungen zog: sie suchten denselben ohne Zweifel in der thunlichsten Weise zu entsprechen, obgleich die Vorschläge der Regierung den ohnehin durch die täglichen lateinischen Pensa, die er zwei Mal abschreiben mußte, durch die täglichen Examina aus dem Auctor, den er theilweise auch memoriren mußte, aus den grammatischen oder stilistischen Regeln u. s. w. sehr in Anspruch genommenen Schülern (von den Lehrern will ich nicht sprechen) eine ziemlich schwere neue Bürde auflegten, und ohne Aenderung der bestehenden Schulordnung und Stundeneintheilung nicht verwirklicht werden konnten.

---

*) Die 7. Regel für den Lehrer in der 1., 2., 3. und die 6. für den in der 4. Klasse beginnt mit den Worten: „Dictandum argumentum scribendi vulgi sermone ad verbum etc.“; ebenso die 6. Regel für den Lehrer der Humanitätsklasse: „Dictandum argumentum scribendi. Primo quidem semestri ad Epistolae fere formam vulgi sermone ad verbum etc.“ — So waren auch die Dictate für die griechischen Pensa in deutscher Sprache abgefaßt.

Die Vorschläge der Regierung lauteten nämlich: „Die dictirenden Exempel und Argumente könnte die Jugend nebst der in das Lateinische zu machen habenden Transferirung auch auf deutsch abschreiben, und die lateinische Translation beisetzen, damit sie in der deutschen Orthographie sich besser üben mögen, zu welchem Ende auch sowohl das beisetzende Deutsche in der Orthographie als das Lateinische in latinitate corrigirt werden müßte.“ (Kelle S. 149.)

Aus dem Wortlaut dieser Stelle ersieht Jedermann im ersten Augenblick, daß dieselbe nur Vorschläge der Regierung, aber keine Verordnung, kein Gebot derselben enthalte, und daß hiemit Herr Kelle zwar zweckmäßig, aber vergebens selbe dazu zu stempeln sucht (S. 149). Von einem Widerstand gegen eine Verordnung oder ein Gebot der Regierung kann also schon von vornherein gar keine Rede sein; ein solcher wäre auch gar nicht möglich gewesen, da ja 1735, wie Herr Kelle selbst berichtet (S. 71—72), „die lehramtliche Thätigkeit der Jesuiten unter die Controle des Staates gestellt wurde“; im Gegentheil ist es offenbar, daß die Regierung in Folge gemachter Vorstellungen von Seite der Jesuiten die in Rede stehenden Vorschläge nicht weiter urgirte, wie ja wiederum Herr Dr. Kelle selbst (S. 72) bemerkt, daß „die Hofkanzlei von allen prinzipiellen Anordnungen, wie künftighin unterrichtet werden soll, absehen und Alles wieder der Societät selbst überlassen zu können glaubte.“ Daß nun die Jesuiten, nachdem einmal die Sache von der Regierung war angeregt worden, der deutschen Orthographie mehr Sorgfalt zuwendeten, läßt sich nicht bezweifeln; wenn sie aber die Schüler nicht verpflichteten, eine Abschrift der deutschen Dictata einzureichen, weil sie eben glaubten, daß derselbe Zweck auch auf andere Weise hinlänglich erreicht werden könne, so übertraten sie keine Verordnung der Regierung, da eine solche nicht existirte, sondern handelten in Uebereinstimmung mit derselben, die ja auch nur Vorschläge, keineswegs aber eine definitive Verfügung getroffen hatte.

Hierin haben wir zugleich die Erklärung, wenn es in der Reform von 1752 heißt: „nebst denen lateinischen Argumenten jedesmal das teutsche Thema selbst miteinreihen lassen, und durch eben diese Methode der Jugend eine gründliche Kenntniß der teutschen Orthographie beybringen.“ (Kelle S. 149.) Was also die Regierung im Jahre 1735 vorgeschlagen, das, wie es scheint (denn ich habe den Wortlaut des Decretes nicht vor mir), befahl sie nun definitiv.

Aber sind die Jesuiten diesem Befehle der Regierung nachgekommen? Ich antworte — ja! sie sind ihm nachgekommen. Und meinen Beweis hiefür

finde ich — so sehr dieß den Herrn Doctor frappiren mag — in der Instruction des Directors Gaspari von 1764; denn in dieser wurde schon bedeutend mehr gefordert, als man im Jahre 1752 gefordert hatte: ein offenbarer Beweis, daß die Jesuiten dem damaligen Befehle der Regierung nachgekommen sind; denn sonst hätte man die Erfüllung des damaligen Befehles urgirt; in der Instruction aber wurden die Forderungen um ein Bedeutendes höher gespannt: es wurde nämlich nach Herrn Dr. Kelle (S. 150) verlangt, „daß man in den niederen Schulen die Knaben orthographisch schreiben lehre" (also förmliche Unterrichtsstunden in der deutschen Orthographie), „und daß man sich angelegen sein lasse, von der vierten Klasse an, die Schüler fortwährend in deutschen Aufsätzen, prosaischen wie poetischen, zu üben" (also eine andere, ganz neue, in den Organismus der bisherigen Lateinschule tief einschneidende Forderung!).

Aber sind die Jesuiten auch diesen beiden Forderungen nachgekommen? — Herr Kelle stellt dieß in Abrede — wie es nun schon einmal der gesetzte Zweck nicht anders gestattete — ich aber behaupte das Gegentheil, und den Beweis hiefür — den bietet mir wieder der Herr Doctor selbst. Herr Kelle nennt selbst (S. 134—135) die in Folge der 1764 erlassenen Instruction noch in demselben Jahre von den Jesuiten veröffentlichten grammatischen Lehrbücher mit „einigen aus der deutschen Sprachlehre beygesetzten Anmerkungen 2c.", und verweise ich den Leser auf das, was ich über diese Bücher S. 429—430 kurz bemerkt habe. Im 2. Theile (für die 2. Klasse) finden sich nun auch auf 7 Seiten „Anmerkungen zur deutschen Rechtschreibung"*), woraus doch offenbar hervorgeht, daß die Jesuiten, wie die Instruction verlangte, den Knaben Unterricht in der Orthographie ertheilten. Was nun die Orthographie betrifft, ist Herr Kelle mit seinen eigenen Waffen geschlagen. Aber übten die Jesuiten ihre Schüler auch in deutschen prosaischen und poetischen Aufgaben? Auch zur Beantwortung dieser Frage gibt uns Herr Kelle nicht unerhebliche Aufschlüsse; er sagt uns (S. 135), daß dem neuen vom Jesuiten Noghera herausgegebenen Schulbuche für die 5. Klasse „ein Anhang von der deutschen Dichtkunst mit Beispielen aus Wieland, Klopstock, Kleist, Uz, Hagedorn, Gellert u. A. beigegeben war". Also ward immerhin, wenn auch erst in geringem Maße auch

*) Ganz richtig wird am Ende die Bemerkung hinzugefügt: „Uebrigens ist in Deutschland die Schreibart sehr ungleich. Man hat sich aber nur nach jenen Schriftstellern zu richten, die sich in der Zierlichkeit im Schreiben einen Ruhm erworben."

in den beiden obersten Klassen deutscher Unterricht eingeführt sammt der Lectüre deutscher Klassiker: da aber die Jesuiten Unterricht und Lectüre immer mit schriftlichen Uebungen verbanden, so begannen sie ohne Zweifel, zumal die Regierung es verlangte, die Schüler auch in deutschen, sowohl prosaischen als poetischen, Aufsätzen zu üben. Daß dieß wirklich wenigstens von einzelnen Lehrern geschehen, gibt Herr Kelle selbst zu (S. 150); freilich nicht ohne die zweckdienliche Glosse, daß dieß Lehrer waren, „welche sich gegen den Geist des Ordens weiter gebildet hatten, und meist unter hartem Kampf mit dem Präfecten gegen seinen Geist lehrten." Was von solchen Phrasen zu halten sei, habe ich bereits im Vorhergehenden an mehreren Stellen gezeigt: hier führt Herr Kelle (S. 150 Anm.) beispielshalber den Denis als einen jener Lehrer an, „welcher sich gegen den Geist des Ordens u. s. w." Ist dieß wahr, oder mystificirt der Herr Doctor wiederum seine Leser? — Daß Denis je mit seinen Oberen oder dem Studienpräfecten in einen Conflict gerathen, oder nur die mindeste Verdrießlichkeit gehabt hätte, davon findet sich in seiner Selbstbiographie (worauf Herr Kelle seine Behauptung stützt) nicht die mindeste Spur; im Gegentheil, als er, erst 22 Jahre alt, im Jahre 1751 die erste Grammatikalklasse in Graz docirte, gewann und besaß er immerfort in hohem Grade das Vertrauen und die Werthschätzung seines Präfecten und ohne das mindeste Hinderniß von Seite der Oberen ließ er schon damals als Magister der ersten Klasse von 4 seiner kleinen Schüler als Epilog zu dem eben aufgeführten Trauerspiel „Gaston" unter musikalischer Begleitung einen Trauergesang in deutscher Sprache auf der Bühne aufführen; denn er hatte um diese Zeit die Werke von Mart. Opitz bekommen, und „es schien ihm unwürdig, in lateinischer Sprache ein ziemlich elegantes Gedicht verfertigen zu können, in der Muttersprache aber es nicht zu einem Distichon zu bringen, ohne gegen die Rechtschreibung und Prosodie zu fehlen" (Selbstbiograph. Buch II Kap. 4). Und als er im Jahre 1753 in Klagenfurt die Rhetorik lehrte, verfaßte er ohne mindeste Widerrede von Seite der Oberen zum Unterricht seiner Schüler eine Mustersammlung deutscher Briefe und eine deutsche Metrik, um auch, wie er selbst sagt, die Kenntniß der Landessprache zu fördern (das. Kap. 6). Dieß that der junge Denis; woraus wir zweierlei ersehen, daß er mit Wissen und Willen der Oberen die Werke des Opitz gebrauchen und in der deutschen Sprache Unterricht in den Schulen ertheilen konnte; und zwar im Jahre 1753, also schon vor der zweiten Schulreform; nicht aber 1763, wie Herr Kelle allem Anscheine nach,

absichtlich behauptet; denn jedes einzelne Jahr seines Ordenslebens faßt Denis je in einem Kapitel zusammen, gibt allenthalben die Jahreszahlen an, und seine unvollständige Selbstbiographie endet mit dem Jahre 1759.

Aber hat Denis' Vorgang Nachahmung gefunden? — Ohne Zweifel; denn da deutscher Unterricht in der Rhetorik in Klagenfurt einmal, wenn auch nicht als obligater Gegenstand eingeführt war, konnten doch die Oberen von diesem Usus nicht mehr leicht ablassen, und konnte ja der Nachfolger die Arbeiten seines Vorgängers benützen. Wie eifrig und erfolgreich Denis in späterer Zeit während seiner lehramtlichen Thätigkeit im k. k. Theresianum in Wien für deutsche Sprache und Literatur, schon lange vor Erscheinung der Instruction des Directors Gaspari, gewirkt hat, ist ohnehin sattsam bekannt*) (vgl. S. 270). Eifrig wirkte an Denis' Seite zu demselben Zwecke der früh verstorbene Jos. Burkart (vgl. S. 267), während Ignaz Wurz nach De Luca's Zeugnisse seine Schüler im Gymnasium des Profeßhauses in Wien, ebenfalls schon vor der Veröffentlichung genannter Instruction, in deutschen Aufsätzen fleißig übte und sich sogar den Beifall des Directors Gaspari erwarb (vgl. S. 268—269). Mit den Genannten wetteiferten zwei andere Lehrer, Franz Riedel in der Ritterakademie in Wien, und Joh. Regelsberger, Lehrer am akademischen und später am Gymnasium bei St. Anna; beide machten sich auch durch Veröffentlichung deutscher Gedichte einen Namen (vgl. S. 267—268).

Wenn also schon längst vor der oft genannten Instruction des Directors Gaspari in manchen Schulen der Societät Unterricht in der deutschen Sprache ertheilt und die Schüler in deutschen Aufsätzen geübt wurden ohne irgend welche Schwierigkeit von Seite der Obern oder der Präfecten (Franz Riedel war selbst Präfect und zugleich Lehrer der deutschen Sprache im Theresianum), so läßt sich wohl denken, daß dasselbe in weiteren Kreisen und mit regerem Eifer geschah, als die Regierung 1764 dazu aufforderte; unzweifelhaft aber geht aus dem Gesagten zur Genüge hervor, was von der Behauptung des Herrn Kelle zu halten sei, daß „selbst noch im Jahre der Aufhebung der Societät die .... Muttersprache nur da schriftlich geübt wurde, wo sich zufällig einer von jenen seltenen Lehrern befand“ (möchte doch der Herr Doctor uns einen solchen nennen!), „welche sich gegen den Geist des Ordens weiter gebildet hatten, und meist unter hartem Kampf“

*) Interessante, authentische Aufschlüsse hierüber bietet besonders sein kurzer Abriß von seiner 25jährigen Thätigkeit im Theresianum — „Literarischer Nachlaß S. 57“.

(wie oft denn?) „mit dem Präfecten gegen seinen Geist lehrten“: haben doch selbst die Oberen in Böhmen, einem vorwiegend czechischen Lande, Oppelt's deutsche Gedichte schon 1749 herausgegeben (vgl. S. 298 bis 301), und Pubitschka, selbst ein Czeche, legte doch, wie Cornova — Brief 8 S. 71 — erzählt, den Repetenten „eines und das andere vor, was die Deutschen bis dorthin, vorzüglich im dramatischen Fache, geleistet hatten“ *) (vgl. S. 185), ja er verfaßte sogar sein großartiges

*) Wenn aber Cornova die Bemerkung hinzufügt: „hätte er es auch wagen wollen, oder wagen können, mehr zu thun, so fehlte es ganz an Hilfsmitteln,“ so meint er mit den Worten: „mehr zu thun“ doch offenbar — mehrere deutsche Bücher vorzulegen: Herr Kelle aber findet (S. 154 A.) ganz zweckmäßig einfach den Sinn: „deutsche Bücher vorzulegen“, so daß der Leser offenbar auf den Gedanken gebracht wird, der Lehrer habe den Repetenten gar nichts aus der klassischen deutschen Literatur vorgelegt. Cornova's Bemerkung hat übrigens, im Grund genommen, nicht viel auf sich: denn woher wußte er, ein junger Scholastiker, daß aus Mangel an Hilfsmitteln Pubitschka nicht Mehreres aus der deutschen Literatur hätte geben können, wenn er auch gewollt hätte? — ganz wahrscheinlich ist es aber, daß er den Repetenten nicht mehr geben wollte, damit sie nicht etwa die alten klassischen Sprachen vernachlässigten. Von einem „wagen wollen“ oder „wagen können“ kann ohnehin keine Rede sein; denn wäre die Lectüre deutscher Klassiker von Seite der Obern verpönt gewesen, so hätte der Lehrer seinen Schülern auch nicht „das eine oder das andere“ vorlegen dürfen, oder können: so zeigt aber gerade der Umstand, daß immerhin einige Werke deutscher Klassiker sich vorfanden und den Repetenten zur Lectüre gegeben wurden, daß auch in der böhmischen Provinz die deutsche Literatur schon in den Fünfziger-Jahren nicht unbeachtet blieb; freilich dem Feuergeiste eines Cornova erschien das, was Pubitschka that, als geringfügig und unbedeutend. Wenn aber Herr Kelle sagt, daß noch im Jahre 1772 in der Prager Bibliothek des Collegiums ad S. Clem. kein der deutschen Literatur angehöriges Werk, nicht einmal die Gedichte von Denis, sich fanden, so wollen wir für dieß Mal vom Gerede des Herrn Doctors gänzlich Umgang nehmen, denn wie zuverlässig dieses ist, haben wir so eben gesehen, und, um desto eher zu einem klaren Resultate zu gelangen, uns an das erinnern, was ich S. 345 aus Cornova's 10. Briefe angeführt habe. In diesem Briefe spricht Cornova auch von seinen Fortschritten in verschiedenen Sprachen, die er während seiner theologischen Studien im akademischen Collegium in Olmütz gemacht, und unter Anderem sagt er geradezu, daß er damals die deutsche Literatur, die er eher nur verkostet hatte, im ganzen Ernste liebgewonnen. Also in Olmütz befanden sich deutsche Klassiker, und sogar die Theologen lasen sie, und lasen sie mit Vorliebe; ja der Geschmack für die deutsche Literatur, wie Cornova in einer Anmerkung hinzufügt, „war damals unter den jüngern Jesuiten herrschend. Und die lächerlichen Bemühungen, ihn zu unterdrücken“ (die Besorgnisse einiger Theologie-Professoren und älteren Patres, daß dadurch die ernsteren Studien leiden dürften, vgl. S. 204) „fruchteten, wie alle Verfolgungen, in so weit, daß sie seine Verbreitung beförderten.“ Also im akademischen Collegium zu Olmütz befanden sich Werke deutscher Klassiker, und befanden sich sogar in den Händen der Theologen; und in dem zu Prag soll es keine gegeben haben, nicht einmal für die Lehrer am Gymnasium? —

Werk: „Chronologische Geschichte Böhmens ꝛc.“ (vgl. S. 251) in deutscher Sprache: so wenig lagen von jeher im Geiste der Societät Antipathien gegen irgend eine Volkssprache.

Aber die Frage über die deutschen Aufsätze führen uns noch einmal auf die Reformen von 1735 und 1752 zurück: die erstere verlangte, „die Schüler in syntaxi das letzte halbe Jahr in Schreibung sowohl deutscher als lateinischer Episteln zu üben“; die zweite, „die scholares humaniorum et rhetoricae in der Schreibart teutscher Briefe forthin zu üben.“

Was nun das Briefschreiben betrifft, so wurden die Schüler der Societät in demselben immer geübt, und zwar nicht nur in der lateinischen, sondern auch in der Landessprache. Es begann nach der Rat. stud. in der 4. Klasse und wurde durch das ganze Jahr, ja auch noch im ersten Semester der 5. Klasse fortgesetzt. Denn die bereits angeführte 6. Regel für den Lehrer der obersten Grammatikalklasse sagt ausdrücklich, daß das Argument zum Schreiben, im Allgemeinen in der Form eines Briefes in der Muttersprache von Wort zu Wort dictirt werden soll; haben aber die Schüler bereits einige Fortschritte gemacht, so sollen sie hin und wieder selbstständig einen Brief ausarbeiten, zuvor aber soll ihnen der Lehrer einige Briefe Cicero's anzeigen, die sich auf das gegebene Thema beziehen, und selbst einige Briefe von derselben Art dictiren. Also der ganze Inhalt eines kürzeren Briefes, oder nach und nach die einzelnen Theile eines längeren wurden den Schülern in der Landessprache wörtlich dictirt, so daß sie bei der Uebersetzung nur auf die Latinität Bedacht zu nehmen brauchten, und wenn sie auch selbstständig einen Brief zu verfassen hatten, so sollte ihnen der Lehrer vorher einige Briefe ähnlichen Inhalts in der Muttersprache dictiren. So ging es im Allgemeinen das ganze Jahr fort; die Ratio nennt keine andere schriftliche Uebung für die 4. Klasse als die Abfassung von Briefen; und so ward es auch noch im ersten Semester der 5. Klasse gehalten, wie man aus der ebenfalls oben citirten 6. Regel für den Lehrer der Humanitätsklasse ersieht; nur mit dem Unter-

---

„credat Judaeus Apella.“ Hat denn auch der Herr Doctor die deutsche Literatur in der Prager Bibliothek so sorgfältig durchmustert, daß er genau weiß, in welchem Jahre jedes Buch dort aufgestellt worden sei? — denn von einem Kataloge läßt er dieß Mal (auffallend genug) nichts verlauten: doch sei dem, wie ihm wolle, die Erklärung liegt nahe: die Werke deutscher Klassiker kamen gar nicht in die Hauptbibliothek, sondern nahmen ihren Weg in die besondere, eigens für die Gymnasiallehrer bestimmte Bibliothek.

schiede, daß hier wöchentliche selbstständige Uebungen in Abfassung von Briefen stattfanden. Also durch anderthalb Jahre wurden die Schüler der Societät im Briefschreiben sowohl in der lateinischen als in der Landessprache geübt; und selbstverständlich kam zur schriftlichen Uebung auch noch die theoretische Unterweisung aus dem Lehrbuche.

Aber war es in Oesterreich auch so? — Nicht so ganz, wie wir aus der Instructio priv. ersehen. In der österreichischen und wohl auch in der böhmischen Provinz wurden in der 4. Klasse noch historische Themata als Pensa gegeben, manchmal auch Verbesserungen fehlerhafter Dictata, oder Umarbeitungen eines Pensums in anderen Phrasen und Constructionsweisen zum Behufe der Einübung der Syntaxis ornata, die in dieser Schule erklärt wurde (Instructio priv. S. 169 2c.); mit den Briefen begann man erst in der 5. Klasse, wo dann auch die theoretische Anleitung dazu aus dem Candidatus Rhetorices erklärt wurde. Uebrigens hielt man sich an die Ratio studiorum, und befolgte man ganz dieselbe Praxis, die ich so eben aus derselben angeführt habe: die vier ersten Monate wurden nur Briefe dictirt, vollinhaltlich in deutscher Sprache von Wort zu Wort, so daß die Schüler um so leichter eine gelungene lateinische Uebersetzung liefern konnten; doch einmal in der Woche mußten sie selbstständig einen Brief ausarbeiten*); später begann man neben den Briefen auch mit Uebungen in der Erzählung, der Chrie, dem sogenannten locus communis u. s. w. (Instructio priv. S. 197—198.)

So ward es in den Schulen der Societät in Oesterreich in den Dreißiger-Jahren des vorigen Jahrhunderts, schon vor der Reform von 1735 gehalten, und man sieht, daß die Jugend in Ausarbeitung von Briefen sowohl in der lateinischen als in der Muttersprache nicht vernachlässiget wurde; wohl zahlreiche Briefe der mannigfaltigsten Art wurden ihnen in letzterer dictirt, wodurch sie praktisch nicht bloß zum Briefschreiben, sondern auch überhaupt zu größerer Fertigkeit im deutschen Ausdruck angeleitet wurden; daß aber der Schüler die selbstständigen Ausarbeitungen in lateinischer Sprache liefern mußte, verschlug im Grunde wenig oder nichts, denn bevor er seine Gedanken in lateinische Sätze kleidete, mußte er doch selbe vorher in der Muttersprache zu Papier bringen.

Wenn dessenungeachtet die Regierung sich bewogen fand, anzu-

* In der Instructio priv. finden sich S. 198—215 zum Behelf des Lehrers eine Menge Themata zur Abfassung von Briefen, einige auch weitläufiger und vollständiger ausgearbeitet.

ordnen, „die Schüler in syntaxi das letzte halbe Jahr in Schreibung sowohl deutscher als lateinischer Episteln zu unterweisen", so dürfte man über die Motive, die sie dabei leiteten, nicht leicht klar werden. Aber sind die Jesuiten dem Willen der Regierung nachgekommen? Ohne Zweifel; — dieß erhellt aus der Verordnung von 1752, „die scholares humaniorum et rhetoricae in der Schreibart deutscher Briefe forthin zu üben", woraus offenbar hervorgeht, daß die Jesuiten gemäß der Verordnung von 1735 das Briefschreiben in die syntaxis zurückversetzt hatten. Ebenso geht wiederum aus der Instruction von 1764 deutlich hervor, daß die Jesuiten der Verordnung von 1752 nachgekommen; denn die Instruction verlangte schon wieder Anderes und bedeutend Mehreres, als die Verordnung von 1752 verlangt hatte, nämlich nicht bloß „die scholares humaniorum et rhetoricae in der Schreibart deutscher Briefe forthin zu üben", sondern „von der 4. Klasse an die Schüler fortwährend in deutschen Aufsätzen, prosaischen wie poetischen, zu üben". Ob übrigens solche und ähnliche Verordnungen absichtliche Häckelei, nicht gerade von Seite der Regierung, wohl aber von Seite gewisser Leute, welche die Regierung zu beeinflussen wußten, verrathen oder nicht, mögen Andere entscheiden. Um noch ein Wort über das Briefschreiben zu sagen, so finde ich im stilistischen Lehrbuche von 1766 für die vierte Klasse eine treffliche Abhandlung darüber (auf 26 Seiten in 2 Kapiteln); eine so treffliche, daß sie auch heut zu Tage vollends befriedigen dürfte; dieser ist noch eine kurze Theorie der Erzählung beigefügt, welche die wesentlichsten Eigenschaften derselben behandelt. Die Syntaxis ornata hingegen, mit deren Erklärung und Einübung man früher — wenigstens nach der Instructio priv. noch in den Dreißiger-Jahren — die Schüler dieser Klasse das ganze Jahr hindurch beschäftigte, ist auf 14 Blättern ganz kurz abgethan, offenbar deßhalb, weil man jetzt die Schüler in Abfassung von Briefen und Erzählungen übte. Bedenkt man nun noch, daß das Lehrbuch für die fünfte Klasse eine „Einleitung zur deutschen Dichtkunst" enthielt, während die Lehrbücher für die drei untersten Klassen einen Unterricht in der deutschen Grammatik und Orthographie ertheilten: so kommt man auf dem Wege unläugbarer Thatsachen zum evidenten Schlusse, daß die Jesuiten ganz genau der Instruction von 1764 nachkamen!, welche befahl, „daß man in den niederen Schulen die Knaben orthographisch schreiben lehre, und daß man sich angelegen sein lasse, von der vierten Klasse an die Schüler fortwährend in deutschen Aufsätzen, prosaischen wie poetischen, zu üben." (Kelle S. 150.)

Hieraus kann man zur Genüge ersehen, was von der Behauptung des Herrn Doctors zu halten sei, wenn er S. 84 sagt, daß die Societät auch der Ausführung der Instruction den gewohnten Trotz entgegensetzte. Ich aber glaube, daß nach dem bisher Gesagten die Jesuiten durch Veränderung der Lehrbücher und ihres Lehrplanes in Folge der drei besprochenen Studienreformen ihre Unterthänigkeit gegen die Verordnungen der Regierung sattsam bethätiget haben; und nennt uns nicht Herr Kelle selbst wenigstens einige der Bücher, welche die Jesuiten in Folge der stattgefundenen Reformen und insbesondere der Instruction von 1764 (vgl. S. 429—430) einführten? heißt das der Regierung Trotz entgegensetzen? oder verwickelt sich nicht vielmehr der Herr Doctor in Widersprüche mit sich selbst? — Wiederum, während Herr Kelle selbst uns berichtet (S. 83—84), daß die in Rede stehende Instruction weder an das Gubernium von Prag, noch an das von Brünn, Linz, oder Innsbruck gelangte, und in diesen Ländern weder den Piaristen noch Jesuiten amtlich mitgetheilt wurde, kann er sich doch nicht der Phrase enthalten: „das ist unzweifelhaft, daß die Jesuiten die Instruction nirgends in Oesterreich durchführten, so sehr auch der Staat darauf gedrungen hatte.“ Ich aber glaube, im Vorhergehenden das Gegentheil gezeigt zu haben, wenigstens hinsichtlich der Länder, in denen die Instruction amtlich mitgetheilt wurde, und fordere den Herrn Doctor auf, seine unzweifelhafte Phrase zu beweisen. Allein beim Herrn Doctor handelt es sich auch nicht um Widersprüche und Beweise, sondern bloß um — jesuitische Delicatessen.

Eine solche Delicatesse ist es auch, wenn der Herr Doctor (S. 150) unmuthsvoll in die Worte ausbricht: „Nicht eine Stunde wurde dem Unterricht in der deutschen Sprache gewidmet“; aber sein Zorn trifft nicht die Jesuiten, wie bereits bemerkt, sondern die Regierung, welche trotz der drei Reformen dem deutschen Unterrichte nicht nur im 18., sondern auch im 19. Jahrhundert, trotz neuen wiederholten Reformen, auch nicht eine Stunde bis zum Jahre 1849 widmete (vgl. S. 432—433). Eine andere jesuitische Delicatesse ist es, wenn der Herr Doctor bis zur Phrase sich erschwingt: „Die Schüler hörten im Allgemeinen nicht einmal ein deutsches Wort in der Schule.“ Nun aber wurde von jeher, wie ganz natürlich, der erste lateinische Unterricht den Knaben in der Muttersprache vermittelt, ebenso der erste Religionsunterricht; von jeher wurden die Klassiker in die Muttersprache übersetzt, in eben derselben wurden von jeher die Dictata für die Pensa und Compositionen gegeben; und als der Unterricht in der Geschichte

eingeführt ward, wurden die Schüler wenigstens in den vier ersten Klassen, obgleich die Lehrbüchlein in lateinischer und deutscher Sprache verfaßt waren, dennoch nur in letzterer examinirt, wie die Instructio priv. mit ausdrücklichen Worten S. 161 vorschreibt; in den Sechziger-Jahren aber waren von dem Jesuiten Ign. Wurz (vgl. S. 268 bis 269) ganz neue, ziemlich umfangreiche historische Lehrbücher ausgearbeitet worden, ohne lateinischen Text, in einem ganz correcten Deutsch, in gefälliger Form, mit kleinem, hübschem Druck; wie viel lateinische Lehrbücher endlich nach dem Jahre 1764 in den Schulen der Jesuiten noch übrig waren, habe ich bereits oben S. 432 gezeigt.

Eine dritte jesuitische Delicatesse ist es, wenn der Herr Doctor (S. 151) sagt: „Deutsche Schriftsteller zu lesen war den Schülern in den Jesuitengymnasien auf das strengste verboten," und die Strenge dieses Verbotes mit der 12. Regel für die auswärtigen Schüler der Jesuiten-Lehranstalten beweisen will, dabei aber sich hütet, die Regel selbst anzuführen. Nun denn — wie lautete doch diese schreckliche Regel, und was für Strafen dictirte sie den Uebertretern? — Die Regel lautete ganz einfach: „Von der Lectüre verderblicher und unnützer Bücher sollen sie" (die auswärtigen Schüler) „sich gänzlich enthalten" — von Strafen verlautet gar nichts. Nun das ist ja ein ganz heilsames Verbot, das in keiner Schulgesetzgebung fehlen sollte: Religion, Moral, Gewissen, Vernunft, das Wohl des Staates wie das des Individuums fordern es auf gleiche Weise. Alles wahr — aber der Herr Doctor brauchte eine Delicatesse. Aber dieses Verbot, wie Herr Kelle sagt, ist gegen die deutsche Literatur gerichtet. — Dieses Verbot ist gegen gar keine von all' den europäischen Literaturen, am wenigsten aber gegen die deutsche gerichtet. Wie so? — Dieses Verbot existirt mit der Ratio stud. bereits seit 1599; bekanntlich hat es aber damals noch gar keine deutsche Literatur gegeben; die mittelalterliche lag in tiefer Nacht der Vergessenheit begraben, und mußte man gut anderthalb Jahrhunderte zuwarten, bis die Verbreitung einer neuen einige Anziehungskraft auf die jungen Gemüther ausüben konnte: kurz dieses Verbot hat mit der Lectüre der Werke irgend einer Literatur nichts zu thun, sondern sollte einfach die Studirenden gegen das Lesen „unnützer und verderblicher Bücher" warnen. Oder glaubt denn Herr Kelle, daß gerade die deutsche Literatur so viele „unnütze und verderbliche Bücher" zu Tage gefördert? — Denis wenigstens erzählt in seiner Selbstbiographie (Lib. I Cap. X), daß er, als er den 2. Kurs der Philosophie bei den Jesuiten in Passau studirte, von Regensburger Kaufleuten sich

die Werke von Hoffmannswaldau, Triller, Brockes und anderer deutscher Dichter gekauft habe; daß dieß aber verboten gewesen sei, und er die Bücher habe geheimhalten müssen, das bemerkt er nirgends, was um so auffallender ist, als er oft in das Collegium kam, und bereits entschlossen war, in die Societät einzutreten; und nach seinem Eintritt in dieselbe bekam er als junger Magister der 1. Klasse in Graz, wie ich kurz zuvor aus seiner Selbstbiographie angeführt habe, die Werke von Martin Opitz, die er alsobald für seine Studien der deutschen Dichtkunst benützte; und mahnt ja Juvencius selbst, wie wir bereits gehört haben, in seinem, von der ganzen Societät autorisirten pädagogischen Werklein („De ratione disc. etc.") die jungen Magister, sich an Ferialtagen in einem klassischen, in der Landessprache geschriebenen Werke umzusehen. Wenn aber Herr Kelle in seiner Anmerkung zu verstehen gibt, daß er S. 42 gezeigt habe, daß moderne klassische Werke nicht bloß den Schülern, sondern auch den Repetenten und Lehrern verboten gewesen seien, so verweise ich den geehrten Leser auf S. 319 bis 320 meiner „Beleuchtung", wo der Herr Doctor mit seinem ebenso perfiden als tactlosen Gerede gehörig zurechtgewiesen wird.

Aus dem bisher Gesagten erhellt zur Genüge, daß die fernere Behauptung des Herrn Doctors (S. 151), daß „die Schüler von der deutschen Sprache überhaupt nichts wußten", und „nur die Mundart ihrer jedesmaligen häuslichen Umgebung" . . . . . „hörten" . . . . . „sprachen" und „schrieben", ebenfalls eine Delicatesse sei, und keine weitere Berücksichtigung verdiene.

Aber Herr Doctor Kelle sucht seine Behauptung durch das Zeugniß des Grafen Pergen zu beweisen (S. 151), welcher 1770 in seinem Vortrage über eine radicale Umgestaltung des ganzen Erziehungs- und Unterrichtswesens an die Kaiserin Maria Theresia unter Anderem auch Folgendes sagte *): „Die Schüler haben am Ende ihrer mühevollen Laufbahn weder einen Brief noch einen anderen schriftlichen Aufsatz oder der Sache angemessenen Vortrag in ihrer Muttersprache zu entwerfen, und sich zweckmäßig ohne grobe Sprachfehler auszudrücken erlernt."

Hierüber mögen folgende Bemerkungen einige Aufklärung geben. Graf von Pergen war ein gar heißblütiger Herr, wie man sich aus vielen Stellen des unten angeführten Werkes überzeugen kann; von seinem hitzigen Temperamente fortgerissen machte er die Realisirung

---

*) S. „Die Gründung der österreichischen Volksschule ꝛc. v. Jos. Alex. Freiherrn v. Helfert" S. 203. Dieß ist wohl auch die Quelle, woraus unser Geschichtschreiber diese Notiz geschöpft hat; warum nennt er sie nicht? —

seiner eigenen Reformprojecte geradezu unmöglich, weil er eben das Unausführbare durchsetzen und allen Gegengründen der übrigen Staatsräthe, so augenscheinlich, so handgreiflich sie auch waren, nicht fußbreit nachgeben wollte: indem er durchaus verlangte, daß Knall und Fall allen Geistlichen, wenigstens allen geistlichen Körperschaften der Schulunterricht entzogen werden sollte. Seine 20jährige amtliche Stellung in verschiedenen deutschen Ländern, wo eben der Gährungsproceß der mannigfaltigsten Schulreformen vor sich ging, hatte ihn mit dem Unterrichtswesen in den außerösterreichischen Schulen bekannt gemacht und mit übertriebener Bewunderung desselben erfüllt — denn mit einem hitzigen Temperamente verband der Herr Graf auch eine lebhafte Phantasie; — so daß er, nach Wien zurückberufen, als Mitglied der Staatskanzlei, „seinen patriotischen Phantasien freien Spielraum lassend, einen umfassenden Plan über die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens in den kaiserlichen Erblanden" (Helfert S. 195) auszuarbeiten begann: mit dem er auf einmal alles Bestehende von der Elementarschule bis zur Universität über den Haufen werfen wollte, ohne daß die Mittel zu einem neuen Aufbau vorhanden waren: denn „seine einmal gefaßte Meinung beherrschte ihn wie eine fixe Idee, von der er mit der empfindlichen Hartnäckigkeit eines Doctrinärs" (Helf. S. 193) nicht ablassen konnte. Daß ein Mann von einem solchen Charakter und mit einer solchen fixen Idee für die Lehranstalten geistlicher Körperschaften kein gutes Wort hatte, vielmehr selbe im ungünstigsten Lichte, auch aller Wahrheit zuwider*), darzustellen suchte, ist leicht begreiflich. Auch waren alle Glieder des Staatsrathes, so sehr sie sonst die Ansicht Pergen's über die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung des Schulwesens theilten, „eines Sinnes darin, daß Graf Pergen in seinem Angriff auf die Erziehung und Unterweisung der Jugend durch die geistlichen Orden und in seiner Lobpreisung der Anstalten im protestantischen Deutschland zu weit gegangen sei. Es möchte sehr die Frage sein, äußerte selbst der schöngeisterische Freiherr von Gabler, ob nicht ein der Erziehung der Jugend sich widmender Orden dem Staate wesentliche, selbst von protestantischen Schriftstellern nicht mißkannte Vortheile verschaffe." (Helf. S. 209.) Und Graf Blümegen bemerkte Pergen's Auslassungen gegenüber: „Die Jesuiten haben unter sich die größten Männer in allen Gattungen von Wissenschaften und zu allen

*) Denn gerade in jener Zeit gab es in Oesterreich Lehrer aus der Societät sowohl an Gymnasien, als an Universitäten, deren Namen auch im Auslande einen guten Klang hatten, wie ich theils gezeigt habe, theils noch zeigen werde.

Zeiten gebildet; ganz Europa kennt nur einen Pater Hell in der Astronomie" (doch Hell's Zeitgenosse in Prag Jos. Stepling hatte als Astronom ebenfalls europäischen Ruf, vgl. S. 250); „der verstorbene Kales" (Calles) „und Fröhlich werden in der Geschichtskunde, die jetzt lebenden Wurz, Denis, Mastalier in den schönen Wissenschaften von allen fremden Gelehrten gepriesen und hochgeschätzt. Haben dergleichen Männer von Ordensgeistlichen so gut unterrichtet werden können, warum sollten aber diese nicht auch das neue Lehrgebäude aufzuführen im Stande oder Willens sein? Ueberdieß haben ja die Jesuiten bis noch vor wenig Jahren die Schulen in Frankreich unter sich gehabt, und dennoch sind in diesem Königreiche so viele große Gelehrte entstanden, daß, wenn uns die neue Lehrart dergleichen in dießseitigen Ländern verschaffet, wir gewiß ihr nicht genug Dank werden erstatten können." (Helf. S. 211.) Aber den Grafen von Pergen hatte eben unter allen österreichischen Staatsmännern am meisten der pädagogische Schwindelgeist ergriffen, der damals in ganz Deutschland alle Schichten der Gesellschaft durchdrang, und eine Unzahl Bücher und Broschüren hervorrief, worin wunderbare Erziehungs- und Unterrichtsmethoden erörtert wurden, wie man in kürzester Frist und in bequemster Weise die Wissenschaften zum Gemeingut Aller machen, und auch Knaben vom Lande her zu Mathematikern, Mechanikern und Physikern bilden könne, worüber sich ein damaliges Journal in folgender Weise lustig machte: „Ueberdieß bläst der pädagogische Reformationsgeist anitzo in Deutschland aus allen vier Winden; und man kann nicht genug auf seiner Hut sein, wenn man sich Schritt vor Schritt mit paradoxen und ungereimten Sätzen balgen muß, die man bald in Methodenbüchern, bald in Anweisungen, Einrichtungen, unvorgreiflichen Gedanken und Romanen uns zu überfallen ausschickt." (Prager gelehrte Nachrichten 17. März 1772.)

Uebrigens besuchte Graf Pergen das Gymnasium in den Dreißiger-Jahren, seitdem war aber hinsichtlich des deutschen Unterrichts Manches anders geworden: und hätten die Jesuiten, einmal überzeugt von der unabweisbaren Nothwendigkeit, die Schüler in der deutschen Sprache auszubilden, gewiß den deutschen Unterricht, wäre nicht die Aufhebung des Ordens dazwischen gekommen, sich ernstlich angelegen sein lassen und immer mehr und mehr gefördert. Wie in den Dreißiger-Jahren des vorigen Jahrhunderts die deutsche Sprache auch in Mittel- und Norddeutschland im Allgemeinen noch darnieder lag, wie ungefüge und schwerfällig die Construction, wie regellos die Rechtschreibung noch war,

bezeugen zur Genüge vorhandene Bücher selbst von Gelehrten. Ich habe unter anderen die 6. Auflage der Grammatik von Gottsched vom Jahre 1776 zur Hand, herausgegeben von Joh. Gottl. Hofmann, Lehrer an der Thomasschule in Leipzig: wie sehr klagt da der Herausgeber über den schmachvollen, immer noch herrschenden Wirrwarr in der deutschen Orthographie! — und bei all' diesen Klagen legt doch Hofmann selbst, obgleich öffentlicher Lehrer in Leipzig, wie gerade seine Vorrede zeigt, noch im Jahre 1776 im Ausdruck und in der Construction eine ziemlich auffallende Unbehilflichkeit an den Tag und seine Orthographie ist nicht frei von Mängeln.*) Das Deutsch, in welchem die geschichtlichen Lehrbüchlein der oberdeutschen Provinz verfaßt sind (Augsb. 1728), ist so gut, daß sich kaum ein besseres in irgend einem Lehrbuche aus jener Zeit finden dürfte. Daß dieselben Lehrbücher aus den Sechziger-Jahren in der österreichischen Provinz in einem ganz correcten Deutsch (auf jeden Fall in einem besseren, als das Hofmann'sche in Leipzig von 1776) verfaßt sind, habe ich bereits bemerkt. Nach all' dem Gesagten dürfte man wohl mit Recht sich wundern, welches die Motive waren, die Grafen Pergen im Jahre 1770 antrieben, seine Reminiscenzen an seine Gymnasial- und Lycealstudien in den Dreißiger-Jahren, die ihm nun seine von neumodischen Unterrichts-Ideen erfüllte und erhitzte Phantasie in einem gar ungünstigen Lichte erscheinen ließ, zu enthusiastischen Invectiven gegen seine ehemaligen Lehrer zu gebrauchen: ich einmal finde kein anderes, als eben — seinen Enthusiasmus. So groß war die gräfliche Begeisterung, daß sich Pergen alles Ernstes in Lobeserhebungen über ein Schulbuch erging, woraus man im Brandenburgischen binnen Jahresfrist der Landjugend in den Frühstunden die philosophischen und mathematischen Wissenschaften, in den Nachmittagsstunden die historischen und geographischen nebst der Naturgeschichte beibrachte**), während er über den bisherigen Unterricht, selbst im Wider-

*) So liest man z. B. (3. Seite): „Ich gestehe es frey, das müssen die Ursachen gewesen seyn, die diesem Buche zwar den nützlichen Gebrauch nicht haben absprechen können, die es aber doch bei manchem um die verdiente Ehre hatten bringen wollen. Bey der wirklichen ... konnte man doch viel Gutes lernen, wenigstens so viel, daß, wenn man den hier angegebenen Grundsätzen folgete, man sich bei der gescheid denkenden Welt gewiß nicht verächtlich und lächerlich machete ... Ich habe wenigstens nirgends etwas Schicklichers und der Sprache Gemäßers gelesen u. s. w." — Nun ein solches Deutsch schrieben im Jahre 1776 wohl auch die Jesuiten, und manche ein besseres.

**) Selbst Freiherr von Helfert findet (S. 207) diese Begeisterung komisch; wenn er aber hinzufügt, „daß in den damaligen Jesuitenschulen von den Realien

spruche mit thatsächlichen Verhältnissen, die ihm bekannt sein mußten (so kennt er z. B. nur absolvirte Novizen als gänzlich unvorbereitete Lehrer) in der schonungslosesten Weise den Stab bricht. Wenn aber Graf Pergen auf die ihm gemachte, ganz zutreffende Bemerkung, daß er ja selbst seine erste Erziehung und Unterweisung geistlichen Lehranstalten zu verdanken habe, erwiderte, daß Männer in solchen Schulen erzogen, wenn sie sich später hervorthun, keineswegs in den Schulen den Grund dazu gelegt haben, sondern dieses ihrer nachherigen, eigenen Anstrengung, der Lectüre guter Bücher, der Bekanntschaft mit gebildeten Fremden und anderen dergleichen Umständen zu verdanken haben: so hat er hiemit im Grunde gar wenig oder vielmehr gar nichts gesagt. Den Grund zur Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten und hiemit zu seiner spätern großartigen politischen Thätigkeit hatte Graf Pergen ohne Widerrede, wenn er es auch nicht gestehen mochte, im Gymnasium gelegt: wenn anders, wie allgemein anerkannt ist, die Erlernung der lateinischen Sprache, die Einübung ihrer syntaktischen Formen das Gedächtniß und Denkvermögen des jungen Menschen auf zweckmäßige Weise übt und kräftigt, wenn die Lectüre der Klassiker seinen Verstand und seine Phantasie mit einer Menge von Ideen, Vorstellungen und Bildern bereichert, wenn die schriftlichen grammatischen und stilistischen Uebungen und Compositionen seinen flatterhaften Geist fixiren und zur Aufmerksamkeit und zum Nachdenken zwingen, wenn selbst ein unvollkommener Unterricht in der Geschichte (kann denn auch von einem andern im Gymnasium die Rede sein?) doch immerhin ein schwaches Bild der wichtigsten Ereignisse, der berühmtesten Männer, großer und edler wie auch schwacher und schlechter Charaktere aus allen Jahrhunderten vor den Augen des Jünglings entrollt, und dadurch das moralische Gefühl und den Thatendrang weckt und auf das Edle und Gute hinlenkt. All

---

so gut wie nichts gelehrt wurde", so denkt er offenbar nur an das Gymnasium und vergißt auf das Lyceum: was indeß auch im Gymnasium bereits im Jahre 1761 docirt wurde, und woraus die Schüler jährlich zwei Mal geprüft wurden, ersehen wir aus Denis' Memoiren über seine „25jährigen Beschäftigungen im Theresianum". Denis war Lehrer in der 6. Klasse; seine Worte sind: „Die Gegenstände der Prüfungen waren: Rhetorik, Poetik, Erklärung der Klassiker, Geschichte, Geographie, griechische Sprache, Rechenkunst und Religion." Wenn aber das Volksschulwesen in anderen Ländern bereits besser als in Oesterreich bestellt war, und die Regierung auch noch keine Realgymnasien errichtet hatte, so trifft doch deßhalb die Jesuiten kein Vorwurf! — Uebrigens möchte ich erinnern, was uns oben (S. 466) W. v. Türk von seinem im 19. Jahrhundert genossenen Gymnasialunterricht erzählt hat.

dieses kann selbst unter einem mittelmäßigen Lehrer seine Einwirkung auf die geistige Entwicklung des Schülers nicht verfehlen, mag er sich dessen bewußt sein oder nicht.

Von seinem Bildungsgang auf dem Lyceum sagt uns Graf Pergen so viel als Nichts; er spricht nur von „einer sogenannten lateinischen Weltweisheit". Es scheint also, daß der hochweise Graf an dem Lycealunterrichte eben nichts Anderes, als die lateinische Sprache zu bemängeln fand; und hierin mochte er immerhin seine eigene Ansicht haben: die lateinische Sprache war einmal gänge und gäbe, die Abschaffung oder Beibehaltung derselben war Sache der Regierung; allein sie behauptete sich in den Lehrbüchern des Lyceums bis ins 19. Jahrhundert herein, nicht bloß in Oesterreich, sondern auch in anderen Ländern; und daß mit einer allgemeinen Gelehrten-Sprache große Vortheile verbunden wären, läßt sich nun einmal nicht läugnen trotz Pergen's Interdict und Gabler's sehr flacher Ansicht, daß „es lächerlich sei, Wissenschaften, die selbst dem gemeinen Mann nützlich sein sollten, oder das Jus publicum Germaniae" (warum nicht deutsch?) „oder die Reichshistorie" (wiederum ein halb lateinischer Brocken) „lateinisch vorzutragen." (Helf. S. 208.) Es lebten aber gerade im Jahre 1770, wo der edle Graf mit seinen sehr unedlen Vorträgen im Staatsrathe sich breit machte, in der österreichischen Ordensprovinz auch Männer und wirkten*) zum Theil an der Wiener Universität, deren lehramtliche Tüchtigkeit und selbst im Auslande anerkannte Gelehrsamkeit ihm ein kluges Stillschweigen hinsichtlich des Unterrichtes in den philosophischen Zweigen als rathsam erscheinen lassen mochte.

Aber war Graf Pergen nicht auch überspannt in seinen Anforderungen an das Gymnasium? Hat er nicht einen Unterricht gefordert, der für das spätere praktische Leben vollends ausreiche? — Daß aber durch den Schulunterricht nur der Grund zu wissenschaftlicher Bildung

*) Ich sage — wirkten — um Pergen's unehrliche Sophisterei bloß zu legen, wenn er in seinem Vortrag (Helf. S. 202—203) behauptet, daß die geistlichen Universitätsprofessoren „nach zwei oder drei Jahren gewöhnlicherweise das Lehramt ganz verlassen", so daß, wenn so ein Professor „nachher auch ein Wunder an Gelehrsamkeit werden sollte", diese spätere Gelehrsamkeit seinen ehemaligen Schülern nichts nützt, und die Leere nicht auszufüllen vermag, die der frühere Unterricht zur Zeit, wo er diese Gelehrsamkeit noch nicht besaß, in ihrem Geiste zurückgelassen hat. Seine Aufschneidereien über „Sodalitätsgelder, Theaterkleidungen", daß der Correpetitor „oft manchem Handwerksmann über 100 fl. zu stehen komme", übergehe ich; „die Neujahrsgeschenke", die dem Lehrer „herkömmlich zu machenden Recreationen, die Erkenntlichkeiten am Ende des Schuljahres u. s. w." (Helf. 225—226) gingen ohnehin die Jesuiten nichts an.

gelegt wird, um dann durch fortgesetzte Lectüre und Studien für den praktischen Beruf sich immer mehr zu befähigen, ist selbstverständlich: wenn aber Graf Pergen in seiner staatsmännischen Carrière Mängel an juridischen Kenntnissen fühlte, die er ja gerade am meisten bedurfte, so ging ja das die Jesuiten nichts an; war er aber ein tüchtiger Jurist, so liegt hierin eben ein Beweis, daß seine Fähigkeiten im Gymnasium und Lyceum vortheilhaft entwickelt worden, und seine Declamationen gegen die geistlichen Lehranstalten unbegründet waren.

Uebrigens, wie steht es jetzt nach mehr als 100 Jahren mit den deutschen Aufsätzen und Compositionen der Gymnasiasten? Ist trotz der acht Jahre, in denen sie fortwährend mündlich und schriftlich in der deutschen Sprache geschult werden, trotz der fortwährenden Verbesserungen der Volksschule, der Ausdruck correct, gefällig, fließend? der Satzbau wohl gefügt ohne Härten und Lücken? die ganze Darstellung wohl geordnet und zusammenhängend, der Sache angemessen? — Der oben angeführte (S. 453) Albert Bischoff läßt sich über die Resultate des deutschen Unterrichts folgendermaßen vernehmen: „Werden wir nun dafür" (für die schlechten Erfolge in den klassischen Sprachen) „vielleicht im Deutschen entschädigt? Es wird ja jetzt so ziemlich aller Orten grammatikalischer Unterricht im Deutschen gegeben trotz J. Grimm's und aller Sachverständigen Warnung; es wird deutsche Literaturgeschichte vorgetragen; es wird das Nibelungenlied und andere Stücke aus der mittelhochdeutschen Literatur im Urtext gelesen. Allein, ob damit der Hauptzweck erreicht wird, wirkliche Vertrautheit mit unserer nationalen Literatur, und eine gewisse Fertigkeit und Gewandtheit im deutschen Ausdruck, ist noch sehr die Frage. Mag sein, daß von einem achtzehnjährigen jungen Manne ein ausgebildeter und abgerundeter Stil, eine Herrschaft über die Sprache nicht zu verlangen ist, wie sie eben nur bei größerer Reife und Klarheit erwartet werden kann, dann aber von selbst kommt; nur sehe ich dann nicht ein, wozu jene lange Schulbildung nöthig ist; dann schicke ich keinen Sohn auf ein Gymnasium, wo er ja eben jene formelle Bildung, die doch vornehmlich in der Sprache sich zeigen muß, nicht erwirbt, sondern lasse ihn seinen Göthe und Schiller und Lessing fleißig lesen und hoffe, daß er mit den Jahren schon von selbst reden lernen wird."

Also gar viel Gewicht legt eben der Subrector von Uffenheim auf den deutschen Unterricht nicht, und in den daraus gewonnenen Resultaten findet er keine Entschädigung für die Mißerfolge im Latein und Griechischen.

Ebenso gesteht der preußische Regierungs- und Schulrath W. von Türk, wie wir oben S. 466 gehört haben, mit trockenen Worten: „In schriftlichen Aufsätzen war ich wenig geübt.“ W. v. Türk besuchte das Gymnasium — und zwar ein preußisches, wie es scheint — etwa 90 bis 100 Jahre später, als Graf Pergen das Jesuiten-Gymnasium in Wien besucht hatte, zu einer Zeit, wo die Volksschule beinahe gänzlich darniederlag, und die Landessprache nirgends als Lehrgegenstand in einem Gymnasium galt: hält man nun Pergen's Vorwürfe mit dem Geständniß des Herrn von Türk zusammen, so dürften erstere wohl gar sehr an Gewicht verlieren, besonders, wenn man noch obendrein Pergen's enthusiastischen Reformationseifer, der ihn geradezu auch nach Helfert's Geständniß zu Uebertreibungen, Ungerechtigkeiten und Sophistereien verleitete (S. 228), in die Wagschale legt.

Doch ist es Zeit, daß wir vom gräflichen auf den doctorlichen Enthusiasten zurückkommen.

S. 152 (Anm.) sagt uns Herr Kelle, daß die Societät ihre Schüler „zu jenem unsittlichen Denuncianten-System erzog, gegen welches sich jedes redliche Gemüth empört, . . auf welchem“ aber „die ganze Regierung derselben beruht.“ Nun da muß der Herr Doctor eben ein gar „redliches Gemüth“ nicht besitzen, oder er muß in seinem „redlichen Gemüthe“ heftig über sich selbst „empört“ sein, wegen des so eben erhobenen Vorwurfs, der geradezu eine Denunciation, und zwar nicht etwa eine zwischen vier Wänden und von und vor Schulknaben, sondern eine öffentliche vor den Augen und den Ohren der ganzen Welt, und zwar die eines ganzen Ordens involvirt. Und was hat der Herr Doctor mit all' seinen bisherigen Textverstümmelungen, Verdrehungen, Uebertreibungen und Sophistereien, die ich ihm nachgewiesen, anderes getrieben, als öffentliches, böswilliges Denunciantenthum? — Ich wenigstens kann darin nichts Anderes entdecken: sollte aber meine Auffassung eine irrige sein, so will ich mich gerne über meinen Irrthum belehren lassen; für jetzt aber kann ich zwischen öffentlicher Ehrabschneidung und Verleumdung und öffentlicher Denunciation keinen Unterschied finden.

Doch zur Sache; sie betrifft nur die oberdeutsche Provinz, nicht die österreichische oder böhmische, und noch viel weniger die ganze Societät: so daß wir von der ganzen Sache mit Recht Umgang nehmen könnten. In dem schon öfters genannten Büchlein: „Ratio et Via etc.“ (vgl. S. 2), das im Jahre 1736 in der oberdeutschen Provinz ward veröffentlicht worden, um den Lehrern als Anleitung bei Ertheilung des Unterrichts und Handhabung der Schuldisciplin zu dienen,

gelegt wird, um dann durch fortgesetzte Lectüre und Studien für den praktischen Beruf sich immer mehr zu befähigen, ist selbstverständlich: wenn aber Graf Pergen in seiner staatsmännischen Carrière Mängel an juridischen Kenntnissen fühlte, die er ja gerade am meisten bedurfte, so ging ja das die Jesuiten nichts an; war er aber ein tüchtiger Jurist, so liegt hierin eben ein Beweis, daß seine Fähigkeiten im Gymnasium und Lyceum vortheilhaft entwickelt worden, und seine Declamationen gegen die geistlichen Lehranstalten unbegründet waren.

Uebrigens, wie steht es jetzt nach mehr als 100 Jahren mit den deutschen Aufsätzen und Compositionen der Gymnasiasten? Ist trotz der acht Jahre, in denen sie fortwährend mündlich und schriftlich in der deutschen Sprache geschult werden, trotz der fortwährenden Verbesserungen der Volksschule, der Ausdruck correct, gefällig, fließend? der Satzbau wohl gefügt ohne Härten und Lücken? die ganze Darstellung wohl geordnet und zusammenhängend, der Sache angemessen? — Der oben angeführte (S. 453) Albert Bischoff läßt sich über die Resultate des deutschen Unterrichts folgendermaßen vernehmen: „Werden wir nun dafür" (für die schlechten Erfolge in den klassischen Sprachen) „vielleicht im Deutschen entschädigt? Es wird ja jetzt so ziemlich aller Orten grammatikalischer Unterricht im Deutschen gegeben trotz J. Grimm's und aller Sachverständigen Warnung; es wird deutsche Literaturgeschichte vorgetragen; es wird das Nibelungenlied und andere Stücke aus der mittelhochdeutschen Literatur im Urtext gelesen. Allein, ob damit der Hauptzweck erreicht wird, wirkliche Vertrautheit mit unserer nationalen Literatur, und eine gewisse Fertigkeit und Gewandtheit im deutschen Ausdruck, ist noch sehr die Frage. Mag sein, daß von einem achtzehnjährigen jungen Manne ein ausgebildeter und abgerundeter Stil, eine Herrschaft über die Sprache nicht zu verlangen ist, wie sie eben nur bei größerer Reife und Klarheit erwartet werden kann, dann aber von selbst kommt; nur sehe ich dann nicht ein, wozu jene lange Schulbildung nöthig ist; dann schicke ich keinen Sohn auf ein Gymnasium, wo er ja eben jene formelle Bildung, die doch vornehmlich in der Sprache sich zeigen muß, nicht erwirbt, sondern lasse ihn seinen Göthe und Schiller und Lessing fleißig lesen und hoffe, daß er mit den Jahren schon von selbst reden lernen wird."

Also gar viel Gewicht legt eben der Subrector von Uffenheim auf den deutschen Unterricht nicht, und in den daraus gewonnenen Resultaten findet er keine Entschädigung für die Mißerfolge im Latein und Griechischen.

Ebenso gesteht der preußische Regierungs- und Schulrath W. von Türk, wie wir oben S. 466 gehört haben, mit trockenen Worten: „In schriftlichen Aufsätzen war ich wenig geübt.“ W. v. Türk besuchte das Gymnasium — und zwar ein preußisches, wie es scheint — etwa 90 bis 100 Jahre später, als Graf Pergen das Jesuiten-Gymnasium in Wien besucht hatte, zu einer Zeit, wo die Volksschule beinahe gänzlich darniederlag, und die Landessprache nirgends als Lehrgegenstand in einem Gymnasium galt: hält man nun Pergen's Vorwürfe mit dem Geständniß des Herrn von Türk zusammen, so dürften erstere wohl gar sehr an Gewicht verlieren, besonders, wenn man noch obendrein Pergen's enthusiastischen Reformationseifer, der ihn geradezu auch nach Helfert's Geständniß zu Uebertreibungen, Ungerechtigkeiten und Sophistereien verleitete (S. 228), in die Wagschale legt.

Doch ist es Zeit, daß wir vom gräflichen auf den doctorlichen Enthusiasten zurückkommen.

S. 152 (Anm.) sagt uns Herr Kelle, daß die Societät ihre Schüler „zu jenem unsittlichen Denuncianten-System erzog, gegen welches sich jedes redliche Gemüth empört, . . auf welchem“ aber „die ganze Regierung derselben beruht.“ Nun da muß der Herr Doctor eben ein gar „redliches Gemüth“ nicht besitzen, oder er muß in seinem „redlichen Gemüthe“ heftig über sich selbst „empört“ sein, wegen des so eben erhobenen Vorwurfs, der geradezu eine Denunciation, und zwar nicht etwa eine zwischen vier Wänden und von und vor Schulknaben, sondern eine öffentliche vor den Augen und den Ohren der ganzen Welt, und zwar die eines ganzen Ordens involvirt. Und was hat der Herr Doctor mit all' seinen bisherigen Textverstümmelungen, Verdrehungen, Uebertreibungen und Sophistereien, die ich ihm nachgewiesen, anderes getrieben, als öffentliches, böswilliges Denunciantenthum? — Ich wenigstens kann darin nichts Anderes entdecken: sollte aber meine Auffassung eine irrige sein, so will ich mich gerne über meinen Irrthum belehren lassen; für jetzt aber kann ich zwischen öffentlicher Ehrabschneidung und Verleumdung und öffentlicher Denunciation keinen Unterschied finden.

Doch zur Sache; sie betrifft nur die oberdeutsche Provinz, nicht die österreichische oder böhmische, und noch viel weniger die ganze Societät: so daß wir von der ganzen Sache mit Recht Umgang nehmen könnten. In dem schon öfters genannten Büchlein: „Ratio et Via etc.“ (vgl. S. 2), das im Jahre 1736 in der oberdeutschen Provinz ward veröffentlicht worden, um den Lehrern als Anleitung bei Ertheilung des Unterrichts und Handhabung der Schuldisciplin zu dienen,

werden nämlich S. 190—195 (Cap. V Artic. 8 §. 3) die Mittel besprochen, wodurch das Lateinsprechen bei den Schülern gefördert werden könnte; und es werden da 12 solche Mittel besprochen, von denen ich nur die 3 ersten hier anführen will. Erstes Mittel: „Den Schülern soll“ (wenigstens von der 3. Klasse angefangen — S. 184) „die Vorschrift, daß sie lateinisch zu reden haben, bekannt gemacht werden ꝛc.“ Zweites Mittel: „Die Vorzüge der lateinischen Sprache sollen öfters gerühmt, und soll hin und wieder darauf hingewiesen werden, wie schmählich es für Lateinschüler sei, wenn sie lateinisch nicht sprechen können. Diejenigen, an welchen man bemerkt, daß sie sich im Gebrauche der lateinischen Sprache auszeichnen, sollen belobt und manchmal mit Belohnungen oder Privilegien beehrt werden; jene hingegen, welche hierin minder eifrig zu sein scheinen, sollen getadelt werden; jene aber, welche in der Muttersprache etwas gesprochen haben, die sollen auch eine schlechte Note unter diesem oder jenem Namen*) („notam alicujus ignominiae” — irgend eine Tadelnote) bekommen“ (im Noten- oder Klassenbüchlein des Lehrers — bekannt ist die lateinische Phrase: notam ferre, repulsam ferre, hier minder genau portare) „und nebst dieser Note auch noch einer kleinen Buße sich unterziehen, wofern sie nicht noch an demselben Tage diese zweifache Last auf einen ihrer Mitschüler

*) Solche Namen oder Rubriken, die der Lehrer in seinem Notenbüchlein verzeichnet hatte, waren z. B.: Ungehorsam, Leichtfertigkeit, Geschwätzigkeit u. s. w.; vielleicht hatte der Lehrer auch eine eigene Rubrik: Nachlässigkeit im Lateinsprechen, worunter er dann für den Delinquenten eine Note, oder Zeichen, etwa einen Punkt oder ein Strichlein setzte. Daß dieß der Sinn der Worte: „notam alicujus ignominiae” sei, geht aus mehreren Parallelstellen der Ratio et Via hervor: So heißt es S. 258 (Cap. VI Art. 7), wo die verschiedenen, in der oberdeutschen Provinz gebräuchlichen Arten von Strafen besprochen werden N. III: „Puncto aliquo seu nota, una vel pluribus, negligentiae, garrulitatis, similisve errati nomine, tamquam atro calculo reus consignetur” — dieß war also die dritte Art von Strafe, wenn der Schüler wegen Nachlässigkeit, Schwatzhaftigkeit oder eines anderen Vergehens (in unserem Fall wegen Vernachlässigung des Lateinsprechens) mit einem Punkt, oder einem andern Zeichen (dieß war eben eine nota ignominiae), gleichsam wie mit dem schwarzen Verdammungssteinchen (nach römischer Sitte), bezeichnet wurde, und „notam ignominiae alicujus portare” ist nichts Anderes, als puncto aliquo seu nota alicujus errati nomine consignari. Dasselbe geht aus dem Folgenden hervor, wo bemerkt wird, daß, wenn die Zahl solcher Punkte gar zu sehr anwachse, man zu einer empfindlicheren Strafe schreiten müsse. Gleichwie aber die Vergehungen der Schüler vom Lehrer notirt wurden, so wurde von ihm auch angemerkt, wenn ein Schüler in gewissen Fällen sich besonders durch Fleiß, Pünktlichkeit, Sittsamkeit u. s. w. hervorthat, und „gleichsam mit dem weißen Steinchen bezeichnet“ — „quae certo signi genere, tamquam albo calculo

übertragen, den sie entweder in der Schule oder auf der Gasse in der Volkssprache reden gehört haben, wenn sie ihn wenigstens durch einen glaubwürdigen Zeugen überführen können." Drittes Mittel: „Es soll sowohl unter den Mitschülern als unter den Schulen selbst ein rühmlicher Wetteifer geweckt werden, daß sie an Eifer im Lateinsprechen einander zu übertreffen suchen 2c."

Daß nun die Jesuiten alles Ernstes ihre Schüler zum Lateinsprechen anzuhalten suchten, wird ihnen Niemand verargen; denn in allen Gymnasien, katholischen wie protestantischen, suchte man damals (1736 — diese Jahreszahl trägt die Ratio et Via) dieses Ziel zu erreichen: die Lehrer mußten aber auch darauf bedacht sein, den Schülern die Ueberzeugung einzuprägen, daß die Sache ernstlich gemeint sei, und zu diesem Ende die Schüler durch die Schüler zu überwachen; ein System, das nur in einer Schule möglich ist, wo wirklich Disciplin herrscht; daß aber dadurch die Schüler der oberdeutschen Provinz zur Angeberei, zur Denunciation sind angeleitet worden, kann nicht gesagt werden; denn nirgends findet sich in der „Ratio et Via" eine Vorschrift, daß die Knaben einander angeben, oder daß die Lehrer die Schüler über das Lateinsprechen befragen und Untersuchungen anstellen sollen; auch kann eine öffentliche Anzeige, zu deren Begründung wenigstens Ein glaubwürdiger Zeuge nothwendig ist, keine Angeberei genannt werden. Die Strafe selbst war unbedeutend: die schlechte Note konnte leicht durch gutwillige Leistung der auferlegten geringen Buße (etwa Herausstehen 10—15 Minuten, oder Küssen des Bodens des Schulzimmers, oder ein kleines außerordentliches Pensum) getilgt werden (Ratio et Via

---

notata fuerint etc." (S. 258.) Doch Herr Kelle behauptet (S. 152), der lateinische Ausdruck bedeute, daß die Schüler „das Zeichen einer Schmach tragen mußten", gerade als wären sie wirklich gebrandmarkt, oder ein Schandzettel ihnen an Schulter oder Rücken geheftet worden. Nun eine solche Strafe kennt die „Ratio et Via" nirgends. Der Herr Doctor hält sich eben sclavisch von Wort zu Wort an die deutsche Uebersetzung der „Ratio et Via", die unter dem Titel: „Der Societät Jesu Lehr- und Erziehungsplan — Landshut 1833" — erschienen ist; der Uebersetzer hat es gewiß gut gemeint, allein seine Arbeit ist an mehr als einer Stelle mangelhaft oder geradezu unrichtig. Wenn es z. B. in der „Ratio et Via" S. 259, wo von der vierten Art von Strafe die Rede ist, heißt: „Interdum de industria nihil omnino poenae nocenti dictetur etc.", so lautet die Uebersetzung: „Unterdessen soll wegen des Fleißes dem Schuldigen durchaus keine Strafe dictirt werden" — (S. 291); während doch bekannter Maßen — interdum — manchmal und de industria — mit Fleiß, oder absichtlich — bedeutet. Der Herr Doctor hat also hierin eben nicht weise gehandelt, daß er blindlings einem solchen Führer folgte. So viel von dem „Zeichen der Schmach".

— Cap. VI Art. 7 S. 259), oft wurde wohl auch, wenn der Schuldige aufrichtig seinen Fehler gestand und Besserung versprach, die ganze Sache fallen gelassen: und schließlich ist Jedermann bekannt, daß der Werth solcher Praktiken durch die weise Handhabung derselben bedingt ist. Daß aber die Jesuiten das Maß in der Untersuchung oder Bestrafung der Fehltritte der Schüler zu überschreiten pflegten, wird Niemand behaupten wollen, welcher weiß, was die Rat. stud. (bes. die 29. und 30. unter den allgemeinen Regeln) und selbst die Ratio et Via in dieser Hinsicht vorschreibt.

Ich glaube es den Lesern schuldig zu sein, aus letzterer einige hieher gehörige Stellen anzuführen. „Es soll für den Lehrer als ein ausgemachter Grundsatz gelten, daß er die jungen Leute nicht so sehr mit Strenge und Härte als auf eine milde und edle Weise behandeln müsse. Es muß nämlich die alte Ehre unserer Societät bewahrt werden, welche auch Auswärtige schon in früher Zeit mit rühmenden Worten anerkannt haben: daß dieß ihre Gepflogenheit und besondere Sorgfalt sei, die Jugend in ihren Gymnasien nicht so sehr durch Furcht vor Strafen und mit herber Strenge als durch Furcht vor Schande, und das Lockmittel der Ehre und durch eine gewisse milde Leitung in der Ordnung zu halten" (Cap. VI Art. 7 S. 257). „Der Lehrer sei weder voreilig im Strafen, noch allzu geschäftig in Anstellung von Untersuchungen. Er ignorire Manches, wenn er es ohne Jemands Nachtheil kann. . . . Er soll eher durch persönliche Würde, als durch Strenge sich Geltung verschaffen. . . . Auch rechtmäßige Gründe zur Nachlassung oder Milderung der Strafe soll er bereitwillig annehmen." (S. 262.) „Uebrigens wird anstatt der Strafen oft eine kluge Zurechtweisung hinreichen, um auch Jene in Schranken zu halten, welche durch Ehrgefühl und Lob sich weniger angeregt fühlen." (S. 266.) Also waren wohl die Jesuiten keine so bitterbösen Schultyrannen! — Warum hat denn der Herr Doctor in Prag, da ihn doch einmal der Zweck in die Ratio et Via hineingeführt, solche und andere zur Gymnasialdisciplin gehörige Stellen in sein Geschichtswerk nicht aufgenommen? Als Geschichtschreiber der Jesuitengymnasien wäre er wohl verpflichtet gewesen, wenigstens einen Auszug vom ganzen über die Disciplin handelnden sechsten Kapitel (S. 217—284) zu geben: hatte denn das „redliche Gemüth" gar keine leise Ahnung von dieser Pflicht beschlichen?

Aber damit ist Herr Dr. Kelle nicht zufrieden. Nachdem er behauptet, daß die Jesuiten ihre Schüler zu einem „jedes redliche Gemüth empörenden Denunciantensystem erzogen", fährt er fort: „durch welches

sich aber die Societät auszeichnet, auf welchem die ganze Regierung derselben beruht." (S. 153 Anm.) Ich aber erkläre den Herrn Doctor selbst als einen Denuncianten der gemeinsten Sorte, bis er nicht seine Sätze bündig und klar aus dem Institut beweist; denn da die ganze Regierung der Societät auf dem System der Denunciation beruht, so muß sich dieß System im Institut wohl in umfassender Weise entwickelt finden, und gebe ich vorläufig dem Herrn Doctor den Rath, zu diesem Ende fleißig das 12. und 93. Decret der 7. Congregation sammt dem 20. und 21. Canon derselben, sowie das 18. Decret der 12. Congregation zu studiren.

Doch warum habe ich oben auch noch das dritte Mittel zur Förderung des Lateinsprechens in der oberdeutschen Provinz angeführt? — Damit der Leser sehe, wie zwei ganz verschiedene Dinge es sind, das „redliche Gemüth" als Aushängeschild benützen und selbst redlich handeln. Denn unsern Herrn Doctor hinderte das „redliche Gemüth" nicht, sich wieder eine zweckmäßige Textverfälschung zu erlauben. Denn wenn Herr Kelle in seiner Anmerkung, nachdem er behauptet, daß die Jesuiten ihre Schüler im „unsittlichen Denunciantensystem" erzogen, und „die ganze Regierung der Societät auf demselben beruhe", die Worte folgen läßt: „„Und diese schöne Aemulation"", „fährt die Ratio et Via fort", „„soll sowohl unter den Mitschülern, als auch unter den Schulen selbst geweckt werden"": so ist dieß eine offenbare Textverfälschung und zugleich eine unsittliche, abscheuliche Denunciation. Denn vermittelst der beiden Wörtchen: „Und diese" verbindet er offenbar diesen Satz mit dem vorhergehenden, mit seinem Gerede vom Denunciantensystem, auf jeden Fall mit den aus der Ratio et Via kurz vorher citirten Worten: „wenn sie nicht diese zweifache Last 2c." — (S. oben); so daß der Leser nothwendig auf den Gedanken gebracht wird, unter den Worten: „Und diese schöne Aemulation 2c." werde eben der Wetteifer der Schüler in gegenseitiger Angeberei verstanden. Zweckmäßig war dieß wohl, aber von einem redlichen Gemüthe zeugt es nicht; denn die Worte: „Und diese" finden sich nicht im Original, weßhalb sich wohl auch der Herr Doctor wieder gehütet hat, die Stelle genau nach Kap., Art., Paragraph und Seitenzahl anzugeben, wo sich die citirten Worte finden. Im Original fehlen aber nicht nur die Worte: „Und diese", sondern es beginnt an der respectiven Stelle nicht nur ein mit dem Vorhergehenden in keiner grammatischen Verbindung stehender Satz, sondern ein ganz eigener Absatz mit einer besonderen Nummer, nämlich III, bezeichnet, worin kurz das dritte Mittel

besprochen wird, um das Lateinsprechen bei den Schülern in Schwung zu bringen und zu erhalten. Die deutsche Uebersetzung habe ich oben gegeben; im Original heißt es: „III. Decora aemulatio tum inter condiscipulos, tum inter Scholas ipsas excitetur: ut latine loquendi studio superiores evadere alii aliis nitantur etc." — Nun denn, die unredliche Textverfälschung und die damit verbundene öffentliche unsittliche Denunciation ist erwiesene Thatsache: fühlte sich denn das „redliche Gemüth" des Herrn Doctors gar nicht „empört", als er sie niederschrieb? — oder gebot der Zweck der sittlichen Entrüstung Stillschweigen?

Aber was veranlaßte denn den Herrn Doctor, auf das Denunciantenwesen zu kommen? — Die Absicht aus der Ratio et Via nachzuweisen, wie sehr die Jesuiten die deutsche Sprache verachteten. Ich glaube, im Vorhergehenden den wahren Sachverhalt genugsam in's rechte Licht gestellt zu haben: indeß habe ich in dieser Beziehung gerade auf die Ratio et Via bisher vergessen, die nun durch ihr Zeugniß das vorher Gesagte bestätigen mag. S. 112 (Cap. V Art. II §. 1) lesen wir geradezu, daß „auch das Studium der Landessprache in der Schule nicht vernachlässigt werden darf" — „cum neque patriae linguae studium sit in schola negligendum."

Wenn S. 153 Herr Dr. Kelle gesteht, daß ehemalige Jesuitenzöglinge am Anfange des vorigen Jahrhunderts und auch später ebenso gut deutsch schrieben, wie andere Leute außer Oesterreich, dieß aber keineswegs auf Rechnung der Jesuitenschulen zu setzen sei: so verdient solches Gerede keine Erwiderung; und wenn er hinzufügt, daß man nicht annehmen darf, „daß die Jesuiten-Collegien wirklich etwas für die Wissenschaften und die Bildung der Menschheit leisteten, weil sich Harduin, Sirmond u. A. durch ihre ausgebreiteten Kenntnisse in verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens auszeichneten": so will ich den nimmersatten Phrasenhelden nur erinnern, daß Voltaire, D'Alembert, Lalande (vgl. S. 212—213), Just. Lipsius, Hugo Grotius, Leibnitz, Baco von Verulam, Bossuet, Friedrich II., Chateaubriand, Jos. de Maistre und zahllose andere, sowohl katholische als protestantische Gelehrte (vgl. S. 377—389) ganz anders geurtheilt haben; und wenn es ihm nicht zu mühselig erscheint, so möchte ich ihn auf Alegambe's oder Sotwel's oder der Brüder Backer Bibliothek verweisen; auch die Geschichte der Gesellschaft von Cretineau-Joly, oder vom Dr. Buß dürfte ihn über den Werth seiner Phrase hinlänglich belehren; oder wenn es ihm zunächst um österreichische Jesuiten zu thun ist, so können ihm hierüber

die schon öfters angeführten Werke eines De Luca („Gelehrtes Oesterreich“), eines Pelzel („Böhmische, Mährische und Schlesische Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten“), eines Stöger („Scriptores Prov. Austr. S. J.“), eines Dr. Const. v. Wurzbach („Biographisches Lexikon ꝛc.“) hinreichenden Aufschluß geben: und der Herr Doctor mit redlichem Gemüthe könnte zur Einsicht kommen, daß seine Behauptung nichts Anderes als eine leere und noch dazu eine sehr unredliche Phrase war.

So zieht sich dann das Phrasengewebe des Herrn Doctors über S. 154—155 fort: die letzte derselben, daß die Jesuiten durch Vernachlässigung der deutschen Literatur „der Jugend nicht bloß das einzige Mittel, sich in der Sprache auszubilden, raubten, sondern ihr auch jene vielfache Anregung benahmen, welche sie für Geist und Herz aus der vaterländischen Literatur schöpfen konnte, und welche sie im späteren Leben so vielfach bedurfte“, wollen wir uns ein wenig ansehen.

Was versteht denn Herr Kelle unter „vaterländischer Literatur“? Ohne Zweifel die Dichter, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auftauchten. Glaubt er denn nun wirklich selbst, daß die Gedichte von Gellert, Lichtwer, Hagedorn, Kleist, Zachariä, Geßner u. A., die jetzt kaum mehr gelesen werden, gar so vielfache „Anregung für Geist und Herz“ enthielten, so daß die gesammte deutsche Welt, bevor diese Dichter erstanden, an „Geist und Herz“ dahinsiechte? glaubt er wirklich, daß diese Dichter, wo sie nicht positiv christliche Saiten anschlagen, Besseres und Trefflicheres und in gefälligerer Form bieten, als Horaz und Virgil und die Alten überhaupt? oder daß man auch für die christlichen Anklänge in ihren Poesien nirgends anderswo Ersatz finden konnte? — findet sich bei diesen Dichtern nicht auch Kleinliches, Mattes, Frostiges, selbst Schlüpfriges, durchaus nicht geeignet, „Herz und Sinn“ auf vortheilhafte Weise für das spätere Leben anzuregen? Im Gegentheil konnte ein junger Mensch nicht all' diese poetischen Sachen und Sächlein gelesen haben und dabei doch noch „im späteren Leben“ ein armer Tropf an „Geist und Herz“ bleiben? —

Aber vielleicht versteht der Herr Doctor unter vaterländischer Literatur die prosaischen Schriftsteller. Nun in welcher Sprache war denn die vaterländische Prosa-Literatur bis dorthin geschrieben? — in der deutschen oder lateinischen? Die Geschichtswerke wenigstens, gerade der wichtigste Theil in der Prosa-Literatur eines Volkes, und am meisten geeignet, „Geist und Herz“ anzuregen, werden bald gezählt sein, die in deutscher Sprache geschrieben sind; und dasselbe gilt von allen übrigen

gelehrten Werken: kurz die vaterländische Prosa-Literatur war im großen Ganzen nicht in der deutschen, sondern in der lateinischen Sprache abgefaßt.

Aber ist es denn nun auch wahr, daß die Jesuiten durch ihre Verachtung der deutschen Literatur „der Jugend nicht bloß das einzige Mittel raubten, sich in der Sprache auszubilden, sondern ihr auch ꝛc.“? — Ich glaube, im Vorhergehenden zur Genüge gezeigt zu haben, was von dieser Verachtung zu halten sei: folgende kurze Bemerkungen aber dürften das Gesagte noch mehr beleuchten.

1. Wie im ganzen Institut und in der ganzen Ratio stud. oder im Juvencius sich keine einzige Stelle findet, welche die Lectüre von Gedichten oder anderen Werken, die in der Landessprache geschrieben sind, verbietet, so läßt sich auch durchaus nicht beweisen, daß die Jesuiten je thatsächlich solche Versuche gemacht haben.

2. Solche Versuche wären auch geradezu thöricht und unausführbar gewesen; wie der junge Denis in Passau sich deutsche Dichter angeschafft, so haben ohne Zweifel auch andere Studenten sich solche angeschafft, weil es eben nicht verboten war; und minder gewissenhafte junge Leute, als Denis, würden diese um ein Verbot sich bekümmert haben?

3. Die Jesuiten gaben selbst frühzeitig Sammlungen deutscher Gedichte zum Gebrauche der studirenden Jugend heraus, und machten so diese mit der vaterländischen Literatur bekannt. So hat der eben genannte Denis schon 1762, also zwei Jahre vor dem Erscheinen der Instruction des Directors Gaspari eine „Sammlung kürzerer! Gedichte ꝛc. in Wien“ veröffentlicht, und zwar etwa nicht für seine Schüler im Theresianum, sondern, wie man aus der Vorrede ersieht, überhaupt für die studirende Jugend, besonders aus der unbemittelten Klasse. Und geschah dieses etwa nur in Wien? Auch dieß wäre immerhin ein Beweis, daß die Jesuiten der Jugend die deutsche Literatur nicht unzugänglich machten; allein dem ist nicht so: dieselbe Sammlung wurde 1766 von den Jesuiten auch in Augsburg und Innsbruck herausgegeben, so daß zu gleicher Zeit in der österreichischen und oberdeutschen Provinz die studirende Jugend in die Vorhallen der deutschen Poesie eingeführt wurde. Daß endlich sogar in die Schulbücher Beispiele aus deutschen Dichtern sind aufgenommen worden, berichtet uns ja — S. 135 — Herr Kelle selbst (vgl. S. 430).

4. Die Jesuiten betheiligten sich selbst activ an deutscher Dichtung. Unter den Augen seiner Obern veröffentlichte Denis schon im Jahre 1760 seine ersten Versuche: „Poetische Bilder ꝛc.“, nachdem er bereits

in Klagenfurt als 24jähriger Magister in den Faschingstagen zur Belustigung der Bürger eine deutsche Komödie auf die Bühne gebracht hatte; ließ dann von Zeit zu Zeit einzelne Gedichte in den österreichischen Patrioten und in die „Bibliothek der österreichischen Literatur“ einrücken u. s. w., und was Denis that, thaten auch Burkardt, Mastalier, Eckel, Regelsperger*); auch von diesen finde ich Beiträge in den vier ersten Bänden der „Bibliothek“ (Jahrgang 1769 bis 1770); ebenso traten Riedel (vgl. S. 268), Wurz (vgl. S. 269), Harmayer (s. De Luca, v. Wurzbach), Schönfeld (vgl. S. 256), Mayer, Pelzel (S. 273), Knauer (s. v. Wurzbach), noch als Jesuiten mit deutschen Gedichten vor die Oeffentlichkeit; ja selbst zwei Magister in Linz übersetzten die lateinischen Tragödien und Dramen des Jesuiten Andr. Friz in's Deutsche — Wien 1771 — (s. Stöger, v. Wurzbach — Friz), jener nicht zu gedenken, welche bald nach Aufhebung des Ordens als deutsche Schriftsteller auftraten, dazu sich aber noch als Mitglieder desselben befähigt hatten, wie z. B. ein Cornova (vgl. S. 257), ein Bendel, ein Werneking, ein Gueßmann, ein Hoffstetter (vgl. S. 266), ein Heinze, ein Dobrowsky, Hebenstreit, Storchenau, Heyrenbach und viele Andere, deren Namen und Werke sich in De Luca, Pelzel, Stöger, v. Wurzbach verzeichnet finden.

5. Die Jesuiten ertheilten der studirenden Jugend Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur. Daß dieß nach dem Erscheinen der Instruction von 1764 geschehen, unterliegt gar keinem Zweifel: selbst in die Schulbücher war der Unterricht in der deutschen Grammatik und Dichtkunst aufgenommen worden. Aber schon 1753 unterrichtete Denis, wie wir gesehen haben, seine Schüler in Klagenfurt in der deutschen Verskunst und übte sie in der Abfassung deutscher Briefe; mit großem Eifer betrieb er dann im Theresianum den deutschen Unterricht, und von 1762 an ertheilte er diesen auf Befehl der Obern 10 Jahre hindurch, eine Stunde an allen Schultagen, auch auswärtigen Schülern (an einem der beiden anderen Gymnasien in Wien), wie er selbst in „Meine 25jährigen Beschäftigungen im Theresianum“ **)

*) Von Regelsperger lese ich in De Luca: „Zum Druck liegt bereit: Eigene Gedichte nebst Uebersetzungen und Nachahmungen aus 7 Sprachen; Abhandlung von den Grenzen der Verständlichkeit in der Dichtkunst.“

**) Geschah auch dieses „gegen den Geist der Gesellschaft“ (Kelle), oder „gegen die Grundsätze seines Collegiums“ (Freiherr v. Helfert S. 283), oder mit anderen Worten geschah es den Obern zum Trotz, wenn Denis von eben diesen Obern beauftragt wurde, deutschen Unterricht auch auswärtigen Schülern zu ertheilen? — Geschah es den Obern zum Trotz, wenn derselbe Denis, als ein junger Magister, seine

erzählt. Mit gleichem Eifer arbeitete an seiner Seite Burkardt; fleißig übten beide die Zöglinge in prosaischen und poetischen Aufsätzen; und der Erfolg ihrer Bemühungen war, daß sie drei Jahrgänge solcher Aufsätze unter dem Titel: „Jugendfrüchte des k. k. Theresianum" veröffentlichen konnten. Mit großem Eifer betrieb auch Wurz nach De Luca's Zeugniß (vgl. S. 268—269) den deutschen Unterricht am Gymnasium des Profeßhauses in Wien zu Anfang der Sechziger-Jahre, also ebenfalls in der Zeit, wo Gaspari's Instruction noch nicht die verunglückte Rundreise angetreten hatte. Dasselbe that nach desselben De Luca's Zeugniß (vgl. S. 367—68) Regelsperger, zuerst im Theresianum, dann seit 1768 als Lehrer der Dicht- und Redekunst an dem Universitätsgymnasium. In Denis' Fußtapfen trat später Hoffstetter (vgl. S. 266), selbst Dichter und ein ausgezeichneter Kenner der Kunst und Literatur.

Aehnliche Erscheinungen, wie in der österreichischen und böhmischen Provinz, finden wir auch in der oberdeutschen, nämlich Hinneigung zum Studium der deutschen Sprache und Literatur. Weitenauer's grammatisches Werklein: „Zweifel von der deutschen Sprache ꝛc." habe ich bereits genannt (vgl. S. 281); aber ein paar Bemerkungen darf ich mit Recht hier beifügen: das Büchlein zeigt eine staunenswerthe Bekanntschaft des Verfassers mit den stammverwandten Sprachen (der englischen, dänischen, schwedischen) und den alten germanischen Dialecten, so wie eine seltene Belesenheit in uralten Büchern und Bibelübersetzungen; auch gegen die aufgestellten orthographischen Grundsätze dürfte die neuere Wissenschaft nicht viel Erhebliches einzuwenden haben. Es zeigt aber das Büchlein auch, wie correct in der Orthographie, gewandt und bündig im Ausdruck ein Jesuit bereits im Jahre 1764 schrieb*); und

Schüler in Klagenfurt im Deutschen unterrichtete? — geschah es den Obern zum Trotz, wenn all' die hier genannten Jesuiten schon als Scholastiker das Studium der deutschen Sprache und Literatur betrieben und später die Gymnasialschüler darin unterrichteten? (vgl. De Luca — Wurz) — geschah es den Obern zum Trotz, wenn mehrere der jungen Lehrer die Erzeugnisse ihrer Muse in öffentlichen Blättern vor das Publicum brachten, oder die literarischen Arbeiten ihrer Schüler durch den Druck bekannt machten? Die Wahrheit ist, die Obern sahen all' dergleichen Dinge gerne und förderten sie auch: sie hätten aber 4—5 Decennien früher zu dieser Einsicht gelangen und fähige Talente zu solchen Bestrebungen aneifern sollen. Indeß wenn es auch den Jesuiten nicht beschieden war, die deutsche Sprache und Literatur zu regeneriren, so haben sie doch in Süddeutschland einen bedeutenden Antheil an der Regeneration derselben genommen (vgl. 304—306).

*) Natürlich will ich damit nicht gesagt haben, als wäre daran auch heut zu Tage gar nichts zu bemängeln.

da nun Weitenauer's „Zweifel von ꝛc." in kurzer Zeit zu wiederholten Malen in Augsburg, Innsbruck, Freiburg aufgelegt ward, so liegt hierin wohl doch ein Beweis, daß die Brauchbarkeit und Nützlichkeit des Büchleins in weiten Kreisen Anerkennung fand. Daß Weitenauer auch ein Singspiel — Tobias und Sara — aus dem Lateinischen des Franz Neumayr (vgl. S. 279—80) schon 1747 übersetzt habe, ist bereits S. 281 bemerkt worden; Frz. Reisner aber, ebenfalls ein Mitglied der oberdeutschen Provinz, veröffentlichte in den Sechziger-Jahren sieben Bühnenstücke in Innsbruck, alle in gereimten deutschen Jamben und Herr B. Stubenvoll in seinem oben (S. 378—80) angeführten Werke bemerkt (S. 209) ausdrücklich, daß seit dem Jahre 1720 auch deutsche Dramen*) auf die Bühne gebracht wurden, von denen er auch mehrere nament-

*) Natürlich handelt es sich hier nicht um den klassischen Werth solcher Dramen in Sprache und Darstellung: sie sind aber Herrn Kelle gegenüber ein schlagender Beweis, daß die Jesuiten auch in den deutschen Provinzen der deutschen Literatur sich zuwendeten und in deutscher Sprache zu dichten und zu schriftstellern begannen; nichts zu sagen von jener zahllosen Menge größerer oder kleinerer Werke, theils religiösen, theils profanen Inhalts (man denke nur an das umfangreiche Werk: „Der Weltboth" Missionsnachrichten aus allen Theilen der Welt — 5 dicke Foliobände — Wien), welche die Jesuiten zu allen Zeiten in deutscher Sprache herausgegeben haben. Ja selbst an dichterischen Versuchen in deutscher Sprache (gewöhnlich auf dem Gebiete der geistlichen Poesie) hat es nie in der Societät gefehlt: so dichtete in der böhmischen Provinz Barth. Christelius schon im 17. Jahrhundert: „Liebespsalter" in 150 Oden von der Liebe Gottes (Prag 1673) und „Seraphisches Liebesjahr" — Oden auf alle Tage (Olmütz 1678), ferner „Lustiges Sterbjahr" (Prag 1690); Math. Schusenhauer dichtete: „Sittlicher Lautenklang" (Prag 1686). Von der österreichischen Provinz will ich nur Ign. Querk und Jg. Parhamer nennen. Jener besaß große Gewandtheit in deutschen Versen, verfaßte Kirchenlieder auf alle Festtage des Jahres, nebstdem viele andere bei besonderen Gelegenheiten; und als im Jahre 1734 Ostern auf den Markustag fiel, und die Gemüther deßhalb allenthalben in Angst geriethen, als würden die schlimmsten Dinge bevorstehen, verfaßte er, um solchem Aberglauben zu steuern, ein spaßhaftes Gedicht, das in 12.000 Exemplaren durch ganz Deutschland verbreitet wurde. Stöger „Scriptores etc." Parhamer, der unermüdliche Kinder- und Waisenfreund, wegen seiner Verdienste von Maria Theresia 1777 zum Titularpropst von Drozzo, und von Kaiser Josef zum infulirten Abt von Lecker, später zum Oberdirector der sämmtlichen Waisenhäuser in der Monarchie und Beisitzer der Stiftungs-Hofcommission ernannt, verfaßte „Das fromme Kind" in deutschen Reimen und seinen in der Geschichte des österreichischen Unterrichts epochemachenden „Katechismus für drei Schulen mit den gewöhnlichen Schulgesängen" (Tyrnau 1750—1752, 8°), „welches treffliche Elementarbuch, in allen Druckereien Oesterreichs und Ungarns oft gedruckt, und in die ungarische, serbische und böhmische Sprache übersetzt wurde" (s. v. Wurzbach und Stöger). Wo bleibt denn da die Verachtung der deutschen Sprache, worüber Herr Kelle solche Entrüstung zur Schau trägt? —

lich anführt (S. 212—214). Und was im Gregorianum und im Collegium in München geschah, dasselbe that man auch in den Collegien in Regensburg und Augsburg, sowohl vor als nach Aufhebung der Societät: im Collegium zu Augsburg machte sich besonders Frz. Jann einen Namen durch seine einst viel genannten „Gedichte und Schauspiele“ (6 Bände von 1782—1803); daß sein College im Lehramte Leon. Bayrer eine großartige Sammlung deutscher Gedichte herausgegeben, und Al. Merz als deutscher Schriftsteller und Publicist eine mannigfaltige Thätigkeit entwickelte, habe ich S. 282 bemerkt, und nebst diesen traten noch mehrere andere Mitglieder desselben Collegiums, z. B. ein Ulrich Probst, ein Joh. Rügel, ein Frz. Schäfler, ein Jos. Stark u. A. als deutsche Schriftsteller auf. So begannen denn die Jesuiten der oberdeutschen Provinz ganz aus eigenem Antrieb die Cultivirung der deutschen Sprache sowohl in als außerhalb der Schule zu fördern: und eben so wenig verschloß man sich in der ober- und niederrheinischen Provinz der Erkenntniß, was die veränderten Zeitverhältnisse forderten. Doch ich kann mich unmöglich auf fernere Einzelheiten einlassen, und beschränke mich also darauf, den zweckmäßigen Phrasen eines Herrn Doctor Kelle das Zeugniß eines besonnenen und fleißigen Geschichtsforschers entgegen zu stellen: ich meine den schon ein paar Mal angeführten, durch mehrere culturhistorische Schriften rühmlichst bekannten F. J. Lipowsky. In seinem Werke: „Geschichte der Jesuiten in Bayern“ finden wir folgende Stelle (Theil II S. 274—76): „Wenn bisher von den Jesuiten vorzüglich die lateinische und griechische Sprache den Jünglingen an ihren Gymnasien gelehrt worden, und wenn sie die deutsche Sprache beinahe ganz vernachlässigten, so geschah dieses nicht aus Unkunde oder Geringschätzung der vaterländischen Sprache, sondern aus dem Grunde, weil sie derselben Erlernung in den deutschen Schulen, woraus die Knaben erst in ihre Gymnasien übertraten, voraussetzten, und weil überhaupt die deutsche Sprache noch nicht zur Würde einer Büchersprache gebildet und erhoben gewesen. Da aber um diese Zeit die Kultur und Verbesserung der deutschen Sprache begonnen, da Opiz, Kaniz, Gottsched und andere Gelehrte sich große Verdienste um dieselbe erwarben; . . . . so blieben dann die Jesuiten in Oberdeutschland und also auch in Bayern nicht zurück, und fingen an, in ihren Gymnasialklassen die deutsche Sprache nach Regeln zu lehren, und ihre Schüler in deutschen prosaischen Aufsätzen und selbst in deutscher Dichtkunst zu üben. Der Jesuit Georg Fränklin . . . . schrieb als siebenzigjähriger Greis Anfangsgründe der deutschen Sprache, die von Sprach-

forschern und Kennern mit allem Beifalle gekrönt wurden." Und mit diesen Worten des ausgezeichneten Culturhistorikers, welche so ziemlich alles bisher von mir Vorgebrachte im Kerne enthalten, sei diese Controverse geschlossen.

Seine Kritik über den Geschichtsunterricht glaubte Herr Dr. Kelle nicht besser beginnen zu können, als damit, daß er uns gleich wieder einen erbaulichen Beweis von seinem redlichen Gemüthe gibt. Nachdem er nämlich selbst S. 72 die Worte aus dem kaiserlichen Patente von 1735 citirt: „auch das Studium historicum, wie die P. P. Societatis bereits angefangen haben, successive bono ordine zu tradiren" (vgl. S. 417), woraus doch offenbar erhellt, daß die Jesuiten aus eigenem Antrieb, ohne irgend welche vorausgegangene Aufforderung der Regierung den Geschichtsunterricht in den Schulen begonnen haben: belehrt er uns nun S. 155, daß „sie sich allmählig in Folge der wiederholten Aufforderungen des Staates" dazu „bequemten", und macht dabei noch die bedeutungs- und geheimnißvolle Bemerkung, daß sie deßhalb den Geschichtsunterricht einführten, weil „sie dessen Verwendbarkeit für ihre Zwecke einzusehen begannen". Wie sich doch so schlecht die Jesuiten auf ihre Zwecke verstanden, daß sie erst so spät zur Einsicht dessen, was selbe förderte, gelangten! Da versteht sich wohl Herr Kelle weit besser auf die Förderung des seinen.

Doch zur Sache! — Der Unterricht in der Geschichte, als einem obligaten Gegenstande, ward in der böhmischen Provinz 1728 eingeführt (vgl. S. 189), in der österreichischen Provinz wohl schon Anfangs der Zwanziger-Jahre des vorigen Jahrhunderts; denn die zweite Ausgabe der historischen Lehrbüchlein für die 6 Klassen, die ich vor mir habe, trägt noch das Datum von 1729 *), was wohl zum Schlusse berechtigt, daß die erste Auflage 4—5 Jahre früher erschienen ist (vgl. S. 421). Ja etwas Geschichte oder Chronologie sammt Geographie scheint in den Gymnasien und in den Lyceen der Gesellschaft immer gelehrt worden zu sein, zwar nicht als obligater Unterrichtszweig, sondern als Nebengegenstand, bald mehr, bald weniger nach dem Gutbefinden des Lehrers. Franz Wagner wenigstens, der Verfasser der so eben genannten Lehrbücher in der österreichischen Provinz, sagt in der Vorrede, daß er bereits vor 15 Jahren eine Uebersicht der ganzen

*) Auch Herr Kelle citirt (S. 155 A.) die Auflage von 1729, vergißt aber zu bemerken, daß dieses die 2. Auflage war. Von den Auflagen der historischen Lehrbücher in der oberdeutschen Provinz nennt er gar nur die erst 1751 erschienene als die erste, wie der Leser denken muß, während ich eine von 1726 vor mir habe.

Chronologie seinen Schülern dictirt, dann selbe unter dem Titel „Mensis chronologicus" in Druck gegeben und allmählig zu den sechs Lehrbüchlein, mit deren Abfassung er von den Obern beauftragt worden, erweitert habe.*) Als Grund aber, warum der Unterricht in der Geschichte in den Gymnasien eingeführt worden, gibt er in seiner „Instructio privata" (S. 17) das Beispiel anderer Provinzen an und den großen Beifall, den die Sache bei Auswärtigen fand: und dieses ist die wahre Genesis des obligaten Geschichtsunterrichtes in den österreichischen Jesuitengymnasien, nicht aber irgend eine Aufforderung von Seite der Regierung, wie Herr Kelle seine Leser glauben machen möchte. Man vergleiche übrigens, was ich S. 187—189 über das Studium der Geschichte in der Gesellschaft gesagt habe; wie es nach dem Institut selbst zu den Humanitätswissenschaften gehörte, wie nachdrücklich es von Juvencius empfohlen ward. Aber wie waren die Lehrbücher des Frz. Wagner beschaffen? — Sie waren in lateinischer und deutscher Sprache verfaßt, aber bis in die 5. Klasse, wie ich bereits bemerkt, sollten die Schüler nur in deutscher Sprache examinirt werden; die zweite obengenannte Auflage habe ich vollständig für alle 6 Klassen zur Hand, aber nur in lateinischer Sprache; von einer späteren Auflage vom Jahre 1753 habe ich den 4. Theil in lateinischer und deutscher Sprache. Der lateinische Theil mit 118 Seiten ist gleich 189 Seiten deutschen Druckes, so daß die sechs lateinischen Bändchen zusammengenommen ziemlich genau 1100 Seiten deutschen Druckes ergeben, die Seite mit 37 Zeilen. Vertheilt man nun die 1100 Seiten auf 3 Bände, wie z. B. die Lehrbücher von Pütz oder Gindely (für's Obergymnasium) 3 Bände umfassen, so kommen auf jeden Band 366 Seiten; da aber beide so eben genannte Bücher mit lateinischen Lettern gedruckt sind, auch ein etwas größeres Format haben, so sind sie immerhin um ein Bedeutendes inhaltreicher, aber ein besonders großer Abstand dürfte sich eben nicht herausstellen. Das 1. Bändchen

*) Der österreichische Jesuit Frz. Molindes veröffentlichte schon 1713 in Wien eine „Synopsis Historiae universalis etc." in zwei Bändchen (ich habe beide vor mir), offenbar für den Gebrauch der Studirenden berechnet; ein ähnliches Werklein: „Synopsis Chronologica, seu Ratio Temporum et Rerum succincta etc." erschien 1711 in Graz; der Jesuit Turselin aber hatte sein bekanntes Handbuch der Weltgeschichte („Epitome Historiarum etc.") schon im 16. Jahrhundert veröffentlicht. Das Werk wurde von anderen Jesuiten bis auf die Zeiten Kaiser Karl's VI. fortgeführt (deutsche Ausgabe — Cöln 1725), ins Französische übersetzt und erlebte gar viele Auflagen in Italien, Deutschland und Frankreich, die letzte 1775 in England zum Gebrauche in der berühmten Eton-Schule. (S. Feller, Jöcher.)

für die unterste Klasse enthielt eine Einleitung in die biblische Geschichte; das 2. die Geschichte der drei Monarchien, der assyrischen, persischen und griechischen; im 3. wird Rom's Kriegsgeschichte, im 4. dessen innere Geschichte behandelt; das 5. Bändchen enthält die Geschichte der römischen Kaiser von Augustus bis auf Karl den Großen, sowohl im Orient, als im Occident, das 6. die fernere Geschichte des ost- und weströmischen Reiches bis auf das Jahr 1732. Daß den Bändchen, welche die alte Geschichte enthalten, auch ein kurzer geographischer Unterricht über Palästina, die asiatischen Reiche, das alte Hellas und Italien mit 6 Landkarten beigefügt war, habe ich bereits S. 449 bis 450 bemerkt. Hinsichtlich der neuen Geographie hatte derselbe Franz Wagner ein besonderes Lehrbüchlein verfaßt („Introductio in Geographiam" — heißt es bei Stöger: „Scriptores etc." — „Einleitung in die Geographie"), welches beim Unterrichte in der neuen Geschichte gebraucht wurde, ohne daß ein eigener Jahrgang für das Studium der Geographie bestimmt war; dieß geschah erst durch die Reform von 1752, welche den geographischen Unterricht in die 5. Klasse verlegte. Ob dieß zweckmäßig war oder nicht, möge der Leser entscheiden; daß aber die Jesuiten der Verordnung nachgekommen sind, ersehe ich aus der kurz zuvor angeführten Auflage (des 4. Theiles) von 1753. Dieser 4. Theil ist in der Ausgabe von 1729 der 5., woraus klar hervorgeht, daß die Jesuiten den Unterricht in der alten Geschichte, der sich früher über die 2., 3. und 4. Klasse erstreckte, zusammenzogen und auf die 2. und 3. Klasse beschränkten, die Epoche aber von Augustus bis auf Karl den Großen in die 4. Klasse verlegten, um den 5. Jahrgang gemäß der Verordnung der Regierung für den geographischen Unterricht frei zu haben. Die Richtigkeit meiner Argumentation wird wohl Herr Dr. Kelle selbst troß seiner Declamationen gegen den kriegerischen, alle Regierungen befehdenden Orden anerkennen müssen. Nicht zu verwechseln ist diese Einleitung mit einem andern größeren und vortrefflichen geographischen Werke von eben demselben Franz Wagner, das den Titel führt: „Einleitung in die Alte und Neuere Geographia in 37 Landcharten vorgestellt, und zu allgemeinem, besonders aber der studierenden Jugend Gebrauch zusammengeschrieben von einem der S. J. Priestern." Wien 1737. Das Werk, in deutscher Sprache verfaßt, begreift 337 Seiten 8° — die Seite mit 47 Zeilen und kleinem Druck; es war kein Schulbuch, aber ein Unterrichtsbuch für Jedermann, besonders aber für die studirende Jugend zum Privatgebrauch bestimmt; im ersten Theile (71 Seiten mit 14 Karten) wird die alte, im zweiten die neuere Geo-

graphie von allen Welttheilen in klarer und ziemlich umständlicher Weise abgehandelt: kurz es war ein vortreffliches Werk und kann unter Berücksichtigung der verschiedenen Zeitverhältnisse jedem modernen geographischen Lehrbuche würdig an die Seite gestellt werden: und, was wohl zu beachten ist, Franz Wagner veröffentlichte seine Geographie zum Besten der studirenden Jugend zu einer Zeit, wo die Regierung noch gar nicht den geographischen Unterricht in den Schulen urgirte; ein Beweis, daß die Jesuiten dennoch einen solchen schon ertheilten. Ich möchte nun gerne aus Wagner's Lehrbüchlein einige Partien wörtlich anführen, auf daß die Leser sich eine genauere Vorstellung von dem vor 150 Jahren in den Jesuitenschulen ertheilten geschichtlichen Unterrichte machen könnten; allein ich muß zu wichtigeren Dingen eilen und bemerke daher nur, daß allenthalben auf die Chronologie fleißig Rücksicht genommen wird, daß all' die Hauptmomente der alten und neueren Geschichte deutlich angegeben, und besonders die Streitigkeiten zwischen Päpsten und Kaisern mit einer beinahe auffallend objektiven Ruhe dargelegt werden: auch sind es nicht die Lehrbüchlein von Franz Wagner, gegen welche der kritische Zorn des Herrn Doctors in hellen Flammen auflodert (S. 156—157), sondern die von Max. Dufréne, welche in den Gymnasien der oberdeutschen Provinz eingeführt waren.*) Ich habe all die sechs Bändchen von Dufréne, ebenfalls in lateinischer und deutscher Sprache, vor mir (Ausgabe 1727—30); es zeigt sich darin allerdings eine etwas polemische Tendenz, die in damaliger Zeit den Angriffen protestantischer Schmähsucht gegenüber ein Gebot der Nothwehr sein mochte; allein Uebertreibungen, Ungerechtigkeiten oder historische Fälschungen kann ich keine finden; manche Ausdrücke dürften in unseren Tagen als unmanierlich erscheinen; allein vor 150 Jahren war eben die Sprache weder auf protestantischer noch auf katholischer Seite manierlich, und kommt es am Ende nicht auf Worte sondern auf Sachen an. Das 5. Bändchen enthält den Unterricht in der Geographie, mit einer Einleitung über die mathematische Geographie, worin vom Globus, dessen Theilen und Gebrauch in 13 Kapiteln,

*) Wenn Herr Dr. Kelle S. 155 sagt, daß die Lehrbüchlein von Dufréne auch in der böhmischen Provinz eingeführt waren, so mag dieses immerhin richtig sein; wenn er aber A. 2 die böhmische Provinz mit der oberdeutschen zu identificiren scheint — „in Germaniae superioris provincia (in provincia Bohemiae)" — so ist das sehr possierlich, und noch possierlicher ist es, wenn er ganz apodiktisch die Collegien von Oberösterreich (in Linz und in Steyr) zur oberdeutschen Provinz rechnet.

dann von den beiden Hemisphären der Erde, von den Landkarten, von den geographischen technischen Ausdrücken u. s. w. gehandelt wird. In den historischen Bändchen ist nicht bloß im Texte die Chronologie sorgfältig berücksichtiget, sondern jedem Bändchen sind auch am Ende chronologische Tabellen beigefügt. Jedes Bändchen zerfällt in mehrere Theile und nach jedem Theile werden über das Abgehandelte noch besondere Bemerkungen gemacht und kurze Erwägungen angestellt, ganz geeignet, über das Erzählte mehr Licht zu verbreiten, besonders, wenn noch die Erläuterung des Lehrers hinzukam. Uebrigens sind in beiden Werken, sowohl in dem von Wagner, als in dem von Dufréne, die wichtigeren Ereignisse umständlicher erzählt, die hervorragenderen Charaktere genauer gezeichnet, und wird über die erste Staatenbildung, die Culturzustände und Entwicklung derselben bei den verschiedenen Völkern das Wichtigste mitgetheilt, auch auf den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse im Allgemeinen aufmerksam gemacht: in so weit dieß beiden der Fassungskraft und den Bedürfnissen ihrer 10—16 Jahre alten Schüler angemessen scheinen mochte. So erzählt Wagner, um bei diesem zu bleiben, ziemlich umständlich den Zug und Krieg gegen Troja, die Perserkriege, die Kriege der Römer mit den Samnitern, die Parteikämpfe zwischen der Plebs und den Patriciern; den 2. Punischen Krieg, die durch die Gracchen erregten Unruhen, die Bürgerkriege bis zum Siege des Augustus bei Actium u. s. w.; ferner die Geschichte der Völkerwanderung, die Thaten Kaiser Karl des Großen, Karl's V., die Phasen des 30jährigen Krieges u. s. w.; die Charaktere eines Cäsar, eines Augustus, Tiberius, eines Karl's des Großen, Otto des Großen, eines Friedrich's I. und II., eines Rudolf's von Habsburg, eines Maximilian's, eines Karl's V. u. A. sind hinreichend gezeichnet; über die Entstehung und Verfassung der griechischen Staaten und des römischen unter Romulus, Numa Pompilius, Servius Tullius wird das Nöthige mitgetheilt, der Stand der Literatur bei Griechen und Römern wird öfters berührt; von den Wohnsitzen und dem ersten Auftreten der germanischen Völkerschaften werden bedeutende Details gegeben, Karl der Große wird wegen seiner Verdienste um die Wissenschaften gerühmt u. s. w.; die Ursachen wichtiger Ereignisse, z. B. des Unterganges der römischen Republik, der Völkerwanderung und besonders der Kriege werden oft namentlich angegeben: so daß der Schüler, welcher das, was die Lehrbücher ihm boten, zu seinem geistigen Eigenthum gemacht, immerhin nicht unbedeutende Kenntnisse in der Geschichte besaß, die dann später durch die Vorträge am Lyceum

erweitert und geklärt wurden; und obgleich ich weit entfernt bin, die Lehrbüchlein von Wagner oder von Dufrêne den modernen gelehrten Schulbüchern an die Seite zu stellen, im Gegentheile einzelne Mängel in Hinsicht auf Anordnung und Vollständigkeit gerne anerkenne — es waren ja nur eben die ersten Versuche, und konnten auch damals dem Unterricht in der Geschichte nicht so viele Stunden, wie heut zu Tage, zugemessen werden: — so glaube ich doch die pathetische Auslassung des Herrn Kelle, daß es die Jesuiten nicht „für nöthig erachteten, ihre Zöglinge überhaupt auf die großen Ereignisse, auf die hervorragenden Charaktere älterer oder neuerer Zeit gebührend und vollständig“ (in einem Schulbuche?) „aufmerksam zu machen,“ und „der Jugend eine Uebersicht über die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte in ihrem pragmatischen Zusammenhange zu geben, sie zu einem Verständniß des inneren Lebens der Völker und Staaten, ihrer Entwicklung und Cultur zu führen“ (S. 157—58), getrost unter die zweckdienlichen Phrasen rechnen zu dürfen. Ich denke, alles dieses, was da der Herr Doctor den Jesuiten abspricht, bildet eben den Inhalt der in Rede stehenden Lehrbücher — oder was enthalten sie denn? — freilich über das Mehr oder Weniger können die Ansichten verschieden sein: allein bei Gymnasialschülern wird man sich wohl im Allgemeinen — auch heut zu Tage — begnügen müssen, wenn sie die historischen Facta, und von den wichtigeren derselben die Veranlassung und Ursachen nebst der Jahreszahl angeben können; ja gar beachtenswerthe Stimmen*) haben sich auch in neuester Zeit erhoben, welche einen mehr elementarischen Unterricht in der Geschichte verlangen, und gegen eine allzu pragmatische Behandlung derselben im Gymnasium warnen, weil dabei der Subjectivität des Lehrers ein zu freier Spielraum gegönnt sei, und der Schüler gar leicht statt objektiver Kenntnisse die subjectiven Ansichten, die Antipathien und Sympathien des Lehrers sich aneignen könne. So wird z. B. Herr Dr. Kelle sein für Europa bestimmtes Geschichtswerk: „Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich“ sicherlich für ein pragmatisches gehalten wissen wollen: was wird aber dem Leser in der Wirklichkeit geboten? —

Doch bevor ich mich auf die Würdigung der weiteren Phrasen des Herrn Doctors einlasse, muß ich den Leser an ein anderes jesuitisches Lehrbuch der Geschichte erinnern, das in Folge der Reform von 1764 (also wiederum Ungehorsam der Jesuiten) sowohl das von Wagner als

*) So z. B. Carl Peter in: „Ein Vorschlag zur Reform unserer Gymnasien“ S. 30 f. (vgl. S. 465).

von Dufréne aus den Schulen verdrängte: ich meine das bereits genannte Lehrbuch von Ignaz Wurz (Wien — Kaliwoda — 1764). Es besteht aus 4 Theilen (8°), ist in einem correcten, fließenden Deutsch, in leichter, für die Jugend anziehender Darstellung verfaßt, hübsch ausgestattet mit gefälligem, kleinem Druck, ziemlich umfangreich, und jeder Band mit reichhaltigen chronologischen Tafeln versehen. Ich habe den 3. und 4. Theil vor mir; jener zählt 220, dieser 304 Seiten, beide mit Landkarten und einem geographischen Unterricht über die Länder, deren Geschichte eben in jedem Bande abgehandelt wird; auch begleiten den Text, abgesehen von den chronologischen Tafeln (auf 64 Seiten im 3., und auf 28 im 4. Theile) in ununterbrochener Aufeinanderfolge die chronologischen Angaben am Rande; und außerdem sind vorne umständliche „chronologische Tafeln“ beigefügt; und so waren natürlich auch die beiden anderen Theile beschaffen. In wie weit nun die Lehrbücher von Wurz denen von Wagner und Dufréne vorzuziehen sind, dieß zu erörtern, ist hier nicht meine Aufgabe: aber ich glaube behaupten zu können, daß es treffliche, für die Bedürfnisse der Schüler und das jugendliche Gemüth wohl berechnete Bücher waren, und daß damit die österreichischen Jesuiten auch im geschichtlichen Unterricht sich ein schönes Denkmal gesetzt haben; denn wie ich schon einmal bemerkt, ich nehme und würdige die Jesuitenschulen nach dem Stande, in welchem sich dieselben zur Zeit der Aufhebung des Ordens befanden; und so meine ich, hätte auch Herr Kelle sie nehmen und beurtheilen sollen; er aber ignorirt gänzlich die Lehrbücher von Wurz, und polemisirt ins Blaue hinein gegen die von Wagner und Dufréne.

Doch wir wollen zu den Scandalen dieser beiden Lehrmeister, oder vielmehr zu denen ihres Kritikers zurückkehren. „Ja sie“ (die Jesuiten) „haben es nicht einmal versucht,“ sagt uns der Herr Doctor S. 158, „den Schülern eine Kenntniß des chronologischen Zusammenhanges der wichtigsten Begebenheiten und Personen aus der Geschichte beizubringen.“ Das ist das erste Scandal des Herrn Kritikers mit redlichem Gemüthe und ersuche ich den Leser, der scandalösen Behauptung Herrn Kelle's gegenüber das zu beobachten, was ich kurz vorher von der Beschaffenheit der Lehrbücher des Wagner, des Dufréne und Wurz angeführt habe: in dem Büchlein von Wagner finden sich keine chronologischen Tabellen, aber im Text ist er sehr genau mit den chronologischen Angaben und setzt diese etwa nicht bloß, wo ein neuer, größerer Absatz beginnt, sondern auch bei der Erzählung einzelner Ereignisse vier, fünf bis sechs Mal auf jeder Seite, und in der Geschichte Griechenlands

verbindet er die Chronologie seit Schöpfung der Welt immer mit der Olympiaden-Rechnung, sowie in der römischen die seit Erbauung der Stadt. —

Das zweite Scandal ist die Behauptung: „Die denkwürdigen Handlungen der Päpste werden ausführlich erzählt, die Schüler aber auch für die Großthaten der Kaiser zu interessiren, das ist den Jesuiten eben so wenig in den Sinn gekommen ꝛc.“ (S. 157). Diese Behauptung kann nur dem Auszug aus der Kirchengeschichte von Dufréne gelten; denn Wagner verfaßte keinen solchen, und wo er die Conflicte zwischen Päpsten und Kaisern berührt, zeigt er eine solche objective Ruhe, daß gewisse Leser die Indolenz des Jesuitenpaters befremden dürfte; von den einzelnen Kaisern aber schickt er gewöhnlich eine kurze, zutreffende Charakteristik voraus, worin er die trefflichen Eigenschaften derselben anführt, bei manchen aber auch die tadelnswerthen nicht verschweigt. Dufréne nun behandelt die Kirchen-, wie die Weltgeschichte nach Jahrhunderten; in jedem Jahrhundert werden folgende 10 Punkte ganz kurz besprochen: 1. Ununterbrochene Reihenfolge der Päpste (bloße Aufzählung der Namen). 2. Sehr spärliche Notizen über ihr Leben und ihre Kirchenregierung. 3. Zustand der Kirche in jedem Jahrhundert. 4. Ihr Wachsthum. 5. Die wichtigeren Häresien. 6. Die Kirchenversammlungen. 7. Einführung oder Abschaffung gewisser Kirchengebräuche. 8. Gründung von Ordensständen. 9. Durch Heiligkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer. 10. Eines oder das andere Wunder. Der eigentlichen Geschichte geht auf 10 Seiten eine kurze Einleitung über die Kirche und die kirchliche Hierarchie voran; dann folgt von S. 11—220 die Kirchengeschichte bis auf Papst Clemens XII. in lateinischer und deutscher Sprache; der wirkliche Inhalt umfaßt also nur 105 Seiten; dann folgen von S. 220—279 einige Erläuterungen zu den in der Geschichte abgehandelten Punkten. Daraus kann der geehrte Leser bereits ersehen, was von der Behauptung unseres pragmatischen Geschichtschreibers: „Die denkwürdigen Handlungen der Päpste werden ausführlich erzählt“, zu halten sei. Die Behauptung kann sich nur auf Punkt 2 beziehen: nun aber wird alles, was von der Lebens- und Regierungsweise der Päpste in einem jeden Jahrhundert erzählt wird, mit 10—20—40 Zeilen abgethan; nur die Päpste des unglücklichen 10. Jahrhunderts (24 an der Zahl) sind mit 73 Zeilen, die des 11. hingegen (17 im Ganzen) mit 45, und die des 16. (ebenfalls 17) gar nur mit 27 Zeilen bedacht: kurz und gut, von einer ausführlichen Erzählung zeigt sich nirgends die mindeste

Spur, und hat der Herr Doctor wieder in unverantwortlicher Weise auf die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit seiner Leser gerechnet.

Aber ist denn etwa der andere Theil der Kelle'schen Behauptung wahr, daß es den Jesuiten nie „in den Sinn gekommen wäre, die Schüler auch für die Großthaten der Kaiser zu interessiren"? — Nein, und abermals — Nein! — Die Großthaten der Kaiser werden auch von Dufréne ohne Vergleich ausführlicher erzählt, als „die denkwürdigen Handlungen der Päpste"; und es wäre ein Leichtes, durch Anführung von Stellen aus dem 3. Bändchen das Gesagte zu beweisen, allein da mir nun einmal der Raum das nicht gestattet, so verweise ich den Leser auf das, was dort von Karl dem Großen, Conrad I., Heinrich dem Vogler, Otto dem Großen, Heinrich dem Heiligen, Conrad dem Salier, Heinrich dem Schwarzen u. s. w. erzählt wird*); ja um über den Werth der Behauptung des Herrn Doctors sich schnell zu orientiren, genügt es, auf die einfache Thatsache hinzuweisen, daß die Kaisergeschichte von Constantin dem Großen bis auf Franz I. ein ganzes Bändchen umfaßt (299 Seiten mit lateinisch-deutschem Text, also 150 Seiten), während „die ausführlich erzählten denkwürdigen Handlungen der Päpste" vom Apostelfürsten Petrus bis Clemens XII. 12 bis 13 Seiten füllen.

S. 160 sagt dann Herr Kelle: „Die Jesuiten behandelten bis zur Aufhebung der Societät die Geschichte in Fragen und Antworten." Diese Behauptung des Herrn Doctors wollen wir gerade kein Scandal nennen, aber eine Lüge enthält sie auch: ob eine bloß objective, oder auch eine subjective, können wir nicht entscheiden, da wir nicht wissen, ob er die Lehrbücher von Wurz gekannt hat, oder nicht; aber wo bleiben denn im letzteren Falle die 12jährigen Studien? — Bei Wurz findet sich keine Spur von der sogenannten katechetischen Unterrichtsmethode in Fragen und Antworten; aber auch bei Dufréne und Wagner, und besonders bei letzteren ist sie in discreter Weise angewendet: die einzelnen geschichtlichen Perioden und die Abtheilungen derselben (Kapitel) werden in der Form von Aussagesätzen gegeben, und die Antwort auf eine einzige Frage begreift oft viele Nummern, eine ganze Seite, oder auch mehrere in sich; und was ist denn endlich in der

*) Ich weiß wohl, daß ich mich dem größten Theil der Leser gegenüber auf die alten, längstvergessenen Büchlein umsonst berufe; allein Herrn Dr. Kelle kommt es zu, meine Berufung als eine ungerechtfertigte zurückzuweisen: er selbst freilich meint, daß die Bücher nicht so selten seien (S. 156), allein dieß ist wohl nur ein Kunstgriff, um damit seine Charakteristik derselben zu maskiren.

Praxis für ein Unterschied, ob die Erzählung einer Thatsache oder eines Ereignisses in der Form eines Aussage- oder Fragesatzes angekündet wird? Für kleine Knaben dürfte letztere geradezu vorzuziehen sein; dem mechanischen Auswendiglernen kann aber leicht durch den Lehrer vorgebeugt werden. —

Dann führt Herr Kelle 15 Fragen aus Dufréne an, und zeigt sich unzufrieden, daß mit diesen 15 Fragen „die ganze griechische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Tode Alexanders abgethan wurde." Nun gut — diese Fragen umfassen ungefähr zwei Drittel des 3. Theiles des 2. Bändchens — zwei Perioden der griechischen Geschichte; die erste: Zustand Griechenlands vor der Monarchie mit 3 Kapiteln; die zweite: Gründung der griechischen Monarchie, ebenfalls mit 3 Kapiteln (eine solche einfache, die Uebersicht sehr fördernde Eintheilung findet sich in allen Bändchen), und erstrecken sich über 26 Seiten (mit zweifachem Text, also gleich 13 Seiten); so daß diese Partie mit den 15 Fragen für etwa 10—11jährige Knaben in der 2. Klasse als gehörig „abgethan" erscheinen dürfte; schwerlich dürfte dieser Zeitraum auch in einem modernen Lehrbüchlein für das Untergymnasium weitläufiger, oder auch nur so weitläufig behandelt sein. Aber der Herr Doctor dachte vielleicht an einen modernen Octavaner, dem das Maturitätsexamen bevorsteht; das ist wohl möglich — indeß wußte er so gut wie ich, daß das 2. Bändchen für die 2. Klasse bestimmt war. Wenn aber im Büchlein die Frage aufgeworfen wird: „Ob es in der Assyrischen Geschichte keine Unregelmäßigkeiten gibt?", so ist darin auch die Antwort gegeben; und wenn Jemand manche Antwort mangelhaft findet, so würde ich dagegen nichts einwenden (doch die Kriege der Griechen mit den Persern werden in der Geschichte der persischen Monarchie erzählt); es sind dafür wieder andere Fragen (z. B. die über Alexander den Großen) um so vollständiger beantwortet: aber Unsinn, wie Herr Kelle sich ausdrückt, kann ich keinen entdecken.

Ich habe oben die 10 Punkte genannt, welche von Dufréne in seinem Auszuge aus der Kirchengeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert kurz behandelt werden; auch Herr Kelle berührt selbe (S. 156) mit der geheimnißvollen Bemerkung: „Welche Lehren da der Jugend . . . . vorgetragen wurden, das im Einzelnen nachzuweisen, darf ich mir nicht gestatten." Nun denn — so möge der Herr Doctor wissen, ich nehme für all jene Punkte — [mit theilweiser Ausnahme des letzten und unbedeutendsten — der Wunder*)] die Verantwortlichkeit auf

*) Nicht als ob ich einige derselben für unwahr hielte, sondern, weil es mir an Mitteln fehlen dürfte, die Echtheit derselben zu erweisen.

mich, und behaupte, daß in der sehr kurzen Auseinandersetzung derselben nirgends eine Fälschung von Thatsachen oder eine Verdrehung der geschichtlichen Wahrheit sich findet.

Nun kommen wir wieder zu einem Scandal; denn ein Scandal ist es, entweder von Seite Dufréne's oder Herrn Kelle's, wenn letzterer behauptet: „Um die Jugend für die Päpste einzunehmen, schreckte man selbst davor nicht zurück, Thatsachen zu entstellen und zu verschweigen, so wie offenbare Unwahrheiten zu behaupten" (S. 157).

Ich aber glaube, daß gerade mit diesen Worten Herr Kelle Thatsachen entstellt und eine offenbare Unwahrheit behauptet, gleichwie er überhaupt in seiner Broschüre, wie ich gezeigt habe, vor solchen Kunstgriffen pragmatischer Geschichtschreibung nicht zurückschreckt; und stelle daher an ihn die zweifache Aufforderung: 1) zu beweisen, daß Dufréne wirklich Thatsachen entstellt und offenbare Unwahrheiten behauptet hat; 2) nicht zu vergessen, weder auf die vielen unerwiesenen Behauptungen, Einseitigkeiten, Uebertreibungen und Verdächtigungen, wovon seine Broschüre wimmelt, uud dafür, wie ich schon öfters verlangt, klare und bündige Beweise vorzubringen, noch auf die zahlreichen Textverstümmelungen und Textverdrehungen, Verschweigung und Entstellungen von Thatsachen, und offenbare Unwahrheiten, die ich bisher an seinem pragmatischen Geschichtswerk zu rügen und bloß zu legen genöthigt war, und meine hiefür angebrachten Beweise zu entkräften: widrigenfalls wird natürlich der Vorwurf, den der Herr Kritiker den Jesuiten macht, auf ihn selbst zurückfallen.

Doch die Extreme berühren sich, und vom Tragischen ist oft nur ein Schritt zum Komischen. Herr Kelle prunkt mit seinem österreichischen Patriotismus; denn wer Andern mit solcher Entrüstung gänzlichen Mangel an Patriotismus vorwirft, trägt doch offenbar seinen eigenen zur Schau. Die Jesuiten, lesen wir S. 158, „unterließen stets absichtlich, den Schülern eine Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung jenes Volkes, jenes Landes zu vermitteln, in dem man lebte." Zwei Dinge hätte also der Herr Doctor hier beweisen sollen, erstens, daß die Jesuiten dieß zu thun unterließen, und dann, daß sie es absichtlich unterließen: der pragmatische Geschichtschreiber aber beweist keines von beiden. Was berechtigt ihn denn aber zu dieser Behauptung? — Die Schulbücher von Dufréne oder Wagner eben nicht: ersterer behandelt in seinem geographischen Werklein nach der allgemeinen Einleitung mit besonderer Umständlichkeit — von S. 68—204 (Doppeltext) die Geo-

graphie von Deutschland, während all die übrigen europäischen und außereuropäischen Länder in den folgenden 93 Seiten abgethan werden. Was aber Herrn Kelle's Ehren- und Gewissenhaftigkeit in einem besonders vortheilhaften Lichte erscheinen läßt, ist der Umstand, daß in dem 4. Bändchen im ganzen ersten, 3 Kapitel auf 108 Seiten (Doppeltext) umfassenden Theile ein kurzer Umriß der Geschichte und der politischen und religiösen Verhältnisse all der einzelnen deutschen Länder gegeben wird*); beinahe die Hälfte des ganzen Bändchens — während die andere Hälfte in drei Theilen (bis S. 223) die Geschichte der übrigen Länder in und außer Europa enthält. So handelt auch Wagner im 5. Bändchen auf 29 Seiten (lateinischer Text, kleiner Druck) mit einer gewissen Vorliebe von den alten germanischen Völkerschaften und in seiner Geschichte der römisch-deutschen Kaiser berührt er (mit Ausnahme des orientalischen Reiches) die übrigen Reiche nur in so weit, als sie mit jener in Berührung kommen; in seinem kurz vorher angeführten größeren geographischen Werke aber (das kleinere zum Schulgebrauche bestimmte habe ich nicht zur Hand) widmet er der Geographie Deutschlands 56 Seiten mit 4 Landkarten, während die von Frankreich nur 16 Seiten mit einer Landkarte umfaßt. Uebrigens wird jeder verständige Leser einsehen, daß es ein arger Anachronismus wäre, von dem damaligen Gymnasium, das immer noch Lateinschule und auf 6 Klassen beschränkt war, einen so weitläufigen geschichtlichen und geographischen Unterricht zu fordern, wie er heut zu Tage ertheilt wird.

Auch dürfte es eben nicht nöthig sein, Knaben von 10—16 Jahren Patriotismus künstlich auf wissenschaftlichem Wege beizubringen; die Liebe zum Vaterlande und zum angestammten Herrscherhause wurzelt tiefer; sie kommt mit dem Kinde zur Welt, begleitet den Jüngling und

---

*) Folgendes ist der Inhalt des 1. Theiles des 4. Bändchens. I. Kapitel. Von dem alten Teutschland. §. 1. Dessen Lage und Haupttheile. §. 2. Sitten und Gebräuche der alten Teutschen. §. 3. Kurzer Inbegriff der alten teutschen Geschichte. II. Kapitel. Von dem jetzigen Teutschland. §. 1. Von den Haupttheilen unseres heutigen Teutschlands. §. 2. Von der Religion und politischen Verfassung in Teutschland. III. Kapitel. Von den geistlichen und weltlichen Fürsten in Teutschland. §. 1. Von den geistlichen Churfürsten. §. 2. Von dem Königreich und Churfürstenthum Böhmen. §. 3. Von Chur-Bayern und Chur-Pfalz. §. 4. Von Chur-Sachsen, Brandenburg und Braunschweig. §. 5. Von Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Tyrol. §. 6. Von den geistlichen Reichsfürsten. §. 7. Von den weltlichen Reichsfürsten. Dann folgt noch ein Anhang mit 16 Anmerkungen über die Majestätsrechte des Kaisers, den deutschen Reichstag, den Ursprung der Grafen, Ritter, Reichsstädte u. dgl.

Mann durch's Leben, geht mit dem Greis zu Grabe; und das Heimatland wird geliebt, sollte es auch von der Natur stiefmütterlich bedacht sein, und eben keine ruhmvolle Vergangenheit aufzuweisen haben, wie gar schön der römische Dichter singt:

„Nescio, qua natale solum dulcedine cunctos
Ducit et immemores non sinit esse sui;"

und Gemüthern, in denen diese tieferen, heiligen Wurzeln vertrocknet sind, dürfte selbst Herr Kelle mit allem wissenschaftlichen Apparat seinen wie immer gearteten österreichischen Patriotismus nicht einzuflößen im Stande sein.

Aber thaten denn die Jesuiten, abgesehen von den genannten*) Lehrbüchern, sonst gar nichts zur Verbreitung geographischer und historischer Kenntnisse, sowohl allgemeiner als besonderer hinsichtlich der respectiven Länder, in denen sie mit ihren Schülern lebten, um die Völker und besonders die reifere, denkende Jugend für das Vaterland und das angestammte Regentenhaus zu interessiren, und mit Anhänglichkeit und Liebe gegen beide zu erfüllen? — O ja, die Jesuiten thaten hierin vieles — sehr vieles, wie in allen Ländern so auch in Deutschland und Oesterreich: und gibt es wohl weder in der westlichen, noch östlichen Reichshälfte ein Land, dessen Geschichte und Geographie sie nicht bearbeitet hätten, theils in größeren, theils in kleineren Werken, welche noch heut zu Tage in den Bibliotheken stehen, und in literar-historischen Büchern verzeichnet sind. Um bei der Jugend zu bleiben, erinnere ich zuerst, daß der Unterricht in der Geschichte am Lyceum wieder aufgenommen und fortgeführt wurde, und Ignaz Schwarz, ein Jesuit der oberdeutschen Provinz im Collegium zu Augsburg, hat wohl mit seinen „Collegia historica" (9 Bände — 1734) ein klassisches Werk geliefert; ich möchte aber ferner an die zahllose Menge jener kleineren Schriften erinnern, welche die Jesuiten herausgaben, um sie bei den jährlichen

*) Ich kenne noch ein anderes geographisches Lehrbuch, das der Jesuit Joh. Izzo, Lehrer der Geographie und der militärischen und bürgerlichen Baukunst im Theresianum in Wien für die Zöglinge desselben verfaßt hat: „Elementa Geographiae" (Wien 1769), ein vortreffliches Werklein über mathematische oder astronomische Geographie. Ebenderselbe Izzo verfaßte: „Elementa architecturae civilis" (Anfangsgründe der bürgerlichen Baukunst. Wien 1764) und: „Elementa architecturae militaris" (Anfangsgründe der militärischen Baukunst — ebend. 1765). Beide Werke wurden vom Jesuiten Bossicart in's Französische übersetzt (ebend. 1772); — das erstere aber vom Jesuiten Riedel ins Deutsche übersetzt erlebte vier Auflagen (1773, 1777, 1786, 1796 Wien). Ein anderes Werk von Izzo ist: „Tractatus de pyrotechnia et ballistica" — (Wien 1766).

graphie von allen Welttheilen in klarer und ziemlich umständlicher Weise abgehandelt: kurz es war ein vortreffliches Werk und kann unter Berücksichtigung der verschiedenen Zeitverhältnisse jedem modernen geographischen Lehrbuche würdig an die Seite gestellt werden: und, was wohl zu beachten ist, Franz Wagner veröffentlichte seine Geographie zum Besten der studirenden Jugend zu einer Zeit, wo die Regierung noch gar nicht den geographischen Unterricht in den Schulen urgirte; ein Beweis, daß die Jesuiten dennoch einen solchen schon ertheilten. Ich möchte nun gerne aus Wagner's Lehrbüchlein einige Partien wörtlich anführen, auf daß die Leser sich eine genauere Vorstellung von dem vor 150 Jahren in den Jesuitenschulen ertheilten geschichtlichen Unterrichte machen könnten; allein ich muß zu wichtigeren Dingen eilen und bemerke daher nur, daß allenthalben auf die Chronologie fleißig Rücksicht genommen wird, daß all' die Hauptmomente der alten und neueren Geschichte deutlich angegeben, und besonders die Streitigkeiten zwischen Päpsten und Kaisern mit einer beinahe auffallend objektiven Ruhe dargelegt werden: auch sind es nicht die Lehrbüchlein von Franz Wagner, gegen welche der kritische Zorn des Herrn Doctors in hellen Flammen auflodert (S. 156—157), sondern die von Max. Dufréne, welche in den Gymnasien der oberdeutschen Provinz eingeführt waren.*) Ich habe all die sechs Bändchen von Dufréne, ebenfalls in lateinischer und deutscher Sprache, vor mir (Ausgabe 1727—30); es zeigt sich darin allerdings eine etwas polemische Tendenz, die in damaliger Zeit den Angriffen protestantischer Schmähsucht gegenüber ein Gebot der Nothwehr sein mochte; allein Uebertreibungen, Ungerechtigkeiten oder historische Fälschungen kann ich keine finden; manche Ausdrücke dürften in unseren Tagen als unmanierlich erscheinen; allein vor 150 Jahren war eben die Sprache weder auf protestantischer noch auf katholischer Seite manierlich, und kommt es am Ende nicht auf Worte sondern auf Sachen an. Das 5. Bändchen enthält den Unterricht in der Geographie, mit einer Einleitung über die mathematische Geographie, worin vom Globus, dessen Theilen und Gebrauch in 13 Kapiteln,

*) Wenn Herr Dr. Kelle S. 155 sagt, daß die Lehrbüchlein von Dufréne auch in der böhmischen Provinz eingeführt waren, so mag dieses immerhin richtig sein; wenn er aber A. 2 die böhmische Provinz mit der oberdeutschen zu identificiren scheint — „in Germaniae superioris provincia (in provincia Bohemiae)" — so ist das sehr possierlich, und noch possierlicher ist es, wenn er ganz apodiktisch die Collegien von Oberösterreich (in Linz und in Steyr) zur oberdeutschen Provinz rechnet.

dann von den beiden Hemisphären der Erde, von den Landkarten, von den geographischen technischen Ausdrücken u. s. w. gehandelt wird. In den historischen Bändchen ist nicht bloß im Texte die Chronologie sorgfältig berücksichtiget, sondern jedem Bändchen sind auch am Ende chronologische Tabellen beigefügt. Jedes Bändchen zerfällt in mehrere Theile und nach jedem Theile werden über das Abgehandelte noch besondere Bemerkungen gemacht und kurze Erwägungen angestellt, ganz geeignet, über das Erzählte mehr Licht zu verbreiten, besonders, wenn noch die Erläuterung des Lehrers hinzukam. Uebrigens sind in beiden Werken, sowohl in dem von Wagner, als in dem von Dufréne, die wichtigeren Ereignisse umständlicher erzählt, die hervorragenderen Charaktere genauer gezeichnet, und wird über die erste Staatenbildung, die Culturzustände und Entwicklung derselben bei den verschiedenen Völkern das Wichtigste mitgetheilt, auch auf den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse im Allgemeinen aufmerksam gemacht: in so weit dieß beiden der Fassungskraft und den Bedürfnissen ihrer 10—16 Jahre alten Schüler angemessen scheinen mochte. So erzählt Wagner, um bei diesem zu bleiben, ziemlich umständlich den Zug und Krieg gegen Troja, die Perserkriege, die Kriege der Römer mit den Samnitern, die Parteikämpfe zwischen der Plebs und den Patriciern; den 2. Punischen Krieg, die durch die Gracchen erregten Unruhen, die Bürgerkriege bis zum Siege des Augustus bei Actium u. s. w.; ferner die Geschichte der Völkerwanderung, die Thaten Kaiser Karl des Großen, Karl's V., die Phasen des 30jährigen Krieges u. s. w.; die Charaktere eines Cäsar, eines Augustus, Tiberius, eines Karl's des Großen, Otto des Großen, eines Friedrich's I. und II., eines Rudolf's von Habsburg, eines Maximilian's, eines Karl's V. u. A. sind hinreichend gezeichnet; über die Entstehung und Verfassung der griechischen Staaten und des römischen unter Romulus, Numa Pompilius, Servius Tullius wird das Nöthige mitgetheilt, der Stand der Literatur bei Griechen und Römern wird öfters berührt; von den Wohnsitzen und dem ersten Auftreten der germanischen Völkerschaften werden bedeutende Details gegeben, Karl der Große wird wegen seiner Verdienste um die Wissenschaften gerühmt u. s. w.; die Ursachen wichtiger Ereignisse, z. B. des Unterganges der römischen Republik, der Völkerwanderung und besonders der Kriege werden oft namentlich angegeben: so daß der Schüler, welcher das, was die Lehrbücher ihm boten, zu seinem geistigen Eigenthum gemacht, immerhin nicht unbedeutende Kenntnisse in der Geschichte besaß, die dann später durch die Vorträge am Lyceum

erweitert und geklärt wurden; und obgleich ich weit entfernt bin, die Lehrbüchlein von Wagner oder von Dufréne den modernen gelehrten Schulbüchern an die Seite zu stellen, im Gegentheile einzelne Mängel in Hinsicht auf Anordnung und Vollständigkeit gerne anerkenne — es waren ja nur eben die ersten Versuche, und konnten auch damals dem Unterricht in der Geschichte nicht so viele Stunden, wie heut zu Tage, zugemessen werden: — so glaube ich doch die pathetische Auslassung des Herrn Kelle, daß es die Jesuiten nicht „für nöthig erachteten, ihre Zöglinge überhaupt auf die großen Ereignisse, auf die hervorragenden Charaktere älterer oder neuerer Zeit gebührend und vollständig" (in einem Schulbuche?) „aufmerksam zu machen," und „der Jugend eine Uebersicht über die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte in ihrem pragmatischen Zusammenhange zu geben, sie zu einem Verständniß des inneren Lebens der Völker und Staaten, ihrer Entwicklung und Cultur zu führen" (S. 157—58), getrost unter die zweckdienlichen Phrasen rechnen zu dürfen. Ich denke, alles dieses, was da der Herr Doctor den Jesuiten abspricht, bildet eben den Inhalt der in Rede stehenden Lehrbücher — oder was enthalten sie denn? — freilich über das Mehr oder Weniger können die Ansichten verschieden sein: allein bei Gymnasialschülern wird man sich wohl im Allgemeinen — auch heut zu Tage — begnügen müssen, wenn sie die historischen Facta, und von den wichtigeren derselben die Veranlassung und Ursachen nebst der Jahreszahl angeben können; ja gar beachtenswerthe Stimmen*) haben sich auch in neuester Zeit erhoben, welche einen mehr elementarischen Unterricht in der Geschichte verlangen, und gegen eine allzu pragmatische Behandlung derselben im Gymnasium warnen, weil dabei der Subjectivität des Lehrers ein zu freier Spielraum gegönnt sei, und der Schüler gar leicht statt objektiver Kenntnisse die subjectiven Ansichten, die Antipathien und Sympathien des Lehrers sich aneignen könne. So wird z. B. Herr Dr. Kelle sein für Europa bestimmtes Geschichtswerk: „Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich" sicherlich für ein pragmatisches gehalten wissen wollen: was wird aber dem Leser in der Wirklichkeit geboten? —

Doch bevor ich mich auf die Würdigung der weiteren Phrasen des Herrn Doctors einlasse, muß ich den Leser an ein anderes jesuitisches Lehrbuch der Geschichte erinnern, das in Folge der Reform von 1764 (also wiederum Ungehorsam der Jesuiten) sowohl das von Wagner als

*) So z. B. Carl Peter in: „Ein Vorschlag zur Reform unserer Gymnasien" S. 30 f. (vgl. S. 465).

von Dufréne aus den Schulen verdrängte: ich meine das bereits genannte Lehrbuch von Ignaz Wurz (Wien — Kaliwoda — 1764). Es besteht aus 4 Theilen (8°), ist in einem correcten, fließenden Deutsch, in leichter, für die Jugend anziehender Darstellung verfaßt, hübsch ausgestattet mit gefälligem, kleinem Druck, ziemlich umfangreich, und jeder Band mit reichhaltigen chronologischen Tafeln versehen. Ich habe den 3. und 4. Theil vor mir; jener zählt 220, dieser 304 Seiten, beide mit Landkarten und einem geographischen Unterricht über die Länder, deren Geschichte eben in jedem Bande abgehandelt wird; auch begleiten den Text, abgesehen von den chronologischen Tafeln (auf 64 Seiten im 3., und auf 28 im 4. Theile) in ununterbrochener Aufeinanderfolge die chronologischen Angaben am Rande; und außerdem sind vorne umständliche „chronologische Tafeln" beigefügt; und so waren natürlich auch die beiden anderen Theile beschaffen. In wie weit nun die Lehrbücher von Wurz denen von Wagner und Dufréne vorzuziehen sind, dieß zu erörtern, ist hier nicht meine Aufgabe: aber ich glaube behaupten zu können, daß es treffliche, für die Bedürfnisse der Schüler und das jugendliche Gemüth wohl berechnete Bücher waren, und daß damit die österreichischen Jesuiten auch im geschichtlichen Unterricht sich ein schönes Denkmal gesetzt haben; denn wie ich schon einmal bemerkt, ich nehme und würdige die Jesuitenschulen nach dem Stande, in welchem sich dieselben zur Zeit der Aufhebung des Ordens befanden; und so meine ich, hätte auch Herr Kelle sie nehmen und beurtheilen sollen; er aber ignorirt gänzlich die Lehrbücher von Wurz, und polemisirt ins Blaue hinein gegen die von Wagner und Dufréne.

Doch wir wollen zu den Scandalen dieser beiden Lehrmeister, oder vielmehr zu denen ihres Kritikers zurückkehren. „Ja sie" (die Jesuiten) „haben es nicht einmal versucht," sagt uns der Herr Doctor S. 158, „den Schülern eine Kenntniß des chronologischen Zusammenhanges der wichtigsten Begebenheiten und Personen aus der Geschichte beizubringen." Das ist das erste Scandal des Herrn Kritikers mit redlichem Gemüthe und ersuche ich den Leser, der scandalösen Behauptung Herrn Kelle's gegenüber das zu beobachten, was ich kurz vorher von der Beschaffenheit der Lehrbücher des Wagner, des Dufréne und Wurz angeführt habe: in dem Büchlein von Wagner finden sich keine chronologischen Tabellen, aber im Text ist er sehr genau mit den chronologischen Angaben und setzt diese etwa nicht bloß, wo ein neuer, größerer Absatz beginnt, sondern auch bei der Erzählung einzelner Ereignisse vier, fünf bis sechs Mal auf jeder Seite, und in der Geschichte Griechenlands

verbindet er die Chronologie seit Schöpfung der Welt immer mit der Olympiaden-Rechnung, sowie in der römischen die seit Erbauung der Stadt. —

Das zweite Scandal ist die Behauptung: „Die denkwürdigen Handlungen der Päpste werden ausführlich erzählt, die Schüler aber auch für die Großthaten der Kaiser zu interessiren, das ist den Jesuiten eben so wenig in den Sinn gekommen etc." (S. 157). Diese Behauptung kann nur dem Auszug aus der Kirchengeschichte von Dufréne gelten; denn Wagner verfaßte keinen solchen, und wo er die Conflicte zwischen Päpsten und Kaisern berührt, zeigt er eine solche objective Ruhe, daß gewisse Leser die Indolenz des Jesuitenpaters befremden dürfte; von den einzelnen Kaisern aber schickt er gewöhnlich eine kurze, zutreffende Charakteristik voraus, worin er die trefflichen Eigenschaften derselben anführt, bei manchen aber auch die tadelnswerthen nicht verschweigt. Dufréne nun behandelt die Kirchen-, wie die Weltgeschichte nach Jahrhunderten; in jedem Jahrhundert werden folgende 10 Punkte ganz kurz besprochen: 1. Ununterbrochene Reihenfolge der Päpste (bloße Aufzählung der Namen). 2. Sehr spärliche Notizen über ihr Leben und ihre Kirchenregierung. 3. Zustand der Kirche in jedem Jahrhundert. 4. Ihr Wachsthum. 5. Die wichtigeren Häresien. 6. Die Kirchenversammlungen. 7. Einführung oder Abschaffung gewisser Kirchengebräuche. 8. Gründung von Ordensständen. 9. Durch Heiligkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer. 10. Eines oder das andere Wunder. Der eigentlichen Geschichte geht auf 10 Seiten eine kurze Einleitung über die Kirche und die kirchliche Hierarchie voran; dann folgt von S. 11—220 die Kirchengeschichte bis auf Papst Clemens XII. in lateinischer und deutscher Sprache; der wirkliche Inhalt umfaßt also nur 105 Seiten; dann folgen von S. 220—279 einige Erläuterungen zu den in der Geschichte abgehandelten Punkten. Daraus kann der geehrte Leser bereits ersehen, was von der Behauptung unseres pragmatischen Geschichtschreibers: „Die denkwürdigen Handlungen der Päpste werden ausführlich erzählt", zu halten sei. Die Behauptung kann sich nur auf Punkt 2 beziehen: nun aber wird alles, was von der Lebens- und Regierungsweise der Päpste in einem jeden Jahrhundert erzählt wird, mit 10—20—40 Zeilen abgethan; nur die Päpste des unglücklichen 10. Jahrhunderts (24 an der Zahl) sind mit 73 Zeilen, die des 11. hingegen (17 im Ganzen) mit 45, und die des 16. (ebenfalls 17) gar nur mit 27 Zeilen bedacht: kurz und gut, von einer ausführlichen Erzählung zeigt sich nirgends die mindeste

Spur, und hat der Herr Doctor wieder in unverantwortlicher Weise auf die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit seiner Leser gerechnet.

Aber ist denn etwa der andere Theil der Kelle'schen Behauptung wahr, daß es den Jesuiten nie „in den Sinn gekommen wäre, die Schüler auch für die Großthaten der Kaiser zu interessiren"? — Nein, und abermals — Nein! — Die Großthaten der Kaiser werden auch von Dufréne ohne Vergleich ausführlicher erzählt, als „die denkwürdigen Handlungen der Päpste"; und es wäre ein Leichtes, durch Anführung von Stellen aus dem 3. Bändchen das Gesagte zu beweisen, allein da mir nun einmal der Raum das nicht gestattet, so verweise ich den Leser auf das, was dort von Karl dem Großen, Conrad I., Heinrich dem Vogler, Otto dem Großen, Heinrich dem Heiligen, Conrad dem Salier, Heinrich dem Schwarzen u. s. w. erzählt wird*); ja um über den Werth der Behauptung des Herrn Doctors sich schnell zu orientiren, genügt es, auf die einfache Thatsache hinzuweisen, daß die Kaisergeschichte von Constantin dem Großen bis auf Franz I. ein ganzes Bändchen umfaßt (299 Seiten mit lateinisch-deutschem Text, also 150 Seiten), während „die ausführlich erzählten denkwürdigen Handlungen der Päpste" vom Apostelfürsten Petrus bis Clemens XII. 12 bis 13 Seiten füllen.

S. 160 sagt dann Herr Kelle: „Die Jesuiten behandelten bis zur Aufhebung der Societät die Geschichte in Fragen und Antworten." Diese Behauptung des Herrn Doctors wollen wir gerade kein Scandal nennen, aber eine Lüge enthält sie auch: ob eine bloß objective, oder auch eine subjective, können wir nicht entscheiden, da wir nicht wissen, ob er die Lehrbücher von Wurz gekannt hat, oder nicht; aber wo bleiben denn im letzteren Falle die 12jährigen Studien? — Bei Wurz findet sich keine Spur von der sogenannten katechetischen Unterrichtsmethode in Fragen und Antworten; aber auch bei Dufréne und Wagner, und besonders bei letzteren ist sie in discreter Weise angewendet: die einzelnen geschichtlichen Perioden und die Abtheilungen derselben (Kapitel) werden in der Form von Aussagesätzen gegeben, und die Antwort auf eine einzige Frage begreift oft viele Nummern, eine ganze Seite, oder auch mehrere in sich; und was ist denn endlich in der

*) Ich weiß wohl, daß ich mich dem größten Theil der Leser gegenüber auf die alten, längstvergessenen Büchlein umsonst berufe; allein Herrn Dr. Kelle kommt es zu, meine Berufung als eine ungerechtfertigte zurückzuweisen: er selbst freilich meint, daß die Bücher nicht so selten seien (S. 156), allein dieß ist wohl nur ein Kunstgriff, um damit seine Charakteristik derselben zu maskiren.

verbindet er die Chronologie seit Schöpfung der Welt immer mit der Olympiaden-Rechnung, sowie in der römischen die seit Erbauung der Stadt. —

Das zweite Scandal ist die Behauptung: „Die denkwürdigen Handlungen der Päpste werden ausführlich erzählt, die Schüler aber auch für die Großthaten der Kaiser zu interessiren, das ist den Jesuiten eben so wenig in den Sinn gekommen 2c.“ (S. 157). Diese Behauptung kann nur dem Auszug aus der Kirchengeschichte von Dufréne gelten; denn Wagner verfaßte keinen solchen, und wo er die Conflicte zwischen Päpsten und Kaisern berührt, zeigt er eine solche objective Ruhe, daß gewisse Leser die Indolenz des Jesuitenpaters befremden dürfte; von den einzelnen Kaisern aber schickt er gewöhnlich eine kurze, zutreffende Charakteristik voraus, worin er die trefflichen Eigenschaften derselben anführt, bei manchen aber auch die tadelnswerthen nicht verschweigt. Dufréne nun behandelt die Kirchen-, wie die Weltgeschichte nach Jahrhunderten; in jedem Jahrhundert werden folgende 10 Punkte ganz kurz besprochen: 1. Ununterbrochene Reihenfolge der Päpste (bloße Aufzählung der Namen). 2. Sehr spärliche Notizen über ihr Leben und ihre Kirchenregierung. 3. Zustand der Kirche in jedem Jahrhundert. 4. Ihr Wachsthum. 5. Die wichtigeren Häresien. 6. Die Kirchenversammlungen. 7. Einführung oder Abschaffung gewisser Kirchengebräuche. 8. Gründung von Ordensständen. 9. Durch Heiligkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer. 10. Eines oder das andere Wunder. Der eigentlichen Geschichte geht auf 10 Seiten eine kurze Einleitung über die Kirche und die kirchliche Hierarchie voran; dann folgt von S. 11—220 die Kirchengeschichte bis auf Papst Clemens XII. in lateinischer und deutscher Sprache; der wirkliche Inhalt umfaßt also nur 105 Seiten; dann folgen von S. 220—279 einige Erläuterungen zu den in der Geschichte abgehandelten Punkten. Daraus kann der geehrte Leser bereits ersehen, was von der Behauptung unseres pragmatischen Geschichtschreibers: „Die denkwürdigen Handlungen der Päpste werden ausführlich erzählt“, zu halten sei. Die Behauptung kann sich nur auf Punkt 2 beziehen: nun aber wird alles, was von der Lebens- und Regierungsweise der Päpste in einem jeden Jahrhundert erzählt wird, mit 10—20—40 Zeilen abgethan; nur die Päpste des unglücklichen 10. Jahrhunderts (24 an der Zahl) sind mit 73 Zeilen, die des 11. hingegen (17 im Ganzen) mit 45, und die des 16. (ebenfalls 17) gar nur mit 27 Zeilen bedacht: kurz und gut, von einer ausführlichen Erzählung zeigt sich nirgends die mindeste

Spur, und hat der Herr Doctor wieder in unverantwortlicher Weise auf die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit seiner Leser gerechnet.

Aber ist denn etwa der andere Theil der Kelle'schen Behauptung wahr, daß es den Jesuiten nie „in den Sinn gekommen wäre, die Schüler auch für die Großthaten der Kaiser zu interessiren"? — Nein, und abermals — Nein! — Die Großthaten der Kaiser werden auch von Dufréne ohne Vergleich ausführlicher erzählt, als „die denkwürdigen Handlungen der Päpste"; und es wäre ein Leichtes, durch Anführung von Stellen aus dem 3. Bändchen das Gesagte zu beweisen, allein da mir nun einmal der Raum das nicht gestattet, so verweise ich den Leser auf das, was dort von Karl dem Großen, Conrad I., Heinrich dem Vogler, Otto dem Großen, Heinrich dem Heiligen, Conrad dem Salier, Heinrich dem Schwarzen u. s. w. erzählt wird*); ja um über den Werth der Behauptung des Herrn Doctors sich schnell zu orientiren, genügt es, auf die einfache Thatsache hinzuweisen, daß die Kaisergeschichte von Constantin dem Großen bis auf Franz I. ein ganzes Bändchen umfaßt (299 Seiten mit lateinisch-deutschem Text, also 150 Seiten), während „die ausführlich erzählten denkwürdigen Handlungen der Päpste" vom Apostelfürsten Petrus bis Clemens XII. 12 bis 13 Seiten füllen.

S. 160 sagt dann Herr Kelle: „Die Jesuiten behandelten bis zur Aufhebung der Societät die Geschichte in Fragen und Antworten." Diese Behauptung des Herrn Doctors wollen wir gerade kein Scandal nennen, aber eine Lüge enthält sie auch: ob eine bloß objective, oder auch eine subjective, können wir nicht entscheiden, da wir nicht wissen, ob er die Lehrbücher von Wurz gekannt hat, oder nicht; aber wo bleiben denn im letzteren Falle die 12jährigen Studien? — Bei Wurz findet sich keine Spur von der sogenannten katechetischen Unterrichtsmethode in Fragen und Antworten; aber auch bei Dufréne und Wagner, und besonders bei letzteren ist sie in discreter Weise angewendet: die einzelnen geschichtlichen Perioden und die Abtheilungen derselben (Kapitel) werden in der Form von Aussagesätzen gegeben, und die Antwort auf eine einzige Frage begreift oft viele Nummern, eine ganze Seite, oder auch mehrere in sich; und was ist denn endlich in der

---

*) Ich weiß wohl, daß ich mich dem größten Theil der Leser gegenüber auf die alten, längstvergessenen Büchlein umsonst berufe; allein Herrn Dr. Kelle kommt es zu, meine Berufung als eine ungerechtfertigte zurückzuweisen: er selbst freilich meint, daß die Bücher nicht so selten seien (S. 156), allein dieß ist wohl nur ein Kunstgriff, um damit seine Charakteristik derselben zu maskiren.

Praxis für ein Unterschied, ob die Erzählung einer Thatsache oder eines Ereignisses in der Form eines Aussage- oder Fragesatzes angekündet wird? Für kleine Knaben dürfte letztere geradezu vorzuziehen sein; dem mechanischen Auswendiglernen kann aber leicht durch den Lehrer vorgebeugt werden. —

Dann führt Herr Kelle 15 Fragen aus Dufréne an, und zeigt sich unzufrieden, daß mit diesen 15 Fragen „die ganze griechische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Tode Alexanders abgethan wurde.“ Nun gut — diese Fragen umfassen ungefähr zwei Drittel des 3. Theiles des 2. Bändchens — zwei Perioden der griechischen Geschichte; die erste: Zustand Griechenlands vor der Monarchie mit 3 Kapiteln; die zweite: Gründung der griechischen Monarchie, ebenfalls mit 3 Kapiteln (eine solche einfache, die Uebersicht sehr fördernde Eintheilung findet sich in allen Bändchen), und erstrecken sich über 26 Seiten (mit zweifachem Text, also gleich 13 Seiten); so daß diese Partie mit den 15 Fragen für etwa 10—11jährige Knaben in der 2. Klasse als gehörig „abgethan“ erscheinen dürfte; schwerlich dürfte dieser Zeitraum auch in einem modernen Lehrbüchlein für das Untergymnasium weitläufiger, oder auch nur so weitläufig behandelt sein. Aber der Herr Doctor dachte vielleicht an einen modernen Octavaner, dem das Maturitätsexamen bevorsteht; das ist wohl möglich — indeß wußte er so gut wie ich, daß das 2. Bändchen für die 2. Klasse bestimmt war. Wenn aber im Büchlein die Frage aufgeworfen wird: „Ob es in der Assyrischen Geschichte keine Unregelmäßigkeiten gibt?“, so ist darin auch die Antwort gegeben; und wenn Jemand manche Antwort mangelhaft findet, so würde ich dagegen nichts einwenden (doch die Kriege der Griechen mit den Persern werden in der Geschichte der persischen Monarchie erzählt); es sind dafür wieder andere Fragen (z. B. die über Alexander den Großen) um so vollständiger beantwortet: aber Unsinn, wie Herr Kelle sich ausdrückt, kann ich keinen entdecken.

Ich habe oben die 10 Punkte genannt, welche von Dufréne in seinem Auszuge aus der Kirchengeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert kurz behandelt werden; auch Herr Kelle berührt selbe (S. 156) mit der geheimnißvollen Bemerkung: „Welche Lehren da der Jugend .... vorgetragen wurden, das im Einzelnen nachzuweisen, darf ich mir nicht gestatten.“ Nun denn — so möge der Herr Doctor wissen, ich nehme für all jene Punkte — [mit theilweiser Ausnahme des letzten und unbedeutendsten — der Wunder*)] die Verantwortlichkeit auf

*) Nicht als ob ich einige derselben für unwahr hielte, sondern, weil es mir an Mitteln fehlen dürfte, die Echtheit derselben zu erweisen.

mich, und behaupte, daß in der sehr kurzen Auseinandersetzung derselben nirgends eine Fälschung von Thatsachen oder eine Verdrehung der geschichtlichen Wahrheit sich findet.

Nun kommen wir wieder zu einem Scandal; denn ein Scandal ist es, entweder von Seite Dufréne's oder Herrn Kelle's, wenn letzterer behauptet: „Um die Jugend für die Päpste einzunehmen, schreckte man selbst davor nicht zurück, Thatsachen zu entstellen und zu verschweigen, so wie offenbare Unwahrheiten zu behaupten" (S. 157). Ich aber glaube, daß gerade mit diesen Worten Herr Kelle Thatsachen entstellt und eine offenbare Unwahrheit behauptet, gleichwie er überhaupt in seiner Broschüre, wie ich gezeigt habe, vor solchen Kunstgriffen pragmatischer Geschichtschreibung nicht zurückschreckt; und stelle daher an ihn die zweifache Aufforderung: 1) zu beweisen, daß Dufréne wirklich Thatsachen entstellt und offenbare Unwahrheiten behauptet hat; 2) nicht zu vergessen, weder auf die vielen unerwiesenen Behauptungen, Einseitigkeiten, Uebertreibungen und Verdächtigungen, wovon seine Broschüre wimmelt, und dafür, wie ich schon öfters verlangt, klare und bündige Beweise vorzubringen, noch auf die zahlreichen Textverstümmelungen und Textverdrehungen, Verschweigung und Entstellungen von Thatsachen, und offenbare Unwahrheiten, die ich bisher an seinem pragmatischen Geschichtswerk zu rügen und bloß zu legen genöthigt war, und meine hiefür angebrachten Beweise zu entkräften: widrigenfalls wird natürlich der Vorwurf, den der Herr Kritiker den Jesuiten macht, auf ihn selbst zurückfallen.

Doch die Extreme berühren sich, und vom Tragischen ist oft nur ein Schritt zum Komischen. Herr Kelle prunkt mit seinem österreichischen Patriotismus; denn wer Andern mit solcher Entrüstung gänzlichen Mangel an Patriotismus vorwirft, trägt doch offenbar seinen eigenen zur Schau. Die Jesuiten, lesen wir S. 158, „unterließen stets absichtlich, den Schülern eine Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung jenes Volkes, jenes Landes zu vermitteln, in dem man lebte." Zwei Dinge hätte also der Herr Doctor hier beweisen sollen, erstens, daß die Jesuiten dieß zu thun unterließen, und dann, daß sie es absichtlich unterließen: der pragmatische Geschichtschreiber aber beweist keines von beiden. Was berechtigt ihn denn aber zu dieser Behauptung? — Die Schulbücher von Dufréne oder Wagner eben nicht: ersterer behandelt in seinem geographischen Werklein nach der allgemeinen Einleitung mit besonderer Umständlichkeit — von S. 68—204 (Doppeltext) die Geo-

graphie von Deutschland, während all die übrigen europäischen und außereuropäschen Länder in den folgenden 93 Seiten abgethan werden. Was aber Herrn Kelle's Ehren- und Gewissenhaftigkeit in einem besonders vortheilhaften Lichte erscheinen läßt, ist der Umstand, daß in dem 4. Bändchen im ganzen ersten, 3 Kapitel auf 108 Seiten (Doppeltext) umfassenden Theile ein kurzer Umriß der Geschichte und der politischen und religiösen Verhältnisse all der einzelnen deutschen Länder gegeben wird*); beinahe die Hälfte des ganzen Bändchens — während die andere Hälfte in drei Theilen (bis S. 223) die Geschichte der übrigen Länder in und außer Europa enthält. So handelt auch Wagner im 5. Bändchen auf 29 Seiten (lateinischer Text, kleiner Druck) mit einer gewissen Vorliebe von den alten germanischen Völkerschaften und in seiner Geschichte der römisch-deutschen Kaiser berührt er (mit Ausnahme des orientalischen Reiches) die übrigen Reiche nur in so weit, als sie mit jener in Berührung kommen; in seinem kurz vorher angeführten größeren geographischen Werke aber (das kleinere zum Schulgebrauche bestimmte habe ich nicht zur Hand) widmet er der Geographie Deutschlands 56 Seiten mit 4 Landkarten, während die von Frankreich nur 16 Seiten mit einer Landkarte umfaßt. Uebrigens wird jeder verständige Leser einsehen, daß es ein arger Anachronismus wäre, von dem damaligen Gymnasium, das immer noch Lateinschule und auf 6 Klassen beschränkt war, einen so weitläufigen geschichtlichen und geographischen Unterricht zu fordern, wie er heut zu Tage ertheilt wird.

Auch dürfte es eben nicht nöthig sein, Knaben von 10—16 Jahren Patriotismus künstlich auf wissenschaftlichem Wege beizubringen; die Liebe zum Vaterlande und zum angestammten Herrscherhause wurzelt tiefer; sie kommt mit dem Kinde zur Welt, begleitet den Jüngling und

---

*) Folgendes ist der Inhalt des 1. Theiles des 4. Bändchens. I. Kapitel. Von dem alten Teutschland. §. 1. Dessen Lage und Haupttheile. §. 2. Sitten und Gebräuche der alten Teutschen. §. 3. Kurzer Inbegriff der alten teutschen Geschichte. II. Kapitel. Von dem jetzigen Teutschland. §. 1. Von den Haupttheilen unseres heutigen Teutschlands. §. 2. Von der Religion und politischen Verfassung in Teutschland. III. Kapitel. Von den geistlichen und weltlichen Fürsten in Teutschland. §. 1. Von den geistlichen Churfürsten. §. 2. Von dem Königreich und Churfürstenthum Böhmen. §. 3. Von Chur-Bayern und Chur-Pfalz. §. 4. Von Chur-Sachsen, Brandenburg und Braunschweig. §. 5. Von Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Tyrol. §. 6. Von den geistlichen Reichsfürsten. §. 7. Von den weltlichen Reichsfürsten. Dann folgt noch ein Anhang mit 16 Anmerkungen über die Majestätsrechte des Kaisers, den deutschen Reichstag, den Ursprung der Grafen, Ritter, Reichsstädte u. dgl.

Mann durch's Leben, geht mit dem Greis zu Grabe; und das Heimatland wird geliebt, sollte es auch von der Natur stiefmütterlich bedacht sein, und eben keine ruhmvolle Vergangenheit aufzuweisen haben, wie gar schön der römische Dichter singt:

„Nescio, qua natale solum dulcedine cunctos
Ducit et immemores non sinit esse sui;"

und Gemüthern, in denen diese tieferen, heiligen Wurzeln vertrocknet sind, dürfte selbst Herr Kelle mit allem wissenschaftlichen Apparat seinen wie immer gearteten österreichischen Patriotismus nicht einzuflößen im Stande sein.

Aber thaten denn die Jesuiten, abgesehen von den genannten*) Lehrbüchern, sonst gar nichts zur Verbreitung geographischer und historischer Kenntnisse, sowohl allgemeiner als besonderer hinsichtlich der respectiven Länder, in denen sie mit ihren Schülern lebten, um die Völker und besonders die reifere, denkende Jugend für das Vaterland und das angestammte Regentenhaus zu interessiren, und mit Anhänglichkeit und Liebe gegen beide zu erfüllen? — O ja, die Jesuiten thaten hierin vieles — sehr vieles, wie in allen Ländern so auch in Deutschland und Oesterreich: und gibt es wohl weder in der westlichen, noch östlichen Reichshälfte ein Land, dessen Geschichte und Geographie sie nicht bearbeitet hätten, theils in größeren, theils in kleineren Werken, welche noch heut zu Tage in den Bibliotheken stehen, und in literar-historischen Büchern verzeichnet sind. Um bei der Jugend zu bleiben, erinnere ich zuerst, daß der Unterricht in der Geschichte am Lyceum wieder aufgenommen und fortgeführt wurde, und Ignaz Schwarz, ein Jesuit der oberdeutschen Provinz im Collegium zu Augsburg, hat wohl mit seinen „Collegia historica" (9 Bände — 1734) ein klassisches Werk geliefert; ich möchte aber ferner an die zahllose Menge jener kleineren Schriften erinnern, welche die Jesuiten herausgaben, um sie bei den jährlichen

*) Ich kenne noch ein anderes geographisches Lehrbuch, das der Jesuit Joh. Izzo, Lehrer der Geographie und der militärischen und bürgerlichen Baukunst im Theresianum in Wien für die Zöglinge desselben verfaßt hat: „Elementa Geographiae" (Wien 1769), ein vortreffliches Werklein über mathematische oder astronomische Geographie. Ebenderselbe Izzo verfaßte: „Elementa architecturae civilis" (Anfangsgründe der bürgerlichen Baukunst. Wien 1764) und: „Elementa architecturae militaris" (Anfangsgründe der militärischen Baukunst — ebend. 1765). Beide Werke wurden vom Jesuiten Bossicart in's Französische übersetzt (ebend. 1772); — das erstere aber vom Jesuiten Riedel ins Deutsche übersetzt erlebte vier Auflagen (1773, 1777, 1786, 1796 Wien). Ein anderes Werk von Izzo ist: „Tractatus de pyrotechnia et ballistica" — (Wien 1766).

Promotionen zum Baccalaureat oder Doctorat zu Ehren der Promovirten als Festgabe an die Anwesenden zu vertheilen, welche dann wegen des geringeren Umfanges (doch fanden sich darunter auch bedeutende Octavbände) auch von minder bemittelten Schülern angeschafft werden konnten. Der Inhalt solcher Schriften war zwar ein sehr verschiedener: Mathematik, Geometrie, die schönen Wissenschaften, Numismatik, Physik, Philosophie, Genealogie, Geographie und Geschichte waren darin vertreten, am meisten jedoch, wie es scheint, die Geschichte: so daß durch solche Promotionsschriften eine Masse nützlicher, besonders historischer Kenntnisse unter der Jugend verbreitet wurden. Manchmal waren solche Festgaben einzelne Theile größerer Werke, und so konnten allmählig auf diese Weise auch kostspieligere Werke zum Gemeingut der Studirenden werden. Die historischen, geographischen und genealogischen Festgeschenke, sowie auch die poetischen, hatten nun gar oft ein specifisch österreichisches Interesse: sie bezogen sich auf das hohe Herrscherhaus, oder auf einzelne Länder der Monarchie, oder auch auf einzelne Städte. Zum Beweise hiefür mögen unten die Titel*) einiger solcher Promotionsschriften stehen, aus denen klar hervorgeht, daß die Jesuiten sowohl

*) „Epochae Habspurgo-Austriacae ad comparandam Historiae Habspurgo-Austriacae exactam notitiam utilissimae etc." (8° mit 437 Seiten.) „Celebriores Hungariae Reges cum praeclaris Principibus collati etc." (12° mit 347 S.) „Phosphori Austriaci, sive compendiosae Historiae de Augustissimae Domus Austriacae Origine, Magnitudine, Potentia etc." (12° sehr kleiner Druck 254 S.) „Series Regum Hungariae." (12° mit 137 S.) „Synopsis Historico-Genealogica Regiae Domus Lotharingicae." (8° Pars II mit Abbildungen und 56 S.) „Res gestae in Hungaria Annis 1667 et quinque sequentibus." (12° mit 256 S.) „Ephemerides Leopoldinae, id est etc." (Geschichte des Kaisers Leopold in 2 ziemlich dicken Bändchen — ohne Seitenzahl.) „Geographica Globi Terraquei Synopsis, a multis, praesertim quod Hungariam attinet, erroribus, qui in celeberrimo alias Geographo Hübnero aliisque circumferuntur, expurgata, in qua etc." (eine vollständige Geographie 8° mit 353 S.) „Topographia Ducatuum Carinthiae et Carnioliae." (12° mit 160 S.) „De Figura Telluris." (8° Pars Prior mit 76 S. und mehreren Tabellen ꝛc.) „Cosmo — et Geographiae Liber unicus, Neo-Philosophorum praecipue usui accommodatus." (Pars I — 8° mit astronomischen Figuren und 176 S.) „Mappae Geographicae Explicatio." (12° mit 148 S.) „Austria Mappis Geographicis distincta, Rerumque Memorabilium Historia, Dominiorum, Ordinum, Statuum Relatione exactoque Locorum omnium Jndice illustrata." (8°, 1. Theil mit 104, 2. Theil mit 124 S., ohne die sehr weitläufigen Register, jeder Theil mit 5 Landkarten, einer Generalkarte von Nieder- und Oberösterreich und 4 Specialkarten von den 4 Vierteln der beiden Landestheile; das Büchlein bietet eine ziemlich vollständige Statistik vom ganzen Erzherzogthum und zugleich

überhaupt darauf bedacht waren, das aus dem Gymnasialunterricht gewonnene historische und geographische Wissen ihrer Schüler auf mannigfaltige Weise zu erweitern, ja selbe auch sonst mit allerlei Ideen und Kenntnissen zu bereichern, als auch, daß sie es sich besonders angelegen sein ließen, der Jugend eine genauere historische, geographische, statistische Kenntniß ihres engeren Vaterlandes zu vermitteln, sowie auch mit der Genealogie, den Geschicken, den edlen und großen Thaten der erlauchten Herrscher-Dynastie bekannt zu machen, und dadurch in den jungen Gemüthern die Liebe zum Vaterlande und zu dessen Regenten zu wecken. Und solche Schriften — man denke an die Menge derselben — erschienen in Graz, Klagenfurt, Wien, Tyrnau, Prag, Olmütz, kurz überall, wo die Gesellschaft ein Lyceum und das Recht zu Promotionen hatte.

Soll ich noch erwähnen die zahlreichen Gedichte, wodurch die Jesuiten seit ihrem ersten Auftreten in Oesterreich bis auf die Zeiten eines Denis die Landesfürsten verherrlichten und durch ihre Schüler verherrlichen ließen? soll ich erwähnen die festlichen Aufzüge und Schauspiele, die sie mit ihren Schülern veranstalteten, wenn der Regent oder ein Mitglied seines Hauses in eine Stadt kam, wo sie eine Lehranstalt

---

die schlagendste Widerlegung des Kelle'schen Geredes.) „Germania Austriaca, seu Topographia omnium Germaniae Provinciarum Domui Austriacae subjectarum." (Pars Prior — 4° mit 344 S., die Topographie von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Görz, Istrien 2c., Tyrol und Breisgau; das ganze vortreffliche Werk vom Jesuiten Granelli war schon 1701 erschienen; eine vollständige neue und vermehrte Auflage erfolgte 1759.) „Analecta Historica." (denkwürdige Thaten und Aussprüche berühmter Männer und andere historische Notizen.) „Successio Genealogica Imperatorum et Regum Europae." (12° mit 213 S.) „Epitome Historiae Byzantinae etc." (8° mit 197 S.) „Dissertatio de Nobilitate Romana et ejus Insignibus." (ins Gebiet der römischen Alterthümer — 8° mit 79 S.) „Series Regum Hispaniae." (12° mit 259 S.) „Crito, seu de comparanda vera eruditione Dialogus" (12° mit 159 S.) „Conspectus Equestrium Ordinum per Europam omnem florentium" (klein 8° mit 158 S. und vielen Abbildungen.) „Memorabilia de Templo ac Turri ad S. Stephanum." (8° mit 142 S.) „Nummi Aug. Caroli VI. et Elisabethae Christinae etc." (8° mit 106 S. und vielen Abbildungen). „Conspectus Historiae Universitatis Viennensis etc." — Saeculum II. (8° mit 219 S.) „Scriptores Universitatis Viennensis." Saeculum I. (8° mit 162 S.) „Chronologia Inclyti Ducatus Styriae etc." (8° mit 278 S.) „Chronotaxis Henscheniana, sive . . de Annis, Aetate D. N. Jesu Christi." (8° mit 263 S., ein sehr gelehrtes Werklein, die Einleitung handelt auf 57 Seiten von den Grundsätzen der Chronologie.) „Germania gloriosa Religione, Sanctitate, Sapientia." (12° 1. Th. 208, 2. Th. 154 S.) — Sapienti sat!

besaßen? soll ich erwähnen die öffentliche, feierliche Theilnahme, die sie mit ihren Schülern bei freudigen oder traurigen Ereignissen gegen das Land und den Landesherrn allenthalben an den Tag legten? — Oder wurde etwa durch solche Dinge nicht auch der Patriotismus und die Anhänglichkeit an das Regentenhaus in den jugendlichen Gemüthern geweckt und gestärkt?

Auch waren insbesondere die Beherrscher Oesterreichs mit dem Patriotismus der Jesuiten und ihrer Anhänglichkeit an die Dynastie immer sehr zufrieden und erinnere ich in dieser Hinsicht nur an das Testament des großen Ferdinand II.*) und an dessen große Enkelin Maria Theresia, welche nur nach langem Widerstreben, von Papst Clemens XIV. gedrängt, in die Aufhebung des Ordens willigte, und durch ihr Machtwort das Beginnen gewisser Literaten, die in ungezogener, bubenhafter Weise über denselben herfallen wollten, gleich im Keime erstickte (vgl. Freih. v. Helfert S. 224).

Im Lichte solcher Thatsachen dürfte wohl die Phrase des Herrn Doctors, daß „den Jesuiten nichts ferner lag, als der Gedanke, die Jugend für ihr Vaterland zu interessiren, für ihren Herrscher zu gewinnen" (S. 158—59), um mich gelinde auszudrücken, als eine komische erscheinen, sowie es auch eine bare Komödie ist, wenn er kurz vorher bemerkt, daß die Jesuiten „selbst außerhalb des Volkes stehend, ohne Verständniß für dessen Eigenthümlichkeiten, ohne Sinn für dessen Geschicke, einen fremden Herrscher, dem Papste, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet und von dem Streben beseelt" waren, „dessen Universalmonarchie gegen die Angriffe des Protestantismus ebenso sehr wie gegen jene der Fürsten und Völker über alle Menschen auszudehnen"; und gäbe es nicht gar so viele Düpes — oder deutsch gesprochen Gimpel — welche unbekümmert um Thatsachen nur von hochtrabenden Phrasen in ihrem Urtheile sich leiten lassen, so könnte ich getrost die Kelle'schen Tiraden der Erwägung des Publicums anheimstellen. Allein da es nur allzu wahr ist, was wir im Buche „Ecclesiastes" lesen: „Schwer werden gebessert die Verkehrten und der Thoren sind unzählbar viele", so erachte ich es für nothwendig, wiederum auf einige allbekannte, unleugbare, historische Thatsachen hinzuweisen, denen gegenüber das Gerede des Herrn Doctors von selbst in sein Nichts zerrinnt. Eine solche historische Thatsache ist es nun, daß die Jesuiten gleich bei ihrem ersten Auftreten vom katholischen Volke in allen Ländern freudig begrüßt und mit offenen Armen empfangen wurden, daß sich Fürsten,

*) S. „Historischer Ehrentempel der Gesellschaft Jesu." S. 148. (Wien 1841.)

Bischöfe, adeliche Herren, Stadtgemeinden beeilten, ihnen Collegien oder Residenzen zu gründen; eine unleugbare Thatsache ist es, daß das Volk, und zwar Personen aus allen Schichten der Gesellschaft, in großer Menge in die Kirchen der Jesuiten zur Anhörung des Wortes Gottes, zum Empfang der heil. Sakramente sich drängte, und daß dieser Zudrang auch zur Zeit der Aufhebung des Ordens noch fortbestand; eine historisch feststehende Thatsache ist es, daß die Jesuiten allenthalben fromme Vereine, Congregationen oder Sodalitäten genannt, theils zur Pflege der Andacht, theils zur Uebung werkthätiger Nächstenliebe stifteten, und daß die Zahl der Mitglieder solcher Vereine ungemein groß war, und Personen aus allen Ständen, auch aus den vornehmsten, ja, selbst aus fürstlichem Stande zu diesen frommen Vereinen gehörten, und daß dieselben, so lange der Orden bestand, immerfort blühten, ja auch nach der Aufhebung desselben fortbestanden und in manchen Gegenden noch heut zu Tage fortbestehen; eine historische Thatsache ist es, daß die sogenannten Missionen der Jesuiten in allen Ländern immerfort der lebhaftesten Theilnahme des christgläubigen Volkes sich erfreuten; eine unleugbare historische Thatsache ist es, daß die Lehranstalten der Jesuiten, wo nur solche eröffnet wurden, alsbald mit Schülern sich füllten und gefüllt blieben, bis der Orden zu existiren aufhörte; es ist endlich eine wohl constatirte Thatsache, daß seit der Stiftung der Societät bis zu deren Auflösung von Jahr zu Jahr zahlreiche Candidaten die Aufnahme in dieselbe nachsuchten, und die Zahl der Ordensmitglieder im steten Zunehmen begriffen war: in all diesen unleugbaren, offenkundigen, historischen Thatsachen, die doch auch unserem pragmatischen Geschichtschreiber bekannt sein mußten, findet der scharfblickende Herr nur ebenso viele Beweise, daß die Jesuiten „selbst außerhalb des Volkes stehend, ohne Verständniß für dessen Eigenthümlichkeiten, ohne Sinn für dessen Geschicke", d. h. mit anderen Worten höchst unpopuläre Leute waren. Komisch — komisch bis zum Absurdum dürfte die Schlußfolgerung Leuten mit gewöhnlichem Verstande erscheinen: da aber Herr Kelle für Beweise, die in Thatsachen liegen, gar keine Empfänglichkeit zu besitzen scheint, so will ich ihn auf die Zeugnisse dreier ganz unverdächtiger, der neuesten Zeit angehörigen, österreichischen Geschichtschreiber verweisen, vielleicht läßt er diese etwas gelten. Herr J. H. Schwicker, Verfasser des 13. Bändchens von: „Oesterreichische Geschichte für das Volk" — ist gerecht genug, den österreichischen Jesuiten in dieser Hinsicht folgendes Zeugniß auszustellen: „Der Jesuitenorden war in Oesterreich populär im vollsten Sinne des Wortes.

Derselbe hatte in den verschiedenen Ländern, wo er seit mehr als zwei Jahrhunderten die umfassendste Thätigkeit entfaltet hatte, bei den höheren Klassen und den niederen Schichten des Volkes das größte Vertrauen und allseitige Beliebtheit erworben." (S. 161 Abth. I.) Ganz dasselbe bezeugt der gefeierte Verfasser von: „Die Gründung der österreichischen Volksschule", wenn er S. 277—78 sagt: „Das Gefühl des Mitleids und der Trauer" (beim Bekanntwerden des päpstlichen Aufhebungs-Breves) „war in unsern Ländern ohne Frage das überwiegende. Es zog nicht nur ein ernster Gast in all die zahlreichen Ordensgebäude, Collegien, Residenzen, Professhäuser ein, deren liebgewonnene Räume die Glieder der Gesellschaft binnen Kurzem für immer verlassen sollten, es lagerte sich auch dumpf und schwer über der großen Masse der Bewohner von Stadt und Land. Die Gesellschaft Jesu war populär im vollsten Sinne des Wortes. Sie war es vor allem, wie kaum ein zweiter Orden bei ihren eigenen Gliedern, jung und alt.*) . . . . Die Gesellschaft war aber auch populär in den verschiedenen Ländern, wo sie seit mehr als zwei Jahrhunderten die umfassendste Thätigkeit entfaltet hatte, bei den höheren Klassen der Bevölkerung, die ihr mit ruhigem Vertrauen die Heranbildung ihrer Söhne anvertraute, gleichwie bei dem großen Haufen, dem sie in Missionen und Kinderlehren die tröstlichen Wahrheiten der Religion nahe legte, den sie mit Bildern zu seiner frommen Ergötzung, mit Büchern zu seiner häuslichen Erbauung beschenkte." So Freiherr v. Helfert Herrn Kelle gegenüber; wer hat Recht? — Komische Frage! —

Dasselbe, was hier Herr Schwicker und Freiherr v. Helfert berichten, bestätigt der Geschichtschreiber des k. k. ersten Staatsgymnasiums in Graz, Herr Director Dr. Peinlich im Jahresbericht von 1872. „Es wird auch Niemand in Abrede stellen können (Herr Kelle thut es doch, wenn er es auch nicht kann), daß die Jesuiten in den österreichischen Ländern beliebt und populär waren, wie kein anderer religiöser Orden. Insbesondere in Graz überwog die Zahl der Freunde und Verehrer in allen Ständen die der Gegner bei weitem. In Beachtung dieses Umstandes wagte es z. B. die Aufhebungs-Commission gar nicht an der Hof- und Domkirche zu Graz, welche zugleich die Ordenskirche gewesen war, in Betreff des kirchlichen Dienstes eine Aenderung zu

*) Was hier Freiherr von Helfert von der Anhänglichkeit der österreichischen Jesuiten an die Societät sagt, und sonst noch an derselben Stelle hierüber hinzufügt, dürfte einen trefflichen Commentar zu dem Gerede des Herrn Doctors über die vielen Unzufriedenen und Gezwungenen im Orden bieten (vgl. S. 353 f).

machen. Dieß hätte bei dem Volke ein allzu mißliches Aufsehen verursacht. Es wurden daher dort 4 Exjesuiten (1 Subdirektor und 3 Prediger) in ihrer Verwendung ungestört belassen.“ (S. 8.)

Aber die Jesuiten waren „einem fremden Herrscher, dem Papste, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, und ꝛc.“ (vgl. oben). — Dieß ist eben eine jener abgedroschenen, nie erwiesenen, oft widerlegten Phrasen, womit gewisse Literaten und Journalisten immer auf den Beifall der Düpes rechnen können, und die natürlich auch unserem pragmatischen Geschichtschreiber unentbehrlich schien. Ich aber berufe mich einfach auf den Wortlaut der Bulle Papst Paul's III.: „Regimini militantis etc.“, womit er den Orden zuerst bestätigte: dort kann jeder, dem es um Wahrheit zu thun ist, finden, zu welchem Gehorsam sich die Ordensmitglieder dem Papste verpflichten; nämlich nur in Dingen, welche das Heil der Seelen („profectum animarum“) und die Ausbreitung des Glaubens („fidei propagationem“) betreffen: mag sie nun der Papst zu diesem Zwecke in die Länder der Heiden, der Türken, der Akatholiken, der Schismatiker oder in katholische Länder schicken. Der General Claudius Aquaviva aber befahl schon 1613 den Provinzialen, darüber zu wachen, daß keine Schrift, bei was immer für einer Gelegenheit und in was immer für einer Sprache veröffentlicht werde, worin von der Gewalt des Papstes über Könige und Fürsten gehandelt wird, wofern sie nicht früher zu Rom revidirt und approbirt worden sei; und sein Nachfolger Mutius Vitelleschus verbot (1626) geradezu, um jegliche Veranlassung zu Klagen zu vermeiden, diese Frage in was immer für Schriften oder Vorträgen in der Schule zu behandeln. Aber schon früher hatte die 5. Generalcongregation (1593—94) in zwei scharfen Decreten (47 und 79) strenge Strafen*) gegen alle Mitglieder festgesetzt, welche wie immer und von wem immer verleitet, in politische Angelegenheiten sich einzumischen wagen würden: und aus der neuesten Zeit habe ich zwei merkwürdige Documente vor mir, worin so klar und so bündig der Standpunkt dargelegt wird, welchen die Gesellschaft vermöge ihres göttlichen Berufes jeder Regierung irgend

*) „Praecipitur nostris omnibus — beginnt das 79. Decret — in virtute sanctae Obedientiae, et sub poena inhabilitatis ad quaevis officia et dignitates, vocisque tam activae quam passivae privationis, nequisquam publicis et saecularibus Principum negotiis, quae ad rationem status (ut vocant) pertinent, ulla ratione se immiscere, nec etiam quantumvis per quoscunque requisitus aut rogatus ejusmodi politicas res tractandi curam suscipere audeat vel praesumat etc.“

eines Landes und den verschiedenen politischen Parteien in demselben gegenüber einnimmt, daß Jedermann, der nicht absichtlich Lüge und Verleumdung der Wahrheit vorzieht, den wahren Sachverhalt mit Augen sehen, mit Händen greifen kann.

Das erste Document ist ein Brief, welchen der letzte General Joh. Roothaan an den Redacteur des „Courrier français" 1847 gerichtet hat. „Die Politik", sagt der General, „ist der Gesellschaft Jesu völlig fremd; sie hat sich nie einer Partei angeschlossen, möge diese heißen, wie sie wolle. Der Zweck und Beruf des Ordens ist größer und erhabener, als alle Parteien. Eine gehorsame Tochter der Kirche, dient die Gesellschaft ihrer Mutter, überall, wo sie ihren Dienst verlangt. Die Verleumdung mag sich darin gefallen, unwahre Behauptungen zu verbreiten und die Jesuiten der Theilnahme an politischen Intriguen zu beschuldigen: ich warte noch immer auf den Augenblick, wo man mir anzeigen wird, daß auch nur eines der mir untergebenen Ordensglieder in dieser Beziehung von den sehr bestimmten Vorschriften des Ordens abgewichen sei."

„Die Gesellschaft Jesu hat, wie die Kirche, weder Vorliebe noch Abneigung für die verschiedenen Staatsverfassungen. Die Mitglieder des Ordens erkennen aufrichtig die Regierungsform an, unter welcher die Vorsehung ihnen ihre Stellung anweiset; sei es nun, daß diese, als eine befreundete Macht, sie ermuthigt; sei es, daß dieselbe sich darauf beschränkt, in ihnen die Rechte zu achten, die sie den übrigen Staatsbürgern zuerkennt."

„Wenn die politische Verfassung des Landes, in dem die Ordensglieder leben, mangelhaft ist, so ertragen sie diese Mängel; wenn Verbesserungen eintreten, so freuen sie sich derselben; wenn der Staat dem Volke neue Rechte einräumt, so verlangen sie ihren Theil davon; wenn der Freiheit breitere Wege gebahnt werden, so benützen sie diese zur weitern Verbreitung der Werke christlichen Eifers und christlicher Wohlthätigkeit. Ueberall beugen sie sich dem für Alle gleichen Gesetze, sie achten die Obrigkeit, sie denken, wie es guten und getreuen Staatsbürgern ziemt, sie tragen deren Lasten, theilen deren Prüfungen und Freuden. Das rührt daher, mein Herr, weil in den Augen der Jesuiten ein höchstes Interesse jedes andere Interesse beherrscht, nämlich: Die Seligkeit in einem bessern und ewigen Leben. Deßhalb acclimatisiren die Jesuiten sich gern und leicht überall, wo dieses Ziel erreicht werden kann."

„Dieß, Herr Redacteur, sind die Grundsätze der Gesellschaft Jesu

hinsichtlich der Staatsregierungen, und ihrer verschiedenen politischen Formen. Das ist die Richtschnur, die ihnen gezogen ist, und von der sie sich nie zu entfernen hoffen."

Das zweite Aktenstück hat den gegenwärtigen General Petrus Beckx zum Verfasser; es ist ebenfalls ein Brief, welchen derselbe an mehrere Provinziale schickte mit der Ermächtigung, ihn zu publiciren, um den aberwitzigen Denunciationen und Verdächtigungen gewisser Journale mit einem authentischen Documente entgegenzutreten: es sind darin dieselben Grundsätze, wie in dem vorigen, nur in etwas mehr detaillirter Weise ausgesprochen, und erachte ich es daher nicht für nothwendig, ihn hieher zu setzen.*)

Haben sich nun oder werden sich trotz so vieler authentischen Documente gewisse Journalisten und Pamphletisten und Literaten eines Bessern belehren lassen? — Mit nichten; bis jetzt wenigstens haben sich die Herren nicht dazu verstanden, und werden wohl auch in Zukunft sich nicht dazu verstehen: denn, wie gesagt, allzu wahr sind die oben aus dem Prediger angeführten Worte: „Schwer werden gebessert die Verkehrten und der Thoren sind unzählbar viele."

Denn nicht von Unwissenheit oder einem Vorurtheil sind viele dieser Herren befangen, sondern es ist der unversöhnliche Gegensatz der Principien, der sie zunächst und namentlich gegen die Jesuiten, im Grunde aber gegen Alles, was am Christenthum, als einer von Gott gesetzten, zur ewigen Seligkeit nothwendigen Heilsanstalt, festhält, mit blindem, unversöhnlichem Hasse erfüllt**); sie stehen auf antichristlichem Boden, sie haben ihre eigene Religion, ihre eigene Moral, ihr eigenes Gewissen, ihre eigenen Principien, und diese Principien wollen sie um jeden Preis zur allgemeinen Anerkennung und Geltung bringen, und ihre Religion, ihre Moral, ihr Gewissen gestattet ihnen, in der Ver-

---

*) Beide Briefe finden sich in der bereits S. 386 angeführten Schrift: „Die Jesuiten. Ihre Lehre &c."

**) Wie wahr dieses sei, zeigte unlängst die „Neue freie Presse", welche, nachdem sie aus dem Hirtenschreiben des Erzbischofs von München-Freysing folgende Stelle citirt hat: „Wohl zu keiner Zeit war die Aufforderung, unser ewiges Heil sicher zu stellen, dringender und ernster als in unseren Tagen. Denn kühner als je hebt jetzt der Unglaube sein stolzes Haupt empor. Das Laster schreitet frech und ohne Scheu umher. Es ist, als ob alle irdischen Mächte dahin sich neigen"; sich nicht enthalten konnte, die Bemerkung hinzuzufügen: „Besser zum Laster als zu den Jesuiten." Der Erzbischof von München-Freysing ist doch kein Jünger Lojola's und warnte ja nur gegen Unglauben und Laster: wie kommen da die Jesuiten hinein? (Vgl. Salzburger Kirchenblatt 4. Febr.)

fechtung ihrer Principien List und Trug, Lüge und Verleumdung, Verdrehung und Fälschung von Schrifttexten als ehrliche Waffen gegen den Jesuitismus (oft nur Aushängeschild für Christenthum) zu gebrauchen.

Zu dieser Klasse von Leuten will ich jedoch hiemit meinen Antagonisten nicht gerechnet haben; seine Kampfweise ist zwar von jener der so eben geschilderten Scribenten nicht verschieden, doch mag immerhin sein Absehen bloß auf die Jesuiten gerichtet sein; mit diesen meint er es aber auch recht herzlich gut; hat er uns hievon ja doch schon so viele Beweise gegeben, und gibt er uns gleich wieder einen durch eine — großartige Textverfälschung. Herr Kelle behauptet nämlich — S. 159 A. — daß die Jesuiten in einem „vaterlandslosen Kosmopolitismus" erzogen und festgehalten wurden, und beweist dieses, indem er behauptet, daß die 7. Generalcongregation folgendes Verbot erlassen habe: „Daß in irgend einem Noviziat, Collegium oder Seminar nur Personen derselben Nationalität leben; es sollen vielmehr immer Personen verschiedener Nationalität zusammenleben, damit sich nicht das Bewußtsein des Nationalitätenunterschiedes allmählig zum großen Nachtheil der ganzen Societät einbürgere. Es sei nicht einmal zu gestatten, daß in jenen Städten, in welchen die Societät ihre Collegien und Unterrichtsanstalten hat, die Professuren der Theologie, Philosophie und Humaniora aus dem betreffenden Volke allein besetzt werden." Diese Uebersetzung enthält eine doppelte Textverfälschung, denn erstens ist die Uebersetzung in mehr als Einer Hinsicht falsch, und zweitens ist das Citat ganz aus dem Context gerissen und ihm ein Sinn unterschoben, den es nicht hat: was ich ebenfalls eine Textverfälschung nenne. Die vom pragmatischen Geschichtschreiber angeführte Stelle lautet in wortgetreuer Uebersetzung wie folgt: „3. Es seien ihnen („illis" — wem denn? — den durch mehrere Provinzen zerstreuten Missionären — das Wörtchen „illis" = ihnen — hat Herr Kelle weislich ausgelassen) „Noviziate, Collegien oder Seminarien der Unsrigen bloß aus ihrem" (der Missionäre) „Volke" („e gente sua" — d. h. die bloß aus Personen ihres Volkes oder ihrer Nationalität beständen) „nicht zu gestatten; und es sei rathsamer nach der in der Societät bei allen Völkern eingeführten Sitte, daß sie" (die Missionäre) „mit Anderen aus der Societät" (mit anderen Ordensmitgliedern, die nicht Missionäre sind) „vermengt bleiben, damit nicht allmählig der Unterschied zwischen den Nationen zum großen Nachtheil der Societät eingeführt werde. Es sei aber auch nicht zu gestatten, daß in jenen Städten, in welchen die

Societät ihre Collegien und Studienanstalten besitzt, sie" („ipsi" — die Missionäre — das Wörtchen ausgelassen von Herrn Kelle) „Lehrer der Theologie, der Philosophie und der schönen Wissenschaften, und noch viel weniger Obere nur von ihrer eigenen Nation" („e sola gente sua") „haben: weil eine solche Einrichtung offenbar den Gewohnheiten der Societät zuwiderlaufe." Es waren nämlich vor die 7. Generalcongregation drei Anfragen („quaestiones") hinsichtlich größerer, durch verschiedene Ordensprovinzen sich erstreckender Missionsbezirke gebracht worden (aus welchem Lande, ist nicht angegeben); die dritte darunter war jene, deren Inhalt wir so eben aus dem abschlägigen Bescheid der Generalcongregation kennen gelernt haben; welchen unser pragmatischer Geschichtschreiber so zweckmäßig umgearbeitet hat, daß der uneingeweihte Leser nothwendig auf den Gedanken gebracht wird, es habe statutenmäßig in jedem Collegium der Societät eine gemischte Bevölkerung von Deutschen, Polen, Franzosen, Italienern u. s. w. leben müssen. Das ist nun freilich sehr absurd; aber auch vor Absurditäten schrecken gewisse Schriftsteller nicht zurück, wenn es gilt, den Jesuiten, wie man zu sagen pflegt, eines zu versetzen, und finden auch gewöhnlich bei dem größten Theil des Publicums Glauben: dieß ist zwar kein schönes Zeugniß für das öffentliche Gewissen und die Aufklärung des 19. Jahrhunderts, aber es ist einmal so; dieß beweist Herr Kelle mit seinem pragmatischen Machwerk, und wie ihm eine unabsehbare Reihe so gearteter Scribenten voranging, so wird ihm eine ähnliche auch nachfolgen. Aber vielleicht hat Herr Kelle nicht gewußt, daß es sich im besagten Decrete der 7. Generalcongregation um gewisse weit ausgedehnte Missionen handle: er hat dieses gar wohl gewußt und wissen müssen, denn das Decret beginnt mit den Worten: „In Betreff der über einige wichtigere Missionen vorgelegten Fragen &c." — und hat etwa der Herr Doctor die Wörtchen: „illis" und „ipsi" zufällig ausgelassen? —

Aber aus dem angeführten Decret geht doch wenigstens hervor, daß die Societät dem Nationalitätsprincip nicht hold ist. „Das Bewußtsein des Nationalitätenunterschiedes" (vgl. oben die Kelle'sche Uebersetzung) war und ist dem Jesuiten so klar, wie irgend Jemandem, aber von dem Nationalitätenschwindel sollte und soll er sich nicht bethören lassen. Und etwa mit Unrecht? — mir wenigstens kommt der deutsche Chauvinismus gewisser Leute ebenso abscheulich vor, wie der französische. Die Societät ist eben eine Verbindung von Männern aus allen Völkern, welche alle von demselben Geiste beseelt, unter allen Nationen und unter allen Himmelsstrichen Gott zu dienen und das

Heil der Seelen zu fördern berufen sind, und in so weit ist ihre Aufgabe eine kosmopolitische im edelsten Sinne des Wortes: und es ist bis zur Trostlosigkeit lächerlich, wenn gewisse Leute, die sonst immer von philantropischen Phrasen überströmen, und den Tag nicht erwarten können, an dem alle Völker das gemeinsame Band der Bruderliebe umschlingen wird, den Jesuiten ihren unschuldigen, von der Religion getragenen und geheiligten Kosmopolitismus zum Vorwurf machen. — Ist das Christenthum kosmopolitisch? Im eminenten Sinne des Wortes. Ist das Christenthum patriotisch? Im eminenten Sinne des Wortes. Nun denn — denselben Standpunkt nimmt die Societät ein: ist aber Jemand zu blödsinnig, um dieses zu verstehen, so lohnt es sich auch nicht der Mühe, mit solchem Blödsinn länger zu rechten; und tröstet man sich lieber mit dem Ausspruch des „Predigers“: „Schwer werden gebessert die Verkehrten und der Thoren sind unzählbar Viele.“

Aber da nun einmal Herr Kelle den Jesuiten allen Patriotismus abspricht, so wird wohl auch die Frage gestattet sein, wie es denn mit seinem eigenen bestellt ist. Wie groß ist nun der österreichische Patriotismus des Herrn Doctors? — Dieser muß wirklich erstaunlich groß — über alle Maßen groß sein: Herr Kelle hegt für Oesterreich mehr Patriotismus als für sein eigenes Vaterland, denn diesem hat er vornehm den Rücken gekehrt. Denn Folgendes lese ich im „Vaterland“ (Beilage zu Nr. 335 — 1873): „Er“ (Herr Kelle) „ist einer von den vielen Ausländern (der Abstammung nach), die unsere Universität — zieren. Seinem bekannten Appetit nach Delicatessen und dem dadurch veranlaßten Geldmangel, trotz des großen Einkommens, suchte er heuer durch ein Buch abzuhelfen rc.“; daß aber nun ein Mann, der so laut und mit solchem moralischen Ernste die Vaterlandsliebe einschärft und gegen Ausländer die warnende Stimme erhebt, dennoch seinem eigenen Vaterlande Lebewohl sagte und sich selbst zum Ausländer machte, dieß konnte nur der reinste und feurigste Patriotismus für Oesterreich bewirken. Daß er in Oesterreich ein „großes Einkommen“ hat, dieß könnte der Reinheit und Erhabenheit seines Patriotismus allenfalls nur bei argwöhnischen und schwachköpfigen Leuten Eintrag thun, welche nicht einsehen wollen, worin der reine, uneigennützige Patriotismus besteht, und wozu er fähig ist: das „große Einkommen“ ist verschwindend klein im Verhältniß zur Größe des Patriotismus, welcher den Herrn antrieb, sein Licht in Oesterreich leuchten zu lassen: ein ebenso großes oder noch größeres „Einkommen“ stand ihm in seinem Vaterlande in Aussicht; aber sein Licht wollte dort, wie es scheint,

nicht so helle brennen, wie es in Oesterreich nach allen Seiten hin seine wohlthätigen Strahlen wirft. Denn durch viele rettende, österreichische Thaten hat der Herr Doctor seinen Patriotismus für Oesterreich bereits bewährt. Zwölf Jahre lang (vgl. S. 1) hat er ja die böhmischen Bibliotheken mühselig durchsucht, um Materialien zu einem antijesuitischen Hauptwerke zu sammeln, dergleichen noch Niemand geschrieben, und das den literarischen Ruf Oesterreichs weit über dessen Grenzen hinaus bereits verbreitet hat, oder doch hoffentlich verbreiten wird. Eine zweite rettende österreichische That ist diese, daß er in dem so eben genannten europäischen Hauptwerk (S. 159) die Regierung und alle Patrioten in den österreichischen Landen auf die große Gefahr aufmerksam machte, daß mit ihm selbst und zahllosen andern Ausländern im Jahre 1873 auch 32, und im Jahre 1872 sogar 38 ausländische Jesuiten in Oesterreich lebten, obgleich alle diese nicht nur kein „großes Einkommen", sondern mit Ausnahme von 3—4 Theologie-Professoren in Innsbruck von der Regierung gar kein Einkommen beziehen; dabei jedoch durch Unterricht in den Schulen, durch Verkündigung des Wortes Gottes, Spendung der heil. Sakramente, durch Aushilfe in der Seelsorge in nützlicher Weise thätig sind, überdieß auch das Wohl des Landes und des Landesherrn Gott im Gebete anempfehlen: aber der Scharfblick des großen österreichischen Patrioten aus dem Auslande durchschaute dennoch das Gefährliche solcher Dinge. Und weil aller guten Dinge drei sind, so bewährt der Herr Doctor, wie wir aus dem „Vaterland" ersehen, seinen Patriotismus auch dadurch, daß er Delicatessen liebt und so sein großes „Einkommen" unter die Leute kommen läßt; würde ein inländischer Knicker die Stelle des ausländischen patriotischen Professors einnehmen, der würde vielleicht sein „großes Einkommen" nicht in so patriotischer Weise zum Gemeingut Mehrerer machen; und so sollte man billigermaßen das „große Einkommen" des Herrn Doctors noch vergrößern, auf daß er nie zu wenig habe, um seinen patriotischen Wohlthätigkeitssinn nach Herzenslust zu befriedigen. Weitere patriotische Großthaten des Herrn Doctors mögen Andere erzählen, ich — weiß keine mehr.

Gehen wir nun jetzt noch für einige Augenblicke zum verlassenen Thema, zum Geschichtsunterrichte, zurück. Wie wurde dieser in den Schulen der alten Societät ertheilt? Darüber finden wir in der „Instructio privata" (S. 17) folgende Aufschlüsse: 1. Der Lehrer soll die vorgelegte Frage etwas weitläufiger mit den begleitenden Umständen in einer der Fassungskraft der Knaben angemessenen Weise erklären,

und hierauf einen oder den andern Schüler über das Vorgetragene befragen. 2. Es soll täglich nur eine Frage aufgegeben werden . . . . auf keine Weise aber sei zu dulden, daß die Schüler wörtlich auswendig lernen, sondern mit eigenen Worten sollen sie den Decurionen aufsagen. 3. Um den Eifer zu spornen, soll außer zweien Akademien am Ende des Jahres auch ein Examen zur Erlangung von Preisen vorgenommen werden, wobei drei Fragen, die über das ganze Büchlein sich erstrecken, sollen vorgelegt werden. 4. Der Lehrer soll außer der Chronologie auch etwas Geographie vornehmen, auf daß die Schüler nicht bloß was, sondern auch, wann und wo etwas geschehen ist, erzählen können, besonders aber sollen sie die wichtigeren Epochen tief dem Gedächtnisse einprägen. Zu diesem Ende sollte die Schule mit geographischen Karten und chronologischen Tabellen ausgestattet werden. Uebrigens bemerkt die Instructio, daß die Schüler die Geschichte mit Vorliebe studierten und am Ende des Jahres bei der Prüfung immer gut bestanden. Daraus kann man doch immerhin so viel ersehen, daß die Jesuiten den Elementarunterricht in der Geschichte nicht planlos und auch nicht erfolglos betrieben.*)

Wie ist es nun aber mit dem modernen Unterricht in der Geschichte bestellt? — ist die moderne Methode ihn zu ertheilen, eine zweckmäßige? — hat man sich auch nur über eine bestimmte Methode geeinigt? — sind die Erfolge des Unterrichts aus den gelehrten und inhaltreichen Schulbüchern glänzend oder auch nur im Allgemeinen befriedigend? —

Ich habe mehrere pädagogische Werke und Broschüren zur Hand, alle aus der neuesten Zeit und aus allem geht hervor, daß man sich bis jetzt weder über die Methode des geschichtlichen Unterrichtes im Gymnasium klar geworden, noch die Erfolge desselben befriedigend findet. Der S. 453 angeführte Subrector zu Uffenheim, Albert Bischoff, äußert sich hierüber mit diesen Worten: „Von der Mathematik, wie von der Geschichte und Geographie brauchen wir nichts zu sagen. Die gegenwärtig schwebende Frage, ob der Geschichtsunterricht eigenen Geschichtslehrern zu übertragen ist, zeigt deutlich, daß man mit den bisherigen Erfolgen nicht zufrieden ist.“

Der berühmte Schulmann und Pädagog K. L. Roth aber zeigt

*) Das Gesagte kann auch dienen, die Worte des Grafen Pergen zu beleuchten, wenn es in seinem Vortrage heißt, daß der Lehrer „auch nebenbei durch alle Classen das Skelett einer Geschichte vorliest“. (Vgl. Freiherr v. Helfert S. 202.)

sich in seiner „Gymnasialpädagogik“ (Stuttgart 1874 — zweite Aufl.) hinsichtlich des geschichtlichen Unterrichtes äußerst unzufrieden mit allen deutschen Schulplanen und den umfangreichen Lehrbüchern. „Unsere gewöhnliche Art des Geschichtsunterrichts“, sagt er S. 253—54, „läßt den Schüler einen Sprung machen mitten in Gesetzgebungen, Staatseinrichtungen, Kulturzustände hinein, und muthet demselben zu, sich für Verhältnisse und allgemeine Zustände zu interessiren, während er seiner Natur nach sich nur für Personen interessiren kann. Dieß ist die vornehmste Veränderung, welche in dem dermaligen, durch die Geschichtlehrbücher repräsentirten Bestande des Gymnasialunterrichts eintreten muß.“ Was sagt Herr Kelle dazu mit seiner Forderung pragmatischen Geschichtsunterrichts und die Jugend „zu einem Verständniß des inneren Lebens der Völker und Staaten, ihrer Entwicklung und Cultur zu führen“ (S. 158)? Roth hält es für das Angemessenste, „daß der Gymnasialschüler in Sexta und Quinta (unserer 1. und 2. Klasse) nur mit der heiligen, in Quarta, Tertia und dem ersten Jahre der Secunda (unserer 3., 4. und 5. Klasse) nur mit der griechischen und römischen Geschichte bis auf Konstantin den Großen beschäftigt, in den drei letzten Jahren aber in die deutsche Geschichte bis zum Anfang der französischen Revolution in der Weise eingeführt werde, daß alle außerhalb Deutschlands erscheinenden welthistorischen Ereignisse ... in ausführlichen Episoden zur Kenntniß des Schülers kommen.“ S. 255. Roth will nichts davon wissen, daß dem Schüler noch förmliche „Abrisse der englischen, spanischen, französischen“ Geschichte u. s. w. vorgetragen werden (ebd.). Was also die Auswahl des historischen Lehrstoffes betrifft, hätten nach Roth die Jesuiten so ziemlich das Richtige getroffen. Aber im schroffen Gegensatze zu Roth verlangt Cl. Rohl in seiner neuesten Broschüre: „Mängel und Mißstände im höheren Schulwesen“ (Neuwied und Leipzig 1874), daß nicht mit der griechischen und römischen, sondern mit der deutschen Geschichte der Unterricht begonnen werde (S. 42 bis 43).

Ziemlich ausführlich äußert sich der S. 465 genannte Carl Peter in seiner ebendaselbst citirten Schrift über den Stand des modernen Geschichtsunterrichtes und der Erfolge desselben. „Daß die Resultate des Geschichtsunterrichts“, sagt er (S. 31), „heut zu Tage befriedigend seien, wird wohl kaum von irgend Jemand behauptet werden, der als Lehrer oder sonst irgendwie Gelegenheit gehabt hat, Beobachtungen darüber anzustellen. Wie oft müssen dieselben trivialen Dinge den Schülern in's Gedächtniß zurückgerufen werden, und wie oft findet sich

und hierauf einen oder den andern Schüler über das Vorgetragene befragen. 2. Es soll täglich nur eine Frage aufgegeben werden . . . . auf keine Weise aber sei zu dulden, daß die Schüler wörtlich auswendig lernen, sondern mit eigenen Worten sollen sie den Decurionen aufsagen. 3. Um den Eifer zu spornen, soll außer zweien Akademien am Ende des Jahres auch ein Examen zur Erlangung von Preisen vorgenommen werden, wobei drei Fragen, die über das ganze Büchlein sich erstrecken, sollen vorgelegt werden. 4. Der Lehrer soll außer der Chronologie auch etwas Geographie vornehmen, auf daß die Schüler nicht bloß was, sondern auch, wann und wo etwas geschehen ist, erzählen können, besonders aber sollen sie die wichtigeren Epochen tief dem Gedächtnisse einprägen. Zu diesem Ende sollte die Schule mit geographischen Karten und chronologischen Tabellen ausgestattet werden. Uebrigens bemerkt die Instructio, daß die Schüler die Geschichte mit Vorliebe studierten und am Ende des Jahres bei der Prüfung immer gut bestanden. Daraus kann man doch immerhin so viel ersehen, daß die Jesuiten den Elementarunterricht in der Geschichte nicht planlos und auch nicht erfolglos betrieben.*)

Wie ist es nun aber mit dem modernen Unterricht in der Geschichte bestellt? — ist die moderne Methode ihn zu ertheilen, eine zweckmäßige? — hat man sich auch nur über eine bestimmte Methode geeinigt? — sind die Erfolge des Unterrichts aus den gelehrten und inhaltreichen Schulbüchern glänzend oder auch nur im Allgemeinen befriedigend? —

Ich habe mehrere pädagogische Werke und Broschüren zur Hand, alle aus der neuesten Zeit und aus allem geht hervor, daß man sich bis jetzt weder über die Methode des geschichtlichen Unterrichtes im Gymnasium klar geworden, noch die Erfolge desselben befriedigend findet. Der S. 453 angeführte Subrector zu Uffenheim, Albert Bischoff, äußert sich hierüber mit diesen Worten: „Von der Mathematik, wie von der Geschichte und Geographie brauchen wir nichts zu sagen. Die gegenwärtig schwebende Frage, ob der Geschichtsunterricht eigenen Geschichtslehrern zu übertragen ist, zeigt deutlich, daß man mit den bisherigen Erfolgen nicht zufrieden ist.“

Der berühmte Schulmann und Pädagog K. L. Roth aber zeigt

*) Das Gesagte kann auch dienen, die Worte des Grafen Pergen zu beleuchten, wenn es in seinem Vortrage heißt, daß der Lehrer „auch nebenbei durch alle Classen das Skelett einer Geschichte vorliest“. (Vgl. Freiherr v. Helfert S. 202.)

sich in seiner „Gymnasialpädagogik“ (Stuttgart 1874 — zweite Aufl.) hinsichtlich des geschichtlichen Unterrichtes äußerst unzufrieden mit allen deutschen Schulplanen und den umfangreichen Lehrbüchern. „Unsere gewöhnliche Art des Geschichtsunterrichts“, sagt er S. 253—54, „läßt den Schüler einen Sprung machen mitten in Gesetzgebungen, Staatseinrichtungen, Kulturzustände hinein, und muthet demselben zu, sich für Verhältnisse und allgemeine Zustände zu interessiren, während er seiner Natur nach sich nur für Personen interessiren kann. Dieß ist die vornehmste Veränderung, welche in dem dermaligen, durch die Geschichtlehrbücher repräsentirten Bestande des Gymnasialunterrichts eintreten muß.“ Was sagt Herr Kelle dazu mit seiner Forderung pragmatischen Geschichtsunterrichts und die Jugend „zu einem Verständniß des inneren Lebens der Völker und Staaten, ihrer Entwicklung und Cultur zu führen“ (S. 158)? Roth hält es für das Angemessenste, „daß der Gymnasialschüler in Sexta und Quinta (unserer 1. und 2. Klasse) nur mit der heiligen, in Quarta, Tertia und dem ersten Jahre der Secunda (unserer 3., 4. und 5. Klasse) nur mit der griechischen und römischen Geschichte bis auf Konstantin den Großen beschäftigt, in den drei letzten Jahren aber in die deutsche Geschichte bis zum Anfang der französischen Revolution in der Weise eingeführt werde, daß alle außerhalb Deutschlands erscheinenden welthistorischen Ereignisse . . . in ausführlichen Episoden zur Kenntniß des Schülers kommen.“ S. 255. Roth will nichts davon wissen, daß dem Schüler noch förmliche „Abrisse der englischen, spanischen, französischen“ Geschichte u. s. w. vorgetragen werden (ebd.). Was also die Auswahl des historischen Lehrstoffes betrifft, hätten nach Roth die Jesuiten so ziemlich das Richtige getroffen. Aber im schroffen Gegensatze zu Roth verlangt Cl. Kohl in seiner neuesten Broschüre: „Mängel und Mißstände im höheren Schulwesen“ (Neuwied und Leipzig 1874), daß nicht mit der griechischen und römischen, sondern mit der deutschen Geschichte der Unterricht begonnen werde (S. 42 bis 43).

Ziemlich ausführlich äußert sich der S. 465 genannte Carl Peter in seiner ebendaselbst citirten Schrift über den Stand des modernen Geschichtsunterrichtes und der Erfolge desselben. „Daß die Resultate des Geschichtsunterrichts“, sagt er (S. 31), „heut zu Tage befriedigend seien, wird wohl kaum von irgend Jemand behauptet werden, der als Lehrer oder sonst irgendwie Gelegenheit gehabt hat, Beobachtungen darüber anzustellen. Wie oft müssen dieselben trivialen Dinge den Schülern in’s Gedächtniß zurückgerufen werden, und wie oft findet sich

der Lehrer schmerzlich überrascht, wenn er gelegentlich nach einem geschichtlichen Datum fragt und auf die größte Ignoranz und Verwirrung stößt! Und sind es nicht — trotz aller reglementarischen Vorschriften — in der Regel fast nur Trivialitäten oder doch zusammenhangslose Einzelnheiten, was bei den Abiturientenprüfungen gefragt und dabei oft genug entweder gar nicht, oder doch ungenau oder unklar gewußt wird? Und dennoch wird während der ganzen Schulzeit nichts so viel repetiert und ad hoc auch meist wirklich gelernt als Geschichte, und auch bei der (unglückseligen) Einübung auf das Abiturientenexamen pflegt nichts den Schülern so viel Zeit zu kosten und so viel Qual zu bereiten, als das Auswendiglernen von Jahrzahlen und einzelnen geschichtlichen Daten. Wir sollten meinen, daß sich kaum Jemand mit diesem Nothstand zufrieden geben und seine Augen gegen die Nothwendigkeit einer Abhilfe verschließen könnte. Diese kann aber nun nach unserer Ansicht in nichts Anderem gefunden werden, als in der Organisirung eines methodischen Elementarunterrichts, der hier eben so nothwendig ist, wie bei den alten Sprachen und hier nur deßhalb nicht eingerichtet zu sein scheint, weil der Geschichtsunterricht von neuerem Datum*) und seine methodische Gestaltung noch in den Anfängen ist u. s. w." Dieser Elementarunterricht müßte sich nach Herrn Peter auf Geschichtstabellen stützen, an diese müßten die Vorträge des Lehrers sich anschließen und immer wieder darauf zurückkommen und dieser Elementarunterricht sollte bis zur 5. Klasse (einschließlich) in der Art fortgesetzt werden, daß in der 1. die biblische Geschichte, in der 2. die griechische, in der 3. die römische, in der 4. und 5. Klasse die mittlere und neuere Geschichte vorgetragen werde, „so jedoch, daß gerade dabei auf irgend welche Vollständigkeit entschieden verzichtet wird" (S. 32). Man sieht, der Lehrstoff, den Herr Peter und Roth für die 5 ersten Klassen vorschlagen, ist so ziemlich derselbe, welchen die Jesuiten vortrugen, auch sind beide entschiedene Gegner des von Herrn Kelle geforderten pragmatischen Geschichtsunterrichts. Aber bald (S. 34) muß sich Herr

---

*) Also der Geschichtsunterricht ist neueren Datums und seine methodische Gestaltung noch nicht über die Anfänge hinaus und dennoch verlangt der hochweise Herr Doctor in Prag, daß die Jesuiten bereits vor 150 Jahren der modernen Methode entsprechende (deßhalb auch zweckmäßige?) Lehrbücher hätten verfassen sollen. Zugleich geht aus dieser Bemerkung des Herrn Peter hervor, wie wahr es ist, was ich S. 396 und S. 417 gesagt habe, daß es vor dem 18. Jahrhundert in den Gymnasien keinen Unterricht in der Geschichte gegeben — ja, es scheinen geradezu die Jesuiten zu denen zu gehören, die hierin die Initiative ergriffen haben.

Peter wider einen Gegner zur Wehr stellen, der in einer Schrift „über nationale Erziehung“ (Leipzig 1872) seine „Geschichtstabellen geradezu entsetzlich nennt“, und statt dieser Biographien beim ersten Geschichtsunterricht angewendet wissen will; eine Ansicht, welche Herr Peter mit triftigen Gründen bekämpft. Uebrigens stimmt auch dieser Gegner, wie Herr Peter uns berichtet, mit ihm darin überein, daß „auch er die Leistungen des Geschichtsunterrichts auf den Gymnasien für völlig unzureichend hält“; wie eine aus seiner Schrift citirte Stelle zeigt: „Ohne uns hier auf Detailschilderungen einzulassen, steht so viel fest, daß die Schüler troß aller von Seiten der Lehrer aufgewandten Mühe meist mit sehr lückenhaften Kenntnissen und ohne alles wirkliche Verständniß dessen, was eigentlich Geschichte ist“ (was sagt Herr Kelle dazu?), „zur Universität gekommen sind, und die Universitätslehrer fast niemals recht gewußt haben, was sie voraussetzen und woran sie anknüpfen sollen.“ Was aber dieser biographisch-methodische Geschichtskünstler selbst von der Aufgabe der Geschichte für einen Begriff hat, geht zur Genüge daraus hervor, daß er meint, diese bestehe darin, daß die Schüler „ein wirkliches Verständniß der gegenwärtigen realen Zustände“ gewinnen (sonderbare Zumuthung an junge Leute von 18 bis 20 Jahren! hat denn der gelehrte Herr selbst ein solches Verständniß gewonnen?) und zugleich „mit ganz bornirter Einseitigkeit vor allen anderen Nationen die deutsche sehen, kennen und bewundern lernen“ (Peter S. 34). Also zu „bornirter Einseitigkeit“ soll die deutsche Jugend erzogen werden! ein Grundsatz, der geradezu eine Masse von Thorheit und Schlechtigkeit in sich schließt: so weit haben allerdings die Jesuiten den Patriotismus nie getrieben! — was haben doch dem gelehrten Herrn seine Geschichtsstudien genützt?! — Für die drei letzten Klassen bringt Herr Peter einen Vorschlag, der wohl etwas parador klingt und sich nicht leicht realisiren lassen dürfte: er schlägt vor, daß der Lehrer mit den Schülern in den drei letzten Jahrgängen Quellenwerke lese: auch tritt gleich gegen diesen Vorschlag ein Widersacher auf, Herr Chr. H. Kleinstäuber, der in seinen „Aphorismen über die Gymnasien ꝛc.“ (Regensb. Manz 1873) geradezu erklärt: „Quellenstudien von Gymnasiasten machen zu lassen, wie Einige verlangten, ist eine exorbitante und unzweckmäßige Forderung, da das Gymnasium nicht die Aufgabe hat, künftige Historiker zu bilden“ (S. 21). —

Soll ich noch bemerken, daß in den englischen Schulen der Geschichtsunterricht selten in den Lectionsplan aufgenommen ist, und wo er es ist, nicht sowohl in Vorträgen besteht, als in der Anleitung zur

eines Landes und den verschiedenen politischen Parteien in demselben gegenüber einnimmt, daß Jedermann, der nicht absichtlich Lüge und Verleumdung der Wahrheit vorzieht, den wahren Sachverhalt mit Augen sehen, mit Händen greifen kann.

Das erste Document ist ein Brief, welchen der letzte General Joh. Roothaan an den Redacteur des „Courrier français" 1847 gerichtet hat. „Die Politik", sagt der General, „ist der Gesellschaft Jesu völlig fremd; sie hat sich nie einer Partei angeschlossen, möge diese heißen, wie sie wolle. Der Zweck und Beruf des Ordens ist größer und erhabener, als alle Parteien. Eine gehorsame Tochter der Kirche, dient die Gesellschaft ihrer Mutter, überall, wo sie ihren Dienst verlangt. Die Verleumdung mag sich darin gefallen, unwahre Behauptungen zu verbreiten und die Jesuiten der Theilnahme an politischen Intriguen zu beschuldigen: ich warte noch immer auf den Augenblick, wo man mir anzeigen wird, daß auch nur eines der mir untergebenen Ordensglieder in dieser Beziehung von den sehr bestimmten Vorschriften des Ordens abgewichen sei."

„Die Gesellschaft Jesu hat, wie die Kirche, weder Vorliebe noch Abneigung für die verschiedenen Staatsverfassungen. Die Mitglieder des Ordens erkennen aufrichtig die Regierungsform an, unter welcher die Vorsehung ihnen ihre Stellung anweiset; sei es nun, daß diese, als eine befreundete Macht, sie ermuthigt; sei es, daß dieselbe sich darauf beschränkt, in ihnen die Rechte zu achten, die sie den übrigen Staatsbürgern zuerkennt."

„Wenn die politische Verfassung des Landes, in dem die Ordensglieder leben, mangelhaft ist, so ertragen sie diese Mängel; wenn Verbesserungen eintreten, so freuen sie sich derselben; wenn der Staat dem Volke neue Rechte einräumt, so verlangen sie ihren Theil davon; wenn der Freiheit breitere Wege gebahnt werden, so benützen sie diese zur weitern Verbreitung der Werke christlichen Eifers und christlicher Wohlthätigkeit. Ueberall beugen sie sich dem für Alle gleichen Gesetze, sie achten die Obrigkeit, sie denken, wie es guten und getreuen Staatsbürgern ziemt, sie tragen deren Lasten, theilen deren Prüfungen und Freuden. Das rührt daher, mein Herr, weil in den Augen der Jesuiten ein höchstes Interesse jedes andere Interesse beherrscht, nämlich: Die Seligkeit in einem bessern und ewigen Leben. Deßhalb acclimatisiren die Jesuiten sich gern und leicht überall, wo dieses Ziel erreicht werden kann."

„Dieß, Herr Redacteur, sind die Grundsätze der Gesellschaft Jesu

hinsichtlich der Staatsregierungen, und ihrer verschiedenen politischen Formen. Das ist die Richtschnur, die ihnen gezogen ist, und von der sie sich nie zu entfernen hoffen."

Das zweite Aktenstück hat den gegenwärtigen General Petrus Beckx zum Verfasser; es ist ebenfalls ein Brief, welchen derselbe an mehrere Provinziale schickte mit der Ermächtigung, ihn zu publiciren, um den aberwitzigen Denunciationen und Verdächtigungen gewisser Journale mit einem authentischen Documente entgegenzutreten: es sind darin dieselben Grundsätze, wie in dem vorigen, nur in etwas mehr detaillirter Weise ausgesprochen, und erachte ich es daher nicht für nothwendig, ihn hieher zu setzen. *)

Haben sich nun oder werden sich trotz so vieler authentischen Documente gewisse Journalisten und Pamphletisten und Literaten eines Bessern belehren lassen? — Mit nichten; bis jetzt wenigstens haben sich die Herren nicht dazu verstanden, und werden wohl auch in Zukunft sich nicht dazu verstehen: denn, wie gesagt, allzu wahr sind die oben aus dem Prediger angeführten Worte: „Schwer werden gebessert die Verkehrten und der Thoren sind unzählbar viele."

Denn nicht von Unwissenheit oder einem Vorurtheil sind viele dieser Herren befangen, sondern es ist der unversöhnliche Gegensatz der Principien, der sie zunächst und namentlich gegen die Jesuiten, im Grunde aber gegen Alles, was am Christenthum, als einer von Gott gesetzten, zur ewigen Seligkeit nothwendigen Heilsanstalt, festhält, mit blindem, unversöhnlichem Hasse erfüllt**); sie stehen auf antichristlichem Boden, sie haben ihre eigene Religion, ihre eigene Moral, ihr eigenes Gewissen, ihre eigenen Principien, und diese Principien wollen sie um jeden Preis zur allgemeinen Anerkennung und Geltung bringen, und ihre Religion, ihre Moral, ihr Gewissen gestattet ihnen, in der Ver-

---

*) Beide Briefe finden sich in der bereits S. 386 angeführten Schrift: „Die Jesuiten. Ihre Lehre ꝛc."

**) Wie wahr dieses sei, zeigte unlängst die „Neue freie Presse", welche, nachdem sie aus dem Hirtenschreiben des Erzbischofs von München-Freysing folgende Stelle citirt hat: „Wohl zu keiner Zeit war die Aufforderung, unser ewiges Heil sicher zu stellen, dringender und ernster als in unseren Tagen. Denn kühner als je hebt jetzt der Unglaube sein stolzes Haupt empor. Das Laster schreitet frech und ohne Scheu umher. Es ist, als ob alle irdischen Mächte dahin sich neigen"; sich nicht enthalten konnte, die Bemerkung hinzuzufügen: „Besser zum Laster als zu den Jesuiten." Der Erzbischof von München-Freysing ist doch kein Jünger Lojola's und warnte ja nur gegen Unglauben und Laster: wie kommen da die Jesuiten hinein? (Vgl. Salzburger Kirchenblatt 4. Febr.)

fechtung ihrer Principien List und Trug, Lüge und Verleumdung, Verdrehung und Fälschung von Schrifttexten als ehrliche Waffen gegen den Jesuitismus (oft nur Aushängeschild für Christenthum) zu gebrauchen.

Zu dieser Klasse von Leuten will ich jedoch hiemit meinen Antagonisten nicht gerechnet haben; seine Kampfweise ist zwar von jener der so eben geschilderten Scribenten nicht verschieden, doch mag immerhin sein Absehen bloß auf die Jesuiten gerichtet sein; mit diesen meint er es aber auch recht herzlich gut; hat er uns hievon ja doch schon so viele Beweise gegeben, und gibt er uns gleich wieder einen durch eine — großartige Textverfälschung. Herr Kelle behauptet nämlich — S. 159 A. — daß die Jesuiten in einem „vaterlandslosen Kosmopolitismus" erzogen und festgehalten wurden, und beweist dieses, indem er behauptet, daß die 7. Generalcongregation folgendes Verbot erlassen habe: „Daß in irgend einem Noviziat, Collegium oder Seminar nur Personen derselben Nationalität leben; es sollen vielmehr immer Personen verschiedener Nationalität zusammenleben, damit sich nicht das Bewußtsein des Nationalitätenunterschiedes allmählig zum großen Nachtheil der ganzen Societät einbürgere. Es sei nicht einmal zu gestatten, daß in jenen Städten, in welchen die Societät ihre Collegien und Unterrichtsanstalten hat, die Professuren der Theologie, Philosophie und Humaniora aus dem betreffenden Volke allein besetzt werden." Diese Uebersetzung enthält eine doppelte Textverfälschung, denn erstens ist die Uebersetzung in mehr als Einer Hinsicht falsch, und zweitens ist das Citat ganz aus dem Context gerissen und ihm ein Sinn unterschoben, den es nicht hat: was ich ebenfalls eine Textverfälschung nenne. Die vom pragmatischen Geschichtschreiber angeführte Stelle lautet in wortgetreuer Uebersetzung wie folgt: „3. Es seien ihnen („illis" — wem denn? — den durch mehrere Provinzen zerstreuten Missionären — das Wörtchen „illis" = ihnen — hat Herr Kelle weislich ausgelassen) „Noviziate, Collegien oder Seminarien der Unsrigen bloß aus ihrem" (der Missionäre) „Volke" („e gente sua" — d. h. die bloß aus Personen ihres Volkes oder ihrer Nationalität beständen) „nicht zu gestatten; und es sei rathsamer nach der in der Societät bei allen Völkern eingeführten Sitte, daß sie" (die Missionäre) „mit Anderen aus der Societät" (mit anderen Ordensmitgliedern, die nicht Missionäre sind) „vermengt bleiben, damit nicht allmählig der Unterschied zwischen den Nationen zum großen Nachtheil der Societät eingeführt werde. Es sei aber auch nicht zu gestatten, daß in jenen Städten, in welchen die

Societät ihre Collegien und Studienanstalten besitzt, sie" („ipsi" — die Missionäre — das Wörtchen ausgelassen von Herrn Kelle) „Lehrer der Theologie, der Philosophie und der schönen Wissenschaften, und noch viel weniger Obere nur von ihrer eigenen Nation" („e sola gente sua") „haben: weil eine solche Einrichtung offenbar den Gewohnheiten der Societät zuwiderlaufe." Es waren nämlich vor die 7. Generalcongregation drei Anfragen („quaestiones") hinsichtlich größerer, durch verschiedene Ordensprovinzen sich erstreckender Missionsbezirke gebracht worden (aus welchem Lande, ist nicht angegeben); die dritte darunter war jene, deren Inhalt wir so eben aus dem abschlägigen Bescheid der Generalcongregation kennen gelernt haben; welchen unser pragmatischer Geschichtschreiber so zweckmäßig umgearbeitet hat, daß der uneingeweihte Leser nothwendig auf den Gedanken gebracht wird, es habe statutenmäßig in jedem Collegium der Societät eine gemischte Bevölkerung von Deutschen, Polen, Franzosen, Italienern u. s. w. leben müssen. Das ist nun freilich sehr absurd; aber auch vor Absurditäten schrecken gewisse Schriftsteller nicht zurück, wenn es gilt, den Jesuiten, wie man zu sagen pflegt, eines zu versetzen, und finden auch gewöhnlich bei dem größten Theil des Publicums Glauben: dieß ist zwar kein schönes Zeugniß für das öffentliche Gewissen und die Aufklärung des 19. Jahrhunderts, aber es ist einmal so; dieß beweist Herr Kelle mit seinem pragmatischen Machwerk, und wie ihm eine unabsehbare Reihe so gearteter Scribenten voranging, so wird ihm eine ähnliche auch nachfolgen. Aber vielleicht hat Herr Kelle nicht gewußt, daß es sich im besagten Decrete der 7. Generalcongregation um gewisse weit ausgedehnte Missionen handle: er hat dieses gar wohl gewußt und wissen müssen, denn das Decret beginnt mit den Worten: „In Betreff der über einige wichtigere Missionen vorgelegten Fragen 2c." — und hat etwa der Herr Doctor die Wörtchen: „illis" und „ipsi" zufällig ausgelassen? —

Aber aus dem angeführten Decret geht doch wenigstens hervor, daß die Societät dem Nationalitätsprincip nicht hold ist. „Das Bewußtsein des Nationalitätenunterschiedes" (vgl. oben die Kelle'sche Uebersetzung) war und ist dem Jesuiten so klar, wie irgend Jemandem, aber von dem Nationalitätenschwindel sollte und soll er sich nicht bethören lassen. Und etwa mit Unrecht? — mir wenigstens kommt der deutsche Chauvinismus gewisser Leute ebenso abscheulich vor, wie der französische. Die Societät ist eben eine Verbindung von Männern aus allen Völkern, welche alle von demselben Geiste beseelt, unter allen Nationen und unter allen Himmelsstrichen Gott zu dienen und das

Heil der Seelen zu fördern berufen sind, und in so weit ist ihre Aufgabe eine kosmopolitische im edelsten Sinne des Wortes: und es ist bis zur Trostlosigkeit lächerlich, wenn gewisse Leute, die sonst immer von philantropischen Phrasen überströmen, und den Tag nicht erwarten können, an dem alle Völker das gemeinsame Band der Bruderliebe umschlingen wird, den Jesuiten ihren unschuldigen, von der Religion getragenen und geheiligten Kosmopolitismus zum Vorwurf machen. — Ist das Christenthum kosmopolitisch? Im eminenten Sinne des Wortes. Ist das Christenthum patriotisch? Im eminenten Sinne des Wortes. Nun denn — denselben Standpunkt nimmt die Societät ein: ist aber Jemand zu blödsinnig, um dieses zu verstehen, so lohnt es sich auch nicht der Mühe, mit solchem Blödsinn länger zu rechten; und tröstet man sich lieber mit dem Ausspruch des „Predigers": „Schwer werden gebessert die Verkehrten und der Thoren sind unzählbar Viele."

Aber da nun einmal Herr Kelle den Jesuiten allen Patriotismus abspricht, so wird wohl auch die Frage gestattet sein, wie es denn mit seinem eigenen bestellt ist. Wie groß ist nun der österreichische Patriotismus des Herrn Doctors? — Dieser muß wirklich erstaunlich groß — über alle Maßen groß sein: Herr Kelle hegt für Oesterreich mehr Patriotismus als für sein eigenes Vaterland, denn diesem hat er vornehm den Rücken gekehrt. Denn Folgendes lese ich im „Vaterland" (Beilage zu Nr. 335 — 1873): „Er" (Herr Kelle) „ist einer von den vielen Ausländern (der Abstammung nach), die unsere Universität — zieren. Seinem bekannten Appetit nach Delicatessen und dem dadurch veranlaßten Geldmangel, trotz des großen Einkommens, suchte er heuer durch ein Buch abzuhelfen ꝛc."; daß aber nun ein Mann, der so laut und mit solchem moralischen Ernste die Vaterlandsliebe einschärft und gegen Ausländer die warnende Stimme erhebt, dennoch seinem eigenen Vaterlande Lebewohl sagte und sich selbst zum Ausländer machte, dieß konnte nur der reinste und feurigste Patriotismus für Oesterreich bewirken. Daß er in Oesterreich ein „großes Einkommen" hat, dieß könnte der Reinheit und Erhabenheit seines Patriotismus allenfalls nur bei argwöhnischen und schwachköpfigen Leuten Eintrag thun, welche nicht einsehen wollen, worin der reine, uneigennützige Patriotismus besteht, und wozu er fähig ist: das „große Einkommen" ist verschwindend klein im Verhältniß zur Größe des Patriotismus, welcher den Herrn antrieb, sein Licht in Oesterreich leuchten zu lassen: ein ebenso großes oder noch größeres „Einkommen" stand ihm in seinem Vaterlande in Aussicht; aber sein Licht wollte dort, wie es scheint,

nicht so helle brennen, wie es in Oesterreich nach allen Seiten hin seine wohlthätigen Strahlen wirft. Denn durch viele rettende, österreichische Thaten hat der Herr Doctor seinen Patriotismus für Oesterreich bereits bewährt. Zwölf Jahre lang (vgl. S. 1) hat er ja die böhmischen Bibliotheken mühselig durchsucht, um Materialien zu einem antijesuitischen Hauptwerke zu sammeln, dergleichen noch Niemand geschrieben, und das den literarischen Ruf Oesterreichs weit über dessen Grenzen hinaus bereits verbreitet hat, oder doch hoffentlich verbreiten wird. Eine zweite rettende österreichische That ist diese, daß er in dem so eben genannten europäischen Hauptwerk (S. 159) die Regierung und alle Patrioten in den österreichischen Landen auf die große Gefahr aufmerksam machte, daß mit ihm selbst und zahllosen andern Ausländern im Jahre 1873 auch 32, und im Jahre 1872 sogar 38 ausländische Jesuiten in Oesterreich lebten, obgleich alle diese nicht nur kein „großes Einkommen", sondern mit Ausnahme von 3—4 Theologie-Professoren in Innsbruck von der Regierung gar kein Einkommen beziehen; dabei jedoch durch Unterricht in den Schulen, durch Verkündigung des Wortes Gottes, Spendung der heil. Sakramente, durch Aushilfe in der Seelsorge in nützlicher Weise thätig sind, überdieß auch das Wohl des Landes und des Landesherrn Gott im Gebete anempfehlen: aber der Scharfblick des großen österreichischen Patrioten aus dem Auslande durchschaute dennoch das Gefährliche solcher Dinge. Und weil aller guten Dinge drei sind, so bewährt der Herr Doctor, wie wir aus dem „Vaterland" ersehen, seinen Patriotismus auch dadurch, daß er Delicatessen liebt und so sein großes „Einkommen" unter die Leute kommen läßt; würde ein inländischer Knicker die Stelle des ausländischen patriotischen Professors einnehmen, der würde vielleicht sein „großes Einkommen" nicht in so patriotischer Weise zum Gemeingut Mehrerer machen; und so sollte man billigermaßen das „große Einkommen" des Herrn Doctors noch vergrößern, auf daß er nie zu wenig habe, um seinen patriotischen Wohlthätigkeitssinn nach Herzenslust zu befriedigen. Weitere patriotische Großthaten des Herrn Doctors mögen Andere erzählen, ich — weiß keine mehr.

Gehen wir nun jetzt noch für einige Augenblicke zum verlassenen Thema, zum Geschichtsunterrichte, zurück. Wie wurde dieser in den Schulen der alten Societät ertheilt? Darüber finden wir in der „Instructio privata" (S. 17) folgende Aufschlüsse: 1. Der Lehrer soll die vorgelegte Frage etwas weitläufiger mit den begleitenden Umständen in einer der Fassungskraft der Knaben angemessenen Weise erklären,

und hierauf einen oder den andern Schüler über das Vorgetragene befragen. 2. Es soll täglich nur eine Frage aufgegeben werden .... auf keine Weise aber sei zu dulden, daß die Schüler wörtlich auswendig lernen, sondern mit eigenen Worten sollen sie den Decurionen aufsagen. 3. Um den Eifer zu spornen, soll außer zweien Akademien am Ende des Jahres auch ein Examen zur Erlangung von Preisen vorgenommen werden, wobei drei Fragen, die über das ganze Büchlein sich erstrecken, sollen vorgelegt werden. 4. Der Lehrer soll außer der Chronologie auch etwas Geographie vornehmen, auf daß die Schüler nicht bloß was, sondern auch, wann und wo etwas geschehen ist, erzählen können, besonders aber sollen sie die wichtigeren Epochen tief dem Gedächtnisse einprägen. Zu diesem Ende sollte die Schule mit geographischen Karten und chronologischen Tabellen ausgestattet werden. Uebrigens bemerkt die Instructio, daß die Schüler die Geschichte mit Vorliebe studierten und am Ende des Jahres bei der Prüfung immer gut bestanden. Daraus kann man doch immerhin so viel ersehen, daß die Jesuiten den Elementarunterricht in der Geschichte nicht planlos und auch nicht erfolglos betrieben.*)

Wie ist es nun aber mit dem modernen Unterricht in der Geschichte bestellt? — ist die moderne Methode ihn zu ertheilen, eine zweckmäßige? — hat man sich auch nur über eine bestimmte Methode geeinigt? — sind die Erfolge des Unterrichts aus den gelehrten und inhaltreichen Schulbüchern glänzend oder auch nur im Allgemeinen befriedigend? —

Ich habe mehrere pädagogische Werke und Broschüren zur Hand, alle aus der neuesten Zeit und aus allem geht hervor, daß man sich bis jetzt weder über die Methode des geschichtlichen Unterrichtes im Gymnasium klar geworden, noch die Erfolge desselben befriedigend findet. Der S. 453 angeführte Subrector zu Uffenheim, Albert Bischoff, äußert sich hierüber mit diesen Worten: „Von der Mathematik, wie von der Geschichte und Geographie brauchen wir nichts zu sagen. Die gegenwärtig schwebende Frage, ob der Geschichtsunterricht eigenen Geschichtslehrern zu übertragen ist, zeigt deutlich, daß man mit den bisherigen Erfolgen nicht zufrieden ist."

Der berühmte Schulmann und Pädagog K. L. Roth aber zeigt

---

*) Das Gesagte kann auch dienen, die Worte des Grafen Pergen zu beleuchten, wenn es in seinem Vortrage heißt, daß der Lehrer „auch nebenbei durch alle Classen das Skelett einer Geschichte vorliest". (Vgl. Freiherr v. Helfert S. 202.)

sich in seiner „Gymnasialpädagogik" (Stuttgart 1874 — zweite Aufl.) hinsichtlich des geschichtlichen Unterrichtes äußerst unzufrieden mit allen deutschen Schulplanen und den umfangreichen Lehrbüchern. „Unsere gewöhnliche Art des Geschichtsunterrichts", sagt er S. 253—54, „läßt den Schüler einen Sprung machen mitten in Gesetzgebungen, Staatseinrichtungen, Kulturzustände hinein, und muthet demselben zu, sich für Verhältnisse und allgemeine Zustände zu interessiren, während er seiner Natur nach sich nur für Personen interessiren kann. Dieß ist die vornehmste Veränderung, welche in dem dermaligen, durch die Geschichtlehrbücher repräsentirten Bestande des Gymnasialunterrichts eintreten muß." Was sagt Herr Kelle dazu mit seiner Forderung pragmatischen Geschichtsunterrichts und die Jugend „zu einem Verständniß des inneren Lebens der Völker und Staaten, ihrer Entwicklung und Cultur zu führen" (S. 158)? Roth hält es für das Angemessenste, „daß der Gymnasialschüler in Sexta und Quinta (unserer 1. und 2. Klasse) nur mit der heiligen, in Quarta, Tertia und dem ersten Jahre der Secunda (unserer 3., 4. und 5. Klasse) nur mit der griechischen und römischen Geschichte bis auf Konstantin den Großen beschäftigt, in den drei letzten Jahren aber in die deutsche Geschichte bis zum Anfang der französischen Revolution in der Weise eingeführt werde, daß alle außerhalb Deutschlands erscheinenden welthistorischen Ereignisse . . . in ausführlichen Episoden zur Kenntniß des Schülers kommen." S. 255. Roth will nichts davon wissen, daß dem Schüler noch förmliche „Abrisse der englischen, spanischen, französischen" Geschichte u. s. w. vorgetragen werden (ebd.). Was also die Auswahl des historischen Lehrstoffes betrifft, hätten nach Roth die Jesuiten so ziemlich das Richtige getroffen. Aber im schroffen Gegensatze zu Roth verlangt Cl. Rohl in seiner neuesten Broschüre: „Mängel und Mißstände im höheren Schulwesen" (Neuwied und Leipzig 1874), daß nicht mit der griechischen und römischen, sondern mit der deutschen Geschichte der Unterricht begonnen werde (S. 42 bis 43).

Ziemlich ausführlich äußert sich der S. 465 genannte Carl Peter in seiner ebendaselbst citirten Schrift über den Stand des modernen Geschichtsunterrichtes und der Erfolge desselben. „Daß die Resultate des Geschichtsunterrichts", sagt er (S. 31), „heut zu Tage befriedigend seien, wird wohl kaum von irgend Jemand behauptet werden, der als Lehrer oder sonst irgendwie Gelegenheit gehabt hat, Beobachtungen darüber anzustellen. Wie oft müssen dieselben trivialen Dinge den Schülern in's Gedächtniß zurückgerufen werden, und wie oft findet sich

der Lehrer schmerzlich überrascht, wenn er gelegentlich nach einem geschichtlichen Datum fragt und auf die größte Ignoranz und Verwirrung stößt! Und sind es nicht — trotz aller reglementarischen Vorschriften — in der Regel fast nur Trivialitäten oder doch zusammenhangslose Einzelnheiten, was bei den Abiturientenprüfungen gefragt und dabei oft genug entweder gar nicht, oder doch ungenau oder unklar gewußt wird? Und dennoch wird während der ganzen Schulzeit nichts so viel repetiert und ad hoc auch meist wirklich gelernt als Geschichte, und auch bei der (unglückseligen) Einübung auf das Abiturientenexamen pflegt nichts den Schülern so viel Zeit zu kosten und so viel Qual zu bereiten, als das Auswendiglernen von Jahrzahlen und einzelnen geschichtlichen Daten. Wir sollten meinen, daß sich kaum Jemand mit diesem Nothstand zufrieden geben und seine Augen gegen die Nothwendigkeit einer Abhilfe verschließen könnte. Diese kann aber nun nach unserer Ansicht in nichts Anderem gefunden werden, als in der Organisirung eines methodischen Elementarunterrichts, der hier eben so nothwendig ist, wie bei den alten Sprachen und hier nur deßhalb nicht eingerichtet zu sein scheint, weil der Geschichtsunterricht von neuerem Datum*) und seine methodische Gestaltung noch in den Anfängen ist u. s. w.“ Dieser Elementarunterricht müßte sich nach Herrn Peter auf Geschichtstabellen stützen, an diese müßten die Vorträge des Lehrers sich anschließen und immer wieder darauf zurückkommen und dieser Elementarunterricht sollte bis zur 5. Klasse (einschließlich) in der Art fortgesetzt werden, daß in der 1. die biblische Geschichte, in der 2. die griechische, in der 3. die römische, in der 4. und 5. Klasse die mittlere und neuere Geschichte vorgetragen werde, „so jedoch, daß gerade dabei auf irgend welche Vollständigkeit entschieden verzichtet wird“ (S. 32). Man sieht, der Lehrstoff, den Herr Peter und Roth für die 5 ersten Klassen vorschlagen, ist so ziemlich derselbe, welchen die Jesuiten vortrugen, auch sind beide entschiedene Gegner des von Herrn Kelle geforderten pragmatischen Geschichtsunterrichts. Aber bald (S. 34) muß sich Herr

*) Also der Geschichtsunterricht ist neueren Datums und seine methodische Gestaltung noch nicht über die Anfänge hinaus und dennoch verlangt der hochweise Herr Doctor in Prag, daß die Jesuiten bereits vor 150 Jahren der modernen Methode entsprechende (deßhalb auch zweckmäßige?) Lehrbücher hätten verfassen sollen. Zugleich geht aus dieser Bemerkung des Herrn Peter hervor, wie wahr es ist, was ich S. 396 und S. 417 gesagt habe, daß es vor dem 18. Jahrhundert in den Gymnasien keinen Unterricht in der Geschichte gegeben — ja, es scheinen geradezu die Jesuiten zu denen zu gehören, die hierin die Initiative ergriffen haben.

Peter wider einen Gegner zur Wehr stellen, der in einer Schrift „über nationale Erziehung" (Leipzig 1872) seine „Geschichtstabellen geradezu entsetzlich nennt", und statt dieser Biographien beim ersten Geschichts-unterricht angewendet wissen will; eine Ansicht, welche Herr Peter mit triftigen Gründen bekämpft. Uebrigens stimmt auch dieser Gegner, wie Herr Peter uns berichtet, mit ihm darin überein, daß „auch er die Leistungen des Geschichtsunterrichts auf den Gymnasien für völlig unzureichend hält"; wie eine aus seiner Schrift citirte Stelle zeigt: „Ohne uns hier auf Detailschilderungen einzulassen, steht so viel fest, daß die Schüler trotz aller von Seiten der Lehrer aufgewandten Mühe meist mit sehr lückenhaften Kenntnissen und ohne alles wirkliche Verständniß dessen, was eigentlich Geschichte ist" (was sagt Herr Kelle dazu?), „zur Universität gekommen sind, und die Universitätslehrer fast niemals recht gewußt haben, was sie voraussetzen und woran sie anknüpfen sollen." Was aber dieser biographisch-methodische Geschichtskünstler selbst von der Aufgabe der Geschichte für einen Begriff hat, geht zur Genüge daraus hervor, daß er meint, diese bestehe darin, daß die Schüler „ein wirkliches Verständniß der gegenwärtigen realen Zustände" gewinnen (sonderbare Zumuthung an junge Leute von 18 bis 20 Jahren! hat denn der gelehrte Herr selbst ein solches Verständniß gewonnen?) und zugleich „mit ganz bornirter Einseitigkeit vor allen anderen Nationen die deutsche sehen, kennen und bewundern lernen" (Peter S. 34). Also zu „bornirter Einseitigkeit" soll die deutsche Jugend erzogen werden! ein Grundsatz, der geradezu eine Masse von Thorheit und Schlechtigkeit in sich schließt: so weit haben allerdings die Jesuiten den Patriotismus nie getrieben! — was haben doch dem gelehrten Herrn seine Geschichtsstudien genützt?! — Für die drei letzten Klassen bringt Herr Peter einen Vorschlag, der wohl etwas paradox klingt und sich nicht leicht realisiren lassen dürfte: er schlägt vor, daß der Lehrer mit den Schülern in den drei letzten Jahrgängen Quellenwerke lese: auch tritt gleich gegen diesen Vorschlag ein Widersacher auf, Herr Chr. H. Kleinstäuber, der in seinen „Aphorismen über die Gymnasien 2c." (Regensb. Manz 1873) geradezu erklärt: „Quellenstudien von Gymnasiasten machen zu lassen, wie Einige verlangten, ist eine exorbitante und unzweckmäßige Forderung, da das Gymnasium nicht die Aufgabe hat, künftige Historiker zu bilden" (S. 21). —

Soll ich noch bemerken, daß in den englischen Schulen der Geschichtsunterricht selten in den Lectionsplan aufgenommen ist, und wo er es ist, nicht sowohl in Vorträgen besteht, als in der Anleitung zur

Lectüre guter Geschichtswerke, worüber dann examinirt wird? Geschichte, Alterthumskunde, Geographie und Naturkunde werden dort den Privatstudien überlassen, das aber durch die höchst zweckmäßig eingerichteten, meist mit sehr guten Abbildungen ausgestatteten Schulbücher für diese Gegenstände ungemein erleichtert und befördert wird.*)

Wie steht es ferner mit dem modernen Unterricht in der Geographie? — Hierüber wollen wir nur eine Stimme vernehmen, nämlich die vom kurz zuvor angeführten Herrn Cl. Rohl. In seiner Broschüre äußert er sich über den geographischen Unterricht (S. 44—45) in folgender Weise: „Die Geographie ist das eigentliche Stiefkind unserer höheren Lehranstalten. In den untersten und mittleren Klassen derselben fristet sie meistens nur ein nothdürftiges Dasein, und in den oberen Klassen pflegt sie spurlos zu verschwinden. Die Folge davon ist, daß die auf höheren Unterrichtsanstalten errungenen geographischen Kenntnisse unserer Schüler durchweg sehr gering sind, daß man selbst bei sonst gründlich und allseitig gebildeten Männern oft eine erschreckliche Unwissenheit in der Geographie findet. Selbst die wenigsten wissenschaftlichen Lehrer besitzen in derselben eine Bildung, die ihren übrigen Kenntnissen nur annähernd vergleichbar wäre, und wer von ihnen zum geographischen Unterricht nur in Sexta" (unserer 1. Klasse) „berufen wird, muß sich meistens erst „einarbeiten". Auf welchen Universitäten findet sich aber auch ein Lehrstuhl für Geographie? Wo bleiben wenigstens die geographischen Vorlesungen? auf den Semesterkatalogen glänzen sie meistens durch Abwesenheit. Es ist so: weil auf Schulen und Universitäten die Geographie diese klägliche Rolle spielt, so haben die wenigsten Gelehrten sich mit derselben genügend befaßt und herrscht selbst unter den Schulautoritäten die traurigste Unkenntniß dieses wichtigen und herrlichen Lehrgegenstandes; und hieraus wiederum kann man es nur erklären, daß er auf unseren Schulen durchweg so ungenügend gepflegt wird und es auf vielen derselben kaum zur Würde eines selbstständigen Lehrgegenstandes gebracht hat. Denn selbst die, welche die Wichtigkeit und selbst Unentbehrlichkeit der Geographie nicht leugnen wollen, halten sie gemeiniglich nur für eine Hilfswissenschaft der Geschichte, wenn nicht gar für ein lästiges Anhängsel derselben, das man leider mit in den Kauf nehmen muß." **)

---

*) Vgl. „Zwei Abhandlungen: die eine über Gymnasialstudien in Oesterreich 2c. — von J. C. Arneth. S. 31—32 A." (Linz 1853.)

**) Dem wissenschaftlichen Eifer des Herrn Cl. Rohl muß man gewiß alle Anerkennung zollen: allein spannt er die Forderungen nicht zu hoch? hat er nicht

Nach dieser Darstellung dürften die Erfolge des jesuitischen Unterrichtes in der Geographie, wie wir ihn z. B. im 5. Bändchen der Lehrbücher von Dufréne dargestellt finden, eben nicht gar sehr hinter den modernen zurückgeblieben sein: die theils mangelhaften, theils unrichtigen, immerhin aber zweckmäßigen Auslassungen des Herrn Dr. Kelle (S. 162) verdienen ohnehin keine Beachtung.

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, daß erstlich die Erfolge des geschichtlichen Unterrichts im Allgemeinen als unbefriedigend erkannt werden, und dann, daß die Ansichten der Schulmänner heut zu Tage noch über die Beschaffenheit der Lehrbücher, über das Quantum und die Methode des Unterrichts sehr auseinander gehen: und man brauchte vielleicht nach der Ansicht manches der genannten Herren an den Lehrbüchern eines Dufréne und noch mehr an denen eines Wagner nicht gar viele wesentliche Veränderungen und Zusätze anzubringen, um sie für den Unterricht in den ersten 5—6 Klassen des modernen Gymnasiums zurecht zu machen.

Hiemit glaube ich die Kritik des Herrn Dr. Kelle über den Geschichtsunterricht in den Gymnasien der alten Societät auf ihren wahren Werth zurückgeführt zu haben. Da aber diese nach dem Zweck zurecht geschnittene Kritik ganz geeignet ist, unter dem Publicum die Ansicht zu verbreiten, als hätten die Jesuiten die Geschichte und Geographie mit den verwandten Wissenschaften, Numismatik, Wappenkunde und Genealogie wenig oder gar nicht cultivirt, so wäre es wahrlich angemessen, hier ihre Leistungen und Verdienste auf diesem Gebiete etwas umständlicher nachzuweisen: allein ein solcher Nachweis, so leicht er wäre, würde den Umfang meiner Schrift über Gebühr erweitern, und so muß ich mich begnügen, den Leser hinsichtlich der Leistungen der Societät in diesen Fächern auf die S. 248—49 genannten Werke zu verweisen. Alegambe zählt in seiner Bibliothek der Schriftsteller der G. J. („Bibliotheca etc."), die aber, wie bereits bemerkt, nur das erste Jahrhundert nach der Gründung des Ordens umfaßt, 70 Kirchenhistoriker, 55 Schriftsteller, welche die Profangeschichte, 12, welche die Chronologie bearbeitet, 124, welche über außereuropäische Geschichte und Geographie geschrieben haben; im Ganzen also 261 Schriftsteller. Der englische Jesuit Nath. Sotwel, der Fortsetzer von Alegambe's

---

bloß Schüler im Auge, die mit eminentem Talente auch eminenten Fleiß verbinden? Ist nicht auch er von der Vorstellung befangen, daß Gymnasiasten in all den zahlreichen Lehrgegenständen es zur Vollkommenheit bringen, daß sie Gelehrte werden sollen? —

Bibliothek, zählt 35 Jahre später, wie ich aus der S. 281 genannten „Bibliotheca domestica etc." von Fr. X. Mannhart ersehe, 86 Schriftsteller, welche die Kirchengeschichte, 146, welche die Profangeschichte, und 175, welche die Chronologie und die asiatische, afrikanische und amerikanische Geschichte und Geographie bearbeitet hatten, im Ganzen 407 Schriftsteller bis zum Jahre 1675; das folgende Jahrhundert bis zur Aufhebung des Ordens dürfte wohl eben so viele, ja noch mehr aufzuweisen haben, doch mir fehlen die Daten. Cretineau-Joly zeichnet im 4. Bande seiner „Geschichte der G. J. ꝛc." in den äußersten Umrissen die Thätigkeit und die Verdienste der Jesuiten auf dem Gebiete der europäischen und außereuropäischen Geschichtsforschung, Länderbeschreibung und Naturkunde*) (Kap. 4 S. 322—334 und S. 350—356 — deutsche Uebersetzung.) Was aber insbesonders unsere böhmische und österreichische Provinz betrifft, so verweise ich hinsichtlich der ersteren auf das schon öfters genannte Werk von Pelzel: „Böhmische, Mährische und Schlesische ꝛc." —; gleich Anfangs (Vorbericht S. III) ist dort bemerkt, daß unter den von den Schriftstellern dieser Provinz verfaßten Werken sich 195 historische und 19 geographische finden: hinsichtlich der österreichischen Provinz verweise ich auf das ebenfalls schon oft angeführte Schriftsteller-Verzeichniß der österreichischen Provinz von Joh. Stöger „Scriptores Prov. Aust. S. J." Da aber in dem Verzeichniß die Gesammtzahl der in die einzelnen wissenschaftlichen Fächer einschlägigen Werke nicht angegeben ist, ich aber selbe zu eruiren unmöglich Zeit habe, so begnüge ich mich, unter Hinweisung auf die S. 258 bis 270 angeführten Schriftsteller der österreichischen Provinz, welche alle mit sehr wenigen Ausnahmen (Rájnis, Regelsberger, Riedel, Mastalier)

---

*) Ein Jesuit, P. Paëz, war der erste Europäer, welcher (1618) die Nilquellen entdeckte; ein Jesuit, Man. Roman, fand zuerst den Ort des Zusammenflusses des Orinoko und des Marannon; der französische Jesuit J. Margatte fuhr zuerst den Mississippi hinunter und entdeckte dessen Mündung in den mexikanischen Golf; P. Albanel eröffnete den Franzosen einen sichern Weg, um in die Hudsonsbay zu gelangen; Jesuiten ermittelten die fieberheilende Kraft der Chinarinde und schickten sie nach Europa; Jesuiten sammelten in der Tartarei die Rhabarberwurzel und machten dieses Gewächs in Europa heimisch; Jesuiten entdeckten in den Wäldern Guyana's und des amerikanischen Festlandes das Kautschuk, die Vanille und den Copaiva-Balsam und brachten sie in den Handel; der P. Lafitau verpflanzte die Ginsang-Wurzel nach Frankreich; durch Jesuiten kam der indische Hahn und der Kastanienbaum nach Europa; der französische Jesuit X. d'Entrecolles entdeckte das Geheimniß der chinesischen Porzellanbereitung und sandte seine Beschreibungen an die französische Regierung u. s. w.

auch auf dem historischen Gebiete thätig waren, noch folgende Namen anzuführen, die ich mir beim zufälligen Herumblättern im Buche notirte. Andrian Karl (17 historische und chronologische Schriften, darunter auch kritische Dissertationen, auch eine Chorographie von Kärnthen); Blascovich Andr. (schrieb werthvolle, noch heute wichtige Werke, darunter: „Historia universalis Illyrici etc." — vgl. v. Wurzbach); Bombardi Mich. („Topographia magni Regni Hungariae cum Regnis et Provinciis annexis". Wien 1718 — 4°); Fischer Leop. („Notitia veteris Urbis Vindobonae." 2. Aufl. 1767 Wien — 4 Theile mit 3 Suppl. 8°; „Chronicon novissimum Austriacum a regimine Leopoldi M. ad haec usque tempora continuatum." 14 Bände 12° — Wien); Maroni Paul („Topographia Magni Regni Hungariae cum annexis Dalmatiae, Croatiae, Slavoniae, Serviae et Bulgariae regnis, tum etiam Transylvaniae, Valachiae, Moldaviae provinciis." — Wien 1718—4°); Pusch Sig. („Chronologiae Sacrae Ducatus Styriae etc." 3 Octavbände — Graz 1715—20 u. A.); Rechtenberg Wolfg. („Styria Religione, opibus, gubernatione, literis inclyta" — Graz 1739. — „Styriae Collegia et Monasteria praecipua" — Graz 1740); Fröhlich Erasm. (ein hochgefeierter Geschichtforscher und Numismatiker, Lehrer der Geschichte, Archäologie, Diplomatik, Wappenkunde und griechischen Sprache an der Theresianischen Ritterakademie; er beleuchtete die Geschichte von Kärnthen, Krain, Steiermark und Tirol, sowie von anderen europäischen und außereuropäischen Ländern, stand mit den wissenschaftlichen Coryphäen seiner Zeit in Italien, Frankreich und Deutschland in Correspondenz; die Titel seiner Werke übersteigen in Stöger's „Scriptores etc." die Zahl 40 — vgl. auch v. Wurzbach); Granelli Karl (Geschichtforscher und Numismatiker, Fröhlich's Lehrer. — „Germania Austriaca seu topographia omnium Germaniae provinciarum Domui Austriacae subjectarum." 2 Theile 1701 — Wien Fol. mit Karten, neue Aufl. mit Zusätzen 1759; „Tabula chronologica Monarchiae Sinicae etc." Wien 1703 mit 1 Karte; „Hispania ter quaterque beata in septem Austriacis regibus." Wien 1704 u. A.); Erber Anton und Bernhard (ersterer verfaßte: „Topographia Ducatus Carinthiae et Carnioliae" — Wien 1728, gab auch neu heraus des so eben angeführten Granelli: „Topographia Ducatus Styriae" — Graz 1727; letzterer veröffentlichte: „Notitia illustris Regni Bohemiae" — Pars I. Fol. Wien 1761 — mit 1 General- und 12 Spezialkarten der einzelnen Kreise Böhmens; ferner: „Caroli Andrian S. J. Epochae Habspurgo-Austriacae continuatae ad annum 1740 tabu-

lisque genealogicis auctae" — Wien 1762); Horvath Mich. („Historiae Hungariae politicae Specimen", „Introductio ad Historiam hungaricam critico-politicam", „Memoriae secretae belli hungarici annis 1737, 1738, 1739 etc.", „Statistica Regni Hungariae et Provinciarum ei adnexarum", „Historia arcana belli turcici"); Göttner Frz. („Successio genealogica Imperatorum et regum Europae" — Graz 1729. „Successio genealogica S. R. J. Principum" — Graz 1730. „Successio genealogica Principum Italiae"*) — ebd. 1730); Illia Andr. („Ortus et Progressus variarum in Dacia gentium et religionum cum Principibus ejusdem usque ad annum 1722" — Klausenburg 1730 und 1764); Pichler Jos. („Augusta V Carolorum historia Carolo VI. Aug. dicata." Wien 1735 — Fol. „Indiculus temporum ex Annalibus mundi Philippi Brietii compendio excerptus" ebd. 1729. „Historia Imperatorum Romano-germanicorum. . . . Tractatus 7 cum 2 supplementis" ebd. 1732—37); Pohl Jos. („Manuductio ad historiam ecclesiasticam ex probatis Auctoribus . . . collecta" — Partes tres — Wien 1743 — 46. („Tomi 6 ad saeculum usque XII" — ebd. 1753—59, 8⁰ u. A.); Schönwisner Steph. (ein ausgezeichneter Archäolog und Numismatiker), er hatte bis zur Aufhebung des Ordens 19 Jahre in der Societät verlebt, verdankte also dieser wissenschaftliche Anregung und Bildung; sein erstes archäologisches Werk veröffentlichte er 1778: „De Ruderibus Laconii Caldariique Romani et nonnullis aliis monumentis e solo Budensi etc." — Fol. mit Abbild. — „In Romanorum iter per Pannoniae ripam a Tauruno in Gallias etc." Ofen 1780 — 2 Th. 8⁰. — „Notitia Hungariae rei nummariae ab origine ad praesens tempus cum tabulis aeneis" — sein Hauptwerk — Ofen 1801 — 4⁰. — „Catalogus Nummorum Hungariae et Transylvaniae etc." ein sehr umfangreiches Werk in 3 Octavbänden. „Antiquitatum et Historiae Sabariensis etc. Libri 8". 1791 — 4⁰ — nebstdem schrieb er in deutscher Sprache mehrere Abhandlungen in das „Ungarische Magazin"); Wagner Karl („Collectanea genealogico-historica illustrium Hungariae familiarum etc. — Decades quatuor" — Tyrnau und Ofen

---

*) Die genealogischen Werklein von Göttner, wie die oben genannten historischen und chronologischen von Andrian und viele andere hier nicht angeführte scheinen offenbar auf die studierende Jugend und auf ein Lesepublicum berechnet gewesen zu sein, das umfangreichere historische Studien nicht machen konnte oder mochte. So suchten die Jesuiten die Elementarkenntnisse der Geschichte in bequemer nicht kostspieliger Weise in weiten Kreisen zu verbreiten.

1781—82 — Fol. „Analecta Scepusii sacri et profani etc." — 4 Theile, Preßburg 1774—78. — „Diplomatarium Comitatus Sarosiensis etc." — Preßburg und Kaschau 1780 — 4° — mehrere Aufsätze in deutscher Sprache im „Ungarischen Magazin"); Hansiz Markus (sein Hauptwerk: „Germaniae Sacrae" Tom. I. II. III. Fol. sichert ihm für immer einen Platz unter den großen Geschichtschreibern, nicht zu gedenken seiner andern geschichtlichen Werke, z. B.: „Quinquennium Primum Imperii Romano-Germanici Caroli VI" und „Quinquennium Secundum ejusdem" Graz — 1716—17 Fol. „Analecta seu Collectanea pro Historia Carinthiae concinnanda" — Pars I et II — Klagenfurt 1785 und Nürnberg 1792 und seiner noch zahlreicheren in der Wiener Hofbibliothek befindlichen Manuscripte in 13 Foliobänden*); Heyrenbach Jos. (er steht dem Vorhergenannten würdig zur Seite, ja würde ihn vielleicht überholt haben, wenn nicht ein frühzeitiger Tod ihn in einem Alter von 37 Jahren der Wissenschaft entrissen und die Drucklegung des größten Theiles seiner Schriften verhindert hätte; gedruckte Werke Heyrenbach's finde ich bei Stöger 7 verzeichnet, darunter 5 historische, alle in deutscher Sprache: seine in der k. k. Bibliothek in Wien aufbewahrten Manuscripte aber erreichen die Zahl 44, darunter eine gediegene Recension von 531 Handschriften der Wiener Universität in 3 Foliobänden u. s. w. — vgl. auch v. Wurzbach). Schez Pet. („Historiae Ducum Styriae in tres partes divisa etc." Graz 1718 Fol. „Geographiae novae veterum locorum regnorumque nominibus et historica synopsi auctae Opusculum I. II. III. Tyrnau 1727. 8°). Doch ich werde weitläufig und will nur noch zwei verdienstvolle und berühmte Numismatiker anführen: Khell Josef und Eckhel Josef. Ersterer, ein Schüler des großen Fröhlich's, folgte diesem, nachdem er auf der Wiener Universität durch 6 Jahre die griechische und hebräische Sprache, und durch 3 Jahre die heilige Schrift vorgetragen hatte, als Lehrer der Numismatik, Alterthumskunde und Geschichte im Theresianum und zugleich als Custos der Garelli'schen Bibliothek nach, und obgleich er auch auf dem Gebiete der Theologie und Physik**) schriftstellerisch thätig war, so blieb

*) „Als Geschichtschreiber", sagt v. Wurzbach, „vereiniget Hansiz in sich die wesentlichsten Eigenschaften eines solchen, er besitzt Forschungsgeist und die Gabe, klar und fesselnd zu erzählen; er verbindet mit gesunder Kritik Wahrheitsliebe und gediegene Kenntniß der Geschichte und Culturzustände der Vergangenheit."

**) Denn auch Physik hatte er gelehrt, und ein Lehrbuch zum Gebrauch der Akademiker veröffentlicht: „Physica ex Recentiorum Observationibus accom-

doch die Numismatik sein Lieblingsfach, und erwarb er sich hierin die größten Verdienste; selbst zur Vertheidigung einiger Bücher der heiligen Schrift wußte er sie zu gebrauchen und unter 19 seiner Schriften sind 16 dieser Wissenschaft gewidmet. — (Vgl. v. Wurzbach.) Fröhlich und Khell übertraf an Verdienst und Ruhm auf dem Gebiete der Numismatik Eckhel, der Begründer der Numismatik als systematischen Wissenschaft. Er war 23 Jahre Jesuit gewesen, hatte sich an Khell's Seite gebildet, erhielt 1772 die Aufsicht des Münzkabinets des Wiener Jesuiten-Collegiums, erkannte bald das Fehlerhafte der bisherigen Methode, Münzen nach ihren verschiedenen Metallen und Größen zu ordnen, und stellte in philosophischem Geiste ein neues System auf, das er bereits in seinem ersten Werke: „Catalogus Musaei Caesarei Vindobonensis Nummorum veterum etc." — 2 Bände Fol. Wien 1779 — darlegte, auf welches noch fünf andere folgten. Vollends aber entwickelte und begründete er seine systematische Reform der numismatischen Wissenschaft in dem Riesenwerke: „Doctrina nummorum veterum" acht Quartbände Wien 1792—98: es war seine letzte Arbeit, denn noch in demselben Jahre schloß er seine irdische Laufbahn. „Wie Linné," sagt der berühmte Archäolog Millin, „ein allgemeines System der Natur, so hat Eckhel ein allgemeines System der Münzen aufgestellt", und ein anderer berühmter Archäolog, Hayne in Göttingen (Göttg. gel. Anzeiger 1793) bezeichnet ihn geradezu als den Koryphäen der numismatischen Wissenschaft. (Vgl. v. Wurzbach.) Den bisher Genannten will ich nur noch folgende Namen historischer und geographischer Schriftsteller ohne Angabe ihrer Werke beifügen: Korneli Joh., Groß Franz, Kendrai Gabr., Halloy Pet., Muszka Nic., Maro Steph., Mitterdorfer Seb., Rieberer Math., Reiffenstuel Ign., Reichenau Jos., Schmitth Nic. u. s. w. Diese Schriftsteller wollte ich deßhalb anführen, um theils jenen Lesern, welche Stöger's Buch: „Scriptores Provinciae Aust. S. J." besitzen, das Nachschlagen zu erleichtern, theils jene, die es nicht besitzen, mit den Leistungen der Jesuiten der österreichischen Provinz in der Geschichte und den verwandten Wissenschaften einiger Maßen bekannt zu machen. Gerne möchte ich dasselbe auch hinsichtlich der böhmischen Provinz für jene Leser thun, denen Pelzel's Buch nicht zu Gebote steht: allein ich muß ernstlich bedacht sein, mit dem Raum

modata usibus Academicis" — 2 Bände Wien 1751; in der Philosophie schloß er sich Des Cartes an.

zu sparen und halte es auch in Anbetracht der über die österreichische Provinz gegebenen*) Notizen nicht für nothwendig.

Aus diesem geht wohl zur Genüge hervor, daß die österreichischen Jesuiten das Feld der Geschichte und der verwandten Wissenschaften besonders mit Bezug auf die österreichische Monarchie und die einzelnen Länder derselben fleißig bearbeiteten, und eine Menge historischer Werke zu Tage förderten, theils großartige aus mühseligen Quellenstudien hervorgegangene Meisterwerke, kostbare Fundgruben für nachfolgende Geschichtsforscher, theils minder bedeutende, immerhin aber gelehrte und verdienstvolle Arbeiten, theils auch solche, die in Compendiumform für ein gewöhnliches Lesepublicum und die studierende Jugend berechnet waren. Alle die genannten Schriftsteller lebten übrigens im 18. Jahrhundert: ob nun im darauffolgenden Jahrhundert, das seit der Aufhebung des Ordens bereits verflossen, in Oesterreich ebenso viele und große oder mehrere und größere Geschichtschreiber aufgetreten sind, das überlasse ich andern zu entscheiden: immerhin aber ergibt sich aus den angeführten Daten, daß, wenn die geschichtlichen Studien von den österreichischen Jesuiten überhaupt mit Vorliebe gepflegt wurden, wohl auch der Geschichtsunterricht in den Gymnasien, in so weit ein solcher mit dem Zweck der damaligen Lateinschulen vereinbar schien, mit Eifer betrieben wurde.

Nun sind wir beim mathematischen Unterricht und hiemit an der Schwelle des Lyceums angelangt. Denn als obligates Unterrichtsfach im Gymnasium galt nun einmal die Mathematik im 16., 17. und 18. Jahrhundert nirgends, weder in Deutschland, noch in anderen Ländern; ja auch noch im 19. Jahrhundert wurde sie in vielen Gegenden lange Zeit als ein sehr untergeordneter Nebengegenstand behandelt. Im Allgemeinen stand dem Gymnasiasten, der es zu einiger praktischen Fertigkeit im Latein gebracht hatte, noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts der Uebertritt zur Universität offen. „Es ist noch nicht lange her," schreibt K. L. Roth in dem S. 543 angeführten Werke, „daß das Wissen der Sprache, und zwar lediglich in der Gestalt des Könnens, nämlich des Könnens nur einer der beiden Sprachen, der lateinischen, dem Jüngling die Pforten der gelehrten Studien aufgethan hat. Wer nur in der lateinischen Sprache wohl unterrichtet war, dem stand noch

*) Die meisten der genannten Schriftsteller wird man auch in v. Wurzbach's „Biographisches Lexikon ꝛc." und in De Luca's „Gelehrtes Oesterreich" finden: bei ersterem jene, welche in die 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts hineinreichen, bei letzterem, welche im Jahre 1776 noch lebten.

im Anfange unseres Jahrhunderts die Universität offen. . . . So einfach war der Zutritt zu den gelehrten Studien in einer Zeit, welche jetzt eine nahezu vergessene Generation der tüchtigsten Geschäftsmänner und wahrhaft große Gelehrte, insbesondere Juristen hervorgebracht hat. Da wo ich unterrichtet worden bin, ist das Quodlibet des Lehrens schon vor Ende des achtzehnten Jahrhunderts hereingekommen; aber der junge Mann wurde für den Uebertritt auf die Universität entweder gar nicht examinirt, oder nur im Latein; das Latein spottete so zu sagen noch lange in dieses Jahrhundert herein der neuen Eindringlinge*) u. s. w." (S. 108.) Damit stimmt überein das S. 466 angeführte naive Geständniß des W. v. Türk: „Von der Mathematik und Algebra wußte ich nichts. Das Rechnen war nur das gewöhnliche mechanische." Doch daß es so war, ist eine allgemein bekannte Thatsache; die Mathematik galt gewisser Maßen als unvereinbar mit dem Studium der klassischen Sprachen, und sind ja auch wirklich beide Wissenschaften einander diametral entgegengesetzt und finden sich zwischen beiden gar keine Berührungspunkte, weder innerliche, noch äußerliche; nichts zu sagen, daß Neigung und Talent für die Mathematik bei Knaben eine Seltenheit sind, weßhalb in den alten Schulen die mathematischen Studien wohl mit Recht für das reifere Jünglingsalter aufbewahrt wurden.

Von dieser Ueberzeugung ging wohl auch Director Gaspari aus, als er ein so bescheidenes Pensum aus der Arithmetik für die 6 Gymnasialklassen festsetzte; und diese Ueberzeugung theilte mit ihm die Studiencommission, welche seiner Instructio ungetheilten Beifall zollte. Ja die Ansicht, daß das Studium der Mathematik mit dem der klassischen Sprachen, wenigstens in den 4 ersten Jahrgängen des Gymnasiums, nicht wohl vereinbar sei, findet auch heut zu Tage noch ihre ernsten und vollends stimmberechtigten Verfechter, deren innere und äußere Gründe durch all die modernen, sogenannten encyklopädischen Studienplane und Organisationsentwürfe nicht widerlegt werden. So weist Roth**) in seinem Schema eines Gymnasiallehrplanes der Arithmetik,

---

*) Auch in unsern Tagen, glaubt Roth (S. 109), würde ein im Latein tüchtig geschulter Gymnasiast zum Uebertritt in die Universität und zu was immer für einem Fache durchaus qualificirt sein: so viel geistbildende Kraft findet er in der gründlichen Erlernung und Aneignung der lateinischen Sprache.

**) „In allen unsern Lehrplanen bildet die Mathematik einen integrirenden Theil des Gymnasial-Unterrichtes und das μηδεὶς ἀγεωμέτρητες εἰσίτω wird immer wieder da ausgerufen, wo von der naturgemäßen Bestellung des Unterrichts in der gelehrten Schule geredet wird. Aber Plato hat ja das mathematische Lernen gar nicht für dasjenige Lebensalter gefordert, welches unsere Jugend in der Schule zu-

als einem obligatorischen Unterrichtsgegenstande für die 4 niederen Klassen keinen Platz an, und auch in den oberen Klassen sollen Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie nur als facultative Gegenstände für jene Schüler gelten, welche dazu besondere Neigung und Anlage besitzen (S. 117—119). Auch in den englischen Schulen nehmen noch heutiges Tages die klassischen Studien fast alle Zeit und Kräfte der Schüler in Anspruch; englische Sprache, Naturgeschichte, Naturlehre, Psychologie und Logik werden nicht gelehrt, die neueren Sprachen sind freigegeben, die alte Geschichte wird aus dem Lesen der Klassiker entnommen und Mathematik ist Nebenwerk (vgl. Arneth: „Zwei Abhandlungen 2c.“ S. 176).

Nach dem Gesagten wird man es begreiflich finden, daß die Jesuiten nicht so verkehrt daran waren (vielleicht ist die jetzige Einrichtung mit weitläufigem arithmetischen und geometrischen Unterricht schon in den unteren Klassen verkehrter), wenn sie im Gymnasium die Arithmetik nur so nebenher im geringen Maße betrieben, und warum Director Gaspari diesem Unterricht so enge Grenzen gezogen: wobei der Umstand nicht außer Acht gelassen werden darf, daß nach der alten Schulorganisation, die der modernen aus mehreren Gründen vorzuziehen sein dürfte, auf die sechs Jahrgänge des Gymnasiums die drei des Lyceums folgten (denn 3 Jahre begriffen nach dem Institut der Societät die philosophischen Studien, und so war es auch in Oesterreich bis zum Jahre 1753, wo sie die Regierung auf 2 Jahre beschränkte); im Lyceum aber die Mathematik ein obligater Gegenstand war und zwei Jahre lang vorgetragen wurde, so daß der junge Mann nach Beendigung des Lyceums, womit sein allgemeiner Bildungsgang schloß, die Mathematik innerhalb desselben Zeitraumes absolvirt hatte, wie heut zu Tage ein Abiturient aus dem Gymnasium mit 8 oder 9 Jahrgängen, nur mit dem Unterschiede, daß jener, weil nicht von einer solchen Menge von Gegenständen gleichzeitig in Anspruch genommen, mit um so ungetheilterem Eifer den mathematischen Studien sich hingeben konnte und außer Mathematik, Physik und Geschichte, Logik und empirische Psychologie auch die vollständige Metaphysik mit Ethik gehört hatte. Daß indeß doch auch in den Jesuiten-Gymnasien einiger Unterricht in der Arithmetik ertheilt wurde, wenn auch nicht überall ein obligatorischer und fest normirter, geht deutlich aus den S. 426—27 gemachten Bemer-

bringt, und die allgemeine Verpflichtung zu diesem Lernen wird durch die Erfahrung als ein Fehlgriff derjenigen erwiesen, welche unsere Schulordnungen gemacht haben“ u. s. w. (Roth S. 114 f.)

kungen hervor, ja im k. k. Theresianum in Wien, wie ich aus Denis' Memoiren S. 502 A. zu bemerken Gelegenheit hatte, gehörte die Arithmetik schon 1761 zu den Prüfungsgegenständen; so daß die Behauptung des Herrn Kelle (S. 163), die Jesuiten hätten vor der Erscheinung der Instructio die 4 Species*) in der Schule nicht vorgetragen, als eine ganz precäre sich herausstellt.

Daß aber die Jesuiten nach Erscheinung der Instructio wenigstens in den Ländern, wo ihnen diese officiell mitgetheilt wurde, sich genau an dieselbe auch hinsichtlich des Unterrichtes in der Arithmetik hielten, geht aus den an verschiedenen Stellen gemachten Bemerkungen zur Genüge hervor; ich habe hiefür aber auch directe, positive Beweise. In dem Jahresbericht des k. k. ersten Staatsgymnasiums in Graz (1871) von dem schon mehrmals genannten Director Dr. R. Peinlich finden sich Notizen (S. 60—62) über drei Prüfungen, die im Jahre 1763/4 (die Instructio erschien eben 1764 am 4. Februar) im Februar, Juni und August im Grazer Gymnasium vorgenommen wurden. „Den Vorsitz führte," heißt es dort, „regelmäßig der k. k. Director Jos. v. Reichenberg und betheiligte sich selbst beim Prüfen . . . . Die erste Prüfung begann mit der Rhetorik am 18. Februar. Dieser wohnten außer dem Director der Präses der Studien Jos. Dom. Baron von Egk und der Gubernialrath von Schub als Studiencommissionsrath bei u. s. w. Die zweite Prüfung nahm am 18. Juli ihren Anfang. Diesmal waren die Prüfungsgegenstände in der Rhetorik: Das III. Buch der Aeneïde nebst dem Argumente des ganzen Epos; die I. olynthische Rede und praktische Arithmetik in ganzen und gebrochenen Zahlen, goldene Regel und Gesellschaftsrechnung u. s. w.**) Die dritte und

*) Und setzen wir den Fall, die Jesuiten hätten die 4 Species und die goldene Regel nicht erklärt, wäre das ein gar so großes Unglück für's praktische Leben gewesen? Ich denke, ein Mensch, der nicht so viel Verstand hat, um dergleichen Dinge auch ohne Unterricht zu fassen und alsbald in der Praxis anzuwenden, ist auch nicht so viel werth, daß man sie ihm in der Schule erklärt. Ganz richtig bemerkt in dieser Hinsicht Herr H. Bone in „Gedenkblätter für Schule und Leben", daß jeder Savoyardenknabe, der ohne Schulbesuch mit seinem Murmelthier umherzieht, mit seinen Pfennigen praktisch die 4 Species und die Regel de tri ausübt, und Linien, Flächen und Körper wohl zu unterscheiden weiß (S. 159).

**) Von den Prüfungen in den übrigen Klassen meldet der Jahresbericht, noch Folgendes: „In der Poesie eine Auswahl von Lesestücken aus Livius' erstem und zweitem Buche und die zweite Rede gegen Philipp. — In der Syntax das dritte und vierte Buch von Curtius Rufus mit geographisch-historischer Erklärung und drei Kapitel aus der Cyropädie. In der Grammatik Cäsars Bürgerkrieg erstes Buch, das Wichtigste in Betreff der Behörden in Rom, und 6 Kapitel vom ersten Buche der Cyropädie. In der Princip aus Cornelius Nepos drei Biographien, griechische Grammatik bis incl. unregelmäßige Steigerung, Geographie von Deutsch-

Schlußprüfung begann am 4. August. Dieselbe war eine mündliche und schriftliche, eine besondere für die ganze Klasse, eine pro praemiis und eine dritte pro ascensu . . . . Die schriftliche Prüfung hatte drei Abtheilungen, nämlich Thema primarium, secundarium und graecum;

land und von Oesterreich. — In der Parva neun äsopische Fabeln mit grammatischer Analyse, Ableitung und Zusammensetzung und auch verschiedene Bedeutung der Nomina, aus dem Griechischen die Lehre von den Buchstaben und von den Accenten, die fünf Declinationen der Substantiva, Vorbegriffe der allgemeinen Geographie, Planigloben, geographische Linien von Europa und Asien, Lage der Länder, Inseln, Meere und Meerestheile, Vorgebirge u. a. m." Aus diesen Mittheilungen über diese zeitweiligen Prüfungen erhalten wir überhaupt interessante Aufschlüsse über Methode und Umfang des damaligen Unterrichts in den Jesuiten-Gymnasien hinsichtlich der Lectüre der lateinischen Klassiker, der Geschichte, Geographie und Alterthümer, die man bloß mit den Kelle'schen Declamationen zusammenzuhalten braucht, um sich von der Wahrheitsliebe des pragmatischen Geschichtsschreibers zu überzeugen; insbesondere aber belehren sie uns, wie weit es die Jesuiten auch ohne die Instruction des Directors Gaspari im griechischen Unterricht bereits gebracht hatten: sie begannen denselben in der Parva und hatten es in der 5. Klasse so weit gebracht, daß sie mit den Schülern Demosthenes lesen konnten, während die Instruction die Lectüre desselben erst für die 6. Klasse, und für die 5. nur die des Xenophon vorschrieb, wie sie auch in der Arithmetik bereits derselben vorausgeeilt waren. Uebrigens habe ich vor Kurzem die Instruction selbst ausfindig gemacht, und dabei leider den Herrn Doctor auf ein paar neuen frommen Kunstgriffen ertappt. Seite 145 sagt nämlich Herr Kelle, daß die Instructio tadelnd erwähne, „daß man bisher höchstens Worte gelernt habe"; worauf ich S. 450 erwiderte: „Director Gaspari scheint eben die Phrase geliebt zu haben, wie Dr. Kelle": nun aber hat keineswegs Dir. Gaspari diesen Tadel ausgesprochen, sondern kommt derselbe aus dem Munde ganz anderer Leute, wie man sich aus dem Original überzeugen kann. Wo Director Gaspari den Unterricht in der 6. Klasse bespricht, macht er einige Bemerkungen, wie die Klassiker zu erklären seien, bringt aber gar nichts Neues vor, was nicht schon in der Ratio studiorum der Societät den Lehrern empfohlen wäre, und fährt dann fort: „Multorum enim querela est, praesertim eorum, qui graecas et latinas literas contemnunt, voces tantum in scholis doceri, nec quid in veteribus probandum, quid rejiciendum, aut quis usus ex eorum scriptis in vita hauriri possit, ostendi, quorum expostulationibus aliter obviam iri non potest, nisi ea, de quibus hactenus disseruimus, opere ipso praestare adnitamur." Also Verächter der griechischen und lateinischen Literatur waren es besonders, und etwa sonst einige gute Freunde der Jesuiten, welche solche Vorwürfe erhoben: und solchen Leuten es recht zu machen, war allerdings keine leichte Aufgabe für die Jesuiten. Aber auch die andere S. 450 angeführte Behauptung des Herrn Doctors, daß nämlich Gaspari's Instruction den Jesuiten „nachdrücklichst einschärft", „„dafür zu sorgen ꝛc."", gehört in die Kategorie der frommen Kunstgriffe: denn im Original nimmt sich die Sache ganz anders aus, und hat Herr Kelle wieder ein ganz aus dem Zusammenhang gerissenes, verstümmeltes und gefälschtes Citat gegeben; denn die von ihm

in der Rhetorik kam noch hinzu eine Scription aus der Arithmetik und in der Syntax eine aus dem Carmen etc."

Aus diesen Notizen geht unbestreitbar hervor, daß die Jesuiten nicht bloß der Instructio des Directors Gaspari nachkamen, sondern daß sie auch vor dem Erscheinen derselben arithmetischen Unterricht ertheilten, und zwar einen umfangreicheren als die Instructio forderte; denn sonst hätten sie wohl nicht in demselben Jahre, wo diese erschien, ihre Schüler nicht bloß aus der goldenen Regel, sondern auch aus den Brüchen und der Gesellschaftsrechnung, wovon in der Instructio nichts verlautete, öffentlich examiniren können.

Eine andere hieher gehörige klassische Stelle finde ich in demselben Jahresbericht S. 63—64, wo einige Mittheilungen über das Schuljahr 1764/5 gemacht werden. „Die Gymnasialstudien," wird dort unter Anderem berichtet, „wurden genau nach der neuen Vorschrift" (der Instructio von Dir. Gaspari) „eingerichtet. (Die Litterae annuæ bemerken ausdrücklich: Quidquid Musarum arbitri ad vetusta instituta addiderunt, observatum exacte.) Dieser neuen Einrichtung zufolge wurde in jeder Schule monatlich eine Prüfung (examen) und außerdem viermal im Jahre besondere Prüfungen (tentamen) abgehalten, zu welchen auch der Dekan als Examinator erschien. Die schriftlichen und die Prüfungen pro ascensu und pro praemiis blieben aber nach der alten Vorschrift in Uebung. Neu war auch in der Parva" (1. Klasse) „die Arithmetik als Prüfungsgegenstand und der Umstand, daß bei Beurtheilung der Schülerprüfung auf die „scriptio ex imitatione Authoris" der größte Nachdruck gelegt wurde."

mit dem Anführungszeichen eingeleiteten drei Worte „dafür zu sorgen" finden sich gar nicht im Originaltexte. Nach Herrn Kelle's Darstellung muß der Leser urtheilen, daß die Instruction den Jesuiten überhaupt den Vorwurf mache, daß sie gar nicht sorgten, die Schüler mit den Einrichtungen und der Lebensweise der Alten bekannt zu machen: dem ist aber nicht so: Director Gaspari macht nur, wo er den Latein-Unterricht in der 2. Klasse (wohlgemerkt!) bespricht, nebenher die Bemerkung (von einem nachdrücklichen Einschärfen ist keine Rede), daß man schwerere Stellen der Klassiker (in der 2. Klasse begann die Lectüre des Corn. Nepos) nach der Fassungskraft der Knaben aus der Geschichte und der Alterthumskunde erläutern möge (übrigens keine neue Vorschrift; mit solchen Erläuterungen hatte schon der Jesuit Wagner sein Lesebuch für die 2. Klasse — größtentheils Stücke aus Nepos — ausgestattet, vgl. S. 118). „Praeterea", sind Gaspari's Worte, „pro aetatis captu difficiliora quoque scriptorum loca ex antiquitate et historia enodabuntur, ut pueri veterum rituum atque morum notitia quadam mature (bereits in der 2. Klasse) imbuantur." — Soviel zur Richtigstellung der Citate des Herrn Doctors, und meiner Erwiderung darauf: Jedem das Seine! —

Diese kurze Mittheilung gibt uns Herrn Kelle gegenüber über zwei wichtige Punkte Aufschluß: 1. daß hinsichtlich der Arithmetik nur das Examen aus diesem Gegenstande in der 1. Klasse eine Neuerung war, woraus offenbar hervorgeht, daß die Jesuiten schon vor dem Erscheinen der Instructio nicht nur arithmetischen Unterricht ertheilten, sondern auch in allen Klassen, mit Ausnahme der 1., Prüfungen daraus vornahmen; was gar gut mit dem übereinstimmt, was ich oben (S. 502) aus Denis' Memoiren über ähnliche Prüfungen im Theresianum in Wien angeführt habe; 2. daß die Jesuiten wie im Jahre 1753 so auch 1764 den Anordnungen der Regierung sich bereitwillig fügten; sogar in den Litterae annuae, den Jahresberichten von einem jeden Hause, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, sondern zunächst an den P. General nach Rom gingen, um von dort aus den Provinzen zu gegenseitiger Erbauung mitgetheilt zu werden, findet sich keine Spur von Mißstimmung oder Widersetzlichkeit, im Gegentheil wird mit schlichten Worten einfach die Thatsache constatirt, daß alle neuen Anordnungen der Schulbehörden („Quidquid Musarum arbitri etc.") auf's Genaueste befolgt wurden („exacte observatum"). Die Jesuiten standen bereits so unter staatlicher Controle, daß ihnen geradezu jede freie Bewegung unmöglich war; nahmen ja doch die k. k. Schulbehörden nicht bloß an den Schlußprüfungen Theil, sondern auch an diesen theilweisen Nebenprüfungen, die viermal im Jahre vorgenommen wurden, und examinirten dabei selbst nach Belieben die Schüler: da gab es einen Studien-Präses, einen Gymnasialdirector und Studiencommissionsräthe, und all diese Herren walteten gewiß so eifrig ihres Amtes, daß den Jesuiten nichts Anderes als das Gehorchen und Arbeiten übrig blieb.

Solchen unleugbaren, durch öffentliche Documente verbürgten Thatsachen gegenüber nehmen sich die Auslassungen des Herrn Kelle über den Troß der Jesuiten gegen die in der Instructio enthaltenen Verordnungen der Regierung: ich will nicht sagen ärgerlich (denn wer möchte sich über solches Treiben des Herrn Doctor noch ärgern?), aber immerhin erbärmlich aus, und zeigen unsern pragmatischen Geschichtschreiber in seiner ganzen Größe, wenn er z. B. S. 84 seinem durch solchen Troß empörten österreichisch-patriotischen Gefühle in folgenden Phrasen Luft macht: „Ja, gerade weil die Regierung die Ausführung so sehr betonte, weil sie sich ermannte, und energischer wie früher Befolgung ihrer Befehle verlangte, setzte ihr die Societät, die sich damals noch stark genug fühlte, den langjährigen Kampf mit der Regierung nachdrücklichst fortzuführen, diesen Troß entgegen."

Quid dignum tanto tulit hic reprehensor hiatu?
Parturiunt montes, est natus ridiculus mus.

Doch lassen wir den Kelle'schen Firlefanz bei Seite, und indem ich nur noch bemerke, daß die Jesuiten, natürlich in Uebereinstimmung mit der Regierung, im Jahre 1773 ein neues arithmetisches Lehrbuch für das Gymnasium, einen Auszug in deutscher Sprache aus dem größeren mathematischen, für die akademischen Vorlesungen bestimmten Lehrbuch des Jesuiten Max. Hell (wie ich aus der Vorrede des Verlegers der 4. Auflage des so eben genannten Werkes*) ersehe), herauszugeben im Begriffe standen, wollen wir, da nun einmal nach althergebrachter und naturgemäßer und deßhalb allgemeiner, nicht etwa, wie der Leser nach Kelle'scher Darstellungsweise denken könnte, erst durch jesuitischen Schlendrian eingeführter Sitte das Gymnasium nicht die Schule war, wo Unterricht in den mathematischen Wissenschaften ertheilt werden sollte, zur wichtigeren Frage übergehen, ob denn die Jesuiten im Lyceum mit Eifer und Erfolg die Mathematik vorgetragen, und ob sie überhaupt in der Ausbildung und Verbreitung der mathematischen Kenntnisse sich Verdienste erworben haben. Ich glaube, die Frage auf's entschiedenste bejahen zu können und behaupte, daß die Societät nicht nur den mathematischen Unterricht in der Schule eifrig betrieben, sondern auch unter ihren Mitgliedern immer Gelehrte gezählt habe, die unter den Koryphäen der mathematischen Wissenschaften stets einen Ehrenplatz einnehmen werden: eine Behauptung, welche Herr Dr. Kelle, falls er mit der Veröffentlichung seines zweiten antijesuitischen Hauptwerkes, womit er S. VII droht (vgl. S. 16), Ernst machen sollte, zu widerlegen nicht im Stande sein wird. Um meine Behauptung zu beweisen, scheint es mir der kürzeste und beste Weg zu sein, wenn ich in Folgendem einige mathematische Schriftsteller aus der böhmischen und österreichischen Provinz (denn auf diese zwei Provinzen muß ich mich beschränken) namhaft mache, und zwar nur solche, die der letzten Epoche, der Zeit der Aufhebung, angehören: denn diese ist ja einerseits Herrn Kelle gegenüber die wichtigste, und andererseits gestattet mir auch der

*) Das Werk führt den Titel: Elementa Arithmeticae Numericae et Literalis seu Algebrae etc. A R. P. Maxim. Hell e S. J. . . . nunc in Universitate Vindobonensi Astronomo Caesareo-Regio. Editio quarta 1773. Am Ende seiner Vorrede an den Leser kündet der Verleger den oben genannten Auszug mit folgenden Worten an: „intelleximus, ex iisdem Elementis Arithmeticam Numericam, idiomate Germanico concinnatam, in usus Scholarum inferiorum typis edendam esse proxime."

Raum nicht, weiter zurückzugreifen. Da aber Mathematik und Physik mit einander in so enger Verbindung stehen, und letztere von ersterer geradezu bedingt wird, so will denn auch ich das Unzertrennliche nicht scheiden und gelegentlich neben den mathematischen auch physikalische Werke anführen; und wiederum, weil die Physik mit der Naturgeschichte und der Geologie in enger Verwandtschaft steht, so sollen auch diese Wissenschaften nicht gänzlich übergangen werden, damit der Leser wenigstens einiger Maßen ersehe, daß die Jesuiten auch auf diesen Gebieten immerhin rührig gewesen seien.

Pelzel gibt in seinem oft angeführten Werke (S. III) die Zahl der von den Jesuiten der böhmischen Provinz verfaßten mathematischen Werke auf 74, die der physikalischen auf 79 an: Stöger gibt in seinen „Scriptores etc.", wie bereits bemerkt, keine Gesammtzahl der in die einzelnen Fächer einschlägigen Werke: und so kann auch ich hinsichtlich der österreichischen Provinz keine solche angeben; denn ich habe unmöglich Zeit, die einzelnen Schriftsteller, die über Mathematik und Physik geschrieben haben, herauszusuchen: es dürfte aber die österreichische Provinz an Zahl der Schriftsteller die böhmische um ein Bedeutendes übertreffen.

Da ich mit Recht voraussetzen zu können glaube, daß Pelzel's Buch wenigstens in Böhmen noch so ziemlich bekannt und verbreitet ist, so will ich zur theilweisen Orientirung jener Leser, welche genanntes Buch nicht zur Hand haben, daraus einige wenige, und zwar, wie gesagt, nur der Epoche der Aufhebung angehörige Schriftsteller anführen.

Schmidt Steph. „Positiones Mathematicae" Prag 1759. 8°. „Tabulae mathematicae Matheseos purae et Architecturae utriusque principia complectentes." Prag 1757. 8°. zweite Auflage Olmütz 1767.*) — Polansky Joh. „Elementorum Algebrae brevis institutio in usum Matheseos tyronum." Olmütz 1754. „De Montium origine, Dissertatio etc." ebd. 1755. „De Colorum natura in opacis Corporibus." ebd. 1746. 4°. „De animabus brutorum, Dissertatio." ebd. 1756. „De Veneris Phasibus." ebd. 1761. „De primariae et

*) Die Reform des Studienplanes (von 1753), sagt der Herausgeber in dem kurzen Vorwort, wodurch das Studium der Mathematik auf 1 Jahr beschränkt worden, ließ es ihm rathsam erscheinen, ein Unterrichtsbuch in der Form von summarischen Tabellen zu veröffentlichen, die dann natürlich durch den mündlichen Unterricht in der Schule ergänzt werden. Das Buch begreift aber dennoch 449 S. 8° mit kleinem Druck und sehr vielen Figuren, so daß der erweiterte mündliche Vortrag wirklich sehr viel umfaßte. Auch ersehen wir daraus, daß die Jesuiten auch Unterricht in der bürgerlichen und militärischen Baukunst ertheilten; das Buch widmet er übrigens seinen Schülern, die er alle mit Namen anführt, ihre Zahl beträgt 214. —

secundariae Iridis ortu et natura." Prag 1761. — Bergmann Jos. „Lectiones Mathematicae in usum suorum Auditorum." Prag 1765. 8°. „Dissertatio de ortu ac Phaenomenis caudae cometicae." Prag 1760. „Dissertatio de aurora Boreali." ebd. 1762. — Jüngling Joh. „Fundamenta Mathematica et arithmetica geometriae elementari varie applicata, ac Trigonometria plana cum annexis Thesibus ex Horographia." Prag 1747. 8°. „Tractatus Dioptricus de generalibus Refractionis principiis, item speculis separatis, convexis et concavis ac combinationibus specillorum cum annexis positionibus ex Trigonometria plana." Prag 1748. „Geometria Analytica seu exercitatio geometrica ad definiendas altitudines et distantias per 2 Stationes ope baculi quadrati, aut speculi." ebd. 1749. 8°. — Pleyer Jos. „Primae quatuor qualitates Elementorum ad principia Peripatetica adversus Neotericorum placita argumentis et experimentis stabilitae." Prag 1745. 12°. (494 Seit.) „Quatuor elementa ad principia Peripatetica argumentis et experimentis explanata et firmata." ebd. 1746. 8°. „Erotema Philosophicum de Cometarum diversitate et genesi." ebd. 1749. 8°. „De Planetarum praesertim minorum et stellarum fixarum in mundum sublunarem influentiis." ebd. 1749. 12°. „Erotema, utrum solus sol, an etiam luna et reliquus tum errantium quinarius, tum inerrantium numerus innumerus mundo sublunari beneficus."*) Prag 1749. — Tessanek Johann; seine Werke sind S. 254 angeführt. Aus diesen ersehen wir, daß er sich dem großen Newton anschloß. — Meisner Ferd. „De Figura Terraquei." Breslau 1765. 4°. „De viribus Corporum." ebd. 1766. 8°. „De electricitate." ebd. 1767. 8°. — Sagner Casp. „Institutiones Philosophicae ex probatis Veterum Recentiorumque sententiis adornatae in usum auditorum." 1. Theil Logik, Prag 1755; 2. Theil Metaphysik, 1756 ebd.; 3. Theil Physik, 1758 ebd. 8°. „Das Buch," bemerkt Pelzel, „wurde noch zweimal zu Prag und einmal zu Piacenza aufgelegt." „Dissertatio de ortu stratorum telluris, et ratione, qua corpora marina in loca mediterranea translata sunt." Prag 1755. 8°. „Dissertatio de pabulo ignis." Prag 1755. 8°. Von ihm berichtet Pelzel: . . . „er lehrte die Mathematik zu Prag öffentlich 1 und zu Hause 2 Jahre" (die Scholastiker, welche nach Absolvirung der philosophischen Jahrgänge die Mathematik im Collegium privatim wieder

*) Man sieht, Pleyer war in der Physik ein eifriger Aristoteliker, doch ignorirte er auch Descartes nicht: im Gegentheil polemisirt er sehr scharf und namentlich gegen ihn in dem zuerst angeführten Werklein, das ich vor mir habe, und so wohl auch im zweiten; und bietet denn etwa Descartes' System nicht viele Blößen? — Wie Pleyer kannten auch die Jesuiten überhaupt die neueren Philosophen (Descartes, Gassendi, Mallebranche, Spinoza, Locke, Leibnitz rc.) gar wohl: einige aber verfochten dennoch die peripatetischen Grundsätze, weil sie ihnen richtiger zu sein schienen: andere suchten zwischen der älteren und neueren Philosophie zu vermitteln: daß sie aber blindlings dem Aristoteles anhingen, und die neueren Systeme absichtlich ignorirten, wäre eine Unwahrheit, die durch zahllose Thatsachen widerlegt wird. Die Jesuiten waren nie passionirte, philosophische Systemmacher; sie huldigten einem vernünftigen Eklekticismus, und hüteten sich, mit dem gesunden Menschenverstand und den geoffenbarten Glaubenswahrheiten in Collision zu gerathen.

holten), „die Neotarische Philosophie zu Prag 4 Jahre. Wurde nach Madrid gerufen, wo er die Mathematik im königlichen Collegio 5 Jahre tradirte. Kam nach Prag zurück und war der philosophischen Facultät Dekan 4 Jahre ꝛc." Man sieht, Sagner war in der Philosophie im Gegensatz zu Pleyer ein Eklektiker und suchte aus den älteren und neueren Systemen das Beste auszulesen, was wohl auch der Grund der wiederholten Auflagen seines Lehrbuches sein mochte; ja wir können annehmen, daß von jener Zeit an die absolute Herrschaft des Aristoteles in den Schulen der böhmischen Provinz gebrochen war. Aber auch mit geologischen Untersuchungen, wie wir sehen, beschäftigten sich bereits in den Fünfziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts die böhmischen Jesuiten. So hatte auch schon in den Vierziger-Jahren Kisling Johann Bedeutendes auf dem Gebiete der Naturgeschichte geleistet, wie seine zwei Werke zeigen: „Compendium Physicae experimentalis de corporibus mixtis mineralibus generatim, et de admirandis Regni Bohemiae metallis, lapidibus et succis fossilibus in specie etc." Prag 1748. 4° mit Abbild. Das Werk handelt von der kunstvoll angelegten Mineraliensammlung im Collegium zu Prag. „Tractatus physicus de Plantis et Planetis generatim, in particulari vero de quibusdam rarioribus Regni Bohemiae vegetabilibus, quorum exquisitae species in Musaeo Mathematico Pragae ad S. Clementem asservantur." Prag 1748. 4°. Also hatten die Jesuiten in Prag bereits eine Mineralien- und Pflanzensammlung.*) — Körber Joh. „Dissertatio Mathematica de methodo et ordine in Geometria elementari servandis." Olmütz 1755. „Dissertatio Mechanico-Physica de actionibus et effectibus Machinarum." Prag 1761.

Aber auch die Meteorologie ward in der böhmischen Provinz nicht übersehen; ich will hier nur das Werk von Franz Frankenberg anführen: „Meteorologia, seu miatorum imperfectorum in sublimi ortorum ratio ex praeclaris Peripateticis collecta, ut plurimum ad mentem Aristotelis explanata?" Prag 1747. 8° — Joh. Gremmer „Philosophia vetus et nova in tractatus distributa etc." Prag 1748 u. 1752 u. A. Gremmer war der letzte Aristoteliker in der böhmischen Provinz, seine Lehrbücher wurden durch die vom kurz vorher genannten Casp. Sagner verdrängt, wie ich eben aus der Lebensbeschreibung des berühmten böhmischen Jesuiten Jos. Stepling ersehe. Doch ich muß auf die österreichische Provinz übergehen; deßhalb will ich den Leser nur noch auf die S. 252 bis 257 angeführten Werke eines Zeplichal, eines Diesbach, eines Zeno, eines Wydra verweisen, und mit einigen Worten des eben genannten, um die Mathematik und Naturwissenschaften hochverdienten Steplings (vgl. S. 250) gedenken. In den Orden getreten 1733, umfaßte er bald mit dem größten Eifer und glänzendem Erfolge alle Wissenschaften, zeigte jedoch besondere Vorliebe und Talente für die Mathematik und die Physik. Noch als Magister stand er in gelehrter Correspondenz mit dem berühmten Mathematiker und Philosophen Christ. Wolff in Halle, die erst mit Wolffs Tode endete; allmählig verschafften ihm seine Schriften

*) Ja schon 1724 hatte die böhmische Provinz an Klausal Joh. einen philosophischen Naturforscher, wie sein Werk bezeugt: „Curiosa naturae arcana inclyti Regni Boemiae et appertinentium Provinciarum Moraviae et Silesiae quaestionibus philosophicis indagata." Prag 1724. Fol.

einen europäischen Ruf, und er trat nicht nur mit gelehrten Ordensgenossen in literarischen Verkehr, mit einem Hell und einem Franz in Wien, einem Huberti in Fulda, einem Hiß in Ingolstadt, einem Maier und einem Boscovich in Rom, sondern auch mit Leon. Euler in Berlin, mit Mencke in Leipzig, mit Nollet und De la Caille in Paris. Die von den Jesuiten 1700 in Prag errichtete Sternwarte (vgl. De Luca „Gelehrtes Oest." B. I Stück 2 S. 439) baute er aus und versah sie mit den neuesten Instrumenten auf Kosten der Provinz; im Jahre 1753 wurde er von der Kaiserin Maria Theresia zum K. K. Director der Philosophie und der schönen Wissenschaften ernannt; er trug vorzüglich, wie Wydra, sein Biograph, berichtet*), zur Verdrängung der peripatetischen Philosophie bei, förderte aber auch unverdrossen als Director der Gymnasien die Humanitätsstudien und drang nach Wydra's ausdrücklicher Bemerkung**) auf Beobachtung der in Folge der Reform von 1753 erlassenen Schulgesetze, und als 1761 den Jesuiten das Directorat in der philosophischen und theologischen Facultät entzogen wurde, behielt es dennoch Stepling in der Mathematik und Physik auf Verwendung des böhmischen Adels bei, schaffte wiederum um den Preis von mehr als 4000 Gulden für die Sternwarte kostbare Instrumente an, indem er sein ganzes von seiner unterdessen gestorbenen Mutter ererbtes Vermögen mit Ausnahme von 400 von den böhmischen Ständen beigeschossenen Gulden dazu verwendete. Im Jahre 1769 ward er zum Mitglied der in Prag neu gegründeten ökonomischen Gesellschaft ernannt, und leistete ihr durch mehrere Schriften wesentliche Dienste. Nach Aufhebung der Societät wurde er Aufseher des mathematischen Museums,***)

*) „Itaque Gremneriana Philosophia, quae ultimum exspirantis apud nos Aristotelis haberi potest suspirium, abdicata, Cl. Casparis Sagner usibus academicis accommodatam in scholas induxit, numeris sane omnibus absolutam." (Wydra: „Vita etc. Jos. Stepling etc." S. 23.)

**) „Sed non severarum solum disciplinarum intima tangebatur cura, pari humaniores quoque est complexus. Earum director, num leges sapientissimae latae in gymnasiis servarentur, diligenter exquirebat etc." (S. 25.) Also der Jesuit Wydra gibt in einer veröffentlichten Schrift, wenige Jahre nach Aufhebung der Societät, wo das Wirken und Benehmen der Jesuiten noch im frischen Andenken von Tausenden stand, angesichts von ganz Prag oder vielmehr von ganz Böhmen, ohne einen Widerspruch zu fürchten und ohne auf einen solchen zu stoßen, dem Jesuiten Stepling das Zeugniß, daß er auf Befolgung der von der Regierung behufs der Studienreform erlassenen Verfügungen drang: nach 100 Jahren kommt ein Antijesuit aus dem Ausland nach Prag, und ergeht sich in einer ebenfalls veröffentlichten Schrift in phrasenreichen Variationen über den Ungehorsam und Trotz, den die Jesuiten den Verordnungen der Regierung entgegensetzten: welche Schrift verdient mehr Glauben? —

***) Der Begründer des mathematischen Museums war nach Pelzel Kaspar Pfliger, der es auch gleich Anfangs „in einen jedem Kenner angenehmen Stand gesetzt hat" (Pelzel). Eben dieser Pfliger hat nach demselben Berichterstatter „drey Bibliotheken, besonders die zu Krumau im Collegio angelegt", und war dabei ein rühriger Schriftsteller: bei Pelzel finde ich 8 Werke von ihm angeführt. Jesuiten haben also die clementinische Bibliothek nebst so vielen anderen in ihren Collegien gegründet, Jesuiten haben die Sternwarte in Prag (und auch in Olmütz) ge-

das er herrlich ausstattete; auch die von dem Jesuiten Hurtas Perez 1560 gegründete Clementinische Bibliothek (vgl. De Luca B. I Stück 2 S. 413) hatte er noch als Ordensmitglied um 600 Bände kostbarer Werke von den größten Mathematikern Europa's bereichert, so daß eine besondere Abtheilung derselben den Namen „Mathematische Bibliothek" erhielt. Seine kurze aber schmerzvolle Krankheit und seinen heiligmäßigen Tod endlich, der 1778 am 11. Juli erfolgte, so wie das feierliche Leichenbegängniß, und den noch eigens im Namen der ganzen Universität am 5. Dezember veranstalteten Trauergottesdienst — eine Ehre, die seit 100 Jahren keinem Mitgliede derselben mehr widerfahren war — erzählt Wydra ziemlich umständlich S. 44—51. Dieser sein Biograph hielt ihm auch die Lobrede; sein Thema war: „Stepling hat durch seine Verdienste um die Wissenschaften alle Förderer derselben, welche Böhmen jemals hatte, übertroffen. Stepling hat durch beständige Tugendübung sich selbst besiegt." Eine weitläufige Lebensbeschreibung von Stepling findet sich auch nebst seinem Bildniß und dem Abdruck des ihm zu Ehren errichteten Monumentes im 4. Bande der Abbildungen Böhmischer und Mährischer Gelehrten (vgl. Pelzel). Die Titel seiner Schriften kann ich aus Mangel an Raum nicht angeben; bei Pelzel sind 29 angeführt, wovon 14 vom Professor Strnad (vgl. S. 250 A.) in's Deutsche übersetzt wurden, und „unter seinen hinterlassenen Handschriften sind bis 90 lateinische Prologe, die er in den von ihm eingeführten Consessibus Literariis hielt" (Pelzel).

Ich bin etwas lange bei den Schriftstellern der böhmischen Provinz verweilt, kann mich also um so kürzer bei denen der österreichischen fassen.

Scherffer Karl, einer der größten Mathematiker und Physiker seiner Zeit, nicht etwa bloß in Oesterreich, sondern unter den Zeitgenossen überhaupt; De Luca („Gelehrtes Oesterreich") ist voll seines Lobes. Er veröffentlichte zahlreiche Werke von 1749—1782; sein Hauptwerk ist „Cursus Mathematicus" in 6 Quartbänden (Wien 1770—1778 nebst einem Supplementband); das Werk ging reißend schnell ab, eine Masse von Exemplaren wurde nach London abgeführt, so daß sich bald im Buchhandel keines mehr vorfand. Die Zahl der übrigen Schriften Scherffers über Mathematik und Physik beläuft sich nach Stöger („Scriptores etc.") auf 28, worunter 13 in deutscher Sprache verfaßt sind. Er legte zuerst seinen Lehrbüchern (1753, neue verbesserte Auflage 1762 und 1768) Newton's System zu Grunde, nur in der Optik schloß er sich Leon. Euler an. Nach der Aufhebung der Societät wurde Scherffer durch ein kaiserliches Decret zum öffentlichen Lehrer der höheren Mathematik an der Hochschule in Wien ernannt, in welchem Amte er auch bis zu seinem 1783 erfolgten Tode verblieb. — Horvath Joh., ein ausgezeichneter, vielseitiger Gelehrter, correspondirendes Mitglied der Göttinger Gelehrten-Gesellschaft. Er lehrte auf der Universität in Tyrnau; als diese nach Aufhebung des Ordens

---

baut, Jesuiten haben das mathematische Museum in Prag angelegt und all diese Dinge im Laufe der Zeit immer besser ausgestattet: wie sich nun mit solchen Thatsachen die Behauptung des Herrn Kelle vereinigen lasse, daß man nicht annehmen darf, „daß die Jesuitencollegien wirklich etwas für die Wissenschaften und die Bildung der Menschheit leisteten" (vgl. S. 510 — 11), dürfte dem a u f g e k l ä r t e n Herrn Doctor selbst nicht recht k l a r sein.

nach Ofen übertragen ward, bekam er daselbst das Lehramt für Physik und Mechanik, bis er 1792 zum Abt von St. Maria in Eperies ernannt wurde. Horvath war nicht nur ein großer Mathematiker, Physiker und Mechaniker, sondern auch ein tüchtiger Metaphysiker und bekämpfte als solcher auch Kant's Kritik der reinen Vernunft, sowohl in seinen Lehrbüchern, als in einer besonderen Schrift: „Declaratio infirmitatis Fundamentorum Operis Kantiani: critica rationis purae." Er war über 30 Jahre schriftstellerisch thätig von 1760—1798, dem letzten vor seinem Tode; als Jesuit gab er heraus: „Institutiones Logicae et Metaphysicae in usum Auditorum" 2 Bände 8°; „Physica generalis et perticularis" 2 Bände 8°; „Elementa Matheseos, Arithmeticae et Algebrae, Geometriae et Sectionum conicarum" 2 Bände 8°. In der Physik hielt er sich an Newton. Seine durch Klarheit und Gründlichkeit ausgezeichneten Werke und besonders die wiederholten Auflagen (auch in Augsburg und Venedig) seiner die ganze Philosophie umfassenden Lehrbücher zeugen von seinem gediegenen und umfassenden Wissen; namentlich wurden seine „Praelectiones Mechanicae" in dem Göttinger Gel. Anzeiger sehr gerühmt. Genaueres bei Stöger und v. Wurzbach. — Heidfeld Adam. Er „war der erste, der anfing, die Rechnung in doppelten Posten nach einem System zu geben. Der Grundriß, den er hierüber im Jahre 1770 erscheinen ließ, wird Jedermann davon überzeugen, der sich die Mühe nehmen will, eine kritische Untersuchung anzustellen &c." De Luca („Gel. Oesterr.). Hieher gehören folgende Schriften: „Specimen de rationibus duplicibus" Wien 1771. 8°. „Dissertationes diversae de eadem materia" Wien 1770—73. 8°. „Principia emendatarum rationum cum diffusa declaratione introductarum rationum status" Wien 1773. 8° (Stöger: „Scriptores etc."). Nach Aufhebung des Ordens gewann Heidfeld eine hervorragende Stellung: er wurde Domherr zu Wiener-Neustadt, apostolischer Protonotar und Secretär bei dem geistlichen Militärconsistorium in Wien, zuletzt Feldsuperior für Böhmen und dann für Ober- und Niederösterreich. — Kaschuttnig Nic.: „Prima Elementa Arithmeticae, Algebrae, Geometriae, Trigonometriae planae et sphaericae, Architecturae civilis et militaris, Academicis praelectionibus accommodata." Graz 1754. 8°; er verfaßte auch ein naturgeschichtliches Werk: „Regni mineralis pars nobilior lapides vitrescentes et gemmae brevi compendio propositae." Wien 1752. — Revizky Ant.: „Universae Matheseos brevis Institutio." 3 Theile, Tyrnau 1752—53, 8°; „Elementa Philosophiae rationalis, seu Institutiones Logicae, Metaphysicae et Theologiae naturalis." 3 Theile, Tyrnau 1756—58. 8°; „Institutiones Physicae generalis et particularis." 2 Theile, Tyrnau 1757—58, 4°. „Sein philosophisches Lehrbuch," bemerkt v. Wurzbach, „ist ein Compendium nach Descartes, das seiner Zeit sich günstiger Aufnahme erfreute." Nach Auflösung der Gesellschaft wurde Revizky Pfarrer in Ofen, insulirter Abt zu St. Salvator De Leler und General-Feldvicar für das ganze Königreich Ungarn. — Erber oder Erberg Ant. (vgl. S. 549), ein Aristoteliker, kannte aber nicht nur selbst die Cartesianische Philosophie gar wohl, sondern trug auch kein Bedenken, seine Schüler damit bekannt zu machen, und zu diesem Ende veröffentlichte er bei der feierlichen Promotion mehrerer Schüler zum philosophischen Baccalaureat eine von dem französischen Philosophen Joh. Vincentius verfaßte Abhandlung, worin die Grundsätze des Descartes nach den einzelnen Paragraphen kritisch beleuchtet werden: „Discussio Peripatetica, in qua Philosophiae Cartesianae Principia . . . dilucide

examinantur." Wien 1730 und 1731, 8° (451 S.). Bei einer ähnlichen Gelegenheit hatte er 1728 und 1729 eine Schrift des besonders als Hydrauliker berühmten französischen Akademikers Mariotte veröffentlicht: „Tractatus de motu aquarum aliorumque corporum fluidorum etc." 2 Theile, Wien 8° (mit 262 S. und sehr vielen Figuren). Von seinen eigenen Werken gehört hieher: „Cursus Philosophicus methodo scholastica elucubratus." 3 Theile, Wien 1751. 8°. Erber dürfte übrigens als der letzte Aristoteliker*) in der österreichischen Provinz gelten, wie Gremmer in der böhmischen: denn immer mehr und mehr drängten sich Lehrbücher in den Vordergrund, worin mit Ausscheidung der unhaltbaren peripatetischen Sätze auf Descartes und Newton Rücksicht genommen ward. — So auch im Lehrbuch von Khell Jos. (vgl. S. 551 A.) „Physica ex Recentiorum Observationibus accommodata usibus Academicis." Wien, 2 Bände, 4°. — Wie Khell schloß sich auch Molnar Joh. in seinem Lehrbuch der Physik Newton an: „Initia Physicae secundum Principia Newtoni." 2 Bände, Preßburg 1777, 8°; er gab auch ein vollständiges Lehrbuch der Naturgeschichte heraus: „Phisiologicon complexum Historiae naturalis Regna tria: I. Zoologicon seu Animalium. II. Phytologicon seu Vegetabilium. III. Oryctologicon seu Mineralium." Ofen 1780, 8° (vgl. S. 264—65). — Richtenburg Joach. übersetzte das Werk des französischen Akademikers Bouguer über die Optik: „Bougueri Academici Parisiensis Optica de diversis luminis gradibus dimetiendis, e gallico." Wien 1762, 4° mit Abbildungen. — Kery Franz (auch Keri) ein in der Philosophie, Geschichte (vgl. S. 477), Theologie, besonders aber in der Physik und Astronomie sehr bewanderter und um Hebung derselben hoch verdienter Jesuit. Er erfand eine neue und einfachere Methode, Teleskope zu verfertigen, als die englische war, und wurde dadurch sein Name auch in London bekannt. Als er einst bei Verfertigung von Metallspiegeln für Teleskope mit brennendem Arsenik hantirte, versengte er sich mehrere Finger so sehr, daß er sie Zeitlebens nicht mehr brauchen konnte. Seine hieher gehörigen Werke sind: „Dissertatio de Cometa viso 1729 et 1730." Tyrnau 1736, 12°. „Dissertatio physica de Corpore generatim deque opposito eidem vacuo" ebd. 1752, 8°. „Dissertatio de motu corporum" ebd. 1753, 8°. „Dissertatio de causis motuum in corporibus" ebd. 1754, 8°. „Dissertatio de Luce ejusque proprietatibus." Kaschau 1756, 4°. „Kery besitzt unstreitig um die Hebung der Naturwissenschaft, vornehmlich der Physik in Ungarn manche Verdienste. Der berühmte Cassini" (französischer Astronom), „als er auf seiner Reise durch Ungarn Tyrnau besuchte, zollte ebenso dem Eifer wie dem Wissen Kery's das verdiente Lob" — v. Wurzbach („Biogr. Lexikon"). — Ivansics Joh. (auch Ivanchich) „Universae Matheseos brevis Institutio theoretico-practica ex Operibus Patrum S. J. collecta. Pars I. complectens Arithmeticam, Geometriam, Trigonometriam, Mechanicam, Staticam, Hydrostaticam, Aerometicam. Pars II. complectens Opticam, Catoptricam, Dioptricam, Astronomicam. Pars III. complectens Architectonicam civilem et militarem et Horologiam."**)

---

*) Uebrigens war auch Erber kein absoluter Anhänger des Aristoteles, sondern mehr Eklektiker, und hatte sich auch in der neuern, sogar ausländischen Philosophie umgesehen, wie die zwei angeführten Werke bezeugen.

**) Dieses Sammelwerk von Ivansics, eine Art kleiner Encyklopädie der mathematischen und physikalischen Wissenschaften (mit 656 Seiten 8° und sehr

nach Ofen übertragen ward, bekam er daselbst das Lehramt für Physik und Mechanik, bis er 1792 zum Abt von St. Maria in Eperies ernannt wurde. Horvath war nicht nur ein großer Mathematiker, Physiker und Mechaniker, sondern auch ein tüchtiger Metaphysiker und bekämpfte als solcher auch Kant's Kritik der reinen Vernunft, sowohl in seinen Lehrbüchern, als in einer besonderen Schrift: „Declaratio infirmitatis Fundamentorum Operis Kantiani: critica rationis purae." Er war über 30 Jahre schriftstellerisch thätig von 1760—1798, dem letzten vor seinem Tode; als Jesuit gab er heraus: „Institutiones Logicae et Metaphysicae in usum Auditorum" 2 Bände 8°; „Physica generalis et perticularis" 2 Bände 8°; „Elementa Matheseos, Arithmeticae et Algebrae, Geometriae et Sectionum conicarum" 2 Bände 8°. In der Physik hielt er sich an Newton. Seine durch Klarheit und Gründlichkeit ausgezeichneten Werke und besonders die wiederholten Auflagen (auch in Augsburg und Venedig) seiner die ganze Philosophie umfassenden Lehrbücher zeugen von seinem gediegenen und umfassenden Wissen; namentlich wurden seine „Praelectiones Mechanicae" in dem Göttinger Gel. Anzeiger sehr gerühmt. Genaueres bei Stöger und v. Wurzbach. — Heidfeld Adam. Er „war der erste, der anfing, die Rechnung in doppelten Posten nach einem System zu geben. Der Grundriß, den er hierüber im Jahre 1770 erscheinen ließ, wird Jedermann davon überzeugen, der sich die Mühe nehmen will, eine kritische Untersuchung anzustellen ꝛc." De Luca („Gel. Oesterr.). Hieher gehören folgende Schriften: „Specimen de rationibus duplicibus" Wien 1771. 8°. „Dissertationes diversae de eadem materia" Wien 1770—73. 8°. „Principia emendatarum rationum cum diffusa declaratione introductarum rationum status" Wien 1773. 8° (Stöger: „Scriptores etc."). Nach Aufhebung des Ordens gewann Heidfeld eine hervorragende Stellung: er wurde Domherr zu Wiener-Neustadt, apostolischer Protonotar und Secretär bei dem geistlichen Militärconsistorium in Wien, zuletzt Feldsuperior für Böhmen und dann für Ober- und Niederösterreich. — Kaschuttnig Nic.: „Prima Elementa Arithmeticae, Algebrae, Geometriae, Trigonometriae planae et sphaericae, Architecturae civilis et militaris, Academicis praelectionibus accommodata." Graz 1754. 8°; er verfaßte auch ein naturgeschichtliches Werk: „Regni mineralis pars nobilior lapides vitrescentes et gemmae brevi compendio propositae." Wien 1752. — Revizky Ant.: „Universae Matheseos brevis Institutio." 3 Theile, Tyrnau 1752—53, 8°; „Elementa Philosophiae rationalis, seu Institutiones Logicae, Metaphysicae et Theologiae naturalis." 3 Theile, Tyrnau 1756—58. 8°; „Institutiones Physicae generalis et particularis." 2 Theile, Tyrnau 1757—58, 4°. „Sein philosophisches Lehrbuch," bemerkt v. Wurzbach, „ist ein Compendium nach Descartes, das seiner Zeit sich günstiger Aufnahme erfreute." Nach Auflösung der Gesellschaft wurde Revizky Pfarrer in Ofen, infulirter Abt zu St. Salvator De Leser und General-Feldvicar für das ganze Königreich Ungarn. — Erber oder Erberg Ant. (vgl. S. 549), ein Aristoteliker, kannte aber nicht nur selbst die Cartesianische Philosophie gar wohl, sondern trug auch kein Bedenken, seine Schüler damit bekannt zu machen, und zu diesem Ende veröffentlichte er bei der feierlichen Promotion mehrerer Schüler zum philosophischen Baccalaureat eine von dem französischen Philosophen Joh. Vincentius verfaßte Abhandlung, worin die Grundsätze des Descartes nach den einzelnen Paragraphen kritisch beleuchtet werden: „Discussio Peripatetica, in qua Philosophiae Cartesianae Principia . . . dilucide

examinantur." Wien 1730 und 1731, 8⁰ (451 S.). Bei einer ähnlichen Gelegenheit hatte er 1728 und 1729 eine Schrift des besonders als Hydrauliker berühmten französischen Akademikers Mariotte veröffentlicht: „Tractatus de motu aquarum aliorumque corporum fluidorum etc." 2 Theile, Wien 8⁰ (mit 262 S. und sehr vielen Figuren). Von seinen eigenen Werken gehört hieher: „Cursus Philosophicus methodo scholastica elucubratus." 3 Theile, Wien 1751. 8⁰. Erber dürfte übrigens als der letzte Aristoteliker*) in der österreichischen Provinz gelten, wie Gremmer in der böhmischen: denn immer mehr und mehr drängten sich Lehrbücher in den Vordergrund, worin mit Ausscheidung der unhaltbaren peripatetischen Sätze auf Descartes und Newton Rücksicht genommen ward. — So auch im Lehrbuch von Khell Jos. (vgl. S. 551 A.) „Physica ex Recentiorum Observationibus accommodata usibus Academicis." Wien, 2 Bände, 4⁰. — Wie Khell schloß sich auch Molnar Joh. in seinem Lehrbuch der Physik Newton an: „Initia Physicae secundum Principia Newtoni." 2 Bände, Preßburg 1777, 8⁰; er gab auch ein vollständiges Lehrbuch der Naturgeschichte heraus: „Phisiologicon complexum Historiae naturalis Regna tria: I. Zoologicon seu Animalium. II. Phytologicon seu Vegetabilium. III. Oryctologicon seu Mineralium." Ofen 1780, 8⁰ (vgl. S. 264—65). — Richtenburg Joach. übersetzte das Werk des französischen Akademikers Bouguer über die Optik: „Bougueri Academici Parisiensis Optica de diversis luminis gradibus dimetiendis, e gallico." Wien 1762, 4⁰ mit Abbildungen. — Kery Franz (auch Keri) ein in der Philosophie, Geschichte (vgl. S. 477), Theologie, besonders aber in der Physik und Astronomie sehr bewanderter und um Hebung derselben hoch verdienter Jesuit. Er erfand eine neue und einfachere Methode, Teleskope zu verfertigen, als die englische war, und wurde dadurch sein Name auch in London bekannt. Als er einst bei Verfertigung von Metallspiegeln für Teleskope mit brennendem Arsenik hantirte, versengte er sich mehrere Finger so sehr, daß er sie Zeitlebens nicht mehr brauchen konnte. Seine hieher gehörigen Werke sind: „Dissertatio de Cometa viso 1729 et 1730." Tyrnau 1736, 12⁰. „Dissertatio physica de Corpore generatim deque opposito eidem vacuo" ebd. 1752, 8⁰. „Dissertatio de motu corporum" ebd. 1753, 8⁰. „Dissertatio de causis motuum in corporibus" ebd. 1754, 8⁰. „Dissertatio de Luce ejusque proprietatibus." Kaschau 1756, 4⁰. „Kery besitzt unstreitig um die Hebung der Naturwissenschaft, vornehmlich der Physik in Ungarn manche Verdienste. Der berühmte Cassini" (französischer Astronom), „als er auf seiner Reise durch Ungarn Tyrnau besuchte, zollte ebenso dem Eifer wie dem Wissen Kery's das verdiente Lob" — v. Wurzbach („Biogr. Lexikon"). — Ivansics Joh. (auch Ivanchich) „Universae Matheseos brevis Institutio theoretico-practica ex Operibus Patrum S. J. collecta. Pars I. complectens Arithmeticam, Geometriam, Trigonometriam, Mechanicam, Staticam, Hydrostaticam, Aerometicam. Pars II. complectens Opticam, Catoptricam, Dioptricam, Astronomicam. Pars III. complectens Architectonicam civilem et militarem et Horologiam."**)

*) Uebrigens war auch Erber kein absoluter Anhänger des Aristoteles, sondern mehr Eklektiker, und hatte sich auch in der neuern, sogar ausländischen Philosophie umgesehen, wie die zwei angeführten Werke bezeugen.

**) Dieses Sammelwerk von Ivansics, eine Art kleiner Encyklopädie der mathematischen und physikalischen Wissenschaften (mit 656 Seiten 8⁰ und sehr

Tyrnau 1752—53, 8⁰. „Philosophiae Pars I. seu Institutiones Logicae et Metaphysicae. Pars II. Institutiones physicae." Tyrnau 1757—59. 8⁰. Ja auch ein lateinisches Lehrgedicht über die Optik hatte er verfaßt: „Elementa Opticae. Carmen didacticum epicum" ebd. 1750, 8⁰; er starb als infulirter Abt zur heil. Dreieinigkeit in Siklos und Domherr am erzbischöflichen Capitel zu Gran. — Apfaltern Leop., Professor der Mathematik und Mechanik zu Klagenfurt von 1765 bis 1780, Mitglied der kärntnerischen Ackerbaugesellschaft, zuletzt Domherr in Rab. Sein in deutscher Sprache geschriebenes Werk: „Ueber das ächte Verhältniß der Wiesen zu den Aeckern in Kärnten" wurde 1766 von der genannten Gesellschaft mit dem Preise gekrönt. Seine übrigen Schriften sind: „Vergleichungstafeln altkärntnerischer Maße und ihrer Preise mit den neuösterreichischen und ihren Preisen." „Dissertatio de motu rhombi conici." Klagenfurt 1772. „Abhandlung von dem Drucke der Gewölbe auf ihre Seitenmauern." Wien 1782, 8⁰. — Walcher Jos., ein ebenso in der Physik, Mathematik, Mechanik ausgezeichneter Gelehrter, als um Hebung dieser Wissenschaften und um das öffentliche Wohl hochverdienter Mann. „In Linz, seiner Geburtsstadt, war er Lehrer der ganzen Philosophie, wurde hier der Einführer des van Swietischen Studienplans" (wiederum ein Specimen jesuitischen Ungehorsams), „und legte den Grund zu den vorhandenen mathematischen und physikalischen Instrumenten." (De Luca: „Gel. Oesterr.") Hierauf bekam er das Lehramt der Mathematik an der Universität in Wien, „und stund demselben durch 17 Jahre vor" (bis 1773). „Auch hatte er an Sonn- und Feiertagen in deutscher Sprache die Mechanik öffentlich zu lehren. Dieses Lehramt bekleidete er auch 12 Jahre. Das vorhandene Modellenkabinet in dem physikalischen Hörsaale an der Wiener Universität erkennet in Walcher seinen Urheber. Mit dem Jahre 1769 war er einer k. k. Hofcommission in Cementirungssachen beigezogen; 1771 hatte er auf allerhöchsten Befehl den sogenannten Rofner Eissee im Oezthal, welcher dem ganzen Ober- und Unterinnthal eine traurige Ueberschwemmung drohte, zu untersuchen .... Mit dem Jahre 1773 erhielt er die Stelle eines Navigationsdirectors und 1775 den Titel eines k. k. Raths" (De Luca). Im Jahre 1784 wurde er Assessor bei der k. k. Baudirection und Mitglied der dazu ernannten Hofcommission. Er unterzog sich 20 Jahre lang mit großem Geschick und Erfolg den schwierigsten Unternehmungen in der Regulirung des Donau-Strudels und Wirbels, in der Eindämmung der Donau bei Wien und Preßburg und der Leitha, so wie auch der Etsch in Tyrol, wo er auch die Gletscher untersuchen mußte. Bereits 80 Jahre alt, übernahm er das Lehramt der Mechanik

---

vielen Figuren), war kein Schulbuch, sondern offenbar für die Privatlectüre von Lesern berechnet, die an diesen Wissenschaften Gefallen finden; die 2., 3. und 4. der vorher genannten Dissertationen von Keri (in freier, nicht scholastischer Darstellung) wurden in einem Band vereinigt (512 S. 8⁰ mit mehreren Figuren) als Festgeschenk bei einer feierlichen Promotion in Kaschau (1755) vertheilt (vgl. S. 421—431): so wenig beschränkten die Jesuiten ihren Unterricht bloß auf die Schule und die gewöhnlichen Lehrbücher, oder auf streng wissenschaftliche Werke für die eigentlichen Gelehrten, sondern suchten auch außerhalb der Schule das wissenschaftliche Interesse durch Schriften, die mehr in populärer Weise gehalten waren, zu fördern und den Wünschen eines gebildeten Publicums zu entsprechen.

und Hydraulik in dem wieder hergestellten Theresianum in Wien, und noch 1802 ward er vom Kaiser Franz zum Director der mathematischen und physikalischen Wissenschaften an der Wiener Universität ernannt: doch schon das Jahr darauf segnete er das Zeitliche — ein ebenso großer Gelehrter als eifriger Patriot und dabei auch ein sehr frommer Priester (vgl. Stöger „Scriptores etc."). Seine hieher gehörigen Schriften sind: „Materia Tentaminis publici ex Geometria." Wien 1754, 4°. „Kurzer Inhalt der mechanischen Collegien zum Gebrauch der Zuhörer."*) Wien 1759, 1767, 1776, 8°. „Bericht über die Eisberge in Tyrol." Wien 1773, 8°. „Bericht über rc." — die oben genannten Arbeiten am Donau-Strudel und Wirbel, dem Kaiser Leopold II. gewidmet — zwei Foliobände mit Abbild. Wien 1781 und 1791. Außerdem Manuscripte über die Arbeiten an der Leitha. — Herbert Jos. Er lehrte „von 1760 an bis zum Jahre 1784 an der Wiener Universität die allgemeine und specielle Physik . . . . Herbert verlegte sich mit besonderer Vorliebe auf die Erklärung der Erscheinungen der Elektricität, des Wärmestoffes und der Elasticität der verschiedenen Körper, besonders auch der Flüssigkeiten. Seine Forschungen waren um so fruchtbarer, als er, ein geschickter Mechaniker und Experimentist, sich nicht mit bloßen Theorien begnügte, sondern alles in seiner Wirkung und Gegenwirkung mittelst selbsterfundener und construirter Maschinen und Apparate darzustellen suchte. Er bereicherte sonach jedes der einzelnen Fächer mit irgend einer Entdeckung oder Vorrichtung, worunter jene über die Zusammendrückung des Wassers, welche beinahe unmerklich ist, sich auszeichnete. Insbesondere gebührt ihm das Verdienst, die Entdeckungen in der Naturwissenschaft und Experimentalphysik von dem fremden auf den einheimischen Boden übertragen zu haben. Die Errichtung von Blitzableitern war vorzüglich das Verdienst Herbert's und seiner Ordensbrüder . . . . Die Universität präsentirte ihn zum Domherrn an der Metropolitankirche St. Stephan, von wo er wegen Reduction der Präbenden in gleicher Eigenschaft nach Linz übersetzt wurde" (v. Wurzbach: „Biograph. Lex."), wo er auch 1794 starb. Herberts Schriften: „Dissertatio de aquae aliorumque nonnullorum corporum fluidorum elasticitate." Wien 1771, 8° (in's Deutsche übersetzt vom Exjesuiten Ant. Ambschel, Laibach 1778); „Theoria Phaenomenorum Electricorum." Wien 1772, vermehrt und verbessert Laibach 1778; „Dissertatio de igne, triplicem ejus statum complectens" (Wien 1773, 8°); „Dissertatio de aere et fluidis ad genus aeris pertinentibus" (Wien 1779, 8°); „Dissertatio de fontibus certitudinis" (Wien 1780, 8°). Nebstdem finden sich von ihm zerstreute Aufsätze in der Wiener Zeitschrift: „Beiträge**) zu den verschiedenen mathematischen und physikalischen Wissenschaften von einigen österreichischen Gelehrten in Wien", als: „Von den Streifen und Wellen im Glase"; —

---

*) Diese Zuhörer waren aber nicht ausschließlich Akademiker, sondern die Collegien waren für ein gemischtes Auditorium berechnet, und es betheiligten sich daran Officiere, Künstler, Kaufleute und Gewerbetreibende, weßhalb sie auch an Sonn- und Feiertagen gehalten wurden (vgl. Stöger).

**) Den 1. Band dieser „Beiträge" habe ich vor mir; die darin enthaltenen Aufsätze sind alle von Exjesuiten verfaßt, nämlich von K. Scherffer, Max. Hell, Paul Mako, Jos. Herbert, Ant. Pilgram, Sig. Storchenau, Bened. Heyrenbach, Franz Weiß.

„Von dem Knallgolde"; — „Vermuthung über den Ursprung der Bergkrystalle"; — „Ueber die Ursachen der Versteinerung"; — „Ueber die Reibung als das vorzüglichste Erregungsmittel hoher Grade der Elektricität und über ihre große Wirkung auf Taube und Stumme". — Rieger Christian. Er trug zuerst Mathematik, Physik und Architektur in Görz, dann am k. k. Theresianum in Wien vor und war zugleich Custos des physikalisch-mathematischen Cabinets an letzterer Anstalt. Im Jahre 1760 erhielt er einen Ruf an das königliche Seminar in Madrid, wo er 6 Jahre lang die genannten Fächer vortrug und zugleich die Aemter eines königlichen Kosmographen und obersten Rathes der indischen Colonien bekleidete. Weil aber das Klima seine Gesundheit angriff, kehrte er in die österreichische Provinz zurück, war Rector zu Passau, später zu Laibach und starb 1780 zu Wien. Werke: „Universae architecturae civilis elementa, brevibus recentiorum observationibus illustrata." Wien 1756, 4° (auch ins Spanische übersetzt vom Jesuiten Mich. Benovente); „Universae architecturae militaris elementa etc." Wien 1758, 4°; „Observacion del transito de Venus por el disco del Sol, on el dia 6 de Junio de 1761." Madrid; „Observaciones physicas sobre la fuerza electrica grande y fulmine." Madrid 1763, 4°. — Weiß Franz, berühmter Astronom, seit 1755 Vorsteher des mathematischen Museums und der Sternwarte in Tyrnau, in welchem Amte er auch nach Aufhebung des Ordens bis zu seinem Todesjahr 1780 verblieb. G. A. Szerdaheli hielt dem Verstorbenen die feierliche Trauerrede. Unter Anderem veröffentlichte er in der kurz vorher genannten Zeitschrift: „Beiträge zu ꝛc." die astronomischen Beobachtungen von 1756 bis 1771. — Gueßmann Franz, berühmter Astronom und Naturforscher. In den Orden getreten 1757, ward er 1773 sammt seinem Ordensbruder Georg Mezburg dem Pater Liesganig, der von der Regierung mit der Vermessung des soeben an Oesterreich gekommenen Galizien und Lodomerien beauftragt worden war, als Gehilfe beigegeben; da erhielt er vom P. General die nachgesuchte Erlaubniß, mit Mezburg als Missionär nach China zu gehen, aber die in selbem Jahre erfolgte Aufhebung des Ordens hinderte beide von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Gueßmann trug zuerst die Physik in Lemberg, dann an der Wiener Universität und zuletzt im k. k. Theresianum vor, und war zugleich einer der Adjuncten an der Wiener Sternwarte. Hieher gehörige Schriften: „Ephemerides Astronomicae absente Hellio in Norvegia pro 1776 etc." (Wien.) „Lithophylacium Mittisianum etc." (Wien 1785 mit Abbildungen; er begründet in diesem Werke eine neue Eintheilung des Mineralreiches); „Beiträge zur Bestimmung des Alters unserer Erde" 2 Theile, Wien 1782—83, 8°; „Nachricht von der Vorrichtung bei Fernröhren zur Bewirkung ungemeiner Vergrößerung" Wien 1788, 8°; „Ueber die alten Thierkreise in Aegypten" ebd. 1801, 8°; „Ueber Steinregen" ebendaselbst 1803, gr. 4°; „Ueber die Berechnung der Kometen-Bahnen" ebd. 1803, 8°; „Ueber die bisherigen Versuche und derselben Berechnung in Hinsicht auf die Theorie des Stoßes und Widerstoßes flüssiger Körper" Wien und Leipzig 1805, gr. 4°. Bei solchen wissenschaftlichen Beschäftigungen war Gueßmann zugleich ein seeleneifriger Priester*), gab in Wien öfters die Exercitien des heil.

---

*) Auch als geistlicher Schriftsteller war Gueßmann thätig; er gab eine periodische Schrift heraus unter dem Titel: „Christliche Unterhaltungen für die

Ignatius und hielt auch Missionen auf dem Lande und wohl nur diesem seinen priesterlichen Berufseifer ist es zuzuschreiben, daß er die Wissenschaft nicht mit mehr Werken bereicherte, als er gethan haben würde, wenn er sich ausschließlich ihr hingegeben hätte. Er starb 1806 im Benedictinerstift in Seitenstetten, wohin er sich begeben hatte, um in der dortigen reichen Bibliothek Materiale zu einer zweiten Ausgabe seiner „Beiträge zur Bestimmung des Alters unserer Erde" zu suchen (vgl. v. Wurzbach). — Da wir soeben neben Gueßmann auch Mezburg und Liesganig als Vermesser von Galizien genannt haben, dürfen wir auch diese nicht unbeachtet lassen. Ersterer war nach Aufhebung der Societät Walcher's Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Mathematik an der Universität in Wien und bekleidete dieses Amt 25 Jahre lang bis zu seinem im Alter von 63 Jahren 1798 erfolgten Tode. Er gab heraus: „Helshami Physica experimentalis Newtoniana ex anglico in latinum versa." Wien 1769, 4° (die Uebersetzung ist nach der 3. Ausgabe des englischen Originals veranstaltet, und ward bei der öffentlichen Disputation des Grafen Leopold Herberstein unter die Anwesenden vertheilt: so allgemein war bereits Newton's System in den Schulen eingeführt); „Elementa Arithmeticae regularis seu vulgaris" ebd. 1769, oft aufgelegt und auch in's Deutsche übersetzt unter dem Titel: „Kleines selbstlehrendes Rechenbüchlein" Wien und Augsb. 1770. „Praxis geometrica ex principiis Geometriae deducta." Wien 1777, 8°; „Institutiones Mathematicae." Wien 1755—1790, 8° sieben Bände, deren 1. Theil die Arithmetik und Algebra, der 2. die ebene Geometrie und die Lehre von den Curven, der 3. die Trigonometrie und praktische Geometrie mit Beispielen aus der Vermessung Galiziens, der 4. die Mechanik und Hydrostatik, der 5. die Aräometrie und Hydraulik, der 6. die Optik, Dioptrik und Katoptrik und der 7. die Astronomie enthält. Von dem Werke erschien eine 4. Auflage unter dem Titel: „Institutiones mathematicae ad usum tyronum." Wien 1807, auch eine deutsche Bearbeitung in 7 Theilen (ebd. 1808, 8°, und öfter), ja auch eine griechische des 1. Theiles von Athan. Petrus de Valida. Ferner fertigte Mezburg eine neue Postkarte der k. k. Erbländer, sie ist von Mansfeld gestochen auf 4 Regalbogen in Wien 1782 erschienen. Seine reichhaltige Bibliothek vermachte er den Kindern seines zu Jassy in der Moldau 1788 als Consul verstorbenen Bruders, die er auch hatte erziehen lassen; sonst starb er arm, wie er auch gelebt hatte. — Liesganig Jos., ein ausgezeichneter Mathematiker und Astronom. Er lehrte zuerst Mathematik in Kaschau, dann an der Universität in Wien, wo er zugleich Gehilfe des Präfecten der Sternwarte war; vom Jahre 1756 bis 1773 verwaltete er aber selbst dieses Amt. Da wurde er im letztgenannten Jahre, weil seine gründlichen mathematischen Kenntnisse der Regierung wohl bekannt waren, von dieser nach Galizien geschickt, um, wie wir bereits gehört haben, das Land zu vermessen, und von den Obern wurden ihm Mezburg und Gueßmann als Gehilfen mitgegeben. In demselben Jahre erfolgte die Aufhebung des Ordens und Liesganig blieb in Lemberg, zum k. k. Gubernialrath und Baudirector von Galizien ernannt. Im Jahre 1763 hatte er im Auftrage der Kaiserin Maria Theresia die

---

Feiertage und Abende". Alle 14 Tage erschien ein Bogen; das Ganze bildet vier Jahrgänge (Wien 1795—1798) in ebenso vielen Bänden. Ein anderes Werk von ihm: „Triphon und Justin, oder vom Judenthum; mit einer Vorrede an Moses Mendelsson" (Wien 1785) scheint eine polemische religiöse Tendenz zu haben.

Ausmessung der Grade des Wiener- und später auch des ungarischen Meridians vorgenommen und durch die Aufnahme Ostgaliziens, welche er in 42 Blättern vollendete, hat er sich selbst ein bleibendes Denkmal errichtet. Im Jahre 1798 feierte er sein 50jähriges Priesterjubiläum, im folgenden Jahre rief ihn in einem Alter von 80 Jahren Gott zu sich; auch Liesganig starb arm, „denn schon bei seinen Lebzeiten hatte er Alles, was er besaß, an Dürftige und Hilflose vertheilt“ (v. Wurzbach: „Biographisches ꝛc.“). Werke: „Tabulae memoriales praecipue Arithmeticae tum numericae tum literalis cum tabulis tribus figurarum.“ Wien 1746, 12°; „Prolusio ad Auditores Matheseos.“ ebd. 1753, 4°; „Tabulae memoriales praecipue Arithmeticae tum numericae tum literalis, Geometriae etiam Curvarum et Trigonometriae atque utriusque Architecturae elementa complexae“ ebd. 1754, 4°; „Dimensio Meridiani Viennensis et Hungarici, Augustorum jussu et auspiciis suscepta“ Wien 1770, 4°; „De tribus sub Meridiano Viennensi mensuratis gradibus longitudinis“ (befindet sich auch in den Londoner „Philosophical transactions“ 1768); „Dimensio geographica quorundam locorum Hungariae ex ejus dimensione graduum cum Indice omnium in Hungaria astronomice et geometrice determinatorum locorum“ (in Zach's „Correspondenz“ 1803); die oben genannte Karte von Ostgalizien, welche jedoch nach Stöger erst Mezburg vollends zu Ende führte. — Sechs Jahre vorher war dem Liesganig ein anderer in der Mathematik und Physik ausgezeichneter und um Förderung beider sehr verdienter Ordensbruder in die Ewigkeit vorausgegangen, Mako de Kerek Gede Paul (vgl. S. 261). Als Lehrer der Logik und Metaphysik an der Wiener Hochschule zog er die Aufmerksamkeit van Swietens, des damaligen Directors der philosophischen Studien in den k. k. Erblanden, auf sich, und durch ihn ward er 1766 an die Theresianische Akademie als Lehrer der Mathematik, Experimentalphysik und Mechanik berufen, und blieb in diesem Amte bis zur Aufhebung des Ordens. Hierauf nach Ungarn zurückgekehrt, wurde er von der Kaiserin M. Theresia zum infulirten Abt zu St. Margaretha von Bela, zum Domherrn der Kathedrale von Waizen, zum königlichen Rath und Director der philosophischen Facultät an der unterdessen von Tyrnau nach Pest-Ofen übertragenen Universität ernannt. Er kann mit Recht nach Stöger's Bemerkung unter die Wiederhersteller der philosophischen Studien gerechnet werden. „Seine Lieblingswissenschaften“, bemerkt v. Wurzbach, „waren Philosophie, Physik, Mathematik und bereicherte er dieselben mit mancher werthvollen Arbeit. In seinen philosophischen Schriften bediente er sich, der Erste, der scientifischen Methode Wolf's und reinigte diese Wissenschaft von den unnützen scholastischen Streitfragen, welche weniger den Scharfsinn steigern und die Denkkraft bilden, als dieselbe ermüden und lähmen . . . In seinen physikalischen Schriften blieb er mit dem Fortschritte dieser Wissenschaft auf gleicher Höhe; er war es auch, der in Wien den Geschmack für die höhere Mathematik, die bis dahin nur dem Namen nach bekannt war, weckte, und das Studium derselben durch einen faßlichen Vortrag zu erleichtern suchte . . . . Durch diese seine Art, durch diese Tüchtigkeit im Gebiete der Wissenschaft, durch diese Unbefangenheit im Denken und Urtheilen hatte er sich auch die Hochachtung seiner Zeitgenossen erworben und stand mit auswärtigen Gelehrten verschiedener Wissenschaftszweige in weitläufigem Briefwechsel.“ Die Lehrbücher nun und die meisten der übrigen Schriften, denen Herr v. Wurzbach so großes Lob spendet, hatte Mako noch als Jesuit veröffentlicht, im Ganzen 10 von 1760 bis

1773; ja von den Werken, die Mako nach Aufhebung des Ordens veröffentlichte, gehören nur vier minder bedeutende hieher. Seine Lehrbücher der Logik, Metaphysik, Mathematik und Physik wurden nicht bloß in Oesterreich öfters, sondern auch in Schlesien, Italien und in der Schweiz aufgelegt; seine übrigen, hieher gehörigen Werke, die er als Ordensmann verfaßte, sind folgende: „Calculi differentialis et integralis Institutio" Wien 1768, 4° (öfters aufgelegt); „Dissertatio de Figura Telluris" Olmütz 1767, 4°; „De Arithmeticis et Geometricis Aequationum Solutionibus" Wien 1770, 4°; „Dissertatio physica de natura et radiis Fulguris, de proprietatibus Tonitrui et mediis contra ictum fulminis." Wien 1772 und Görz 1773, 8°, von seinem Schüler Jos. von Retzer in's Deutsche und von Nic. Stevai, Priester der frommen Schulen, in's Ungarische übersetzt; „Sätze aus dem Gleichgewichte der Körper, aus der Maschinenlehre und aus dem Wasserbau." Wien 1773, 8°; „Physikalische Abhandlung vom Nordlichte." Wien 1773 und 1775, 8°.

Nicht vergessen darf ich Franz Jos., einen anderen Koryphäen in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften, der länger als drei Decennien hindurch für Hebung beider in Oesterreich mit Erfolg gewirkt hat. Er lehrte seit 1743 an der Wiener Universität zuerst Mathematik, dann Astronomie und Experimentalphysik und bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode, 1776. Er war der erste, der Vorlesungen über die Experimentalphysik hielt, welche im Jahre 1745 an den Hochschulen in Wien und Prag waren eingeführt worden (vgl. De Luca B. I. Stück 2 S. 444); nach seinem Plane und unter seiner Leitung ward die neue Sternwarte am akademischen Collegium in Wien erbaut, die er auch mit zahlreichen, vortrefflichen Instrumenten versah, gleichwie er auch das Mathematische Museum, wo er seine Vorlesungen hielt, mit den herrlichsten Einrichtungen ausstattete; zugleich ertheilte er dem Erzherzoge Josef, nachmaligen Kaiser, Unterricht in der ganzen Philosophie. Franz besaß auch ungewöhnliche Sprachkenntnisse: er verstand das Alt- und Neugriechische, die türkische, französische und italienische Sprache; war überdieß auch sehr bewandert in der Geschichte und Münzkunde: bei Gelegenheit einer Reise nach Constantinopel im Gefolge des kaiserlichen Gesandten, Grafen Uhlefeld, und eines Ausfluges nach Kleinasien hinüber, sammelte er eine Menge antiquarischer Raritäten, Münzen und merkwürdiger Naturalien, und bereicherte damit bei seiner Zurückkunft die Cabinete. „Auch war Franz der erste, welcher mehrere Jahre hindurch die orientalische Akademie leitete" (wohl seiner ausgedehnten Sprachkenntnisse wegen), „im Auftrage der Kaiserin Maria Theresia das Bergwesen überwachte und die Einführung gleichen Maßes und Gewichtes im Kaiserstaate durchführte. Im Leben war er ein Mann seltener Entsagung und hohen Pflichtgefühles, und als er 72 Jahre alt starb, ließ ihn Kaiser Josef auf seine Kosten feierlich bestatten" (v. Wurzbach: „Biograph. Lexikon"). Hieher gehörige Schriften*): „Observationes Cometae factae mense Februario 1743." Wien

*) Franz hatte sich auch mit Glück in der Dichtkunst versucht; seine Tragödie: „Godofridus Hierosolymitanus" wurde in lateinischer, französischer und türkischer Sprache dreimal — 1757, 1758, 1761 — in der orientalischen Akademie aufgeführt; auch verfaßte er mehrere Uebersetzungen in die türkische Sprache zum Gebrauch der Akademiker.

— auch in den Londoner „Transactions philosophical"; „Dissertatio de natura Electri." Wien 1751, 4°; „Observationes astronomicae in specula Viennensi ab anno 1734—1750 ꝛc."; sonst noch sehr viele Manuscripte über Chemie und fast über alle Wissenschaften, darunter auch das Compendium der Metaphysik und Mechanik für seine kais. Hoheit, den Prinzen Josef vom Jahre 1755.

Da wir einmal vom Mathematiker und Astronomen Franz gesprochen haben, dürfen wir auch seinen einstmaligen jugendlichen Adjuncten an der Wiener Sternwarte nicht mit Stillschweigen übergehen, um so weniger, da wir ihn bereits oben — S. 560 Anm. — als k. k. Astronom angeführt haben, und er alle bisher genannten Größen in diesen Fächern an Talent, an wissenschaftlicher Begeisterung und Rührigkeit in Schrift und That, sowie an literarischer Berühmtheit übertroffen haben dürfte; nämlich Max. Hell. Unter Fröhlich Erasm., der nicht nur ein ausgezeichneter Numismatiker und Geschichtsforscher (vgl. S. 549), sondern auch ein tüchtiger Physiker und Mathematiker war („De Figura Telluris Dialogus." 2 Theile, 8°, Wien 1743 und Passau 1757, 4° „Optica Colorum R. P. Castell S. J. latinitate donata." 3 Theile, 8°, Wien 1744—45 „Introductio facilis in Mathesin conscripta in usum Tyronum Philosophiae." 3 Theile, Wien 1746 und 1750, 8°), wiederholte er 2 Jahre lang die mathematischen Studien, war zugleich, wie kurz vorher bemerkt, Adjunct des P. Franz an der Sternwarte in Wien und veranstaltete (1745) eine Auflage von „Joann. Crivellii Arithmetica numeralis et literalis" mit vielen Verbesserungen und Zusätzen, wie er auch schon damals seine in den Jahren 1744 und 1745 angestellten astronomischen Beobachtungen veröffentlichte. Hierauf bekam er noch als Magister an dem Gymnasium zu Leutschau in Ungarn das Lehramt in den Humanitätsklassen; über die Gegenstände, die er dort vortrug, belehrt uns De Luca: „Außer der lateinischen Sprache gab Hell seinen Schülern noch Unterricht in der griechischen Sprache, lehrte ihnen eine ihrem Alter angemessene Erdbeschreibung, Geschichte und Rechenkunst, und zeigte ihnen den Einfluß, den alle diese Gegenstände in das bürgerliche Wohl haben."*) (S. 178—79.) Während seiner theologischen Studien gab Hell 1750 ein gar vortreffliches Werklein: „Adjumentum memoriae manuale chronologico-genealogico-historicum" heraus; für seine Vortrefflichkeit zeugt nach De Luca's Versicherung der Umstand, daß „eine Menge Auflagen davon in verschiedenen Ländern zum Vorschein kamen."**) Im Jahre 1751 zum Priester geweiht, erhielt er den Auftrag, zu Tyrnau eine Sternwarte zu erbauen, doch brachte den Bau ein Anderer zur Vollendung, denn schon 1752 ward er von den Obern nach Klausenburg geschickt, um den Bau des neuen akademischen Collegiums und der dortigen Sternwarte.

---

*) Also in einer verhältnißmäßig unbedeutenden Stadt Ungarns wurde nicht bloß Latein und Geschichte, sondern auch Griechisch, Geographie und die Arithmetik gelehrt, und zwar schon im Jahre 1746, also längst vor der 2. Reform und der Instruction des Directors Gaspari: ein neuer Beweis, was die Declamationen unseres pragmatischen Geschichtschreibers werth seien.

**) Das Büchlein ward zu wiederholten Malen auch in Wien aufgelegt: von Hell selbst fortgesetzt bis zum Jahre 1770 (6. Auflage), dann vom oben genannten Wezburg fortgeführt bis 1788 und endlich in's Deutsche übersetzt vom Grafen Ant. Gensan 1798, 8°.

zu leiten, während dessen er sich immer mit gelehrten Arbeiten („Elementa Arithmeticae numericae et literalis"), namentlich mit Untersuchungen über die Elektricität beschäftigte, und mit seinem Ordensbruder Andr. Jaszlinszki*) in Tyrnau einen gelehrten Briefwechsel unterhielt. „Im Jahre 1754 führte Hell das neue Studium der Philosophie nach der neuen Form zu Klausenburg ein" (De Luca (B. 1 St. 1 S. 182) ein neues Beispiel vom Trotz des kriegerischen Ordens. Aber schon im Jahre 1755 ward er von der Regierung an die unter der Leitung des Jesuiten Franz neu errichtete Sternwarte in Wien als k. k. Astronom berufen, und gab dieser eine solche Einrichtung, daß sie von jetzt an zu den Sternwarten ersten Ranges in Europa zählte. Hell blieb 37 Jahre lang bis an seinen Tod k. k. Astronom und veröffentlichte auf den Wunsch der Kaiserin Maria Theresia, daß auch in Wien, wie in Paris, die jährlichen astronomischen Beobachtungen durch den Druck sollen bekannt gemacht werden, jedes Jahr seine astronomischen Ephemeriden, denen er immer einschlägige Erörterungen und Abhandlungen nebst den meteorologischen Beobachtungen beifügte. „Diese 37 Bände Ephemeriden . . . sind Hell's Hauptwerk und die deutschen Auszüge daraus sind unter dem Titel: „„Beiträge zur praktischen Astronomie in verschiedenen Beobachtungen, Abhandlungen u. dgl. m. aus dem Lateinischen übersetzt von L. A. Jungnitz", 4 Bände (Breslau und Hirschberg 1791—94, gr. 8°) erschienen" (v. Wurzbach). Nur während Hell's Abwesenheit auf der Insel Wardoehuus, welche 2 Jahre und 3 Monate dauerte, vertrat Ant. Pilgram seine Stelle an der Sternwarte und gab die astronomischen Ephemeriden heraus. Hell ward nämlich im Jahre 1767 vom König Christian VII. von Dänemark eingeladen worden, auf der Insel Wardoehuus (an der nördlichen Küste Lapplands — 70° 36′ n. Br.) den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Hell hatte schon ein paar solche Einladungen ausgeschlagen, doch diese nahm er mit Erlaubniß der Kaiserin und der Obern an und langte, von seinem Ordensgenossen Joh. Sajnovics begleitet, am 11. Oktober 1768 in Wardoehuus an, wo meist unter Fackelbeleuchtung eine Sternwarte errichtet, und die Beobachtung am 3. Juni 1769 unter ziemlich günstigen Verhältnissen stattfand. „Während seines Aufenthaltes in Wardoe benützte Hell die Muße zu Forschungen und Studien über das Leuchten des Eismeeres, über das Nordlicht, über die merkliche Abnahme des nördlichen Oceans und die daraus entspringende Vergrößerung des Festlandes, über die Strahlenbrechung unter dem 70. Grad der Breite und über das Verhältniß des Aequatordurchmessers zu jenem der Pole und über die Abplattung der Erde an den Polen, über die große Declination der Magnetnadel unter mehreren Breiten- und Längengraden; über viele Höhenbestimmungen, über den Fall verschiedener Flüsse, die Stärke und Veränderlichkeit der Winde, den Wechsel der Ebbe und Fluth, über die Naturbeschaffenheit der besuchten Gegenden und über die Sprache, Religion, Geschichte und Cultur der Lappen und Finnen, wobei er bereits auf die große Aehnlichkeit zwischen der lappländischen, finnischen, magyarischen und chinesischen Sprache aufmerksam machte,

---

*) Jaszlinszki selbst war ein tüchtiger Philosoph; er gab heraus: „Institutiones Logicae et Metaphysicae." 2 Bände, Tyrnau 1754, 55, 56, 61. 4°; Wien 1756, 8°, 1764, 4°. „Institutiones Physicae generalis et particularis." Tyrnau 1757, 58 und 1761, 8°.

aus welchem Anlasse sein Begleiter Sajnovics schon damals das Werk „Demonstratio idioma Lapporum et Hungarorum idem esse" (Tyrnau 1772, 4°) herausgab"*) (v. Wurzbach: „Biog. Lex."). Auf der Rückreise verweilte Hell mit seinem Begleiter 3 Monate in Kopenhagen, wo sie die gemachten Beobachtungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften vorlasen und beide zu Mitgliedern derselben, sowie auch der königl. Akademie zu Drontheim ernannt wurden. Hell gedachte die Ergebnisse seiner Reise in einem großartigen Werke: „Expeditio literaria ad polum arcticum"**) darzulegen; allein die Aufhebung des Ordens vereitelte das Vorhaben, und nur eine Schrift über die in Wardoehuus gemachten astronomischen Beobachtungen ward veröffentlicht: „Dissertatio de transitu Veneris ante discum solis die 3. Junii 1769 Wardoehusii in Finnmarchia observato" (Kopenhagen 1770, 4°, Wien 1771 und in den Leipziger „Actio erud." 1771). Nach seiner Rückkehr setzte Hell seine Bemühungen zur Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien fort, auch ward sein im Auftrage der Regierung ausgearbeiteter Plan hiezu bereits genehmigt, als die Aufhebung der Gesellschaft, unter deren Leitung nach Hell die Akademie stehen sollte, der Ausführung des Planes hindernd entgegentrat. Außer den bereits angeführten Werken Hell's finde ich in Stöger's „Scriptores etc." noch gegen 30 verzeichnet, darunter auch einige in deutscher Sprache, worauf ich hiemit den geehrten Leser verweise; und indem ich nur noch bemerke, daß Hell correspondirendes Mitglied der königl. Gesellschaften der Wissenschaften zu Paris und wirkliches der Gesellschaften zu Kopenhagen, Göttingen, Stockholm, Drontheim, und Bologna war, sei es mir gestattet, ein Paar Worte über seinen Charakter zu sagen. Hell war „ganz seinem astronomischen Berufe, literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten hingegeben. Als nach Aufhebung seines Ordens die englische Regierung ihm einen ehrenvollen und vortheilhaften Antrag stellte, lehnte er denselben aus Anhänglichkeit an sein Vaterland ab***)... Menschenfreundlichkeit und Humanität waren die Hauptzüge seines Charakters; den Armen wendete er beinahe sein ganzes Vermögen zu, echte Frömmigkeit verbunden mit kirchlicher Toleranz war ihm eigen. Die Aufhebung seines Ordens, dem er bis an seinen Tod treu anhing" (also wiederum einer der vielen „Gezwungenen und Unzufriedenen" des Herrn Kelle), „ging ihm sehr nahe und seine daraus entsprungene, mit dem Geiste der damaligen Zeit wenig zusammenstimmende Denkungsart zog

---

*) Das Werk erschien zuerst in Kopenhagen 1770, 4°. Im Jahre 1773 war Sajnovics Professor der Mathematik an der Universität in Ofen und Adjunkt des königlichen Astronomen daselbst. Nach Aufhebung des Ordens trat er in den Privatstand, veröffentlichte aber noch 1778 eine Schrift: „Idea Astronomiae, honoribus Regiae Universitatis Budensis dicata" (Ofen, 8°). Ueberdieß existiren eine Menge Briefe von ihm an P. Spleny in Tyrnau, voll der interessantesten Nachrichten über die Nordpol-Expedition.

**) De Luca gibt in seinem Werk: „Gelehrtes Oesterreich" (B. 1 St. 1 S. 194—95) die Gliederung und Inhaltsübersicht des von Hell projectirten Werkes. Nach Stöger ist selbes im Manuscript wirklich vorhanden.

***) Da hatte Herr Kelle wohl geläutertere Begriffe von Patriotismus, als Hell mit seiner jesuitischen Bornirtheit. „Ubi bene, ibi patria" — denken manche Leute. —

ihm manche bittere Rüge und Satyre*) zu“ (v. Wurzbach: „Biogr. Lex.“). Hell starb 1792 im Alter von 72 Jahren. Sein Freund, Freiherr von Penkler, ließ ihm in Enzersdorf bei Wien ein Denkmal setzen, die Grabschrift verfaßte Denis**) (vgl. v. Wurzbach und Stöger). Ganz übergehen kann ich nun doch auch die beiden Adjuncten des Hell an der Wiener Sternwarte nicht, nämlich Pilgram Ant. und Triesnecker Frz. Ersteren kennen wir bereits, er supplirte Hell, dem er bereits seit 1753 als Gehilfe beigegeben war, während seiner Abwesenheit in Wardoehuus, an der Sternwarte in Wien und gab die astronomischen Ephemeriden heraus. In der Folge erhielt er den Titel eines kaiserlichen Astronomen, und den Auftrag mit Triesnecker und einigen Andern eine Karte von Niederösterreich aufzunehmen, überließ aber, vom Tode übereilt, die Vollendung des Werkes seinem Gehilfen Triesnecker. Hinsichtlich der astronomischen und meteorologischen Schriften Pilgrams verweise ich auf v. Wurzbach und Stöger; bei letzterem finde ich, daß er 8 in lateinischer und 4 in deutscher Sprache verfaßt hat. Pilgram's einstmaliger jüngerer Ordensgenosse Triesnecker (er hatte 12 Jahre in der Societät gelebt) war zuerst (1780) Hell's Adjunct an der Wiener Sternwarte, nach dessem Tode sein Nachfolger. Er gehörte zu den ersten Astronomen seiner Zeit, war Mitglied der wissenschaftlichen Gesellschaften in Göttingen, Prag, Breslau und München; zur Belohnung für die mühselige Vermessung von Ostgalizien und Anfertigung einer genauen Karte des Landes wurde er Ritter des Leopold-Ordens; worauf er auch die mit Pilgram unternommene Vermessung und topographische Aufzeichnung von Niederösterreich glücklich zu Ende führte: gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und unermüdliche Berufstreue, wie durch gewissenhafte Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten (vgl. Stöger) starb er 1817 im Alter von 72 Jahren. Seine Schriften sind in Stöger's „Scriptores etc.“ aufgezählt, ich finde 22 in lateinischer und 14 (einschließlich der beiden Landkarten) in deutscher Sprache angeführt. Doch für ein paar Augenblicke müssen wir in's 18. Jahrhundert zurückkehren. Ich glaubte der ehemaligen österreichischen Provinz ein Unrecht zuzufügen, wenn ich eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder, eines ihrer trefflichsten und verdienstvollsten Lehrer, die sie gerade in den letzten Decennien, die ihrer Auflösung vorhergingen, schmückten, nicht erwähnen würde: ich meine Biwald Leop. Er war einer der ausgezeichnetsten Gelehrten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und eine Zierde der Universität in Graz, wo er durch 42 Jahre die Physik und nach 1775 auch

---

*) Stöger fügt noch hinzu, daß er sich nie bewegen ließ, von der Kaiserin ein Beneficium oder eine kirchliche Würde anzunehmen, und daß er jeden Samstag zu Ehren der allerseligsten Jungfrau zu fasten pflegte.

**) Auch ein lateinisches Epigramm machte Denis auf Hell's Tod:

„Corpore dum posito levior tellure relicta
Candidus ad Superos Hellius urget iter,
Et nunc has stellas, nunc illas transvolat, inquit:
Sat vos suspexi: despicere incipiam.“

Als sich vom Körper befreit Hell hurtig der Erde entschwungen,
Und von Strahlen umglänzt schwebet zum Himmel empor,
Fliegend von Sternen zu Sternen, da rief er: Schon lang genug schaute
Ich zu euch auf: jetzt nun schau ich hernieder auf euch.

Naturgeschichte lehrte, Mitglied des Universitäts-Consistoriums und der k. k. Agricultur-Societät in Steiermark (s. Jahresbericht des Grazer Gymnasiums 1871 — S. 23). Er war 16 Jahre alt 1747 in den Orden getreten. „Rasch entwickelten sich seine glücklichen Geistesanlagen und früh schon zeigte sich die ganze Stärke seines künftigen Berufes. Er bildete sich in der Theologie, Philosophie, Mathemathik und Physik so sehr aus, daß er nacheinander zum Lehrer in der Rhetorik am Gymnasium zu Laibach, zum Doctor der Theologie, dann (zu Ende des Jahres 1761) zum Professor der Logik und bald darauf der Physik in Graz ernannt wurde. Der nun folgende Zeitraum war der glänzendste seines Lebens, denn er gab ihm Gelegenheit, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse auszubreiten. Er war es, der zuerst ein gründliches, kritisches Studium dieser Wissenschaft anbahnte, und ihr Gebäude von jenen Unrichtigkeiten und Vorurtheilen säuberte, die es damals so sehr eingenommen hatten. Mächtig war die Wirkung seines Vortrags und seiner Grundsätze auf die Zuhörer und die ganze wissenschaftliche Welt. Seine physikalischen Collegien waren reich besucht, die Söhne des höchsten Adels drängten sich dazu. Sein Lehrbuch der Physik" („Physica generalis et particularis, quam auditorum philosophiae usibus accommodavit Leopoldus Biwald etc." 1. Band mit 495 Seiten gr. 8° und 14 Karten; 2. Band mit 386 Seiten und 13 Karten), „das er im Jahre 1766 in lateinischer Sprache herausgab, hatte den ungewöhnlichsten Erfolg. Es erlebte rasch nach einander drei, stets vermehrte Auflagen und ging über die Grenzen Oesterreichs in alle gebildeten Staaten Europa's. In demselben bewunderten die Fachmänner Vollständigkeit, Gründlichkeit, Ordnung, Methode, Deutlichkeit und Reinheit des Styls. Sein sich so verbreitender Ruf setzte ihn nun in die ehrenvollsten Verbindungen mit ausländischen wissenschaftlichen Autoritäten und viele fremde Universitäten machten ihm die schmeichelhaftesten Anträge. Aber er hatte beschlossen, seinem Vaterlande getreu zu bleiben." — Wiederum ein unpatriotischer Jesuit im schroffen Gegensatze zu Herrn Dr. Kelle!

Um dieselbe Zeit, wo Biwald das Lehrbuch seiner Physik herausgab, veröffentlichte er auch ein naturgeschichtliches Werk in drei Bänden „Selecta ex amoenitatibus academicis Caroli Linnaei dissertationes ad universam naturalem historiam pertinentes, quas edidit et addidamentis auxit L. B. e S. J." (Graz 1764, 1766, 1769, gr. 8°), worin er Linné's System gegen die Angriffe des sonst in diesem Fach berühmten Professors an der Wiener Universität, Freiherrn von Crantz vertheidigte, wodurch er in freundschaftlichen Verkehr mit Linné selbst kam, welcher aus Upsala ein verbindliches Dankschreiben in lateinischer Sprache an ihn sandte. Biwald richtete sein Augenmerk auch besonders darauf, seine Schüler und das gebildete Publikum mit ausländischen, in die Physik einschlägigen Werken und Abhandlungen bekannt zu machen, indem er solche Werke theils neu auflegen ließ, theils in's Deutsche übersetzte, um sie dann bei feierlichen Promotionen als Festgeschenke unter die Anwesenden zu vertheilen. So gab er heraus: „Theoria Philosophiae naturalis, redacta ad unam legem virium in natura existentium auctore J. R. Boscovich S. J. etc." (Graz 1765, 4° mit 311 S. und 4 Karten). Biwald vertheidigte in einer besonderen Schrift Boscovich's System gegen einen Berliner Kritiker (Graz 1873, 8°). „Isaaci Newtoni Optices Libri tres: accedunt ejusdem Lectiones opticae, et Opuscula omnia ad Lucem et Calores pertinentia" (Graz 1765, 4°, 364 S. und 2 Karten). „Dissertatio de studii phy-

sici natura, ejus perpetuis mediis et cum scientiis reliquis nexu" (von ihm selbst — Graz 1767, 4°). „De objectivi Micrometri usu in Planetarum diametris metiendis. Exercitatio optico-astronomica habita in Coll. P. P. S. J. Romae" (Graz 1768). „Jos. Reebmann S. J. Dialogi de primis veritatibus, seu primis Philosophiae principiis" (Graz 1770, 4°). „De Incremento frugum. Dissertatio ex mechanismo deducta a P. Joan. B. Zallinger S. J. Cum Praefatione Biwaldi" (Graz 1772, 8°). „De Viribus materiae ejusdem" (Graz 1772). Schließlich die Uebersetzung der Rede eines Professors an der Petersburger Akademie über die Aehnlichkeit der elektrischen und magnetischen Kraft — aus dem Lateinischen (Graz 1771, 8°) und eine zweite einer Abhandlung über das Platina aus den Jahrbüchern der Berliner Akademie — aus dem Französischen (Graz 1773, 8°).

Mit der Aufhebung seines Ordens scheint Biwald's schriftstellerische Thätigkeit erlahmt zu sein: doch nicht erlahmte sein Eifer im Lehramte; die Ergebenheit und Verehrung, welche seine Schüler, die er nicht bloß in die Kenntniß der Gesetze der Natur einzuführen, sondern auch zur Selbstkenntniß und zur Erfüllung des göttlichen Gesetzes anzuleiten suchte (vgl. Stöger), für ihn hegten, war eine außerordentlich große; sein edler Charakter (vgl. v. Wurzbach) hatte ihm die allgemeine Zuneigung und Hochachtung gewonnen; sein Lehrbuch ward bald nach Aufhebung der Societät durch kaiserliches Decret an allen Lehranstalten Oesterreichs eingeführt, er selbst 1787 zum Rector des Lyceums erwählt. „In Anerkennung so vieler Verdienste, so erfolgreichen Wirkens verlieh Kaiser Franz II. dem 74jährigen Greise die goldene Medaille mit der Kette, die ihm, da er Kränklichkeit halber seine Wohnung nicht verlassen konnte, von dem Landesgouverneur in diese überbracht und feierlich angehängt ward. An diesem Tage zeigte sich die Verehrung und Liebe, welche Hoch und Nieder für den greisen Gelehrten empfand. Sein Tod" (1805) „gab die Losung zu allgemeiner und aufrichtiger Trauer. Nach seinem Tode erhielt Fischer in Wien den Auftrag, seine Büste anzufertigen, die in der Universitätsbibliothek aufgestellt ward"*) (v. Wurzbach: „Biogr. Lex.").

*) Der erste Anstoß zur Anfertigung dieses Denkmals ging von Markus Sandmann, Custos und nachmaligem Bibliothekar der Lyceumsbibliothek, dem Freunde des Verblichenen, aus. Die wohlgelungene Arbeit kostete 600 fl. W. W.; die Summe ward durch freiwillige Beiträge von Seite der Freunde und Schüler des Verewigten aufgebracht, von denen einige mit recht sinnigen Devisen begleitet waren, z. B.: „Leopoldi Biwald, naturae adytis penetrandis nati, scriptis celeberrimi, mira in tradenda physice scientia, claritate pollentis, morum suavitate omnibus accepti, virtute, religione nulli secundi cineribus sacrum." „Aechter Unterricht verdient ewigen Dank." „Tumulo docentis edocti lacryma." „Ehre und schätze deinen Lehrer auch im Grabe, denn alles Gute und Edle an dir ist seine Gabe." „Avvi sino alle Spondi d'Ádria amica, chi del Sapiente di Germania la memoria onora." Die Inschrift der Büste lautet: Leop. Biwald Soc. Jes. Presb. Phys. Prof. Publ. Ac. Ord. Ter. Rect. Magn. Viro. Prob. Justo. Docto. Mansueto. Lycei Graecensis Decori ac Ornamento. Amici. Discipulique. Lugentes. Posuere. — Vixit annos LXXV. Docuit Annos XLIII. Obiit. Sexto. Idus. Septembris MDCCCV. (vgl. „Jahresbericht des Grazer Gymnasiums 1872" — S. 23—24.) Biwald's Biographie verfaßte Kunitsch (Graz 1808, 8°).

Also auch aus dem Lyceum traten die Jesuiten, wie aus dem Gymnasium, mit Ehren ab: durch kaiserliches Decret ward das von einem Jesuiten verfaßte Lehrbuch der Physik zum allgemeinen Gebrauch in allen Lehranstalten eingeführt; und wenn auch so große Ehre anderen jesuitischen Lehrbüchern nicht zu Theil ward, so finde ich doch, daß manche von Jesuiten verfaßte Lehrbücher auch nach Aufhebung der Gesellschaft, ja auch noch nach dem Tode der Verfasser sich auf den Lehrkanzeln sowohl im In- als im Auslande behaupteten. So z. B. wurde die Logik und Metaphysik von Horvath Joh. (vgl. S. 565—66) noch im Jahre 1777 in Tyrnau (erste Auflage 1767), dann 1780 in Augsburg, 1782 in Ofen und in Venedig aufgelegt (8. Auflage); ja sein Lehrbuch der Mechanik ward in Ungarn auf Allerhöchsten Befehl für die Prüfungen vorgeschrieben; Storchenau's „Institutiones Logicae et Metaphysicae" erlebten mehrere Auflagen in Wien, eine in Venedig 1775, eine nach dem Tode des Verfassers in Ofen 1798; auch Mako's (vergl. S. 572) Lehrbücher der Metaphysik und Mathematik wurden noch 1796 und 1797 in Wien und Venedig aufgelegt, nachdem der Verfasser bereits 1793 gestorben war: doch ich bin wiederum weitläufiger geworden, als es den Anklagen des Herrn Kelle gegenüber noth that. Stöger's und Pezel's Bücher bieten noch eine ziemlich lange Reihe von Schriftstellern, die in den letzten 2 — 3 Decennien vor Aufhebung des Ordens oder unmittelbar nachher über Mathematik und Naturwissenschaften schrieben; allein ich glaube, durch die im Vorhergehenden vorgelegten Daten jeden vernünftigen und leidenschaftslosen Leser zur Genüge überzeugt zu haben, daß die Jesuiten der österreichischen und böhmischen Provinz auch die Mathematik mit Vorliebe und großem Erfolge sowohl in als außer der Schule betrieben haben, indem sie auch in diesem Fache Gelehrte aufweisen können, die keinem ihrer Zeitgenossen nachstanden, und für immer zu den Koriphäen dieser Wissenschaft gehören werden, und die in der Schule den mathematischen Unterricht mit Eifer und nach einem Maßstabe ertheilten, der dem modernen nicht nachsteht. Man vergleiche z. B. das oben (S. 561 A.) angeführte Lehrbuch von Stephan Schmidt, oder das von Hell „Elementa Arith. numericae et literalis seu Algebrae" (mit den „Exercitationes Arithmeticae" 314 S., 8° ohne die Geometrie); man vergleiche die Lehrbücher der Physik von einem Horvath (I. B. mit 502 S. gr. 8° und 7 Karten, II. B. mit 471 Seiten und 8 Karten) oder die kurz zuvor genannten von Biwald, und man wird finden, daß der damalige absolvirte Schüler eines Lyceums troß des kärglichen mathe-

matischen Unterrichts im Gymnasium den modernen absolvirten Gymnasisten an mathematischem Wissen durchaus nicht nachstand; daß man aber das alte Gymnasium, wenn man es mit dem heutigen vergleichen will, nur in Verbindung mit dem Lyceum nehmen darf, habe ich oben (S. 392 — 396) gezeigt, und versteht sich wahrlich die Sache von selbst. Althergebrachte und allgemeine Sitte war es, daß im Gymnasium der mathematische Unterricht nur nebenher betrieben wurde, weil er mit der damaligen Hauptaufgabe desselben, gründlicher Erlernung des Latein, nicht vereinbar war; er blieb dem Lyceum vorbehalten; und ich denke, die alte Einrichtung, besonders wenn man die drei Jahrgänge für das Lyceum beibehalten hätte, war naturgemäßer und deshalb vortheilhafter, als die moderne, wobei der Unterricht in der Mathematik und Physik nichts gewinnt, der in den klassischen Sprachen aber, besonders der so wichtige*) im Latein zu Schaden kommt; namentlich dort, wo man schon das Untergymnasium ganz zwecklos, trotz all der schönen Phrasen, aus bloßer Systematomanie mit Physik, Geometrie, Naturgeschichte angestopft hat. Extensiv und intensiv vollständigere Geistesbildung soll das Allerlei bewirken; aber wenn die Bildungsstrahlen in so buntem Gewirre von allen Seiten in die junge Seele des Knaben hineinblitzen, so steht doch zu befürchten, daß sie einander paralysiren und, ohne gezündet zu haben, spurlos verlöschen; ich denke, die Erfahrung spricht dafür. „Pluribus intentus minor est ad singula sensus" lautet der alte weise, aus der Beobachtung der menschlichen Natur hervorgegangene Spruch, der immer und überall aller überspannten Unterrichtssysteme spotten wird. Doch zurück zu unserem Thema. Was also Mathematik betrifft, war in den alten Schulen der junge Mann, wenn er das Lyceum absolvirt hatte, nicht schlechter, eher besser daran, als der heutige absolvirte Gymnasiast. Aber in der Physik? — Ich glaube, ein gewöhnlich talentirter Schüler gewann damals eben so viel als heut zu Tage ein gut, oder auch sehr

*) Denn wichtig ist der Unterricht im Latein sicherlich: nichts zu sagen von der Geist bildenden Kraft der lateinischen Sprache und der Lectüre der lateinischen Klassiker sind ja auch alle Schätze der Gelehrsamkeit, die auf dem Gebiete der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, Mathematik, Naturwissenschaften und Geschichte seit den Anfängen des Christenthums durch das ganze Mittelalter herab bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgehäuft worden, beinahe nur in lateinisch geschriebenen Werken hinterlegt: so daß in Gymnasien, wo das Studium der lateinischen Sprache unter dem Drucke der Menge anderer Gegenstände leidet, der Jüngling nicht nur eines trefflichen formalen Bildungsmittels, sondern auch der Möglichkeit, in vielen Wissenszweigen sich selbstständig auszubilden, beraubt wird.

gut talentirter. Wie so? — Weil er sein Talent und seine Zeit, nicht durch so viele Gegenstände zersplittert, mit größerer Energie darauf verwenden konnte. Dabei standen die Lehrbücher an Reichthum des Inhalts, wie man aus dem Gesagten sich überzeugen kann (die späteren Erfindungen kommen hiebei selbstverständlich nicht in Betracht), den modernen nicht nach. Doch in der Naturgeschichte? — Nach Aristoteles' Vorgange haben sich die Jesuiten mit Naturgeschichte immer beschäftigt und auch naturgeschichtliche Werke geschrieben, ja auch frühzeitig mit geologischen Beobachtungen sich befaßt, wie die „Lettres edifiantes et curieuses" und der in Wien erschienene „Weltboth" nebst manchen speciellen, schon in Alegambe's Bibliothek angeführten Werken einzelner Jesuiten bezeugen; und noch mehr, auf manchen Universitäten hielten sie sogar Vorträge über die Naturgeschichte (obgleich die Ratio studiorum solcher Vorträge mit keinem Wörtchen*) erwähnt). So hielt der von deutschen Eltern in Spanien (1595) geborne, durch seine ascetischen Schriften auch in Deutschland bekannte Joh. Eus. Nieremberg schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an der königlichen Akademie zu Madrid aus der Naturgeschichte Vorlesungen und veröffentlichte folgende Werke: „Historia naturae maxime peregrinae." (16 Bücher — Antwerpen 1635, Fol.) „Curiosae Philosophiae et Thesauri mirabilium Naturae lib. VI." — dazu: „Prolusio ad Historiam Naturalem" — (Antrittsrede, die er in spanischer Sprache gehalten hat vor Eröffnung seiner Vorträge); „De Antipathia et Sympathia"; „De Artificio Naturae". (Alegambe S. 238.) Missionäre aus der Societät, über alle vier Welttheile zerstreut, waren es größten Theils, welche zuerst wissenschaftliche Untersuchungen über die physische Beschaffenheit der beiden Indien, Chinas und Japans und der anderen neu entdeckten Länder, über deren Produkte aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche anstellten und die ersten zuverlässigen Nachrichten über diese bisher unbekannten Länder und ihre Naturwunder nach Europa überschickten: und wie sie so die Naturgeschichte bereicherten, so bereicherten sie durch ihre geographischen und historischen Forschungen über diese Länder und Völker, die Geographie und Geschichte. Eine Menge solcher Briefe von Missionären aus der böhmischen und österreichischen Provinz finden sich auch in Pelzel's und Stöger's Buche angezeigt.

---

*) Das heißt, sie waren nicht vorgeschrieben, deßhalb aber nicht verboten. So war es und ist es hinsichtlich des Vortrages der Geschichte und der Mathematik im Gymnasium und mancher anderer Dinge.

Daß nun auch die Jesuiten in den soeben genannten Provinzen sich mit dem Studium der Naturgeschichte befaßten, haben wir bereits S. 563 gesehen: schon 1724 schrieb Klausal ein naturgeschichtliches Werk und 1748 trat Kisling mit zwei anderen hervor, woraus wir zugleich ersehen, daß die Jesuiten in Prag bereits (seit wann?) eine Mineralien- und Pflanzensammlung angelegt hatten; ja schon aus dem 17. Jahrhunderte kann die böhmische Provinz an dem großen Bohuslav Balbin einen Naturforscher aufweisen, welcher im ganzen I. Buche der 1. Decade seiner „Miscellaneorum Historicorum Bohemiae" nur von der Naturgeschichte Böhmens handelt („Decadis I Liber I, qui Historiam Naturalem Bohemiae complectitur"; Prag 1679 Fol.). Als spätere Naturforscher und Geologen haben wir Dirsbach, Zeno, Polansky, Sagner, Zeplichal kennen gelernt. Hinsichtlich der österreichischen Provinz will ich aus der älteren Zeit nur den ungarischen Polyhistor Szentivany Mat. anführen, welcher in seinem Hauptwerke: „Curiosa et selectiora variarum Scientiarum Miscellanea" (Tyrnau 1689 — 1702) in der 2. Decade von den verschiedenen Theilen der Naturgeschichte („Historiae naturalis diversae partes"), in der 3. aber von den Pflanzen, Thieren, Vögeln, Fischen, den Alluvial- und schädlichen Thieren handelt; aus der neueren Zeit mögen Folgende erwähnt werden.

Kampmiller Ign. „Dialogi de rebus naturalibus ex anno erudito Nic. Parth. Gienetasii S. J." (Wien 1729, 8°). — **Grubanovics** Jos. „Dissertationes de variorum animalium natura et proprietatibus" (Graz 1840, 8). — **Schreiner** Ign. „Tractatus de animalibus subterraneis et insectis ex Operibus R. P. Athan. Kircheri S. J. excerptus" (Graz 1741, 12°). — **Poda** Nic., er legte im Collegium zu Graz ein Naturalienkabinet an, wo er zugleich das Amt eines Directors der Sternwarte versah, denn er war zugleich ein ausgezeichneter Mathematiker und Mechaniker, weßhalb er auch 1760 an die Bergakademie zu Schemnitz in Ungarn geschickt wurde, wo er den Zöglingen derselben Markscheidekunst und Bergwerks-Mechanik vortrug; nach Aufhebung des Ordens gab er in Wien Privat-Collegien aus den mathematischen Wissenschaften. Hieher gehörige Werke: „Insecta Musaei Graecensis in ordines, genera et species juxta systema naturae Linnei digesta" (Graz 1761, 8°); „Selecta ex amoenitatibus academicis Caroli Linnei" 3 Bände (Graz 1764 — 67) sammt drei Zugaben: im 1. Band zur Abhandlung „De corallis balticis"; im 2. „Descriptio corporum terrestrium et mineralium, quae in Monte Arzberg Styriae superioris reperiuntur"; im 3. „Examina lapidum ferrariorum montis Arzberg" und „Descriptio lapidum ferrariorum Musaei graecensis cum nominibus specificis, vernaculis, synonymis, loco natali, usu, observationibus." „Verzeichniß der Fossilien im Oekonomiegebäude der k. k. Theresianischen Akademie" in Gemeinschaft mit Franz Eder (Exjesuit), Professor der Chemie (Wien 1776, 8°). Mehrere

Schriften über die Maschinen in dem Chemnitzer Bergwerk gehören nicht hieher. — Schiffermüller Ign. Während seiner philosophischen Studien in Wien studirte er unter der Anleitung des P. Franz (vgl. S. 573) die Mineralogie und von Khell erhielt er Unterricht in der Numismatik; als Grammatikallehrer zu Passau machte er sich mit der Botanik bekannt und setzte in Wien am Theresianum die naturgeschichtlichen Studien fort. Schriften: „Versuche eines Farbensystems.“ (Wien 1772, 4°); „Systematisches Verzeichniß der Schmetterlinge in der Wiener Gegend“ (Wien 1776, 4°); „Nachlese zur Geschichte der österreichischen Insekten“ in Schranks (Exjesuit) Briefen über die Naturgeschichte. — Lange vor diesem hatte bereits 1752 Kaschuttnig Joach., Vorsteher des mathematischen Museums und der Sternwarte in Graz, sein mineralogisches Werk: „Regni mineralis pars nobilior etc.“ (vgl. S. 566) veröffentlicht. — Mitterpacher Ludw., ein auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und Oekonomie sehr fruchtbarer und hochverdienter Schriftsteller. Nach Aufhebung des Ordens, in welchem er 24 Jahre gelebt hatte, trug er am k. k. Theresianum in Wien Physik, Naturgeschichte und Oekonomie vor, bekam aber bald einen Ruf an die Universität von Ofen als Lehrer der Physik, Geographie, Naturgeschichte und der Landwirthschaft, welchem Amte er nun bis zu seinem im Alter von 80 Jahren erfolgten Tode alle Kräfte weihte. „Sein edler, uneigennütziger Eifer für den Ruhm der Universität und den Flor der Wissenschaften erwarb ihm als Lehrer und Gelehrten Liebe und Achtung seiner Schüler und seiner Nation, für deren Wohl er rastlos arbeitete . . . Er sprach und schrieb die vorzüglichsten neueren Sprachen Europa's und war ein gründlicher Kenner der alten griechischen und römischen Literatur . . . Man rühmte von seinem Style, daß er jenem Collumella's in Präcision und Eleganz gleiche. Ihn selbst aber nannte man zu seiner Zeit den „Bonnet Ungarn's“ (v. Wurzbach). Er ward zum infulirten Abt des heiligen Geistes von Monostor und zum Senior der philosophischen Facultät ernannt, auch war er Mitglied der Akademie zu Bologna und der niederösterreichischen Landwirthschafts-Gesellschaft. Er schrieb theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache, und war vom Jahre 1773—1808 ununterbrochen schriftstellerisch thätig; seine „Elementa rei rusticae“ (3 Theile, Ofen 1778 und 1794, 8°) wurden ins Italienische übersetzt (Mail. 1784, 1789 und 1795) und vom Gubernium allen Pfarrern mitgetheilt; die Zahl seiner Werke ist aber zu groß, als daß ich sie hier anführen könnte; man sehe hierüber Stöger oder v. Wurzbach; noch nach seinem Tode wurden seine „Opera oeconomica“ in Leipzig (8°, 1815) herausgegeben. — Piller Mathias wurde nach Auflösung der Societät, der er 23 Jahre angehört hatte, Doctor der Philosophie und Professor der Naturgeschichte zu Ofen, und veröffentlichte als solcher: „Historiae naturalis conspectus etc.“ 3 Theile (Tyrnau 1775 und Ofen 1779); und in Gemeinschaft mit dem vorher genannten Mitterpacher Ludw.: „Iter per Poseganam Slavoniae Provinciam 1782 susceptum cum icon. in tab. aen. XVI.“ (Ofen 1783, 4° maj.) — Mitterpacher's und Piller's Zeitgenosse, der bereits S. 570 genannte Gueßmann Frz. hat sich nicht bloß in seinem Lithophilacium durch eine neue Systematisirung der Mineralien, sondern auch im 2. Bande (472 S. gr. 8°) seiner „Beiträge zur Bestimmung des Alters der Erde“ als tüchtigen Naturforscher und Geologen erwiesen, so wie der 1. Band (268 S.) von seiner erstaunlichen Alterthums- und Geschichtskunde zeugt. — Grossinger Joh. — war in den Orden getreten 1745, versah das Lehramt am Convict zu Tyrnau, an der theresianischen Ritterakademie zu Wien

und am Adelsconvict zu Kaschau, ertheilte auch den Repetenten Unterricht in den schönen Wissenschaften in Raab; in den drei letzten Jahren war er Feldpater bei dem in Italien stehenden Regiment „Haller". Auf seinen Wanderungen durch die meisten österreichischen Provinzen besuchte er fleißig die Naturalien-Cabinete und verlegte sich selbst emsig auf das Ansammeln von Naturobjecten, womit er dann das Museum in Kaschau bereicherte. Nach Aufhebung der Gesellschaft blieb neben seelsorglichen Verrichtungen die Naturgeschichte sein Lieblingsfach und er begann sein großartiges Werk: „Universa Historia physica Regni Hungariae secundum tria Naturae regna" (Preßburg und Komorn 1793—97, 8°) zu veröffentlichen, wovon aber nur die 5 ersten Bände bis zur Dendrologie einschließlich in den Druck kamen, die übrigen 4 noch im Manuscript vorhanden sind (vgl. Stöger). — Daß Leop. Biwald nicht bloß ein tüchtiger Lehrmeister in der Physik, sondern auch in der Naturgeschichte gewesen, hat er durch die Herausgabe seiner kurz zuvor angeführten „Selectae ex . . . dissertationes" bewiesen, worin er Linné gegen Cranz vertheidigte und dadurch die Freundschaft des Begründers der Botanik gewann. — Fridvalszki Joh., ein hoch verdienter ungarischer Geschichts- und Naturforscher; sehr gelobt von den ungarischen Literärhistorikern Horanyi und Benkö. Er unternahm sehr viele Reisen durch Siebenbürgen, um die mineralische Beschaffenheit des Landes zu erforschen, und machte dabei manche interessante Entdeckung. Seine Verdienste belohnte nach Aufhebung des Ordens die Kaiserin Maria Theresia zuerst mit 100 Ducaten, dann durch eine Pensionszulage von 200 fl., so wie durch eine Domherrnstelle in Szepus; er wurde auch Erzdiakon im Liptauer Comitat und Beisitzer der Gerichtstafel; starb aber schon 1784, erst 54 Jahre alt. Hieher gehörige Werke: „Mineralogia Magni Principatus Transylvaniae, seu ejus metalla, semimetalla, sulphura, salia, lapides et aquae" (Klausenburg 1767, 4° mit Abbildungen); „Dissertatio de Skumpia seu Cotino, planta coriario (Rhus Cotinus Linnaei) cum diversis experimentis in Transylvania institutis" (Klausenburg 1773, 4°, mit Abbildungen); „Dissertatio de Ferro et de Ferrariis Hungariae et Transylvaniae" (das., 12°). — All' den Genannten that es an unermüdlichem Forschungs- und Sammlungsfleiße, so wie an literarischer Berühmtheit Wulfen Franz X. zuvor. Folgende Daten über Wulfen sind dem Programm des k. k. Staatsgymnasiums zu Klagenfurt von 1851 entnommen. „Geboren zu Belgrad 1728, Sohn des k. k. Feldmarschall-Lieutenants Ch. Fr. Freiherrn v. Wulfen, in den Orden getreten 1745 wurde er 1750 unter Anleitung eines Arztes in das Studium der Botanik eingeführt, und bis an das Ende seines Lebens blieb er von nun an der schönen Wissenschaft mit immer gleicher Wärme und Treue ergeben. Ueberall, wohin ihn sein Beruf führte, eröffnete sich ihm nun eine neue Welt — überall wußte er mit unermüdetem Forschergeiste die Schätze der Natur aufzuschließen. So war es in Görz, wo er 1761 die Mathematik lehrte — Laibach, wo er 1762 Philosophie und im folgenden Jahre die Naturlehre vortrug. Von wichtigem Einflusse auf Wulfen war hier sein Verhältniß zu Dr. Scopoli, welchen er bei seinen naturhistorischen Arbeiten kräftig unterstützte, daher auch in Scopoli's Flora Carniolica den Verdiensten Wulfen's volle Anerkennung gezollt wird, mit den Worten: „Eximia in Floram nostram merita sunt R. P. Francisci Xaverii Wulfen e S. J., qui indefessa industria collectas circa Goritiam plurimas plantas benevole communicavit."

„Im Jahre 1764 kam Wulfen nach Klagenfurt, um die Lehrkanzel der Physik

und Mathematik zu übernehmen. Nun sah er sich in ein herrliches Alpenland versetzt, dessen Reichthum an naturhistorischen Schätzen beinahe noch unerforscht da lag. Mit unermüdlichem Eifer wurden jährlich Ausflüge unternommen, die interessanten Alpen zu wiederholten Malen bestiegen, dabei aber nicht allein das Pflanzenreich erforscht, sondern auch für die Fauna Kärntens wurden Materialien gesammelt, wie nicht minder den wichtigen mineralogischen Schätzen die Aufmerksamkeit geschenkt wurde. So arbeitete Wulfen fort durch 42 Jahre, und sammelte sich den Stoff zu einer großen Zahl trefflicher Abhandlungen aus allen drei Naturreichen."

„Zwei Mal dehnte Wulfen seine Forschungen auch auf die Küsten des adriatischen Meeres von Triest bis Venedig aus, und eben so oft reisete er mit seinem Freunde Thys nach den Niederlanden, wo er seine Kenntnisse durch den Besuch der berühmtesten Gärten und durch die persönliche Bekanntschaft mit Botanikern erweiterte. Wulfen's Name gehörte bald zu den berühmtesten seines Faches, er stand im häufigen Briefwechsel mit den ersten Naturforschern seiner Zeit, z. B. Linné, Jacquin (vgl. De Luca), Scopoli (vgl. De Luca), Hedwig, Schreber, Römer, Fröhlich, Dellius, Hoppe, Hacquet (vgl. De Luca), Hladnik und vielen andern; viele derselben widmeten ihm ihre Werke; die naturhistorischen Gesellschaften zu Stockholm, Göttingen, Jena, Berlin, Erlangen u. a. ernannten ihn zu ihrem Mitgliede."

„Diesem vielbeschäftigten Leben setzte endlich der am 17. März 1805 erfolgte Tod ein Ziel. Das Hinscheiden dieses als Priester und Gelehrten gleich vortrefflichen Mannes wurde von seinen zahlreichen Freunden tief betrauert, während die Wissenschaft an ihm einen fruchtbaren, durch große Genauigkeit ausgezeichneten Beobachter verlor. Im Jahre 1838 wurde zum Andenken an Wulfen's Verdienste durch freiwillige Beiträge ein Denkmal auf dem hiesigen Friedhofe errichtet und so die letzte Pflicht dankbarer Verehrung erfüllt."

Ueber seine Schriften und besonders über das Schicksal seiner großartigen „Flora Norica" und „Fauna Norica" möge man bei Stöger oder in dem eben angeführten Programm des Klagenfurter Gymnasiums nachsehen. — Grueber Tob. großer Naturforscher, besonders ausgezeichneter Hydrograph. Er war zwar nur 15 Jahre in der Gesellschaft gewesen, hatte aber alle Studien in derselben absolvirt, namentlich die Mathematik unter Scherffer, und die priesterlichen Weihen empfangen. Anfangs Gehilfe des Directors der Donauschiffahrt, des Exjesuiten J. Walcher (vgl. S. 568), war er hierauf (1774—1777) Bau- und Navigationsdirector im Temesvarer Banat und seit 1780 Baudirector der böhmischen Cameral-Herrschaften und Mitglied der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Aus Grueber's sehr zahlreichen Schriften (20 bei Stöger, vgl. v. Wurzbach) mögen folgende hier erwähnt werden: „Briefe hydrographischen und physikalischen Inhalts aus Krain" (Wien 1781, 8°, mit 3 Kap. und 29 Vign.); „Von der Figur des Basalts" (Prag 1786); „Physikalische und oryktologische Beobachtungen während einer Reise durch die Sudetten" (Dresden 1791, 4°); „Ueber die Rhomboidalabschnitte in geschichteten Gebirgen" (in den „Abhandlungen der böhm. Ges. der Wiss." 1795). — Frz. Schrank gehörte der österreichischen Provinz nur 11 Jahre lang an; nach Aufhebung des Ordens ward er in Wien zum Priester geweiht und zum Doctor der Theologie ernannt und kehrte dann nach Bayern in sein Vaterland zurück; dennoch hatte auch er im Orden die erste Anregung zum Studium der Naturgeschichte erhalten und den Grund dazu gelegt, wie wohl auch sein erstes veröffentlichtes Werk zeigt: „Enumeratio Insectorum Austriae indigenorum" (Augsburg 1781, 8°).

Schrank wurde bald einer der tüchtigsten Gelehrten und fruchtbarsten Schriftsteller auf dem Gebiete der Naturgeschichte und Landwirthschaft: er war Professor der Oekonomie, der Botanik, des Forst- und Bergwesens zuerst in Ingolstadt, dann in Landshut und Director der Gelehrten-Gesellschaft zu Burghausen; seine Schriften erreichen bei Stöger die Zahl 83, alle, bis auf 3—4, naturhistorischen Inhalts.*)

Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, daß für die Jesuiten die Naturgeschichte nie ein fremdes Gebiet war, besonders aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein großer Eifer für das Studium derselben entbrannte. Ob nun die Jesuiten in Oesterreich in älteren Zeiten auch hin und wieder, wie der P. Nieremberg an der königlichen Akademie in Madrid, an den Universitäten Vorträge über die Naturgeschichte gehalten haben oder nicht, das kann ich nicht entscheiden; daß sie aber nach der Einführung des neuen Studienplanes für die philosophische Facultät (1753), wodurch die Naturgeschichte als obligater Lehrgegenstand erklärt wurde, solche hielten, ja nicht anders handeln konnten, ist nach all' den bisherigen Ausführungen und speciellen Bemerkungen**) unzweifelhafte Thatsache. Also auch in der Naturgeschichte ertheilten die Jesuiten Unterricht; zwar nicht am Gymnasium, aber

*) Vielleicht fände mancher Leser ein Interesse daran, wenn ich hier die Verdienste der Jesuiten aus all den verschiedenen Provinzen um Mathematik und die Naturwissenschaften skizziren würde; allein es würde mich zu weit führen: Cretineau-Joly thut dieses B. 4 S. 337—356, worauf ich hiemit den geehrten Leser verweise; indem ich nur noch bemerke, daß dort über 160 Namen von Jesuiten angeführt sind, welche alle um die Pflege und Aufnahme der mathematischen und physikalischen Wissenschaften sich wesentliche Verdienste erworben haben. Selbst im fernen China wurden Missionäre der Societät, z. B.: Ad. Schall, Ferd. Verbiest Frz. Noel, Lud. le Comte, Joh. Terentius, Aug. Hallerstein (aus Oesterr.), Ig. Kogler, die Lehrmeister der auf ihre mathematischen Kenntnisse so stolzen Mandarinen und Astronomen am kaiserlichen Hofe.

**) In Prag, wie wir gehört haben, führte die Studienreform Stepling ein, und wachte über deren Ausführung sowohl in der philosophischen Facultät, als in den Gymnasien (vgl. S. 564); in Linz that dasselbe Walcher (vgl. S. 568), in Klausenburg Hell (vgl. S. 575); daß es in Graz geschah, bezeugt das Diarium des Collegiums selbst, und daß dasselbe der Fall in Klagenfurt war, belehrt uns das kurz zuvor angeführte Programm von dem dortigen Gymnasium. „Die wichtigen Reformen", heißt es dort im Berichte vom Jahre 1753, „welche auf Befehl der Kaiserin mit dem Unterrichtswesen . . . vorgenommen worden, traten auch am Gymnasium (und selbstverständlich auch am Lyceum) ins Leben. Vor Allem wird die Lehranstalt unter die Aufsicht der k. k. Behörden gestellt, und die oberste Leitung einem k. k. Schulen-Oberaufseher übergeben . . . Oeffentliche Prüfungen im Beisein des Schulen-Oberaufsehers werden eingeführt. Zugleich wird auf Kosten des Collegiums ein physikalisches Cabinet angelegt." Daß die Reform auch in Olmütz eingeführt war, ersehen wir aus dem mathematischen Lehrbuch von Steph. Schmidt (vgl. S. 561 — A.); auf diese ein-

wohl nach der damaligen Ordnung der Dinge am Lyceum, und ich glaube, die Ordnung war eine bessere, als die gegenwärtige, besonders wenn die drei Jahrgänge für die philosophischen Studien beibehalten worden wären. Bis zum Jahre 1753 bestanden nämlich drei philosophische Jahrgänge, in deren erstem Logik und Mathematik, im zweiten Physik mit Mathematik, im dritten Metaphysik, Geschichte und Ethik vorgetragen wurde. Gemäß der Reform von 1753 gab es nur zwei philosophische Curse, der 1. mit Logik, Methaphysik und Mathematik, der 2. mit Physik, Ethik und Naturgeschichte, wozu noch für künftige Theologen und Juristen das Studium der Geschichte und Jurisprudenz kam. Nun die Zahl der Lehrjahre reduciren, die der Lehrobjecte aber vermehren, mochte der Förderung der Wissenschaften und der Ausbildung der jungen Leute eben nicht förderlich sein: und hätten die Jesuiten dieses gethan, so würden gewiß manche Scribenten darin ein eclatantes Specimen jesuitischer Bornirtheit gefunden haben und auch noch heut zu Tage über solche Bornirtheit ihren Aerger auslassen.

Doch, warum handle ich von all dergleichen Dingen? — wozu rede ich von Mathematik, Physik, Mechanik, bürgerlicher und militärischer Baukunst, von Naturgeschichte? — Um die große Weisheit und Wahrheitsliebe des Herrn Dr. Kelle zu beleuchten, wenn er S. 164 in folgenden Phrasen sich ergeht: „Trotz der Macht also, zu welcher allmählich die anderen Wissenschaften heranwuchsen, bildete bis zur Aufhebung der Societät die Unterweisung in der lateinischen Sprache nicht bloß den wesentlichen, sondern geradezu den einzigen Gegenstand des Unterrichtes in den Jesuiten-Gymnasien, deren Zweck also nicht etwa Ueberlieferung mannigfacher Kenntnisse aus verschiedenen Gebieten des Wissens und durch sie Vermittlung einer allgemeinen höheren Bildung war, sondern der sich, wie dies schon die ratio studiorum verlangte, und alle Schriften der Jesuiten es betonen, darin erschöpfte, den Schülern die Kenntniß der lateinischen Sprache, die Fähigkeit, sie zu sprechen und zu schreiben, beizubringen.“ Wahrlich eine klassische Stelle! — Ich aber glaube, im Vorhergehenden gezeigt zu haben, daß die Jesuiten ihre Schüler in einem Zeitraume von 8 — 9 Jahren in all den Gegenständen unterrichteten, in denen die heutigen Gymnasial-Schüler in einem eben so langen Zeitraume unterrichtet werden; und

---

geführte Reform deuten auch Biwald und Hell in den Vorreden ihrer Lehrbücher hin: lauter treffliche Beiträge für Herrn Kelle zur Beleuchtung des Trotzes des kriegerischen Ordens.

erscheint es wohl nur als ein kleinlicher, auf die Unwissenheit der Leser berechneter Kunstgriff des Herrn Doctors, wenn er das ehemalige Gymnasium für sich allein, ohne seinen Zusammenhang mit dem Lyceum betrachtet (wiewohl auch so seine Behauptung in mehr als einer Beziehung nicht wahr ist) und dabei absichtlich verschweigt, daß die ehemaligen Jahrgänge des Lyceums mit dem modernen Gymnasium verbunden worden sind (man vergleiche, was ich S. 392 — 396 hierüber gesagt habe): auch der Jesuitenschulen „Zweck war Ueberlieferung mannigfacher Kenntnisse aus verschiedenen Gebieten des Wissens und durch sie Vermittlung einer allgemeinen höheren Bildung" (und er wurde so gut, ja in mancher Hinsicht besser als im modernen Gymnasium erreicht); und gleichwie der heutige Gymnasiast, wenn er nach der 6. Klasse die Gymnasialstudien aufgibt, auf die sogenannte „allgemeine höhere Bildung" nicht Anspruch machen und zu den Fachstudien auf der Universität nicht übertreten kann, konnte dieß ebenso wenig ein Jesuitenschüler, wofern er nicht nach Zurücklegung der 6 Jahrgänge am Gymnasium auch die Studien am Lyceum, die sogenannten philosophischen Facultäten, absolvirte. Wenn aber Herr Kelle behauptet, daß nach der ratio studiorum „die Unterweisung in der lateinischen Sprache . . . . geradezu den einzigen Gegenstand des Unterrichtes bildete", so ist dieß geradezu erlogen: die ratio studiorum weist auch der griechischen Sprache wöchentlich bestimmte Unterrichtsstunden zu, und setzt die Art und Weise und das Quantum des Unterrichts für alle 6 Klassen fest; die ratio studiorum spricht auch von Unterricht in der Poetik und Rhetorik; die ratio studiorum gibt endlich auch Regeln und Vorschriften für den Unterricht in der Mathematik, Physik, Philosophie und Ethik; denn wie in den modernen Schulplanen das Reglement für das Untergymnasium von dem für das Obergymnasium nicht getrennt werden darf, weil erst beide in ihrer Verbindung ein Ganzes bilden, eben so wenig darf der Theil der ratio studiorum, welcher den Gymnasial-Unterricht regelte, für sich allein, getrennt von den anderen für die philosophischen Facultäten in Betracht kommen; weil eben beide Anstalten organisch mit einander verbunden waren, und viel innerlicher einander bedingten, als heut zu Tage Ober- und Untergymnasium. Wenn aber Herr Kelle hinzufügt, daß „alle Schriften der Jesuiten es betonen", daß „die Unterweisung in der lateinischen Sprache ꝛc.", so ist dieß wiederum geradezu erlogen: und verweise ich den Leser auf die schon oft genannten pädagogischen Schriften eines Sachini, eines Juvencius, die „Instructio privata"

und die „Ratio et via etc."; und wenn der Herr Doctor zur Bekräftigung seiner Behauptung sich (S. 164 A.) auf den Uebersetzer der eben genannten „Ratio et via" beruft, so lügt er wiederum: denn 1. war der Uebersetzer kein Jesuit, sondern ein Weltpriester in Bayern; 2. kommen diese Worte nicht in der „Ratio et via" selbst vor, sondern sind lediglich eine Aeußerung des Uebersetzers, der S. 314—365 in mancherlei Reflexionen sich ergeht; und 3., was die Hauptsache ist, der Herr Doctor verstümmelt wiederum den Text; eine absichtliche wesentliche Textverstümmelung aber kommt nach meiner laxen Jesuiten-Moral einer Lüge gleich; der Originaltext lautet aber nicht, wie bei Herrn Kelle: „der Eine große Lehrgegenstand des ganzen Gymnasiums ist die Sprache der Lateiner", sondern: „denn der Eine große Gegenstand des ganzen Gymnasiums war die Sprache der Lateiner und Griechen" (S. 345). Daß die Auslassung der beiden Wörter: „und Griechen", sowie die Umänderung des Wörtchens „war" in „ist" mit Absicht geschah, wird wohl der Herr Doctor selbst nicht in Abrede stellen wollen; der Versuch wäre doch geradezu — kindisch.

Wenn ich kurz zuvor bemerkte, daß in den alten Schulen der „Zweck allgemeiner höherer Bildung" in mancher Hinsicht besser als in den modernen erreicht wurde, so dachte ich unter anderen Dingen z. B. besser geregelte Handhabung der Disciplin, wirksamere religiös-moralische Erziehung, freudigere Hingebung der Schüler an die Lehrobjecte, weil sie von der Menge derselben nicht so erdrückt wurden und das Gespenst des Maturitäts-Examens nicht wie ein Alp auf den jungen Herzen lastete rc., auch an den Unterricht im Latein, welcher trotz der Declamationen des Herrn Dr. Kelle über die schlechte Vorbereitung der damaligen Lehrer und die mangelhaften Erfolge bei den Schülern immerhin sowohl in Bezug auf formale Bildung als reale Erlernung und Aneignung der Sprache um vieles erfolgreicher als der moderne gewesen ist. Den letzteren Punkt glaube ich hinreichend S. 400—453 erörtert zu haben, und wenn ich über den ersten irgendwo bemerkt habe, daß der Vorbereitungs-Unterricht der Gymnasial-Lehrer in der Societät praktischer und wirksamer gewesen sein dürfte, als derjenige, welcher heut zu Tage den künftigen Gymnasial-Lehrern an den Universitäten ertheilt wird, so finde ich meine Vermuthung in der S. 543 angeführten Broschüre von Cl. Nohl*), sowohl was wissenschaftliche als pädagogische Vorbereitung betrifft, in auffallen-

*) Auf S. 543 und 546 ist Cl. Nohl — und nicht Rohl zu lesen.

der Weise nachdrücklicher, als ich je erwarten konnte, bestätigt: und wird sie Jedermann bestätigt finden, wer da liest, was Herr Rohl über diese Vorbereitung S. 4 — 17 sagt. „Wie manche" (Lehrer), lesen wir S. 4 „beherrschen nur ungenügend den Gegenstand, den sie lehren sollen, sind unklar in ihrer Darstellung, unlebendig oder auch überlebendig und unruhig in ihrem Vortrage, werden ärgerlich und zornig, wenn ihre ungenügenden Erklärungen nicht verstanden worden sind, nehmen dem Schüchternen noch durch Ungeduld und hastiges Drängen das Bischen Besinnung, welches sie haben, kommen schon unmuthig in die Klasse, bringen ganze Stunden nur mit Drohen, Schimpfen und Strafen zu und bekunden mit jedem Wort und jeder Geberde ihren Widerwillen gegen ihr Amt 2c." Herr Rohl stellt sich dann (S. 6) die Frage: „Woher kommt es, daß unsere wissenschaftlichen Lehrer nur zum Theil das sind, was sie sein sollten und könnten 2c.?" und gibt sich darauf die Antwort: „Es kommt 1. daher, daß unsere Philologen auf der Universität zu wenig das studieren, was sie als Lehrer dereinst lehren müssen, und 2. daher, daß sie auf der Universität nicht lernen, wie man lehrt und erzieht 2c." Hinsichtlich des letzteren Punktes sagt er unter Anderem: „Die Gelehrsamkeit an sich thut es hier noch lange nicht; mancher kenntnißreiche Philologe stellt sich als Lehrer ebenso täppisch und linkisch an und ist in den Unterrichtsstunden eben so unpraktisch und hilflos, wie andererseits ein weit weniger gelehrter, aber mit gesundem Menschenverstand ausgerüsteter und durch eine reiche Erfahrung gegangener Schulmann ganz treffliche Erfolge erzielen kann 2c." . . . „Kurz eine theoretische Kenntniß der Pädagogik bringen die Philologen in den seltensten Fällen von der Universität in's Lehramt mit; und mit der praktischen sieht es meistens ebenso traurig aus 2c." Hinsichtlich des 1. Punktes lesen wir S. 8: „Das andere, was unsern wissenschaftlichen Lehrern meistens fehlt, ist die genügende Bekanntschaft mit den Lehrobjecten der Schule; auch in dieser Beziehung läßt das akademische Studium unserer Philologen den künftigen Beruf derselben ganz unbeachtet. Und doch gilt es hier vor Allem „Lehrer" zu bilden, und die eigentliche „Gelehrsamkeit" darf erst in zweiter Linie stehen. Aber nun betrachte man sich einmal das Verzeichniß der Universitätsvorlesungen, . . . bringt da die Philologie nicht beinahe ausschließlich Dinge, die für den künftigen Schulmann als solchen völlig werthlos sind? Selbst wenn über Sophokles oder Tacitus gelesen, oder über diesen oder andere Klassiker in den Seminarien eifrigst verhandelt wird, wann tritt bei all diesem je die Rich-

tung auf die Schule in den Vordergrund? . . . Aber vor Allem muß er" (der Lehrer) „sich auf der Universität mit den Lehrobjekten bekannt machen, die er in der Schule dereinst zu behandeln hat . . . . Und ebenso" (S. 9) „entspricht auch das philologische Examen keineswegs seinem eigentlichen Zweck, da es mehr darauf abzielt, festzustellen, was der Examinand als Gelehrter, denn als Lehrer weiß und kann. Und wie steht es in Folge dessen mit der Wirksamkeit eines großen Theiles unserer Gymnasial- und Reallehrer? Mir selbst haben schon wiederholt junge Leute beim Eintritt in's Amt geklagt, daß sie nun unterrichten sollten und nicht wüßten, was, noch wie? . . . . Und so wissen eine Anzahl von Lehrern gar nicht, wie Wesentliches ihnen fehlt und wie Wichtiges sie täglich im Unterricht und in der Erziehung versäumen; und wenn sie eine Reihe von Jahren im Amt gestanden haben, dann können sie die ärgsten pädagogischen Verstöße mit einer Sicherheit und Selbstbefriedigung begehen, die man bei den gewiegtesten Schulmännern und Erziehern kaum finden dürfte." Dann führt (S. 10—13) Herr Nohl mehrere Beispiele von solchen Verkehrtheiten bei Lehrern an; unter Anderem tadelt er es auch, und wohl mit Recht, daß manche Lehrer den Schülern den Gebrauch „von Klassikerausgaben mit erklärenden Anmerkungen" nicht gestatten wollen, sondern „mit souveräner Verachtung auf solche Ausgaben herabschauen, und sie mit dem traditionellen Titel „Eselsbrücke" belegen" — und fährt dann fort: „Und was ist nun die Folge? Im Großen und Ganzen eine im Vergleich mit der Zeit und Mühe, die auf unsern Schulen dem Lehren und Lernen gewidmet wird, höchst ungenügende Bildung unserer Jugend, Verwilderung ihrer Sitten, mehr oder minder betrübende Vorgänge und wirkliche Aergernisse in den Unterrichtsstunden, in vielen Fällen das unnatürlichste Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler." Dann sagt uns Herr Nohl (S. 14), daß „selbst die vom Gymnasialabiturienten errungene wirkliche Schulbildung nicht annähernd im Verhältniß steht zu einer 9jährigen für Lehrer und Schüler gleich arbeitsvollen Schulzeit"; und bald darauf lesen wir: „Und wie geht es oft in den Unterrichtsstunden zu! Wie viele Lehrer und unter diesen gerade die gewissenhaftesten, thatkräftigsten, feurigsten, stehen hier selbst auf der Folter und foltern ihre armen Schüler! Die Jugend soll lernen; was sie aber lernen soll, muß der Lehrer ihr vorher klar machen. Hat er nun nicht gelernt, wie man lehrt (und die wenigsten haben dieses ja), so wird ꝛc. . . . . Nun will ferner der jugendliche Geist stets beschäftigt sein, und wenn er seinen Lehrer nicht versteht, wenn er sich durch

denselben nicht gefesselt, sondern gelangweilt sieht, so sucht er seine Unterhaltung anderswo. So wird auch in der Schule der Müßiggang aller Laster Anfang .... Es gibt besonders junge Lehrer" (S. 15), „die von vorn herein mehr die Büttel und Polizisten, als die Erzieher spielen zu müssen meinen .... Dieses fortwährende Jagdmachen mancher Lehrer" (S. 16) „auf die Fehler und Versäumnisse der Schüler mit dem Gefolge von Schelten, Einsperren, Ohrfeigen und Prügeln hat schon in den unteren Klassen einer höheren Lehranstalt etwas Gehässiges und Unwürdiges; es muß aber geradezu vergiftend und zerstörend auf alle edleren Regungen der Jugend wirken, wenn es sich bis in die oberen Klassen hinein fortsetzt."

Das sind nun allerdings wirklich arge Mißstände, die hier gerügt werden, und sollten die Rügen auch etwas übertrieben sein (denn ich urtheile nicht allzu strenge), so steht doch so viel fest, daß in der modernen höheren Schuleinrichtung trotz der Erfahrungen eines vollen Jahrhunderts, trotz der fortwährenden Verbesserungsversuche, trotz der Vorbereitung der Lehramtscandidaten an der Universität und trotz des Staatsexamens dennoch viele und tief gehende Schäden vorhanden sind, denen gegenüber gestellt sowohl die didaktische und pädagogische Vorbereitung der Lehrer als auch die wirkliche Lehr- und Erziehungsmethode, so wie das Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern an den alten Jesuitenschulen in einem ziemlich günstigen Lichte erscheinen, und die langathmigen Tiraden des Herrn Kelle, womit er selbe herabzuwürdigen sucht, als unberechtigt sich darstellen dürften.

Ob nun Herr Nohl an den österreichischen Gymnasien ähnliche Mißstände zu rügen finden würde oder nicht, das mögen Andere entscheiden. Indeß legt eine in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" (25. Jahrg. 11. Heft 30. Dezember 1874) erschienene Kritik über ein in lateinischer Sprache geschriebenes Schulprogramm den Gedanken allerdings nahe, daß auch in Oesterreich beim Staatsexamen hin und wieder ein Lehramtscandidat durchschlüpft, der nicht einmal die Elementarkenntnisse der lateinischen Grammatik besitzt und zu seinem Amte nicht viel mehr als die Einbildung, selbem gewachsen zu sein, mitbringt. Das Programm begreift 24 Seiten; der Recensent sagt, wollte er alle Fehler notiren, so würden wohl eben so viele Seiten gefüllt werden, und führt dann einige Proben von wirklich unbegreiflichen Verstößen gegen allgemein bekannte Regeln der Grammatik an, worauf er „eine kleine Blumenlese von Germanismen, von denen die Arbeit wimmelt," folgen läßt, und schließt dann mit den Worten:

„Von einem Verfasser, der sich in den trivialsten, grammatikalischen Regeln unbewandert zeigt, kann man in stilistischer Beziehung billigerweise Nichts verlangen. Und so zeigt auch der Verfasser, daß er von lateinischer Stilistik in seinem Leben nie etwas gehört habe. Er bietet uns eben nur Worte, die er mit Hilfe eines Lexikons mechanisch übertragen hat. Von einer Periodisirung, von einer Verbindung der Satzganzen mit einander hat er keine Ahnung. Allerdings sieht man es der Arbeit an, daß der Verfasser bei ihr multum sudavit et alsit. Aber wer kann ihm dafür Dank wissen? Wer ihn auch nur bemitleiden? Warum thut er vornehm und schreibt nicht deutsch?"

Diese Recension und die obigen Klagen des Herrn Cl. Kohl bieten einen trefflichen Pendant zu den zweckmäßigen Ausführungen des Herrn Dr. Kelle über die mangelhafte Vorbereitung der ehemaligen jesuitischen Lehramtscandidaten und die schlechten Erfolge ihres Unterrichts — auch im Latein; ja selbst zu dem fabelhaften, von einem Jesuitenschüler im Jahre 1768 zur Erlangung eines Preises verfaßten und dann in Druck gelegten, in neuester Zeit aber von Dr. Kelle aus Wien bestellten Pensum (vgl. S. 442—444) bietet die so eben genannte Recension ein interessantes Seitenstück: und lassen wir für einen Augenblick die Arbeit des Schülers von 1768 und die des Lehrers von 1874 als Preisaufgaben gelten, so dürfte wohl Niemand Bedenken tragen, dem Ersteren den Preis zuzuerkennen.

Aber noch an einen anderen Gegenstand dachte ich, wenn ich oben sagte, daß in den alten Schulen der Zweck allgemeiner höherer Bildung besser als in den modernen erreicht wurde, ich meine den Unterricht in der Philosophie. Ein großer Vortheil der alten Schulen, wie ich schon anderswo bemerkt habe, bestand darin, daß die Jugend einen vollständigen Unterricht in der Philosophie erhielt, nach der bekannten Eintheilung: Logik, Ontologie, Kosmologie, Psychologie, Theologie und Ethik; ein Unterricht, der wohl noch besonders in unseren Tagen, wo die Verwirrung der Begriffe über Gott, Schöpfung, Menschengeist, Bestimmung des Menschen, Tugend und Laster ꝛc. immer größere Dimensionen annimmt, und der krasseste Unglaube unter dem Deckmantel der Philosophie in Büchern und Broschüren, in Zeitungsblättern und Unterhaltungsschriften sich spreizt, und das Christenthum als ein durch die Wissenschaft überwundener Standpunkt behandelt oder gar verspottet wird, der studirenden Jugend zur Erweiterung und Klärung der Ideen sehr noth thäte. Ich habe drei von österreichischen Jesuiten verfaßte Lehrbücher der Philosophie vor mir; das eine von Paul Makó (vgl. S. 261—62 und S. 572)

mit 528 Seiten 8°, das andere von Sigm. Storchenau*) in 3 Bänden mit 1307 Seiten 8° (Wien 1770—71); das dritte von Joh. Horvath (vgl. S. 565—66) mit 613 Seiten 8° (Tyrnau 1771); und ich möchte wissen, was daran Wesentliches auszustellen wäre, oder was moderne Lehrbücher wesentlich Besseres enthalten; dasselbe gilt von den beiden Lehrbüchern der Ethik oder Moralphilosophie von Franz Loscani (Graz 1769, 360 Seiten 8°) und Karl Steinkellner (in 2 Bänden mit 764 Seiten 8°, Wien 1771, 2. Aufl.). In klarer und bündiger Sprache sind in diesen Werken die Principien einer gesunden Philosophie mit den sich daraus ergebenden Folgerungen dargelegt, so daß der Jüngling mit einer hinreichenden Summe philosophischer Kenntnisse ausgestattet wird, um ein für alle Mal auf diesem Gebiete feste Stellung zu nehmen, und von den heillosen Phantastereien, Begriffsverwirrungen, thörichten Anmaßungen und Charlatanerien der modernen, in flunkernde hohle Phrasen, in einen widerlichen, unverständlichen Jargon**) gehüllten, ebenso die gesunde Vernunft wie Gott und das

*) Sigm. von Storchenau, geboren zu Hellenberg in Kärnten 1731, Doctor der Philosophie und Theologie, war eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der österreichischen Provinz in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts, hochverdient um Wissenschaft und Religion. Als rüstiger und unermüdlicher Kämpfer trat er für die geoffenbarten Wahrheiten in die Schranken gegen die damalige grassirende falsche Aufklärung, gegen eine ebenso seichte, als anmaßende sophistische Kritik, gegen eine die christliche Glaubens- und Sittenlehre gefährdende oder geradezu verhöhnende Afterphilosophie. Sein Hauptwerk: „Die Philosophie der Religion" — 12 Bände 8° — nebst 5 Bänden „Zugaben zur Philosophie der Religion" und andern Schriften („Seltenere Urkunden aus dem inneren Archive der Religionsphilosophie", „der Glaube des Christen, wie er sein soll") bietet auch noch heut zu Tage mächtige Waffen gegen die prunkhaften Spiegelfechtereien, phantastischen Ausschweifungen und rohen Anmaßungen einer Gott entfremdeten, in die nebelhaften Fernen arbiträrer und absurder Hypothesen, in das wüste, trostlose Gebiet des Zweifels, in den schauderhaften Abgrund des — Nichts sich verlierenden Wissenschaft. Ueberdieß veröffentlichte Storchenau noch 4 Bände: „Die Moral des Christen, wie sie sein soll" und 4 andere Bände: „Geistliche Reden auf alle Sonntage des Jahres", die er vor Ihrer königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Erzherzogin Maria Anna in Klagenfurt gehalten hat. Seine Schriften empfehlen sich durch Einfachheit und Klarheit der Sprache, durch scharfe Logik, durch Gründlichkeit und Vollständigkeit in der Beweisführung, durch eine milde und dennoch ernst zu Werke gehende Polemik. Er starb 66 Jahre alt, den 13. April 1797, gerade als die Franzosen Klagenfurt und sein Haus besetzten.

**) Man vergleiche über das hier Gesagte „Briefe an einen Zweifler von Jac. Balmes", besonders den 8. und 9. Brief, oder dessen „Fundamente der Philosophie" (beide Werke übersetzt von Dr. Frz. Lorinser — Regensburg, Manz).

wohl nach der damaligen Ordnung der Dinge am Lyceum, und ich glaube, die Ordnung war eine bessere, als die gegenwärtige, besonders wenn die drei Jahrgänge für die philosophischen Studien beibehalten worden wären. Bis zum Jahre 1753 bestanden nämlich drei philosophische Jahrgänge, in deren erstem Logik und Mathematik, im zweiten Physik mit Mathematik, im dritten Metaphysik, Geschichte und Ethik vorgetragen wurde. Gemäß der Reform von 1753 gab es nur zwei philosophische Curse, der 1. mit Logik, Methaphysik und Mathematik, der 2. mit Physik, Ethik und Naturgeschichte, wozu noch für künftige Theologen und Juristen das Studium der Geschichte und Jurisprudenz kam. Nun die Zahl der Lehrjahre reduciren, die der Lehrobjecte aber vermehren, mochte der Förderung der Wissenschaften und der Ausbildung der jungen Leute eben nicht förderlich sein: und hätten die Jesuiten dieses gethan, so würden gewiß manche Scribenten darin ein eclatantes Specimen jesuitischer Bornirtheit gefunden haben und auch noch heut zu Tage über solche Bornirtheit ihren Aerger auslassen.

Doch, warum handle ich von all dergleichen Dingen? — wozu rede ich von Mathematik, Physik, Mechanik, bürgerlicher und militärischer Baukunst, von Naturgeschichte? — Um die große Weisheit und Wahrheitsliebe des Herrn Dr. Kelle zu beleuchten, wenn er S. 164 in folgenden Phrasen sich ergeht: „Trotz der Macht also, zu welcher allmählich die anderen Wissenschaften heranwuchsen, bildete bis zur Aufhebung der Societät die Unterweisung in der lateinischen Sprache nicht bloß den wesentlichen, sondern geradezu den einzigen Gegenstand des Unterrichtes in den Jesuiten-Gymnasien, deren Zweck also nicht etwa Ueberlieferung mannigfacher Kenntnisse aus verschiedenen Gebieten des Wissens und durch sie Vermittlung einer allgemeinen höheren Bildung war, sondern der sich, wie dies schon die ratio studiorum verlangte, und alle Schriften der Jesuiten es betonen, darin erschöpfte, den Schülern die Kenntniß der lateinischen Sprache, die Fähigkeit, sie zu sprechen und zu schreiben, beizubringen." Wahrlich eine klassische Stelle! — Ich aber glaube, im Vorhergehenden gezeigt zu haben, daß die Jesuiten ihre Schüler in einem Zeitraume von 8 — 9 Jahren in all den Gegenständen unterrichteten, in denen die heutigen Gymnasial-Schüler in einem eben so langen Zeitraume unterrichtet werden; und

---

geführte Reform deuten auch Biwald und Hell in den Vorreden ihrer Lehrbücher hin: lauter treffliche Beiträge für Herrn Kelle zur Beleuchtung des Trotzes des kriegerischen Ordens.

erscheint es wohl nur als ein kleinlicher, auf die Unwissenheit der Leser berechneter Kunstgriff des Herrn Doctors, wenn er das ehemalige Gymnasium für sich allein, ohne seinen Zusammenhang mit dem Lyceum betrachtet (wiewohl auch so seine Behauptung in mehr als einer Beziehung nicht wahr ist) und dabei absichtlich verschweigt, daß die ehemaligen Jahrgänge des Lyceums mit dem modernen Gymnasium verbunden worden sind (man vergleiche, was ich S. 392 — 396 hierüber gesagt habe): auch der Jesuitenschulen „Zweck war Ueberlieferung mannigfacher Kenntnisse aus verschiedenen Gebieten des Wissens und durch sie Vermittlung einer allgemeinen höheren Bildung" (und er wurde so gut, ja in mancher Hinsicht besser als im modernen Gymnasium erreicht); und gleichwie der heutige Gymnasiast, wenn er nach der 6. Klasse die Gymnasialstudien aufgibt, auf die sogenannte „allgemeine höhere Bildung" nicht Anspruch machen und zu den Fachstudien auf der Universität nicht übertreten kann, konnte dieß ebenso wenig ein Jesuitenschüler, wofern er nicht nach Zurücklegung der 6 Jahrgänge am Gymnasium auch die Studien am Lyceum, die sogenannten philosophischen Facultäten, absolvirte. Wenn aber Herr Kelle behauptet, daß nach der ratio studiorum „die Unterweisung in der lateinischen Sprache . . . . geradezu den einzigen Gegenstand des Unterrichtes bildete", so ist dieß geradezu erlogen: die ratio studiorum weist auch der griechischen Sprache wöchentlich bestimmte Unterrichtsstunden zu, und setzt die Art und Weise und das Quantum des Unterrichts für alle 6 Klassen fest; die ratio studiorum spricht auch von Unterricht in der Poetik und Rhetorik; die ratio studiorum gibt endlich auch Regeln und Vorschriften für den Unterricht in der Mathematik, Physik, Philosophie und Ethik; denn wie in den modernen Schulplanen das Reglement für das Untergymnasium von dem für das Obergymnasium nicht getrennt werden darf, weil erst beide in ihrer Verbindung ein Ganzes bilden, eben so wenig darf der Theil der ratio studiorum, welcher den Gymnasial-Unterricht regelte, für sich allein, getrennt von den anderen für die philosophischen Facultäten in Betracht kommen; weil eben beide Anstalten organisch mit einander verbunden waren, und viel innerlicher einander bedingten, als heut zu Tage Ober- und Untergymnasium. Wenn aber Herr Kelle hinzufügt, daß „alle Schriften der Jesuiten es betonen", daß „die Unterweisung in der lateinischen Sprache 2c.", so ist dieß wiederum geradezu erlogen: und verweise ich den Leser auf die schon oft genannten pädagogischen Schriften eines Sachini, eines Juvencius, die „Instructio privata"

und die „Ratio et via etc.“; und wenn der Herr Doctor zur Bekräftigung seiner Behauptung sich (S. 164 A.) auf den Uebersetzer der eben genannten „Ratio et via“ beruft, so lügt er wiederum: denn 1. war der Uebersetzer kein Jesuit, sondern ein Weltpriester in Bayern; 2. kommen diese Worte nicht in der „Ratio et via“ selbst vor, sondern sind lediglich eine Aeußerung des Uebersetzers, der S. 314—365 in mancherlei Reflexionen sich ergeht; und 3., was die Hauptsache ist, der Herr Doctor verstümmelt wiederum den Text; eine absichtliche wesentliche Textverstümmelung aber kommt nach meiner laxen Jesuiten-Moral einer Lüge gleich; der Originaltext lautet aber nicht, wie bei Herrn Kelle: „der Eine große Lehrgegenstand des ganzen Gymnasiums ist die Sprache der Lateiner“, sondern: „denn der Eine große Gegenstand des ganzen Gymnasiums war die Sprache der Lateiner und Griechen“ (S. 345). Daß die Auslassung der beiden Wörter: „und Griechen“, sowie die Umänderung des Wörtchens „war“ in „ist“ mit Absicht geschah, wird wohl der Herr Doctor selbst nicht in Abrede stellen wollen; der Versuch wäre doch geradezu — kindisch.

Wenn ich kurz zuvor bemerkte, daß in den alten Schulen der „Zweck allgemeiner höherer Bildung“ in mancher Hinsicht besser als in den modernen erreicht wurde, so dachte ich unter anderen Dingen z. B. besser geregelte Handhabung der Disciplin, wirksamere religiös-moralische Erziehung, freudigere Hingebung der Schüler an die Lehrobjecte, weil sie von der Menge derselben nicht so erdrückt wurden und das Gespenst des Maturitäts-Examens nicht wie ein Alp auf den jungen Herzen lastete ꝛc., auch an den Unterricht im Latein, welcher trotz der Declamationen des Herrn Dr. Kelle über die schlechte Vorbereitung der damaligen Lehrer und die mangelhaften Erfolge bei den Schülern immerhin sowohl in Bezug auf formale Bildung als reale Erlernung und Aneignung der Sprache um vieles erfolgreicher als der moderne gewesen ist. Den letzteren Punkt glaube ich hinreichend S. 400—453 erörtert zu haben, und wenn ich über den ersten irgendwo bemerkt habe, daß der Vorbereitungs-Unterricht der Gymnasial-Lehrer in der Societät praktischer und wirksamer gewesen sein dürfte, als derjenige, welcher heut zu Tage den künftigen Gymnasial-Lehrern an den Universitäten ertheilt wird, so finde ich meine Vermuthung in der S. 543 angeführten Broschüre von Cl. Nohl*), sowohl was wissenschaftliche als pädagogische Vorbereitung betrifft, in auffallen-

*) Auf S. 543 und 546 ist Cl. Nohl — und nicht Rohl zu lesen.

der Weise nachdrücklicher, als ich je erwarten konnte, bestätigt: und wird sie Jedermann bestätigt finden, wer da liest, was Herr Nohl über diese Vorbereitung S. 4 — 17 sagt. „Wie manche“ (Lehrer), lesen wir S. 4 „beherrschen nur ungenügend den Gegenstand, den sie lehren sollen, sind unklar in ihrer Darstellung, unlebendig oder auch überlebendig und unruhig in ihrem Vortrage, werden ärgerlich und zornig, wenn ihre ungenügenden Erklärungen nicht verstanden worden sind, nehmen dem Schüchternen noch durch Ungeduld und hastiges Drängen das Bischen Besinnung, welches sie haben, kommen schon unmuthig in die Klasse, bringen ganze Stunden nur mit Drohen, Schimpfen und Strafen zu und bekunden mit jedem Wort und jeder Geberde ihren Widerwillen gegen ihr Amt 2c.“ Herr Nohl stellt sich dann (S. 6) die Frage: „Woher kommt es, daß unsere wissenschaftlichen Lehrer nur zum Theil das sind, was sie sein sollten und könnten 2c.?“ und gibt sich darauf die Antwort: „Es kommt 1. daher, daß unsere Philologen auf der Universität zu wenig das studieren, was sie als Lehrer dereinst lehren müssen, und 2. daher, daß sie auf der Universität nicht lernen, wie man lehrt und erzieht 2c.“ Hinsichtlich des letzteren Punktes sagt er unter Anderem: „Die Gelehrsamkeit an sich thut es hier noch lange nicht; mancher kenntnißreiche Philologe stellt sich als Lehrer ebenso täppisch und linkisch an und ist in den Unterrichtsstunden eben so unpraktisch und hilflos, wie andererseits ein weit weniger gelehrter, aber mit gesundem Menschenverstand ausgerüsteter und durch eine reiche Erfahrung gegangener Schulmann ganz treffliche Erfolge erzielen kann 2c.“ . . . „Kurz eine theoretische Kenntniß der Pädagogik bringen die Philologen in den seltensten Fällen von der Universität in's Lehramt mit; und mit der praktischen sieht es meistens ebenso traurig aus 2c.“ Hinsichtlich des 1. Punktes lesen wir S. 8: „Das andere, was unsern wissenschaftlichen Lehrern meistens fehlt, ist die genügende Bekanntschaft mit den Lehrobjecten der Schule; auch in dieser Beziehung läßt das akademische Studium unserer Philologen den künftigen Beruf derselben ganz unbeachtet. Und doch gilt es hier vor Allem „Lehrer“ zu bilden, und die eigentliche „Gelehrsamkeit“ darf erst in zweiter Linie stehen. Aber nun betrachte man sich einmal das Verzeichniß der Universitätsvorlesungen, . . . bringt da die Philologie nicht beinahe ausschließlich Dinge, die für den künftigen Schulmann als solchen völlig werthlos sind? Selbst wenn über Sophokles oder Tacitus gelesen, oder über diesen oder andere Klassiker in den Seminarien eifrigst verhandelt wird, wann tritt bei all diesem je die Rich-

tung auf die Schule in den Vordergrund? . . . Aber vor Allem muß er" (der Lehrer) „sich auf der Universität mit den Lehrobjekten bekannt machen, die er in der Schule dereinst zu behandeln hat . . . . Und ebenso" (S. 9) „entspricht auch das philologische Examen keineswegs seinem eigentlichen Zweck, da es mehr darauf abzielt, festzustellen, was der Examinand als Gelehrter, denn als Lehrer weiß und kann. Und wie steht es in Folge dessen mit der Wirksamkeit eines großen Theiles unserer Gymnasial- und Reallehrer? Mir selbst haben schon wiederholt junge Leute beim Eintritt in's Amt geklagt, daß sie nun unterrichten sollten und nicht wüßten, was, noch wie? . . . . Und so wissen eine Anzahl von Lehrern gar nicht, wie Wesentliches ihnen fehlt und wie Wichtiges sie täglich im Unterricht und in der Erziehung versäumen; und wenn sie eine Reihe von Jahren im Amt gestanden haben, dann können sie die ärgsten pädagogischen Verstöße mit einer Sicherheit und Selbstbefriedigung begehen, die man bei den gewiegtesten Schulmännern und Erziehern kaum finden dürfte." Dann führt (S. 10—13) Herr Rohl mehrere Beispiele von solchen Verkehrtheiten bei Lehrern an; unter Anderem tadelt er es auch, und wohl mit Recht, daß manche Lehrer den Schülern den Gebrauch „von Klassikerausgaben mit erklärenden Anmerkungen" nicht gestatten wollen, sondern „mit souveräner Verachtung auf solche Ausgaben herabschauen, und sie mit dem traditionellen Titel „Eselsbrücke" belegen" — und fährt dann fort: „Und was ist nun die Folge? Im Großen und Ganzen eine im Vergleich mit der Zeit und Mühe, die auf unsern Schulen dem Lehren und Lernen gewidmet wird, höchst ungenügende Bildung unserer Jugend, Verwilderung ihrer Sitten, mehr oder minder betrübende Vorgänge und wirkliche Aergernisse in den Unterrichtsstunden, in vielen Fällen das unnatürlichste Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler." Dann sagt uns Herr Rohl (S. 14), daß „selbst die vom Gymnasialabiturienten errungene wirkliche Schulbildung nicht annähernd im Verhältniß steht zu einer 9jährigen für Lehrer und Schüler gleich arbeitsvollen Schulzeit"; und bald darauf lesen wir: „Und wie geht es oft in den Unterrichtsstunden zu! Wie viele Lehrer und unter diesen gerade die gewissenhaftesten, thatkräftigsten, feurigsten, stehen hier selbst auf der Folter und foltern ihre armen Schüler! Die Jugend soll lernen; was sie aber lernen soll, muß der Lehrer ihr vorher klar machen. Hat er nun nicht gelernt, wie man lehrt (und die wenigsten haben dieses ja), so wird rc. . . . . Nun will ferner der jugendliche Geist stets beschäftigt sein, und wenn er seinen Lehrer nicht versteht, wenn er sich durch

denselben nicht gefesselt, sondern gelangweilt sieht, so sucht er seine Unterhaltung anderswo. So wird auch in der Schule der Müßiggang aller Laster Anfang .... Es gibt besonders junge Lehrer" (S. 15), „die von vorn herein mehr die Büttel und Polizisten, als die Erzieher spielen zu müssen meinen .... Dieses fortwährende Jagdmachen mancher Lehrer" (S. 16) „auf die Fehler und Versäumnisse der Schüler mit dem Gefolge von Schelten, Einsperren, Ohrfeigen und Prügeln hat schon in den unteren Klassen einer höheren Lehranstalt etwas Gehässiges und Unwürdiges; es muß aber geradezu vergiftend und zerstörend auf alle edleren Regungen der Jugend wirken, wenn es sich bis in die oberen Klassen hinein fortsetzt."

Das sind nun allerdings wirklich arge Mißstände, die hier gerügt werden, und sollten die Rügen auch etwas übertrieben sein (denn ich urtheile nicht allzu strenge), so steht doch so viel fest, daß in der modernen höheren Schuleinrichtung trotz der Erfahrungen eines vollen Jahrhunderts, trotz der fortwährenden Verbesserungsversuche, trotz der Vorbereitung der Lehramtscandidaten an der Universität und trotz des Staatsexamens dennoch viele und tief gehende Schäden vorhanden sind, denen gegenüber gestellt sowohl die didaktische und pädagogische Vorbereitung der Lehrer als auch die wirkliche Lehr- und Erziehungsmethode, so wie das Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern an den alten Jesuitenschulen in einem ziemlich günstigen Lichte erscheinen, und die langathmigen Tiraden des Herrn Kelle, womit er selbe herabzuwürdigen sucht, als unberechtigt sich darstellen dürften.

Ob nun Herr Nohl an den österreichischen Gymnasien ähnliche Mißstände zu rügen finden würde oder nicht, das mögen Andere entscheiden. Indeß legt eine in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" (25. Jahrg. 11. Heft 30. Dezember 1874) erschienene Kritik über ein in lateinischer Sprache geschriebenes Schulprogramm den Gedanken allerdings nahe, daß auch in Oesterreich beim Staatsexamen hin und wieder ein Lehramtscandidat durchschlüpft, der nicht einmal die Elementarkenntnisse der lateinischen Grammatik besitzt und zu seinem Amte nicht viel mehr als die Einbildung, selbem gewachsen zu sein, mitbringt. Das Programm begreift 24 Seiten; der Recensent sagt, wollte er alle Fehler notiren, so würden wohl eben so viele Seiten gefüllt werden, und führt dann einige Proben von wirklich unbegreiflichen Verstößen gegen allgemein bekannte Regeln der Grammatik an, worauf er „eine kleine Blumenlese von Germanismen, von denen die Arbeit wimmelt," folgen läßt, und schließt dann mit den Worten:

„Von einem Verfasser, der sich in den trivialsten, grammatikalischen Regeln unbewandert zeigt, kann man in stilistischer Beziehung billigerweise Nichts verlangen. Und so zeigt auch der Verfasser, daß er von lateinischer Stilistik in seinem Leben nie etwas gehört habe. Er bietet uns eben nur Worte, die er mit Hilfe eines Lexikons mechanisch übertragen hat. Von einer Periodisirung, von einer Verbindung der Satzganzen mit einander hat er keine Ahnung. Allerdings sieht man es der Arbeit an, daß der Verfasser bei ihr multum sudavit et alsit. Aber wer kann ihm dafür Dank wissen? Wer ihn auch nur bemitleiden? Warum thut er vornehm und schreibt nicht deutsch?"

Diese Recension und die obigen Klagen des Herrn Cl. Nohl bieten einen trefflichen Pendant zu den zweckmäßigen Ausführungen des Herrn Dr. Kelle über die mangelhafte Vorbereitung der ehemaligen jesuitischen Lehramtscandidaten und die schlechten Erfolge ihres Unterrichts — auch im Latein; ja selbst zu dem fabelhaften, von einem Jesuitenschüler im Jahre 1768 zur Erlangung eines Preises verfaßten und dann in Druck gelegten, in neuester Zeit aber von Dr. Kelle aus Wien bestellten Pensum (vgl. S. 442—444) bietet die so eben genannte Recension ein interessantes Seitenstück: und lassen wir für einen Augenblick die Arbeit des Schülers von 1768 und die des Lehrers von 1874 als Preisaufgaben gelten, so dürfte wohl Niemand Bedenken tragen, dem Ersteren den Preis zuzuerkennen.

Aber noch an einen anderen Gegenstand dachte ich, wenn ich oben sagte, daß in den alten Schulen der Zweck allgemeiner höherer Bildung besser als in den modernen erreicht wurde, ich meine den Unterricht in der Philosophie. Ein großer Vortheil der alten Schulen, wie ich schon anderswo bemerkt habe, bestand darin, daß die Jugend einen vollständigen Unterricht in der Philosophie erhielt, nach der bekannten Eintheilung: Logik, Ontologie, Kosmologie, Psychologie, Theologie und Ethik; ein Unterricht, der wohl noch besonders in unseren Tagen, wo die Verwirrung der Begriffe über Gott, Schöpfung, Menschengeist, Bestimmung des Menschen, Tugend und Laster 2c. immer größere Dimensionen annimmt, und der krasseste Unglaube unter dem Deckmantel der Philosophie in Büchern und Broschüren, in Zeitungsblättern und Unterhaltungsschriften sich spreizt, und das Christenthum als ein durch die Wissenschaft überwundener Standpunkt behandelt oder gar verspottet wird, der studirenden Jugend zur Erweiterung und Klärung der Ideen sehr noth thäte. Ich habe drei von österreichischen Jesuiten verfaßte Lehrbücher der Philosophie vor mir; das eine von Paul Makó (vgl. S. 261—62 und S. 572)

mit 528 Seiten 8°, das andere von Sigm. Storchenau*) in 3 Bänden mit 1307 Seiten 8° (Wien 1770—71); das dritte von Joh. Horvath (vgl. S. 565—66) mit 613 Seiten 8° (Tyrnau 1771); und ich möchte wissen, was daran Wesentliches auszustellen wäre, oder was moderne Lehrbücher wesentlich Besseres enthalten; dasselbe gilt von den beiden Lehrbüchern der Ethik oder Moralphilosophie von Franz Loscani (Graz 1769, 360 Seiten 8°) und Karl Steinkellner (in 2 Bänden mit 764 Seiten 8°, Wien 1771, 2. Aufl.). In klarer und bündiger Sprache sind in diesen Werken die Principien einer gesunden Philosophie mit den sich daraus ergebenden Folgerungen dargelegt, so daß der Jüngling mit einer hinreichenden Summe philosophischer Kenntnisse ausgestattet wird, um ein für alle Mal auf diesem Gebiete feste Stellung zu nehmen, und von den heillosen Phantastereien, Begriffsverwirrungen, thörichten Anmaßungen und Charlatanerien der modernen, in flunkernde hohle Phrasen, in einen widerlichen, unverständlichen Jargon**) gehüllten, ebenso die gesunde Vernunft wie Gott und das

---

*) Sigm. von Storchenau, geboren zu Hellenberg in Kärnten 1731, Doctor der Philosophie und Theologie, war eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der österreichischen Provinz in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts, hochverdient um Wissenschaft und Religion. Als rüstiger und unermüdlicher Kämpfer trat er für die geoffenbarten Wahrheiten in die Schranken gegen die damalige grassirende falsche Aufklärung, gegen eine ebenso seichte, als anmaßende sophistische Kritik, gegen eine die christliche Glaubens- und Sittenlehre gefährdende oder geradezu verhöhnende Afterphilosophie. Sein Hauptwerk: „Die Philosophie der Religion" — 12 Bände 8° — nebst 5 Bänden „Zugaben zur Philosophie der Religion" und andern Schriften („Seltenere Urkunden aus dem inneren Archive der Religionsphilosophie", „der Glaube des Christen, wie er sein soll") bietet auch noch heut zu Tage mächtige Waffen gegen die prunkhaften Spiegelfechtereien, phantastischen Ausschweifungen und rohen Anmaßungen einer Gott entfremdeten, in die nebelhaften Fernen arbiträrer und absurder Hypothesen, in das wüste, trostlose Gebiet des Zweifels, in den schauderhaften Abgrund des — Nichts sich verlierenden Wissenschaft. Ueberdieß veröffentlichte Storchenau noch 4 Bände: „Die Moral des Christen, wie sie sein soll" und 4 andere Bände: „Geistliche Reden auf alle Sonntage des Jahres", die er vor Ihrer königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Erzherzogin Maria Anna in Klagenfurt gehalten hat. Seine Schriften empfehlen sich durch Einfachheit und Klarheit der Sprache, durch scharfe Logik, durch Gründlichkeit und Vollständigkeit in der Beweisführung, durch eine milde und dennoch ernst zu Werke gehende Polemik. Er starb 66 Jahre alt, den 13. April 1797, gerade als die Franzosen Klagenfurt und sein Haus besetzten.

**) Man vergleiche über das hier Gesagte „Briefe an einen Zweifler von Jac. Balmes", besonders den 8. und 9. Brief, oder dessen „Fundamente der Philosophie" (beide Werke übersetzt von Dr. Frz. Lorinser — Regensburg, Manz).

Christenthum befehdenden Systeme sich nicht beirren zu lassen — Systeme, die im Grunde alle auf den Materialismus und Pantheismus hinauslaufen, und vielleicht in der neuesten Zeit mit den haarsträubenden Absurditäten und Blasphemien der „Philosophie des Unbewußten"*) ihren Höhepunkt, und — gebe Gott — auch ihren Abschluß erreicht haben.

Wenn ich aber die damals gebräuchlichen, angeführten Lehrbücher — das der Physik von einem Biwald (vgl. S. 578) oder von einem Horvath, das der Mathematik von einem Schmidt (vgl. S. 561) oder einem Hell (mit 314 Seiten 8°, nur die Arithm. u. Alg. enthaltend; dazu kam noch das Lehrbuch der Geom. vgl. S. 560 A.), oder das der Philosophie von einem Storchenau, oder das der Ethik von einem Steinkellner betrachte, so drängt sich mir unwillkürlich der Gedanke auf — und wird sich dieser einem jeden Beobachtenden aufdrängen — daß die alten Jesuitenschüler durch die vorausgegangenen Gymnasialstudien in einem hohen Grade geistig entwickelt in das Lyceum übertraten, und lebhafte Lust und frischen Muth für die Studien in dasselbe mitbrachten: denn für geistig schwache, halb blöde und leichtfertige, arbeitsüberdrüssige Jungen hätten die Jesuiten wahrlich nicht so wissenschaftliche, so umfang- und inhaltsreiche Schulbücher verfaßt: wie sehr schrumpft da vor solchen Thatsachen der Phrasenschwall eines Herrn Kelle zusammen!

Also auch ein vollständiger philosophischer Unterricht ward in den alten Schulen ertheilt, nicht bloß eine philosophische Propädeutik

*) Ein treffliches Antidotum gegen diese monströse Mißgeburt der modernen Philosophie bietet die von Dr. Alb. Stöckl veröffentlichte Kritik derselben unter dem Titel: „Eine Blüte modernen Kulturkampfes, oder — Die neueste Berliner Philosophie" (Mainz — Kirchheim). Folgende Stelle aus der sehr kurzen Schrift mag genügen, diese schon durch ihren Titel als abenteuerliche Extravaganz sich ankündende „Philosophie des Unbewußten" zu kennzeichnen: „Es ist zwar eine durch die ganze Geschichte der Philosophie gewährleistete Thatsache, daß die Verleugnung des Christenthums stets auch die Verleugnung der gesunden Menschenvernunft und ihrer Gesetze nach sich zieht, um so mehr, da ja schon die Leugnung des Christenthums selbst ein vernunftwidriger Act ist. Aber solche Attentate auf die gesunde Menschenvernunft, solche radicale Ausmerzung ihrer Grundsätze, solche Todfeindschaft gegen sie und ihre Forderungen, wie sie in diesem Systeme uns entgegentritt, ist doch wohl kaum noch dagewesen. Die Sache ist so arg, daß sie sich förmlich zur Lächerlichkeit steigert, und daß man Mühe hat, im Laufe der Erörterung noch den nöthigen Ernst zu wahren" (S. 54). Und eine solche Philosophie konnte doch in kürzester Zeit „im Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte", und fügen wir hinzu, im Reich der Philosophie par excellence, sechs Auflagen erleben.

mit Logik und empirischer Psychologie: und hierin erkenne ich einen andern großen Vorzug der alten Schuleinrichtung im Vergleich zur modernen; und wohl keine glückliche Neuerung war es, daß man die früher naturgemäße und traditionelle Schulorganisation abschaffte, wohl aus keinem anderen Grunde, als weil man mit allen alten Einrichtungen brechen wollte, zuerst in protestantischen, dann aus barer Nachäffungssucht auch in katholischen Ländern, und die beiden Lehranstalten, an denen der zur allgemeinen höheren Bildung gehörige Unterricht in zweifacher Abstufung der Jugend ertheilt wurde, so unnatürlich amalgamirte, und die Schüler mit 9—12 Gegenständen belud, unter deren Last sie 8—9 Jahre lang dem Maturitätsexamen entgegen getrieben werden. In dieser unnatürlichen Amalgamation liegt wohl auch einer der Gründe, daß man noch bis auf den heutigen Tag zu keiner befriedigenden Schulorganisation gelangt ist: ja gerade das Maturitätsexamen kommt mir, so wie es jetzt einmal ist, wie eine wahre Unnatur vor; und ich weiß, daß ich mit dieser Ansicht nicht allein stehe. Der große Germanist und scharfblickende Schulmann, Jak. Grimm, verwirft es in seiner Rede über Schule, Universität, Akademie geradezu mit folgenden Worten: „Auf der Schule mag man in bestimmten Fristen die Kraft der Schüler öffentlich versuchen, weil daraus edler Wetteifer entspringt und der Knabe gewöhnt wird, hervorzutreten und Gewandtheit der Rede sich anzueignen. Sein Talent zu wägen ist der Lehrer fortwährend im Stand, und man kann sagen, daß dieser beständig die ungezwungensten Messungen mit ihm vornehme. Verwerflicher scheine das den Eingang der Universität bedingende und erschwerende Abiturientenexamen. Der Gymnasiast muß befugt sein, endlich die Schule zu verlassen, von seinem Abgang an lösen sich zwischen ihm und ihr die Bande, und welchen Weg er nun einschlagen will, steht in seiner Wahl. Wie Kirche und Schauspiel dem Eintretenden offen gehalten sind, sollte jedem Jüngling das Thor der Universität aufgethan und ihm selbst überlassen sein, allen Nachtheil zu empfinden und zu tragen, wenn er unausgerüstet in diese Hallen getreten ist. Denn die Befähigung der Menschen hat ihre eigenen, stillen Gänge und thut unerwartet Sprünge: wie sollten alle gleichen Schritt halten, den der Prüfung zwängendes Maß fordert? Den schlummernden Funken kann die erste gehörte Vorlesung oder eine der folgenden plötzlich wecken, und der bisher scheu und verschlossen Gewesene thut es nun auf einmal denen weit zuvor, die ihn anfangs übertroffen hatten."

Der schon öfters genannte K. L. Roth ist mit dieser Ansicht Grimm's nicht vollends einverstanden, und äußert sich in seiner Gymnasial-Pädagogik (S. 280) hierüber folgender Maßen: „Es ist mit dieser Sache gegangen, wie mit vielen andern in allen Fächern menschlicher Thätigkeit: der Modus der Uebung hat die Sache selbst in Mißcredit gebracht und als eine solche erscheinen lassen, die man lieber antiquiren sollte. Denn J. Grimm ist nicht der einzige, der diese Prüfungen verurtheilt. Der Unsegen aber ist schon mit dem complicirten Modus hereingekommen, da man bei dessen Bestimmung ängstlich bemüht war, ja nicht irgend ein Stück dessen, woraus man die Bildung des Studenten zusammenzusetzen gedachte, in der Endprüfung zu übergehen. Wenn man nicht über all die Fächer examinirt, sagte zu sich die Weisheit der oberen Schulberather, so hängt der Schüler Alles an den Nagel, was in der Prüfung nicht zieht; und damit haben sie wahrhaftig Recht gehabt, woferne ihre Grundlegung des Gymnasialunterrichts die richtige gewesen ist. Aber diese geschah unter dem Einflusse der irreleitenden Meinung, daß die geistige Bildung aus einer gewissen und nicht kleinen Zahl gelernter Sachen zusammenzusetzen sei. Ist nun diese Meinung durch die Mißerfolge des Gymnasialunterrichtes mehr als widerlegt worden, so wird auch die Ordnung der Maturitätsprüfungen, welche unter dem Einflusse derselben Meinung entstanden ist, nicht länger bestehen können." Roth also meint, daß mit dem Maturitätsexamen zur Hebung des Gymnasiums und zum Heile der studirenden Jugend eine radicale Umgestaltung vorgenommen werden müsse: nach seiner Ansicht müsse das Hauptgewicht beim Maturitätsexamen auf die Erfolge des Unterrichts in den klassischen Sprachen wieder gelegt werden, den Einfluß der übrigen Lehrgegenstände auf die Ertheilung oder Verweigerung eines Maturitätszeugnisses könne man durch eine gebrochene Zahl, etwa durch $^2/_5$ bestimmen.

Roth also, ein so thätiger, verdienstvoller, in weiten Kreisen hoch geachteter Schulmann, trägt Angesichts von ganz Deutschland kein Bedenken es auszusprechen, daß er in den modernen überfüllten Studienplanen und in dem damit zusammenhängenden Maturitätsexamen eine Verirrung, ein Verkennen der menschlichen Natur — eine Unnatur erkennt, so wie auch, daß ganz folgerichtig die von diesen unnatürlichen Unterrichtssystemen a priori erwarteten Erfolge ausgeblieben, ja statt der Erfolge allenthalben „Mißerfolge" zu Tage traten. Daß übrigens Roth als obligatorische Fächer für das Gymnasium nur die lateinische und griechische Sprache und Geschichte mit

Geographie nebst Unterricht in der Religion und im Französischen festsetzt, glaube ich schon anderswo bemerkt zu haben.

Auch Herr Dr. Carl Peter, eine andere deutsche und zwar preußische Schulautorität (vgl. S. 465 A.), anerkennt das Unnatürliche, das in den gegenwärtigen Schuleinrichtungen und in dem Abiturientenexamen liegt. „In neuester Zeit," sagt er in seiner Broschüre (S. 79 und f.), „ist (durch die Circularverfügung vom 12. Januar 1856) das Deutsche, Französische und die Physik von der mündlichen Prüfung ausgeschlossen und für die Prüfung im Lateinischen und Griechischen in Bezug auf den Dichter die Bestimmung getroffen, daß immer ein in der Klasse, nur nicht im letzten Halbjahr gelesenes Stück gewählt werden solle. Es ist hiedurch für das Examen eine erwünschte, freilich vom Gesichtspunkte der jetzigen Einrichtung nach unserer Ansicht keineswegs hinreichend motivirte Abkürzung und Erleichterung bewirkt worden. Aber auch so möchten wir die Frage aufwerfen: ob sich wohl in der Examinations-Commission immer auch nur ein Mitglied finden dürfte, welches sich dem Examen in allen diesen Gegenständen zu unterwerfen geneigt und im Stande wäre, es in allen Gegenständen in befriedigender Weise zu bestehen? Erklärt doch selbst F. A. Wolf (Cons. schol. S. 196), daß er sich den Forderungen nicht gewachsen fühle, welche man an die Abiturienten für die Note „unbedingt tüchtig" stelle, und daß er sich nicht getraue in Berlin ein völliges Dutzend solcher unbedingt Tüchtiger aufzufinden. Wird man sich da wundern dürfen, wenn den Schülern im Laufe ihres Schullebens sehr bald das Schreckbild des Abiturientenexamens entgegen tritt, das sie nicht zur freien, inneren Betheiligung an den Unterrichtsgegenständen gelangen läßt, und wenn namentlich im letzten halben Jahre trotz aller Abmahnungen von den meisten neben den nothgedrungenen Klassenarbeiten alle Zeit auf die Einübung (das sogenannte Einpauken) für das Abiturientenexamen, auf das Auswendiglernen von Daten und Jahreszahlen für die Geschichte, von mathematischen Formeln, von Gesangbuchliedern, Bibelsprüchen verwendet wird? Es ist zwar durch die schon genannte Circularverfügung die sehr dankenswerthe Bestimmung getroffen worden, daß für geringere Leistungen in einem Hauptobjecte desto befriedigendere in einem andern als Ersatz angenommen werden sollen, und daß „namentlich die Compensation schwächerer Leistungen in der Mathematik durch vorzügliche philologische und umgekehrt zulässig sein soll." Indeß auch dies wird den Druck der Angst vor dem Abiturientenexamen wenig mindern können u. s. w."

„Eben diese Angst," fährt dann Herr Peter fort, „hat nun aber die Folge, daß die Versuche der Schüler, durch Anwendung unerlaubter Mittel die Schwierigkeit des Examens zu umgehen, nie ganz aufhören, und wenn auch nicht immer, so doch nicht selten ihren Zweck erreichen werden, denn die Noth macht erfinderisch ꝛc.": auch seien Fälle vorgekommen, fügt er in einer Anmerkung bei, daß Lehrer selbst ihre Schüler mehr oder weniger deutlich auf diejenigen Dinge aufmerksam machten, die im Examen vorkommen würden; ja dergleichen Kunstgriffe dürften bei einiger Vorsicht des Lehrers kaum zu verhindern sein. Die Resultate der Abiturientenprüfungen aber, deren er als Director zufällig mehrere als andere Directoren zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, scheinen ihm („trotz dieser ungebührlichen Nachhilfen") „hinter dem in den Reglements aufgestellten Ideale in vieler Hinsicht sehr weit und viel mehr, als man es sonst bei den menschlichen Dingen gewohnt ist, zurückzubleiben", und wenn auch „vielleicht" manchmal „ein glänzendes" Resultat erreicht werde, so sei es doch im Grunde „ein völlig illusorisches" (S. 82); was dann im Folgenden bewiesen wird. Herr Peter's Vorschläge zur Reform der Gymnasien, und was insbesondere an die Stelle des bisherigen Abiturientenexamens zu setzen sei, empfehlen sich übrigens gewiß in mehr als einer Hinsicht: „für die obere Stufe des Gymnasiums solle es nur drei obligate Fächer geben: Latein, Griechisch und Mathematik; hinsichtlich der übrigen soll die Wahl der Neigung des Schülers, dem Urtheil der Lehrer und Eltern anheimgestellt werden, das Abiturientenexamen habe wegzufallen, dafür soll ein strenges Examen vor dem Eintritt in das eigentliche Gymnasium (unser Obergymnasium) vorgenommen werden, ein solches sei viel zweckmäßiger und lasse leichter die Resultate des Unterrichts (weil Elementarunterricht) erkennen: für das eigentliche Gymnasium aber werde und müsse es zur Wahrung der Interessen des Staates ausreichen, wenn ein Commissarius der Behörde sich von Zeit zu Zeit durch eine Inspection von dem Standpunkt und den Leistungen desselben überzeuge u. s. w."

Wollen wir noch eine Stimme aus Oesterreich vernehmen? — Dr. G. A. Lindner fällt in seinem „Lehrbuch der empyrischen Psychologie ꝛc." (S. 182 — A.) über die modernen Schuleinrichtungen folgendes Urtheil: „Die Pädagogik der Gegenwart befindet sich in der Gefahr, das Streben des Zöglings durch Zersplitterung zu verflachen. Nicht bloß der äußere Erfolg, auch die Charakterbildung leidet darunter, wenn man sein Streben auf allzu viele Dinge . . . . gleichzeitig rich-

tet. Leider stellt die Zeit diesbezüglich an den einzelnen Menschen allzu große Forderungen." Also „nicht bloß der äußere Erfolg" in der wissenschaftlichen Bildung, sondern „auch die Charakterbildung leidet" unter der gegenwärtigen Organisation der Mittelschulen; und ich denke, man könnte hinzufügen, daß auch die Gesundheit der jungen Leute darunter leidet, die Erziehung aber, die zweite Hauptaufgabe der Schule, ebenso wichtig wie der wissenschaftliche Unterricht, im Allgemeinen geradezu unmöglich sei: so daß die „allzu großen Forderungen der Zeit sich als ungerecht und zugleich als thöricht, weil als unerfüllbar erweisen.

Dieß dürfte genügen, um meine obige Behauptung, daß die Vertauschung der früheren Schuleinrichtung mit der gegenwärtigen eben keine glückliche Neuerung war, zu rechtfertigen. Alle Fächer der modernen Mittelschulen, Naturgeschichte nicht ausgenommen, wurden an dem ehemaligen Gymnasium und Lyceum gelehrt; aber nicht so gleichzeitig alle neben einander, sondern in naturgemäßer Abstufung und Aufeinanderfolge, weßhalb das Lernen für die Jugend minder lästig und in mancher Beziehung — ohne Widerrede im Latein und in der Philosophie — ein vollständigeres und nachhaltigeres war.

Ich aber glaube, hiemit auch den zweiten Theil meiner Aufgabe Herrn Dr. Kelle gegenüber gelöst zu haben: nämlich zu zeigen, wie im Verhältniß zum modernen Gymnasium der von den Jesuiten am ehemaligen Gymnasium und Lyceum ertheilte Unterricht beschaffen war, und diesen Unterricht sowohl in quantitativer als qualitativer Hinsicht gegen die Entstellungen und theils übertriebenen theils geradezu grundlosen Vorwürfe Herrn Kelle's zu rechtfertigen. Ich habe seinen ebenso thörichten als unredlichen Kunstgriff bloßgestellt, das ehemalige Gymnasium von seinem Zusammenhange mit dem Lyceum zu trennen, und so mit dem modernen Gymnasium zu vergleichen, mit welchem jedoch die ehemaligen Lycealstudien verbunden sind, um dann zum Schlusse zu gelangen, daß die Jesuiten bei ihrem Unterrichte „nicht Ueberlieferung mannigfacher Kenntnisse aus verschiedenen Gebieten des Wissens und durch sie Vermittlung einer allgemeinen höheren Bildung" (vgl. S. 588) bezweckten: indem ich nachwies, daß beide Anstalten, wenn auch nicht immer unter denselben Namen, das ganze Mittelalter herab in inniger Verbindung, weil einander voraussetzend und ergänzend, neben einander bestanden, ja in ihrem Wesen und in ihrer Zusammengehörigkeit bis in das klassische Alterthum zurückreichen und mit der griechischen ἐγκύκλιος παιδεία zusammenhängen: daß einerseits das ehemalige Gymnasium eben vermöge seiner Abstammung von den mittelalterlichen

Schulen und seines Zusammenhanges mit dem antiken griechischen und römischen Bildungsgange vorzüglich Lateinschule mit Grammatik, Poetik und Rhetorik war, einschließlich des Unterrichtes im Griechischen und in der Religion, nebst der Berücksichtigung der Landessprache, ja vermöge der obwaltenden Verhältnisse nichts Anderes sein konnte; daß es als Lateinschule noch im 18. Jahrhundert sowohl in katholischen wie protestantischen Ländern fortbestand, ja als solche in manchen Gegenden sich bis in's 19. Jahrhundert herein erhielt: während andererseits das Lyceum nach dem im Gymnasium ertheilten Unterricht in den Sprachen, in der Poesie und Beredtsamkeit den Jüngling mit den übrigen Kenntnissen ausstattete, welche zur „allgemeinen höheren Bildung" (Mathematik, Physik, Philosophie, Naturgeschichte) mehr oder weniger nothwendig sind, worauf ihm dann erst der Uebertritt zu den Fachwissenschaften offen stand: bis endlich in neuester Zeit — in Oesterreich erst seit 1849 — beide Anstalten mit einander verschmolzen wurden und nun der Unterricht in all diesen verschiedenen Objecten ohne Abstufung, ohne geregelte Aufeinanderfolge ertheilt wird: keineswegs zum Vortheil der Wissenschaft und der geistigen Ausbildung der Jugend, wie viele durchaus stimmberechtigte Schulmänner, gestützt auf fleißige Beobachtung und lange Erfahrung, behaupten. Daß nun die Jesuiten im Allgemeinen sowohl am Gymnasium als am Lyceum einen Unterricht ertheilten, welcher diese allgemeine höhere Bildung hinlänglich in allen Fächern, in manchen auch besser als der moderne, vermittelte, glaube ich im Vorhergehenden, vielleicht umständlicher als es noth that, nachgewiesen zu haben; gleichwie ich in den vorhergehenden Kapiteln (1—7) die Schmähungen, Entstellungen und Unwahrheiten des Herrn Kelle hinsichtlich der Erziehung und Vorbildung der jungen Jesuiten zum Lehramte zurückgewiesen habe: und so wären denn die beiden Hauptanklagen, welche die Quintessenz seiner Broschüre bilden in gehöriger Weise abgethan, und zwar, wie ich annehmen zu dürfen glaube, zur Zufriedenheit für jeden vernünftig und billig denkenden, von Vorurtheilen und Leidenschaft nicht verblendeten Leser; so daß wir mit gutem Fuge von den Nebendingen, die zur Unterrichtsfrage nicht wesentlich gehören, z. B. den Akademien und Schauspielen und anderen verschiedenen Allotria, die eigentlich keiner Widerlegung bedürfen, Umgang nehmen könnten; umsomehr, da wir schon einer so großen Menge derselben begegnet, und bei ihrer Erörterung den feinen Takt unseres Historikers kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben.

Nichts desto weniger wollen wir auch diese Dinge, da sie einmal

im Programm zum 8. Kapitel stehen, kurz berühren und einer flüchtigen Betrachtung unterziehen.

Da begegnen wir zuerst dem argen Vorwurf des Herrn Doctors (S. 90—91), daß „in den Jesuitenschulen die Kinder armer Eltern geradezu verachtet waren.“ Veranlaßt hat ihn dazu Cornova (Brief 9 S. 119—122), wo er von den Schauspielen redet (Herr Kelle citirt S. 89 ihn verspottend beinahe wörtlich Stellen aus ihm), und es ganz in der Ordnung findet, daß die Rollen gewöhnlich Kindern reicher und vornehmerer Eltern ertheilt wurden, theils weil die Ertheilung einer solchen Rolle als keiner „jener Vorzüge“ galt, „durch welche der literarische Fortgang belohnt wurde“; theils weil ärmere Kinder, welche in der Rangordnung der Classification (dieß war aber ja doch die Hauptsache!) den reicheren voranstanden, von den Eltern dieser oft unterstützt wurden, und den Söhnen ihrer Wohlthäter die Freude und die Ehre, eine Rolle zu spielen, gerne gönnten; theils endlich weil „mit der Uebernahme einer solchen Rolle Kosten verbunden waren“: doch ich halte es für Zeitverlust, bei einer solchen Lappalie länger zu verweilen.

Dann ist der Herr Doctor so unvorsichtig, S. 91 zu bemerken, daß „auch der Staat von diesem namentlich durch die Jesuiten großgezogenen Gebrechen“ (der Verachtung armer Kinder) „sich nicht ferne halten konnte“; und führt dann zum Belege seiner Behauptung eine Reihe von Regierungsverordnungen an (nicht weniger als 7 aus den Jahren 1735, 1752, 1761, 1766, 1767, 1764*), 1776), wodurch ärmeren Kindern die Zulassung zu den Studien und die Fortsetzung derselben sehr erschwert wurde, „während“, wie Herr Kelle hinzufügt, „unfähige Kinder reicher Eltern ohne Anstand aufgenommen werden konnten.“ Vorsichtig, sage ich, hat unser Geschichtschreiber durch Anführung dieser Verordnungen nicht gehandelt; denn dadurch hat er wiederum selbst seine eigene Behauptung, daß in den Jesuitenschulen „die Kinder armer Eltern geradezu verachtet waren“, auf die schlagendste Weise widerlegt. Denn diese Verordnungen zeigen, daß in den Jesuitenschulen auch ärmere Kinder, und zwar viele und auch nur mit mittelmäßigen Talenten ausgestattete, die Aufnahme erhielten und fortstudiren konnten: so daß die Regierung dagegen einschreiten zu müssen

*) Wie das, „was durch Hofdecret vom 19. Juli 1766 und durch Hofentschließung vom 2. Mai 1767 neuerdings eingeschärft worden war, in der Studieninstruction vom Jahre 1764 dahin präcisirt wurde, daß 2c.“ — dürfte manchem Leser nicht klar sein.

glaubte. Nun aber wäre eine solche Erscheinung geradezu unerklärlich, wenn es mit dem Kelle'schen Vorwurf seine Richtigkeit hätte: denn dann hätten ja die Jesuiten selbst die Aufnahme solcher verachteter Kinder nach Möglichkeit verhindert, oder doch sobald als möglich sich ihrer entledigt, so daß die Regierung keine Veranlassung zu derartigen Verordnungen, wohl aber eher zu solchen nach der entgegengesetzten Seite hin gehabt hätte. So aber bezeugen gerade die wiederholten Klagen und Verordnungen der Regierung, „daß der armen Leute Kinder, welche weder mit genugsamen Mitteln noch mit einem besonderen Talente begabet seynd, gar nicht in den akademischen Schulen anzunehmen" (Verordnung von 1735); „daß die studierende Jugend mit mittellosen Knaben zu gemeinsamen Nachtheil und daraus erwachsender Belästigung des publici keineswegs angehäuft werde".(Verordn. von 1752); „daß auf dem Gymnasium die Jugend von dem Bürger- und Bauernstande nicht anderst, als wenn solche ganz besondere Begabnisse besitzet, ad studia gelassen, jene hingegen, welchen es an Talenten oder auch an Fleiß und Anwendung gebricht, sogleich abgewiesen werden sollte" (Verordn. von 1761): solche Verordnungen, sage ich, bezeugen die unleugbare Thatsache, daß „die Kinder armer Eltern" in den Schulen der Jesuiten nicht nur nicht „verachtet", sondern gar wohl gelitten waren und unparteiisch behandelt wurden.

Bei dem Allen stellt sich wohl der Vorwurf des Herrn Doctors wiederum als bare Phrase dar, und so lange er denselben nicht durch bessere Beweise begründet, weisen wir ihn als eine ebenso boshafte als plumpe Verleumdung zurück.

Zur genaueren Orientirung über diesen Punkt möchte ich den geehrten Leser und auch Herrn Kelle auf die letzte der den Lehrern der niederen Schulen gemeinsamen Regeln und auf ein historisches Factum verweisen. Die Regel lautet: „Er" (der Lehrer) „sei endlich in allen Dingen fleißig und emsig, er lasse sich den Fortschritt der Schüler sowohl in den Vorlesungen, als in den andern wissenschaftlichen Uebungen angelegen sein. Er verachte keinen, sorge ebenso gut für die Studien der Armen wie der Reichen, und betreibe den Fortschritt eines jeden seiner Schüler insbesondere." Hiemit hängt zusammen folgende Stelle aus dem Institut: „Auch hüte sich der Rector, den Lehrern oder anderen Personen aus der Societät zu erlauben, Geld oder was immer für Geschenke von wem immer für irgend welche Dienstleistung für sich oder für das Collegium anzunehmen, da ja nach unserem Institut Christus der Herr allein unsere Belohnung sein soll."

(Constit. Quarta Pars Cap. XV. 4.) Daß aber die Jesuiten, geleitet vom Geiste der Armuth, der ihnen im Institut zur Pflicht gemacht wird, auch in der That es nie verschmähten, Armen und Hilfsbedürftigen, auch wenn sie dem niedrigsten Stande angehörten, sich dienstfertig zu erweisen, sowohl auf der Kanzel als im Beichtstuhle, sowohl am Krankenbett als im Gefängniß und auf der Galeere, dem Handwerker und Taglöhner, dem Landmann wie dem Soldaten, in den in- wie ausländischen Missionen, ist eine in der Geschichte von Freund und Feind bezeugte Thatsache: ich aber will in Betreff der armen studirenden Jugend nur auf die Errichtung von den Seminarien aufmerksam machen, in denen arme Knaben umsonst unterrichtet und erzogen wurden. Ein solches Seminar befand sich beinahe überall, wo die Jesuiten ein Collegium hatten, denn die Jesuiten „gingen", wie Herr Stubenvoll in seinem S. 378 citirten Werke bemerkt, „von der ganz richtigen Erwägung aus, daß ausgezeichnete Talente oft unter dem Strohdache geboren werden, und daß diese, da sie Elend und Noth nur zu sehr erfahren haben, sehr häufig lenksamer, fleißiger, frömmer und genügsamer seien, als jene, welche im Ueberflusse und im Wohlleben heranwachsen; daher waren sie denn auch bemüht, für solch arme Knaben zu sorgen und ihnen Pflege und Unterricht zu verschaffen". (S. 8—9.) So gründeten denn auch die österreichischen Jesuiten, wie die S. 380—81 angeführte Festschrift berichtet, schon „im Jahre 1558 ein Collegium für Arme" in Wien; so 1574 eines zu Graz, „damit auch Kinder armer Eltern von der Wohlthat der neuen Schule" (des von den Jesuiten begonnenen Gymnasiums) „Gebrauch machen könnten und nicht aus Armuth genöthigt würden, die evangelische Schule zu besuchen, wo man ihnen mit Almosen und Stipendien gerne entgegen kam" (Jahresbericht des k. k. Gymnasiums in Graz 1869 S. 11); so wurde auch in Klagenfurt gleich zu Anfang des 17. Jahrhunderts „dem Collegium gegenüber ein Haus zur Errichtung des Knaben-Seminars angekauft, in welchem arme Studenten frei gehalten und in der Musik zum kirchlichen Dienste unterrichtet wurden" („Programm des k. k. Staatsgymnasiums zu Klagenfurt 1851" S. 4); so entstand in Innsbruck das Seminar zum heil. Joseph (ein Theil des jetzigen Jesuiten-Collegiums); das in Linz 1628 in Folge einer Predigt des P. Georg Köllner, dem die Worte entfielen: „Die Armen, aus denen zuweilen Apostel werden, soll man in den Studien unterstützen", worauf der eben anwesende Hochw. Probst von St. Florian sogleich eine Summe zur Gründung eines Seminars bot, und durch sein Beispiel andere Wohlthäter

nach sich zog; ferner zu Krems 1688 durch die Freigebigkeit der Gräfin Maria Eustachia von Altheimb; kurz die Kataloge der österreichischen Provinz weisen beinahe neben einem jedem Collegium auch die Existenz eines Seminars für arme Studierende nach. Ebenso war es in der böhmischen Provinz, wo, wie uns Cornova (Brief 10 S. 143 A.) ausdrücklich versichert, (und Herr Kelle ihm nachschreibt S. 45 A. — und dennoch — „die Kinder armer Eltern geradezu verachtet" ?) an allen Collegien, mit alleiniger Ausnahme des in Eger, solche Seminarien sich befanden. Bekanntlich sind die Fonds dieser Seminarien nach Aufhebung der Gesellschaft, die auch die der Seminarien nach sich zog, nicht vollends abhanden gekommen, sondern bestehen theilweise noch heut zu Tage fort, und werden den ursprünglichen Intentionen der Wohlthäter gemäß zur Unterstützung armer Studirender, zu den sogenannten Stipendien verwendet, so daß die Jesuiten vom 16. und 17. Jahrhundert durch ihre Vorsorge und Mühewaltung für die unbemittelte studirende Jugend auch noch gegenwärtig im 19. Jahrhundert die Wohlthäter derselben sind.

Aber nicht nur in den Seminarien sammelten und versorgten die Jesuiten arme Kinder, sie unterstützten auch auswärtige dürftige Studirende nach Kräften durch Beköstigung und anderes Almosen. „Die armen „Suppenstudenten", heißt es im Jahresberichte des k. k. Gymnasiums in Graz 1872, „bildeten eine eigene Klasse, bei 60 fanden ihre Kost an der Kollegiumspforte" (und wie in Graz war es verhältnißmäßig überall), „und eine noch größere Zahl bei den zahlreichen übrigen Klöstern in Graz. Die Regierung bekam sogar eine ordentliche Angst wegen der Zunahme dieser armen Studenten und begann namentlich von 1735 an auf die Herabminderung derselben hinzuwirken." Mit den letzteren Worten bestätigt der Jahresbericht geradezu meine obige Erklärung über den Grund der so vielen Regierungsverordnungen gegen die Ueberhandnahme unbemittelter Studirender: weil nämlich „Kinder armer Eltern in den Jesuitenschulen" nicht nur nicht „geradezu verachtet", sondern gerecht und billig behandelt, ja auch in ihren Nöthen unterstützt, gerne und zahlreich zu denselben sich drängten: so daß all die vom Herrn Kelle angeführten Verordnungen als ebenso viele Beweise sich herausstellen, wodurch er selbst seinen Vorwurf gründlich widerlegt. Daß endlich jesuitische Lehrer sich sogar herbeiließen, ärmeren Schülern Privatunterricht zu ertheilen, wissen wir bereits aus Cornova's Briefen (s. S. 330--31); und wenn eben derselbe Cornova — Brief 9 S. 134--35 — die trefflichen Eigenschaften seines

„würdigen Rectors, Franz Oppersdorf“ rühmt, so hebt er darunter besonders seine Vorsorge für arme Knaben hervor. „Nichts aber,“ sagt Cornova, „rührte mich so sehr, als seine wiederholten Erinnerungen: dem Sohne des ärmsten, des in den Augen der Welt niedrigsten Vaters müsse der Professor jene Aufmerksamkeit ersetzen, welche Kinder reicher und vornehmer Eltern zu Hause fänden. Er trug mir noch auf, ausgezeichnete Schüler von Zeit zu Zeit zu ihm zu schicken, die er beschenkte, und mit ihnen von der Pflicht sprach, das, was ich für sie thäte, durch Liebe und Gehorsam zu lohnen 2c.“ Wahrlich eine sonderbare Verachtung! — um so sonderbarer, da der Rector Franz Oppersdorf einer gräflichen Familie angehörte. Man vergleiche nun mit den Vorschriften des Instituts und solchen zahlreichen unbestreitbaren Thatsachen (ich bin bereit, mehrere zu bieten) mit dem Vorwurfe des Herrn Doctors in Prag: und es dürfte schwer halten, selben nicht nur mit der Aufgabe eines Geschichtschreibers, sondern auch nur mit den Anforderungen einer gewöhnlichen Moral in Einklang zu bringen, und zwar um so mehr, als der Herr nicht nur Cornova gelesen hat, sondern auch das ganze Institut studirt zu haben behauptet.

Nun kommen wir zu den sogenannten Akademien und Tentamina. Da enthält schon gleich wieder der erste einleitende Satz bei unserem Geschichtschreiber eine Unwahrheit, wenn er S. 97 beginnt: „Diese sogenannten Akademien nun, deren Bedeutung, Arten und Einrichtung die ratio studiorum mit großer Umständlichkeit behandelt, sollten nach ihr eine Art öffentlicher Prüfung sein.“ Ich fordere den Herrn Doctor auf, aus der Ratio studiorum die Stelle anzuführen, welche die Akademie als eine Art öffentlicher Prüfung bezeichnet. Wesen und Zweck der Akademien wird in der Ratio stud. gleich durch die 1. Regel mit klaren Worten bestimmt: „Unter dem Namen Akademie verstehen wir eine aus allen Studirenden auserlesene Versammlung von Schülern, welche unter einem Präfect aus den Unsrigen zusammenkommen, um gewisse auf die Studien sich beziehende Uebungen vorzunehmen.“ Die folgenden Regeln handeln dann von der Einrichtung der Akademien, was für Schüler in selbe aufzunehmen seien, was in denselben verhandelt werden soll u. s. w., und finden sich in dieser Beziehung mehrere in's Einzelne gehende Bestimmungen für die Akademien der Theologen und Philosophen, der Humanitäts- und Grammatikalschüler; auch wird an ein paar Stellen bemerkt, daß solche Akademien hin und wieder auch öffentlich und mit einiger Feierlichkeit in Gegenwart auswärtiger geladener Theilnehmer abgehalten werden kön-

nen: daß aber die Akademien „eine Art Examen sein sollten", finde ich nirgends bemerkt. Auch werden die Akademien in der Ratio stud. wohl empfohlen, aber nicht vorgeschrieben; denn so lautet die 34. Regel des Studienpräfecten der niederen Schulen: „Damit die literarischen Uebungen desto tiefer eindringen, trage er Sorge, daß, wenn es der Rector für gut findet, sowohl in der Rhetorik und Humanität als auch in den Grammatikalklassen die Akademien eingeführt werden &c.": also hing die Einführung derselben vom Ermessen des Rectors ab, und noch viel weniger ward die öffentliche Abhaltung derselben befohlen („poterit" heißt es von der Akademie der Theologen und Philosophen, und „operae pretium erit" von der der Humanisten und Grammatikalschüler). Hieher gehört auch die 45. der allgemeinen Regeln für die unteren Schulen: „Er" (der Lehrer) „führe auch Akademien ein, wenn es der Rector für zweckmäßig erachtet . . . zu denen die Schüler besonders an Feiertagen, um den Müßiggang und böse Gesellschaften zu vermeiden, sich versammeln sollen." Aus beiden Regeln ersehen wir, daß die Akademien nicht vorgeschrieben waren, und daß sie den doppelten Zweck hatten, den Schülern eine vollständigere Aneignung dessen, was in der Schule vorgetragen ward, zu vermitteln, und vom Müßiggang und bösen Gesellschaften an Ferialtagen zurückzuhalten. Uebrigens befaßten sich nach der Ratio stud. die Uebungen, die in den Akademien der Humanitäts- und Grammatikalschüler vorgenommen wurden, nur mit den klassischen Sprachen: Uebersetzung und Erklärung der Klassiker, Erörterung einzelner Punkte aus der Rhetorik, Poetik, Grammatik, Declamation, schriftliche Ausarbeitung eines kleinen Thema's in Vers oder Prosa u. s. w.

In der österreichischen Provinz nun, und wohl auch in der böhmischen, sind die Akademien erst mit dem Jahre 1735 eingeführt worden; vor dieser Zeit, wie es scheint, mochte man wohl einzelne Versuche machen, sie einzuführen, aber die Sache ward immer wieder aufgegeben. Dieß ergibt sich klar aus der Instructio privata etc. des Frz. Wagner (vgl. S. 85), wo wir S. 18 Folgendes lesen: „So wird denn also die Abhaltung von Akademien nach dem Geiste und Gebrauche der übrigen Societät, in allen Gymnasien der Provinz nicht nur ohne Nachtheil für den Hauptzweck des Schulunterrichts, sondern auch zur besonderen Zierde und Empfehlung unserer Schulen eingeführt werden; und, da sie ohne besondere Anstrengung des Lehrers und ohne Geldauslagen der Schüler (zwei Hindernisse, die sonst diesem Versuche im Wege standen) abgehalten werden, für immer fort-

bestehen."*) Unter die akademischen Uebungen ward nun in der österreichischen Provinz, wie wir wieder aus der Instructio privata ersehen, gleich Anfangs auch die Geschichte aufgenommen, und zugleich festgesetzt, daß jährlich 2 oder 3 öffentliche Akademien gehalten werden sollen: und so mochte es etwa auch zur selben Zeit mit den Akademien in der böhmischen Provinz bestellt gewesen sein. Aus Cornova aber (Brief 9 S. 122—24) erfahren wir, daß zu seiner Zeit in der böhmischen Provinz mit der eigentlichen Akademie auch „ein kleines Drama" verbunden war, und die Schüler „aus allen Lehrgegenständen" geprüft wurden; daß aber nur „in den vier grammatischen Klassen diese Akademien Statt fanden", während die Instructio privata auch von den Akademien der Humanisten (S. 226) und Rhetoren (S. 256) spricht, von einem mit der Akademie verbundenen Drama aber nichts weiß. Auch belehrt uns Cornova, daß später das Drama abgeschafft, und bloß die Prüfung aus den Lehrgegenständen beibehalten worden sei, so daß von nun an die Akademie den Namen Tentamen (Prüfung) erhielt. Diese Tentamina oder Prüfungen wurden dann, wie wir aus der Instruction des Herrn Gaspari vom Jahre 1764 ersehen, auch auf die Humanitätsklassen und auf alle Lehrgegenstände und auf alle Schüler ohne Unterschied (denn Akademiker kennt die Instruction keine) ausgedehnt, und sollten viermal im Jahre, und zwar öffentlich und mit einer gewissen Feierlichkeit vorgenommen werden: „Jährlich sollen," heißt es in der Instruction (§. 2), „vier feierliche Prüfungen in jeder Klasse vorgenommen werden, an denen sich auch Auswärtige betheiligen können; zwei werden aus der lateinischen und ebenso viele aus der griechischen Sprache abgehalten werden. Auch soll bei dieser Gelegenheit eine öffentliche Probe aus der Geschichte, Geographie und der Arithmetik abgelegt**) werden." Diese Tentamina wurden erst, wie Cornova und

*) „Itaque hic Academiarum usus ad mentem moremque reliquae Societatis in omnibus Provinciae Gymnasiis, non modo summae rei scholasticae nullo detrimento, sed ornamento insigni et scholarum nostrarum commendatione inducetur; et cum nullo vel Professoris singulari labore vel discipulorum sumptu (quae duo obstacula alias coepto huic obfuere) instituantur, ad perpetuitatem stabilietur."

**) „Quotannis quatuor solemnia fient tentamina in classibus singulis, quibus et externi interesse poterunt, horum duo de latina et totidem de graeca lingua habebuntur. Publicum tunc etiam fiet de historia, geographia et arithmetica periculum." Wie übrigens diese Tentamina in Gegenwart von k. k. Schulbehörden, die auch selbst die Schüler zu examiniren pflegten, vorgenommen wurden, haben wir oben (S. 556—57) an ein paar aus dem Jahresbericht des k. k.

Herr Kelle (S. 99) bemerken, einige Jahre nach Aufhebung der Gesellschaft abgeschafft. Uebrigens spricht sich Cornova (S. 124—34) dahin aus, daß man die Akademien oder Tentamina nach seiner Ansicht nicht hätte abschaffen, sondern nach Vornahme einiger Abänderungen im Interesse der studirenden Jugend beibehalten sollen; und entwickelt dann im Folgenden seine übrigens nicht hieher gehörenden Rathschläge über die vorzunehmenden Abänderungen: nach Herrn Kelle aber „lag" in der Abschaffung derselben „abermals ein großer Fortschritt" (S. 99). Wie so? Man höre und staune! „Denn die Akademien wie die Tentamina waren ein Unfug, so schlimm, so verderblich und verderbend, wie nur einer in den Jesuitengymnasien vorgekommen ist" (ebd.). Worauf gründet denn Herr Kelle. seinen Vorwurf — beinahe „so schlimm, so verderblich und verderbend, wie nur einer" in seinem Geschichtswerk „vorgekommen ist"? — Der Herr Doctor schickt sich eben an, zwei Mißbräuche, die Cornova (S. 133), als er Magister in der 1. Klasse in Brünn war (1763), in den Akademien entdeckt haben will, in gewohnter Weise zweckmäßig breitzuschlagen; und da — braucht's Phrasen. Denn, wie ich schon S. 13 bemerkt habe, in dem, was Herr Kelle über die Akademien und Komödien sagt, finden wir wieder Cornova's Compilator und Paraphrasten: wie er selbst nicht in Abrede stellen wird; denn einzelne Stellen sind geradezu aus Cornova abgeschrieben, und ohne Cornova's Briefe hätte er wohl trotz seines erfinderischen Genies die beiden entsetzlichen Mißbräuche nicht entdeckt, und wäre sein Geschichtswerk um eine pikante Partie ärmer geblieben. Der erste von Cornova gerügte Mißbrauch „war die Gewohnheit, den Schülern Fragen aus allen Lehrgegenständen eher in die Feder zu dictiren, die auf der Akademie vorkommen würden"; über den zweiten belehrt er uns mit folgenden Worten: „Man trug es gemeiniglich Einigen aus den Schülern selbst auf, die Fragen an die Uebrigen nach Willkühr zu stellen; die Einverständnisse zwischen den Fragenden und Befragten lassen sich denken." Ueber solche Mißbräuche entbrennt nun der Herr Doctor mit redlichem Gemüth in heiligem Zorne, und schüttet denselben in vollen Schalen über die heillosen Betrügereien der Jesuiten aus, welche die Eltern und Gönner ihrer Schüler durch solche Kunstgriffe täuschten und die Jugend selbst corrumpirten: ich aber

---

gymnasiums in Graz angeführten Beispielen ersehen; woraus zugleich erhellt, wie falsch es ist, wenn Herr Kelle S. 99 behauptet, daß die Jesuiten im Widerspruche mit der Instruction von 1764 diese Tentamina auf die Humanitätsklassen nicht ausdehnten, und später bloß ein historisches Tentamen in denselben einführten.

glaube, daß es für den größten Theil der Leser genüge, die beiden Mißbräuche gehört zu haben, um die ganze verderbliche Tragweite derselben in ganz gelassener Stimmung zu ermessen und alsbald herauszufinden, daß dieselbe eben gar weit nicht reichte, und daß sie nicht bloß Herrn Kelle's Entrüstung, sondern auch Cornova's Censur ziemlich gleichgiltig lassen dürfte. Doch mögen immerhin, besonders für solche, die etwa zu einem Kelle'schen Echauffement geneigt sind, folgende Bemerkungen zur genaueren Orientirung dienen.

1. Der Herr Doctor behauptet (S. 99 und 101), daß die so eben genannten Mißbräuche allgemein und schon seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschend geworden waren: doch Cornova, dessen Briefe für ihn die einzige Quelle sind, weiß von diesen beiden Umständen nichts: von dem ersten sagt er bloß, daß er nicht wisse, „durch welches ungünstigen Genius Einfluß er eingeschlichen war" (S. 133); vom zweiten, daß er ihn auch in Brünn „allgemein eingeführt fand" (ebd.). Da dürften halbwegs denkende Leute bereits zweckmäßigen Klatsch wittern. Ich aber habe kurz vorher aus dem klaren Wortlaut der „Instructio privata" des Frz. Wagner nachgewiesen, daß in der österreichischen Provinz vor dem Jahre 1735 gar keine Akademien seien gehalten worden, und daß wahrscheinlich auch in der böhmischen Provinz erst mit dem Erscheinen der „Instructio privata" (1735), welche auch dort als Leitfaden für den Gymnasialunterricht (vgl. S. 85) eingeführt war, die Akademien ihren Anfang genommen haben: doch kann ich mich hierin täuschen und deshalb ersuche ich den Herrn Doctor, meiner Unwissenheit zu Hilfe zu kommen, und mir aus bestimmten geschichtlichen Quellen den Beweis zu liefern, erstens, daß in der böhmischen Provinz zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Akademien gehalten wurden, und zweitens, daß schon damals die genannten Mißbräuche „allgemein durchgedrungen" waren; aus bestimmten historischen Quellen, sage ich: denn mit unerwiesenen, auf bloße persönliche Zwecke berechneten Behauptungen und hochtrabenden, pathetischen Phrasen pflegen verständige und ehrliche Leute nicht Geschichte zu schreiben: das heißt das Publikum täuschen und die Jugend corrumpiren.

2. Cornova's Aussage selbst (so unbedeutend die Sache auch an sich ist) hat nicht viel Gewicht, wenn man die Dinge sich etwas genauer ansieht. Als junger Magister, nachdem er erst sechs Jahre im Orden (Noviziat, Repetition, Philosophie) verbracht, kam er nach Brünn in die 1. Klasse, wo er drei Jahre lehrte, und dort fand er nun aller-

dings die Sitte, daß die Schüler von Schülern bei den Akademien examinirt wurden (natürlich mußte doch der Lehrer dabei corrigirend oder nachhelfend eingreifen): aber fand sich deshalb diese Sitte auch an den übrigen 19 Gymnasien? — Außer dem Gymnasium in Brünn kannte Cornova nur noch das in Prag, wo er selbst studiert hatte; von diesem bemerkt er doch nicht, daß auch dort die gleiche Methode eingeführt war: spätere Beobachtungen konnte er keine mehr machen; denn bald darauf hörten in Folge der Instruction des Directors Gaspari die Akademien gänzlich auf, und traten an deren Stelle, wie uns Cornova und Herr Kelle selbst belehren, die von der Regierung angeordneten Tentamina, woran sich auch die k. k. Behörden betheiligten (vgl. S. 556—57), so daß die beiden sogenannten Mißbräuche ohnehin unmöglich wurden, zugleich aber auch die sittliche Entrüstung des Herrn Kelle über die Tentamina — „so schlimm, so verderblich und verderbend“ — zur bizarren Farce herabsinkt.

3. Sehen wir uns aber doch die beiden Mißbräuche etwas näher an, ob sie denn wirklich gar „so schlimm, so verderblich und verderbend“ waren. Zweck der Akademien nach der Ratio stud. war, wie wir eben gehört haben, vollständigere Aneignung der Lehrgegenstände von Seiten der Schüler und Bewahrung vor Müßiggang und schlechten Gesellschaften an Ferialtagen. Dieser Zweck, der eben die Hauptsache war, wurde aber durch die Privatakademien, nicht durch die öffentlichen, erreicht; so daß letztere in dieser Beziehung vor den ersteren ganz in den Hintergrund traten. Hatte der Lehrer seine Schüler in den Privatversammlungen fleißig geübt, und sie in den Wissenschaften um ein Bedeutendes gefördert, so hatte er seine Pflicht gethan und den eigentlichen Zweck der Akademie erreicht: die öffentliche Akademie war Nebensache, und im Grund genommen war es ziemlich gleich viel, ob sie gut oder minder gut ausfiel. Aus demselben Grunde war es auch ganz gleichgiltig, ob er den Schülern Fragen dictirte oder nicht, oder die Fragen selbst stellte, oder die Schüler einander gegenseitig examiniren ließ. In all' diesen Fällen mußten die Schüler sich doch vorbereiten, und diese Vorbereitung selbst brachte ihnen immerhin einigen wissenschaftlichen Gewinn, der ihnen sonst entgangen wäre; und besonders mußten im letzten Falle die Schüler, auch wenn gegenseitige Abmachungen stattfanden, in den Lehrgegenständen sich bereits gut orientirt und es zu einer gewissen Routine gebracht haben; denn unter unwissenden und unbehilflichen Knaben sind solche Abmachungen gar nicht möglich: so daß Cornova in diesem Punkte, wie in so manchen anderen, mit

seiner hochweisen Kritik hätte zurückhaltender sein können; und wenn er sich rühmt, daß er der herrschenden Gewohnheit zuwider selbst examinirt habe, so hat solches Rühmen nicht viel auf sich, denn der Lehrer kennt ja gerade seine Schüler am besten und weiß, worin er sie besonders geübt, was sie am besten gelernt, worin jeder am tüchtigsten ist: so daß gerade dadurch, daß der Lehrer selbst examinirt, ein glänzendes Resultat erzielt werden kann; auf ein schlechtes wird es aber Cornova wohl nicht angelegt haben.

Hier ist gerade der Ort zu bemerken, wer nach der „Instructio privata" bei den Akademien examiniren sollte. Darüber gibt diese Aufschluß S. 23, 72, 75; woraus wir ersehen, daß der ordinäre Examinator der Studienpräfect sein sollte; „damit aber nicht der Verdacht entstünde, als wären die Schüler im Voraus auf die zu stellenden Fragen aufmerksam gemacht worden, und nicht alle gleich schlagfertig aus allen Gegenständen, sollen einige von den geladenen Gästen (auswärtige oder aus dem Collegium — „exteri nostrive hospites") ersucht werden, nach Belieben eine Frage aus dem Lehrbüchlein der Geschichte zu stellen, oder eine Stelle aus dem Autor zur Erklärung zu bestimmen"; so konnten auch Lehrer aus anderen Klassen Fragen vorlegen, ja auch dem Exrector und dem Exsecretär der Akademie einer höhern Schule und allenfalls auch den Exräthen ward dieses Recht als eine Auszeichnung gestattet: nirgends aber finden wir, daß der eigene Lehrer seine Akademiker examiniren sollte. Uebrigens brauche ich wohl nicht erst zu bemerken, daß diese Akademien für die endliche Klassification und Rangordnung der Schüler nicht entschieden; denn zu diesem Ende wurde am Schlusse des Schuljahres das eigentliche, allgemeine, schriftliche und mündliche Examen vorgenommen: die öffentlichen Akademien hatten den Zweck, den Wetteifer der Akademiker zu wecken und dadurch zugleich den Ruhm der respectiven Klasse zu erhöhen; weshalb es auch, wie Cornova (S. 129—30) bemerkt, bei den Akademien viel lebhafter als bei den eigentlichen Prüfungen zuging, weil bei letzteren die jungen Gemüther wegen des Gedankens an die Klassification minder unbefangen waren. Was insbesondere das Dictiren der Fragen betrifft, selbst für ein eigentliches Examen, ja selbst für ein Maturitätsexamen, so kann ich hierin unter gewissen Bedingungen gar nichts Tadelnswerthes finden: es wird dadurch dem Schüler eine bestimmte Uebersicht des Gegenstandes vermittelt, und besonders schwächeren Talenten (die doch auch zu berücksichtigen sind) das Lernen erleichtert; daß dieses kein mechanisches sei, dafür kann der Lehrer leicht sorgen.

Uebrigens mahnt die Instructio selbst, daß die Akademiker mit eigenen Worten Antwort geben sollen, mit dem Bemerken, daß das wörtliche Heruntersagen etwas Kindisches und Komisches an sich habe („.... respondendum erit, idque suis verbis. Si ad verbum recitaverint, puerile quid et scenicum subesse videbitur" — S. 22).

Nach dem Gesagten möge der Leser selbst die Kelle'schen Phrasen über Täuschung der Eltern und Gönner und über Corruption der Jugend, die mit den Akademien und Tentamina verbunden waren, beurtheilen.

Doch der Herr Doctor wird wieder bei allem Ernste kurzweilig. In Folgendem (S. 102—104) belehrt er seine Leser über die Fragen, welche aus der Geschichte an die Akademiker gestellt wurden. „Ich habe hunderte von solchen Fragen abgeschrieben ...", sagt uns der Herr Kelle. Wozu denn? — dürfte der gesunde Menschenverstand fragen. Um sie einmal bei guter Gelegenheit zu veröffentlichen, dürfte etwa Herr Kelle antworten, als ebenso viele Belege jesuitischer Albernheit. Nun denn, warum veröffentlichte sie der Herr Doctor nicht in seinem Geschichtswerke? — da hatte er doch die beste Gelegenheit; er veröffentlicht aber nicht einmal zwei Dutzend. Aber wo, wird der gesunde Menschenverstand weiter fragen, hat denn der Herr Doctor all' diese Hunderte von Fragen gefunden? In den Bibliotheken, wird der Herr Doctor erwidern, denn dort hat er auch, wie er S. 105 sagt, die paradigmata quaestionum pro praemiis etc. gefunden. Aber wer war denn so närrisch, die gestellten Fragen aufzuschreiben, sie zu sammeln, sie drucken und in den Bibliotheken aufstellen zu lassen? Welcher Bibliothekar hätte sich nicht mit Händen und Füßen gesträubt, solchem unnützen Zeug auch nur das schlechteste Plätzchen in seiner Bibliothek zu gönnen, oder hätte sich nicht beeilt, solchen wie immer hineingerathenen Schofel alsbald hinaus zu werfen? — „Aus diesen Hunderten von abgeschriebenen Fragen", fährt der Herr Doctor fort, „will ich, um zu zeigen, wie unterhaltend diese Akademien gewesen sein müssen, einige wie sie mir gerade aufstoßen, mittheilen." Aber warum nur einige? — Wenn diese Fragen so viel Interesse für den Herrn Doctor hatten, daß er sie zu Hunderten abschrieb, so hätte er sie auch im Interesse der Leser zu Hunderten mittheilen sollen. Die Wahrheit ist: Herr Kelle hat die „Instructio privata" geplündert, und daraus unter 57 theils leichteren, theils schwereren Fragen aus der biblischen Geschichte, die dort beispielsweise, wie man die Akademiker der 1. Klasse daraus examiniren könne, angeführt sind, neun mitgetheilt, wohl nicht, wie sie ihm gerade aufstießen, sondern wie er sie für zweckmäßig fand, denn die erste seiner

mitgetheilten Fragen ist in der Instructio privata die zehnte u. s. w. P. Wagner erachtete es nämlich für zweckdienlich, in seiner Instructio priv. an Beispielen zu zeigen, wie die Schüler in den einzelnen Klassen bei den Akademien aus der Geschichte examinirt werden, wie beiläufig die Fragen beschaffen sein können; und er unterscheidet zu diesem Ende einfache und schwierigere oder verwickelte Fragen („quaestiones simplices et planae, complicatae et latius se fundentes"), und führt von beiden Arten einige Beispiele an. „Die Art und Weise eine Akademie aus der Geschichte zu halten," heißt es in der Instructio priv. S. 72—73, „ist so ziemlich dieselbe, wie beim öffentlichen Examen, daß nämlich, nachdem der Rector der Akademie" (ein Schüler) „eine kurze Anrede gehalten, der P. Präfect oder die Collegen des Lehrers, oder die geladenen Gäste, auswärtige oder aus den Unsrigen, mit folgenden und ähnlichen Fragen die Kenntnisse der Akademiker erproben." Daß die Fragen in der Instructio privata nur beispielshalber gesetzt seien, geht schon auch daraus hervor, daß sich alle nur auf die erste Akademie beziehen, welche in jeder Klasse gehalten wurde, sobald die Hälfte des historischen Lehrbüchleins (respective in der ersten Klasse der biblischen Geschichte) in der Schule durchgenommen ward; es wurde aber, nachdem der historische Unterricht vollendet war, noch eine zweite gegen Ende des Schuljahres, kurz vor dem Feste „Mariä Geburt" gehalten; wie dies Alles in der Instructio privata (S. 23) deutlich bestimmt ist. Kein Wunder, daß der Herr Doctor die Quelle nicht nennt, aus der er die von ihm angeführten Fragen genommen hat. Nun will auch ich mir die Freiheit gestatten und einige Fragen aus der Instructio, wie sie nach der Ansicht des Verfassers desselben an die Akademiker der 1. Klasse aus der biblischen Geschichte gestellt werden konnten, hieher setzen. Dergleichen sind: Erzähle mir die Sündfluth. — Welches war das erste und letzte Jahr der Richter? — Was hat sich auf dem Berg Moria zugetragen? — Wie ging es mit dem Thurm der Verwirrung? — Erzähle mir kürzlich Job's Geschichte. — Was nahm Samson für ein Ende, welches waren seine Thaten? — Wie hat Josef dem Pharao und seinen Mitgefangenen ihre Träume ausgelegt? — Wer war Othoniel? welches seine Thaten? — Erzähle mir den Auszug aus Aegypten. Warum richtete Moyses eine Schlange aus Erz auf? — Wie erging es den Brüdern (Josef's) auf beiden Reisen nach Aegypten? — Welches war die ägyptische Dienstbarkeit? Erzähle die zehn Strafen Aegyptens. — Wo wurde die Arche des Bundes gebaut? — Was trug sich sonst Merkwürdiges mit ihr zu? —

Nenne mir das erste Jahr der Noe'schen und der Abraham'schen Patriarchen. — Wann und wo wurden die zehn Gebote gegeben? — Wo und wie starb Moyses? — Wer war Agar und Ismael? — Was für Wohlthaten erwies Gott den Juden in der Wüste? — Erzähle die Geschichte Gedeons u. s. w.

Nun bringt Herr Kelle (S. 103) einige Fragen aus der Profangeschichte, und zwar nicht, wie es scheint, „um zu zeigen, wie unterhaltend diese Akademien gewesen sein müssen", sondern um zu zeigen, wie die jesuitischen Akademien bare Spiegelfechtereien gewesen seien, da die Fragen schwere und derartige waren, daß sie die Schüler, ohne früher die Sache mit dem Lehrer abgekartet zu haben, unmöglich hätten beantworten können: eine Auffassung, auf welche Herr Kelle selbst S. 101 die Leser mit den Worten vorbereitet: „Und man wählte in der That schwierige Fragen, man suchte sich in Büchern treffliche Antworten" (also enthielten die Jesuitenbibliotheken doch auch gute Bücher? vgl. S. 321 f.), „alles unter Anleitung der Lehrer und unter Begünstigung der Oberen." Ich will den ganzen Passus des Herrn Doctors hieher setzen: „Immer schwieriger wurden die Fragen in den folgenden Klassen bis hinauf zur vierten, in der die Jugend schon ganz bedeutende Fortschritte gemacht haben mußte, wenn sie Fragen beantworten konnte, wie: Qui violenta morte sublati? — Quinam Caesares de ecclesia optime meriti? — Ecclesiae hostes quo mortis genere periere? — Quae clariora prae ceteris proelia existimas? — Quis cum fratribus bellum gessit? — Qui imperatores capti fuere? — Qui in itinere mortui? — Qui boni principes? — Qui omnium pessimi principes? — Quot Caesares suo fato sunt mortui?" — So weit Herr Kelle. Ich erlaube mir hiezu nur folgende schlichte Bemerkungen zu machen: 1) Alle diese zehn Fragen hat der Herr Doctor, wie die obigen, der Instructio privata entnommen, und wahrlich nicht, wie sie ihm gerade aufstießen, sondern mit kluger Berechnung, um in Anbetracht so schwerer Fragen für Schüler der 4. Klasse die Spiegelfechterei desto wahrscheinlicher zu machen. 2) Jeder Leser wird nach dem Wortlaut des so eben citirten Passus nicht anders urtheilen können, als daß die angeführten Fragen den Akademikern der 4. Klasse seien vorgelegt worden. 3) Unter den zehn von Herrn Kelle angeführten Fragen gehört keine einzige zu denen, welche in der Instructio privata für die Akademiker der 4. Klasse vorgeschlagen werden. 4) Die fünf ersten Fragen finden sich in der Instructio unter denjenigen, welche den Akademikern der 6. Klasse vor-

gelegt werden konnten; die sechste und siebente finden sich unter den Preisfragen (pro praemiis) ebenfalls für Schüler der 6. Klasse (S. 258—262); die drei letzten endlich erscheinen unter den verwickelten Fragen (Quaestiones convolutae), welche an die Akademiker der 5. Klasse gerichtet werden konnten (S. 228). 5) Die für die Akademiker der 4. Klasse berechneten Fragen konnte der Herr Doctor in der Instructio (S. 178 — 180) finden, und hat sie sicher auch gefunden: daß ihm also dennoch die Fragen S. 228 und S. 258—62 gerade aufstießen, war ein arger Verstoß. 6) Doch es war dies nicht bloß ein arger sondern auch ein drolliger Verstoß: denn von den angeführten zehn Fragen paßt natürlich keine einzige für das Lehrbüchlein der 4. Klasse, das über ganz andere Dinge Aufschluß gibt, als die zehn Fragen verlangen. 7) Aber das Drolligste von Allem ist, daß diese zehn Fragen, sowie überhaupt alle übrigen, die in der Instructio beispielshalber angeführt sind, die böhmische Provinz, die doch sicher Herr Kelle besonders im Auge hatte, gar nichts angehen. Denn Frz. Wagner, der Verfasser der Instructio privata, berücksichtigte bei Aufstellung jener Fragen einzig und allein seine eigenen für alle sechs Klassen verfaßten und in der österreichischen Provinz gebräuchlichen Lehrbücher der Geschichte: in der böhmischen Provinz aber, wie uns Herr Kelle selbst (S. 155 — vgl. S. 520) sagt, waren ganz andere Lehrbücher eingeführt, nämlich die von Dufréne, auf welche natürlich, da sie in der Anlage, sowie durch Gliederung und Behandlung des Lehrstoffes (vgl. S. 517 f.) durchaus von den Wagner'schen verschieden waren, jene Fragen gar nicht paßten. Also von all den vom Herrn Kelle aus der Instructio angeführten, ja wohl von allen darin befindlichen Fragen ist keine einzige jemals an einen Akademiker eines böhmischen Gymnasiums gerichtet worden. Und da diese Fragen nur zeigen sollten, wie man einfachere oder verwickeltere Fragen an die Schüler stellen könne, keineswegs aber obligatorische Wortformeln waren, an die man beim Examen gebunden war (denn einer solchen Albernheit dürfte doch nicht leicht Jemand die Jesuiten für fähig halten); so ist es leicht möglich, daß auch in der österreichischen Provinz die in der Instructio verzeichneten Fragen vielleicht gar nie in Anwendung kamen: auf jeden Fall verloren sie in den 50ger Jahren, wo auch in der österreichischen Provinz in Folge der Reform von 1752 eine Aenderung im geschichtlichen Unterricht eintrat*) (vgl. S. 519), und vollends in den 60ger Jahren durch

*) So ersehen wir aus Denis' Selbstbiographie (Buch II. Kap. 6), daß im Jahre 1753 in der 6. Klasse die Kirchengeschichte vorgetragen wurde, während das

die Instruction des Directors Gaspari, welche die Einführung ganz neuer Lehrbücher zur Folge hatte (vgl. S. 522—23), all' ihre Bedeutung: so daß man am Ende wirklich nicht recht weiß, wozu denn eigentlich Herr Kelle sich die große Mühe genommen, all' die Hunderte von solchen Fragen abzuschreiben. 8) Uebrigens konnte der Schüler die Antworten auf die obigen zehn, so wie auf alle in der Instructio priv. vorkommende Fragen in den Lehrbüchlein von Frz. Wagner finden, so daß die oben angeführte Verdächtigung des Herrn Doctors: „. . . man suchte sich in Büchern trefflidie Antworten u. s. w." eine ganz ungerechtfertigte ist, und er nach den Grundsätzen der laxen Jesuiten-Moral eigentlich zum Widerruf verpflichtet wäre. Hat denn nun Herr Dr. Kelle mit diesen seinen Erörterungen über die Akademien nicht das Publikum in mehr als einer Hinsicht mehr oder weniger getäuscht, besonders dadurch, daß er die obigen zehn Fragen aus der 5. und 6. Klasse in die 4. einschmuggelte, so daß der Vorwurf, den er mit Unrecht den Jesuiten macht, wohl mit Recht ihn treffen dürfte.

Nun handelt Herr Kelle (S. 105—111) von den schriftlichen Aufgaben und den Fragen aus der Grammatik, dem Autor, der Geschichte und dem Katechismus, die zur Erlangung eines Preises gegeben wurden; ferner von den gewöhnlichen Haus- und Schulaufgaben. Alles, was da der Herr Doctor anbringt, ist wieder der Instructio priv. entnommen; er aber leitet seine mangelhaften, verstümmelten Bemerkungen mit den hochtrabenden Worten ein: „Wie diese Fragen beschaffen waren, was übersetzt wurde, das wissen wir noch. Die Bibliotheken besitzen nämlich noch solche paradigmata quaestionum pro praemiis und paradigmata argumenti pro praemiis" (S. 105). Es wäre mir nun ein Leichtes, an der Hand der Instructio den Leser durch alle sechs Klassen zu führen, und zu zeigen, wie trefflich die Anweisungen und die Grundsätze sind, welche die Instructio hinsichtlich der schriftlichen Uebungen aufstellt; woher der Stoff dazu (Materia scriptionis) genommen werden kann (im Allgemeinen aus der Geschichte), wie die Form derselben (Forma scriptionis), wovon Herr Kelle uns gar nichts mittheilt, beschaffen sein soll, wie sie immer mit dem mündlichen Unterricht in der Grammatik, Poetik und Rhetorik im Zusammenhang stehen und diesen unterstützen und beleben sollen: allein

Lehrbüchlein des Frz. Wagner für die 6. Klasse die Kaisergeschichte vom 7. Jahrhundert bis 1732 enthält. Also Luftstreiche und immer Luftstreiche! —

dies würde mich zu weit führen, denn über gar viele Seiten erstrecken sich die Anweisungen und Belehrungen über die schriftlichen Arbeiten (vgl. S. 436 A. 3), und dürfte für den größten Theil der Leser wenig Interesse haben, zumal ich Einiges hierüber, besonders bezüglich der 1. Klasse, bereits S. 435 f. angeführt habe; jene Leser aber, die sich für solche Dinge interessiren, mögen sich in den Bibliotheken umsehen, wo sie ja nach der Behauptung des Herrn Kelle die Instructio privata leicht finden werden, denn wenn „die Bibliotheken noch die paradigmata besitzen," so müssen sie auch die Instructio besitzen, da jene in dieser enthalten sind.

Aber über ein paar Einzelnheiten möchte ich mich mit Herrn Kelle abfinden.

Erstlich möchte ich den Herrn Doctor fragen, mit welchem Recht er (S. 105) behauptet, daß das eine der beiden paradigmata, die sich in der Instructio S. 180—182 finden, und das er einen „Gallimathias" zu nennen beliebt, von den Schülern der 4. Klasse wirklich „übersetzt" worden sei? Weiß der Herr Doctor nicht, was ein paradigma ist? Ich denke, es sollte bloß ein Muster sein, woran der Lehrer erkennen könne, wie lang und wie schwer ungefähr das schriftliche Probepensum für einen Schüler der 4. Klasse sein soll, um einen Preis zu erlangen oder doch in die obere Klasse aufsteigen zu können: denn manchmal wurden beide Fragen durch zwei besondere Pensa, manchmal durch eines zugleich entschieden, und ein solches ist das vom Herrn Doctor aufgenommene, wie deutlich der Titel anzeigt: „Aliud" (paradigma) „partim pro Praemio, partim pro Ascensu." Im Gegensatz zum Herrn Doctor behaupte ich mit vollem Recht, daß das fragliche paradigma den Schülern nie dictirt worden sei. Wie so? — Weil erstens jeder Lehrer der 4. Klasse vor seinen Collegen und seinen Obern sich geschämt hätte, ein bereits gedrucktes, allgemein bekanntes und zu einem ganz andern Zweck bestimmtes Pensum für seine Schüler zu gebrauchen; und dann, weil aus der Behauptung des Herrn Doctors das Absurdum folgen würde, daß das Probepensum in der 4. Klasse zum Auf- oder Nichtaufsteigen in die 5. jedes Jahr und zur Erlangung eines Preises jedes andere Jahr dasselbe gewesen wäre, denn nur ein paradigma findet sich in der Instructio für die erstere Prüfung und nur zwei für die letztere: so daß wohl in gar kurzer Zeit diese schriftlichen Probeübungen Gemeingut der Studenten geworden wären, und die Schüler der 4. Klasse nicht bloß alle hätten aufsteigen können, sondern auch alle einen Preis hätten bekommen

müssen. All dieses riecht ziemlich stark nach Gallimathias, viel stärker als das jesuitische paradigma.*)

Zu den schriftlichen Uebungen in der 5. Klasse gehörte außer den Briefen (vgl. S. 493—95), Perioden, Figuren rc., auch die Abfassung von Erzählungen. Hierüber handelt ganz kurz die Instructio privata S. 220. „Eine rechte Erzählung zu verfassen," heißt es dort, „die nämlich kurz, deutlich und angenehm ist, ist keine leichte Aufgabe und findet im Leben oft Anwendung. Denn was kommt im täglichen Umgange öfters vor, als eine Erzählung von Vorfällen aus dem öffentlichen oder Privatleben? was ist aber widerlicher, als wenn man Jemand in ungeschickter und geschmackloser Weise erzählen hört? Diese Uebung wird also für den Anfänger von großem Nutzen sein, und darf nicht gering geachtet werden. Stoffe zu Erzählungen bieten beinahe in unendlicher Menge die Fabeln des Aesopus, die Mythologie, die Geschichtsbücher, wie z. B. die des Valerius Maximus, und besonders die so anziehenden Hilaria unsers Gazäus (vgl. S. 288); ferner Neuigkeiten, die in großen Städten sich fast täglich ereignen, ernste oder scherzhafte. Wie sich aber Erzählungen erweitern und ausschmücken lassen, darüber sehe man im Candidatus rhetoricae nach, auch an der Stelle, wo von den begleitenden Umständen gehandelt wird."

Herr Kelle fand es nicht zweckmäßig, die ganze Stelle anzuführen, sondern gönnt dem Leser nur folgende Bemerkungen: „Auch sollten die Schüler angehalten werden, sich in der ebenso wichtigen wie schwierigen Kunst, kurz, klar und angenehm zu erzählen, zu üben" und fährt dann fort: Allerdings eine wichtige Uebung, nur sollte man derselben nicht das unten erwähnte Buch „Candidatus rhetoricae"

---

*) Ich lasse hier das paradigma in lateinischer Sprache folgen, weil man so viel leichter erkennt, wie es mit grammatischen Regeln voll gespickt war; der Schluß bezieht sich auf die nachlässigen Schüler, die nicht hoffen können, in die 5. Klasse aufzusteigen. „Quis illorum militum gaudium reprehendat, qui de hoste nobili victoria potiti nonnisi legendis spoliis vacant? Cur enim victoribus tanto periculo defunctis, laetis esse non liceat? praesertim si illis in mentem veniat, quanti non modo ipsorum, sed regionis universae intersit, patriam hostibus liberari. Ita sane arbitror hominum fore neminem, qui vobis grammaticum curriculum emensis vitio daturus sit, si exhaustis tot taediis dies hic laetitia plenus esse videatur. Quamquam vereor, ut singulis vestrum id gaudium commune sit; fortassis enim (nisi nimia sui existimatione laborent) quidam suae negligentiae conscii merito timent, se adhuc multis stadiis a Parnasso abesse, quod non maxima, qua potuere, contentione ad condiscenda Alvari praecepta incubuerint."

zum Grunde gelegt, nur sollte man die Muster einer kurzen und angenehmen Erzählung nicht in den prosaischen und versificirten Erzählungen der Jesuiten Bidermanus und Gazäus erkannt haben" (S. 109 bis 110).

Nun denn! den Bidermanus finde ich in der Instructio gar nicht genannt; die prosaischen Erzählungen desselben und des Gazäus erkläre ich für eine zweckmäßige Erfindung des Herrn Kelle, bis er nicht hinreichende Beweise bringt, daß solche existiren; und wo erkennt denn die Instructio in Gazäus ein „Muster einer kurzen und angenehmen Erzählung"? — nur Stoffe zu Erzählungen (Themata), sagt sie, könne man aus seinen Hilaria schöpfen und nennt dabei noch viele andere, vom Herrn Doctor übergangene, derartige Quellen; denn so dumm war ihr Verfasser wahrlich nicht, daß er poetische Erzählungen als Muster für prosaische aufstellte; und wiederum, wenn die Instructio bemerkt, daß man sich über die Ausarbeitung von Erzählungen im Candidatus rhetoricae Rathes erholen kann, so hätte der Herr Doctor zeigen sollen, warum er dies mißbilligt: so aber hat er die Leser hierüber sowohl hier als weiter „unten" (S. 126) ganz im Unklaren gelassen; und wenn er (S. 110 A.) über Gazäus' und Bidermann's angenehme Erzählungsweise spöttelt, so hat der große Herder anders gedacht, aus dessen Legenden man ersieht, daß er die Pia Hilaria des Gazäus (Bidermann gehört ohnehin nicht hieher) nicht bloß vor sich gehabt, sondern auch benützt*) hat.

Nachdem nun so Herr Kelle die Instructio priv. für seine Zwecke ansgebeutet, thut er dasselbe wieder mit Cornova, und weiß von gar großer geistiger Verirrung der Jesuiten zu erzählen. „Manche Lehrer," sagt er S. 110, „wählten für alle Aufgaben und Uebungen durch das ganze Jahr nur Einen Gegenstand, und wie weit auch in dieser Beziehung die geistige Verirrung der Jesuiten ging, zeigt jener Professor, der sich vorgenommen hatte, durch eine Periode von vier Jahren die vier lateinischen Kirchenväter zum Gegenstand der Uebungen seiner Schüler zu machen. Jede Zeile, welche sie niederschrieben, handelte im

---

*) Namentlich hat Herder in der Legende: „Die Cicade" beinahe von Vers zu Vers des Gazäus „Cicada super S. Francisci digitis Deum laudat" übersetzt. Auch die Legende: „Das Teufelchen mit dem verbrannten Daumen" ist den Pia Hilaria entnommen („Daemon factus simia, cereum gestare jussus a S. Dominico, digitis amburitur"), doch durch die Anspielung auf „Inquisition" und „Ketzer Blut", wovon sich bei Gazäus nichts findet, unbegreiflicher Weise entstellt worden.

ersten Jahre von Ambrosius, im zweiten von Hieronymus, im dritten von Augustinus, im vierten von Gregorius.“ Der ganze Passus findet sich beinahe wörtlich in Cornova's 13. Brief S. 191; nur die humane Phrase: . . „wie weit die geistige Verirrung ꝛc.“, ist das Salzkörnchen, womit Herr Kelle sein Plagiat würzt. „Ich weiß wohl,“ sagt Cornova, „daß gewisse Lehrer für alle Aufgaben und Uebungen durch das ganze Jahr nur einen Gegenstand wählten.“ Damit aber, meint Cornova weiter, lege man „sich selbst ganz unnütze Fesseln an“, und „könnte so was dem Fortgange der Schüler im Wege stehen; man beschränke die für Alles, was die Musen angeht, ersprießliche Freiheit ja nicht ohne Noth.“ Cornova handelt in diesem Briefe von den öffentlichen Declamationen, und meint, daß es nicht nothwendig sei, daß alle Declamationsstücke „durch den Stoff verbunden sein sollten.“ Ganz richtig, aber ebenso richtig ist es, daß z. B. die biblische Geschichte hinreichenden und dabei doch den mannigfaltigsten Stoff bietet für Aufgaben und Themata aller Art, nicht nur für einen, sondern für mehrere Jahrgänge, und eben dasselbe gilt von der griechischen, römischen und neueren Geschichte u. s. w. Ebenso findet sich die Anekdote vom Professor mit den vier lateinischen Kirchenvätern wörtlich in Cornova; aber dieser fügt einen Umstand von wesentlichem Belange hinzu, den Herr Kelle, um einer Täuschung des Publikums zuvorzukommen, nicht hätte verschweigen sollen. Denn wer die angeführte Stelle des Herrn Doctors liest, wird geradezu glauben, daß der in Rede stehende Professor ein Gymnasialprofessor gewesen sei: aber dem ist nicht so: nach Cornova's ausdrücklicher Bemerkung war es ein „Professor der Repetenten.“ Nun so nimmt sich die Sache gleich anders aus: jeder der vier Kirchenväter bietet mit seinen Reden, exegetischen Werken, Abhandlungen, Briefen und anderen Schriften eine Menge von Stoffen, die zu Aufgaben und schriftlichen Compositionen der verschiedensten Art für einen ganzen Jahrgang ausreichten, und sich in Poesie und Prosa von den Repetenten gar wohl bearbeiten ließen. Uebrigens mag diese Handlungsweise des Professors als eine Absonderlichkeit erscheinen, und wenn Jemand mit Cornova frägt: „Cui bono?“ so habe ich dagegen nichts einzuwenden.

So viel zur Berichtigung mancher kleiner geistigen Verirrungen des Herrn Doctors.

Eine besondere schriftliche Uebung in den Schulen der alten Societät war die Verfertigung lateinischer Verse; diese Uebung bespricht nun Herr Kelle S. 111—113, und gibt sich dabei den Anschein, als

hätte er hierüber eine Menge jesuitischer Schriftsteller gelesen und ihre verschiedenen Ansichten sich notirt: folgende Bemerkungen mögen hiezu als Erläuterung dienen: 1. Alles, was da Herr Kelle seinen Lesern mittheilt, ist nur ein Abklatsch von dem, was Cornova im 13. Briefe (S. 175—86) über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit solcher lateinischen Versificationen vorbringt, wo er die Gründe sowohl der Gegner, als der Verfechter dieser Uebung anführt, selbst aber den Streit nicht entscheiden zu wollen erklärt, dabei auch bemerkt, daß nach seiner Ansicht*) poetische Versuche nur mit poetisch begabten Schülern vorzunehmen, und dichterische Uebungen in der Muttersprache vielleicht den lateinischen vorzuziehen wären, obschon er darum die letzteren nicht ganz verwerfe. 2. Waren denn lateinische Versificationen bloß in den Jesuitenschulen gebräuchlich? waren sie es nicht in allen — auch in den protestantischen? hatte bloß der Jesuitenschüler seinen vom Herrn Doctor mit wenig Takt bespöttelten „Gradus ad Parnassum" und seine „Ars metrica"? hatte nicht beides auch der protestantische Gymnasiast? oder starb denn nach Aufhebung der Gesellschaft diese Sitte alsbald in den Gymnasien aus? — Ich wenigstens habe einen solchen „Novus Gradus ad Parnassum etc." vor mir, welcher in vermehrter und verbesserter Auflage 1822 in Wien (Jos. Geistinger) erschienen ist, C. H. Sintenis aber, Rector des Gymnasiums in Zittau und Ehrenmitglied der „Lateinischen Gesellschaft in Jena" zum Verfasser hat; doch noch viel später veranstaltete Fr. Tr. Friedemann, ein durch seine lehramtliche Thätigkeit in Sachsen, Braunschweig und Nassau, sowie durch seine pädagogischen Schriften hochverdienter Schulmann, eine neue Bearbeitung des „Gradus ad Parnassum" (Leipzig 1842, Aufl. 4.); ja noch heut zu Tage besteht in manchen protestantischen Gymnasien Deutschlands die Sitte, die Schüler in lateinischen Versen zu üben, wie man sich aus der „Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands" (Nr. 13, 1873 Leipzig), die ich einmal zufällig in

*) Diese Ansicht Cornova's hatte wohl Herr Kelle im Auge, als er (S. 113) Folgendes schrieb: „Doch das waren Ideen von Jesuiten, die eigentlich schon als Gegner der Societät betrachtet werden konnten; das waren Ideen, vor deren Gefährlichkeit den Oberen fast ebenso sehr bangte, wie vor dem ungeheuerlichen Gedanken, den Einige, namentlich kurz vor Aufhebung der Gesellschaft hatten, nämlich talentvolle Schüler zu dichterischen Versuchen in ihrer Muttersprache anzueifern." Das sind nun alles, um mich gelinde auszudrücken, inhaltslose Phrasen. Denn weder als Jesuit schrieb Cornova dieses (oder war er denn 1804 noch Jesuit?), noch von Jesuiten, noch an oder für Jesuiten; sondern sein Rath gilt zeitgenössischen Gymnasiallehrern, woraus zugleich hervorgeht, daß die Uebung der Schüler

die Hände bekam, überzeugen kann, worin Dr. Habenicht, Oberlehrer im Gymnasium zu Plauen im Voigtlande, gegen Dr. Lohmeyer für Beibehaltung dieser Uebungen in die Schranken tritt, und mit guten Gründen seine Ansicht verficht. In England werden die Schüler nicht bloß zur Abfassung lateinischer und griechischer Verse angehalten, sondern diese werden auch von Zeit zu Zeit durch den Druck veröffentlicht, wie die „Musae Etonienses" bezeugen (vgl. J. C. Arneth: „Zwei Abhandlungen" S. 174); und was wird denn endlich Herr Kelle dazu sagen, daß die von ihm so gepriesene und so oft als Waffe gegen den Jesuiten-Unterricht gebrauchte Instruction die Uebung in lateinischen Versen geradezu befahl.*) — So treten denn dem Herrn Doctor,

---

in deutschen Gedichten, womit die Jesuiten wenigstens theilweise in den 60ger Jahren begonnen hatten, zur Zeit, wo Cornova schrieb, gänzlich abhanden gekommen war. Aber auch als Jesuit hätte Cornova von all' diesen *schrecklichen Dingen*, und besonders von den „Dichterischen Versuchen in der Muttersprache" schreiben können: solche wurden ja wirklich, wie soeben bemerkt, unter den Augen der Obern gemacht, und sogar durch den Druck veröffentlicht (vgl. S. 489 f. und S. 513). Und spricht denn Herr Kelle nicht selbst S. 192 von Gedichten, welche von den Schülern des Innsbrucker Gymnasiums verfaßt im Jahre 1844 im Druck erschienen sind? Die Mehrzahl dieser Gedichte aber ist in deutscher Sprache verfaßt (was der Herr *zweckmäßig* verschwiegen hat): sind denn nun die Jesuiten des 19. Jahrhunderts gar so sehr ausgeartet, daß sie so leichterdings mit dem *ungeheuerlichen Gedanken* sich befreundeten, vor welchem denen des 18. Jahrhunderts *bangte*? — *Bangt* denn dem Herrn Doctor gar nicht vor seiner *ungeheuerlichen* Geschichtschreibung? —

*) Für die 5. Klasse schreibt die Instruction vor: „Nec negligenda, quantum fieri potest, ligata oratio, cujus optimum genus esse videtur, si ab hendecasyllabis atque jambis initium fiat, quia propius ad prosam accedunt. Deinde ad epigrammata, ac sensim ad elegiacum carmen transitus fiet." Für die 6. Klasse lautet die Vorschrift: „Carminis exercitatio versabitur in heroico et lyricis carminibus effingendis." Uebrigens kann ich, da gerade der Gang der Controverse mich zur Instruction zurückgeführt hat, nicht umhin, gelegentlich zu bemerken, wie wenig den Aussagen Herrn Kelle's zu trauen ist. Herr Kelle behauptet S. 150 mit glatten Worten, daß „die Instruction . . wollte, . . daß man sich angelegen sein lasse, von der vierten Klasse an die Schüler fortwährend in deutschen Aufsätzen, prosaischen wie poetischen, zu üben" (vgl. S. 489 f.). Wahr ist es, Herr Kelle setzt kein Anführungszeichen; ich aber glaubte immerhin, daß die Instruction, die ich damals nicht zur Hand hatte, diese Forderung stellte; nun aber liegt eine solche Forderung weder im Wortlaut noch im Sinne der Instruction. Wo diese die Lehrgegenstände der 5. Klasse angibt, schließt sie einfach mit den wenigen Worten: „Auch soll die deutsche Poesie nicht vernachlässiget werden" („Nec negligenda germanica poesis"). Ebenso, wo sie von der Lectüre der lateinischen und griechischen Klassiker (nicht von den schriftlichen Uebungen) der 6. Schule

während er in blindem Eifer gegen den Jesuiten-Unterricht polemisirt, allenthalben seiner Polemik vernichtende Facta in den Weg, die er offenbar entweder nicht gekannt, oder zweckmäßig ignorirt hat. Wenn also die Jesuiten den „Gradus ad Parnassum" verfaßten (vgl. S. 97), und ihre Schüler lateinische Verse machen ließen, so thaten sie hiemit wohl eben keinen großen Mißgriff und hatten hiezu ihre guten Gründe: nicht um gelungene, echt poetische Produktionen handelte es sich dabei zunächst, sondern um vollständigere Aneignung der lateinischen Sprache, während doch zugleich in manchen Schülern der poetische Funke geweckt, in allen aber mehr oder weniger das Verständniß der Poesie gefördert, das ästhetische Gefühl geläutert wurde.

Nun bespricht Herr Kelle (S. 113—114) die Sitte der Jesuiten, daß sie manchmal einige Aufsätze ihrer Schüler durch den Druck veröffentlichten, eine Sitte, von der sich übrigens, wie ich bereits anderswo bemerkt, in der Ratio stud. keine Spur findet. Und da weiß nun

---

spricht, fügt sie einfach, gleichsam nur so nebenher hinzu: „Auch auf die deutsche Wohlredenheit und Poesie soll Rücksicht genommen werden" („Germanicae quoque eloquentiae atque poeseos" (?) „ratio habebitur"); fährt dann fort, fernere Bemerkungen über die Erklärung der alten Klassiker zu machen, und kommt erst nach vielen Zwischensätzen auf die lateinischen schriftlichen Uebungen zu sprechen: aber deutsche, prosaische oder poetische Aufsätze werden nirgends auch nur mit einer Silbe erwähnt. Wenn endlich die Instruction §. 2 („Communia omnibus classibus") die Zahl der schriftlichen Aufgaben für die drei oberen Klassen festsetzt, so bestimmt sie, daß in der Schule wöchentlich zwei lateinische und eine griechische, über Haus aber täglich eine Aufgabe gegeben werden soll, mit der Bemerkung, daß die Lehrer sehen mögen, ob es nicht besser sei, abwechselnd eine deutsche Uebersetzung aus dem lateinischen oder griechischen Autor einzuschalten: von förmlichen deutschen Aufsätzen ist keine Rede („In superioris grammatices, poeseos, rhetorices classe hebdomadis singulis themata latina duo, soluta unum, ligata alterum oratione in scholis conficietur. Semel graecum elucubrabitur. Thema vero domi componendum quotidie assignabitur, qua in re doctores videbunt, praestetne alternis interpretationem veteris latini et graeci auctoris germanicam interponere"). Man sieht, die Forderungen der Instruction waren auf mündlichen Unterricht, nämlich auf den in der deutschen Verslehre und auf die Lectüre und Erklärung einiger Lesestücke beschränkt; und nach diesen Forderungen waren auch die neuen, in Folge der Instruction verfaßten Lehr- und Lesebücher (vgl. S. 430 und 489) berechnet: daß aber die Instruction deutsche Aufsätze in Prosa und Poesie forderte, für diese Behauptung sucht man in derselben vergebens die Beweise. Die Jesuiten hatten theilweise, wie wir gesehen, mit solchen Aufsätzen schon vor dem Erscheinen der Instruction begonnen, und fuhren nachher damit fort: aber dazu verpflichtet waren sie durch die Instruction nicht, und darnach möge man das S. 489—92 Gesagte beurtheilen.

Herr Kelle nach mehr als 100 Jahren ganz genau, daß solche Arbeiten nicht etwa bloß von den Lehrern verbessert (auch daran stößt sich schon der Herr Doctor), sondern geradezu verfaßt waren: indeß läßt er erstlich auch hier wieder die Leser über die Quellen im Unklaren, aus denen er diese genaue Kenntniß geschöpft hat. Aber wie stimmt denn ferner das, was Herr Kelle hier S. 114 behauptet, zu der uncorrigirten, gedruckten Preisaufgabe, die er S. 143 in extenso gibt? Der Herr Doctor scheint offenbar ein kurzes Gedächtniß zu haben, denn sonst hätte er sicherlich nach einer solchen Behauptung nicht mehr jene Preisaufgabe (vgl. S. 442—44) in Druck legen lassen, welche dieselbe geradezu desavouirt, und den Leser leicht auf den Gedanken bringt, daß es weder mit der Behauptung des Herrn Doctors, noch mit der gedruckten Preisaufgabe seine Richtigkeit habe. Uebrigens dürfte es genügen, der precären Behauptung des Herrn Kelle das Zeugniß eines Denis entgegenzusetzen. Denis also weist in seinem Aufsatze: „Meine 25jährigen Beschäftigungen im Theresianum" („Liter. Nachlaß S. 59") solche Verdächtigungen mit folgenden Worten zurück: „Ich ließ (1772) auch die 1. Sammlung der besten akademischen Vorlesungen meiner Schüler, und andere ihrer Privataufsätze unter dem Titel Jugendfrüchte (vgl. S. 514) drucken. Mein seliger College Burkard (vgl. S. 267), der rühmlich in allem mit mir eiferte, gab eine 2. Sammlung. Ungünstige, und Jünglinge, die ihr Unvermögen, etwas Aehnliches zu leisten, fühlten, ließen sich in späteren Jahren beigehen, alles dieses geradeweg für Professorenarbeiten zu erklären. Ich kann das Gegentheil aus vielen Originalen darthun, und die meisten der Verfasser leben ja noch." So schrieb Denis noch im hohen Greisenalter, wo die Gesellschaft schon längst aufgehoben war, und beruft sich dabei auf die Originale und das Zeugniß seiner ehemaligen, bereits zu Männern herangereiften Schüler. Cornova aber bespöttelt so kleinliche Schelsucht mit den Worten: „Gewisse Leute, die Alles wissen, und manchmal auch das wissen, was gar nicht ist, sprachen die Autorschaft ohne Gnade den guten Jünglingen ab. Der Lehrer selbst mußte der Verfasser sein" (Brief 13 S. 186—87). So Cornova, der so gerne kritisirt, alle Blößen aufdeckt, und die Drucklegung von Schülerarbeiten mißbilliget (ebd.), dessen Zeugniß hiemit um so mehr gelten muß. Herr Kelle hatte Denis' „Literarischen Nachlaß" und Cornova's Briefe vor sich; gibt aber ganz entgegengesetzte Aufschlüsse über die fraglichen Schülerarbeiten, und muß also wohl auch entgegengesetzte Quellen gehabt haben: nur Schade, daß er sie uns nicht mittheilt.

Eine andere, sehr zweckmäßige Uebung, die im Leben oft unentbehrlich, immer aber gute Dienste leistet, waren in den Schulen der alten Societät die Declamationen. Die Uebung der Schüler im Declamiren wird in mehreren Stellen der Ratio studiorum den Lehrern zur Pflicht gemacht. Insbesondere befiehlt die 33. der gemeinschaftlichen Regeln und die 19. für den Lehrer der Rhetorik, daß jeden Samstag solche Declamationen in der 6. und 5. Klasse gehalten werden sollen, indem abwechselnd eine Klasse die andere dazu einladet: auch könne manchmal der Lehrer einen kurzen dramatischen Stoff — eine Ekloge, ein kleines Bühnenstück (scenam — nur 1 Scene), einen Dialog — den Schülern als Thema zur schriftlichen Ausarbeitung geben, und die gelungenste Arbeit könne dann von den Schülern in der Schule ohne allen Bühnenapparat dramatisch vorgetragen werden (19. Regel für den Lehrer der Rhetorik). Außer diesen Privatdeclamationen spricht die Rat. stud. auch von öffentlichen (32. Regel des Präfecten), die von den Rhetoren gehalten werden sollten; die Oeffentlichkeit bestand aber nur darin, daß die Declamationen in der Aula gehalten wurden, und dabei nicht nur die Humanisten und Rhetoren erschienen, sondern auch die Philosophen und Theologen dazu eingeladen wurden, und insbesondere alle Lehrer und Patres des Collegiums sich einfinden sollten; von der Einladung auswärtiger Gäste ist in der Rat. stud. keine Rede: übrigens sollten die Declamationsstücke von den Schülern selbst verfertigt, von dem Lehrer wohl verbessert, nie aber ganz umgearbeitet werden.

So ungefähr ward es in den Dreißiger-Jahren des vorigen Jahrhunderts auch in der österreichischen und wohl auch in der böhmischen Provinz gehalten, wie wir aus der Instructio priv. (S. 256 f.) ersehen: auch sie verwirft jeden scenischen Apparat und verlangt, daß eigentliche, von den Schülern ausgearbeitete, doch vom Lehrer verbesserte Declamationsstücke sollen vorgetragen, nicht förmliche dramatische Vorstellungen aufgeführt werden; doch scheint die Instructio von Einladung auswärtiger Gäste zu sprechen („invitatis . . . aliisque spectatis auditoribus"). Nach Cornova hingegen (Br. 13 S. 188 f.) waren in der böhmischen Provinz, wenigstens zu seiner Zeit, die öffentlichen Declamationen nicht bloß für die Schüler der Rhetorik, sondern auch für die der Poetik (vielleicht ein Irrthum) eingeführt, und er erblickt in denselben eine Sitte, die „in der Hauptsache sehr zu empfehlen" ist, und so wenig als die Akademien hätten abgeschafft werden sollen; nur meint er, hätten zwei „Mißbräuche oder Gebrechen", die sich allmählig

„einschlichen", beseitiget werden müssen. Diese Mißbräuche bestanden darin, daß „die Lehrer" (doch nicht alle, dieß konnte Cornova unmöglich bezeugen, denn er hatte sich nur auf wenigen Gymnasien umgesehen) „in ihren Schülern glänzen wollten und die Produkte derselben nicht etwa nur feilten, sondern sie ganz überarbeiteten"; und daß „man oft" (also doch nicht immer — wie oft, konnte Cornova wieder nicht bestimmen) „der Sache ein zu theatralisches Ansehen gab". Nun, ich glaube, der Leser ist bereits mit beiden Mißbräuchen ausgesöhnt: daß es manchmal gar kritische, oder auch etwas eitle Lehrer gab, welchen die Schülerarbeiten zum öffentlichen Vortrage nicht gut genug schienen, ist begreiflich und verzeihlich; daß auch mancher Cours nur aus mittelmäßigen Talenten besteht, ist kein so ungewöhnlicher Fall; daß man die Declamationen nach Umständen durch „Musik, Anzug und Decorationen" der auswärtigen Gäste wegen zu beleben suchte, wird man erklärlich, ja wohl ganz in der Ordnung finden; und die Ratio stud., wo sie von den öffentlichen Declamationen spricht, sagt zwar nichts von der Anwendung theatralischer Hilfsmittel, sie verbietet aber auch dieselbe nicht. Aber haben denn die Jesuiten das Publikum nicht getäuscht, welches die Declamationsstücke für Schülerarbeiten hielt? und haben sie nicht auch die Schüler zu solchem Trugspiel verleitet? — Fragen wir lieber, ob dieß möglich gewesen wäre; ob nicht schon der bloße Versuch, den Schülern einer ganzen Klasse die Bewahrung solcher Geheimnisse zuzumuthen, lächerlich gewesen wäre. Die Jesuiten machten kein Geheimniß daraus, daß die Declamationsstücke von den Lehrern ausgebessert werden; die Rat. stud. sowie die Instr. priv. verlangt dieses, und versteht es sich ja von selbst, daß Schülerarbeiten von den Lehrern corrigirt werden*); daß aber aus einer solchen Ausbesserung

*) Herr Kelle bedient sich hier (S. 115), wo er von den Verbesserungen der Declamationsstücke spricht, eines sehr plumpen Kunstgriffes, indem er seine Leser auf den Glauben zu bringen sucht, als wären die Jesuitenlehrer erst allmählig in Folge gegenseitiger Eifersucht auf den Gedanken verfallen, dieselben vorher zu verbessern, als sollten sie eigentlich unausgebessert vorgetragen werden; und er macht sich nur lächerlich, wenn er zu diesem Ende aus Denis' Aufzeichnungen über seine Wirksamkeit im Theresianum vom Jahre 1763 folgenden, wieder verstümmelten Passus citirt: „Ich fing an, meine Schüler die jährlich von ihnen verfaßten Aufsätze öffentlich ablesen zu lassen. Jedes Jahr wurde das Verzeichniß gedruckt ausgetheilt" (diesen Satz hat Herr Kelle ausgelassen). „Die Entwürfe dieser akademischen Vorlesungen, ihre Ausbesserung und der Unterricht im Declamiren beschäftigte mich jährlich beinahe zwei Monate." Nun, was erfahren wir denn da Neues? Gar nichts; was Denis that, thaten von jeher alle Lehrer und thun es noch heut

manchmal eine Umarbeitung hervorgeht, dieser Gedanke lag ohnehin dem denkenden Theil des Publikums nahe, und haben die Jesuiten auch daraus kein Geheimniß gemacht — schon aus dem einfachen Grunde, weil sie es nicht gekonnt hätten. Indeß wurden die Themata immer wirklich von den Schülern ausgearbeitet, und wir haben keinen Grund zu glauben, daß die Declamationsstücke im Allgemeinen, wenigstens theilweise, nicht wirkliche, verbesserte Schülerarbeiten waren: so daß ich Cornova's Tadel nicht gerechtfertigt finde, wenn er sagt: „Nun glaubten selbst die Schüler . . auf kein anderes Lob Anspruch machen zu dürfen, als auf jenes guter Acteurs. Er fiel also weg der Sporn, sich anzustrengen, um in der Folge mehr und bessere Geistesprodukte zu liefern.“ Auch das Lob eines guten Acteurs ist für einen Schüler kein geringes, und nicht „weg fiel der Sporn, bessere Geistesprodukte zu liefern“, nichts zu sagen, daß es dazu für den Schüler noch verschiedenartige andere Sporne gab, z. B. die Akademien, die Uebungen zur Erlangung eines Preises, die öffentlichen Examina, die Klassification und deren Veröffentlichung; und endlich hatten die öffentlichen Declamationen in erster Reihe nicht das zum Zwecke, daß der Schüler seine Gediegenheit in Abfassung schriftlicher Aufsätze erweise (wiewohl auch auf dieß die Ratio stud. hinweist), denn dazu gab es noch viele andere Uebungen, sondern daß er seine Gewandtheit im mündlichen Vortrag erprobe; zu welchem Ende auch die Privatdeclamationen in der Rat. stud. vorgeschrieben sind.

Aus eben diesem Grunde wurden nicht immer einzelne von den Schülern verfaßte Aufsätze declamirt; sondern manchmal wurden geradezu kleinere, einfache, zu einer Einheit verbundene dramatische Darstellungen (von den Jesuiten zum Unterschiede von den eigentlichen, größeren, verwickelten Schauspielen dramatia — δραμάτιον — genannt) vom Lehrer componirt, und dann von den Schülern statt der einzelnen Declama-

zu Tage: sie verbesserten und verbessern die Aufsätze ihrer Schüler, mögen diese öffentlich vorgetragen werden oder nicht. Doch etwas gewinnen wir Herrn Kelle gegenüber aus dem angeführten Passus; wir sehen nämlich daraus, daß die Jesuiten aus der Verbesserung der Declamationsstücke kein Geheimniß machten, (welcher vernünftige Grund dazu ließe sich auch nur denken? — wohl aber hätten sie, wenn sie solches zu versuchen albern und schlecht genug gewesen wären, alle Achtung, alles Zutrauen riskirt, und mit Recht eingebüßt), so wie auch, daß Denis' Schüler ihre eigenen Aufsätze vortrugen, und hiemit Cornova, wie ich bereits bemerkt, keinen Glauben verdient, wenn er nach seiner Art so ganz im Allgemeinen behauptet, daß die Lehrer der Schüler Produkte nicht nur feilten, sondern ganz überarbeiteten.

tionsstücke vorgetragen: weßhalb solche kleine Bühnenstücke oft mit den Declamationen verwechselt, und die dramatia auch declamationes genannt wurden. Bei solchen dramatischen Declamationen kam natürlich auch scenisches Costüme und anderer Bühnenapparat mehr oder weniger in Anwendung; und selbstverständlich konnte die Abfassung eines solchen, wenn auch kurzen, doch immerhin einige Scenen umfassenden Dramation den Schülern nicht übergeben werden: ein solches konnte nur jener componiren, der es entworfen, nämlich der Lehrer. Solche Dramatia oder dramatische Declamationen sind wohl schon in der Rat. stud. angedeutet, doch diese spricht nur von einer einzelnen Scene, dergleichen wohl die Schüler ausarbeiten konnten; die Instructio priv. kennt schon den Unterschied zwischen den Dramatia und den eigentlichen Declamationen („proprie dictae declamationes" S. 257), und will, daß nur letztere von den Schülern gehalten werden, ohne allen scenischen Apparat, denn diese entsprechen mehr der in der Rat. stud. aufgestellten Norm. Nichtsdestoweniger blieben neben den eigentlichen Declamationen auch die Dramatia in Gebrauch; wie wir aus Denis' Selbstbiographie ersehen, welcher von sich selbst („Literarischer Nachlaß" — S. 38) berichtet, daß er als Lehrer zu Klagenfurt im Jahre 1753, einige solche kurze Dramatia, welche man Declamationen nannte („brevia illa dramatia, quae declamationes dicebantur"), zum Besten seiner Schüler, von denen einige zu Declamatoren und Acteurs gleichsam geschaffen waren, verfaßt habe. Diese dramatisirten Declamationen, wenn ich so sagen darf, unterschieden sich wesentlich von den gewöhnlichen, nicht zusammenhängenden, sondern für sich ein Ganzes bildenden, einzelnen Declamationsstücken, und konnten, wie kurz zuvor bemerkt, eben wegen ihrer dramatischen Gestaltung und der inneren Zusammengehörigkeit der einzelnen Scenen weder von einem, noch von mehreren Schülern, sondern nur vom Lehrer, der die Idee ersonnen und den Gang und die Entwicklung derselben in den einzelnen Scenen (die vier Dramatia des Denis haben 5—10) entworfen und überschaute, ausgearbeitet werden: wovon wiederum die Jesuiten kein Geheimniß machten, und keines machen konnten. Im Theresianum hingegen, wie wir aus der obigen Anmerkung ersehen, verfaßte Denis nicht mehr solche Dramatia, sondern ließ die Schüler ihre eigenen, von ihm verbesserten Arbeiten vortragen: und der Unterschied zwischen jenen und den eigentlichen Declamationen dürfte hiemit klar auseinander gesetzt sein, um zu sehen, daß sich Herr Kelle (S. 115 A. 2) ganz vergebens auf die Dramatia des Denis beruft, als einen Beweis, daß

auch die gewöhnlichen Declamationsstücke von den Lehrern verfaßt wurden. Und so wären wir denn über die beiden von Cornova bemerkten, und von Herrn Kelle mit vieler Emphase hervorgehobenen Mißbräuche in's Reine gekommen*): doch die humanen, pathetischen Phrasen, womit der Herr Doctor seinem über die Betrügereien der Jesuiten entrüsteten Herzen Luft macht (S. 116), darf ich dem Leser nicht vorenthalten: „Wie mußte aber der Lehrer seinen Schülern gegenüber stehen? Konnte er ihnen nur noch offen in das Angesicht sehen, wenn er sich erinnerte, wie er sie unterwiesen habe, ihre Eltern, Verwandten, Gönner öffentlich zu täuschen; wenn er dachte, wie er sie zur Lüge angehalten, statt zum Fleiße angespornt habe, was in den Declamationen, wie in den Akademien durch die in denselben den Schülern gebotene Möglichkeit, sich auszuzeichnen, nach der ursprünglichen Intention geschehen sollte."

Nun wohlan denn! — Die Geschichte bezeuget nicht, daß die Jesuiten wegen ihrer Betrügereien die Achtung oder das Zutrauen ihrer Schüler, oder der Eltern, Verwandten, Gönner derselben verloren, wohl aber bezeuget die Geschichte das Gegentheil, daß die Gesellschaft bis zum Tage ihrer Auflösung in allen Ländern der Monarchie der Zuneigung und des Vertrauens der Bevölkerung sich erfreute, daß sie populär war im vollsten Sinne des Wortes, sowohl bei den vornehmeren Klassen, als in den mittleren und niederen Schichten des Volkes (vgl. S. 433—34)**); ihre höheren wie niederen Schulen waren bis zur Aufhebung des Ordens von zahlreichen Schülern aus allen Stän-

---

*) Uebrigens ist die zweckmäßige Behauptung Herrn Kelle's, daß die Declamationen allmählig das Interesse verloren und nicht mehr besucht wurden, aus der Luft gegriffen: in diesem Falle hätten die Jesuiten wohl selbst sie aufgegeben; so aber wurden sie von der Regierung aufgehoben, wie er selbst sagt und damit seine eigene Behauptung widerlegt.

**) Merkwürdig ist in dieser Beziehung das Decret, mittelst dessen der Bischof von Passau, Leop. Ernst v. Firmian, im Jahre 1773 den damaligen Konsistorialdirector Gruber mit der Ausführung des päpstlichen Aufhebungsbreve beauftragte. „Mir ist es unbegreiflich", sagt der Bischof, „warum das Breve Suppressionis von den Kanzeln verkündet werden sollte. Wahrhaftig wird ein so gestaltetes Verfahren ad aedificationem populi nicht dienen; wenigstens solle es zu Passau von mir nicht zugelassen werden, und falls es der Hof nicht absolute befehlen sollte, so werde ich zu Linz, zu Steyr, Crembs und Traunkirchen dieses nicht zugeben." Im P. S. aber bemerkt der Bischof: „Ich habe zwar gewußt, daß die Jesuiten in Passau beliebt waren, doch hätte ich mir die Größe der Bestürzung, als das ganze Publikum zeiget, niemals also vorgestellet; die Bürgerschaft verabscheuet keine Exkommunikation: sie schelten und fluchen über den Papst, daß es eine liebe Lust ist."

den besucht, sagt ja der Herr Doctor selbst (S. 87 A.), daß „der Besuch eben so stark war, wie heut zu Tage“ *), worin doch offenbar der Beweis liegt, daß Lehrer und Schüler freundlich einander gegenüber standen, und ich denke, ein Denis konnte trotz seiner von ihm selbst verfertigten Dramatia seinen Schülern ganz „offen in das Angesicht sehen“, weil die Geheimthuereien und Betrügereien der Jesuiten eben nur die Ausgeburten Kelle'scher Geschichtschreibung sind: ich aber glaube berechtigt zu sein, auch meinerseits an den Herrn ähnliche Fragen zu stellen: Wie kann denn Herr Kelle dem Publikum und „seinen Schülern gegenüberstehen“? Kann er sowohl jenem als diesen „nur noch offen ins Angesicht sehen?“ wenn er sich erinnert, wie viel Lügen durch Textverstümmlungen und Textverdrehungen aus dem Institut. aus der Instructio priv. u. s. w. ich ihm in diesen Blättern nachgewiesen, wenn er denkt, wie viel Uebertreibungen, grundlose Behauptungen, Entstellungen von Thatsachen ich aufgedeckt habe; wodurch er das Publikum getäuscht, und der Jugend das Beispiel lügenhafter Geschichtschreibung gegeben hat, statt sie zur Wahrheitsliebe und zum Fleiße in geschichtlicher Forschung anzuspornen; kurz und gut: solche Fragen möge der Herr Doctor an sich selbst stellen, und erst. wenn er über die Beantwortung derselben sich klar geworden und dem Publikum klaren Aufschluß hierüber gegeben hat, dann allenfalls mag er daran denken, den Jesuiten Strafpredigten zu halten.

Nun kämen wir zu den Schauspielen, mit denen Herr Kelle sonderbar genug die Besprechung des jesuitischen Unterrichtes begonnen hat: ich aber will, ja muß mich so kurz als möglich fassen; theils weil

*) Vielleicht stärker im Verhältniß zu der damaligen geringen Anzahl der Bevölkerung. Die Schülerzahl im Lyceum zu Linz betrug im vorigen Jahrhunderte nahezu an 700 (vgl. Insprugger's „Austria .mapp. geogr. etc.“ S. 100); das Gymnasium in Graz zählte bis 1748 durchschnittlich 800 Schüler; während der preußischen Kriege, woran 25.000 Steiermärker Theil nahmen, und in Folge der Verordnungen der Regierung gegen arme Studirende, betrug die Frequenz 400—500, war aber 1770 wieder auf 544 gestiegen (vgl. „Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Graz 1872); die Zahl der Studirenden, welche das akademische Gymnasium in Wien besuchten und unter den Jesuiten Philosophie und Theologie hörten, betrug 2320, wozu noch 400 Schüler gehören, welche das Gymnasium am Profeßhause besuchten (vgl. Insprugg. „Austria etc.“ S. 83 und 86); im Gymnasium zu Klagenfurt stieg die Schülerzahl im 17. Jahrhundert auf 700, im 18. Jahrhunderte schwankt sie in den ersten Decennien zwischen 600—700, dann wohl ebenfalls in Folge der ausgebrochenen Kriege zwischen 400—500, stieg aber im Jahre 1765 schon wieder auf 540, und 1771 auf 574 Schüler (vgl. oben genanntes Programm).

die Sache in gar keinem Zusammenhange mit dem obligaten Unterrichte steht, theils weil ich glaube, daß der Leser aus dem bisherigen Gang der Controverse sich sattsam überzeugt hat, was von der Art und Weise des Herrn Doctors, Geschichte zu schreiben, zu halten sei: endlich, weil es höchste Zeit ist, ernstlich daran zu denken, den Umfang meiner Schrift zu beschränken und zu Ende zu kommen. Und so mögen denn die sechs Blätter des Herrn Doctors (S. 85—97) mit folgenden kurzen Bemerkungen abgefertiget werden.

1. Die Aufführung von Komödien und Tragödien soll nach dem Institut äußerst selten gestattet werden. „Comoedias et Tragoedias rarissime agi permittet", schreibt die 58. Regel dem Provinzial vor, und eben dieselbe Vorschrift enthält die 13. Regel des Rectors: „rarissimas esse oportet". 2. Wenn nun dennoch allmählig die Sitte herrschend wurde, daß wenigstens in manchen Provinzen, oder an manchen Gymnasien theatralische Vorstellungen bei Beginn und zum Schluß des Schuljahres und auch sonst bei besonderen Veranlassungen aufgeführt wurden, so ist der Grund hievon wohl in der großen Theilnahme und in dem Beifall zu suchen, den solche Vorstellungen beim Publikum fanden; wie sie sich denn wirklich eines solchen in Oesterreich erfreuten, bis es gewissen Leuten, denen jeglicher Beifall, welcher den Jesuiten gezollt wurde, ein Dorn im Auge war, gelang, die Regierung zu vermögen, dergleichen Vorstellungen zu untersagen; während sie in Bayern unangefochten, selbst noch in den Schulen der Exjesuiten fortbestanden. 3. Die Jesuiten bezweckten aber mit der Aufführung solcher Schauspiele nicht bloß die Unterhaltung des Publikums, sondern sie erblickten darin auch ein in vieler Hinsicht nützliches Bildungsmittel der studirenden Jugend; wie sich hierüber gar trefflich Denis in seiner Selbstbiographie äußert: „Jene Einrichtung, wodurch man die Jünglinge daran gewöhnte, vor einer größeren Menge ohne Schüchternheit zu sprechen, wodurch der Ton der Stimme, die Haltung und Stellung des Körpers, Bewegung der Hände und Geberden gebildet, der Gebrauch der lateinischen Sprache gefördert wurde; mit einem Worte: diese praktische Schule der Beredsamkeit verschrieen einige den Jesuiten aufsässige und neuerungssüchtige Leute, als würde die Zeit, die man auf die Aufführung des Stückes, auf das Memoriren der Stellen, auf die Einübung der Action verwendete, nutzlos vergeudet, und brachten endlich die Sache so weit, daß solche dramatische Aufführungen gänzlich untersagt wurden. Allein ich und Alle, denen das Beste der Jugend am Herzen lag, verwendeten nur Ferialtage und schulfreie Stunden zur Einübung der Acteurs"

(Buch II Kap. 5). Von dieser Stelle bringt in lateinischer Sprache der Herr Doctor ungefähr die erste Hälfte, die ganze aufzunehmen mochte ihm nicht zweckmäßig scheinen. 4. Aus Denis' so eben citirten Worten ersieht man, daß man im Allgemeinen Sorge trug, daß die Schulgegenstände durch die Vorbereitung auf das Schauspiel nicht litten; so daß Cornova's entgegengesetzte Behauptung, daß dadurch „zu viele Zeit verloren gieng“ (Brief 8 S. 105), sehr an Gewicht verliert; auch hatte Cornova viel zu wenig Erfahrungen gemacht, um zu einer solchen Behauptung in so allgemeinen Ausdrücken berechtigt zu sein: wenn aber der Herr Kelle, Cornova's Behauptung zweckmäßig breitschlagend (S. 96—97), seinen Lesern haarklein schildert, wie es bei diesen Vorbereitungen hergieng, und wie „es stets Wochen gedauert, bis die Schüler eine Komödie einstudirten“, und „Wochen darüber hingiengen“, bis sie selbe „wieder aus dem Kopfe brachten“, so wird er eben selbst zum Komödianten. 5. So bereitwillig ich nun zugebe, daß nicht all dergleichen dramatische Arbeiten, die oft in sehr kurzer Zeit, und zwar von Magistern der Grammatikalklassen verfaßt wurden und keineswegs für die Drucklegung bestimmt waren, gelungen oder gar tadellos und klassisch genannt werden können, besonders solche, welche aus der Periode des in der böhmischen Provinz gesunkenen Geschmacks (vgl. S. 244 f.) datiren; so glaube ich doch, daß mancher Leser mit mir in der Behauptung des Herrn Kelle, daß er in all den vielen Synopsen solcher Stücke, die er „gelesen“, und in den noch mehreren, die er „durchgesehen“ (was ist denn für ein Unterschied zwischen — durchlesen und durchsehen?), nirgends „auf eine erträgliche Durchführung“ gestoßen (wer sucht denn aber auch in einer Synopsis die Durchführung?), sondern überall „nichts als den himmelschreiendsten Unsinn gefunden habe“ (S. 95), wenn nicht einen himmelschreienden, so doch einen sehr trivialen Unsinn finden werde. In der Gesellschaft verstand man sich im Allgemeinen auf die dramatische Kunst in der Theorie und Praxis so gut, wie irgend anderswo. Wird denn Herr Kelle z. B. von den beiden, ihm wohlbekannten Dramen des Denis (Gasto Fuxiensis und Alexander trans Tanaim), die er als Magister in der 1. und 3. Grammatikalklasse (vgl. S. 239) verfaßte, und von seinen Schülern aufführen ließ, im Ernste behaupten wollen, „daß sie nichts als den himmelschreiendsten Unsinn enthalten“? Nun denn; so möge er es auch beweisen, oder vielmehr, warum hat er es denn nicht bewiesen? — er besitzt ja, wie er selbst sagt (S. 96), den vollständigen Text. Und der Magister

Denis hatte doch nicht die Repetitio humaniorum durchgemacht: aber die Theorie des Drama wurde im damaligen Gymnasium schon ziemlich umständlich in der Schule erklärt, und die Schüler durch die oftmaligen Vorstellungen auf praktischem Wege in die Kenntniß desselben eingeführt. Nach den Arbeiten des Denis dürfen wir wohl auch die von anderen Magistern in der österreichischen und böhmischen Provinz beurtheilen: manche von diesen mochten besser, manche schlechter gelungen sein. Auch habe ich 11 andere dramatische Stücke*) vor mir, ebenfalls von Magistern der Grammatikalklassen ausgearbeitet, und von ihren Schülern im bischöflichen akademischen Gymnasium zu Dillingen unter der Leitung des P. Ant. Claus aufgeführt: hätte der Herr Doctor wirklich Lust, den Beweis zu liefern, daß sie „nichts als den himmelschreiendsten Unsinn" enthalten? Besser gedient wäre wahrlich dem Leser, wenn er nicht immer auf precäre, durch ihre Maßlosigkeit sich selbst verurtheilende Behauptungen stoßen, sondern auch die Beweise dafür finden würde: nun liegt aber darin, daß der Herr Doctor S. 98—99 die Titel einiger Dramen gibt, die von den Knaben einzelner Grammatikalklassen bei Gelegenheit der Akademien aufgeführt wurden, gar kein Beweis, daß sie selbst „nichts als himmelschreienden Unsinn" enthielten. Herr Kelle beschränkt aber sein Verdammungsurtheil nicht auf solche Magisterarbeiten, auf solche Kinder- und Knabenspiele, wobei der Verfasser natürlich das Alter, den Charakter, die Fassungskraft, Denk- und Gefühlsweise der jungen Acteurs berücksichtigen mußte, sondern dehnt dasselbe ohne Unterschied auf alle dramatischen Arbeiten der Jesuiten aus; statt aller Beweise aber macht er sich S. 94 über den technischen Apparat bei einem Schauspiele lustig, welches die Jesuiten zu Ehren Karl Alexander's, Herzogs von Lothringen, und Maria Anna, Erzherzogin von Oesterreich, in Prag veranstalteten: ich aber könnte den Herrn Doctor auffordern, zu beweisen, daß man in den Dramen eines And. Friz (vgl. S. 261), in denen eines Joh. Ilei (vgl. S. 265), oder in dem „Godofridus Hierosolymitanus" eines Jos. Franz (vgl. S. 573), oder in den Tragödien des eben genannten Claus, eines Balde (vgl. S. 277—78), oder in denen eines Ign. Weitenauer (vgl. S. 281), oder in den Singspielen eines Frz. Neumayr (vgl. S. 283) u. s. w. „nichts als den himmelschreiendsten Unsinn" entdecken kann: doch da sich der Herr etwa entschuldigen dürfte, daß er den Text dieser Stücke nicht habe, so

*) „Exercitationes Theatrales a Soc. Jesu Magistris inferiorum Classium, dirigente P. Ant. Claus (vgl. S. 279) ejusd. Soc., in Episcopali et Academico Gymnasio Dilingano exhibitae." Augsburg und Innsbruck 1755. —

begnüge ich mich, wenn der Herr Doctor bloß an der Jugendarbeit des Magisters Denis, an den beiden, so eben genannten Dramen die Richtigkeit seines Ausspruches nachweist: den Text davon besitzt er ja nach seiner eigenen Aussage vollständig. 6. Daß die Schauspiele, welche die Jesuiten von ihren Schülern aufführen ließen, keineswegs „den himmelschreiendsten Unsinn" enthielten, beweist schon der Umstand, daß sich dieselben stets einer großen Theilnahme des Publikums auch aus den gebildeten und hohen, ja allerhöchsten Ständen, z. B. des Churfürsten und der Churfürstin und des ganzen Hofstaates in München (vgl. S. 283) erfreuten, trotzdem, daß das Theaterwesen auf den öffentlichen Bühnen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen großen Aufschwung genommen hatte; selbst Göethe erklärte sich mit den theatralischen Leistungen der Jesuitenschüler in Regensburg zufrieden (vgl. ebd.); und in Oesterreich geschah es nur, wie Denis bezeugt, durch die fortgesetzten Machinationen der Gegner des Ordens, daß sie abgeschafft wurden; jedoch fehlte es selbst unter diesen, wie Cornova im 9. Briefe S. 116 bemerkt, nicht an Leuten, welche auch noch nach Aufhebung des Ordens die Abschaffung der sogenannten Schulkomödien mißbilligten. Wenn aber Herr Kelle S. 97 behauptet, daß die Komödien „schon die Instruction vom Jahre 1764 abgeschafft wissen wollte", so ist dieß nicht durchweg wahr, die Instruction schaffte bloß die Schauspiele zum Schlusse des Schuljahres, die so genannten „Endskomödien" ab, wie aus dem Wortlaut der Instruction klar erhellt: „Sub anni finem exulabunt comoediae omnes atque spectacula, sed earum loco oratio de utili aliquo argumento et carmina a rhetoribus et poëtis praelegentur" (Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Graz 1871 S. 58). 7. Wenn Herr Kelle S. 87—88 sagt, daß die Rollen bei solchen Schauspielen gewöhnlich den Kindern vornehmerer und reicherer Eltern zuertheilt wurden, und hiemit die Vortheile einer solchen Uebung, ohne Schüchternheit und mit Anstand öffentlich zu reden, ärmeren Kindern vorenthalten blieben, so ist dieß eine Bemerkung, welche er in Cornova (Brief 9 S. 118 f.) fand, und die er nun, ohne uns die Quelle zu nennen (warum denn nicht?), weidlich zu seinem Zwecke ausbeutet. Cornova war kein Freund der Schauspiele und sucht im angeführten Briefe den Beweis zu liefern, daß die Regierung nach Abschaffung derselben doch die öffentlichen Akademien und Declamationen hätte beibehalten sollen; denn diese bieten, ohne mit so vielen Umständlichkeiten verbunden zu sein, mehrere Vortheile als jene: darunter auch diesen, daß der Lehrer eine weit größere Anzahl von

Kindern, und zwar reiche wie arme, vornehme wie niedere daran Theil nehmen lassen könne, während es sich bei den Schauspielen aus mehreren Gründen (die dann Cornova anführt, Herr Kelle aber (S. 89—90) parodirt, indem er obendrein Cornova's Worte den Jesuiten überhaupt in den Mund legt) nicht leicht vermeiden ließ, daß die Rollen den Kindern reicherer und vornehmerer Familien gegeben wurden. Ich habe die Sache bereits oben S. 603 berührt, und durch unwiderlegbare Beweise dargethan, daß Herrn Kelle's Behauptung, in den Jesuitenschulen seien „die Kinder armer Eltern geradezu verachtet" gewesen, auf barer Verleumdung beruhe*): allein, wenn man die Dinge

*) In dieser Beziehung dürfte es die Wahrheitsliebe unseres Geschichtschreibers nicht sonderlich beeinträchtigen, wenn ich nachträglich noch ein paar Bemerkungen mache, und zwar aus Quellen, die derselbe gar wohl kennt, und worin er die folgenden Citate ohne Zweifel gelesen hat. So hat Herr Kelle in der Vorrede der von ihm so oft angeführten Instructio priv. sicherlich gelesen, daß aus Rücksicht auf die Kinder armer Eltern die Lehr- und Lesebücher vereinfacht und für je zwei Klassen zu einem Bande vereint worden seien, da ärmere Eltern, wie langjährige Erfahrung lehre, nicht dahin zu bringen seien, daß sie ihren Kindern außer dem gewöhnlichen Schulbuche noch mehrere Klassiker und andere eingeführte Hilfsbücher ihren Söhnen anschaffen u. s. w. Also armen Kindern zu Lieb veranstalteten die Jesuiten Ausgaben von Chrestomathien, und vereinfachten die Zahl der anzuschaffenden Schulbücher: wohl ein klarer Beweis, daß in ihren Schulen „die Kinder armer Eltern geradezu verachtet waren." Cornova aber, dessen Briefe der Herr Doctor allenthalben zweckdienlich per fas et nefas ausbeutet, beschäftigt sich in seinem ganzen 15. Briefe (S. 207—224) mit der Beweisführung, daß die Jesuiten ohne allen Eigennutz, reichen wie armen Kindern den Schulunterricht ertheilt haben, was sowohl im Geiste des Ordens, als in den Einrichtungen desselben lag, wodurch alle Bedürfnisse der Lehrer befriediget und alle Veranlassungen zu eigennützigem Treiben abgeschnitten wurden; ich aber kann nur ein paar Stellen ausheben. „Und fand der Dürftigste", heißt es z. B. S. 212, „in den Schulen des Ordens alle Gelegenheit zu seiner Ausbildung nicht eben so wie der Reichste? und muthete man es selbst diesem, geschweige erst jenem zu, den geringsten Aufwand zu machen, um die Mühe des Lehrers, selbst eine außerordentliche, zu belohnen?" u. s. w. (vgl. S. 330—31). „Rein! hievon" (vom Eigennutz) „waren meine Ordensbrüder, so viel ich ihrer kannte, durchgängig rein: sie geizten bloß nach dem Fortgang ihrer Schüler. Aber wohl weiß ich es von nicht wenigen, daß sie von dem Gelde, das ihnen die Liebe ihrer Eltern oder Verwandten, manchmal auch das Wohlwollen der Obern hatte zufließen lassen, armen Schülern bald Bücher angeschafft, bald sie gekleidet, bald sie sonst unterstützt haben" u. s. w. (S. 221—22). Nach diesem Allen, glaube ich, wird der Leser einsehen, daß die vom Herrn Kelle S. 90 citirten Worte des Grafen Pergen, aus seinem Vortrag an die Kaiserin Maria Theresia (vgl. S. 498—504) die Jesuitenschulen nichts angiengen. Neben diesen bestanden auch noch andere Gymnasien, sowohl in Wien als anderswo, aber auch auf diese findet wohl der Vorwurf des Grafen keine Anwendung, wenn er sagt: „daß die geringeren und einen vom gemeinen Wesen schon so reichlich

etwas genauer erwägt, dürfte Cornova's Bemerkung selbst wenig oder nichts zu bedeuten haben, und zwar aus folgenden Gründen: a) Cornova war bloß drei Jahre lang Magister in Brünn gewesen, und konnte sich nachher keine Erfahrungen mehr sammeln (denn 1768 wurden alle Schauspiele abgeschafft), um eine solche Behauptung in solcher Allgemeinheit aufzustellen; b) die Erfahrung lehrt, daß die Kinder unbemittelter Eltern nicht immer die schüchternsten, sondern im Gegentheil nicht selten lebhaft und geweckt bis zur Keckheit und zum Muthwillen sind, und eine natürliche, sich schnell entwickelnde Anlage zur Declamation und Action besitzen: gleichwie umgekehrt es Kinder reicher und vornehmer Eltern gibt, die von Natur aus etwas schüchtern und beim öffentlichen Vortrage befangen sind; c) in großen, volkreichen Städten gab es auch gewöhnlich sehr viele Acteurs: führt doch Herr Kelle selbst (S. 93—94) vier Schauspiele an, wo 88, 124, 154, 177 Schüler auf der Bühne auftraten; da gab es gewiß auch Rollen für Söhne ärmerer Eltern; in den kleinen Landstädten hingegen gab es ohnehin nicht viel reiche und adeliche Familien, so daß Cornova's Bemerkung auf solche Gymnasien keine Anwendung findet; d) das Wahrscheinlichste ist wohl, daß der Lehrer sich nicht selbst habe compromittiren wollen, und bei der Aufführung eines Schauspiels die Rollen unter jene Schüler vertheilt habe, die er bei den vorläufigen Privatübungen im Declamiren als die besten Acteurs erkannt hatte, mochten sie nun reichen und vornehmen, oder armen und niedrigen Familien angehören; e) endlich legt Cornova selbst auf seine Bemerkung kein großes Gewicht, denn er beschließt selbe (S. 123) mit den Worten: „Doch dem sei, wie ihm wolle!" — und geht dann auf die Besprechung der Akademien über. 8. Daß manche Oberen bei Aufführung solcher Schauspiele auf Aeußerlichkeiten, wie auf Costüme, Decorationen, Maschinerien, zu hohen Werth legten, und mit dem Magister um so mehr zufrieden waren, je größeren Beifall das Stück beim Publikum gefunden hatte, das wollen wir Cornova glauben: aber das glauben wir ihm nicht, wenn er sagt: „daß es unter den Jesuiten, selbst unter ihren Obern, Männer gab, welche den ganzen Werth eines Professors der niederen Schulen nach dem Schauspiele beurtheilten, das er mit seinen Schülern aufführte"; und noch weniger Bedeutung legen wir natürlich den zweckmäßigen Phrasen bei, mit denen Herr Kelle (S. 85—86)

bezahlten Unterricht nicht noch besonders zu vergelten vermögende Kinder oft mit den besten Eigenschaften ganz und gar vernachlässigt werden, und sich selten die ihrem Fleiße gebührende Gerechtigkeit und Wartung zu versprechen haben."*

Cornova's Worte breit schlägt: dieser sagt doch nur, „daß es unter den Obern solche Männer gab"; der Herr Doctor aber, der sich bekannter Maßen auf die Verallgemeinerung versteht, sagt gleich: „Die Jesuiten-Oberen beurtheilten nämlich die Tüchtigkeit eines Professors und die Leistungen seiner Schüler — nach dem Schauspiel, das der Lehrer mit seinen Schülern aufführte." Alle Jesuiten-Oberen also waren nach Herrn Kelle's Behauptung so schwachköpfige, so blöde Leute, daß sie nach einem so verkehrten, so trügerischen Maßstabe die Tüchtigkeit der Lehrer beurtheilten. Aber schon die Vorschriften des Instituts bezüglich der Aufnahme der Candidaten machten es den Oberen zur Pflicht, von den Fähigkeiten derselben sich zu überzeugen; diese mußten sie noch während des Noviziates und besonders aus den Leistungen derselben während der Repetitio humaniorum und der philosophischen Studien kennen lernen; während des Magisteriums selbst aber konnten es die Oberen gar nicht vermeiden, von der respectiven Tüchtigkeit eines Lehrers genaue Kenntniß zu erlangen, theils in Folge der Mittheilungen des Schulpräfecten, theils in Folge der persönlichen Schulbesuche, der Privatbesprechungen und gemeinschaftlichen Conferenzen mit den Lehrern: doch um auf einmal sowohl mit Cornova als mit Herrn Kelle fertig zu werden, genügt es, auf das Factum hinzuweisen, daß auch nachdem die Schauspiele von der Regierung waren abgeschafft worden, dennoch die Magister, wie Cornova selbst (Br. 8 S. 109 — vgl. S. 310) erzählt, ein Drama und eine Rede verfassen, und Rede wie Drama von dem Präfecten und drei anderen Patres censirt werden mußten. Also waren es wohl nicht die Decorationen, das Costüme, die Maschinerien, überhaupt nicht die öffentliche Aufführung des Drama's, worauf die Oberen den größten Werth legten, und wornach sie „die Tüchtigkeit eines Professors beurtheilten", sondern das, was auch nach Abschaffung dieser Dinge beibehalten ward, nämlich: Fertigkeit im Stil und in kunstmäßiger prosaischer und poetischer Darstellung. 9. Aber die Jesuiten-Oberen „beurtheilten" nach Herrn Kelle, wie wir soeben gehört, nicht bloß „die Tüchtigkeit eines Professors", sondern auch „die Leistungen seiner Schüler nach dem Schauspiele" ꝛc.; ja mit dieser Behauptung eröffnet er sogar (S. 85) seine Besprechung der Schauspiele, natürlich um gleich von vorn herein mit solchem jesuitischen Unsinn bei den Lesern Furore zu machen, und versteigt sich bis zur Behauptung, daß die Jesuiten im Schauspiele „ein untrügliches Mittel hatten", um „durch dasselbe den Zustand ihrer Anstalten stets als so vortrefflich" zu erkennen, „daß sie überzeugt sein konnten, daß Alles, was man

gegen ihre Schulen vorbringe, auf Unkenntniß oder Böswilligkeit beruhe." Nun denn! — was waren denn die Schauspiele für ein Examen? — ein mündliches? — ein schriftliches? — aus welchen Gegenständen? — hatten die Jesuiten keine andere Art von Examen? — Doch eine solche Polemik, wie der Leser wohl selbst einsieht, macht jede anständige Replik unmöglich, zugleich aber auch überflüssig: und da ich übrigens mit meinen dießbezüglichen Erörterungen zu Ende bin, will ich schließlich nur noch bemerken, daß ich die Vortheile, die mit jener alten Sitte, Schauspiele von den Schülern aufführen zu lassen (was indeß auch heut zu Tage von Zeit zu Zeit in manchen Gymnasien geschieht), wahrlich nicht überschätze, und gerne der Warnung Pubitschka's (vgl. S. 81 f.) beistimme, welche er nach Cornova's Bericht (Br. 9 S. 117) seinen Repetenten gab: daß sie „ja nicht als Professoren einst nach so einem Beifalle streben sollten; faßlicher, fruchtbringender Unterricht der Schüler wäre die Hauptsache; das Drama bliebe bei allen Vorzügen, die man ihm geben könnte, doch nur Nebending"; wenn aber Herr Kelle (S. 118) bemerkt, daß „Alles, was in den Jesuitengymnasien der Oeffentlichkeit gegenüber geschah" (wohl auch die vielen Examina, die in Gegenwart der k. k. Schulbehörden während und zum Schlusse des Jahres vorgenommen wurden), „zu einer erbärmlichen Komödie geworden war": so möge der Herr bedenken, ob nicht sein europäisches Geschichtswerk dasselbe Schicksal theilt, und bereits zur baren Komödie, und zwar zu einer Tragikomödie herabgesunken ist.

So ist es wohl wiederum bare Komödie, wenn er S. 165 ohne die mindeste Spur eines Beweises seine Leser mit der Behauptung überrascht, daß „die Jesuiten später sagten ... der Zweck ihrer Schulen sei nur formale Bildung gewesen", und dann natürlich hinzufügt, daß die Jesuitenschüler auch diese nicht erlangten, wie „man wohl deutlich genug aus den Arbeiten ersieht, welche sie lieferten", ja „aus diesem grammatikalischen Unterricht gar nicht habe erlangen können." Aber der Herr Doctor nenne doch die Jesuiten, welche solches sagten: und wo sind denn diese Arbeiten? — denn was von seiner gedruckten Preisaufgabe zu halten sei, habe ich S. 442—44 hinlänglich nachgewiesen*); und ertheilten denn die Jesuiten bloß Unterricht in der

*) Aber wohl kann ich, wenn mein Gegner darauf besteht, dem Publikum mit Arbeiten, zwar nicht von Gymnasialschülern, aber doch von Repetenten und Scholastikern dienen, was im Grunde auf dasselbe hinausläuft; denn in der Repetition lernte man ja nach Herrn Kelle ohnehin nichts. Indeß verweise ich auf das S. 238—39 Gesagte.

Grammatik? — spricht Herr Kelle nicht selbst vom Unterricht in der Poesie und Rhetorik und wie Klassiker erklärt wurden? (vgl. S. 444 bis 451) und glaubt denn der Herr Doctor wirklich, daß der Unterricht in der Grammatik nicht formale Bildung bewirke? daß er nicht das Gedächtniß und die Denkkraft der Knaben übe und fördere? — aber ferner — ertheilten die Jesuiten auch nicht Unterricht in der Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Philosophie u. s. w.? — denn der Versuch, das alte Gymnasium vom Lyceum zu trennen, ist ein unberechtigter Kunstgriff; und bezweckten denn die Themata, dergleichen den Schülern zu prosaischen und poetischen Ausarbeitungen aus der alten und neuen Geschichte gegeben wurden, und wir noch in sehr großer Menge in der Instructio priv. verzeichnet finden, welche auch Herr Kelle selbst S. 107—110 in seiner Weise bespricht, bloß grammatischen Unterricht? Solche Widersprüche! solche Abweichungen von der Wahrheit! bloß — um des Zweckes willen! —

Doch nicht genug! Herr Kelle fährt fort: „Noch viel weniger aber erhielt die Jugend jene wahrhaft humane Bildung, welche durch die Lectüre der alten Schriftsteller gewonnen wird. Denn man las, wie erwähnt, in der Schule fast keine alten Schriftsteller, man las sie namentlich nirgends um ihrer selbst willen, ja man machte es den Schülern nicht einmal möglich, sie im Leben zu lesen, wodurch auch der Hauptzweck verloren gieng, aus dem man überhaupt die alten Sprachen erlernt."

Hiezu nur folgende kurze Bemerkungen: 1. „Die humane Bildung, welche 2c." hat ohne wahre Gotteserkenntniß, ohne Kenntniß und Uebung der Wahrheiten, ohne Gebrauch der übernatürlichen Heilmittel, wie uns all dieses die christliche Religion bietet, wenig oder gar keinen Werth — ein Satz, den ich wohl nicht erst umständlicher zu erweisen brauche. Doch die Jesuiten verkannten niemals, wie ich schon S. 325 bemerkt, daß in den Schriften der Klassiker treffliche und mannigfaltige Momente edler Sittlichkeit und kluger Lebensweise enthalten seien, und suchten auch von dieser Seite die Lectüre derselben zu einer fruchtbringenden zu machen; nicht bloß beim mündlichen Unterricht in der Schule, wie dieß Juvencius in seinem oft citirten pädagogischen Werke: „De ratione discendi et docendi" — Art. III §. 2 — und die Instr. priv. — S. 8 (vgl. S. 446) ausdrücklich erwähnt und durch Beispiele erläutert; sondern auch dadurch, daß sie in den für die Jugend berechneten Klassiker-Ausgaben ausdrücklich auf die in denselben enthaltenen schönen Sentenzen und trefflichen Lehrstücke hinwiesen. Ich habe

Publ. Ovidii Nas. Tristium L. V — zum Gebrauch der Schulen der Gesellschaft Jesu mit dem Commentar des P. Pontanus vor mir (vgl. S. 5): am Ende ist ein Anhang, der alle in dem Text vorkommenden lehrreichen Sentenzen und Sprichwörter enthält; so finde ich auch, daß in der Tyrnauer Ausgabe von Cicero's Reden (3 Bände — vgl. S. 5) jeder Rede die Axiomata, Sententiae, Doctrinae beigefügt sind. Ja der soeben genannte Pontanus gab sogar eine treffliche Sammlung von all den guten Lehren und Beispielen, die sich in Ovid's Gedichten finden und geeignet sind, zu zeigen, wie man „auf rechte und löbliche Weise*) leben soll", sammt einem Commentar dazu in 4 Büchern heraus (vgl. S. 5 „Ethicorum Ovid. etc."). 2. Aus den S. 444—45 gemachten Bemerkungen und angeführten Lesebüchern ersieht man, daß viel gelesen wurde. 3. Man las die alten Schriftsteller um ihrer selbst willen, d. h. um ihre Sprache zu erlernen, ihre Schönheiten in prosaischer und poetischer Darstellung sich anzueignen und nachzuahmen, zugleich auch, um sich den Weg zur Kenntniß der literarischen Schätze des griechischen und römischen Alterthums zu bahnen: wozu liest man sie denn heut zu Tage? — 4. Auf jeden Fall wurde es in den alten Schulen den Schülern mehr ermöglicht, die Klassiker im Leben zu lesen, als in den modernen: dieß beweist schon die Menge der in früheren Jahrhunderten, sowohl in- als außerhalb der Gesellschaft in Prosa und Vers erschienenen lateinischen Werke, von denen viele im klassischen Geiste verfaßt waren. Wie steht es aber heut zu Tage mit der Lectüre der alten Klassiker im Leben? Welcher Schüler, wenn er etwa nicht gerade dem Studium der Philologie sich widmen will, schaut noch einen griechischen oder lateinischen Autor an, wenn er einmal das verhaßte Maturitätsexamen hinter dem Rücken hat? — Man vergleiche, was ich hierüber S. 451—53 gesagt habe; besonders die Klage Alb. Bischof's, Subrectors zu Uffenheim. Hat ja doch die preußische Schulbehörde selbst sich veranlaßt gefunden, der Directorenconferenz der Provinz Preußen im Jahre 1865 die Frage vorzulegen: „warum die Studirenden nach der Abiturientenprüfung sich von den Gymnasialwissenschaften abzuwenden pflegen", und ward die Frage von den versammelten Directoren vorzugsweise durch die Erörterung der Uebelstände, an denen die Gymnasien leiden, beantwortet.**)

---

*) „Ad vitam commode et laudabiliter degendam" heißt es ausdrücklich im Titel.

**) S. C. Peter's S. 465 genannte Broschüre S. 4.

Nach diesem Allen hat der Herr Doctor doch wohl wirklich wieder ein Stück Komödie aufgeführt.

Aber im Folgenden wird die Komödie gar zur Schwärmerei. Um zu zeigen, daß „selbst die erziehende Wirksamkeit der Jesuiten außerordentlich gering war", zählt der Herr Doctor all die Untugenden und Laster auf, welche „die Jugend aus den Jesuitenschulen ins Leben hinüber nahm", und zwar 6 an der Zahl, nämlich: Ungehorsam, Verstellung, charakterlose Kriecherei, „gepaart mit Unthätigkeit, mit Mangel an Vertrauen auf die eigene Kraft und Arbeit", Sucht zur Angeberei, Mangel an Ehrgefühl neben dünkelhaftem Ehrgeiz, den „Geist der Täuschung und der Lüge, welche die Schüler, wie erwähnt*), selbst gegen ihre Eltern üben mußten." Dann fährt der Herr Doctor fort: „Nicht einmal die Idee der Sittlichkeit wurde in besonderem Grade geweckt," und „man begnügte sich in sittlicher Beziehung ebenso mit dem Scheine, wie in Bezug auf Religiosität." Man sieht, der Herr Doctor war im Zustand der Schwärmerei, denn sonst hätte er es wohl nicht für nöthig erachtet, nach Aufzählung all der Untugenden der Jesuitenschüler noch besonders hinzuzufügen, daß es auch mit der Sittlichkeit und der Religiosität derselben schlecht bestellt war: dieß ist ja selbstverständlich, daß neben so vielen Untugenden und Lastern Sittlichkeit und Religiosität sich nicht entwickeln, keine schönen Blüthen treiben, keine edlen Früchte zeitigen konnten. Bei ruhigem Gemüthszustande hätte der Herr Doctor wohl auch eingesehen, daß er die Idee der Erziehung von der der Sittlichkeit und der Religiosität nicht trennen könne: denn die beiden letzteren sind ja die Grundlagen und die Hauptpfeiler der ersteren. Namentlich läßt der Herr Doctor in einer besonderen Anmerkung gegen das schon öfters genannte, in der oberdeutschen Provinz gebrauchte pädagogische Handbuch „Ratio et via etc." seinen Aerger aus, weil es den Lehrern an's Herz legt, „Schüler, die durch Frömmigkeit**) vor Andern sich empfehlen, zu loben und öffentlich in Ehren zu halten"; und er frägt deßhalb: „Hat denn Keiner von den Vätern, welche die ratio verfaßten, gelesen, was Christus bei Matth. Kap. 6 zu den Heuchlern sagt?" Herr Kelle hat den Nagel auf den Kopf

*) Der Herr Doctor bedient sich gar oft des Ausdruckes — erwähnt; — weil ihm doch das eigene Gewissen sagen mochte: Bewiesen hast du es nicht.

**) Denn mit Frömmigkeit ist das lateinische Wort „pietate" hier zu übersetzen, nicht mit Andacht; wie sich aus dem Inhalt der dortigen sieben Paragraphe ergibt, und „in pretio habere" heißt einfach in Ehren halten, nicht auszeichnen, wie Herr Kelle übersetzt.

getroffen; denn im Zustande der Schwärmerei pflegt man nach den Alten zu prophezeien: den Jesuiten, die viele Commentare nicht bloß über die vier Evangelien, sondern auch über alle Bücher des alten und neuen Testamentes verfaßten, ist diese Stelle bei Matth. entgangen; entgangen ist sie auch dem Verfasser der Ratio et via, dem berühmten Domprediger in Augsburg, Franz Neumayr (vgl. S. 279—80); denn sonst hätte er sich wohl gehütet, so etwas den Lehrern ans Herz zu legen: auf jeden Fall aber entschuldiget ihn die Unwissenheit. Indeß ist doch auch dem Herrn Doctor trotz des ekstatischen Zustandes etwas Menschliches begegnet: denn wohl nicht — zu — sondern — von — den Heuchlern spricht Christus der Herr an jener Stelle bei Matth., oder meint denn der Herr Doctor, daß die Jünger und heilsbegierigen Schaaren, an welche der Heiland seine Worte richtete, Heuchler gewesen seien? — Ueberdieß spricht aber derselbe göttliche Lehrmeister in derselben Bergpredigt bei demselben Matth. Kap. 5, V. 16: „So leuchte euer Licht vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen, und euren Vater preisen, der im Himmel ist." Also dürfte es doch nicht in jedem Fall Heuchelei sein, seine Frömmigkeit öffentlich zu zeigen, und derselben öffentliche Anerkennung zu zollen, damit Andere durch Nachahmung derselben den „Vater preisen, der im Himmel ist", und die Berufung auf Matth. Kap. 6 gegenüber dem Verfasser der Ratio et via dürfte als eine kleine Schwärmerei sich herausstellen. Und wirklich, was dieser den Lehrern empfahl, das wird auch gemeiniglich im Leben geübt; Eltern loben die braven Kinder und stellen sie den schlimmern als Beispiel vor; ein Hausherr lobt einen treuen, pflichtbeflissenen Diener und zeichnet ihn vor minder emsigen aus; der Staat lobt und belohnt sogar durch Auszeichnungen und Vortheile mancherlei Art brave wohlverdiente Bürger: warum sollte es gerade dem Lehrer verwehrt sein, brave Schüler zu loben und in Ehren zu halten? — Aber was hat denn der bibelfeste Herr Doctor selbst gethan? Er hat sich, wie man aus dem „Vaterland" (Nr. 83, 24. März) ersehen kann, für seine Verdienste vor den Augen der ganzen Welt, von der preußischen Regierung durch Ertheilung des königlichen preußischen Kronenordens dritter Klasse auszeichnen und belohnen lassen, und so sich selbst nach großem Maßstabe gestattet, was er dem Verfasser der Ratio et via gegenüber als ein Verführungsmittel zur Heuchelei verwirft: und so möge denn der Herr Doctor die Frage, was bei Matth. Kap. 6 geschrieben steht, an sich selbst richten, und ernstlich befürchten, daß er für alle seine vielen und großen Ver-

dienste, auch für sein antijesuitisches, europäisches Geschichtswerk (hat vielleicht gar dieses etwas beigetragen zur Erlangung des Kronenordens?) seinen „Lohn schon empfangen", und keinen mehr vom Vater, „der im Himmel ist", zu erwarten habe. Auf jeden Fall wäre es für einen solchen idealen Tugendhelden, der in den unschuldigsten Dingen Verführung zur Heuchelei erblickt, ziemlicher gewesen, von der preußischen Regierung sich nicht anheucheln zu lassen.

Wenn dann ferner Herr Kelle an der Ratio et via es tadelt, daß sie auch Gebete und Kirchenbesuch als manchmal zweckmäßige Bußen empfiehlt, wenn er behauptet, daß der Schüler „zum Frömmler werden" mußte, den man anhielt, bei seinen Studien „auch die Gnade des heiligen Geistes anzurufen", so können wir auch darin nur Schwärmerei erkennen; und wenn er die Worte anführt, die Graf Pergen (vgl. S. 498—504) zur Kaiserin Maria Theresia gesprochen: „daß in der Art des Religionsunterrichtes der gefährlichste Ursprung des so sehr über Hand nehmenden Unglaubens und Sectirerei liege": so haben wir es eben mit zwei Schwärmern zu thun; denn wenn damals der Unglaube und die Sectirerei — Graf Pergen dachte zunächst wohl an Wien — überhand nahm, so sind die Ursachen hievon aller Welt bekannt. Weltbekannt ist es, daß bereits vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts die alle Religiosität und Sittlichkeit zersetzenden Lehren der französischen Afterphilosophie mit französischer Sprache, Sitte, Mode, Frivolität in allen größeren Städten Deutschlands Eingang gefunden, und mit ihrem Gifte nicht nur die höheren, sondern auch die mittleren Stände angesteckt haben; weltbekannt ist es, daß um dieselbe Zeit die Freimaurerei in Oesterreich immer mehr Boden gewann, nach allen Richtungen hin mit Erfolg ihre Schlingen warf, theils öffentlich, theils im Verborgenen ihr Unwesen trieb und durch Herabwürdigung der Religion und ihrer Diener entchristlichend auf die Bevölkerung in weiten Kreisen wirkte; kein Wunder, wenn Religiosität und Sittlichkeit und hiemit die Erziehung in Verfall geriethen, und „Unglaube und Sectirerei" überhand nahmen. Ich muß mir jede umständlichere Ausführung versagen; wer hierüber genauere Aufschlüsse wünscht, mag sich in folgenden Werken umsehen: „Die Gründung der österreichischen Volksschule rc." Von J. Al. Freiherrn von Helfert (bes. S. 14—21); „Freimüthige Briefe an Herrn Grafen v. B." Frankfurt und Leipzig 1774 (bes. im 17. Br.); „Beiträge zur Geschichte der Freimaurerei in Oesterreich." Von W. B. Regensburg Coppenrath 1868 (bes. S. 46 bis 49, wo ein längeres Citat aus Caroline Pichler's: „Denkwürdig-

keiten aus meinem Leben" angeführt ist); „Die deutsche Aufklärung von Dr. Haffner". Mainz, Kirchheim (bes. S. 39 f.); auch „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich*) von Seb. Brunner", obgleich erst mit dem Jahre 1770 beginnend, werfen doch ein klares Licht auf die vorausgehenden Decennien zurück. Es ist also wohl nur antijesuitische Gefühlsschwärmerei, wenn Graf Pergen 1770 und Herr Kelle 100 Jahre später den Ursprung des damaligen Unglaubens und der Sectirerei im jesuitischen Religionsunterricht suchen.

Ueberdieß verweise ich den geehrten Leser auf die zahlreichen, die Erfolge der Jesuiten constatirenden Zeugnisse, die ich S. 377—389 angeführt habe; er findet dort sowohl unverwerfliche aus ganz zuverlässigen Quellen geschöpfte Thatsachen, als auch Aussprüche von unparteiischen und durchaus stimmberechtigten Männern, welche ebenso viele unverwerfliche Zeugnisse sind, daß die Schulen der Societät nicht bloß hinsichtlich der wissenschaftlichen Bildung, sondern auch der moralischen und religiösen Erziehung der Jugend sich großer Erfolge rühmen können. Oder glaubt denn Herr Kelle mit seinen unerwiesenen, gehaltlosen, abgedroschenen, zum Theil kindischen Phrasen gegen solche

*) Wer die sittlichen Zustände der damaligen Zeit und das Thun und Treiben der Freimaurer — besonders in Wien — wie beides in diesen Werken geschildert ist, ins Auge faßt, dem wird es begreiflich sein, daß auch die Jugend von den Einflüssen des Zeitgeistes nicht vollends bewahrt werden konnte — unbegreiflich wäre geradezu das Gegentheil — und er wird es weder auffallend finden, wenn, wie Herr Kelle in seiner zartfühlenden Weise zweimal bemerkt, in einem Bericht des Directoriums in publicis et cameralibus darauf hingewiesen wird; noch mit dem Herrn Doctor die Schuld hievon der Schuldisciplin und Erziehungsweise der Jesuiten beimessen. Vielleicht hätten aber die Herren besser gethan, wenn sie auch nach anderen Seiten hin ihren Eifer hätten walten lassen, wenn sie das Uebel in seiner Wurzel angegriffen und dem Einreißen der Irreligiosität, des Indifferentismus, der Frivolität und der öffentlichen moralischen Ausartung mit mehr Entschiedenheit entgegen getreten wären. Uebrigens setzte die Regierung Vertrauen auf die Einsicht und den Eifer der Jesuiten hinsichtlich der moralischen Erziehung und Ueberwachung der Jugend: schmeichelhaft ist in dieser Beziehung das Zeugniß, das ihnen die Instruction von 1764 ausstellt: „Was die Sittlichkeit, Frömmigkeit und Reinheit der katholischen Religion betrifft, so ist diese ganze Angelegenheit der Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt des Schulvorgesetzten und der Lehrer zu überlassen. Denn man darf nicht zweifeln, daß Männer, die auf besondere Weise sich dem Dienste Gottes gewidmet haben, eine so wichtige Angelegenheit sich zu Herzen nehmen werden." Warum hat denn unser unparteiische Geschichtschreiber, der so oft die Instruction citirt, nicht auch diese Stelle angeführt, während er den oben genannten Bericht des Directoriums zweimal angibt? Das Eine wie das Andere erforderte — der Zweck.

Thatsachen und Aussprüche aufkommen zu können? wie will er die Thatsache erklären, daß die Schulen der Societät solche Zeugnisse aufweisen, solcher Anerkennung sich erfreuen konnten, wenn sie in der Regel der Jugend den Geist des Ungehorsams, der Verstellung, der Kriecherei und Heuchelei, der Täuschung und Lüge, der Frömmelei und des Fanatismus beigebracht hätten? — Ich könnte die Zahl solcher Zeugnisse um ein Bedeutendes vermehren, will aber nur zwei, welche gerade die einstmalige österreichische Provinz betreffen, anführen. In dem „Austria mappis geographicis distincta etc." betitelten Werklein von Seb. Insprugger, Mitgliede der genannten Provinz, finde ich Nachrichten von Zöglingen des Convicts der heil. Barbara in Wien, welche später durch ihre hohe Stellung in Staat und Kirche sich ausgezeichnet, und um beide verdient gemacht haben. Mit Uebergehung der einzelnen Namen will ich mich nur an Zahlen halten. Im Convicte hatten also ihre Bildung und Erziehung genossen: zwei Cardinäle, der eine zugleich Bischof von Wien (Melch. Klessel), der andere Bischof von Olmütz und Apostolischer Nuntius am kaiserlichen Hofe (Franz Dietrichstein Fürst des H. R. Reiches); gegen 30 Bischöfe; bei 50 Domherren; 80 Grafen und mehr als 100 Barone, welche alle in der Folge die höchsten Aemter bekleideten. Das zweite ist der schon öfters erwähnte „Jahresbericht des k. k. ersten Staatsgymnasiums in Graz" vom Jahre 1872. Dieser gibt das „Verzeichniß der hochadeligen Studenten an der Universität in Graz von 1585—1773" aus fürstlichem, gräflichem und freiherrlichem Geschlechte und füllt damit über 12 doppelspaltige Quartseiten. Wird denn Herr Kelle nun wirklich die Stirne haben, zu behaupten, daß die Zöglinge des Convicts in Wien, oder der Hochschule in Graz oder die des S. 379—80 erwähnten Convictes des heil. Bartholomäus in Prag oder die Mehrzahl derselben oder auch nur wenige all die oben genannten Laster und Untugenden „in das Leben hinüber nahmen"? ja wird er es auch nur von einem einzigen behaupten wollen oder beweisen können? Oder glaubt er etwa, daß er mit Ehren durch das Hinterpförtchen wird entschlüpfen können, das er sich für den Fall, daß er zur Rede gestellt werde, offen gelassen, indem er sagt: „Viele Jesuitenzöglinge hat freilich das spätere Leben zur echten Frömmigkeit erzogen u. s. w."? Ein solches Hinterpförtchen sich offen zu lassen, ist eine eben so alte, als vergebliche und verächtliche Praktik aller Verleumder.

Uebrigens wird bald weiter unten Gelegenheit sein, über die Schuldisciplin der Societät, so wie über die leitenden Grundsätze bei der Erziehung Mehreres mitzutheilen.

In dem Allen, was Herr Kelle über die moralische und religiöse Erziehung sagt, wird der Leser keine Spur von Geschichtschreibung entdecken; dasselbe gilt so ziemlich von seiner folgenden Behauptung, daß die Jesuiten „nicht bedacht waren, die Seelenkräfte der Jugend harmonisch zu entwickeln, nur das Gedächtniß nach Anordnung der ratio studiorum, deren Lehren von den Commentatoren noch genauer präcisirt worden sind, ausgebildet wurde“ (S. 172).

Hiezu nun folgende Bemerkungen: 1. daß bei der Erlernung einer fremden, zumal todten Sprache besonders während des Elementarunterrichtes zur Einprägung der Formenlehre und der wichtigsten syntaktischen Regeln, sowie zur Erlangung eines gewissen Vorrathes von Wörtern das Gedächtniß des Knaben besonders in Anspruch genommen werden muß, ist so einleuchtend, daß es Niemand in Abrede stellen wird. Und ebenso einleuchtend ist es, daß, wenn auch der Knabe über die Fundamentallehren hinaus ist, doch mit der Uebung des Gedächtnisses fortgefahren werden muß, und daß es, um es zu einer Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache zu bringen (dies Ziel verfolgten aber die alten Gymnasien), sehr vortheilhaft ist, wenn fortwährend sowohl einzelne Phrasen als ganze Partien aus den Schriftstellern dem Gedächtniß eingeprägt werden. Daß eine solche Uebung des Gedächtnisses keine mechanische sein kann, sondern daß der Knabe auch mit dem Verstande erfassen muß, was er in selbes aufnimmt, liegt in der Natur der Sache. Dieß gilt noch mehr, wenn es sich um die Erlernung und Aneignung der Grundsätze der Stilistik und der Technik der verschiedenen Darstellungsformen in Prosa und Poesie handelt: dabei ist schon durchaus mehr der Verstand als das Gedächtniß beschäftigt. 2. Es ist eine feststehende psychologische Thatsache, daß gerade das Gedächtniß diejenige Seelenkraft ist, die in dem Knaben- und ersten Jünglingsalter am meisten geübt werden soll und kann; das Gedächtniß steht gleichsam schon im Knaben bereit und willig da, das Gehörte in sich aufzunehmen und zu bewahren: nicht so ist es mit dem Verstande, der nach unabänderlichem Naturgesetz seine bestimmten Schranken hat und erst mit dem fortschreitenden Alter von Stufe zu Stufe sich entwickelt, und hierin Sprünge machen, und des Kindes oder Knaben Verstand durch Beibringung allerlei Kenntnisse einer höheren Entwicklungsstufe, für die er noch nicht reif ist, entgegentreiben, heißt die Gesetze der menschlichen Natur verkennen*). 3. In den Schu-

*) Trefflich sind die Bemerkungen, welche der schon öfters angeführte Herr C. Peter vgl. S. 451) in seiner Broschüre (S. 8—13) in dieser Beziehung macht.

len der Gesellschaft wurde nun allerdings das Gedächtniß der Jugend sehr in Anspruch genommen, ganz in Uebereinstimmung mit dem, was Quintilian, der große römische Pädagog und Lehrer der schönen Wissenschaften, im 11. Buche seiner Institutionen (Kap. 2) über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Uebung sagt. „Aller Unterricht," sagt er, „beruht auf dem Gedächtnisse, und umsonst ist alles Lehren und Lernen, wenn das, was wir gehört haben, sich gleich wieder verflüchtigt; und eben dieselbe Geisteskraft vergegenwärtiget uns immer eine große Menge von Beispielen, Gesetzen, Antworten, Aussprüchen und trefflichen Thaten. . . . . Mit Recht wird daher das Gedächtniß der Schatz der Beredtsamkeit genannt. . . . Deßhalb sollen schon die Knaben so viel als möglich auswendig lernen und jegliches Alter soll sich Mühe geben, das Gedächtniß zu stärken ꝛc." Doch überbürdet wurde das Gedächtniß der Jugend in den Schulen der Societät nicht; dieser Vorwurf dürfte eher mit Recht die modernen treffen. Das schon oft genannte in der oberdeutschen Provinz gebrauchte pädagogische Handbuch: „Ratio et via" stellt S. 124 Alles, was nach der Rat. stud. memorirt werden mußte, unter 3 Rubriken zusammen, nämlich: 1. Die Regeln der lateinischen und griechischen Grammatik, sammt der Prosodie. 2. Der vorgeschriebene lateinische und griechische Auctor. 3. Der Katechismus. „Wird sonst noch etwas vorgetragen," wird weiter bemerkt (z. B. die Metrik, die Regeln der Poetik und Rhetorik), „so geschehe dieses nur durch Erklärung und Einübung." Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kam allerdings das Studium der Geschichte und Geographie, und noch später deutsche Grammatik und Verslehre hinzu.

„Es ist," sagt er unter Anderem, „seit der durch Rousseau bewirkten Bewegung auf dem Gebiete der Pädagogik dem sogenannten mechanischen Auswendiglernen gewissermaßen der Krieg erklärt worden, und wer wollte verkennen, daß dieser Kampf bis zu einem gewissen Punkte seine volle Berechtigung hat? . . . . Allein ist es nicht ein ebenso großer Irrthum, wenn man das mechanische Wissen völlig verwerfen will? Es gibt in den meisten Disciplinen, so zu sagen, feste Bestandtheile, welche ihren Unterbau oder ihr Knochengerüst bilden, welche nicht selbst Gegenstände des wissenschaftlichen Denkens und Forschens, wohl aber unentbehrliche Mittel desselben sind, und welche jederzeit sofort und ohne Besinnen sich für den Gebrauch darbieten müssen . . . Glücklicher Weise nun ist gerade die Natur des Kindes und des Knaben für das mechanische Auswendiglernen ebenso geneigt als geeignet . . . Kind und Knabe glauben nur zu lernen, wenn sie etwas Bestimmtes, Positives in ihr Gedächtniß einprägen . . . . Wie wenig das Reflectiren überhaupt der Natur der Jugend gemäß ist, ergibt sich auch daraus, daß selbst die reifere Jugend, wie sich jeder aufmerksame Beobachter leicht überzeugen kann, Gedichte und dergleichen nicht judiciös, sondern mechanisch in der Regel auswendig zu lernen pflegt."

Bedenkt man nun, daß auch heut zu Tage die Regeln der lateinischen und griechischen Grammatik gelernt werden müssen, daß zwar der Auctor nicht mehr vollinhaltlich, doch die vorkommenden Vocabeln memorirt werden sollen, daß an die Stelle des einfachen Katechismus jetzt umfangreiche Religionslehrbücher getreten, die Lehrbücher der Geschichte und Geographie sehr erweitert worden, und überdieß noch die Natur- und deutsche Literaturgeschichte als besondere Unterrichtszweige eingeführt worden, nichts zu sagen von Mathematik und Physik, die doch auch mehr oder weniger das Gedächtniß in Anspruch nehmen, und daß alle diese Lehrobjecte zu gleicher Zeit den jungen Leuten vorgetragen werden: so drängt sich wahrlich Jedermann alsbald die Ueberzeugung auf, daß dies Ueberladung sei, und zwar nicht bloß des Gedächtnisses, sondern aller Geisteskräfte. 4. Daß aber diese Gedächtnißübung keine mechanische war, sondern mit dem Gedächtniß auch fortwährend der Verstand geübt wurde, ergibt sich, wie so eben bemerkt, aus der Natur der Sache, aus dem Endziel, das diesen Gedächtnißübungen gesetzt war: sie waren nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck, nämlich zur Erlernung der Sprache, und standen deßhalb immerfort in Verbindung mit der praktischen Anwendung des Memorirten bei der Uebersetzung der Klassiker und der schriftlichen Aufgaben: Operationen, bei denen vielleicht auf die vortheilhafteste Weise wie das Gedächtniß so auch das Denkvermögen des Knaben beschäftiget wird. 5. Daß es bei den Gedächtnißübungen in den Schulen der Societät auf das Begreifen und das Verstehen abgesehen war, ausführlicher durch positive Beweise zu zeigen, halte ich für überflüssig, und will ich zu diesem Ende aus der Ratio stud. nur die 8. Regel für den Lehrer der 1. Klasse citiren. Sie lautet: „Die Erklärung der Grammatik soll höchstens je Eine Regel umfassen, und so lange diese nicht gründlich erfaßt ist, soll man nicht zu einer andern übergehen.“ Diese Regel war allgemeiner Grundsatz in den Schulen der Societät, und galt nicht bloß für den Gymnasial- sondern auch für den akademischen Unterricht. Hieher gehören ferner all die Vorschriften, welche die Rat. stud. über die Verfahrungsweise bei der Erklärung der grammatischen, stilistischen und rhetorischen Regeln, sowie des Auctors und der Correctur der schriftlichen Aufgaben aufstellt; ebenso die in den Schulen der Societät eingeführte, auf das Begreifen und das Verstehen gehende Sitte der Concertationen unter den Schülern u. s. w. 6. Diese Grundsätze der Rat. stud. wurden natürlich von den Commentatoren derselben klarer und vollständiger entwickelt und durch Beispiele veranschaulicht; und ich verweise in dieser

Hinsicht auf die oft genannte „Instructio priv.", besonders auf die vielen Stellen, wo sie zeigt, wie der Auctor in allen sechs Klassen erklärt, wie die schriftlichen Aufgaben beschaffen sein sollen; schon von Schülern der 1. Klasse verlangt sie (S. 31), daß die biblische Geschichte von den Knaben mit eigenen Worten erzählt werden soll; eben so verweise ich auf die „Ratio et Via etc.", besonders auf Cap. V Art. II, III, IV, V, VI (S. 111—164), wo von der Erklärung der Regeln und des Auctors, von der Wiederholung der Vorlesungen, den schriftlichen Aufgaben und Compositionen und der Correctur derselben gehandelt wird; ferner auf Juvencius, wo er in seiner Schrift „De ratione discendi et docendi" dieselben Dinge bespricht; und wenn Sacchini in seiner Paränesis (Kap. 8) von der Uebung des Gedächtnisses handelt, so sagt er nichts Anderes, als was Quintilian in der oben angeführten Stelle viel umständlicher auseinandersetzt; wie sehr Sacchini auf das gründliche Verständniß der Lehrgegenstände drang, ersehen wir aus Kap. 7 §. 3. „Es ist sehr viel daran gelegen," heißt es dort, „daß man bei jenen Dingen, welche nothwendiger und gleichsam die Quelle und der Ursprung für viele andere sind, länger verweile, bis die Knaben sie vollends begriffen haben. Deßhalb strebe man lieber dahin, daß sie Wenigeres klar und deutlich begreifen, statt daß ihnen vieles in unklarer und verworrener Weise beigebracht werde"; ebenso aus Kap. 13, wo er zeigt, wie der Unterricht im Katechismus beschaffen sein soll. 7. Daß ferner nebst dem Gedächtnisse und dem Verstande auch die Phantasie, das Gemüth und der Wille theils durch die Lectüre und das Memoriren der Klassiker in Prosa und Poesie*), und die Erklärung der Schönheiten derselben, theils durch die schriftlichen Uebungen, wobei es auf Nachahmung derselben abgesehen war, theils durch den Unterricht in der Geschichte und in der Religionslehre und die mit dem Unterricht verbundenen religiösen Uebungen, theils durch die vielen öffentlichen feierlichen Acte gebildet wurde und gebildet werden mußte, so gut wie heute, und vielleicht noch besser, glaube ich nicht erst umständlicher auseinander setzen zu müssen. 8. Ja gerade dem heutigen Gymnasialunterrichte sprechen wegen der buntscheckigen

*) Man denke nur an die Fabeln des Aesop, an die Sentenzen aus Stobäus, an die Lebensbeschreibungen des Cornelius, an Cicero's Briefe, an die Dialogi de urbanitate morum aus den Progymnasmata des Jak. Pontanus (vgl. S. 4 und 274), welche in den 30ger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Lectüre in den beiden untersten Klassen bildeten; nichts zu sagen von Virgil, Horaz, Cicero, aus denen größere oder kleinere Partien auswendig gelernt wurden.

Masse der Gegenstände, womit derselbe überladen ist, und wegen des fatalen Maturitätsexamens, einer wahrlich nicht segensreichen, aus Preußen nach Oesterreich importirten Erfindung der Neuzeit (vgl. S. 597—601) nicht wenige klar blickende und erfahrene Fachmänner die Möglichkeit einer harmonischen Entwicklung der Geisteskräfte geradezu ab: man lese das schon öfters genannte Buch von K. L. Roth, und man wird das hier Gesagte an vielen Stellen in auffallender Weise bestätiget finden. Doch genug! — Der Leser wird bereits die Ueberzeugung gewonnen haben, was von der Behauptung des Herrn Dr. Kelle, daß „nach Anordnung der „Ratio studiorum" und der Commentatoren derselben nur das Gedächtniß ausgebildet wurde," zu halten sei. — Wenn aber Herr Kelle S. 172 sagt: „Schon die Studienreform vom Jahre 1735 hatte bestimmt, „durch alle Schulen dieses zu beobachten, daß durch vieles Auswendiglernen die Gedächtniß der Jugend nicht überladen oder geschwächt werden," und auch die Reform vom Jahre 1752 verordnete: „die Jugend keineswegs mit unnützem Auswendiglernen zu beschweren"; so möge er sich auf dergleichen Dinge nicht allzu sehr steifen, und ihnen, wie ich schon an einer andern Stelle erinnert habe, etwa nicht gar dogmatischen Werth beilegen; die Frage ist immerhin noch eine offene, ob denn die Jesuiten wirklich in der Uebung des Gedächtnisses ihrer Schüler des Guten zu viel gethan haben, und ohne Vermessenheit darf man des alten Spruches gedenken:

„Σοὶ μὲν ταῦτα δοκοῦντ' ἐστίν, ἐμοὶ δὲ τάδε."

Wenn Herr Kelle fortfährt: „Aber es blieb auch hier bis zur Aufhebung der Societät Alles beim Alten und selbst in den Humanitätsklassen mußte Alles wörtlich memorirt und aufgesagt werden, was wir deutlich daraus ersehen, daß die Instruction vom Jahre 1764 namentlich dagegen sich erklärt"; so möchte ich den Herrn Doctor zuerst erinnern, daß er doch den Wortlaut der Stelle hätte citiren sollen, oder wenigstens in seiner allenfallsigen Replik citiren möge, wo die Instruction „sich dagegen erklärt". Ich wenigstens kann darin nichts Anderes finden, als daß an zwei Stellen hinsichtlich der Schüler der vier niederen Klassen (nur von solchen ist die Rede) die Mahnung ausgesprochen wird, daß diese „nicht bloß an den Wortlaut sich halten, sondern auch den Sinn des Gesagten erfassen sollen": eine Mahnung, die, so überflüssig sie auch zu sein scheint, dennoch sich wohl in jedem Studienplane finden dürfte; auch die Ratio studiorum mahnt, wie wir gehört haben, schon den Lehrer der 1. Klasse, zu keiner neuen Regel überzugehen, bevor die Knaben die vorhergehenden wohl begriffen (nicht

„wörtlich memorirt") haben, die 29. Regel unter den allgemeinen aber erinnert die Lehrer, bei Erklärung der Regeln der Grammatik, Poetik und Rhetorik „mehr auf die Sachen selbst als auf die Worte Bedacht zu nehmen"; allenthalben aber dringt die Ratio studiorum darauf, daß der Sinn einer jeden Regel den Schülern klar und deutlich gemacht werde; und die Instructio priv., wie so eben bemerkt, fordert, daß die Knaben der 1. Klasse die biblische Geschichte mit eigenen Worten aufsagen, ja stellt als allgemeines Gesetz den Grundsatz auf (S. 17), daß die Schüler aus der Geschichte „mit ihren eigenen Worten antworten, und daß es auf keine Weise zu dulden sei, daß sie wörtlich auswendig lernen" (vgl. S. 541—42), und S. 22 verdammt sie das wörtliche Aufsagen als etwas Kindisches (vgl. S. 613). Was aber namentlich die Humanitätsklassen betrifft, so gestattet die Ratio stud. selbst hinsichtlich der Regeln der Poetik und Rhetorik solche Freiheiten, daß von einem wörtlichen Memoriren und Aufsagen derselben gar keine Rede sein kann: die Regeln sollten zwar erklärt, die Schüler aber nur über die wichtigsten Punkte befragt („repetantur autem praecipua et utilissima" — 25. Regel unter den allgemeinen) und mehr durch Uebung als durch langwieriges Erklären und Abfragen („exercendo potius quam explicando" — 8. Regel für den Lehrer der Humanität) in das Verständniß derselben eingeführt werden: weßhalb diese Regeln auch nicht zu den Dingen gehörten, welche in den Schulen der Societät memorirt werden mußten, wie wir aus der so eben angeführten „Ratio et via" (S. 649) ersehen. Indeß bestand in den Schulen der österreichischen Provinz in den 30ger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wie man aus der Instructio priv. ersieht, die Sitte, daß ein kurzer Abriß der Rhetorik (die sogenannten Tabulae Cypriani) von den Schülern memorirt wurde: „Lectiones rhetorum", heißt es dort S. 234, „sunt tabulae Cypriani, quas memoriae mandari mos obtinuit". Ein „Gebrauch" (mos) war dieses, keine Vorschrift, übrigens mit keiner großen Mühe verbunden*);

*) Ich habe das Lehrbuch der Rhetorik aus jener Zeit (gedruckt in Tyrnau 1739) zur Hand. Die Tabulae begreifen 64 Seiten; diesen sind aber auf weiteren 176 Seiten treffliche Erläuterungen beigefügt, die natürlich nicht memorirt wurden. Aber bereits in den 50ger Jahren waren die Tabulae Cypriani aus den Schulen verschwunden; ein ganz anderes Lehrbuch, wie ich bereits anderswo bemerkte, ward um diese Zeit eingeführt, ohne Zweifel in Folge der 2. Studienreform von 1752, nämlich: „Mart. du Cygne S. J. Fons Eloquentiae Studiosae Juventuti patens, sive Explanatio Rhetoricae etc.", worin sich keine Spur von den Tabulae findet, so daß schon damals das Memoriren derselben aufhörte,

„pensum permodicum" sagt die Instructio, aus der wir zugleich ersehen, daß man in anderen Provinzen sich begnügte, daß die Schüler die Rhetorik des Cyprianus verstanden, ohne seine Regeln zu memoriren: .... „ubi Cypriani rhetoricam intelligi quam edisci malunt."

Aber was hat denn, um einmal ins Reine zu kommen, die Instruction von 1764 selbst hinsichtlich des Auswendiglernens festgesetzt. Die Instruction gibt hierüber §. 2 („Communia omnibus classibus") einige, aber sehr unvollständige Aufschlüsse, nämlich folgende: Vormittags wurde jeden Tag die erste Schulzeit (ganz in Uebereinstimmung mit der Rat. stud.) auf das Abfragen des auswendig Gelernten („memoriae exercitatio") verwendet. Auswendig lernen sollten die Knaben der vier unteren Klassen die Regeln der drei Sprachen, die Geschichte und den Katechismus. Zu diesen Regeln gehörten auch die Gedächtnißverse über das Geschlecht der Nomina und die Perfecta und Supina der Verba, wie man aus den in Folge der Instruction verfaßten Lehrbüchern ersieht, ja selbst die Wurzelwörter („radices") des P. Wagner (vgl. S. 115) wurden von der Instruction beibehalten, nur sollten sie nach den Declinationen und Conjugationen, zu denen sie gehören, eingereiht werden. In der Poetik und Rhetorik sollten die Schüler nicht angehalten werden, die Geschichte und den Katechismus wörtlich auswendig zu lernen; gut — die Instructio priv., wie wir gesehen haben, gestattete dieses auch den Schülern der vier unteren Klassen nicht. Dafür sollten nach der Instruction von den Schülern der beiden oberen Klassen auserlesene Stücke aus den klassischen Auctoren, sowohl Dichtern als Rednern, auswendig gelernt werden — was wieder ganz in Uebereinstimmung mit der Rat. stud. war. Nachmittags sollten wieder, wie ebenfalls die Rat. stud. vorschreibt, zuerst die Regeln auswendig aufgesagt werden („recitabuntur memoriter praecepta").

---

und die Jesuiten auch hinsichtlich der wie immer gearteten oder berechtigten Anordnung der Regierung: „die Jugend keineswegs mit unnützem Auswendiglernen zu beschweren", sich folgsam erwiesen. Daß aber in Folge der Reform von 1764 wiederum neue Lehrbücher der Rhetorik und Poetik, nämlich die von Roghera, eingeführt worden, sagt uns Herr Kelle selbst (vgl. S. 430). In diesen Büchern ist natürlich keine Spur von den Tabulae Cypriani, auch sieht man ihnen es gleich beim ersten Anblick an (ich habe beide vor mir), daß es Bücher waren, die nicht memorirt, sondern erklärt werden sollten, und neben der vielfältigen Erudition die sie boten, als Leitfaden bei Abfassung der schriftlichen Aufsätze dienten: so daß es schwer zu begreifen ist, wie Herr Kelle behaupten kann, daß „selbst in den Humanitätsklassen bis zur Aufhebung der Societät Alles wörtlich memorirt und aufgesagt werden mußte."

Da die Vorschrift der Instruction so allgemein lautet, so scheint es, daß auch die praecepta der Poetik und Rhetorik memorirt und aufgesagt wurden, was zwar früher in der österreichischen Provinz auch gebräuchlich, durch die Ratio stud. aber nicht vorgeschrieben war.

Aus dem Gesagten geht wohl mehr als zur Genüge hervor, daß die Instruction von 1764 gegen das wörtliche Memoriren und Aufsagen sich nicht nur nicht „erklärt hat", sondern dasselbe beinahe in allen Stücken wie die Rat. stud. gefordert, ja die Schüler der vier unteren Klassen zum wörtlichen Memoriren und Aufsagen der Geschichte angehalten habe, während die Instructio priv. das Aufsagen mit eigenen Worten einschärfte. So dürfte es fast scheinen, daß, um mit Herrn Kelle zu reden, fast „Alles beim Alten blieb", d. h. daß die Instruction von 1764 so ziemlich Alles beim Alten ließ, zumal Herr Kelle seine Leser gar nicht über die hinsichtlich des Memorirens eingetretenen Veränderungen belehrt. Doch es blieb nicht „Alles beim Alten". Aus den so eben aus der Instruction angeführten Sätzen geht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Schüler der vier unteren Klassen nicht mehr angehalten wurden, den Auctor zu memoriren; ob dieß zweckmäßig war, zumal in jener Zeit, wo die Erlernung der lateinischen Sprache, namentlich in Oesterreich, noch als Hauptaufgabe des Gymnasialunterrichtes galt, ist eine andere Frage. Abgeschafft wurde ferner, oder vielmehr sehr beschränkt das Memoriren der Regeln und der Beispiele aus der „Syntaxis ornata" des P. Wagner (vgl. S. 120), was zwar in der Instruction selbst nicht ausdrücklich bemerkt ist, aber aus dem in Folge der Instruction von P. And. Fritz (vgl. S. 430) verfaßten Lehrbuch für die 4. Klasse sich klar ergibt, worin die Syntaxis ornata auf 24 Seiten zusammengezogen ist. Aber haben sich denn die Jesuiten gefügt? — denn Herr Kelle behauptet wenigstens, daß „auch hier bis zur Aufhebung der Societät Alles beim Alten blieb". — Aber das so eben genannte Lehrbuch von And. Fritz mit seinen 24 Seiten „Syntaxis ornata", während jenes von Wagner gegen 200 zählte, ist ja eben der sprechendste, handgreiflichste Beweis, was wiederum von der Behauptung des Herrn Doctors zu halten ist; so daß es überflüssig bis zur Lächerlichkeit wäre, wenn ich mich noch darauf berufen wollte, wie die Jesuiten nach den eigenen Berichten des Herrn Kelle (vgl. S. 431) von den k. k. Schulbehörden von allen Seiten überwacht und eingezwängt waren, so daß eine Unfügsamkeit eben so thöricht, als unmöglich gewesen wäre. Uebrigens kam trotz des Directors Gaspari die Syntaxis ornata des P. Wagner schon 1783,

wo in den österreichischen Schulen schon wieder ein neuer Studienplan (von den P. P. Piaristen entworfen) eingeführt war, wieder zu Ehren, denn sie füllt in dem damaligen Lehrbuche („Inst. gramm. Linguae lat. Pars tertia") über 300 Seiten; ja noch im Jahre 1825 erschien in Wien und Triest eine vollständige Ausgabe derselben sammt dem lateinisch-deutschen Wörterbuche von eben demselben P. Wagner (vgl. S. 6), so daß Director Gaspari und die übrigen gelehrten Herren, die von 1735—1764 so gerne die Jesuiten schulmeisterten, mit ihren Reformen doch nicht allwege das Richtige getroffen haben dürften. Daß übrigens das Memoriren der Tabulae Cypriani schon in den 50ger Jahren weggefallen war, habe ich kurz vorher (S. 653 A.) bewiesen.

Nun gibt Herr Kelle seinen Lesern eine andere hochtrabende Phrase zum Besten, wenn er (S. 172) sagt: „Die Jesuiten wollten eben gar nicht, daß der letzte Zweck alles Unterrichtes erreicht, und aus dem Wissen ein Können werde u. s. w." Ich hingegen behaupte, daß der Jesuitenunterricht einen durchaus praktischen Charakter hatte, und verweise deßhalb den Leser auf die Ratio stud., auf die Instructio priv., auf die Ratio et via, auf Juvencius und andere dergleichen pädagogische Werke; ja selbst die wenigen Stellen, die ich bisher daraus anzuführen Gelegenheit hatte, dürften meine Behauptung bestätigen. Dasselbe bezeugen die von mir angeführten Lehr- und Hilfsbücher, sowohl für das Gymnasium als das Lyceum; eine praktische Tendenz hatten ebenfalls die vielen schriftlichen Uebungen, die oftmaligen Wiederholungen des Gelernten, die Concertationen, die Disputationen, die Akademien, die Declamationen, selbst die Schauspiele; ferner, daß der Unterricht in den Jesuitenschulen auf praktische Zwecke, auf das „Können", nicht auf ein todtes „Wissen" gerichtet war, beweisen die großartigen Erfolge, welche die Jesuiten selbst auf allen wissenschaftlichen Gebieten errangen, so wie der große Beifall und die mächtige Anziehungskraft, deren sich ihre Schulen über zwei Jahrhunderte nach den verschiedensten Richtungen hin, bis in weite Ferne erfreuten; eine Thatsache, welche durch zahlreiche, unwiderlegbare Zeugnisse auch von gegnerischer Seite bestätigt wird, und verweise ich deßhalb den Leser auf S. 377—390, S. 632 A. und S. 647, wo er einige dieser Zeugnisse angeführt findet. Ich dächte, das wären eben praktische, handgreifliche Beweise, die mehr Gewicht haben dürften, als die Phrasen des Herrn Kelle und des Grafen Pergen sammt dem ganzen — bis S. 175 — daran hangenden Schweif zweckmäßigen Geredes.

Der Herr Doctor scheint eben an der fixen Idee zu leiden, daß

die gelehrte Welt erst im 19. Jahrhundert, oder gar erst, seitdem er selbst die Schule besucht und die Katheder bestiegen, zur Einsicht gelangt sei, was studiren heiße.

Da drängt sich denn von selbst die Frage auf: Wie steht es denn mit dem modernen Gymnasialunterricht? „wird der letzte Zweck alles Unterrichtes erreicht," so daß „aus dem Wissen ein Können werde?" — Die Antwort auf diese Frage findet der geehrte Leser bereits an mehreren Stellen dieser Blätter. So findet er S. 451—53, was Herr K. Holzinger über den modernen Unterricht im Latein urtheilt, und wie der protestantische Rector zu Uffenheim, Albert Bischoff, wehmüthig klagt, daß es „nicht bloß in diesem und jenem Unterrichtsgegenstande fehlt, sondern in allen"; und S. 504 stellt er insbesondere dem Unterricht im Deutschen eben kein günstiges Zeugniß aus; S. 466 weiß W. von Türk von seinem genossenen Gymnasialunterrichte nicht viel Rühmliches zu erzählen; S. 543 verwirft K. L. Roth die moderne Methode des Geschichtsunterrichtes als eine verkehrte und erfolglose; mit ihm stimmen S. 543—45, was die Erfolglosigkeit betrifft, überein Dr. C. Peter und sein ungenannter Gegner; S. 546 klagt Cl. Nohl über die Vernachlässigung und geringen Erfolge des geographischen Unterrichtes*); S. 592 sagt er gar schlimme Dinge über das „im Großen und Ganzen" erzielte Endresultat der Gymnasialbildung; S. 598 spricht wieder Roth von „Unsegen" und „Mißerfolgen des Gymnasialunterrichtes"; und mit ihm stimmt wieder Dr. C. Peter S. 600 vollends überein. Aber besonders belehrend oder doch abkühlend dürften

*) Eben dieser Herr tadelt es in seiner Broschüre S. 51, in scharfen Ausdrücken, daß auf dem Gymnasium die im Leben so nothwendige Rechenkunst beinahe gänzlich vernachlässiget werde. S. 27—42 aber kritisirt er in sehr nachdrücklicher Weise die Mängel und Erfolglosigkeit des modernen Unterrichtes in den klassischen Sprachen; insbesondere äußert er sich S. 28—29: „Die Gymnasien haben es im Allgemeinen 1. nicht verstanden, ihren Zöglingen ein wirkliches selbstständiges Wissen von diesen Sprachen beizubringen," (was sagt Herr Kelle dazu?) „und sie haben es 2. nicht verstanden, ihnen die Schönheit und Herrlichkeit der alten Sprachschätze zu erschließen und ihr Herz dafür zu erwärmen und zu begeistern. Und warum dieses beides nicht? Weil einerseits die Gymnasiallehrer, welche nicht gelernt haben, wie man lehrt, zum Unterricht gerade in den schwierigen alten Sprachen unmöglich genügend befähigt sein können . . . .; und weil andererseits die Gymnasiallehrer auf der Universität fast ausschließlich ein speciell sprachliches Gelehrtenthum angestrebt, von dem ästhetischen Werth aber, und den ästhetischen Schönheiten der klassischen Meisterwerke verhältnißmäßig nur wenig gehört haben und nun dasselbe speciell sprachliche Studium mit ihren Schülern auf dem Gymnasium treiben, welches man auf der Universität mit ihnen getrieben hat u. s. w."

auf Herrn Kelle die drastischen Worte wirken, womit Roth in seiner Gymnasial-Pädagogik (S. 17—19) die Unwahrheit kennzeichnet, die mit dem ganzen modernen Gymnasialunterricht verwachsen ist. „Wir pflegen," sagt er, „mit allem Unterrichten den Schein statt der Wahrheit, versprechen, was Niemand leisten kann, z. B. Vaterlandsliebe durch Kenntniß unserer Nationalliteratur einzupflanzen, oder was der Lehrer gewöhnlicher Art an Schülern eines gewissen Alters und mittlerer Begabung niemals leisten kann, wie die Bildung durch den Geschichtsunterricht; versprechen, allen Schülern der gleichen Kategorie beizubringen, was nur wenige begreifen können, wie die Mathematik, und versprechen, durch eine Vielheit verschiedenartiger Kenntnisse in den Köpfen unserer Schüler eine Bildung zusammenzusetzen, welche niemals und nirgends vorhanden und sogar unmöglich ist. Wir rühmen vor der Welt die bildende Kraft unseres vornehmsten Lehrfaches und behandeln dasselbe so, daß der Schüler von dieser bildenden Kraft nichts bei sich selbst wahrnimmt. Theils gebotene Einrichtungen, theils didaktische Theorien, welche der Eitelkeit des Lehrers schmeicheln und ihn des ernstlichen Arbeitens entheben, haben zusammen mit dem Nachahmungstriebe und der durchgehenden Neigung unserer Generation, sich je in seiner Weise gehen zu lassen, eine Halbheit des Thuns in unsere gelehrte Schule hereingebracht, welche im nachwachsenden Geschlechte keine Liebe zur Wahrheit in der Wissenschaft und keine Wahrhaftigkeit im Leben zu erwecken vermag. Ich finde im Dezemberhefte der Zeitschrift für das Gymnasialwesen von 1863 ein Wort des verewigten Mager aufbewahrt, wodurch die Unwahrheit, in welche unser Gymnasium gerathen ist, mit großer Entrüstung dargestellt wird: „Unser Gymnasialschulwesen ist eine von den großen Lügen, an denen unser Leben krankt. Es ist, als sähe man die Regierungen, die philologischen Schulmänner und die Familien in einem Spiele begriffen, bei dem man übereingekommen ist, sich gegenseitig mit falscher Münze zu bezahlen. Die Familien geben ihre Söhne her, sie betrachten die acht Gymnasialjahre als einen Zoll, den nun einmal Jeder dem Staate entrichten muß, der darauf aspirirt, sein Futter in der Staatskrippe zu finden; findet sich nach Ablauf dieser acht Jahre der Zollschein, mit dem man zur Universität passiren kann, so kümmert es die Familie nicht, ob die jungen Leute in den acht Jahren auch wirklich das gelernt haben, was man sich den Schein gegeben hat, sie lehren zu wollen . . . . Daß aber die philologischen Schulmänner sich zu diesem Schwank brauchen lassen, daß sie es über sich gewinnen können, ein ganzes Leben hindurch die Tretmühle in Bewegung zu erhalten,

ohne daß sie ein anderes Resultat haben, als daß das Rad sich bewegt, das ist vollkommen unbegreiflich.“

Das sind wirklich starke Ausdrücke, worin diese Männer über den modernen Gymnasialunterricht Klage führen: dieser beruht nach ihrem Urtheile auf Schein, innerer Unwahrheit, gegenseitiger Täuschung, und ist also wohl gar nicht von der Art, „daß der letzte Zweck alles Unterrichtes erreicht, und aus dem Wissen ein Können werde.“ Aber nicht milder klingt das Urtheil, womit Ferd. Schnell in seiner unten angeführten Schrift*) über das gegenwärtige Unterrichtswesen in den Mittelschulen den Stab bricht. Er glaubt sich dem buntscheckigen Allerlei des heutigen Lehrens und Lernens gegenüber „sowohl auf das klassische Alterthum, als auch auf die Vergangenheit aller gebildeten Völker berufen zu können. Denn weder in dieser noch in jenem strebte man eine so frühzeitige und so vielseitige Bildung der Einzelnen an, und doch wurden Männer erzogen, die auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft sowohl, als im Wirken und Leben noch immer anregende und leitende Vorbilder sind, und auch wohl noch einige Zeit hindurch bleiben werden“; und als Resultat seiner Beobachtungen und Forschungen stellt er die Uebelstände des modernen Unterrichtes in den Mittelschulen in folgenden Sätzen zusammen: „Die Schulen stören 1. die körperliche Entwicklung und helfen manche körperliche Leiden erzeugen; 2. sie stören auch die geistig gesunde Entwicklung; 3. sie rauben der Jugend das eigenthümliche Glück der Jugendzeit, indem sie ihr namentlich zu wenig Erholung gönnen; 4. sie behindern die originelle Entfaltung, indem sie eine zu gleichmäßige Bildung aller Individuen anstreben, worunter besonders die einzelnen Talente leiden; 5. sie erziehen Treibhauspflanzen; 6. sie erziehen Wortmenschen und machen unpraktisch fürs Leben, indem die Lernenden keine Zeit zur Umschau und zum werkthätigen Verkehr in und mit dem Leben übrig behalten.“ (S. 34.)

Ich könnte dergleichen Urtheile über das Verfehlte, Zweckwidrige, Unwahre, Unnatürliche in der heutigen Gymnasialeinrichtung noch mehrere anführen, doch ich glaube, auch die angeführten dürften selbst für Herrn Kelle genügen, um ihn zu überzeugen, daß sein Vorwurf eher den modernen, als den jesuitischen Gymnasialunterricht**) treffen dürfte.

---

*) „Die Beschränkung des Schulunterrichts auf die Vormittagszeit, nebst anderen damit in Verbindung stehenden Wünschen und Forderungen.“ Von Ferd. Schnell. Berlin 1864.

**) Wenn der Herr Doctor doch wenigstens seine Kritik auf den Gymnasialunterricht beschränkt hätte — er hat ja auch da, wie man sieht, immerfort Pech; so aber

Dann spricht Herr Kelle (S. 175—78) von den sogenannten Decurionen, d. i. von ausgezeichneteren Schülern, die vom Lehrer bestellt, die übrigen Schüler über das täglich zu memorirende Pensum

---

mengt er sich, wie es nun schon einmal alle geschäftigen Leute haben, auch noch in die häuslichen Angelegenheiten der Jesuiten, und nennt (S. 173 A.) die 14. unter den allgemeinen Regeln eine schmachvolle. Diese lautet: „Keiner aus denen, die zu den häuslichen Verrichtungen aufgenommen werden" (die Laienbrüder) „soll lesen oder schreiben lernen; auch soll ihn ohne Erlaubniß des P. Generals Niemand unterrichten; sondern er begnüge sich mit heiliger Einfalt und Demuth, Christo, unserm Herrn, zu dienen." Hätte der Herr Doctor bedacht, daß diese Regel ins 16. Jahrhundert zurückdatirt, wo bekannter Maßen im Allgemeinen nur Leute aus besseren Ständen lesen und schreiben konnten, und hiemit, wenn man all die in den Stand der Laienbrüder eingetretenen Ordensmitglieder im Lesen und Schreiben hätte unterrichten sollen, es beinahe endlose Arbeit für die Patres abgesetzt hätte, und dabei doch die Laienbrüder im Dienste Gottes und im Eifer für ihr Seelenheil gar nichts wären gefördert worden (denn dazu ist es doch nicht nothwendig, daß man lesen und schreiben kann); daß die Brüder in der Societät, auch wenn sie nicht lesen können, dennoch durch mündlichen Unterricht im Katechismus und in den Ordensregeln, welche überdieß jeden Monat bei Tische vorgelesen werden, durch die asketischen Uebungen im Noviziate, durch Anhörung der Hausexhorten und der Predigten in der Kirche in den christlichen Wahrheiten und in ihren Standespflichten gehörig unterrichtet und zu einem gottseligen Wandel angeleitet und angehalten werden: so würde er diese Regel nicht so unbesonnen eine schmachvolle genannt haben. Wenn aber Herr Kelle behauptet, daß „die Jesuiten die unteren Stände sich ohne alle Kenntnisse wünschten", so steckt er wieder tief im Pech. Denn schon in den Constitutionen (Pars IV Cap. XII) wird bemerkt, daß auch die Ertheilung des Unterrichtes im Lesen und Schreiben ein Werk der christlichen Nächstenliebe, und deßhalb dem Institute angemessen wäre, wofern der Mangel an Personen und wichtigere Beschäftigungen einen solchen Unterricht nicht unmöglich machen. Eine historische Thatsache ist es aber, daß Laienbrüder öfters solchen Elementarunterricht ertheilten, daß in Ungarn, wie die Kataloge der österreichischen Provinz nachweisen, viele Häuser die Leitung von Trivialschulen hatten, theils für deutsche, theils für ungarische und slavische Kinder; und daß die Jesuiten fast in allen Städten sogenannte katechetische Bibliotheken hatten, aus denen sie die ärmeren Klassen mit Gebet-, Unterrichts- und Erbauungsbüchern versorgten: lauter Dinge, die unerklärlich wären, wenn die Behauptung des Herrn Doctors wahr wäre. Das Gesagte wird in schlagender Weise durch die neue Ratio stud. (vom Jahre 1832) bestätiget; denn darin finden wir hinsichtlich des Unterrichts in den Elementarschulen einen eigenen der 8. Regel des Studienpräfecten beigefügten Paragraph (12), der so lautet: „Wo Elementarschulen (gewöhnlich ABC-Schützen) sind, soll er" (der Studienpräfect) „wissen, daß die Obsorge darüber ihm zukomme, und damit die Knaben in der Frömmigkeit und in den Kenntnissen gefördert werden, soll er die Lehrer besuchen und bei allen auf Beobachtung der Regeln bringen." Das ist doch Pech genug! — besonders da der Herr Doctor behauptet, das Institut und die alte und neue Ratio stud. genau zu kennen.

(„memoriae pensum") abzufragen und noch einige andere kleine Obliegenheiten hatten; von den Censoren, die er irriger Weise für identisch mit den Decurionen hält; ferner von den täglichen und wöchentlichen Repetitionen und den Concertationen, sowohl zwischen Mitschülern (die täglich stattfinden konnten) als zwischen Schülern verschiedener Klassen. Es waren dieß Alles vortreffliche, praktische Zwecke verfolgende Einrichtungen in den Schulen der Societät, und ganz besonders geeignet, zu bewirken, „daß der letzte Zweck alles Unterrichts erreicht, und aus dem Wissen ein Können werde." Herr Kelle scheint dieß selbst gefühlt zu haben, wo er von den Concertationen spricht, und deßwegen mußte wieder, wie bei den Akademien, so auch bei diesen Alles auf leere Spiegelfechterei und auf zwischen Lehrern und Schülern abgekartetes Spiel hinauslaufen: mir aber macht es der Mangel an Raum unmöglich, und halte ich es auch nach den bisherigen Auseinandersetzungen mit Herrn Kelle für unnöthig, mich in längere Erörterungen hierüber einzulassen, und verweise ich deßhalb den Leser auf folgende Bestimmungen der Rat. stud., welche über alle diese Punkte authentischen Aufschluß geben, nämlich hinsichtlich der Decurionen auf Regel 19 und 36 unter den allgemeinen, hinsichtlich des Censors, der auch Decurio maximus oder Praetor hieß und vom Präfecten bestellt wurde, auf die 37. Regel des Präfecten, hinsichtlich der gewöhnlichen Concertationen in der Schule auf die 31. unter den allgemeinen, auf die 12. des Lehrers der Rhetorik, die 7. des der Poetik, auf die 10. und 9. der Lehrer der drei Grammatikalklassen; endlich hinsichtlich der Concertationen zwischen zwei Klassen auf die 34. unter den allgemeinen und auf die 33. des Studienpräfecten.

Daraus wird man ersehen, daß die Jesuiten die sogenannte Bell-Lancaster'sche Unterrichts- und Erziehungsmethode, die zu Anfang dieses Jahrhunderts so vielen Beifall in England fand, schon im 16. Jahrhundert kannten und practicirten.

Dann stößt sich der Herr Doctor an der geringen Zahl der Schultage: „Mehr als 180 Schultage," sagt er S. 178, „gab es in den Jesuitengymnasien nirgends." Aber möchte sich doch der Herr Doctor einige Mühe geben und berechnen, wie hoch sich in der Gegenwart, zwar nicht nach dem Organisationsentwurf, sondern nach dem herrschenden Usus die Zahl der Schultage beläuft, und er dürfte, troß der herabgesetzten Zahl der Festtage, schwerlich über 180, vielleicht nicht einmal so viele herausbringen; und wenn von diesen 180 Schultagen die Samstage auf Wiederholung der wöchentlichen Lectionen und auf De-

clamation oder Concertation verwendet wurden, so waren diese Tage deßhalb nicht vergeudet; denn fleißige, oftmalige Wiederholung ist ja gerade die unerläßliche Bedingung eines gedeihlichen Unterrichtes, und die 135 Tage, die übrig blieben, genügten, um das für jede Klasse festgesetzte jährliche Pensum zu absolviren, wie ja dieß Alles der Herr Doctor in der Instructio priv., welcher er diese Notizen entnommen, genau ausgerechnet und bestimmt fand. Warum hat er denn wieder seine Quelle nicht citirt? — Auch weiß die Instructio gar nichts von den vielen Wochen, welche, wie Herr Kelle phantasirt, durch die Vorbereitung auf die Komödien verloren gingen.

Die großen Ferien begannen in den österreichischen Schulen der Societät mit dem Feste „Mariä Geburt" und schlossen mit dem 1. November, waren also um acht Tage kürzer, als sie heut zu Tage sind; an allen Wochentagen mit Ausnahme von Dienstag und Donnerstag, wo der Nachmittag frei war, ward 5 Stunden lang ($2\frac{1}{2}$ Stunden Vor- und $2\frac{1}{2}$ Stunden Nachm.) Schule gehalten, nur in der Rhetorik war die Schulzeit auf 4 Stunden beschränkt; was die Zahl der Ferialtage während des Schuljahres belangt, so war diese auf jeden Fall in Uebereinstimmung mit der Regierung festgesetzt worden, die gar wohl mit dem der Schule anberaumten Zeitmaß zufrieden sein mochte, besonders wenn sie gedachte, wie vor der Ankunft der Jesuiten in Oesterreich Schule gehalten wurde (vgl. S. 361).

Die Rat. stud. wenigstens war für die Festsetzung der Schul- und Ferialtage für die österreichischen Gymnasien nicht maßgebend, ja konnte es nicht sein, denn diese erschien erst, als die Jesuiten in Wien, Prag, Graz, Olmütz u. s. w. schon längst Schulen eröffnet hatten. Nach der Rat. stud. würden für das Gymnasium sehr wenige Ferialtage herauskommen: nach ihr sollten die großen Ferien für die Rhetorik nur einen Monat, für die Humanität 3 Wochen, für die oberste Grammatikalklasse 2, für die übrigen Klassen gar nur 1 Woche dauern, (37. Reg. des Provincials §. 1); ebenso karg, wie man sich aus den folgenden §§. 2—11 überzeugen kann, waren die Ferialtage während des Schuljahres zugemessen, namentlich ward für das Gymnasium nur ein Nachmittag wöchentlich frei gegeben.

Mit welchem Rechte kann denn also Herr Kelle behaupten, daß „es mehr als 180 Schultage in den Jesuiten-Gymnasien nirgends gab?" —

Mit welchem Rechte kann wieder derselbe Herr behaupten, daß „alle Studienreformen mit allem Nachdruck darauf gedrungen hatten, die

Ferien abzukürzen?" — Mit keinem einzigen Citat in seinem ganzen sogenannten Geschichtswerke belegt er diese Behauptung; nun, so will denn ich sie mit einem solchen belegen, und zwar aus der Instruction des Directors Gaspari, womit die dritte Reform, die wichtigste von allen, besiegelt und den beiden vorhergehenden die Krone aufgesetzt ward. Da lesen wir denn §. 2 (Communia omnibus classibus) unter Anderem: „Pomeridianis horis habebuntur scholae ab hora secunda ad quartam usque" (Nachmittags wird Schule gehalten werden von 2—4 Uhr). Dies ist die einzige Neuerung, die ich in der Fixirung des Quantums der Schulzeit finden kann; durch diese Bestimmung ward die jährliche Schulzeit ungefähr um 70 Stunden verkürzt; sonst „blieb," um mit Herrn Kelle zu reden, „Alles beim Alten". Da gelangen wir also durch ein authentisches Document, auf welches Herr Kelle sich selbst beruft, zu einem Resultat, das seiner Behauptung schnurstracks widerspricht; denn weit entfernt, „mit allem Nachdruck darauf zu bringen, die Ferien abzukürzen, verkürzt die dritte Reform die nachmittägige Schulzeit um $^1/_2$ Stunde, während sie die jährlichen Ferien in ihrer ehemaligen Dauer unverkürzt fortbestehen läßt: „Scholis initium fiet," heißt es ebendaselbst, „statim post Calendas Novembres, finis imponetur die octava Septembris." Mit vollem Rechte ziehen wir aus der dritten Reform den Schluß, daß auch die beiden vorhergehenden wohl nicht „mit allem Nachdruck darauf gedrungen hatten, die Ferien abzukürzen;" oder wofern sie es thaten, doch später ein solches Drängen von der Regierung selbst als unberechtigt erkannt ward.*)

Und so hätten wir denn alle obligaten Unterrichtsfächer sammt den nicht obligaten literarischen Uebungen in den alten Jesuitenschulen an der Hand unbestreitbarer Documente und Thatsachen durchmustert, und dabei auch hin und wieder einen flüchtigen Seitenblick auf das moderne Schulwesen geworfen; und ich glaube, daß der Unterricht, den die Jesuiten im Gymnasium und Lyceum ertheilten, sowie die reale und formale Bildung, welche der Jüngling aus diesem Unterrichte gewann, in einem anderen Lichte erscheinen dürfte, als in welchem Herr Kelle beides darzustellen für zweckmäßig erachtet hatte, ja, daß der

*) Bekanntermaßen wurde durch die Schulreformen von 1805 und 1819, wobei es bis 1849 sein Bewenden hatte, die Zahl der wöchentlichen Schulstunden auf 18 reducirt (es wurde nur 4 Stunden docirt, der ganze Donnerstag und Dienstag Nachmittags war frei): Dieß stimmt allerdings schlecht zum Drängen gegen die jesuitischen 180 Schultage und 24 wöchentlichen Lehrstunden im vorigen Jahrhundert.

damalige Unterricht, weil vernünftiger organisirt und auf die respectiven Altersstufen der Studirenden berechnet, fruchtbringender und nachhaltiger wirkte, als dies bei dem modernen, mit seinen die jugendlichen Geisteskräfte allzu sehr anspannenden und deshalb zersplitternden und lähmenden Forderungen der Fall sein dürfte.

Aber auch auf den schmalen Seitenpfaden sind wir dem Herrn Doctor in mancherlei Winkel und abgelegene Plätzchen gefolgt und haben dort wenn auch unbedeutende und zur Sache nicht gehörige, so doch ganz andere Dinge entdeckt, als er gefunden zu haben seinen Lesern weiß zu machen sucht.

Auch die Geschichte der famosen Kämpfe des kriegerischen Ordens mit der österreichischen Regierung, selbst des vom Jahre 1764, glaube ich im Verlaufe der Controverse vollends erschöpft und mein Programm zum 8. Kapitel bereits überholt zu haben, so daß ich es für überflüssig halte, noch einmal darauf zurückzukommen; nur durch ein paar nachträgliche Zusätze das Gesagte zu bestätigen, dürfte allenfalls zur Sache gehören und für den Leser nicht uninteressant sein. Erstlich möchte ich bemerken, daß ich Cornova's Behauptung, daß die Regierung selbst von ihrer Forderung, daß nur Priester als Lehrer in allen Gymnasialklassen angestellt werden, abgestanden sei und selbe auf Prag und Olmütz, Wien und Graz (vgl. S. 341—42 u. S. 420—21) beschränkt habe, in der Instruction des Directors Gaspari bestätiget finde: „in majoribus autem urbibus," hieß es dort §. 2: „soli sacerdotes ad docendum adhibebuntur" (in größeren Städten sollen nur Priester zum Lehramte verwendet werden).*)

Mit welch verzweifeltem Muthe, mit welch unbeugsamer Hartnäckigkeit übrigens der kriegerische Orden in diesem Kampfe der Regierung gegenüber sich zur Wehr stellte, darüber finde ich einige merkwürdige Notizen in dem Jahresbericht des k. k. ersten Staatsgymnasiums in Graz 1872. „Es dürfte nicht uninteressant sein," heißt es dort S. 2, „eine Ueberschau der einzelnen Momente in chronologischer Ordnung zu

*) Aber auch einen Irrthum muß ich berichtigen. Wenn ich S. 462 sagte, daß all die Schulreformen Ungarn sammt seinen Nebenländern nichts angingen, so täuschte ich mich hinsichtlich der zweiten, wie ich aus De Luca ersehe, der von Max. Hell (vgl. S. 575) berichtet, daß er 1754 das neue Studium der Philosophie nach der neuen Form zu Klausenburg einführte. Verleitet hat mich zu diesem Irrthum, daß ich bei Herrn Kelle las, daß die Instruction von 1764 bloß „an die Landesregierung zu Wien und Linz, sowie an die Gubernien von Ober-, Inner- und Vorderösterreich gesandt wurde;" woraus ich schloß, daß es dieselbe Bewandtniß mit den vorhergehenden Reformen gehabt habe.

halten, wie die Regierung nach und nach dem Kirchen- und zumal dem Jesuitenregimente in Kirche und Schule an den Leib rückte." Ich werde bloß die Momente anführen, die auf die Schulfrage sich beziehen. Es sind folgende: „1750 (21. Febr.) rügte das k. Directorium in publicis et cameralibus die Mängel der Jesuitenlehrmethode mit einer ungewöhnlichen und auffällig scharfen Kritik. (Eine ähnliche Bemängelung war schon im Jahre 1735 ergangen, aber mit zahmen und milden Worten.) 1752 wurden in Wien Verhandlungen über die Reform des Studienplanes für die Philosophie und Theologie *) gepflogen, ohne daß man hiebei die gelehrten Jesuiten, die Träger des gesammten höheren Unterrichtes, zu Rathe zog. 1753 wurde eine Studienreform für die philosophische und theologische Facultät allerorts eingeführt, die unter anderen ganz geeigneten Bestimmungen, den Einfluß der Kirche auf den Unterricht zu schwächen, namentlich die Anordnung enthielt, daß in der Theologie den Professoren aus dem Jesuitenorden Professoren des gleichen Faches aus anderen Orden, aber mit gegnerischen wissenschaftlichen Ansichten, an die Seite zu stellen sind. 1757 (12. Nov.) machte van Swieten den Antrag, den Rector der Jesuiten aus dem Universitäts-Consistorium, dem er stets angehört hatte, zu entfernen, weil er hiezu kein Recht gehabt hätte und es überhaupt an der Zeit sei, der Herrschsucht des Ordens einen Damm zu setzen. 1759 wurde den Jesuiten ohne Angabe eines Grundes das Directorat der philosophischen und theologischen Facultät abgenommen ..... 1759 (10. Sept.) wurde verordnet, daß dem Professor des canonischen Rechtes aus der Gesellschaft Jesu im Universitäts-Consistorium bei richterlichen Sachen kein Platz mehr gebühre. 1759 erhielten die unteren Jesuitenschulen in Graz einen weltlichen Superintendenten. 1760 trat die kaiserliche Studiencommission in's Leben; zugleich wurde verordnet, daß die Wahl zu akademischen Würden, insbesondere zum Rector magnificus, nicht auf die Jesuiten zu beschränken sei, wenn auch die Universität nur von Jesuiten besetzt wäre. 1761 war die Anzahl der aus dem Auslande importirten Schriften, welche gegen die Jesuiten hetzten und sie in derber und grober Weise verleumdeten, so angewachsen, und die unbillige Befehdung des Ordens durch Beamte und durch Privatpersonen so offen und so arg geworden, daß die Kaiserin selbst es nothwendig fand, durch ein Allerhöchstes Handschreiben vom 14. August 1761 alle Animosität in Religionssachen und Lehrmeinungen, sowie die Verfolgung der Jesuiten

*) Der Unterricht in der Jurisprudenz und in der Medicin bedurfte natürlich keiner Reform, denn diese Fächer lehrten nicht Jesuiten.

zu tadeln und zu verbieten. 1761 verfügte die Regierung, da die Jesuiten in Graz an der Theologie 150, die Professoren anderer Orden aber nur 10 Hörer zählten, ohne weiters im Verordnungswege, daß die Hörer unter die beiderseitigen Professoren gleichmäßig zu vertheilen seien. 1762 wurde an der theologischen Facultät zu Graz die freie Wahl des Decans beschränkt. In demselben Jahre wurde die rechtmäßig geschehene Wahl des Rector magnificus aufgehoben, weil sie auf einen Jesuiten gefallen war und eine zweite Wahl angeordnet. Da bei dieser primo loco ein Jesuit und secundo loco ein Weltgeistlicher in Vorschlag kam, wurde der letztere bestätigt. 1767 wurde unter rücksichtsloser Kundgabe des ämtlichen Mißtrauens gegen die Jesuiten ein weltlicher Commissär in Graz aufgestellt, welcher die Prüfungen der armen Studenten zu controliren und die sonstige Aufführung derselben zu überwachen hatte, da man meinte, die Jesuiten begünstigten zu sehr die Studenten aus dürftigen Familien und aus den unteren Ständen.*) 1770 verurtheilte der kais. Staatsminister Graf Pergen sämmtliche Schulen und Anstalten der Jesuiten in der härtesten Weise und stellte höheren Ortes den Antrag, den Unterricht den Ordensgeistlichen überhaupt abzunehmen, und für denselben Ausländer, seien es auch Protestanten, zu berufen."

Diese Daten, ämtlichen authentischen Quellen entnommen, enthalten die wichtigsten Momente aus unserer ganzen Kriegsgeschichte, und zeichnen dabei die Art der Kriegsführung so deutlich, daß sie eines Commentars nicht bedürfen: aber was wird aus der Geschichtschreibung des Herrn Kelle? —

Uebrigens hat uns der eben angeführte Jahresbericht wieder mit Graf Pergen und seinen Herzensergießungen von 1770, welche auch Herr Kelle (S. 180—83) theilweise reproducirt, wiederum zusammengebracht.

Wir haben den Herrn und seine ungestümen Forderungen, das Lehramt allen Ordensgeistlichen zu entziehen, und das ganze bestehende Unterrichtssystem sogleich in Trümmer zu schlagen und ein neues auf ganz anderen Grundlagen aufzubauen, obgleich zu einem solchen Neubau alle

---

*) Das stimmt allerdings schlecht zur Behauptung unseres Geschichtschreibers, daß in den Jesuitenschulen „die Kinder armer Eltern geradezu verachtet waren". Herr Kelle kannte all dergleichen Actenstücke (er citirt sie ja sogar), und dennoch gelangt er nach 12jährigen Forschungen und Studien zu ganz entgegengesetzten Resultaten. Das erklärt und entschuldiget Alles der — Zweck! (vgl. S. 603—607 und S. 637 A.)

Bedingungen fehlten, bereits S. 498—505 kennen gelernt. Wir wollen hier nur auf den wichtigsten Vorwurf, den Graf Pergen den Ordensgeistlichen machte, zurückkommen, weil er besonders mit der Kriegsgeschichte verwachsen ist, und von Herrn Kelle besonders betont wird, nämlich diesen, daß es, so lange Ordensgeistliche im Lehramte bleiben, der Regierung nie gelingen werde, den Geist der Widersetzlichkeit, der dieselben beseele, zu besiegen und eine gründliche Schulverbesserung durchzuführen. Daß alle Staatsräthe Pergen's Angriffe auf den Unterricht der Ordensgeistlichen als ungerecht erkannten, habe ich bereits S. 499 bemerkt; insbesondere wußte auch der Reichsfreiherr von Stupan von einem solchen Geiste der Widersetzlichkeit nichts und sprach sich dahin aus: „wenn man auf Ausschließung der Jesuiten und Piaristen von allen Schulen, und auf diese beiden Orden komme es ja hauptsächlich an, eingehen wollte, müßten ihnen doch ganz besondere Gebrechen in ihrer Lehre zur Last gelegt werden können ..... er sei überzeugt, daß die beiderseitigen Ordensgeistlichen all demjenigen pflichtschuldigst nachkommen werden, was denselben zur besseren Lehre und Erziehung der Jugend vorgeschrieben werden wird.“ (Die österr. Volkssch. von J. A. Freih. v. Helfert, S. 210.) Von einer solchen Widersetzlichkeit wußte auch Graf Blümegen nichts, ja er stellt eine solche in schroffen Gegensatz zu Graf Pergen in seinem Votum vom 1. Febr. und in dem vom 22. Nov., sowie in seiner der Monarchin überreichten Note vom 26. Nov. 1771 und wieder in seinem Votum vom 3. Hornung 1772 geradezu in Abrede. „Weit entfernt daher,“ äußerte er sich, „die geistlichen Orden aus ihrer bisherigen Wirksamkeit zu verdrängen, kann vielmehr alles nur darauf ankommen, den verbesserten Lehrplan durch die geistlichen Orden selbst in Ausführung zu bringen, und es wird auch nicht schwer fallen, solche Mittel vorzuschlagen, wie die Anstößigkeiten zu beseitigen sein dürften, wenn ein oder anderer geistlicher Lehrer entweder aus eigenem Antrieb oder auf Befehl seines Obern gegen die vorgeschriebene Lehrart zu handeln sich beigehen lassen sollte. Es sind aber meines Wissens einige Beschwerden hierwegen zeithero nicht vorgekommen: man hat weder von den Piaristen noch von den Jesuiten zu klagen, daß sie sich der vorgeschriebenen Lehrart jemalen widersetzt hätten und wird auch künftig nicht zu klagen haben &c.“ (Ebd. S. 211.)

Stupan's und Blümegen's Behauptungen widerlegen nun geradezu die leidenschaftlichen Declamationen Pergen's über die Widerspenstigkeit der Ordensgeistlichen. Wem soll man nun Glauben schenken? Dem heißblütigen Enthusiasten, der 20 Jahre lang im Auslande gewesen

war, und weder den Hergang der beiden letzten Reformen von 1752 und 1764, noch das Benehmen der Ordensgeistlichen dabei hatte beobachten können und überdieß von einer solchen Reformmanie getrieben wurde, daß er selbst das Unmögliche durchsetzen wollte, oder seinen besonnenen Gegnern, die mit ruhiger Ueberlegung zu Werke gingen und die verschiedenen Phasen der Unterrichtsfrage seit Jahren nicht nur beobachtet, sondern wohl auch daran sich betheiliget hatten, welche endlich nicht aus egoistischer Oppositionssucht Pergen entgegentraten, sondern in der Hauptsache, daß eine gänzliche Umgestaltung des Unterrichtswesens Noth thue, mit ihm einverstanden nur seine Antipathien gegen die Ordensgeistlichen nicht theilten?*) Reform! Reform! — war nämlich wieder das Losungswort. Denn auch die Reform von 1764 mit der Instruction des Directors Gaspari gehörte bereits nach sechs Jahren zum alten Zeug: Alles sollte wieder neu geschaffen werden; allein die 1775 eingeführte neue Schulordnung war wenigstens für das Gymnasium, dem man nur 5 Jahrgänge gönnte, im Großen und Ganzen schlechter, als die Reform von 1764. Doch die Jesuiten waren nicht mehr; die Herren waren zufrieden, die Begeisterung für Reformen war verraucht; unsere Kriegsgeschichte findet hierbei ihren Abschluß, und aus den hierüber gemachten Mittheilungen wird der Leser leicht sich selbst die Frage beantworten, was von diesen famosen Kämpfen, womit Herr Dr. Kelle so viel Aufhebens macht, zu halten sei.

In Uebereinstimmung mit meinem Programm zum 8. Kapitel sollte ich nun von der Ratio studiorum, oder der Schuleinrichtung der Societät und vom Verhältniß derselben zu den modernen Studienplanen handeln; allein auch hierin bin ich meinem Programme voraus-

*) Auch auf die Aeußerungen van Swietens (vgl. „Oesterr. Volksschule“ S. 280 A. 2), der sich mit der Behauptung des Grafen Blümegen nicht einverstanden erklärte und auf seine eigene Erfahrung sich berief, daß die Jesuiten oft Verordnungen, die er ihnen im Namen Ihrer Majestät überbrachte, nicht ausgeführt haben, können wir kein besonderes Gewicht legen. Der gelehrte, geschäftige Herr machte sich bekanntermaßen besonders mit den Jesuiten viel zu schaffen, und diese hätten wohl oft in Anbetracht der obwaltenden Umstände das Unmögliche leisten müssen, wenn sie all seine Projecte und Reformvorschläge alsogleich hätten ins Werk setzen wollen. Daß wir hiemit den Verdiensten van Swietens um Hebung der Wissenschaften in Oesterreich, besonders der Medicin, nicht im mindesten nahe treten wollen, versteht sich von selbst; hat ja doch sogar ein Jesuit (Jg. Wurz, vgl. S. 268—69) ihm die Leichenrede gehalten, worin er den Verdiensten und auch den Tugenden des Verblichenen, trotz seiner Antipathien gegen die Jesuiten, rühmende Anerkennung zollte: aber für die Jesuiten war es genug, daß sie, wie Graf Blümegen bezeugte, den Regierungsverordnungen nachkamen.

geeilt, indem ich wenigstens hinsichtlich der Vorbereitungsschulen zu den Fachstudien, des Gymnasiums und des Lyceums, denen das moderne Gymnasium entspricht, die wichtigsten Details, was und wie, und selbst mit welchem Erfolge docirt wurde, bereits im Vorgehenden mitgetheilt, und zugleich die Ansichten und Urtheile einsichtsvoller und erfahrungsreicher Schulmänner über die Beschaffenheit und die Erfolge des modernen Gymnasialunterrichtes angeführt habe, so daß ich mich füglich hier auf ein paar Punkte, die näher zur Controverse mit Herrn Dr. Kelle gehören, beschränken kann.

1. Wie entstand die Ratio studiorum? Herr Kelle gibt uns S. 219 f. eine gar zweckmäßig zugestutzte Antwort darauf. „Nun weiß aber Jeder," sagt er unter Anderem, „daß Lehrplan und Lehrart, welche die Ratio studiorum enthält, weder das Ergebniß specieller Forschungen und Ueberlegungen der Jesuiten, noch das Werk langer jesuitischer Erfahrung sind rc." Gerade das Gegentheil dieser Behauptung ist wiederum die Wahrheit, wenn man die authentischen Quellen zu Rathe zieht und die historischen Thatsachen selbst reden läßt. Meine authentischen Quellen sind: „Historiae Societatis Jesu Pars quinta, Tomus Prior. Auctore Franc. Sacchino. Liber quartus n. 2—13." „Epitome Historiae Societatis Jesu, Auctore Jos. Juvencio. Tomus Primus — Tertius." „Ratio atq. Institutio Studiorum Societatis Jesu. Dilingae 1600." Nach diesen authentischen Quellen ist die Geschichte der Genesis der Ratio stud. kurz folgende: Der rasch aufblühende Orden zählte bereits im Jahre 1581, in welcher Claudius Aquaviva zum Ordensgeneral erwählt ward, in allen Ländern Europa's zahlreiche Collegien und Lehranstalten, und berufe ich mich in dieser Hinsicht auf den soeben citirten Auszug („Epitome etc.") der Ordensgeschichte von Juvencius, wo all die Collegien, wie sie im Laufe der Zeiten gestiftet worden sind, sich angeführt finden,*) woraus man er-

*) Ich will hier nur einige der wichtigeren Collegien anführen, welche vor dem Jahre 1584 in den verschiedenen Ländern sind gegründet worden. In Italien 1550 das Collegium Romanum in Rom, 1552 das deutsche Collegium und damit in Verbindung ein Alumnat für Adelige, das bald 200 Zöglinge zählte; aber schon früher, 1543, war das Collegium zu Padua, und 1548—49 wurden mehrere Collegien auf der Insel Sicilien errichtet; 1560 wurde ein Colleg zu Mendoci in Savoyen, andere zu Mailand, Mantua, Parma, Reggio u. s. w. gegründet. In Oesterreich und Deutschland: 1544 das Collegium in Cöln, 1551 das in Wien, 1555 ein anderes in Prag, 1566 in Olmütz, 1561 in Innsbruck, 1573 in Graz, 1555 in Ingolstadt, 1560 in Trier, 1561 in Mainz, 1559 in München, 1561 in Dillingen, 1574 in Luzern. In Frankreich zählte das Colleg Clairmont zu Paris 1562 bereits

sieht, wie viel Werth auf die zweckmäßige Behauptung unseres Geschichtschreibers zu legen sei, daß „die Jesuiten eigene Erfahrungen bis zum Jahre 1586" (?) „fast gar nicht hatten sammeln können" (S. 220): über dreißig Jahre hatten die Jesuiten dazu Zeit und Gelegenheit gehabt; daß sie es wirklich thaten, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Bald machte sich das Bedürfniß fühlbar, sowohl den höheren als den niederen Unterricht nach einem gemeinschaftlichen Plane sowohl hinsichtlich des Inhalts als der Methode einzurichten: ward ja schon in den Constitutionen (Pars IV, Cap. 13 A) auf die Anfertigung eines solchen gemeinschaftlichen Planes hingewiesen. Am meisten mochte ein solches Bedürfniß wohl der Ordensgeneral selbst fühlen und er trachtete sofort demselben abzuhelfen. Er berief im Jahre 1584 aus allen katholischen Reichen sechs in dem Schulwesen wohl erfahrene Patres nach Rom, nämlich J. Azor für Spanien, G. Gonzalez für Portugal, J. Tyrius für Frankreich, Pet. Buse für Oesterreich, A. Goyson für das übrige Deutschland, denen zu Rom noch der Pater St. Tucci (vgl. S. 293) für Italien beigegeben ward.

Mit welchem Ernste aber, mit welcher Besonnenheit und reiflicher Ueberlegung, mit welcher gewissenhaften Benützung der seit Jahren gemachten Beobachtungen und Erfahrungen und anderer Hilfsmittel, unter steter Berücksichtigung der Gewohnheiten und Gebräuche der einzelnen Länder, um nur das Allgemeine, überall Anwendbare in den Plan aufzunehmen, die Commission an ihre Aufgabe ging und selbe vollendete, darüber verbreitet sich ziemlich ausführlich Sacchini in der oben citirten Stelle seines Geschichtswerkes, besonders §. 10, 11, 12, worauf ich hiemit den Leser verweise. „Bei der Festsetzung," heißt es dort unter Anderem, „der Grundsätze und der Methode, wonach die einzelnen wissenschaftlichen Fächer behandelt werden sollen, wurden die Berathungen

---

über 1000 Zöglinge; andere Collegien bestanden zu Pamiers seit 1559, zu Avignon seit 1560, zu Bordeaux, Rouen und Lyon seit 1569; zu Bourges und Pont à Mousson seit 1575, zu Dole, Dijon und Nancy seit 1579. So war es auch in Spanien und Portugal; selbst Polen hatte schon 1571 drei Collegien. Die gegebenen Daten sind mehr als hinreichend, um die Behauptung Herrn Kelle's zu würdigen, daß die Jesuiten vor Abfassung der Ratio studior. eigene „Forschungen" nicht anstellen, „eigene Erfahrungen" nicht machen konnten. Wenn aber unser Geschichtschreiber, um seiner Behauptung den Schein der Wahrheit zu geben, S. 220 bemerkt, daß die Societät 1540 nur „für die geringe Anzahl von 60 Personen bestätigt worden war": so treibt er wieder mit seinen Lesern ein arges Spiel, denn er selbst mußte es doch wissen, daß diese Beschränkung von eben demselben Papst Paul III., der sie gesetzt, durch eine neue Constitution schon im Jahre 1543 vollends aufgehoben ward.

unserer Väter, welche theils zu Rom, theils in anderen ansehnlichen Collegien bei verschiedenen Anlässen waren gehalten und zu diesem Ende aufbewahrt wurden, vorgelesen; man prüfte Briefe, Beschlüsse und Statuten von Universitäten und verschiedene andere dergleichen Dinge, welche theils in früheren Jahren, theils in neuester Zeit aus gar vielen Provinzen von Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland und Polen an den Ordensgeneral geschickt worden waren .... Man las wieder und wiederum die Decrete der Congregationen, Schulregeln und Verordnungen, auch die Gewohnheiten und Gebräuche am römischen Collegium, welche in einem Manuscript verzeichnet waren. Aus all dem vorliegenden Material wurde vieles Alte beibehalten, Neues hinzugefügt, Manches abgeschafft; wenn ein oder der andere Punkt Bedenken erregte, so legte jedes Mitglied der Commission die besonderen oder allgemeinen Einrichtungen und Gepflogenheiten in den Schulen seiner Provinz und die gemachten Erfahrungen zur Berathung vor, wies auf die allenfallsigen Vor- und Nachtheile hin u. s. w. So kam denn endlich ein Organisationsentwurf zu Stande; er ward aber einer neuen Revision unterworfen und weiter verbessert; dann erst unterschrieben die Mitglieder der Commission ihre Namen, worauf er nach dem Willen des Generals den Theologieprofessoren des römischen Collegiums übergeben ward, um dann in alle Provinzen zur weiteren Prüfung versendet zu werden, und so löste sich die Commission, die Anfangs December 1584 ihre Arbeit begonnen hatte, mit Ende August 1585 auf, doch blieben drei Patres in Rom zurück, um über sich etwa ergebende Bedenken und Schwierigkeiten Aufschlüsse zu geben. Bevor jedoch der Entwurf in die Provinzen geschickt wurde, unterwarf ihn, sowie die von den Professoren des römischen Collegiums gemachten Bemerkungen, der General mit seinen Assistenten einer neuen Prüfung, und jetzt erst gegen Ende des Jahres 1585 wurde er in die Provinzen versendet, doch nicht als regulative Norm, sondern nur versuchsweise, mit dem Auftrage an die Oberen, fleißig zu beobachten und in Erfahrung zu bringen, was daran zu verändern, zu beseitigen, zu verbessern sei. (Sacchini L. c.) Dies geschah denn auch; es liefen aus den Provinzen zahlreiche Mittheilungen ein, und es ward in Rom eine zweite, verbesserte Auflage veranstaltet und in alle Provinzen verschickt; jedoch wiederum mit der Aufforderung an die Provinciale, fleißig zu beobachten und an der Hand der Erfahrung zu forschen, was auch an dieser neuen Ausgabe noch ferner zu verbessern oder zu ergänzen wäre. Und wirklich ward in Folge der in den verschiedenen Provinzen gemachten Beobachtungen und Er-

fahrungen, welche die Provinciale zur fünften General-Congregation (1593—1594) mitbrachten, wiederum eine neue und endlich obligatorische Ausgabe der Rat. stud., aber erst im Jahre 1599 in Rom veranstaltet, wovon die oben angeführte Dillingen'sche Auflage von 1600 eine getreue Copie ist und insbesondere die Vorrede der römischen Ausgabe vollinhaltlich mittheilt. Diese Vorrede bestätigt mit klaren Worten das so eben Gesagte; ich citire daraus nur ein paar Stellen. „Universa studiorum nostrorum ratio," beginnt sie, „ante quatuordecim annos" (d. i. 1585 vgl. oben) „fieri atque institui coepta, nunc tandem absoluta ac plane constituta ad Provincias mittitur." Dann wird von der ersten, 1585 versuchsweise veranstalteten und in die Provinzen geschickten Ausgabe gesprochen, hierauf, wie es zur zweiten verbesserten, aber auch noch nicht definitiv festgesetzten Ausgabe kam („ . . . rationemque hoc modo accommodatam R. P. N. Generalis iterum in universam Societatem mitti curavit . . . . Monuit tamen Provinciales omnes, ut . . . . in suis quique Provinciis, quid quotidianus docendi usus ostenderet, adnotarent et Romam postea mitterent, ut extrema tandem manus operi admoveretur et studiorum nostrorum ratio, post tantam tamque diuturnam discussionem certa aliqua firmitate stabiliretur"); und schließlich, wie in Folge der von den zur fünften General-Congregation nach Rom gekommenen Provincialen überbrachten Mittheilungen die dritte endlich definitiv festgesetzte und obligatorische Ausgabe veranstaltet ward. („Cum vero Provinciales, qui ad quintam Generalem Congregationem venerunt, ex suis Provinciis, quae ex quotidiano usu minus commode accidere animadversa fuerant, attulissent . . . . magno sane labore factum est, ut tota ratio iterum diligenter examinaretur . . . . Quare haec studiorum ratio, quae nunc mittitur, omnibus aliis, quae ante hac experimenti causa missae fuerant, posthabitis, servari in posterum ab omnibus nostris debebit . . . . Datum Romae 8. Januarii, Anno 1599".)

Also über 14 Jahre arbeiteten die Jesuiten nach authentischen Documenten an dem Ausbau ihres Studienplanes mit der größten Sorgfalt und Umsicht, unter Anwendung aller möglichen Hilfsmittel und Vorsichtsmaßregeln und, was die Hauptsache ist, unter Zuziehung einer 50jährigen Erfahrung: Herr Kelle aber sagt uns, „daß Lehrplan und Lehramt weder das Ergebniß specieller Forschungen und Ueberlegungen der Jesuiten, noch das Werk jesuitischer Erfahrung sind," daß die Jesuiten „sachlich und formell jene Studieneinrichtung angenommen,

welche sich damals .... unter Einwirkung des Humanismus allmählich herausgebildet hatte .... ohne selbst viel zu forschen und zu überlegen und ohne das Wesen des damals allgemein herrschenden Unterrichtes zu ändern." In den letzten Worten liegt ein Körnchen Wahrheit. Das Wesen des damaligen Gymnasialunterrichts (nur dieser wird hier berücksichtigt) haben die Jesuiten allerdings nicht in der Art geändert, daß sie denselben mit 8—12 Gegenständen überluden; Unterricht in den klassischen Sprachen, besonders im Latein, blieb der überlieferten Sitte gemäß Hauptzweck derselben, wie es auch wegen der nun einmal herrschenden Verhältnisse gar nicht anders sein konnte: aber hinsichtlich des Quantums und der Methode des Unterrichts, hinsichtlich der Zahl und Beschaffenheit der mündlichen und schriftlichen Uebungen und der Correctur derselben, hinsichtlich der Schuldisciplin und der christlichen Erziehung der Jugend u. s. w. haben die Jesuiten einen Studienplan geschaffen, der einzig und allein in seiner Art dastand, so daß die Jugend nirgends in derselben Weise wie in den Schulen der Societät unterrichtet und erzogen wurde.

Was endlich von dem folgenden Passus bei unserem Geschichtsschreiber: „Auf Befehl der fünften General-Congregation vom Jahre 1590 wurde allerdings die erste Aufstellung geprüft, die Aenderungen, überhaupt ganz unwesentlich, betrafen aber nirgends Lehrplan und Methode der niederen Schulen," zu halten sei, ergibt sich deutlich aus den soeben angeführten Citaten: nicht einmal die Jahreszahl ist richtig angegeben, denn die fünfte General-Congregation begann den 3. November 1593 und dauerte bis zum 18. Januar 1594.

2. Unterricht in den Wissenschaften und christliche Erziehung der Jugend sind nach dem Institut und der Ratio stud. in den Schulen der Gesellschaft auf's Innigste mit einander verbunden und können von einander nicht getrennt werden; ja, gerade um der christlichen Erziehung willen übernahm der Orden die wissenschaftliche Unterweisung der Jugend in niederen und höheren Lehranstalten, wie schon aus der Vorrede zum 4. Theil der Constitutionen, der von den Studien und Lehranstalten handelt, und aus der ersten Regel des Provincials in der Ratio stud. erhellt. „Da es," lautet diese in Uebereinstimmung mit der Vorrede, „eine der Hauptaufgaben unserer Societät ist, den Nächsten in allen wissenschaftlichen Zweigen, die mit unserem Institute verträglich sind, in der Weise zu unterrichten, daß sie dadurch zur Erkenntniß und Liebe unseres Schöpfers und Erlösers angeregt werden, so soll der Provincial es sich alles Ernstes angelegen sein lassen, daß so vielfacher

Arbeit in unseren Schulen die Frucht, wie sie die Gnade unseres Berufes fordert, reichlich entspreche." Und dies ist einer der Hauptunterschiede zwischen der Ratio stud. und den modernen Studienplanen, daß in jener die christliche Erziehung an erster Stelle betont und als die Hauptaufgabe der Schule genannt wird, während nach diesen, wenn auch allenfalls darin noch von christlicher Erziehung die Rede ist, dennoch thatsächlich eine solche theils in Folge der unchristlichen Erziehung der Lehrer,*) theils durch Hintansetzung der religiösen Uebungen, theils durch die ganze Organisation des Unterrichtes entweder gar nicht oder nur in geringem Maße erzielt werden kann. „Wenn ich anders recht sehe," beginnt K. L. Roth seine Einleitung zu seiner Gymnasial-Pädagogik, „so kann man die verschiedenen Klagen über das Nachlassen unserer gelehrten Schule in ihrer Wirksamkeit in den wenigen Worten zusammenfassen: das Gymnasium erzieht nicht mehr"; und S. 14 sagt er wieder: „Hat die Vorstellung von den Erfordernissen der Bildung in das Gymnasium die multa hereingebracht, welche das multum verschlingen, so hat sie eben damit dasselbe seines Charakters als Schule entkleidet, hat es zu vornehm werden lassen, als daß es noch die Erziehung als seine erste und wichtigste Aufgabe behandeln könnte: und das ist das dritte große, unseren Gymnasien gemeinsame Uebel."

Das Institut und die Ratio stud. betrachtet den Knaben, den Jüngling, der in die Schulen der Societät kommt, als das, was er wirklich ist, als ein Geschöpf, als ein Eigenthum Gottes, als ein durch das Blut des Gottmenschen erlöstes Kind Gottes, dessen letztes, von Gott selbst gestecktes Ziel und Ende nichts Anderes sei, als Gott zu erkennen und zu ehren, alle aus dieser Gotterkenntniß sich ergebenden Pflichten gewissenhaft zu üben, und so zu seiner letzten Bestimmung, zur Vereinigung mit Gott, zur ewigen Seligkeit zu gelangen. Dies ist der unverrückbare Gesichtspunkt, dies der leitende Grundsatz, von dem das Institut und die Ratio stud. bei der Erziehung der Jugend ausgeht, den die Societät festhält: und wer möchte sagen, daß er nicht der einzig richtige, der einzig heilbringende ist? Vergleiche man damit die Theorien der modernen Erziehungskünstler, von denen einige mit Rousseau verlangen, daß man alle im Menschen liegenden Keime und Anlagen sich entwickeln lasse, Andere, daß man den Zögling zum Selbsterzieher heranbilde, Andere, wie die Humanisten, daß man ihm den

*) Elementarlehrer sogar, wie man aus den öffentl. Blättern ersehen kann, halten Versammlungen, sitzen über das Christenthum zu Gericht und fassen Beschlüsse, was von der Religionslehre beibehalten, was abgeschafft werden soll.

Geist eines idealisirten Heidenthums einimpfe, wieder Andere, wie die Secte der Philanthropen im vorigen Jahrhundert, daß das materielle Wohl des Volkes als höchstes Ziel bei der Erziehung ins Auge gefaßt werde, oder, wie so manche der modernen Industriellen und Politiker, daß der Knabe zu einem tüchtigen Geschäftsmann, zu einem sich frei fühlenden, selbstständig auftretenden Bürger und Agitator herangebildet werde u. s. w. Lauter verkehrte, alberne, verderbliche, zum Theil geradezu gottlose Theorien: dem Menschen ist seine Bestimmung von Gott gegeben, mit dieser kommt das Kind schon auf die Welt, Niemand hat ein Recht, demselben eine andere aufzuzwängen: wer dieses versucht, greift frevelhaft in Gottes Rechte ein und versündiget sich an dem zeitlichen und ewigen Wohle seines Zöglings.

Gegen das Hauptprincip also, das der jesuitischen Erziehung zu Grunde liegt und derselben ihre Richtung gibt, dürfte selbst Herr Kelle nichts einzuwenden haben.

Daß aber die Jugend in den Schulen der Societät nicht bloß einseitig in den religiösen Glaubenswahrheiten unterrichtet, sondern auch nach den Grundsätzen der christlichen Moral (stehen doch beide im innigsten Zusammenhange, und kann das letzte Ziel des Menschen weder ohne die einen noch ohne die anderen erreicht werden) für das Leben erzogen wurde, ja, daß diese Erziehung auch auf die sogenannten bürgerlichen Tugenden, auf Verträglichkeit, Sittsamkeit, Bescheidenheit, Anstand im täglichen Verkehr mit Anderen sich erstreckte, versteht sich von selbst und ist klar ersichtlich aus der Rat. stud. und anderen in der Societät gebräuchlichen pädagogischen Büchern. Einzelne Stellen daraus zu citiren muß ich mir aus Mangel an Raum versagen und beschränke mich daher darauf, den Leser auf einige derselben zu verweisen. Aus der Rat. stud. gehören hieher, abgesehen von anderen einzelnen, die ersten zehn der gemeinschaftlichen Regeln für die niederen Schulen; aus Juvencius: Secunda Pars, Cap. I „De imbuendis pietate discipulis" (in 3 Artikeln), Cap. III, Art. II „De Modestia et attentione discipulorum"; aus Sacchini's Parainesis: Cap. XIV: „De moribus ad christianam urbanitatem conformandis", Cap. XV — XVII „Quomodo juvandi ad pietatem discipuli", Cap. XVIII „Ad quas virtutes maxime excitandi"; aus der Ratio et via: Cap. V, Artic. I „De Pietatis morumque cultura" mit 8 Paragraphen, darunter der letzte mit der Ueberschrift: „Disciplina urbanitatis"; aber auch das ganze Cap. VI hat auf die Erziehung directen oder indirecten Bezug.

Ich glaube, daß der Leser an den pädagogischen Grundsätzen, die er an den bezeichneten Stellen finden wird, nicht Vieles oder Wesentliches wird auszusetzen haben, wohl aber daraus sich überzeugen dürfte, mit welchem Rechte Herr Kelle „die erziehende Wirksamkeit der Jesuiten" sowohl in Bezug auf „Sittlichkeit" als auf „Religiosität" (vgl. S. 643 —48) so herabzuwürdigen sucht.

Und wenn wir die Geschichte, die untrügliche Zeugin der Wahrheit befragen, was bezeugt sie über die religiös-moralische Erziehung der Jugend in den alten Jesuitenschulen? — Wir wollen hierüber nur eine oder die andere Stimme vernehmen. J. D. Arsac äußert sich hierüber in seiner, S. 386 citirten Schrift in folgender Weise: „Seit länger als einem halben Jahrhundert hat in Frankreich die Universität freien Spielraum, sie ist eine unbeschränkte Macht, sie hat sich mit Allem bereichert, was den vertriebenen religiösen Orden geraubt wurde, und hat sich an ihre Stelle gedrängt. Was hat sie geleistet? was hat sie hervorgebracht? Viele Doctoren aller Facultäten und einen Schwarm kleiner, vom Dünkel aufgeblähter Gelehrten, Materialisten, Pantheisten, Politiker ohne Grundsätze, Romanschreiber ohne Gott, Freiheitsmänner, welche für die Weltpriester Ketten und für die Ordensleute die Verbannung fordern, Zeitungsschreiber, die den Glauben der großen Mehrheit der Nation verachten, und die jede katholische Freiheit unterdrücken möchten." Ich glaube, die Worte des französischen Schriftstellers dürften auch auf andere Länder ihre Anwendung finden. M. Kern aber, protestantischer Professor an der Universität zu Göttingen, scheute sich nicht, den Schulen der Jesuiten folgendes Zeugniß zu geben: „Die Jesuiten greifen das Uebel bis in seine Wurzel an; sie erziehen die Jugend in der Furcht Gottes und im Gehorsam .... hat man je aus den Collegien der Jesuiten Doctrinen kommen sehen, die mit jenen unserer modernen Schulen eine Aehnlichkeit haben? .... die Erfahrung hat uns bewiesen, welche Fortschritte die irreligiösen und anarchischen Doctrinen seit Aufhebung der Jesuiten gemacht haben. Universitäten und philosophische Facultäten, sagt der englische Protestant Dallas, sind überall auf dem Continent an die Stelle der Jesuitencollegien getreten. Glaube und Vernunft wurden bei der Erziehung nicht mehr vereinigt; man gab der Vernunft mit allen ihren Irrthümern,*) als dem Höchsten

*) Schon der Heide Cicero sagte: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß nichts so Absurdes gesagt werden kann, was nicht von einem Philosophen behauptet würde". Dieser Ausspruch des römischen Philosophen, Redners und Staatsmannes findet in auffallender Weise durch alle Jahrhunderte herab, namentlich seit Kants „Kritik der

im Menschen, den Vorzug; der Glaube wurde verlassen, lächerlich gemacht und blieb nur noch unter dem Namen des Aberglaubens bekannt. Im Jahre 1773 hob Clemens XIV. den Orden des hl. Ignatius auf, und im Jahre 1793 wurde ein König von Frankreich enthauptet. Die Vernunft wurde vergöttert und Tempel sind ihr eröffnet worden. Während zweier Jahrhunderte haben die Jesuiten in ihrem Collegium von Clermont in Paris die Elite des französischen Adels zur Religion, zu den Wissenschaften und zur Liebe des Vaterlandes angeleitet. In wenigen Jahren nach der Verbannung dieser geschickten Lehrer spie dasselbe Collegium die Robespierre's, Camille, Desmoulins, Tallien's, Noël's, Fréron's, Chonier's — — — und andere Demagogen aus seinem Schooße aus ꝛc." (S. „Historischer Ehrentempel der Gesellschaft Jesu" — Wien 1841, S. 154—55.) Der Cardinal von Beausset aber sagt in seinem Leben Fenelon's: „Ueberall, wo sich die Jesuiten können hören lassen, erhalten sie alle Klassen der Gesellschaft in einem Geiste der Ordnung, der Weisheit und der Einigkeit; der öffentlichen Erziehung gewidmet, besaßen sie das glückliche Talent, Religion und Tugend beliebt zu machen ꝛc." (ebd. S. 139.) Doch ich muß mir die Anführung mehrerer Zeugnisse versagen, und verweise ich deshalb den Leser auf S. 377—390, wo er mehreres hieher Gehöriges finden wird.

Werfen wir aber einen Blick auf den gegenwärtigen moralischen Zustand der europäischen Gesellschaft, und fragen wir uns, wie es mit dem öffentlichen Gewissen, wie es mit der Moralität im Familienleben, wie es mit der religiös-moralischen Erziehung der studirenden Jugend steht, so dürfte wahrlich die Antwort nicht zum Nachtheile der Jahrhunderte ausfallen, in welchen die Societät ihre erziehende Wirksamkeit auf die Völker Europas bethätigte. Kurz und zutreffend hat in neuester Zeit ein österreichischer Bischof in einem Hirtenbriefe das Bild der religiösen und moralischen Zustände der Gegenwart mit folgenden Worten gezeichnet: „Der Abfall von Gott auf allen Gebieten des Lebens hat einen furchtbaren Grad erreicht. Der Unglaube und der Glaubenshaß grassiren allenthalben in der Welt; ja, es ist dahin gekommen, daß man den wilden Kampf gegen die Kirche, die Mutter aller echten Cultur, wie er nun in gar vielen Ländern in und außer Europa tobt, einen Culturkampf nennt, als ob die Kirche die Feindin der Cultur wäre! Dem Verfalle des Glaubens entspricht der Verfall der Sitten;

reinen Vernunft" in all den nachfolgenden philosophischen Systemen bis auf Darwin's Pithekoidentheorie und v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten seine Bestätigung.

die Fleischeslust, die Augenlust und die Hoffart des Lebens üben eine entsetzliche Herrschaft in der Welt aus. Dieser doppelte Verfall hat nothwendig den Verfall auch des irdischen Glückes im Gefolge — die Verarmung der Massen, die zunehmende Bevölkerung der Strafhäuser, die Nothwendigkeit ungeheurer, stehender Armeen, den Haß der Stände gegen Stände, der Nationen gegen Nationen, die unmenschlichste Ausbeutung fremder Noth durch Wucher und Betrug, den herzlosen Druck der Glückskinder auf die Untergebenen, die fortwährende Auflehnung der Untergebenen gegen die Vorgesetzten, die Auflösung der heiligsten Familienbande, die fortschreitende Zerstörung der Gesellschaft überhaupt, die in immer weitere Kreise dringende Unzufriedenheit, und das schauderhafte Anwachsen der Fälle völliger Verzweiflung. Man kann nur mit Zittern an die Zukunft, und zwar an die nahe Zukunft denken, wenn das Angesicht der Erde nicht erneuert wird."

Dieses Bild ist Zug für Zug naturgetreu gezeichnet, wie Herr Kelle selbst nicht in Abrede stellen kann; fügt man zur Vervollständigung desselben noch hinzu, daß eine freche, schamlos verlogene, charakterlose, stets feile, im Dienst des Mammon stehende, dem Princip der Negation und der Lüge anheimgefallene, die Grundlagen der Religion und Moral zerstörende Journalistik weithin in allen Schichten der Gesellschaft ihre verderblichen Einflüsse geltend macht, so steht die ganze moderne Erziehung mit all ihren segensreichen Wirkungen vor unseren Augen; nun, soweit hat es allerdings die „erziehende Wirksamkeit der Jesuiten" in der Entwicklung der „Idee der Sittlichkeit" und der „Religiosität" nicht gebracht.

3. Was ist von der neuen 1832 herausgegebenen Ratio studiorum zu halten? Die folgenden Bemerkungen mögen als Antwort auf die Frage dienen.

a) Schon die erste General-Congregation, die nach Wiederherstellung des Ordens 1820 gehalten wurde, erkannte die Nothwendigkeit, den Unterricht den Bedürfnissen und den Ansprüchen der Gegenwart mehr anzupassen, und die zweite General-Congregation im Jahre 1829, von derselben Ueberzeugung ausgehend, empfahl diese Angelegenheit auf's Dringendste dem neu gewählten Ordensgenerale P. Johann Roothaan. b) Die neue Ratio stud. erschien 1832, nachdem der General einige Patres aus den verschiedenen Provinzen zur Berathung nach Rom beberufen und selbst noch mit seinen Assistenten nachträglich die Sache reiflich erwogen hatte. Es ward für gut befunden, daß hinsichtlich des Unterrichtes in den klassischen Sprachen nichts zu ändern sei, daß man

aber dem Unterricht in der Landessprache und in den Realien mehr Rechnung tragen müsse. c) Die neue Ratio stud. ward versuchsweise gegeben, wie der P. General in seinem Rundschreiben ausdrücklich bemerkt, um früher oder später, in Uebereinstimmung mit weiteren Beobachtungen und Erfahrungen ergänzt und verbessert zu werden. d) Auch die neue Ratio stud. setzt das sechsklassige Gymnasium voraus, und bestimmt für die höheren, sogenannten philosophischen Studien drei (nach Umständen zwei) besondere Jahrgänge. e) Die Grundlage und den Hauptgegenstand des Gymnasialunterrichtes bildet auch in der neuen Ratio stud. das Studium der klassischen Sprachen, besonders der lateinischen, wie dieß ja auch in den modernen Studienplänen, den österreichischen nicht ausgenommen, immer noch mehr oder weniger der Fall ist. f) Die neue Ratio stud. unterscheidet sich von der alten besonders dadurch, daß darin ausdrücklich der Unterricht in der Landessprache anbefohlen wird, und auch die sogenannten Accessoria (Nebengegenstände) als obligate Fächer erklärt werden, zu welchem Ende zwei besondere Paragraphe zur 31. Regel des Provinzials hinzugefügt wurden, nämlich §. 2: „Auch das lasse er" (der Provinzial) „sich sehr empfohlen sein, daß die Schüler in der Muttersprache gründlich unterrichtet werden und er sehe vor, was dießbezüglich in jeder Klasse geleistet werden soll"; und §. 3: „Auch trage er Sorge, daß in den unteren Schulen die Nebengegenstände: Geschichte, Geographie, die Elemente der Mathematik, vorgetragen werden, indem er festsetzt, was und wie viel mit Rücksicht auf die verschiedenen Länder und Verhältnisse hierin in den einzelnen Klassen geschehen soll." g) Der letzte Zusatz ist wohl zu beachten, denn er gestattet die Freiheit, daß die Gesellschaft hinsichtlich des Quantums und der Zahl der Unterrichtsstunden in der Landessprache und in den Realien dem herrschenden Usus in einem Lande sich unbehindert anschließen kann. h) Daß die beiden eben angeführten, zur 31. Regel des Provinzials hinzugesetzten Paragraphe wirklich sehr dehnbar sind, und von den Jesuiten in Anbetracht der obwaltenden Zeitverhältnisse auch in den Ländern, wo Unterrichtsfreiheit herrscht, und sie also ihre Schulen nach eigenem Ermessen einrichten können, in der Landessprache und in den Realien ein den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Unterricht ertheilt wird; dieß kann man deutlich aus den veröffentlichten Lehrplanen einzelner Studienanstalten der Societät in unseren Tagen ersehen.

Ich habe den ganzen Lehrplan des nun aufgehobenen Collegiums St. Michael zu Freiburg in der Schweiz, sowohl von den sechs Gym-

nasialklassen, als von den philosophischen und theologischen Jahrgängen vom Jahre 1834 vor mir; er findet sich als Beilage zum 2. Band des von Herrn Kelle öfters citirten Werkes: „Der Societät Jesu Lehr- und Erziehungs-Plan," woraus erhellt, daß auch er denselben vor sich hatte; allein, statt ihn mitzutheilen, wie es einem Geschichtsschreiber, den es um Thatsachen und um die einfache historische Wahrheit zu thun ist, fand er es zweckmäßiger, eine lange Philippika gegen die Ratio stud. und den Jesuiten-General, P. Peter Beckx, loszulassen. Aus Mangel an Raum muß ich es mir versagen, den Lehrplan vollinhaltlich mitzutheilen, und bemerke daher nur, daß in allen sechs Klassen Unterricht in der Landessprache (der französischen — Grammatik, Lehre vom Stil, Lecture und Erklärung der Klassiker) in der Geographie, Geschichte und Mathematik ertheilt wurde; der Unterricht in der Geographie fand jedoch mit der 5. Klasse seinen Abschluß, der in der Geschichte ward in der 6. Klasse beendet, mit einem „chronologischen Ueberblick der alten und neuen Weltgeschichte nebst ausführlicheren Erörterungen über die Geschichte Frankreichs und der Schweiz"; der mathematische Unterricht begann bereits in der 4. Klasse mit der Algebra, ward fortgesetzt in der 5. und 6., in welcher noch der in der Geometrie hinzukam: „Gerade und Kreislinien. Ebene Figuren in Beziehung auf ihre Gleichheit, Aehnlichkeit und Messung. Gerade Linien und Ebenen im Raume. Die Figuren, welche man Polyeder nennt. Die drei runden Körper." Im philosophischen Cursus ward aus der Mathematik noch ferner vorgetragen: „Geradlinige und sphärische Trigonometrie, höhere Algebra, die algebraischen Curven."

Es wurden aber bald weitgehende Verbesserungen an der Akademie in Freiburg vorgenommen, in Folge einer Zuschrift des Rectors des Collegiums, P. Joh. B. Drach, an den Erziehungsrath des Kantons, woraus ich einige Stellen anführen will. „Der Unterricht des Collegiums," sagt der Rector unter Anderem, „geschieht durch sechs Jahre in der französischen Sprache.... Nun haben wir die Ehre, dem preiswürdigen Erziehungsrathe den Wunsch vorzutragen, daß auch der Unterricht in der deutschen Sprache eingeführt werde." Also, daß der Gymnasialunterricht auch in der deutschen Sprache ertheilt werde, schlug der Rector vor; für den höheren Unterricht beantragte er drei weitere Verbesserungen. 1. „Die erste ist," sagt der Rector, „daß in der Klasse der Physik noch ein Professor ernannt werde, welcher sich nur mit Chemie und Naturgeschichte" (also auch diese ward vorgetragen) „beschäftigte, während der andere Professor ausschließlich allgemeine und

besondere Physik vortragen würde. In Ermanglung einer zweiten Professur fordert das Interesse der Wissenschaft und besonders des Cabinets, daß .... wenigstens dem Professor ein Conservator und Präparator beigegeben werden." — 2. „Die Mathematik würde mehr Nutzen und Annehmlichkeit haben, wenn ein eigener Lehrer ihre Anwendung auf Baukunst, auf Maschinen ꝛc. lehren würde, während der andere sich nur mit reiner Mathematik beschäftigte; wie es jetzt ist, kann ein einziger Lehrer so viele Anwendungen nur oberflächlich andeuten." — 3. „Endlich würde die Errichtung einer Lehrkanzel für die französische Sprache zu Gunsten der deutschen eine bedeutende Menge derselben nach Freiburg ziehen, und man würde auch den Freiburgern eine große Gefälligkeit erweisen, wenn man eine Professur der deutschen Sprache einführen wollte, weil sie dann zu ihrer Erlernung nicht mit großen Kosten aus dem Lande gehen müßten."

So der Jesuiten-Rector*): seine Vorschläge fanden auch bei dem Erziehungsrath williges Gehör. Es wurden sechs deutsche, vorläufig von drei Professoren geleitete Gymnasialklassen sammt einer Vorbereitungsklasse errichtet, um so viel als möglich den Bedürfnissen des deutschen minder zahlreichen Einwohnertheils des Kantons zu entsprechen; ebenso wurde der Unterricht in den höheren Studien bedeutend erweitert, nämlich durch einen Cursus der Philosophie, der Geschichte, durch einen zweiten der physischen Wissenschaften, durch einen der Beredtsamkeit und höheren Literatur, endlich durch zwei Curse der französischen und deutschen Sprache, von welchen jeder vier Vorrückungsgrade bildet, nach den verschiedenen Fortschritten der Zöglinge berechnet. Dieß Alles finde ich in einer Schrift verzeichnet, die sich eigens zur Aufgabe gemacht hat, eine detaillirte Darstellung der Zustände des Collegiums in Freiburg und besonders der dort herrschenden Erziehungs- und Unterrichtsmethode zu geben, von einem ehemaligen Zögling desselben verfaßt und 1842 bei Manz in Regensburg veröffentlicht unter dem Titel: „Analekten über das Pensionat und Collegium der E. E. V. V. Jesuiten zu Freiburg in der Schweiz ..., von Vincenz Gra-

---

*) Diese Denkschrift des Freiburger Rectors, ein Muster pädagogischer Einsicht, kannte auch Herr Kelle, denn er citirt sie ja S. 210 A.; und daraus mußte er ersehen, wie die Jesuiten in Uebereinstimmung mit der neuen Ratio stud. ihren Gymnasialunterricht mit den Anforderungen der Gegenwart in Einklang zu bringen wissen; aber statt seine Leser darüber zu belehren, wie es Pflicht des Geschichtschreibers gewesen wäre, fand er es zweckmäßiger, mit seinem Krakeel gegen den Jesuiten-General und die Ratio stud. ungestört fortzufahren.

sen Piccolomini rc." „Mit der Zeit," wird in dieser Schrift bemerkt, „werden noch andere Verbesserungen eintreten. So z. B. wird in Kürze auch ein Special-Katheder für die Naturgeschichte errichtet werden ... Das Kantonal-Lyceum, wo die höheren Curse gehalten werden, bietet in dieser Rücksicht, sowie in Bezug auf Physik, Vortheile dar, wie sie nur Hauptstädte oder große Universitäten besitzen, indem die öffentlichen Cabinete der Physik und der Naturgeschichte des Staates sich im Locale der respectiven Klassen befinden. Die Sammlung der physikalischen Instrumente ist ausgezeichnet; der Professor der Experimental-Physik macht davon einen ununterbrochenen Gebrauch in seinen täglichen Vorlesungen."

Nun denn — die Jesuiten in Freiburg, dächte ich, brauchten sich der Ratio stud. und des von ihnen ertheilten Unterrichtes wohl nicht zu schämen, und verstanden sie es gar wohl, mit den Anforderungen und Bestrebungen der neuesten Zeit auf dem Gebiete des Unterrichtes gleichen Schritt zu halten. Graf Piccolomini wenigstens behauptet geradezu: „Der französische Studiencurs" (der deutsche hatte ja eben erst begonnen) „behauptet in Freiburg in allen seinen Verzweigungen die Concurrenz mit den besten Erziehungsanstalten der königlichen Collegien Frankreichs; die Erfahrung und unparteiische Vergleichung beweisen dieses zur Genüge." Sollte dieß Zeugniß Jemandem nicht genügen, so muß doch das Zeugniß des ministeriellen Organs für den öffentlichen Unterricht in Frankreich, Jedermann, selbst Herrn Kelle, befriedigen. Die „Gazette de l'Instruction publique" brachte 1845 im Monate März, wie ich in der „Geschichte der Gesellschaft Jesu" von Crétineau-Joly (vgl. S. 377) finde, einen Artikel, worin sie dem Institut in Freiburg in mancherlei Hinsicht Anerkennung und Lob zollt. „Man wird sehen," sagt das officielle Blatt unter Anderem, „daß es" (dem Unterricht in Freiburg) „weder an Ausdehnung noch an Mannigfaltigkeit gebricht ... ja, man muß anerkennen, daß der Studienplan manche Lücken unseres Universitätsunterrichtes ausfüllt;" doch ich verweise den Leser auf Crétieneau-Joly selbst. (T. VI. ch. 8. p. 559.)

In dem so eben erwähnten Werke von Crétineau-Joly finde ich auch den von den Jesuiten des Collegiums zu Brugelette in Belgien im Jahre 1839 veröffentlichten Lehrplan verzeichnet. Der kurze Entwurf lautet: „Der erste Curs — cours préparatoire — umfaßt die Elemente der französischen Grammatik, der Geschichte, Geographie und Arithmetik und die ersten Anfangsgründe der lateinischen Grammatik. Der zweite Curs — cours des lettres — umfaßt die

Grammatik, die Poesie, die Beredtsamkeit. Die Grammatik beschäftigt den Zögling drei bis vier Jahre lang, je nach seiner Fassungskraft und seinen Fortschritten. In den ersten zwei bis drei Jahren bildet die französische, lateinische und griechische Grammatik den Hauptgegenstand, in den zwei folgenden Jahren die Poesie und Beredtsamkeit. Darneben werden in den ersten Jahren Arithmetik, im dritten und vierten die Elemente der Algebra und Geometrie gelehrt, Geschichte und Geographie aber während des ganzen Lehrcurses. Auf Verlangen wird auch Unterricht in den neueren Sprachen ertheilt. Im dritten Curse — cours des sciences — werden zwei Jahre lang Vorträge über Philosophie, Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Geschichte, Literatur und Religion gehalten. Ein physikalisches Cabinet, ein Laboratorium für Chemie, mineralogische, conchyliologische und zoologische Sammlungen bieten den Zöglingen die Mittel, die Physik und die Naturwissenschaften mit ebenso viel Interesse als Nutzen zu studiren. Finden sich junge Leute in hinreichender Zahl, um einen dritten philosophischen Jahrgang zu bilden, so wird man specielle Curse folgen lassen."

Dieser ebenso weise als einfache Lehrplan, wie Crétineau-Joly weiter bemerkt und beweist, frappirte den bekannten M. Cousin, damaligen Großmeister der Pariser Universität und systematischen Gegner der Jesuiten. Er paraphrasirte den jesuitischen Lehrplan, hüllte ihn in hochtrabende Worte, und versendete ihn, als wäre er sein eigenes Werk, als neues Reglement an die königlichen Collegien; Crétineau-Joly gibt den Text des Reglements.

Bei demselben Geschichtschreiber finde ich auch Mittheilungen über einige italienische Collegien. Im Jahre 1845 ward M. Petit de Baroncourt vom französischen Unterrichtsminister in das Königreich beider Sicilien abgeschickt, um die dortigen Unterrichtsanstalten zu besuchen und darüber Rapport zu erstatten. Von der Staatsuniversität und den davon abhängigen 17 Collegien, worunter vier den Namen Lyceum führen, weiß der französische Berichterstatter gar nichts Gutes zu melden, sie haben offenbar auf ihn keinen befriedigenden Eindruck gemacht; unter den Lehranstalten der Jesuiten (4 im Königreiche Neapel, 15 in Sicilien) widmet er dem Collegium und dem Convict der Adeligen (Il Convitto dei Nobili) in Neapel besondere Aufmerksamkeit. Die Zahl der Pensionärs betrug 80, die der Externen über 1200, und dabei mußten aus Mangel an Raum in demselben Jahre mehr als 500 junge Leute zurückgewiesen werden, während das nur einige

Schritte entfernte Staats-Lyceum (del Salvatore) kaum 50 Extern zählte. Hinsichtlich des wissenschaftlichen Erfolges in den Jesuiten-Collegien in Italien und den königlichen in Frankreich zieht Petit de Baroncourt folgende Parallele: Im Latein können die Jesuitenschüler in den Humanitätsklassen (im fünften oder ausnahmsweise im sechsten Jahr, in der Regel sind nur fünf Jahrgänge der niederen Schulen, drei für die Grammatik, einer für die Poetik und einer für die Rhetorik) den Vergleich aushalten mit den Schülern der französischen Collegien im 7. oder 8. Jahrgange, aber nicht so im Griechischen;*) was den wissen-

*) Wenn hinsichtlich der griechischen Sprache das Verhältniß der Jesuiten-schüler zu denen der königlichen Collegien in Frankreich kein ebenso günstiges war, wie hinsichtlich der lateinischen, so kann dieß nicht befremden, weil eben nach der Ratio stud. der Unterricht in der lateinischen Sprache in den Schulen der Societät, und wohl auch an den deutschen und österreichischen Gymnasien, mehr betrieben wird, als der in der griechischen; aber ein Irrthum wäre es, daraus zu schließen, daß der griechische Unterricht in den italienischen Jesuitenschulen nachlässig betrieben wurde. Ich habe den prosaischen Theil eines von den Jesuiten für die vier letzten Klassen herausgegebenen Lesebuches vor mir (Taurin 1842, bei Marietti, von Al. Bado S. J.); es ist eine vortreffliche Sammlung: für die mittlere Grammatik sind Partien aus Lucian und Aelian und Cebetis Tabula aufgenommen; für die Syntax aus Xenophon und Theophrast nebst des Isokrates Rede Ad Demonicum; für die Poetik Lysiae Atheniensis oratio funebris, Isaei de hereditate Nicostrati oratio, ferner Stücke aus Herodot, Xenophon's Memorabilien und von Lucian Mancipiorum auctio; für die Rhetorik die drei Olynthischen Reden des Demosth., Platon's Apologie des Sokrates und Kriton, Stellen aus Thucydides und sechs Kapitel aus dem 3. Buche der Rhetorik des Aristoteles. Dazu kam noch eine poetische Chrestomathie, wie ich aus der Vorrede ersehe, von eben demselben Al. Bado; und wenn diese, wie nicht zu zweifeln ist, ebenso vortrefflich wie die prosaische war: so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die italienischen Jesuiten in den 40ger Jahren den Unterricht im Griechischen aus freien Stücken, ohne von einer staatlichen Controle beeinflußt zu sein, weiter gefördert hatten, als dieß zu derselben Zeit in den österreichischen Gymnasien, trotz der staatlichen Leitung und aller vorhergegangenen Reformen, der Fall war. Am Ende seiner Vorrede erklärt sich noch Bado ganz einverstanden, wenn auch in Italien, wie in Frankreich und Deutschland vollständige Werke der griechischen Klassiker („abstersa tamen omni foeditate") der studirenden Jugend in die Hände gegeben würden. Herr Kelle aber dürfte insbesondere aus den gemachten Bemerkungen die Lehre ziehen, daß man es auch mit Gretser's Grammatik, von welcher ja nach seiner Behauptung die italienischen Jesuiten eine neue, mit allen alten grammatischen Ketzereien behaftete und mit neuen Irrlehren bereicherte Auflage veranstaltet hatten, im griechischen Unterricht ziemlich weit bringen kann — ja hat man es selbst heut zu Tage in der 6. Klasse so weit, wie in den Schulen der italienischen Jesuiten, gebracht?

schaftlichen Curs betrifft (Philosophie, Mathematik, Physik, Chemie, Natur- und Civilrecht), so behaupten die Jesuitenschüler in Italien über die Zöglinge in den königlichen Collegien Frankreichs eine entschiedene Superiorität. Nebst der Landessprache wird übrigens von den modernen Sprachen nur die französische gelehrt, und mit der Rhetorik ist auch ein Curs Archäologie und griechischer und römischer Baukunst verbunden. So weit der amtliche französische Berichterstatter.

Die soeben angeführten Daten dürften den besten Commentar bilden zum Verständniß und zur Würdigung der Tragweite der oben citirten, der neuen Ratio stud. hinzugefügten Paragraphe; so unbedeutend sie dem Wortlaute nach sind, gestatten sie doch die größte Freiheit hinsichtlich des Unterrichtes in der Landessprache und in den Realien, wie ihn eben die Landessitte und die Zeitverhältnisse erfordern; sie bilden aber auch den besten Commentar zu den zelotischen Declamationen unseres Geschichtschreibers, in denen er sich über die Ratio stud.', und den gegenwärtigen Ordensgeneral P. Peter Beckx, S. 206—235 ergeht, und wobei er es seinen Lesern ebenso sorgfältig als zweckmäßig zu verheimlichen sucht, daß die neue Ratio stud. dem Unterricht in der Landessprache und in den Realien nicht nur kein Hinderniß legt — (dieß hat auch die alte nicht gethan), sondern auch als obligat anerkennt; eben dieselben Daten zeigen endlich zur Genüge, was ich S. 19 zu zeigen versprochen habe, nämlich: „wie die österreichische Ordensprovinz ungeachtet der Ratio stud. bei der Ertheilung des Gymnasialunterrichtes sich immerhin an den österrichischen Studienplan anschließen konnte und kann.*)

Mit der Besprechung der neuen Ratio stud. sind wir aber bereits in jenen Theil der Kelle'schen Broschüre hineingerathen, welcher über die neueste Geschichte der österreichischen Jesuiten-Gymnasien von Seite 184—276 handelt. Es lag Anfangs wohl in meinem Plane, eine kurze Kritik derselben zu geben, allein der Mangel an Raum, wie der geehrte Leser leicht begreifen wird, macht mir eine solche geradezu unmöglich: zudem ist der Angelpunkt der Kelle'schen Beschwerden und Vorwürfe, daß die vor 300 Jahren ohne Erfahrung und ohne Ueberlegung verfaßte Ratio stud. nie viel taugte, in neuester Zeit aber gar

*) Alle bloß äußerlichen, wandelbaren, aus den verschiedenen Gewohnheiten der Länder und Zeiten hervorgehenden Verhältnisse, in so fern sie nicht Religion und Moral schädigen, sind dem Institut gegenüber in letzter Instanz gleichgiltig und dadurch bekundet es sich eben als ein alle Länder und Zeiten umfassendes Welt-Institut.

nichts tauge, im Vorhergehenden durch Berufung auf unleugbare Thatsachen und die unverdächtigsten Zeugnisse mehr als hinreichend beleuchtet worden: weßhalb wir hier nur von einigen untergeordneten Punkten kurze Notiz nehmen wollen.

Und zwar erstlich muß Herr Kelle, mag er wollen oder nicht, das ehrende Zeugniß, das der Gymnasialstudien-Direktor in Tirol dem Gymnasium in Innsbruck in seinem Berichte an die Studien-Hofcommission in Wien 1843 ausstellte, immerhin etwas gelten lassen. Der Director lobt erstens den exemplarisch priesterlichen Wandel des ganzen Leitungs- und Lehrpersonales, das höchst regsame Bestreben, die Lehranstalt empor zu bringen, die gewissenhafte Sorgfalt, die religiös-sittliche Bildung der Jugend durchaus zur Grundlage des wissenschaftlichen Unterrichtes zu machen. „Diese Eigenschaften," heißt es im Berichte, „kommen der ganzen Körperschaft wie Einem Mann zu." ... „Zur Belebung und Nährung des religiösen Sinnes sind sehr zweckmäßige, gottesdienstliche Uebungen eingerichtet. — Auch hat das Gymnasium besondere Behelfe um die Bildung der Jugend in literarischer Beziehung zu fördern, als: Uebungen im mündlichen Vortrage, Akademien und Concertationen; jeder Schüler erhält einen Aemulus; die besseren Schüler liefern Proben ihres Hausfleißes, welche in einem Buche zusammengeschrieben werden. Ich sah bedeutend viele, mitunter recht gute Arbeiten dieser Art. Insbesondere fand ich an diesem Gymnasium beinahe durchgehends eine größere Geläufigkeit, sich lateinisch auszudrücken, als anderswo. In der griechischen Sprache behauptet das Innsbrucker Gymnasium ganz entschieden den Vorzug vor jedem anderen Gymnasium der Provinz. Die Geographie wurde in den meisten Klassen fleißiger und gründlicher betrieben, als in allen übrigen Gymnasien. Aus Allem ergibt sich, daß das Gymnasium zu Innsbruck in einem sehr guten Zustande ist, und unter den acht Gymnasien in Tirol den ersten Platz behauptet. Der Bericht endet mit folgenden Worten: „Ich halte es für wohlverdient und der guten Sache zuträglich, daß dem Leitungs- und Lehrpersonale die hohe Zufriedenheit zu erkennen gegeben werde."

Und in einer Zuschrift vom 14. Mai 1848 an den Gymnasialpräfecten äußert sich derselbe Gymnasialstudien-Director in folgender Weise: „Indem ich Ew. Hochwürden anzeige, daß mit der erfolgten Auflösung sämmtlicher Gymnasial-Directionen meine Wirksamkeit als Provinzial-Director der tirolischen Gymnasien erloschen ist, benütze ich die Gelegenheit, Sie zu versichern, daß während meiner neunjährigen

Amtirung in der bezeichneten Eigenschaft der Zustand des Ihrer Gesellschaft anvertrauten k. k. akademischen Gymnasiums zu Innsbruck sowohl in disciplinärer und religiös-sittlicher Beziehung, als auch rücksichtlich der wissenschaftlichen Bildung mir fortwährend zur vorzüglichen Zufriedenheit gereicht habe."

Ebenso muß Herr Kelle die Erklärung des Tiroler Landtages von eben demselben Jahre 1848 etwas gelten lassen, der sich dahin aussprach: „daß das unter der Leitung der Jesuiten stehende Gymnasium zu Innsbruck keinem der übrigen Landes-Gymnasien nachstehe, und daß ihre Unterrichts- und Erziehungsmethode daselbst, sowie in der Theresianischen Ritterakademie immer mehr den billigen Wünschen und den Anforderungen der Zeit entspreche."

Nicht minder muß unser Geschichtschreiber die Tragweite der Thatsache anerkennen, daß die Zahl der Studirenden am Innsbrucker Gymnasium, seitdem es den Jesuiten übergeben worden war, um mehr als ein Drittel zugenommen, und im gleichen Verhältniß die Zahl der Zöglinge im Theresianum sich vermehrt hatte, sowie daß das 1846 mit 17 Zöglingen eröffnete Convict das Jahr darauf schon über das Doppelte zählte.

Solche Thatsachen hätte Herr Kelle nicht mit so zweckmäßiger Zurückhaltung verschweigen sollen; denn bekannt waren sie ihm: er citirt ja selbst S. 194 die im Jahre 1848 vom damaligen Provinzial, Jakob Pierling, veröffentlichte und dem Ministerium überreichte Schrift, worin die so eben angeführten Daten sich finden: auf keinen Fall aber kann er das Gewicht solcher Zeugnisse und Thatsachen mit seinen windigen, maßlosen, und dadurch sich selbst verurtheilenden Phrasen von „unendlich großen Mißerfolgen" (S. 191) und „ganz außerordentlichen Rückschritten nach allen Richtungen" abschwächen.

Der Tadel, oder vielmehr die Verdächtigung, welche Herr Kelle (S. 192) gegen die 1844 veröffentlichten „Poetischen Versuche der Humanitätsschüler an dem k. k. akademischen Gymnasium zu Innsbruck" (in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache — vgl. S. 623—624 A.) ausspricht, wird als purer, zweckmäßiger Klatsch so lange zurückgewiesen, bis der Herr Doctor seinen Tadel rechtfertigt und bessere poetische Schülerarbeiten von einem anderen Gymnasium vorweist.

Nach dem Gesagten dürfte sich das Facit der 9jährigen lehramtlichen Thätigkeit der Jesuiten in Innsbruck in den Satz zusammenfassen lassen, daß sie sich während derselben der Zufriedenheit des Gymnasial-

studien-Directors, sowie des Landtages und des Vertrauens der Bevölkerung in allen drei Anstalten erfreuten.

Nun sind wir bei den 50ger Jahren*) angekommen; da bietet das Schreiben des damaligen Unterrichtsministers, Sr. Excell. Grafen Thun, an den Ordensgeneral P. Peter Beckx, in Angelegenheit des neu organisirten Gymnasial-Unterrichtes Herrn Kelle reichlichen Stoff zu unmuthsvollen Expectorationen. Nun sind wir keineswegs so einseitig oder engherzig, zu verlangen, daß alle Leute, die sich einmal in die modernen Studienpläne verliebt haben, alsogleich mit den Ansichten des Jesuiten-Generals übereinstimmen sollen: es wäre dieß sehr indiscret, und wenn ich auch Zeit und Raum hätte, würde ich mich doch mit Herrn Kelle deßhalb in keinen langen Disput einlassen; kann es aber jetzt in Ermanglung beider um so weniger. Aber Se. Excellenz hatte einmal den P. General um seine Ansichten befragt, wer kann es übel deuten, wenn er nach bestem Wissen und Gewissen denselben Ausdruck verlieh; auf jeden Fall wäre es die Pflicht unseres Geschichtschreibers gewesen, mit objectiver Ruhe die Ansichten des P. Generals zu widerlegen, und sich von leidenschaftlichen Uebertreibungen, Einseitigkeiten und geradezu falschen Darstellungen zu enthalten.

Zu letzteren rechne ich zunächst Alles, was er gegen die Ratio stud. vorbringt und alle seine dießbezüglichen vorausgehenden Beweise, denn diese haben wohl in den bisherigen Erörterungen ihre sattsame Würdigung gefunden, und glaube ich namentlich, sowohl durch unbestreitbare Thatsachen als durch ganz unverdächtige Zeugnisse bewiesen zu haben, daß mit der neuen Ratio stud., sobald sie nur im Geiste des Institutes verstanden wird, ein den Anforderungen und Bedürfnissen der Gegenwart entsprechender Unterricht gar wohl vereinbar sei: weßhalb ich diese Frage bis auf weitere Gegenbeweise von Seite des Herrn Doctors für abgethan erachte, und nur zu einzelnen Sätzen des pathetischen Kelle'schen Sermons kurze Bemerkungen machen will; indem ich vorläufig den Leser aufmerksam mache, daß ich alle die von Herrn Kelle angeführten Aussprüche des Uebersetzers der „Ratio et via etc." unter dem

*) S. 204—6 gibt Herr Kelle eine ziemlich genaue Statistik von der österreichisch-ungar. und der galizischen Provinz, dem Collegium in Feldkirch, ja, von der ganzen Societät, nur hätte er aus der Residenz in Prag kein Novizenhaus machen und das in Krain gelegene Repnie nicht nach Böhmen versetzen sollen. Für Acten und Statistiken scheint der Herr eine besondere Vorliebe zu haben, möchte er durch logisches Denken, bündige Beweisführung, durch Gewissenhaftigkeit in Anführung von Texten und Thatsachen sich ebenso sehr auszeichnen!

Titel: „Der Societät Jesu Lehr- und Erziehungsplan ꝛc.“ ignorire, nicht als ob ich sie nicht respectirte, sondern aus dem einfachen Grunde, weil der Uebersetzer kein Jesuit war, und seine Bemerkungen in der „Ratio et via” selbst nicht enthalten sind.

Wenn also Herr Kelle S. 212 sagt: „Die noch geltende Ratio stud. kennt keine grammatikalischen Studien“, so ist ein solcher Satz keiner Antwort werth, zumal der Herr Doctor selbst durch frühere Behauptungen (vgl. S. 640) und seine Declamationen über Alvarez und Gretser ihn unmöglich gemacht hat; wenn er hinzufügt: „daß die alten Schriftsteller auch jetzt noch nicht um ihrer selbst willen behandelt werden sollen,“ so ist die Antwort bereits S. 642 gegeben; der von Herrn Kelle (S. 214—A.) citirte Passus aus dem Schreiben des P. Generals an den österreichischen Unterrichtsminister ist durchaus kein Gallimathias; eher dürfte Herrn Kelle's und mancher anderer Leute Ansicht über die Aufgabe des Gymnasiums ein solcher sein; die übrigen Citate aus: „Der Societät ꝛc.“ und ungenannten Schriftstellern verdienen keine Rücksicht; wenn wiederum Herr Kelle aus den Worten des P. Generals: „Daß die Gesellschaft befugt sein muß, sich jener Schulbücher zu bedienen, die ihrer Verfassung angemessen sind, wie dieß auch schon im Jahre 1827 von der Regierung anerkannt worden sei,“ den Schluß zieht, daß „die Jesuiten nach den alten Lehrbüchern noch fernerhin unterrichten wollen,“ so ist dieses ein Fehlschluß. Die Jesuiten wollen Religion oder Moral gefährdende Bücher von ihren Schülern fern halten; solche könnten aber wohl manche Klassiker-Ausgaben, manche Lehrbücher der Geschichte, ja selbst der Religion sein; übrigens gebrauchen sie die in einem Lande eingeführten Bücher, wie sie in Oesterreich vor 1848 thaten und noch gegenwärtig thun. Aber nicht wahr ist die andere Behauptung des Herrn Doctors, daß die Jesuiten nicht eigene Lehrbücher verfaßt haben; in Belgien und Frankreich haben sie ihre eigenen Lehrbücher und Klassiker-Ausgaben; so war es wohl auch in Italien; (die griechische Chrestomathie habe ich kurz zuvor angeführt, das Lehrbuch der Philosophie von P. Dmowski [Rom 1840 mit 743 S. 8.] habe ich vor mir) und im Collegium zu Freiburg verfaßte ein deutscher Jesuit, P. H. Freudenfeld, in französischer Sprache das Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberste Klasse (Tableau Analytique de l'Histoire Universelle etc.), und Franz Rothenflue schrieb das „Lehrbuch der Philosophie“ (Lyon und Paris 1846) in lateinischer Sprache; W. Wilmers verfaßte in neuester Zeit ein „Handbuch der Religion für Studirende an höheren Lehranstalten ꝛc.“, das unlängst

in zweiter Auflage (Regensburg, Pustet) erschienen ist; in der österreichischen Provinz dürften Versuche eigene Lehrbücher herauszugeben unter den obwaltenden Verhältnissen wohl zu den Unmöglichkeiten gehören. Wenn ferner Herr Kelle (S. 218 A.) sich daran stößt, daß General Roothaan in seinem Rundschreiben von 1832 die Fortschritte der Philologie zu ignoriren scheint, so möge er sich nicht zu sehr ärgern: die Philologie hat, was die Erklärung der Klassiker und die Erforschung des klassischen Alterthums betrifft, ihr goldenes Zeitalter gehabt, die Zänkereien aber über die Aufgabe und Systematisirung derselben konnte der General mit Fug übergehen; auf die sprachvergleichende Philologie aber nahm er keine Rücksicht, weil er zunächst die Aufgabe des Gymnasiums im Auge hatte, wofür jene, um die Köpfe der jungen Leute nicht noch mehr zu verwirren, durchaus entbehrlich ist; unwahr ist aber die Behauptung des Herrn Doctors (S. 222), daß in dem Schreiben des Generals Beckx, an Se. Excell. Herrn Minister Thun „unwahre Behauptungen aufgestellt werden," und nicht bloß unwahr, sondern auch abgeschmackt sind die folgenden Phrasen: „Das also ist in den Augen der Jesuiten der normale Zustand, wenn der Staat die Gesellschaft in ihren Schulen ungehindert für den Papst und die Zwecke der Societät, nach Umständen sogar direct gegen den Staat wirken läßt 2c."

Nun läßt Herr Kelle vom P. General los und richtet seine Angriffe (S. 223—226) gegen den jetzigen Rector im Noviziathause zu St. Andrä, ehemaligen Provinzial, indem er einige Stellen aus dessen Schrift: „Das Wirken der Gesellschaft Jesu in der österreichischen Ordensprovinz 2c." (Regensburg, Manz 1861) kritisirt. Da nun der Rector zu St. Andrä zu den noch Lebenden zählt, so mag er selbst, wenn er es für nothwendig erachtet, seine Sätze Herrn Kelle gegenüber aufrecht halten.

Indeß glaube auch ich, daß sich ein Mittelweg ausfindig machen ließe, der hinsichtlich der angehenden Lehrer aus dem Orden einerseits der Regierung hinreichende Bürgschaft für deren Befähigung bieten, und andererseits die Ordensdisciplin nicht mit Lockerung bedrohen würde. Denn dieß ist wohl der eigentliche Grund, warum die Obern trotz so vieler und so großer Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, welche der Mangel des Oeffentlichkeitsrechtes mit sich bringt, dennoch bisher sich nicht dazu verstehen konnten, den künftigen Gymnasiallehrern den Besuch der Universität und die Ablegung des Staatsexamens zu gestatten. Ganz ungegründet ist nun allerdings diese Furcht nicht; welches von beiden Uebeln aber das größere sei, ist nicht meine Sache zu ent-

scheiden. Bei anderen Orden, welche in Oesterreich entweder einzelne Professoren an den öffentlichen Gymnasien, oder vollständige Lehranstalten an ihren Stiftern unterhalten, ist die Gefahr der Lockerung der Disciplin nicht so groß, weil jedes Stift unter seinen Vorgesetzten für sich allein da steht und deßhalb eine Uebersicht der Verhältnisse und Ueberwachung der Disciplin bei der verhältnißmäßig geringen Zahl der Lehrer leichter ist, als dieß in einer ganzen Ordensprovinz mit fünf Lehranstalten der Fall sein könnte.

Ganz unberechtigt sind daher die humanen Auslassungen Herrn Kelle's (S. 226), daß die Jesuitenlehrer nicht im Stande wären, ein Staatsexamen abzulegen (natürlich vor Professoren, deren Collegien sie nicht besucht haben); nicht dieß ist die Frage, sondern warum denn die Oberen es bedenklich finden, den zukünftigen Lehrern den Besuch der Universität zu gestatten, und ob denn dieser Besuch überhaupt unerläßlich nothwendig sei; oder ob nicht die häuslichen Studien, die nun einmal dem Orden eigenthümlich sind, so eingerichtet werden können, daß sie dem künftigen Lehrer eine entsprechende Ausbildung für seinen Beruf vermitteln und zugleich der Regierung hinreichende Garantie für einen erfolgreichen Unterricht bieten.

Wenn aber Herr Kelle (S. 226—27) sagt: „Von Geschichte, deutscher Sprache, Mathematik, Physik, von den Naturwissenschaften hören die jesuitischen Lehramts-Candidaten bis zur Uebernahme des Lehramtes aus Ordenszwecken jetzt ebenso wenig ein Wort wie im vorigen Jahrhundert," und diesen Vorwurf S. 228—29 wiederholt, so ist dieses vollends eine perfide Entstellung von Thatsachen, eine absichtliche Verleumdung; denn als Geschichtsschreiber mußte er doch wissen, daß in den zwei Jahrgängen der sogenannten Rhetorik neben der klassischen auch die deutsche Literatur docirt wird;*) daß dann die drei Jahrgänge der philosophischen Studien folgen, zu denen von jeher Mathematik und Physik gehörten: seit einer Reihe von Jahren werden aber auch Vorträge aus der Geschichte gehalten, und das Collegium in Preßburg besitzt eine bedeutende Naturalien-Sammlung,**) angelegt von

---

*) Literaturgeschichte, besonders nach Vilmar und Eichendorf; auch ist die dortige Bibliothek mit den trefflichsten in die antike und moderne Literatur einschlägigen Werken reichlich ausgestattet.

**) Auch treffliche Instrumente besitzt das Naturaliencabinet in Preßburg, z. B. eine chemische Wage mit $^1/_{1000}$ Gramm Genauigkeit, einen vollkommenen Löthrohrapparat im Werthe von 200 fl., ein Mikroskop von Plößl. Die mineralog. Sammlung enthält alle Ordnungen und Familien nebst den meisten einheimischen Arten,

chronologicae" und „Rationarium temporum"; als Lexikographen thaten sich hervor ein Greg. Cnapius (vgl. S. 472), ein Jak. Bayer (vgl. S. 469), ein Frz. Pomey („Magnum Dictionarium Latino-Germanicum et Germanico-Latinum." Augsb. 1785 — der erste Theil mit 1533 Seiten 8.), ein Frz. Wagner (vgl. S. 6); Brumoy machte sich durch sein großartiges Werk: „Theater der Griechen" (vgl. S. 287 und 471) hochverdient um das griechische Drama und Theaterwesen; in einem anderen philologischen Zweige, in der Numismatik, trat der österreichische Jesuit, Eras. Fröhlich, Bahn brechend auf (vgl. S. 549); nach ihm aber kam ein Epoche-Macher, Josef Eckhel, mit seinem gesetzgeberischen Werke: „Doctrina nummorum veterum" (vgl. S. 552).

Dieß möge genügen als Antwort auf die Herausforderung des Herrn Doctors. Wenn er aber weiter fortpoltert und behauptet, daß „unter allen Schriftstellern" (der Jesuiten) „nicht zwei Dutzend ein wahrhaft klassisches Latein geschrieben haben, und daß auch in dem einzig wissenschaftlichen Werke, welches sie seit ihrer Wiederherstellung mehr versprochen als wirklich geliefert haben," nämlich der Fortsetzung der Acta sanctorum, „die allbekannten jesuitischen Barbarismen und Solöcismen" und selbst „grammatische Fehler" sich finden, so mögen folgende Bemerkungen als Antwort darauf dienen.

1. Der Herr Doctor gibt also zu, daß etwa 18—20 jesuitische Schriftsteller „ein wahrhaft klassisches Latein" (also in der Sprache Cicero's oder Cäsar's) „geschrieben haben." Ich bin nun gar nicht in der Lage, hierüber bestimmte Auskunft zu geben, und auch Herr Kelle schreibt dieß, weiß der liebe Gott, wem auf's Gerathewohl nach; aber der Herr Doctor möge zusehen, ob er nicht bereits zu viel zugestanden hat; die Jesuiten brauchen sich wenigstens mit dieser Zahl nicht zu schämen; denn die Schriftsteller, die „ein wahrhaft klassisches Latein" schrieben, waren von jeher und überall sehr dünn gesäet; und glaube der Herr Doctor ja nicht, daß all' die großen Philologen in Deutschland, oder anderswo, „ein wahrhaft klassisches Latein" schrieben. Einer der größten deutschen Philologen der Neuzeit war Chr. Gottlieb Heyne; von seinem Hauptwerk: „P. Virg. Maronis Opera" veranstaltete E. C. Wunderlich eine neue Auflage (Leipzig 1828): man lese nun, was Wunderlich in der Einleitung dazu („Epistola ad Heerenium etc.") von Heyne's Latinität bemerkt, obgleich er sie gegen die Angriffe Anderer in Schutz nimmt, auch nicht zugeben will, daß Gesner, ein ebenfalls hochgefeierter Philolog, ein besseres Latein als Heyne geschrieben habe, und zu diesem Ende folgende grammatisch fehlerhafte Stelle aus Gesner's Schriften

anführt: Petierat Aeschines, ut vel plane non audiatur Demosthenes, vel, si omnino audire illum placeat, ut certe cogatur intra formulam quasi manere." Wunderlich führt aber auch überhaupt Klage, daß die neuere Zeit lateinische Werke in gemeiner und ungebildeter Sprache („sordida et horrida oratione") zu Tage gefördert habe, und immerfort zu Tage fördere, da die Professoren der schönen Wissenschaften in der Regel Latein nicht verstehen („fere latine nesciunt"), und die Kritiker größtentheils selbst eifrig darauf hinarbeiten („naviter elaborent"), Muster schlechter Latinität zu liefern; er gedenke über diesen Unfug eine besondere Schrift herauszugeben. Aber auch unlateinische Constructionen oder Solöcismen, ja sogar Barbarismen, fand Wunderlich in Heyne's Latinität, und führt von beiden Beispiele an; so von Barbarismen die Wörter: Frumentosus, intempestuosus, racemulus, recriminor, vitisatio, luxuriantia; nichts zu sagen von poetischen Brocken, die Heyne in seine Prosa aufgenommen hatte, und nach denen als stilistischen Zierathen andere Philologen sogar begierig haschen.*) Kurz und gut, Wunderlich scheint unter den neueren Philologen nur Ruhnken und Ernesti die Ehre zuzuerkennen, „ein wahrhaft klassisches Latein geschrieben zu haben." Ich könnte meine Bemerkungen leicht weiter verfolgen; will aber nur noch den Herrn Doctor aufmerksam machen, daß es, wie aus dem Gesagten erhellt, nicht bloß jesuitische Solöcismen und Barbarismen gibt.

2. Ob sich bei den Fortsetzern der „Acta Sanctorum" Solöcismen und Barbarismen, und sogar Fehler gegen die Grammatik finden oder nicht, auch darüber kann ich keine bestimmte Auskunft geben; aber wenn selbst in den Schriften so berühmter Philologen, wie Heyne und Gesner waren, welche vermöge ihrer öffentlichen Stellung und des Berufes, welchem sie sich mit Vorliebe geweiht hatten, sich gewiß beflissen, „ein wahrhaft klassisches Latein" zu schreiben, dennoch grammatische Fehler sammt Solöcismen und Barbarismen sich finden, wer kann es den Fortsetzern der „Acta Sanctorum" verargen, wenn auch ihnen hin und wieder etwas Menschliches begegnet ist? Dabei bedenke man die großen und vielfachen Schwierigkeiten des Werkes, dem die Fortsetzer sich unterzogen haben; wie sie zunächst alle Aufmerksamkeit und Mühe auf Sammlung und kritische Sichtung des beinahe unermeßlichen und oft schwer zu entwirrenden Stoffes richten müssen: denn dieß ist ihre spe-

*) Gegen solchen Unfug eiferte schon Frz. Wagner in der oft genannten Instructio pr. (S. 232—34.)

cielle und wichtigste Aufgabe, nicht aber durch „ein wahrhaft klassisches Latein" zu glänzen. Uebrigens weiß ich nicht, ob Herr Kelle selbst jemals ein Specimen von seinem eigenen „wahrhaft klassischen Latein" abgelegt hat; der Umstand wenigstens, daß er sich eine so schöne Gelegenheit dazu, wie die Säcularfeier Sr. k. k. Majestät war, trotz erfolgter Einladung hat entgehen lassen, lägt den Verdacht nahe, daß ihm die Furcht vor Solöcismen und Barbarismen, oder auch vor grammatischen Fehlern den Versuch als zu gewagt erscheinen ließ.

3. Aber ist es denn wahr, was Herr Kellé behauptet, daß die Jesuiten seit ihrer Wiederherstellung außer der Fortsetzung der „Acta Sanctorum" kein einziges wissenschaftliches Werk zu Tage gefördert haben? Statt aller Antwort will ich nur einige Werke citiren, die in unserer Bibliothek sich befinden oder mir sonst dem Namen nach bekannt sind, Werke, die auch Herr Kelle als wissenschaftliche wird gelten lassen müssen. Dergleichen sind erstens folgende von den Jesuiten herausgegebene Zeitschriften: Die „Civiltà cattolica" in Italien, die „Études relig. etc." in Frankreich (Paris), die „Précis Historiques" in Belgien (Brüssel), die „Stimmen aus Maria-Laach" in Deutschland (Freiburg, Herder); ferner „Franc. X. Patricii ... De Evangeliis Libri Tres" (2 Quart-Bde.) auch in Freib. bei Herder herausg. 1853); „Elementa Matheseos" (3 Bde., das gesammte Gebiet der Mathematik umfassend, Rom 1853) und „Elementa physices mathematicae" (ebd. 1840), von And. Caraffa, Professor am römischen Collegium; die „Praelectiones Theologicae", von Perrone (9 Bände 8°) wurden oftmals aufgelegt, auch in Deutschland; die Moral-Werke von Gury und dessen Commentator Ballerini sind auch in Deutschland öfters aufgelegt worden; ich habe vor mir die 17. Auflage (Rom und Turin 1866); der deutsche Jesuit Franzelin hat in neuester Zeit seine in Rom gehaltenen dogmatischen Vorlesungen zu veröffentlichen begonnen; wer hat nicht von Angelo Secchi, Professor der Astronomie und Director der Sternwarte in Rom gehört? Seine ausgezeichneten astronomischen Beobachtungen an der Sonne und dem Monde, sowie die Erfindung verschiedener Instrumente, namentlich eines meteorologischen Autographen, welcher dem Künstler auf der Pariser Ausstellung einen großen Preis und die Ernennung zum Großkreuz der Ehrenlegion eintrug, verbreiteten seinen Namen in weiten Kreisen. Von seinen astronomischen Schriften nenne ich hier nur: „Il Sole" (deutsch übersetzt von Schellen, Braunschweig 1872), „Quadro fisico del Systema solare etc.", „Unita delle forze fisiche" (auf Kaiser Napoleons Befehl in's Fran-

zösische übersetzt); ein anderer Secchi (Peter) machte sich durch mehrere archäologische Schriften einen Namen; P. Marchi aber wurde durch seine archäologischen Forschungen in den Katakomben Roms und sein hierüber veröffentlichtes Werk: „Monumenti delle arti christiane primitive nella Metropoli del Christianesimo" (Roma 1844) weit über die Grenzen Italiens hinaus bekannt; Francesco de Vico, Secchi's würdiger Vorgänger an der Sternwarte des römischen Collegiums, verfaßte verschiedene Abhandlungen über Astronomie, beobachtete den Saturnring und die Flecken der Venus behufs der Bestimmung ihrer Rotation, entdeckte 1844—46 sechs Kometen, und veröffentlichte dabei noch mehrere kirchenmusikalische Compositionen; Taparelli erwies sich als großen philosophischen Denker in seinen zwei Werken: „Saggio del diritto naturale" und „Gli ordini rappresentativi"; im ersteren ging er seinen eigenen Weg in der Darstellung der Principien des Naturrechtes; Curci veröffentlichte „Il sopranaturale", „Contra Rosmini", „L'Internazionale"; Tongiorgi und Liberatore verfaßten treffliche philosophische Lehrbücher; letzterer auch ein größeres philosophisches Werk: „Della conoscenza intellettuale trattato di Matteo Liberatore" — in drei Bänden, von denen der zweite in's Deutsche übersetzt, in Mainz bei Kirchheim 1861 erschienen ist. Doch ich bin bereits zu lange bei den italienischen Schriftstellern verweilt, ohne ihre Zahl zu erschöpfen; und indem ich hinsichtlich der Schriftsteller aus anderen Ländern den Leser auf das Werk Cretineau-Joly's (T. 6, ch. 8.) verweise, wo er einige spärliche nur bis zum Jahre 1846 reichende Notizen findet,*) will ich nur noch einige wissenschaftliche Werke deutscher Jesuiten anführen.

*) Doch von den französischen Schriftstellern will ich wenigstens einen anführen, weil er in näherer Beziehung zu meiner Controverse mit Herrn Kelle steht; ich meine das Werk von A. M. Cahour: „Jesuiten, von einem Jesuiten" (deutsche Ausgabe von J. A. Ammann, Augsb. 1844). Cahour's Buch ist gegen die beiden Pariser Universitätsprofessoren Michelet und Quinet gerichtet, welche mit den unehrlichsten Waffen der Textverfälschung und Entstellung von Thatsachen im zuversichtlichen, stolzen Rabulistentone das Institut und die Ordensgeschichte angegriffen, dabei aber natürlich die Miene ehrlicher Leute und unparteiischer Geschichtsforscher, gerade wie Herr Kelle, angenommen hatten: „Ich kämpfe offen und redlich. Ich verlange, daß man nur solche Waffen gegen mich gebrauche," hatte Quinet erklärt. Nun denn — Cahour nahm die Herausforderung an; er wählte Quinet's Worte zu seinem Motto; prüfte im ersten Theile seines Buches die Citate, im zweiten die Thatsachen und zeigte die beiden Geschichtschreiber in ihrer wahren Gestalt, und sein Buch, von dem schon nach einem Monat eine neue Auflage veranstaltet werden mußte, ist ein merkwürdiges Document aus der neuesten

Hieher gehören: „Die Philosophie der Vorzeit," vertheidigt von Jos. Kleutgen" (Münster bei Theissing — zwei große Bände, jeder gegen 1000 Seiten), „Die Theologie der Vorzeit, vertheidigt von Jos. Kleutgen" (ebd. vier große Bände); von Kleutgen's kleineren Werken (6 Bändchen) sei hier erwähnt die Schrift: „Ueber die alten und neuen Schulen" (ebd. zweite vermehrte Auflage); „Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter rc.", von J. F. Damberger (15 umfangreiche Bände. Regensburg bei Pustet — 1850—1860) „Grundzüge der Beredtsamkeit rc.". von Nik. Schleiniger (Freiburg, Herder 3. Aufl.); ferner von demselben Verfasser: „Das kirchliche Predigtamt nach dem Beispiele und der Lehre der Heiligen und der größten kirchlichen Redner" (mit 779 S. — ebd.) und „Muster und Quellen des Predigers rc." (ebd. mit 652 S.); „Die apostolische Vollmacht des Papstes in Glaubensentscheidungen," von Fr. X. Weninger (Innsbruck — Rauch 1841); in neuester Zeit ist eine vermehrte Auflage in englischer und deutscher Sprache in Cincinnati (Nordamerika) und in Regensburg bei Pustet erschienen; „Institutiones philosophicae conscriptae a Vinc. Buczyński (Wien 1844 — Mechit. mit 562 S.); von demselben Verfasser: „Institutiones doctrinae Religionis, in quibus principia philosophica ad veritates Religionis applicantur" (ebd. 1842 — mit 294 S.); „Das Apostolat und Martyrium der Gesellschaft Jesu in Japan" — von G. Patiß (Wien 1863 — Mayer); „Das Hexämeron und die Geologie rc.," von Ath. Bosizio — Mainz, Kirchheim — 1865; „Schola Syriaca, complectens Chrestomathiam cum apparatu grammatico et Lexicon chrestomathiae accommandato et.," — von Joh. B. Wenig (Innsbruck — Wagner 1866), ferner: „Zur allgemeinen Charakteristik der Arabischen Poesie," und „Regulae de tono vocum Arabicarum exemplis illustratae etc." (ebd. 1870); von Nik. Nilles: „De Rationibus Festorum sacrat. Cordis Jesu et pur. Cordis Mariae e fontibus juris canonici erutis libri quatuor" (ebd. 2 Bände — 4 Auflage); von Jos. Jungmann: „Die Schönheit und die schöne Kunst rc." (ebd. 1866); ferner: „Das Gemüth und das Gefühlsvermögen der neuen Psychologie" (ebd. 1868); von Hugo Hurter: „Opuscula S. S. Patrum selecta ad usum praesertim studiosorum Theologiae edidit et commentariis auxit H. Hurter" (ebd.

Zeit, wie das Institut und die Geschichte des Ordens im Großen und Ganzen nur mit den Waffen der Lüge und Verleumdung bekämpft werden können, und dürfte dessen Lectüre dem Prager Professor, dessen Kampfweise jener der Pariser Professoren auf ein Haar gleicht, sehr zu empfehlen sein.

bereits 27 Bändchen); ferner: „Nomenclator literarius recentioris theologiae catholicae theologos exhibens etc." (ebd. 2 Bände); von F. Al. Stentrup: „Das Dogma von der zeitlichen Weltschöpfung gegenüber der natürlichen Erkenntniß ꝛc." (ebd. 1870); von Clemens Schrader: „De Triplici Ordine, Naturali, Praeternaturali et Supernaturali Commentarius" (Wien — Mayer — 1864); von eben demselben: „Der Papst und die modernen Ideen" (mehrere Hefte — ebd. 1864—67); „Theses theologicae in sieben Serien" und das Hauptwerk: „De unitate Romana Commentarius" (ebd. 2 Bände mit 700 S.); von Joh. Wieser: „Mensch und Thier ꝛc. mit Rücksicht auf die Darwinsche Descendenzenlehre" (Freib. Herder).

Dieß mag genügen, um jedem Leser klar zu machen, was von der Behauptung Herrn Kelle's zu halten sei.

Mit welchem Rechte sagt ferner Herr Kelle (S. 232): „Sie" (die Jesuiten) „scheuen die Oeffentlichkeit?" — Seite 243 citirt er selbst folgende Worte aus dem Schreiben des P. Generals Beckx an den österreichischen Unterrichtsminister: „Alle jene Männer, durch welche sich die hohe Regierung Kenntniß von dem Zustande der der Gesellschaft Jesu anvertrauten Anstalten zu verschaffen wünscht, sollen mit Ergebenheit und Zuvorkommenheit empfangen werden;" wenn er aber in diesen Worten nur einen feinen Hohn erkennt, und meint, die Oberen „werden freilich schon aus Klugheit dem Regierungs-Commissär nicht die Thüre weisen," übrigens aber sich um die Bemerkungen und Ausstellungen desselben sich ebenso wenig kümmern, wie im vorigen Jahrhundert, so ist dieß eine ebenso alberne als unehrliche Taktik: im Gegentheil sollte man meinen, mache dieselbe Klugheit schon im Interesse des Ordens den Oberen das entgegengesetzte Verfahren zur Pflicht; wie sich aber im vorigen Jahrhundert die Oberen gegen die Regierungs-Commissäre und k. k. Schulbehörden, oder vielmehr diese gegen jene benommen, habe ich bereits an mehreren Stellen (vgl. S. 427—28, 556—60, 664—66) nachzuweisen Gelegenheit gehabt.

Daß die Jesuiten die Oeffentlichkeit nicht scheuen, ergibt sich ferner aus den von Herrn Kelle (S. 242—43) angeführten Vereinbarungen zwischen der Regierung und den Oberen bei der Uebergabe des Gymnasiums in Feldkirch. Dem Regierungs-Commissär ward „die Besichtigung der ganzen Anstalt, namentlich die Einsicht in die in Gebrauch stehenden Lehrbücher und Lehrmittel" freigestellt, auch konnte er „nach seinem Wunsche Prüfungen vornehmen;" wenn aber der Regierungs-Commissär seine Wahrnehmungen und die bemerkten „Abweichungen von dem an den übrigen Gymnasien eingeführten Lehrgang" dem

Oberen nicht aber dem Lehrkörper darlegen sollte, so ward dadurch einerseits das Interesse der Schule oder das Recht der Beaufsichtigung auf Seite der Regierung nicht im mindesten gefährdet, und andererseits der Ordensdisciplin Rechnung getragen; daß dieser Grundsatz an und für sich — in abstracto — von der Regierung anerkannt werde, daran muß den Oberen allerdings gelegen sein, aber in der Praxis — in concreto — darf er, wie ich aus der Erfahrung weiß, nicht buchstäblich genommen werden, als sollte der Visitator mit den einzelnen Lehrern oder auch mit dem gesammten Lehrkörper in Gegenwart des Oberen sich gar nicht besprechen.

Daß die Jesuiten die **Oeffentlichkeit nicht scheuen**, ergibt sich vollends daraus, daß sie sich eine Oeffentlichkeit gefallen lassen, der sich die Lehrer an den Staatsgymnasien wohl nicht unterziehen möchten. die Jesuiten-Schüler werden an fremden Lehranstalten von fremden Professoren geprüft. Welch' große Rolle bei einem solchen Examen ein der bloße Zufall spielt, welch' mächtigen Einfluß das gegenseitige Nichtkennen, die augenblickliche Stimmung und andere Umstände immer mehr oder weniger sowohl auf die Examinatoren als auf die Examinanden haben, kann sich Jedermann leicht vorstellen. Vor etwa 15—18 Jahren handelte es sich darum, daß alle Gymnasial-Schüler eines Landes an dem Gymnasium der Landeshauptstadt das Maturitäts-Examen ablegen sollten; da wurden denn von allen Seiten Vorstellungen, Klagen und Remonstrationen laut, alle Gegengründe wurden in's Feld geführt, um die Unzulässigkeiten einer solchen Maßregel zu beweisen; Alles zugegeben: aber alle diese Unzulässigkeiten müssen sich die Jesuiten-Schüler gefallen lassen.

So weit also geht die Scheu der Jesuiten vor der Oeffentlichkeit.

Seite 233 zeigt sich Herr Kelle sehr entrüstet gegen die Dünkelhaftigkeit der zur Unwissenheit erzogenen Jesuiten, weil in der kurz vorher angeführten Schrift: „Das Wirken der Gesellschaft Jesu ꝛc." behauptet wird, daß die Aemuli, Decuriones, Concertationes und die Akademien aus psychologischen und pädagogischen Gründen auch heut zu Tage noch treffliche Hilfsmittel seien, den Fleiß und den Fortschritt der Schüler zu fördern; aber statt auf die Aufforderung: „Man möge uns Besseres und durch die Erfahrung Erprobteres bieten," eine Antwort zu geben, zieht der phrasenreiche Herr es vor, sich lächerlich zu machen, und erwiedert — Nichts.*)

*) Treffliche Hilfsmittel sind die genannten Uebungen immerhin; als solche hat sie auch der Gymnasialstudien-Director von Tirol in seinem Berichte an die

Statt aller Antwort macht der gewandte Polemiker eine Diversion, und beschuldigt den Verfasser, mit den Worten: „Es ist nicht pädagogisch, literas sanguine infundere, durch fortwährendes Strafen die Schüler zum Lernen zu zwingen,“ auf den österreichischen Organisations-Entwurf gezielt zu haben. Es ist dieß eine ganz unbegründete Verdächtigung, die dann unser Geschichtschreiber auf drei Seiten breitschlägt und mit zelotischen Phrasen über die Jesuiten-Moral würzt. Ich habe die fragliche Broschüre vor mir; Nichts im ganzen Zusammenhang berechtigt zu einer solchen Deutung; auch kannte der Verfasser gewiß in soweit den österreichischen Organisations-Entwurf, und dachte er wohl nur im Allgemeinen an die discrete und humane Behandlungsweise der Studirenden, welche nach der Ratio stud. von jeher auch in den Schulen der alten Societät befolgt wurde (vgl. S. 508) und an gewisse Orbile, dergleichen es immer und überall gegeben, die mit Bußen und Schlägen gleich zur Hand sind, um dadurch von den Schülern Fleiß zu erzwingen.

Indeß gab es auch in den Schulen der Societät einen Corrector; eine uralte, nicht von den Jesuiten herstammende Einrichtung. Wollen wir das Wort mit einem deutschen Ausdruck bezeichnen, so können wir etwa am füglichsten Zuchtmeister sagen; Herr Kelle übersetzt „Prügler,“ wahrscheinlich, weil er es liebt, wie ich schon anderswo bemerkt habe, mit Prügeln und Kolben auf die Jesuiten loszuschlagen; wie ihm wirklich gerade der Corrector wieder Gelegenheit bietet, gewaltige Schläge zu führen (S. 234 A.) und dabei eine Polemik anzuwenden, die jener der kurz zuvor genannten Pariser Professoren würdig zur Seite steht. Herr Kelle beruft sich auf die Ratio et via, freilich ohne Kapitel Artikel und Seitenzahl zu nennen, und ich berufe mich auf dieselbe Ratio et via, um ihm zu zeigen, daß er nicht bloß spottschlecht übersetzt, sondern auch wiederum den Text verstümmelt und interpolirt hat. Erstlich taugt das Wort „Prügler“ schon deßhalb nicht, weil nicht ein Prügel oder ein Stock, sondern die milderen Birkenreiser und auf sehr schonende Weise in Anwendung kamen („dummodo caveatur, ne alio quam virgarum instrumento; neve nisi parcissime omnino

---

Studien-Hofcommission erkannt (vgl. S. 686), und wenn Petit de Baroncourt an seine Regierung berichtete, daß die Schüler der 5. oder 6. Klasse an den Lehranstalten der italienischen Jesuiten den Schülern der 7. oder 8. Klasse an den königl. französischen Collegien gleichkommen, so hatten an solcher Ueberlegenheit die genannten Uebungen sicher nicht den geringsten Antheil. (Vgl. S. 683—85.)

(verbera) infligantur" — Kap. 6. A. 7. S. 260) und das nur im schlimmsten Falle, wenn alle anderen Correctionsmittel nicht verfingen und nur mit Zustimmung des Rectors („Ad extremum autem illud .... virgarum supplicium nisi conscio Superiore causamque approbante veniri nunquam debet" — ebd.), und zwar nach einer alten Verordnung des Generals Everard Merkurianus in der Regel nur sechs Streiche, nicht heftige, da sie nicht so sehr den Schmerz als die Zurechtweisung des Schuldigen bezwecken sollten („antiquam ordinationem P. N. Everhardi, vetantis plura senis infligi cui quam verbera .... atque ipsae rursus plagae ut moderatae sint semper; neque tam excrucient sontem, quam castigent praecipientis," (ebd. S. 264); jene Schüler aber, welche gegen die auch vom Präfecten verhängte Züchtigung sich sträubten, sollten entweder gezwungen werden, selbe zu erleiden, wenn es ohne Gefahr eines Scandals geschehen konnte („aut cogantur, si tuto possint"), oder falls dieß ohne Anstößigkeit nicht thunlich war — mit Erwachsenen nämlich — so wurden sie aus dem Gymnasium ausgeschlossen („aut si quando id indecore fieret — cum grandioribus videlicet — iis gymnasium nostrum interdicatur" — ebd. S. 261). Jedermann, der Latein versteht, sieht, daß hier das Adverb — tuto — im Gegensatz zu — indecore — steht; und wie letzteres von einer Handlung gebraucht wird, die in unziemlicher, anstößiger, in einer mit einem ärgerlichen Auftritt verbundenen Weise geschieht, so — tuto — im entgegengesetzten Sinn von einer Handlung gebraucht werde, welche ohne Besorgniß eines solchen Auftrittes vorgenommen wird, so daß an unserer Stelle statt tuto geradezu decore (= in anständiger Weise) stehen könnte. Die Kleineren, von denen unziemliche Auftritte nicht zu besorgen waren („tuto"), mußten die Strafe auch wider Willen ausstehen und wurden nicht entlassen; im Gegensatz dazu wurden Erwachsene („cum grandioribus"), wenn sie sich nicht freiwillig der Buße unterzogen und Störung der Ordnung und des Anstandes („indecore") befürchten ließen, entlassen.

An dieser Stelle gestattet sich also unser Geschichtschreiber die zweckdienliche Freiheit, den Text doppelt zu fälschen. Erstens unterdrückt er die disjunctiven Sätze mit — entweder — oder (aut — aut), und sagt nur, daß die Widerspenstigen sollten „gezwungen werden, die Strafe auszustehen," verschweigt es aber gänzlich, daß die erwachsenen Renitenten entlassen wurden; zweitens beim Worte — tuto — erlaubt er sich eine Interpolation des Originals, indem er übersetzt: „ohne

Gefahr für die Societät"; die Worte: „für die Societät"; sind ein barer boshafter Zusatz des Herrn Doctors.

Doch nicht genug; in derselben Anmerkung begegnen wir gleich wieder einer anderen Textverfälschung. „Das Vorrecht," sagt Herr Kelle, „geprügelt zu werden, genossen indeß überhaupt nur die armen," und sucht diese Behauptung wiederum durch eine Stelle aus der Ratio et via zu beweisen. Ich will den ganzen Passus sammt den Kelle'schen Fälschungen anführen; er findet sich ganz am Ende des 7. Artikels des 6. Kap. S. 269—70*) und lautet: „Schließlich möge der Lehrer, auf daß er das so eben dargelegte Verfahren beim Züchtigen und Zurechtweisen und die dabei zu beobachtende Mäßigung sorgfältiger befolge, immerfort bedenken, daß diejenigen, die er jetzt in einem schwachen Alter" (diese Worte gehen offenbar sowohl auf vornehme und reiche, als auch auf arme Kinder) „und vielleicht in einem niedrigen und verächtlichen Stande sieht" (diese Worte beziehen sich offenbar auf arme Kinder — „quorum infirmam nunc videat aetatem, et conditionem fortasse abjectam ac despicabilem" — beide Sätze zieht Herr Kelle zweckmäßig in die wenigen Worte zusammen, die nur von armen Kindern verstanden werden können: „welche er jetzt schwach und unbedeutend sieht"), „in kurzer Zeit zu Jünglingen und Männern heranwachsen und vielleicht .... zu Ansehen, Reichthum und Macht gelangen werden; um deren Gunst man sich wird bewerben, von deren Willen und Wink man einst wird abhängen müssen; und schon daraus ermesse er, wie er in allen seinen Worten und Handlungen Maß halten solle („ac vel inde metiatur, quem ponere modum dictis factisque conveniat." — Herr Kelle übersetzt: „daraus ermesse der Lehrer, welche Strafe, ob in Wort oder durch die That, anzuwenden sich schicke" — das ist nun wirklich eine spottschlechte Uebersetzung).

Wie nun der angeführte Passus beweisen soll, daß „nur die armen Kinder das Vorrecht genossen, geprügelt zu werden," wird Niemand ersehen; im Gegentheil erhellt daraus klar, daß sowohl hinsichtlich der reichen wie der armen Kinder dem Lehrer die Mahnung an's Herz gelegt wird, weder in den Gemüthern der einen noch in denen der anderen bittere Erinnerungen an allzu viele oder allzu strenge Strafen für das spätere Leben zurückzulassen; und ich fordere Herrn Kelle auf, aus der

*) Der ganze 7. Artikel handelt auf 14 Seiten von der Bestrafung und Zurechtweisung der Schuljugend; Besseres, als was da geboten wird, dürfte die neuere Pädagogik nicht bieten.

chronologicae" und „Rationarium temporum"; als Lexikographen thaten sich hervor ein Greg. Gnapius (vgl. S. 472), ein Jak. Bayer (vgl. S. 469), ein Frz. Pomey („Magnum Dictionarium Latino-Germanicum et Germanico-Latinum." Augsb. 1785 — der erste Theil mit 1533 Seiten 8.), ein Frz. Wagner (vgl. S. 6); Brumoy machte sich durch sein großartiges Werk: „Theater der Griechen" (vgl. S. 287 und 471) hochverdient um das griechische Drama und Theaterwesen; in einem anderen philologischen Zweige, in der Numismatik, trat der österreichische Jesuit, Eras. Fröhlich, Bahn brechend auf (vgl. S. 549); nach ihm aber kam ein Epoche-Macher, Josef Eckhel, mit seinem gesetzgeberischen Werke: „Doctrina nummorum veterum" (vgl. S. 552).

Dieß möge genügen als Antwort auf die Herausforderung des Herrn Doctors. Wenn er aber weiter fortpoltert und behauptet, daß „unter allen Schriftstellern" (der Jesuiten) „nicht zwei Dutzend ein wahrhaft klassisches Latein geschrieben haben, und daß auch in dem einzig wissenschaftlichen Werke, welches sie seit ihrer Wiederherstellung mehr versprochen als wirklich geliefert haben," nämlich der Fortsetzung der Acta sanctorum, „die allbekannten jesuitischen Barbarismen und Solöcismen" und selbst „grammatische Fehler" sich finden, so mögen folgende Bemerkungen als Antwort darauf dienen.

1. Der Herr Doctor gibt also zu, daß etwa 18—20 jesuitische Schriftsteller „ein wahrhaft klassisches Latein" (also in der Sprache Cicero's oder Cäsar's) „geschrieben haben." Ich bin nun gar nicht in der Lage, hierüber bestimmte Auskunft zu geben, und auch Herr Kelle schreibt dieß, weiß der liebe Gott, wem auf's Gerathewohl nach; aber der Herr Doctor möge zusehen, ob er nicht bereits zu viel zugestanden hat; die Jesuiten brauchen sich wenigstens mit dieser Zahl nicht zu schämen; denn die Schriftsteller, die „ein wahrhaft klassisches Latein" schrieben, waren von jeher und überall sehr dünn gesäet; und glaube der Herr Doctor ja nicht, daß all' die großen Philologen in Deutschland, oder anderswo, „ein wahrhaft klassisches Latein" schrieben. Einer der größten deutschen Philologen der Neuzeit war Chr. Gottlieb Heyne; von seinem Hauptwerk: „P. Virg. Maronis Opera" veranstaltete E. C. Wunderlich eine neue Auflage (Leipzig 1828): man lese nun, was Wunderlich in der Einleitung dazu („Epistola ad Heerenium etc.") von Heyne's Latinität bemerkt, obgleich er sie gegen die Angriffe Anderer in Schutz nimmt, auch nicht zugeben will, daß Gesner, ein ebenfalls hochgefeierter Philolog, ein besseres Latein als Heyne geschrieben habe, und zu diesem Ende folgende grammatisch fehlerhafte Stelle aus Gesner's Schriften

anführt: Petierat Aeschines, ut vel plane non audiatur Demosthenes, vel, si omnino audire illum placeat, ut certe cogatur intra formulam quasi manere.” Wunderlich führt aber auch überhaupt Klage, daß die neuere Zeit lateinische Werke in gemeiner und ungebildeter Sprache („sordida et horrida oratione”) zu Tage gefördert habe, und immerfort zu Tage fördere, da die Professoren der schönen Wissenschaften in der Regel Latein nicht verstehen („fere latine nesciunt”), und die Kritiker größtentheils selbst eifrig darauf hinarbeiten („naviter elaborent”), Muster schlechter Latinität zu liefern; er gedenke über diesen Unfug eine besondere Schrift herauszugeben. Aber auch unlateinische Constructionen oder Solöcismen, ja sogar Barbarismen, fand Wunderlich in Heyne's Latinität, und führt von beiden Beispiele an; so von Barbarismen die Wörter: Frumentosus, intempestuosus, racemulus, recriminor, vitisatio, luxuriantia; nichts zu sagen von poetischen Brocken, die Heyne in seine Prosa aufgenommen hatte, und nach denen als stilistischen Zierathen andere Philologen sogar begierig haschen.*) Kurz und gut, Wunderlich scheint unter den neueren Philologen nur Ruhnken und Ernesti die Ehre zuzuerkennen, „ein wahrhaft klassisches Latein geschrieben zu haben.“ Ich könnte meine Bemerkungen leicht weiter verfolgen; will aber nur noch den Herrn Doctor aufmerksam machen, daß es, wie aus dem Gesagten erhellt, nicht bloß jesuitische Solöcismen und Barbarismen gibt.

2. Ob sich bei den Fortsetzern der „Acta Sanctorum” Solöcismen und Barbarismen, und sogar Fehler gegen die Grammatik finden oder nicht, auch darüber kann ich keine bestimmte Auskunft geben; aber wenn selbst in den Schriften so berühmter Philologen, wie Heyne und Gesner waren, welche vermöge ihrer öffentlichen Stellung und des Berufes, welchem sie sich mit Vorliebe geweiht hatten, sich gewiß beflissen, „ein wahrhaft klassisches Latein“ zu schreiben, dennoch grammatische Fehler sammt Solöcismen und Barbarismen sich finden, wer kann es den Fortsetzern der „Acta Sanctorum” verargen, wenn auch ihnen hin und wieder etwas Menschliches begegnet ist? Dabei bedenke man die großen und vielfachen Schwierigkeiten des Werkes, dem die Fortsetzer sich unterzogen haben; wie sie zunächst alle Aufmerksamkeit und Mühe auf Sammlung und kritische Sichtung des beinahe unermeßlichen und oft schwer zu entwirrenden Stoffes richten müssen: denn dieß ist ihre spe-

*) Gegen solchen Unfug eiferte schon Frz. Wagner in der oft genannten Instructio pr. (S. 232—34.)

cielle und wichtigste Aufgabe, nicht aber durch „ein wahrhaft klassisches Latein“ zu glänzen. Uebrigens weiß ich nicht, ob Herr Kelle selbst jemals ein Specimen von seinem eigenen „wahrhaft klassischen Latein“ abgelegt hat; der Umstand wenigstens, daß er sich eine so schöne Gelegenheit dazu, wie die Säcularfeier Sr. k. k. Majestät war, trotz erfolgter Einladung hat entgehen lassen, lägt den Verdacht nahe, daß ihm die Furcht vor Solöcismen und Barbarismen, oder auch vor grammatischen Fehlern den Versuch als zu gewagt erscheinen ließ.

3. Aber ist es denn wahr, was Herr Kellé behauptet, daß die Jesuiten seit ihrer Wiederherstellung außer der Fortsetzung der „Acta Sanctorum“ kein einziges wissenschaftliches Werk zu Tage gefördert haben? Statt aller Antwort will ich nur einige Werke citiren, die in unserer Bibliothek sich befinden oder mir sonst dem Namen nach bekannt sind, Werke, die auch Herr Kelle als wissenschaftliche wird gelten lassen müssen. Dergleichen sind erstens folgende von den Jesuiten herausgegebene Zeitschriften: Die „Civiltà cattolica“ in Italien, die „Études relig. etc.“ in Frankreich (Paris), die „Précis Historiques“ in Belgien (Brüssel), die „Stimmen aus Maria-Laach“ in Deutschland (Freiburg, Herder); ferner „Franc. X. Patricii ... De Evangeliis Libri Tres“ (2 Quart-Bde.) auch in Freib. bei Herder herausg. 1853); „Elementa Matheseos“ (3 Bde., das gesammte Gebiet der Mathematik umfassend, Rom 1853) und „Elementa physices mathematicae“ (ebd. 1840), von And. Caraffa, Professor am römischen Collegium; die „Praelectiones Theologicae“, von Perrone (9 Bände 8°) wurden oftmals aufgelegt, auch in Deutschland; die Moral-Werke von Gury und dessen Commentator Ballerini sind auch in Deutschland öfters aufgelegt worden; ich habe vor mir die 17. Auflage (Rom und Turin 1866); der deutsche Jesuit Franzelin hat in neuester Zeit seine in Rom gehaltenen dogmatischen Vorlesungen zu veröffentlichen begonnen; wer hat nicht von Angelo Secchi, Professor der Astronomie und Director der Sternwarte in Rom gehört? Seine ausgezeichneten astronomischen Beobachtungen an der Sonne und dem Monde, sowie die Erfindung verschiedener Instrumente, namentlich eines meteorologischen Autographen, welcher dem Künstler auf der Pariser Ausstellung einen großen Preis und die Ernennung zum Großkreuz der Ehrenlegion eintrug, verbreiteten seinen Namen in weiten Kreisen. Von seinen astronomischen Schriften nenne ich hier nur: „Il Sole“ (deutsch übersetzt von Schellen, Braunschweig 1872), „Quadro fisico del Systema solare etc.“, „Unita delle forze fisiche“ (auf Kaiser Napoleons Befehl in's Fran-

zösische übersetzt); ein anderer Secchi (Peter) machte sich durch mehrere archäologische Schriften einen Namen; P. Marchi aber wurde durch seine archäologischen Forschungen in den Katakomben Roms und sein hierüber veröffentlichtes Werk: „Monumenti delle arti christiane primitive nella Metropoli del Christianesimo" (Roma 1844) weit über die Grenzen Italiens hinaus bekennt; Francesco de Vico, Secchi's würdiger Vorgänger an der Sternwarte des römischen Collegiums, verfaßte verschiedene Abhandlungen über Astronomie, beobachtete den Saturnring und die Flecken der Venus behufs der Bestimmung ihrer Rotation, entdeckte 1844—46 sechs Kometen, und veröffentlichte dabei noch mehrere kirchenmusikalische Compositionen; Taparelli erwies sich als großen philosophischen Denker in seinen zwei Werken: „Saggio del diritto naturale" und „Gli ordini rappresentativi"; im ersteren ging er seinen eigenen Weg in der Darstellung der Principien des Naturrechtes; Curci veröffentlichte „Il sopranaturale", „Contra Rosmini", „L'Internazionale"; Tongiorgi und Liberatore verfaßten treffliche philosophische Lehrbücher; letzterer auch ein größeres philosophisches Werk: „Della conoscenza intellettuale trattato di Matteo Liberatore" — in drei Bänden, von denen der zweite in's Deutsche übersetzt, in Mainz bei Kirchheim 1861 erschienen ist. Doch ich bin bereits zu lange bei den italienischen Schriftstellern verweilt, ohne ihre Zahl zu erschöpfen; und indem ich hinsichtlich der Schriftsteller aus anderen Ländern den Leser auf das Werk Cretineau-Joly's (T. 6, ch. 8.) verweise, wo er einige spärliche nur bis zum Jahre 1846 reichende Notizen findet,*) will ich nur noch einige wissenschaftliche Werke deutscher Jesuiten anführen.

---

*) Doch von den französischen Schriftstellern will ich wenigstens einen anführen, weil er in näherer Beziehung zu meiner Controverse mit Herrn Kelle steht; ich meine das Werk von A. M. Cahour: „Jesuiten, von einem Jesuiten" (deutsche Ausgabe von J. A. Ammann, Augsb. 1844). Cahour's Buch ist gegen die beiden Pariser Universitätsprofessoren Michelet und Quinet gerichtet, welche mit den unehrlichsten Waffen der Textverfälschung und Entstellung von Thatsachen im zuversichtlichen, stolzen Rabulistentone das Institut und die Ordensgeschichte angegriffen, dabei aber natürlich die Miene ehrlicher Leute und unparteiischer Geschichtsforscher, gerade wie Herr Kelle, angenommen hatten: „Ich kämpfe offen und redlich. Ich verlange, daß man nur solche Waffen gegen mich gebrauche," hatte Quinet erklärt. Nun denn — Cahour nahm die Herausforderung an; er wählte Quinet's Worte zu seinem Motto; prüfte im ersten Theile seines Buches die Citate, im zweiten die Thatsachen und zeigte die beiden Geschichtschreiber in ihrer wahren Gestalt, und sein Buch, von dem schon nach einem Monat eine neue Auflage veranstaltet werden mußte, ist ein merkwürdiges Document aus der neuesten

Hieher gehören: „Die Philosophie der Vorzeit," vertheidigt von Josef Kleutgen" (Münster bei Theissing — zwei große Bände, jeder gegen 1000 Seiten), „Die Theologie der Vorzeit, vertheidigt von Josef Kleutgen" (ebd. vier große Bände); von Kleutgen's kleineren Werken (6 Bändchen) sei hier erwähnt die Schrift: „Ueber die alten und neuen Schulen" (ebd. zweite vermehrte Auflage); „Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter 2c.",. von J. F. Damberger (15 umfangreiche Bände. Regensburg bei Pustet — 1850—1860); „Grundzüge der Beredtsamkeit 2c.". von Nik. Schleiniger (Freiburg, Herder 3. Aufl.); ferner von demselben Verfasser: „Das kirchliche Predigtamt nach dem Beispiele und der Lehre der Heiligen und der größten kirchlichen Redner" (mit 779 S. — ebd.) und „Muster und Quellen des Predigers 2c." (ebd. mit 652 S.); „Die apostolische Vollmacht des Papstes in Glaubensentscheidungen," von Fr. X. Weninger (Innsbruck — Rauch 1841); in neuester Zeit ist eine vermehrte Auflage in englischer und deutscher Sprache in Cincinnati (Nordamerika) und in Regensburg bei Pustet erschienen; „Institutiones philosophicae conscriptae a Vinc. Buczyński (Wien 1844 — Mechit. mit 562 S.); von demselben Verfasser: „Institutiones doctrinae Religionis, in quibus principia philosophica ad veritates Religionis applicantur" (ebd. 1842 — mit 294 S.); „Das Apostolat und Martyrium der Gesellschaft Jesu in Japan" — von G. Patiß (Wien 1863 — Mayer); „Das Hexämeron und die Geologie 2c.," von Ath. Bosizio — Mainz, Kirchheim — 1865; „Schola Syriaca, complectens Chrestomathiam cum apparatu grammatico et Lexicon chrestomathiae accommandato et.," — von Joh. B. Wenig (Innsbruck — Wagner 1866), ferner: „Zur allgemeinen Charakteristik der Arabischen Poesie," und „Regulae de tono vocum Arabicarum exemplis illustratae etc." (ebd. 1870); von Nik. Nilles: „De Rationibus Festorum sacrat. Cordis Jesu et pur. Cordis Mariae e fontibus juris canonici erutis libri quatuor" (ebd. 2 Bände — 4 Auflage); von Jos. Jungmann: „Die Schönheit und die schöne Kunst 2c." (ebd. 1866); ferner: „Das Gemüth und das Gefühlsvermögen der neuen Psychologie" (ebd. 1868); von Hugo Hurter: „Opuscula S. S. Patrum selecta ad usum praesertim studiosorum Theologiae edidit et commentariis auxit H. Hurter" (ebd.

Zeit, wie das Institut und die Geschichte des Ordens im Großen und Ganzen nur mit den Waffen der Lüge und Verleumdung bekämpft werden können, und dürfte dessen Lectüre dem Prager Professor, dessen Kampfweise jener der Pariser Professoren auf ein Haar gleicht, sehr zu empfehlen sein.

bereits 27 Bändchen); ferner: „Nomenclator literarius recentioris theologiae catholicae theologos exhibens etc." (ebd. 2 Bände); von F. Al. Stentrup: „Das Dogma von der zeitlichen Weltschöpfung gegenüber der natürlichen Erkenntniß ꝛc." (ebd. 1870); von Clemens Schrader: „De Triplici Ordine, Naturali, Praeternaturali et Supernaturali Commentarius" (Wien — Mayer — 1864); von eben demselben: „Der Papst und die modernen Ideen" (mehrere Hefte — ebd. 1864—67); „Theses theologicae in sieben Serien" und das Hauptwerk: „De unitate Romana Commentarius" (ebd. 2 Bände mit 700 S.); von Joh. Wieser: „Mensch und Thier ꝛc. mit Rücksicht auf die Darwinsche Descendenzenlehre" (Freib. Herder).

Dieß mag genügen, um jedem Leser klar zu machen, was von der Behauptung Herrn Kelle's zu halten sei.

Mit welchem Rechte sagt ferner Herr Kelle (S. 232): „Sie" (die Jesuiten) „scheuen die Oeffentlichkeit?" — Seite 243 citirt er selbst folgende Worte aus dem Schreiben des P. Generals Beckx an den österreichischen Unterrichtsminister: „Alle jene Männer, durch welche sich die hohe Regierung Kenntniß von dem Zustande der der Gesellschaft Jesu anvertrauten Anstalten zu verschaffen wünscht, sollen mit Ergebenheit und Zuvorkommenheit empfangen werden;" wenn er aber in diesen Worten nur einen feinen Hohn erkennt, und meint, die Oberen „werden freilich schon aus Klugheit dem Regierungs-Commissär nicht die Thüre weisen," übrigens aber sich um die Bemerkungen und Ausstellungen desselben sich ebenso wenig kümmern, wie im vorigen Jahrhundert, so ist dieß eine ebenso alberne als unehrliche Taktik: im Gegentheil sollte man meinen, mache dieselbe Klugheit schon im Interesse des Ordens den Oberen das entgegengesetzte Verfahren zur Pflicht; wie sich aber im vorigen Jahrhundert die Oberen gegen die Regierungs-Commissäre und k. k. Schulbehörden, oder vielmehr diese gegen jene benommen, habe ich bereits an mehreren Stellen (vgl. S. 427—28, 556—60, 664—66) nachzuweisen Gelegenheit gehabt.

Daß die Jesuiten die Oeffentlichkeit nicht scheuen, ergibt sich ferner aus den von Herrn Kelle (S. 242—43) angeführten Vereinbarungen zwischen der Regierung und den Oberen bei der Uebergabe des Gymnasiums in Feldkirch. Dem Regierungs-Commissär ward „die Besichtigung der ganzen Anstalt, namentlich die Einsicht in die in Gebrauch stehenden Lehrbücher und Lehrmittel" freigestellt, auch konnte er „nach seinem Wunsche Prüfungen vornehmen;" wenn aber der Regierungs-Commissär seine Wahrnehmungen und die bemerkten „Abweichungen von dem an den übrigen Gymnasien eingeführten Lehrgang" dem

Oberen nicht aber dem Lehrkörper darlegen sollte, so ward dadurch einerseits das Interesse der Schule oder das Recht der Beaufsichtigung auf Seite der Regierung nicht im mindesten gefährdet, und andererseits der Ordensdisciplin Rechnung getragen; daß dieser Grundsatz an und für sich — in abstracto — von der Regierung anerkannt werde, daran muß den Oberen allerdings gelegen sein, aber in der Praxis — in concreto — darf er, wie ich aus der Erfahrung weiß, nicht buchstäblich genommen werden, als sollte der Visitator mit den einzelnen Lehrern oder auch mit dem gesammten Lehrkörper in Gegenwart des Oberen sich gar nicht besprechen.

Daß die Jesuiten die Oeffentlichkeit nicht scheuen, ergibt sich vollends daraus, daß sie sich eine Oeffentlichkeit gefallen lassen, der sich die Lehrer an den Staatsgymnasien wohl nicht unterziehen möchten: die Jesuiten-Schüler werden an fremden Lehranstalten von fremden Professoren geprüft. Welch' große Rolle bei einem solchen Examen oft der bloße Zufall spielt, welch' mächtigen Einfluß das gegenseitige Nichtkennen, die augenblickliche Stimmung und andere Umstände immer mehr oder weniger sowohl auf die Examinatoren als auf die Examinanden haben, kann sich Jedermann leicht vorstellen. Vor etwa 15—18 Jahren handelte es sich darum, daß alle Gymnasial-Schüler eines Landes an dem Gymnasium der Landeshauptstadt das Maturitäts-Examen ablegen sollten; da wurden denn von allen Seiten Vorstellungen, Klagen und Remonstrationen laut, alle Gegengründe wurden in's Feld geführt, um die Unzulässigkeiten einer solchen Maßregel zu beweisen; Alles zugegeben: aber alle diese Unzulässigkeiten müssen sich die Jesuiten-Schüler gefallen lassen.

So weit also geht die Scheu der Jesuiten vor der Oeffentlichkeit.

Seite 233 zeigt sich Herr Kelle sehr entrüstet gegen die Dünkelhaftigkeit der zur Unwissenheit erzogenen Jesuiten, weil in der kurz vorher angeführten Schrift: „Das Wirken der Gesellschaft Jesu ꝛc." behauptet wird, daß die Aemuli, Decuriones, Concertationes und die Akademien aus psychologischen und pädagogischen Gründen auch heut zu Tage noch treffliche Hilfsmittel seien, den Fleiß und den Fortschritt der Schüler zu fördern; aber statt auf die Aufforderung: „Man möge uns Besseres und durch die Erfahrung Erprobteres bieten," eine Antwort zu geben, zieht der phrasenreiche Herr es vor, sich lächerlich zu machen, und erwiedert — Nichts.*)

---

*) Treffliche Hilfsmittel sind die genannten Uebungen immerhin; als solche hat sie auch der Gymnasialstudien-Director von Tirol in seinem Berichte an die

Statt aller Antwort macht der gewandte Polemiker eine Diversion, und beschuldigt den Verfasser, mit den Worten: „Es ist nicht pädagogisch, literas sanguine infundere, durch fortwährendes Strafen die Schüler zum Lernen zu zwingen," auf den österreichischen Organisations-Entwurf gezielt zu haben. Es ist dieß eine ganz unbegründete Verdächtigung, die dann unser Geschichtschreiber auf drei Seiten breitschlägt und mit zelotischen Phrasen über die Jesuiten-Moral würzt. Ich habe die fragliche Broschüre vor mir; Nichts im ganzen Zusammenhang berechtigt zu einer solchen Deutung; auch kannte der Verfasser gewiß in soweit den österreichischen Organisations-Entwurf, und dachte er wohl nur im Allgemeinen an die discrete und humane Behandlungsweise der Studirenden, welche nach der Ratio stud. von jeher auch in den Schulen der alten Societät befolgt wurde (vgl. S. 508) und an gewisse Orbile, dergleichen es immer und überall gegeben, die mit Bußen und Schlägen gleich zur Hand sind, um dadurch von den Schülern Fleiß zu erzwingen.

Indeß gab es auch in den Schulen der Societät einen Corrector; eine uralte, nicht von den Jesuiten herstammende Einrichtung. Wollen wir das Wort mit einem deutschen Ausdruck bezeichnen, so können wir etwa am füglichsten Zuchtmeister sagen; Herr Kelle übersetzt „Prügler," wahrscheinlich, weil er es liebt, wie ich schon anderswo bemerkt habe, mit Prügeln und Kolben auf die Jesuiten loszuschlagen; wie ihm wirklich gerade der Corrector wieder Gelegenheit bietet, gewaltige Schläge zu führen (S. 234 A.) und dabei eine Polemik anzuwenden, die jener der kurz zuvor genannten Pariser Professoren würdig zur Seite steht. Herr Kelle beruft sich auf die Ratio et via, freilich ohne Kapitel Artikel und Seitenzahl zu nennen, und ich berufe mich auf dieselbe Ratio et via, um ihm zu zeigen, daß er nicht bloß spottschlecht übersetzt, sondern auch wiederum den Text verstümmelt und interpolirt hat. Erstlich taugt das Wort „Prügler" schon deßhalb nicht, weil nicht ein Prügel oder ein Stock, sondern die milderen Birkenreiser und auf sehr schonende Weise in Anwendung kamen („dummodo caveatur, ne alio quam virgarum instrumento; neve nisi parcissime omnino

---

Studien-Hofcommission erkannt (vgl. S. 686), und wenn Petit de Baroncourt an seine Regierung berichtete, daß die Schüler der 5. oder 6. Klasse an den Lehranstalten der italienischen Jesuiten den Schülern der 7. oder 8. Klasse an den königl. französischen Collegien gleichkommen, so hatten an solcher Ueberlegenheit die genannten Uebungen sicher nicht den geringsten Antheil. (Vgl. S. 683—85.)

(verbera) infligantur" — Kap. 6. N. 7. S. 260) und das nur im schlimmsten Falle, wenn alle anderen Correctionsmittel nicht verfingen und nur mit Zustimmung des Rectors („Ad extremum autem illud .... virgarum supplicium nisi conscio Superiore causamque approbante veniri nunquam debet" — ebd.), und zwar nach einer alten Verordnung des Generals Everard Merkurianus in der Regel nur sechs Streiche, nicht heftige, da sie nicht so sehr den Schmerz, als die Zurechtweisung des Schuldigen bezwecken sollten („antiquam ordinationem P. N. Everhardi, vetantis plura senis infligi cuiquam verbera .... atque ipsae rursus plagae ut moderatae sint semper; neque tam excrucient sontem, quam castigent praecipientis," (ebd. S. 264); jene Schüler aber, welche gegen die auch vom Präfecten verhängte Züchtigung sich sträubten, sollten entweder gezwungen werden, selbe zu erleiden, wenn es ohne Gefahr eines Scandals geschehen konnte („aut cogantur, si tuto possint"), oder falls dieß ohne Anstößigkeit nicht thunlich war — mit Erwachsenen nämlich — so wurden sie aus dem Gymnasium ausgeschlossen („aut si quando id indecore fieret — cum grandioribus videlicet — iis gymnasium nostrum interdicatur" — ebd. S. 261). Jedermann, der Latein versteht, sieht, daß hier das Adverb — tuto — im Gegensatz zu — indecore — steht; und wie letzteres von einer Handlung gebraucht wird, die in unziemlicher, anstößiger, in einer mit einem ärgerlichen Auftritt verbundenen Weise geschieht, so — tuto — im entgegengesetzten Sinn von einer Handlung gebraucht werde, welche ohne Besorgniß eines solchen Auftrittes vorgenommen wird, so daß an unserer Stelle statt tuto geradezu decore (= in anständiger Weise) stehen könnte. Die Kleineren, von denen unziemliche Auftritte nicht zu besorgen waren („tuto"), mußten die Strafe auch wider Willen ausstehen und wurden nicht entlassen; im Gegensatz dazu wurden Erwachsene („cum grandioribus"), wenn sie sich nicht freiwillig der Buße unterzogen und Störung der Ordnung und des Anstandes („indecore") befürchten ließen, entlassen.

An dieser Stelle gestattet sich also unser Geschichtschreiber die zweckdienliche Freiheit, den Text doppelt zu fälschen. Erstens unterdrückt er die disjunctiven Sätze mit — entweder — oder (aut — aut), und sagt nur, daß die Widerspenstigen sollten „gezwungen werden, die Strafe auszustehen," verschweigt es aber gänzlich, daß die erwachsenen Renitenten entlassen wurden; zweitens beim Worte — tuto — erlaubt er sich eine Interpolation des Originals, indem er übersetzt: „ohne

Gefahr für die Societät"; die Worte: „für die Societät"; sind ein barer boshafter Zusatz des Herrn Doctors.

Doch nicht genug; in derselben Anmerkung begegnen wir gleich wieder einer anderen Textverfälschung. „Das Vorrecht," sagt Herr Kelle, „geprügelt zu werden, genossen indeß überhaupt nur die armen," und sucht diese Behauptung wiederum durch eine Stelle aus der Ratio et via zu beweisen. Ich will den ganzen Passus sammt den Kelle'schen Fälschungen anführen; er findet sich ganz am Ende des 7. Artikels des 6. Kap. S. 269—70*) und lautet: „Schließlich möge der Lehrer, auf daß er das so eben dargelegte Verfahren beim Züchtigen und Zurechtweisen und die dabei zu beobachtende Mäßigung sorgfältiger befolge, immerfort bedenken, daß diejenigen, die er jetzt in einem schwachen Alter" (diese Worte gehen offenbar sowohl auf vornehme und reiche, als auch auf arme Kinder) „und vielleicht in einem niedrigen und verächtlichen Stande sieht" (diese Worte beziehen sich offenbar auf arme Kinder — „quorum infirmam nunc videat aetatem, et conditionem fortasse abjectam ac despicabilem" — beide Sätze zieht Herr Kelle zweckmäßig in die wenigen Worte zusammen, die nur von armen Kindern verstanden werden können: „welche er jetzt schwach und unbedeutend sieht"), „in kurzer Zeit zu Jünglingen und Männern heranwachsen und vielleicht .... zu Ansehen, Reichthum und Macht gelangen werden; um deren Gunst man sich wird bewerben, von deren Willen und Wink man einst wird abhängen müssen; und schon daraus ermesse er, wie er in allen seinen Worten und Handlungen Maß halten solle („ac vel inde metiatur, quem ponere modum dictis factisque conveniat." — Herr Kelle übersetzt: „daraus ermesse der Lehrer, welche Strafe, ob in Wort oder durch die That, anzuwenden sich schicke" — das ist nun wirklich eine spottschlechte Uebersetzung).

Wie nun der angeführte Passus beweisen soll, daß „nur die armen Kinder das Vorrecht genossen, geprügelt zu werden," wird Niemand ersehen; im Gegentheil erhellt daraus klar, daß sowohl hinsichtlich der reichen wie der armen Kinder dem Lehrer die Mahnung an's Herz gelegt wird, weder in den Gemüthern der einen noch in denen der anderen bittere Erinnerungen an allzu viele oder allzu strenge Strafen für das spätere Leben zurückzulassen; und ich fordere Herrn Kelle auf, aus der

*) Der ganze 7. Artikel handelt auf 14 Seiten von der Bestrafung und Zurechtweisung der Schuljugend; Besseres, als was da geboten wird, dürfte die neuere Pädagogik nicht bieten.

Ratio et via oder aus dem Institut zu beweisen, daß hinsichtlich der Strafen in den Schulen der Societät zwischen armen und reichen Kindern ein Unterschied gemacht wurde.

P. Schmidl aber, der Geschichtschreiber der böhmischen Provinz, erzählt im ersten Theile seines Werkes ein Factum, das in gar trefflicher Weise das Gesagte beleuchtet. Er berichtet nämlich, daß in Prag der Corrector bald abgeschafft werden mußte, weil Eltern sich beklagten, daß ihre Söhne von einem ganz gemeinen Menschen*) gezüchtiget werden, und nur zugeben wollten, daß dieß vom Lehrer selbst geschehe.**) Diese Eltern nun, welche Klage führten, waren gewiß nicht gemeine Leute, sondern offenbar Personen aus den höheren Ständen; daraus geht aber deutlich hervor, daß auch die Kinder reicher und vornehmer Eltern die Birkenreiser zu kosten bekamen, und daß auch der Corrector zu den Dingen gehört, die man in der Societät nach Umständen beibehalten oder abschaffen kann.***)

Uebrigens, wie bereits bemerkt, war der Corrector keine jesuitische Erfindung, sondern die Jesuiten folgten hierin nur der allgemeinen, aus uralter Zeit stammenden Sitte; wie ja auch noch heut zu Tage in Englands Schulen der Corrector sein Respect gebietendes Amt versieht; und jener englische Dichter spricht die bare Wahrheit, wenn er in einem Liede an die Birken singt, daß sie, als er ein Etonknabe war, manchmal sein Blut getrunken haben. (Vgl. zwei Abhandlungen Gymnasialstudien von Jos. Arneth S. 195—96.)

Warum aber überhaupt der bibelfeste Herr Doctor gegen körperliche Züchtigung der Schuljugend eifert, ist nicht leicht einzusehen; er weiß doch gewiß, was der H. Geist durch den Mund des weisen Mannes spricht: „Wer die Ruthe spart, hasset seinen Sohn.“ (Sprüche Sal. Kap. 13. V. 24.)

Seite 242—45 bringt Herr Kelle die Bestimmungen, welche bei der Uebergabe des Gymnasiums in Feldkirch an die Societät zwischen

---

*) Der Corrector darf nach dem Institut nie ein Mitglied der Societät, auch nicht ein Laienbruder sein.

**) „Corrector externus more Romano Pragae constitutus mox debebat removeri, quia parentes conquesti sunt, suos filios a vilissimo homine plecti, et pueros nonnisi a suis magistris caedi passi sunt.“

***) Warum aber und in welchem Sinne die Societät um die Gunst einflußreicher und hochgestellter Personen sich bewerben soll, habe ich, durch die hämischen Darstellungen und die schmachvolle Textverstümmelung des Herrn Doctors genöthigt, bereits S. 351—53 aus dem Institute selbst nachgewiesen.

der Regierung und den Ordensoberen waren vereinbart worden. Hinsichtlich des Lehrplanes, erklärten die Jesuiten, „wird die Gesellschaft Jesu in der Anwendung des in ihrer Ratio studiorum vorgeschriebenen Verfahrens mit der Bedingung nicht behindert, daß in jeder Klasse des Gymnasiums jenes Bildungsziel erreicht wird, welches die gesetzlichen Bestimmungen jeder Klasse der öffentlichen Gymnasien vorzeichnen.“ Da haben wir denn eine authentische Erklärung, daß die neue Ratio stud. mit dem österreichischen Lehrplan wohl vereinbar sei und für die Erreichung des jeder Klasse vorgezeichneten Bildungsgrades kein Hinderniß sei; was wird denn aber da aus all den Declamationen des Herrn Doctors gegen die Rat. stud.? Erscheinen sie nicht gegenstandslos? lächerlich? Wahrlich, die beste Antwort darauf hat er selbst mit der Anführung dieser Erklärung gegeben. Oder haben etwa die Jesuiten ihr Versprechen nicht gehalten? Aber der k. k. Schulrath und Visitator bezeugte der Anstalt fortwährend seine Zufriedenheit; die veröffentlichten Programme standen auf der Höhe der Zeit; im In- und Auslande erfreute sich das Gymnasium eines großen Zutrauens; die Schülerzahl betrug im Durchschnitt 400*) (ungefähr 200 Externe und ebenso viele Pensionäre); solche Thatsachen sind doch wahrlich ehrenvolle Zeugnisse.

Wenn wir nun all das bisher Gesagte zusammenfassen, so dürften wir wohl doch trotz aller Sophistereien und pathetischen Proteste des Herrn Doctors zum Schlusse berechtigt sein, daß P. General Beckx in seinem Schreiben an Se. Excellenz, Minister Thun, immerhin mit gutem Fug behaupten konnte, daß sich der Societät „Lehr- und Erziehungsweise bis auf die Gegenwart als heilsam bewährt habe“. Als heilsam, und fügen wir hinzu, als den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend, hat sie sich nach dem Zeugnisse Petit de Baroncourt in Italien bewährt, so auch im ehemaligen Collegium in Freiburg, wie die S. 679—82 gemachten Mittheilungen beweisen; dasselbe beweist der schon im Jahre 1838 vom Collegium in Brugelette veröffentlichte Studienplan; als solche bewährt sie sich noch heut zu Tage in den zahlreichen Lehranstalten, welche die Jesuiten in Belgien, in Frankreich, in England, in Canada und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika unterhalten; ihre Schulen stehen in all diesen Ländern unter keiner staatlichen Controle; aber die Jesuiten mit ihrer Ratio stud.

---

*) Wie hoch sich die Schüler-Frequenz in demselben Gymnasium gegenwärtig beläuft, wird unserem großen Statistiker wohl bekannt sein.

verstehen es, den Unterricht den Erfordernissen des Jahrhunderts zwar anzupassen, doch von zweckloser Ueberbürdung zu bewahren und erfreuen sich überall eines großen Zutrauens der Bevölkerung.

Und hiemit glaube ich, Herrn Kelle's Angriffe auf die Ratio stud., sowohl die alte als die neue, gehörig beleuchtet, und auch diese Frage zum Abschluß gebracht zu haben.*)

---

*) Doch kann ich es mir nicht versagen, den enthusiastischen Lobrednern der modernen überfüllten Studienpläne eine klassische Stelle aus der schon öfters genannten Schrift des protest. Subrectors von Uffenheim, Alb. Bischoff (vgl. S. 453) entgegenzuhalten, zumal diese Stelle zu dem Wunsche des P. Generals Beckx, den er in seinem Schreiben an den österreichischen Unterrichtsminister aussprach: „Die sogenannten Realien ihrer Zahl und ihrem Umfange nach zu beschränken" (Kelle S. 208), einen trefflichen Commentar bildet. Bischoff sagt: „Wie sich von selbst versteht, haben, da die Mängel und Gebrechen unserer Gelehrtenschulen nicht erst von gestern her sind, und sich daher auch schon seit längerer Zeit empfindlich gemacht haben, Viele sich bemüht, den Grund des Uebels zu entdecken und Mittel zur Heilung des kranken Körpers anzurathen. Da hat man denn diesen unsern Zustand mit demjenigen früherer Zeiten verglichen, und gefunden, daß es damals verhältnißmäßig besser ausgesehen hat. Wer dieß nicht glauben will, weil etwa in seiner Vaterstadt das Gymnasium vor 30 oder 40 Jahren schlechter gewesen sei, weil damals nicht so viele Lehrer an demselben angestellt waren, oder nicht so gelehrte, weil damals Dies und Jenes nicht getrieben worden sei, was heutzutage getrieben werde, oder gar, weil damals die Jugend nicht so viel geklagt habe über die Last, die man ihr zugemuthet, als heutzutage, wo man „von der Jugend so gar viel verlange" und wo „die Anforderungen immer größer werden," und was dergleichen Gründe mehr sind, — kurz, wer's nicht glauben will, daß im Großen und Ganzen die Gymnasien vor 30 bis 40 Jahren besser waren als gegenwärtig, der lese darüber Roth's nie genug anzuführende und anzuempfehlende Schriften, oder erwäge wenigstens, daß alle diejenigen Männer, die jetzt schon zu den Veteranen gehören und zu den Edelsten und Besten unseres Volkes zu zählen sind, daß alle diese, welche in jene staubigen, noch ganz nach der Zopfzeit riechenden Schulen gegangen sind, gewöhnlich weit mehr Lust und Liebe zu ihren Klassikern in den alten, oft schlechten Ausgaben gehabt haben, als unsere jungen Leute von heute und gestern, daß nicht bloß hie und da Einer, sondern sehr Viele ein, wo nicht elegantes, doch ganz honnettes Latein geschrieben, dabei auch in anderen Dingen, wie in der Geographie und Geschichte kaum ärmer als unsere heutige Jugend die Schule verlassen haben, und wohl meist heute noch mit Dank und Freude daran zurückdenken. Noch einige Jahrzehnte früher mag es nach den Erzählungen manches glaubwürdigen Mannes da und dort noch besser gewesen sein. Und wenn auch die Erinnerung hiebei Manches jetzt in einem schöneren Lichte sehen mag, so muß doch ganz gewiß etwas an der Sache sein, so daß man, wenn man sich auch sonst nicht gern entschließt zu einem laudator temporis acti zu werden, an der Richtigkeit dessen, was Viele so laut von den Fortschritten der neuesten Jahrzehnte auch in dieser Hinsicht rühmen, mindestens sehr irre werden

Auf die Beantwortung der letzten Frage aber, die in meinem Programm zum achten Kapitel steht, wie es nämlich um die wissenschaftliche Bildung und literarische Thätigkeit des Ordens zur Zeit seiner Aufhebung stand, muß ich aus Mangel an Raum ein- für allemal gänzlich verzichten; zumal auch die Sache selbst in keinem nothwendigen Zusammenhange mit meiner Aufgabe steht.

Was jedoch die österreichische und böhmische Provinz betrifft, so findet der Leser diese Frage bereits S. 250—70, und in den Partien, wo die einzelnen Unterrichtszweige — griechische und deutsche Sprache, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften und Philosophie — besprochen

---

muß. Aber ist's denn nicht ausgemacht, daß damals an vielen Schulen sehr mittelmäßige Lehrer waren? Allerdings. Aber trotzdem waren die Schulen besser. Jetzt sind vielfach die Lehrer besser, früher waren es die Schulen. Dies darf nach allen Zeugnissen im Durchschnitt als eine Thatsache angenommen werden, welche freilich für jetzt Manchem noch räthselhaft erscheinen mag, welche aber darum an ihrer Richtigkeit und Giltigkeit noch nichts verliert."

„Doch, was wir da sagen, ist nichts Neues; einsichtsvolle Schulmänner haben dasselbe längst gefühlt und ausgesprochen, und es hat sich nur gefragt: woher kommt das Uebel? und wie ist ihm abzuhelfen? Die Antwort hat ganz richtig gelautet: wir wollen zu Vieles leisten: non multa, sed multum, das muß wieder zum Grundsatz werden, nur davon ist eine Besserung zu hoffen. Vor 30 und 50 Jahren, um nicht zu sagen vor 100, war fast das Einzige, was gelehrt wurde, das Latein, darin wurde aber wirklich etwas geleistet; Griechisch wurde weniger getrieben (wiewohl die Jugend kaum weniger von den Schriftstellern kennen gelernt hat, als heutzutage); auf Mathematik, Geschichte und Geographie wurde noch weniger Gewicht gelegt (wiewohl zu vermuthen ist, daß auch hierin die Kenntnisse nicht viel geringer waren als heutzutage.) Sicher ist jedenfalls, daß etwas gelernt wurde, und das kam daher, daß der Unterricht eine Einheit hatte; der Lehrer wußte, was er solle, und der Knabe und Jüngling wußte, was er solle, und zwar ganz bestimmt; an dieser Einheit fehlt es uns." — Und was urtheilte Alexander v. Humboldt über den modernen Gymnasialunterricht? — „Sie theilen gewiß," äußerte er sich zu einem Lehrer, „mit mir die Ansicht, daß die jetzt beliebte Richtung einer geistigen Ueberfütterung, bei der man das Non multa sed multum ganz aus den Augen verliert, eine durchaus verwerfliche ist ..... Bei unserer jetzigen Beschulungsweise ... wird die geistige Selbstständigkeit und eine gediegene Ausprägung des Charakters fast unmöglich gemacht .... Die alte Schulmethode mag auch ihre Fehler gehabt haben, aber sie war naturhafter, sie machte eine selbstständige Entwickelung des Geistes möglich. Ich war 18 Jahre alt und konnte noch so gut wie gar nichts. Mein Lehrer glaubte auch nicht, daß es viel mit mir werden würde, und es hat doch noch so gut gethan. Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen." (Bei Ferd. Schnell: „Die Beschränkung des Schulunterrichtes ꝛc." — vgl. S. 659.)

werden, hinreichend beantwortet. Die dort gemachten Mittheilungen dürften ihm den Gedanken nahe legen, daß gerade um die Zeit der Aufhebung des Ordens beide Provinzen zahlreiche in allen wissenschaftlichen Zweigen und auch in der schönen Literatur ausgezeichnete Mitglieder zählten und in beiden Provinzen die Pflege der Wissenschaften und die schriftstellerische Regsamkeit einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen hatte. Zahlreichere Details hierüber bietet De Luca's „Gelehrtes Oesterreich" (über 100 österreichische Jesuiten finden sich dort unter den im Jahre 1778 lebenden Schriftstellern angeführt); ferner „Pelzel's Buch: „Böhmische, Mährische und Schlesische Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten"; P. Joh. Stöger's „Scriptores Prov. Austr." und Dr. v. Wurzbach in seinem „Biogr. Lexikon des Kaiserthumes Oesterreich ꝛc."

Dieselbe wissenschaftliche Begeisterung, dieselbe literarische Thätigkeit herrschte in den übrigen Provinzen, wie man zum Theil schon aus den S. 270—97 gemachten Mittheilungen ersehen kann; einige nähere Aufschlüsse hierüber findet der Leser in Crétineau-Joly's Geschichtswerke (T. V. ch. 6) und in der „Geschichte der Gesellschaft Jesu," von Moriz Brühl, der sein dießbezügliches Exposé mit den Worten einleitet: „Es ist hier ganz am Orte, auf den sehr bemerkenswerthen und keineswegs gehörig gewürdigten Umstand hinzuweisen, daß gerade unmittelbar vor ihrer Aufhebung die Gesellschaft Jesu in wissenschaftlicher und literarischer Beziehung die reichsten Kräfte zählte und der Zudrang zu ihr ein außerordentlicher war," *) und dann auf drei Seiten die Beweise folgen läßt. (S. 663—65.)

---

*) Beides gilt ganz besonders von der österreichischen und böhmischen Provinz, so daß ich dem Herrn Verfasser des Buches: „Die österreichische Volksschule" nicht beistimmen kann, wenn er S. 284 sagt: „Die Haltung des Ordens in den zwei letzten Jahrzehenden bot einen kläglichen Anblick." Die Zahl der Mitglieder der österreichischen Provinz belief sich im Jahre 1727 auf 1565, im Jahre 1773 auf 1819; groß war in beiden Provinzen die Zahl solcher Mitglieder, welche vornehmen Häusern angehörten; groß war in beiden der wissenschaftliche Aufschwung, groß und vielfältig die schriftstellerische Thätigkeit, wie aus den angeführten Daten erhellt; groß war auch die Thätigkeit auf dem Gebiete der Seelsorge, auf der Kanzel, im Beichtstuhle u. s. w.; groß war der Eifer für die aus- und inländischen Missionen; die österreichische Provinz allein zählte 1750 in China, in den beiden Indien, auf den Inseln der Südsee 63 Missionäre; mit der Vertreibung der Jesuiten aus den portugiesischen und spanischen Colonien schmolz natürlich die Zahl immer mehr zusammen; inländische Missionäre gab es im Jahre 1773 in der österreichischen Provinz 32 mit bestimmten Stationen (Missionarii Stationarii), 10 herumziehende katechetische Missionäre (Missionarii Catechc-

Alle übrigen Mittheilungen über Angriffe gegen den österreichischen Organisations-Entwurf, über die Zahl geprüfter und ungeprüfter Lehrer aus dem Laien- und geistlichen Stande, von den Verhandlungen der hochw. bischöfl. Consistorien von Linz und Leitmeritz mit den k. k. Regierungsbehörden und über andere dergleichen Dinge, womit Herr

---

tici) mit P. Parhamer (vgl. S. 515 A.) an der Spitze, 7 sogenannte Missionarii Segneriani, endlich 9 Feldpater bei verschiedenen Regimentern (Missionarii Castrenses): aber wenn die österreichische Provinz auch nur den P. Parhamer aufweisen könnte; dieser allein würde schon genügen, die Thatsache zu constatiren, daß in ihr der apostolische Geist noch kräftig fortlebte (vgl. die Schrift: „Ignaz Parhamer's ... Leben und Wirken, von Georg Rieder 2c." Wien 1872). Dieß Alles bot keinen „kläglichen Anblick". Wenn aber mit der Phrase die Haltung des Ordens in der Unterrichtsfrage gemeint ist, so standen die Jesuiten bereits seit 1735 unter staatlicher Controle (vgl. S. 418—19), welche 1752 noch durch die Einsetzung eines „landesfürstlichen Universitäts-Superintendenten" behufs jährlicher „Schulvisitation" verschärft ward. (Vgl. S. 427.) Sache der Jesuiten war es also nicht mehr, in der Unterrichtsfrage irgendwie die Initiative zu ergreifen; sie hatten einfach zu gehorchen, was sie auch thaten; aber wußten denn die mit der Reorganisation und der Leitung des Schulwesens beauftragten Herren selbst, was sie sollten oder wollten? Die Frage muß geradezu verneint werden, und hiezu bietet gerade Freih. v. Helfert's Buch von S. 120—322 die sprechendsten Belege; so daß nicht so sehr die Haltung der Jesuiten, wohl aber die der damaligen Regierung, unter deren Controle sie standen, in der Unterrichtsfrage „einen kläglichen Anblick bot". Nach dem Gesagten fällt auch eine andere Behauptung desselben Herrn: „Im Schooße des Ordens war die Spannkraft seiner früheren großen Zeit erlahmt", wenn aber hinzugefügt wird: „und von außen konnte ihm ein neuer Geist nicht eingehaucht werden" (S. 283); so ist dieß allerdings insoweit wahr, daß Niemand Anderen geben kann, was er selbst nicht hat, und die geistreichen Herren, die seit 1770 mit gewaltigen Reformplänen sich trugen, standen nach der Aufhebung des Ordens rathlos da und griffen zufrieden nach dem früher verschmähten Studienplan der Piaristen. Cornova's Behauptung, daß die Jesuiten zur Unzeit aufgehoben worden, und daß sie, falls dieß nicht geschehen wäre, für die Wissenschaften noch mehr als früher würden geleistet haben (Brief 8, S. 108, vgl. S. 25 bis 26), und Denis' Versicherung in seiner Selbstbiographie (B. 2, K. 10), daß in der österreichischen Provinz geniale Lehrer, ausgezeichnet in der Physik, in der Mathematik, in der gesammten Naturwissenschaft, und in der schönen Literatur auftraten, so daß dieselbe, wenn nicht der verhängnißvolle Schlag erfolgt wäre, in kurzer Zeit eine Menge hochgelehrter Männer würde gezählt haben, haben ihre guten Gründe, und Herrn Helfert's Behauptung: „Gewiß ist, daß der Orden bis zum Zeitpunkte seiner Auflösung nichts Nachhaltiges gethan hat, was jene Annahme rechtfertigen könnte," dürfte sich nicht als gewiß herausstellen; die von mir S. 250—270 angeführten Daten, selbst die über den Unterricht in der griechischen und deutschen Sprache gemachten Mittheilungen, sowie die nachfolgenden über hervorragende Namen österreichischer Jesuiten auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, der

stelle die folgenden Blätter füllt, liegen außerhalb des Bereiches meiner Aufgabe; selbst bei dem, was S. 261—A. über „die gefährlichen Lehren" der Jesuiten „von den Zweideutigkeiten und dem Ver-

Mathematik, Physik und der Naturgeschichte sprechen für Cornova und Denis; um so mehr, da Beide im hohen Alter dem schon vor drei Jahrzehenden aufgehobenen Orden dieß Zeugniß ausstellen, und weder der Eine noch der Andere ein indiscreter Lobredner seiner Provinz ist, zugleich aber Beide die Wahrheit ihrer Aussage durch und an sich selbst bestätigten. Wenn ferner Herr Helfert (S. 284) auf eine Stelle bei Denis (B. II, K. 10) sich stützend, sagt: „Die Jesuiten ließen sich durch Befehle zu dem zwingen, wozu sie nicht freiwillig die Hand bieten wollten," so drückte auch ich (S. 513—14 A.) den Wunsch aus, daß die Oberen einige Decennien früher zum klaren Verständniß der veränderten Verhältnisse hätten gelangen sollen; indeß nimmt Denis keinen Anstand zu behaupten, daß bei diesem reformatorischen Drängen und Treiben Aufsässigkeit mit im Spiele war („in Wien suchte man uns von Seite des Unterrichtes und unseres Studienplanes anzugreifen"), und andererseits bezeugen seine Worte, daß die Jesuiten den Verordnungen der Regierung nachkamen. Uebrigens hatte die Unterrichtsweise vor dem Jahre 1735 wohl nirgends bedeutende Reformen erfahren; seit diesem Jahre aber lag die ganze Leitung des Unterrichtes in den Händen der Regierung; auch kann nicht so schlechthin behauptet werden, daß die Jesuiten nicht auch ihrerseits thätigen Antheil an den Reformbestrebungen genommen: nicht ihre Gegner verfaßten die neuen, zeitgemäßen Lehrbücher, sondern die Jesuiten selbst, ein Wagner, ein Fritz, ein Roghera, ein Scherffer, ein Sagner, ein Hell, ein Makó, ein Horvath, ein Biwald, ein Storchenau u. s. w. Mit dem Hinweis auf diese Lehrbücher, deren Verfasser sich schon längst von des Aristoteles Herrschaft in der Philosophie und Physik emancipirt hatten, fällt Herrn Helfert's fernere Behauptung, daß die Jesuiten „sich immer noch an die Aussprüche des stagiritischen Weltweisen klammerten ꝛc." (S. 282), und ganz vergebens citirt er Denis' Worte: „Regnabat Aristoteles etc."; denn Denis spricht ja dort (B. II. K. 9) nur von seinen philosophischen Studien, welche er noch vor seinem Eintritt in den Orden (1745—47) im Collegium zu Passau gemacht, später aber im Orden nicht mehr wiederholt hatte, weßhalb er in den folgenden Zeilen Klage führt, daß er in diesen Wissenschaften mit anderen Ordensgenossen nicht auf gleicher Höhe stehe: „Et fuit ea mihi per reliquam vitam saepe dolendi materies, praecipue, dum sodalium meorum, Biwaldi, Horvathi, Liesganiggii, Makonis, Scherferi, Storchenavii et aliorum libros in manus sumerem, in meliora me non incidisse tempora, nec licuisse deinceps aliis curuis occupationibusque distento nisi delibare, quae demitti profundius in animum jovenilem oportuisset." Darnach ist auch eine andere Stelle desselben Geschichtschreibers zu beurtheilen, wenn er nämlich S. 281 sagt: „ihre" (der Jesuiten) „eigenen Genossen bedauerten, die mit verbrauchten Methoden auf abgenützte Lehrstoffe vergendete Zeit," und diese Behauptung durch Anführung der so eben citirten Worte aus Denis zu beweisen sucht, dabei aber in sehr auffallender Weise gerade den über das Verständniß der Stelle entscheidenden Zwischensatz: „praecipue, dum bis — sumerem" ausläßt. Wiederum, wenn Herr Helfert (S. 282 A. 2) ein anderes Citat aus Denis bringt: „Res audire cupiebam non voces" („Sachen wünschte

schweigen"*) gesagt wird, lohnt es sich einem Herrn Kelle gegenüber nicht der Mühe, länger zu verweilen, nachdem dieser Herr selbst uns so viele und eclatante Beispiele von unzweideutigen Textverfälschungen

ich zu hören, nicht Worte,") so spricht Denis an dieser Stelle nicht vom Jesuiten-Unterricht überhaupt, sondern von einzelnen subtilen Fragen und Hypothesen, welche, als er Theologie studirte (denn von seinem zweiten theologischen Jahrgang handelt Denis im 8. Kapitel), von den Professoren nach damaliger, allgemeiner Sitte erörtert wurden, womit aber sein Geist sich nicht befreunden konnte.

Wenn aber derselbe Herr S. 281 A. 2 Venedey's Paradoxon, „daß die Erziehung in der Regel das Gegentheil von dem erziele, was sie beabsichtigt" und seinen hiefür angebrachten Beweis, daß „das Geschlecht, auf welches die Jesuiten als Erzieher der Jugend den größten Einfluß geübt, dasjenige ist, welches die Revolution hervorgerufen und durchgeführt hat," dadurch zu widerlegen sucht, daß er sagt, auf die Erziehung dieses Geschlechtes „haben die im Verfalle begriffenen Jesuitencollegien unleugbar nicht mehr den Einfluß gehabt, den sie zur Zeit ihrer vollen Kraft auf die vorangegangenen Generationen ausgeübt," so ist dieß eine zum Theil richtige, zum Theil unrichtige Behauptung. Von „im Verfalle begriffenen Jesuitencollegien" wußten die französischen Bischöfe nichts in ihrem 1761 an den König Ludwig XV. gerichteten Gutachten über die Angelegenheiten der Jesuiten; von solchen Collegien wußte nichts der gesammte Clerus von Frankreich in seinem an eben denselben König und über dieselbe Frage 1762 gerichteten Schreiben, im Gegentheil in beiden Actenstücken wird der Lehr- und Erziehungsweise der Jesuiten Anerkennung und Lob gezollt; ferner die Erziehungsstätte der Revolutionshelden von 1793 fand der protestantische Professor in Göttingen, M. Kern, wie wir S. 677 gesehen haben, nicht in den Jesuitencollegien, sondern in der Universität; ja die größten Schreckensmänner, wie ein Robespierre, ein Danton, ein Desmoulins, ein Chenier, waren zur Zeit der Aufhebung des Ordens in Frankreich 2—6 jährige Kinder, andere, wie Fréron, Tallien, noch gar nicht geboren, ein Marat aber und ein Mirabeau hatten nie ein Jesuitencollegium gesehen: kurz und gut, mit der Generation, welche die Gräuelscenen von 1793 aufführte, hatten die 1764 aufgehobenen Jesuitencollegien gar nichts zu schaffen, sie hatten auf dieselbe nicht nur nicht den früheren, sondern gar keinen Einfluß ausgeübt: und insoweit ist die Behauptung Herrn Helfert's eine richtige. Manches andere hieher Gehörige übergehe ich, weil es in den vorausgegangenen Erörterungen hinreichend beantwortet ist.

*) Für den Leser mögen hinsichtlich der gefährlichen Jesuiten-Moral folgende Bemerkungen hier einen Platz finden: 1. Der nächst beste Hohlkopf, gar nicht fähig über die leitenden Principien der Casuistik nachzudenken, der nächst beste Libertin, im Leben um nichts weniger als um die christliche Moral besorgt, nimmt es sich nach Belieben heraus, gegen die laxe Jesuiten-Moral zu eifern und den Gottesgelehrten und strengen Sittenwächter zu spielen. — 2. Die respectiven Citate solcher Censoren sind fast durchgängig aus den Schmähschriften französischer Jansenisten geschöpft, der geschwornsten Feinde der Jesuiten, weil diese besonders mit Erfolg ihre heterodoxe Lehre von der Gnade bekämpften; so z. B. aus Arnauld's „La morale practique des Jésuites" und „La théologie morale des Jésuites", nach einem Beschluß des Parlaments von Bordeaux als „ärgerliche und verleumderische" Schmähschriften

gegeben und gezeigt hat, daß er sich bei seinen Citationen nicht bloß auf das **Verschweigen** und Verstümmeln von einschlägigen Texten und Texttheilen, sondern auch auf das Vergrößern, auf das Inter-

öffentlich verbrannt; „La nouvelle théologie morale des Jésuites" (anonym), von der Congregation des heil. Officiums in Rom verurtheilt; „La morale des Jésuites", von Perrault; von der Sorbonne als „ein mit Unbilden, Betrügereien und Verfälschungen angefülltes Buch" erklärt und in Folge eines Parlamentsbeschlusses zu Paris von Henkershand öffentlich verbrannt. Mehr Verbreitung fanden die berüchtigten Provinzialbriefe, von Pascal in klassischer Sprache und in einem feinen, witzigen Tone geschrieben, obgleich auch diese von der Sorbonne, dem Parlamente, dem Episcopat und von dem Papste waren verdammt worden. Aus den genannten und ähnlichen, von blindem Parteihaß dictirten Werken ward dann von den Jansunisten 1762 ein Auszug veranstaltet („Extraits des assertions etc."), und dieser Auszug, mit nicht weniger als 858 erwiesenen Verfälschungen angefüllt, wird in der Gegenwart besonders in Deutschland am meisten benützt, wenn es **zweckmäßig** erscheint, die Jesuiten als laxe Moralisten zu verschreien. — 3. Daß nun einzelne Casuisten unter den Jesuiten in der Entscheidung mancher Fragen sich geirrt haben, und in der milden Beurtheilung einzelner Fälle zu weit gegangen sind, ist eine bekannte Thatsache: aber was einzelnen Jesuiten begegnet ist, begegnete auch anderen Theologen sowohl aus dem Regular- als Säcularclerus; ja es gibt wohl keinen einzigen Casuisten, der nicht hin und wider sich geirrt hätte, entweder durch zu große Milde oder durch zu große Strenge; dem Einen scheint diese oder jene Handlung in Anbetracht der obwaltenden Umstände erlaubt, oder doch keine schwere Sünde zu sein, dem Andern erscheint das Gegentheil als richtig, und beide verfechten ihre Ansicht mit mehr oder weniger wahrscheinlichen Gründen. — 4. Ein Analogon hiezu bieten die weltlichen Gerichtshöfe. Nicht selten geschieht es, daß ein gefälltes richterliches Urtheil von einer höheren Instanz annullirt oder doch modificirt, bei weiterer Appellation aber an die höchste Instanz von dieser die erste Entscheidung aufrecht erhalten wird: weil eben das Gesetz in seiner Anwendung auf jeden einzelnen Fall mit allen seinen Umständen nicht genug klar ist, um nicht zu verschiedenen Auffassungen Raum zu geben, oder vielmehr weil kein Gesetz genug klar sein kann, um zur Entscheidung aller möglichen Fälle als unfehlbare Richtschnur zu dienen: ganz analog verhält es sich bei der Entscheidung von Gewissensfällen. — 5. Wenn manche Casuisten auf's Aeußerste gehen und zu beweisen versuchen, daß diese oder jene Handlung unter gewissen Umständen von einer schweren Sünde entschuldigt werden könne, so wollen sie hiemit nicht sagen, daß man nach solchen mehr oder weniger wahrscheinlichen Lehrmeinungen im Leben sich richten soll, sondern sie bewegen sich mit solchen extremen Behauptungen auf dem Gebiete der Speculation und mahnen oft selbst, daß es in der Praxis nicht sicher sei, nach solchen in der Theorie allenfalls noch wahrscheinlichen Sätzen sich zu richten. Schließlich möchte ich noch bemerken, was selbst ein Voltaire von der Moral der Jesuiten und von Pascal's „**Provinzialbriefen**" geurtheilt hat. Er äußert sich hierüber in seiner Correspondance (Nr. 385) mit folgenden Worten: „Was habe ich während der sieben Jahre, als ich im Hause der Jesuiten lebte, bei ihnen gesehen? Ein sehr thätiges, mit vielen Beschwerden verbundenes und dabei äußerst

poliren derselben, nicht bloß auf das Verschweigen historischer Facta, sondern auch auf das Uebertreiben und Entstellen in der Darlegung derselben sich verstehe; kurz und gut, im Großen und Ganzen kann ich meine Aufgabe als gelöst betrachten, welche keine andere war, als an der Hand unverwerflicher Zeugnisse und unleugbarer Thatsachen die ungerechtfertigten und maßlosen Angriffe Herrn Kelle's gegen die Ratio stud. und den von der ehemaligen Societät an ihren Gymnasien und Lyceen ertheilten Unterricht zurückzuweisen und zugleich zu zeigen, daß die Gesellschaft auch heut zu Tage mit ihrer Ratio stud. genug freien Spielraum besitzt, um den veränderten Verhältnissen gerecht zu werden, und einen den Anforderungen der Gegenwart entsprechenden Unterricht zu ertheilen, wie sie denn wirklich einen solchen in den verschiedensten Ländern ertheilt.

Ganz am Platze wäre nun eine Recapitulation meiner Beleuchtung; allein die Arbeit wäre eine langwierige und unangenehme; dafür wollen wir lieber einen kurzen, friedlichen Rückblick auf die ehemalige Societät werfen und nach so vielem ermüdenden Gezänke mit der schönen Elegie schließen, worin einst einer der literarischen Ordensheroen, der schon

---

mäßiges und ordentliches Leben. Alle ihre Stunden waren eingetheilt theils in Schularbeiten, theils in solche, welche ihr strenger Orden ihnen auflegte. Ich nehme tausend und abermal tausend Menschen zu Zeugen, die gleich mir bei ihnen erzogen wurden, und keiner von allen wird mich hierin einer Unwahrheit beschuldigen können. Deßhalb kann ich auch nicht aufhören, mein Erstaunen darüber zu äußern, daß man sie beschuldigt, als hätten sie eine verderbliche Moral gelehret. Sie haben so wie andere Orden in den Zeiten der Finsterniß Casuisten gehabt, die das pro und contra von Fragen behandelten, die gegenwärtig bereits aufgehellet, oder in Vergessenheit versunken sind; aber, aufrichtig, darf man deßhalb ihre Moral nach der Satyre der lettres provinciales (Provinzialbriefe) beurtheilen? Dieß kann man sicher nur aus dem P. Bourdaloue, P. Cheminais, aus den Werken ihrer übrigen Prediger und Missionäre thun. Man ziehe einmal eine Parallele zwischen den lettres provinciales und den Predigten des P. Bourdaloue, und man wird aus ersteren die Kunst zu spotten, gleichgiltige Dinge im verbrecherischen Gewande darzustellen und mit rednerischem Schmucke zu insultiren lernen; aus P. Bourdaloue aber wird man die Kunst inne werden, strenge gegen sich und nachsichtig gegen Andere zu sein. Ich frage demnach, auf welcher Seite ist die wahre Moral, und welches von beiden Büchern ist für die Menschheit das nützlichere? Ich getraue mir zu behaupten, es gibt nichts Widersprechenderes, Unbilligeres und Schimpflicheres für die Menschheit, als Männer einer laxen Moral beschuldigen, die in Europa das härteste Leben führen, und in den entferntesten Winkeln von Asien und Amerika dem Tode entgegengehen."

öfters genannte Exjesuit Michael Denis, im Alter von 70 Jahren, seinen Erinnerungen an den schon längst aufgehobenen Orden wehmüthigen Ausdruck verlieh und demselben ein ehrendes Denkmal setzte: seine Elegie ist zugleich eine kurze Apologie, und so möge sie denn hier stehen.

Exstinctae Societati meae.*)

Pauca Sodalitii superant jam membra beati,
Portio cujus ego quantulacumque fui;
Cujus in excidium solers armavit Avernus,
Quidquid ei toto militat orbe mali.
Venales pretio linguae, mordacia scripta,
Confictique metus, livor opumque sitis
Agmine nos facto circum fremuere; nec usquam
Cura laboranteis ulla levare fuit.
Nil juvat ingenuis teneram formasse juventam
Artibus et moreis edocuisse bonos;
Tot claros genuisse viros, quos nescia mortis
Innumeris loquitur fama voluminibus;
Semina divinae Legis sparsisse per urbeis,
Oppida et agrestis fumida tecta casae;
Pulvillis regum morientum inopumque grabatis
Advigilasse pari nocte dieque fide;
Tinxisse extremas sudore et sanguine terras,
Quas oriens Phoebus lustrat et occiduus,
Ut regio nusquam nostri non plena laboris
Pro Christo et sancta Religione foret.
Nil juvat. Exigimur laribus, disjungimur atque
Fraterno inviti solvimur officio.
Non tamen ulla data est culpatis curia, nullo est
Legitimo nobis causa peracta foro.
Proh, tantum potuit vis conjurata malorum!
Tantum hominum caecae pectora noctis habent!
Scilicet aurea secla tibi reditura putabas
Europa! a nostri clade Sodalitii.
Credula! tolle oculos, partem circumfer in omnem,
Et, quae sit facies rerum hodierna, vide!

*) Mangel an Raum gestattet mir nicht, die deutsche Uebersetzung beizufügen.

Adspicis infestos populos, agitataque regna
Alterum in alterius proruere exitium,
Templa profanata et pollutas caedibus aras,
Undique et horrenti diruta tecta situ,
Cive domos vacuas, desertaque rura colono,
Perfugium miseris vix super exsulibus.
Insultat Coelo impietas. Reverentia legum
Nulla. Fides cessit, fasque pudorque procul.
Omne ruit temere frenum indignata juventus,
Et florem aetatis deterit ante diem.
Non ego sum, Nemesin qui coelo devocet, aut qui
Cuncta haec de nostro funere nata velit.
Sunt tamen, averti aut minui potuisse ruinam
Qui nostro incolumi corpore stante putent.
Signassemus enim praeclaram sanguine causam,
Aut populis nostra mens rediisset ope.
Haec alii. Mihi non tanta est fiducia nostri:
Supremi veneror Numinis arbitrium;
Quodque licet, tumulos obeo sparsasque per orbem
Complector Fratrum pectore reliquias.
Queis ubi summa dies jam fessum junxerit aevo,
Haec erit ad tumulum spes mihi fida comes:
Posteritas, quae non odio nec amore feretur,
Pensabitque mei gesta Sodalitii,
Coetum hominum talem, dicet, nec prisca tulere,
Nec conata licet secla futura ferent.

Inhaltsangabe.

Seite

Vorwort III

Erstes Kapitel. Beleuchtung der Vorrede des Herrn Dr. Kelle. Zwölfjährige Vorarbeiten des Herrn Dr. Kelle, was von seinen langwierigen Forschungen und Studien zu halten sei; Pflicht des Geschichtschreibers. Der Exjesuit Cornova. Motive, die Herrn Dr. Kelle bei seiner Arbeit leiteten. Drohung des Herrn Dr. Kelle; er vindicirt seiner Schrift europäische Bedeutung. Der kriegerische Orden. Gedruckte und ungedruckte Ministerial-Erlässe, ämtliche Dekrete und Berichte. Anachronismus; die Gymnasien einst und jetzt 1

Zweites Kapitel. Der Candidat der Gesellschaft. Aufnahme in die Gesellschaft. Herr Dr. Kelle über die Candidaten-Werberei der Jesuiten. Seine sonderbare Beweisführung aus einem verstümmelten Citat aus dem Institut. Seine wahre Quelle ist offenbar Cornova. Unterschied zwischen diesem und Herrn Dr. Kelle. Aus dem Institut hätte der Herr Doctor über diesen Punkt sowohl sich selbst als seine Leser vollständig belehren können; als Geschichtsschreiber war er dazu verpflichtet. Nachlese aus Cornova 20

Drittes Kapitel. Erste Probation. Das Noviziat. Erste Prüfungszeit des angenommenen Candidaten; lächerliche Citationen des Herrn Dr. Kelle. Ungenauigkeit in der ganzen Darstellung. Herr Dr. Kelle und Cornova im Noviziate. Höchst trauriges Los eines Novizen in den Augen des Herrn Doctors. Verdummung der Novizen. Der Gehorsam im Ordensstande. Zerreißung der heiligsten Bande der Natur. Der Herr Doctor spielt den Bibel-Exegeten. Die ascetischen Uebungen gelten ihm als geistige Unthätigkeit; das mündliche Gebet als Formelkram. Cornova theilt nicht die philosophische Entrüstung des Herrn Doctors. Entferntere Vorbereitung des Novizen zum Gymnasiallehramt. Arger Irrthum des Herrn Doctors. Was sagt hierüber Cornova? Erinnerungen des P. Ravignan an das Noviziat. Der Noviz, was er that und wie er war, geschildert vom Exjesuiten Michael Denis 27

Viertes Kapitel. Die Repetitio humaniorum in der alten Societät, oder die Vorbereitung der Scholastiker zum Gymnasiallehramte. Herr Dr. Kelle erweist sich in der Darstellung der sogenannten Repetitio humaniorum als einen sehr einseitigen Compilator des Cornova.

Seite

Was unter der Repetitio humaniorum zu verstehen sei; wie sie gehalten wurde, darüber belehrt uns Juvencius. Die lateinische Grammatik war kein eigentlicher Gegenstand der Repetition. Großes Lob, das Cornova seinem Lehrer Pubitschka spendet; nicht so zufrieden ist er mit seinem Professor im Griechischen. Herr Dr. Kelle ignorirt den Juvencius und den Cornova, obgleich er beide ganz gut kennt; nach ihm war an der Repetition Alles schlecht, doch vergißt er uns die Quellen zu nennen, woher er weiß, wie es dort in Böhmen vor mehr als hundert Jahren in einem oder dem anderen Collegium zwischen vier Wänden bei der Repetition hergegangen ist. Waren insbesondere die Lehrer in der Repetition so ganz abgelebte, unfähige Greise, wie Herr Kelle behauptet? Um doch etwas zu sagen greift er zur Dichtung und fingirt im Widerspruche mit Juvencius und Cornova, daß die lateinische Grammatik, und zwar die Rudimenta des P. Emanuel Alvarez in der Repetition docirt wurden, und läßt nun eine ebenso heftige als erfolglose Polemik gegen diese Rudimenta folgen. Sein Angriff gegen die Institutionen des P. Alvarez ist ein klägliches Attentat. Dann fällt er über P. Gretser's griechische Grammatik her, dieser schlägt ihn wacker aus dem Felde. Ihre arithmetischen, mathematischen und geschichtlichen Kenntnisse erweiterten die Scholastiker an der Universität, so daß sie quantitativ und qualitativ gehörig vorbereitet das Gymnasiallehramt antraten. Die Kritik des Herrn Dr. Kelle stellt sich allseitig als eine ungerechtfertigte heraus 76

Fünftes Kapitel. Der Scholastiker während der philosophischen Studien. Herr Dr. Kelle verfolgt mit strenger Consequenz seinen Zweck; diesem gemäß mußte der Scholastiker während des zweijährigen philosophischen Studiums auch das Wenige vergessen, was er etwa in der Repetition gelernt hatte. Wurden die philologischen Studien während des philosophischen Curses gänzlich unterbrochen? Wer hat Recht — Cornova oder Herr Kelle? Was erfahren wir hierüber aus dem Institute? Wäre es nicht besser gewesen, die Repetitio humaniorum auf die philosophischen Studien folgen zu lassen? Ist es wahr, daß der junge Jesuit nie zur Ruhe und Sammlung kam? — oder hemmte es seine Energie, daß er sich bestimmt sah, seine Thätigkeit nach einem bestimmten Plane dem Ganzen zu weihen? — In der Regel durften nur absolvirte Philosophen als Lehrer am Gymnasium verwendet werden . . . 193

Sechstes Kapitel. Das Magisterium in der alten Societät im Allgemeinen. Ist es wahr, daß, wie Herr Dr. Kelle behauptet, alle Jesuiten ohne Ausnahme Gymnasiallehrer werden mußten? Waren die Magister der alten Societät wirklich so schlecht vorbereitete und unselbstständige, hölzerne Subjecte? War das Amt des Studienpräfecten deßhalb eingeführt, um den unbehilflichen Magistern unter die Arme zu greifen? Die Stellung des Studienpräfecten in der alten Societät. War dieses Amt eine gar so schwere Bürde? Waren ferners die Studienpräfecten gar so altersschwache und unwissende Greise, wie Herr Dr. Kelle uns

glauben machen will? Reibungen zwischen den Studienpräfecten und den Magistern; was erfahren wir hierüber aus Cornova? Was ist von dem schlechten Geschmacke in der böhmischen Provinz und in der Gesellschaft überhaupt zu halten, wovon Herr Dr. Kelle redet? Klopstock, Lessing und Wieland auf der einen und Oppelt und Denis auf der anderen Seite. Ist es wahr, daß den Magistern die Lectüre neuerer Schriftsteller verboten — ja, sogar als Sünde erklärt war? Fehlte es den Magistern der alten Societät wirklich an Mitteln und an Zeit, sich während des Lehramtes auszubilden? War es Willkür von Seite der Obern, daß manche Gymnasien in der alten Societät nur mit drei Lehrern besetzt waren? Kurze Antwort auf einige Hypothesen und fernere Chikanen des Herrn Doctors. Eine kleine Abschweifung. Was urtheilte Cornova von den Magistern seiner Zeit? 223

Siebentes Kapitel. Die jungen Professoren in der Theologie und in der dritten Probation. Die Lehrer in den Humanitätsklassen. Ein alter Spruch. Trauriges Loos des gewesenen Magisters während der theologischen Studien und der dritten Probation: Herr Dr. Kelle, eingedenk des Zweckes, läßt die Theologen (wie früher die Philosophen) auf Alles vergessen, was sie in der Repetition und während ihres Lehramtes am Gymnasium gelernt. Das Institut und Cornova belehren uns eines Anderen. Der Herr Doctor ärgert sich ganz umsonst wegen der dritten Probation. Viel Geschwätz über Dinge, die zur Sache nicht gehören. Ließen sich die Oberen wirklich nur von materiellen Rücksichten, um Freunde und Gönner zu gewinnen, oder vom Zufall, Laune und Willkür bei ihren Dispositionen leiten? Was sagt dazu der gesunde Menschenverstand? was das Institut? was die Geschichte? Hatte der Humanitätsprofessor, wenn er in der 6. Klasse angelangt war, wirklich keine andere Aussicht, als Präfect oder Lehrer der Repetenten zu werden? Herr Kelle bringt endlich die versprochenen Beweise, daß man zu beiden Aemtern „überhaupt alte, hinfällig gewordene" Leute bestellte. Konnten Humanitätsprofessoren zu Ehrenämtern aufsteigen? Herr Dr. Kelle phantasirt Allerlei über die verschiedenen Qualitäten der Lehrer in den Humanitätsklassen; stellt Hypothesen auf, argumentirt tüchtig darauf los, vergißt aber in der Hitze, einige nicht unbedeutende Sätze zu beweisen und bringt am Ende — ganz, wie es der Zweck erheischte — heraus, daß „die Schüler in den oberen, wie unteren Schulen überhaupt quantitativ und qualitativ wenig lernten" 343

Achtes Kapitel. Unterricht in den einzelnen Klassen und Lehrgegenständen. Disciplin und Erziehung. Stand der Bildung und Wissenschaften in der alten Societät zur Zeit ihrer Aufhebung. Schluß. Rückblick. Confusion bei Herrn Dr. Kelle. Die Gymnasien der alten Societät und die modernen. Den heutigen Gymnasien gegenüber können die alten nur in Verbindung mit dem Lyceum richtig beurtheilt werden. Die Genesis des Gymnasiums. Unterricht in den einzelnen Fächern an den Gymnasien der Societät, sammt den wichtig-

Seite

sten A[illegible] Geschichte der Kriege, welche die Jesuiten 1735, 1752 [illegible] der österreichischen Regierung geführt 390

1) Unterricht im Latein (S. 400); 2) im Griechischen (S. 453); 3) im Deutschen (S. 480); 4) in der Geschichte und Geographie (S. 517); 5) in der Arithmetik (S. 553). Unterricht am Lyceum, in der Mathematik, Mechanik, Physik und Naturgeschichte (S. 560). Auch die Jesuiten-Schulen vermittelten eine „allgemeine höhere Bildung". Die Vorbereitung der jetzigen Gymnasiallehrer ist nicht frei von großen Gebrechen. Die Ertheilung eines vollständigen Unterrichtes in der Philosophie war ein weiterer großer Vorzug der alten Schule. Einige Urtheile über das Maturitäts-Examen und den modernen Gymnasial-Unterricht (S. 588). Ist es wahr, daß arme Studirende in den Schulen der Societät verachtet waren? (S. 603). Die sogenannten Akademien und Tentamina (S. 607). Schriftliche Aufgaben und mündliche Fragen zur Erlangung eines Preises. Uebungen in lateinischen Versen. Gedruckte Schülerarbeiten (S. 618). Declamationen (S. 627). Die theatralischen Vorstellungen (S. 632). Die Schulen der Jesuiten bezweckten sowohl materielle als formelle, sowie auch „jene humane Bildung, welche durch die Lectüre der alten Schriftsteller gewonnen wird" (S. 640). Moralische und religiöse Erziehung in den Schulen der alten Societät (S. 643). Harmonische Entwicklung aller Seelenkräfte, nicht bloß des Gedächtnisses (S. 648). Der Unterricht in den Jesuiten-Schulen war ein praktischer mit der offenbaren Tendenz, daß „aus dem Wissen ein Können werde" (S. 656). Die Schul- und Ferialtage in den alten Jesuiten-Gymnasien (S. 661). Rückblick auf die famosen Kämpfe zwischen der k. k. Regierung und den Jesuiten (S. 664). Die Ratio studiorum; wie und wann entstand sie? Wissenschaftlicher Unterricht in Verbindung mit christlicher Erziehung ist ihr Fundamentalprincip (S. 668). Was ist von der neuen Ratio stud. zu halten? Studienpläne von einigen Jesuiten-Lehranstalten in der neuesten Zeit. Zeugnisse dafür (S. 678). Das Schreiben des Ordensgenerals P. Beckx an Se. Excell. Grafen Thun, österreichischen Unterrichtsminister. Kelle'sche Kritteleien und Verirrungen sammt Textverfälschungen (S. 688). Schluß.

Verbesse:

Die leider große Zahl der Druckfehler · ıtigkeit
und dem Mangel an Zeit zu gute halten rigirt.

Auf dem Titelblatte συκοφε gänze

Seite	Zeile	
IV	10	Ἔστ', ἢ δύνασθαι statt Ἔστι, ἢ δύναθαι.
IV	11	λοιδορούμενος statt λοιδοροῦμενος.
VIII	13	Ἢ statt Ἡ.
2	10	Alvarez statt Alverez und so überall.
2	19	Protrepticon statt Pratrepticon.
3	29	Verisimilia statt Vesisimilia.
4	28	Spanmüller statt Sparmüller.
4	29	1566 statt 1596.
5	14	aus der statt aus den.
5	16	heroibus statt horoibus.
6	28	Hoc opus statt Hac opus.
6	30	recusum statt recususum.
7	1	Flos statt Flas.
7	20	Palaestra statt Polaestra.
9	29	Comp. Theol. mor. statt mer.
23	37	si quid statt si qui.
29	17	entschloß statt entschlöße.
32	36	desselben statt derselben.
33	14	niedergelegt statt niederlegt.
37	30	welche statt welchen.
72	38	im statt in.
103	4	vor statt von.
113	33	nach „Hierauf" zu ergänzen wird.
131	19	regierte statt negirte.
135	30	den statt dem.
142	23	zu lesen: fieri posset, nostri uterentur.
145	19	aliquid statt alquid.
150	12	so lange zu warten statt so zu warten.
154	22	Fertur statt Vertur.
154	27	temnite. statt temnite,
188	12	Petavius statt Patavius.
202	23	daß sie statt daß es.
202	24	würden statt würde.
215	19	Studien statt Studium.
260	28	juvenes statt juvenns.
265	32	elegiaco statt alegiaco.
275	22	Troades statt Troodes.
285	11	Pallu statt Pellu.
292	38	Cerda statt Creda.
318	15	zurückgedrängt statt zurück gedrägt.
322	9	anderer statt andere.
322	10	bedeutender statt bedeutendere.
333	12	Ausgabe statt Aufgabe.
338	9	desideret statt desiderat.
338	16	von denen statt von deren.
339	38	Lyceum statt Lycäum.
405	30	Apparatus statt Thesaurus
465	1	Diogenes Laertius statt Cornelius.
476	9	Monumentorum statt Monumetorum.
476	20	Theophili und Felicis statt Theophilli und Folicis.
477	26	Epitomator statt Epithomator
479	11	im statt in.
479	30	catholicae statt catholice.
543	12	um die Jugend statt und die Jugend.
543	27	Nohl statt Rohl und so überall.
563	26	mixtorum statt miatorum.
563	28	Gremner statt Gremmer.
564	42	„drei Bibliotheken statt „drei Bibliotheken.
597	25	scheint statt scheine.
609	18	Directors Gaspari statt Herrn Gaspari.
610	36	Gymnasiums statt gymnasiums.
614	10	Im Folgenden statt In Folgendem.
614	12	Herr Kelle statt der Herr Kelle.
628	18	dieselben statt dieselbe.
631	23	(vgl. S. 532-35 statt 433-34).
646	17	konnten statt können.
677	10	Camille's Desmoulins statt Camille, Desmoulins.
677	11	Chenier's statt Chonier's.
683	6	Daneben statt Darneben.
684	18	Turin statt Taurin.

Druck von Jos. Feichtinger's Erben in Linz.